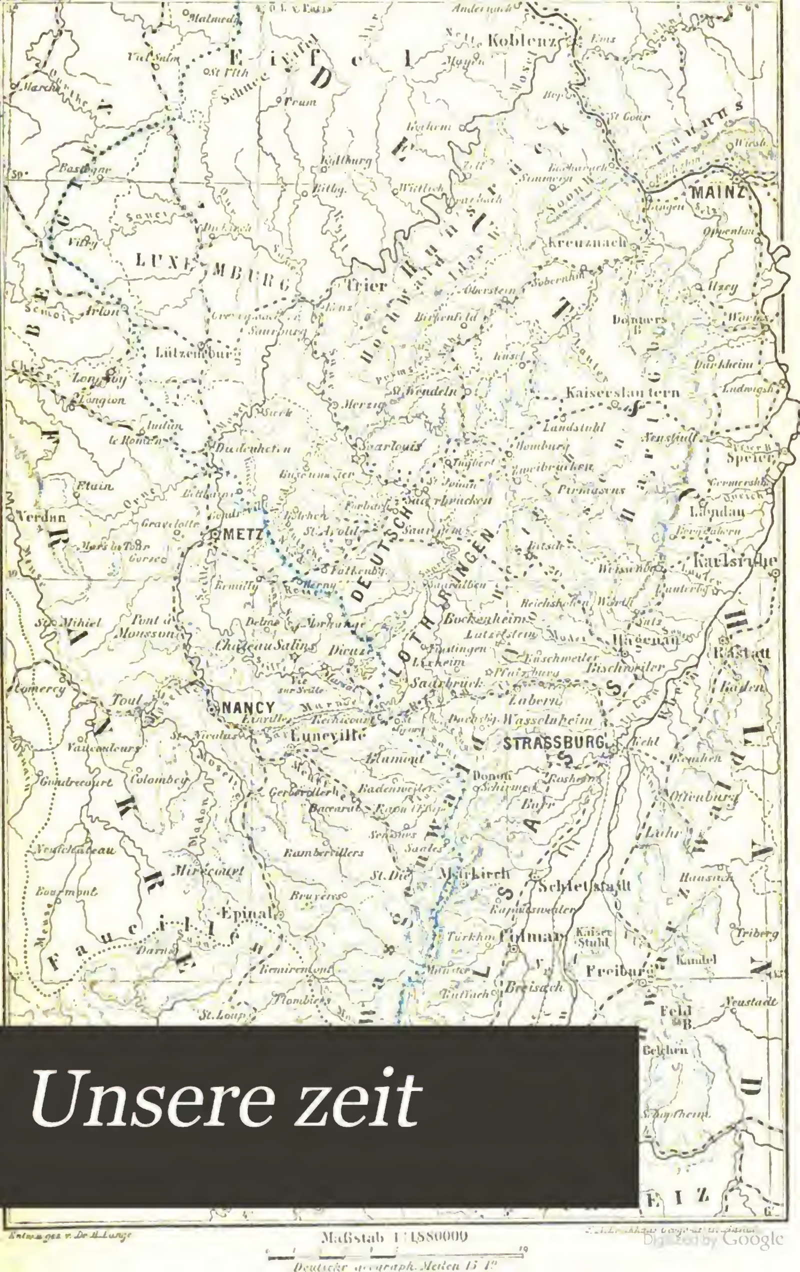


Unsere zeit
Koblenz
MAINZ
Kreuznach
Trier
LUXEMBURG
Lützemburg
Arlon
Kaiserslautern
Speier
Landau
Karlsruhe
Saarlouis
Saarbrücken
METZ
NANCY
Luneville
STRASSBURG
Hagenau
Rastatt
Baden
Offenburg
Schletstadt
Colmar
Freiburg
Epinal
Verdun
Toul
DEUTSCH LOTHRINGEN
Maßstab 1 : 1880000
Deutsche geograph. Meilen 15 : 1°



Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift

zum

Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Sechster Jahrgang. Zweite Hälfte.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1870.

Gioachino Rossini.

Ein musikalisches Charakterbild.

Länger als ein Jahrhundert hat Italien seine tonangebende Rolle in der Kunst eingebüßt. Die Völker Europas blicken nicht mehr mit Erwartung nach jenseit der Alpen, um sich die Parole zu holen. Was von Italiens Musikschöpfungen zu uns herüberbringt, hat meist nicht mehr Werth als den des Dilettantismus, und von einem nationalen Musikstil kann man bei ihnen nur insoweit reden, als sie das Princip der Trivialität gemeinsam cultiviren. Die Zerfahrenheit der politischen Geschichte der Apenninischen Halbinsel hat zweifelsohne zur Entartung des Geschmacks mitgewirkt. Leider läßt auch die seit einem Jahrzehnt eingetretene neue Wendung in den Geschicken Italiens nur geringe Aussicht, daß die musikalische Kunst drüben sich über das bisherige Niveau erheben werde. Das einzige Gebiet, auf welchem sie sich überhaupt bemerklich macht, ist die Oper. Die selbständige Musik, die Instrumentalmusik, hat nie in Italien Wurzel zu schlagen vermocht, trotzdem große epochemachende Geigenvirtuosen seinem Schose entstiegen sind und der Kunst ihres Instruments Gesetze vorschrieben. Der Mangel jeder Schöpfungskraft auf diesem Gebiete mußte aber bei der Verweichlichung des Volkscharakters verhängnißvoll werden und auch der dramatischen Musik jeden innern Halt rauben. Dazu denke man sich den italienischen Himmel, die warme Luft, die glutvollen Sonnenstrahlen, und man wird die Entmannung der heimischen Musik begreifen, die alles scheut, was das Nachdenken erregt, und in dem üppigen Wohllaut allein ihr Lebenselement sucht.

„Das Leben genießen und verachten" steht irgendwo im Jean Paul. Das Leben genießen und darüber lachen, lautet eine weniger misanthropische Version. Jedenfalls pflegen die Anhänger der letzten Maxime, indem sie ihr Talent darauf richten, die günstigen Momente zu ihrem Vortheile auszubeuten, im praktischen Leben besser wegzukommen als diejenigen, welche ihr Inneres treibt, sich an die Spitze irgendwelcher künstlerischer Bewegung zu stellen und neue Wege einzuschlagen, die weitab von den gebahnten Pfaden führen. In keiner Kunst aber äußert sich die Abneigung gegen Neuerer so heftig wie in der Musik; nirgends ist der Kampf erbitterter, nirgends prallen die Gegensätze heftiger aneinander: ein Umstand, der durch das ideale Wesen der Tonkunst, welche nicht blos neben-, sondern übereinander baut und dadurch dem Verständniß Schwierigkeiten bereitet, allerdings leichter erklärlich wird.

Desto eher gelang es jenen Tonsetzern, die Gunst des Publikums und damit den äußern Erfolg zu erringen, welche den Hörer nicht nöthigten, durch allerlei Vorhöfe sich zu bemühen, ehe er in das Innere des Verständnisses gelangt. Wahrlich, die musikalischen Lieblinge ihrer Zeit brauchten nicht Asceten den Genüssen des Lebens gegenüber zu spielen, sondern durften sich schon auf der Erde den Himmel bereiten. Freilich mußten sie sich dafür auch darauf gefaßt machen, daß ihre Werke rasch der Vergessenheit verfielen und manchmal bereits von der nächsten Generation zurückgewiesen wurden.

Unter denen, welchen es vergönnt war, die Gunst des Publikums mit vollsten Zügen zu genießen, steht der Name Rossini obenan. Nicht von dem Gefühl hehrer Erinnerungen wird man durchschauert, wenn man diesen Namen sich zurückruft, wie etwa bei den hervorragenden deutschen Tonsetzern, sondern indem wir unsere Gedanken auf den italienischen Melodiker richten, ist uns, als wenn ein ganzer Blumengarten voll üppiger Lust uns entgegenblühte. Was in des Maëstro Leben wie in jedes Menschen Dasein das Schicksal vereinzelt Herbes hineinmischte, diente nur dazu es zu würzen und durch den Schatten das Licht desto heller herauszuheben. Er hatte sich bereits in frühern Jahren alle Kränze geholt, die andern erst nach ihrem Tode zutheil werden, und das alles gleichsam tändelnd, spielend. Seine Melodien gingen durch die ganze Welt, und in alle möglichen Gewänder gekleidet dienten sie den verschiedensten Bedürfnissen des in ihnen sich berauschenden Tonsinns. Von den Dilettantis der Welt gefeiert, verläßt er sein Vaterland, um im Auslande neue Triumphe zu genießen. Mächtigen Einflüssen nachgebend, d. h. durch die Verhältnisse und die Geschmacksrichtung seiner neuen Umgebung gezwungen, unternimmt er es der Oper eine ernstere Seite abzugewinnen, als ihm bisher eingefallen war. Nachdem er auf keine seiner fast 40 Opern bisher mehr verwendet hatte als ein paar Wochen, widmete er seinem letzten Werke, in dem er italienischen, französischen und deutschen Stil zu vereinigen suchte, ein ganzes halbes Jahr. Nach dieser seiner größten Schöpfung legte er in einem Alter, wo andere erst ihre reifsten Werke zu schaffen beginnen, seine Feder nieder, um nie wieder die Bühne mit einem neuen Werke zu betreten, überhaupt nichts der Erwähnung Werthes mehr zu schaffen. Kein Triumph eines andern dramatischen Componisten vermag ihn mehr seiner freiwilligen Muße zu entreißen. Alle wechselnden Erscheinungen, welche auf dem Felde der Oper auftauchen, läßt er gleichgültig an sich vorübergleiten, höchstens daß sie ihm ein Bonmot entlocken. Er sieht seine Werke eins nach dem andern von der Bühne verschwinden, in Vergessenheit versinken; aber er bleibt stumm. Eine solche freiwillige Abdication eines von der Welt gefeierten Componisten im Alter von 37 Jahren steht wol einzig da. Sie paßt aber zu dem ganzen Wesen des Maëstro, den nicht etwa ein künstlerisches Ideal erfüllte, welches ihn zu immer neuen Thaten anfeuerte. Sein Ideal war der materielle Besitz, der sinnliche Genuß des Lebens, zu dessen möglichster Erreichung er sein Talent ausbeutete, soweit es ihm seine Bequemlichkeitsliebe gestattete. Als ihm das Glück genug der Güter in den Schos geworfen hatte, kehrte er der Kunst, deren er nicht mehr bedurfte und deren Uebung ihm kein inneres Bedürfniß war, den Rücken. Entscheidend dabei war für ihn jedenfalls die Erkenntniß, daß er seine letzte That nicht würde überbieten können, daß es ihm überhaupt auf die Dauer unmöglich sein würde, ohne neue Proben seiner schöpferischen Kraft abzulegen, die hohe Stelle als dramatischer Tonsetzer zu behaupten, auf welche ihn sein Ruf gehoben hatte. So schied er, ohne großer Entsagung zu bedürfen, von dem Schauplatze seiner Triumphe, indem er es klugerweise vorzog, lieber seine Zurückgezogenheit bedauern zu lassen, als lästig zu erscheinen. Damit hat er einen seltenen Beweis einer durch keine Eitelkeit verblendeten Selbsterkenntniß geliefert, und die Folgezeit hat bewiesen, wie recht er daran that.

Wo ist die Zeit hin, als Rossini's Musik die Fackel des Zerwürfnisses in die Kreise der Kunstfreunde warf, als die Federn für und wider den Maëstro sich in Bewegung setzten und der Fehde nicht müde wurden, als selbst die Stätten classischer Kunst in Deutschland den Melodien des Schwans von Pesaro ihre Pforten aufthun mußten, und der Name Rossini einen Zauber übte, wie es der keines andern Componisten je vermocht? Von allen Opern, die seine fruchtbare Feder hervorsprudeln ließ, haben sich blos zwei auf dem Repertoire erhalten, und jeder Versuch, die vergessenen Herrlichkeiten von neuem in Scene zu setzen, würde wenigstens bei uns ein unzweifelhaftes Fiasco nach sich ziehen.

Was aber war es, das seine Opern trotz ihres innern Unwerths zu allgemeinen Lieblingen ihrer Zeit machte? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir einen Blick auf den Zustand der italienischen Oper unmittelbar vor und während Rossini's Wirksamkeit werfen. Jeder wird sich gestehen, daß die betreffenden Werke der damaligen Epoche, mochten sie in jener Zeit auch eines noch so großen Rufs genießen, gegenwärtig auf der Bühne aller Wirkung entbehren und Misfallen erregen würden. Der herkömmliche Schematismus der Musikstücke, die Langweiligkeit der Recitative, der Mangel an Ensemblestil, da die Stimmen sich gemeiniglich nur in Monologen ablösten oder in ordinärster harmonischer Weise zusammenklangen, gesellten sich zu einer höchst dürftigen Instrumentation, um die Operngebilde jener Zeit zu steifen Kunstwerken zu gestalten, denen die Seele fehlte. Rossini war es vorbehalten, neues Leben in die erstarrten Formen der italienischen Oper, der Arien sowol wie der Ensemblestücke, zu bringen, das Recitativ zu verbessern, die Instrumentation zu erweitern. So gelang es ihm bald, seine Nebenbuhler in Schatten zu stellen und sich die Alleinherrschaft auf der Bühne zu verschaffen, trotz der Anstrengungen, welche seine Gegner machten, ihm hindernd entgegenzutreten. In Italien, der Heimat der schönen Stimmen, war man gewohnt, eine Oper blos als eine mehr oder minder lose zusammenhängende Sammlung von Concertstücken für die Singstimmen anzusehen, das Dazwischenliegende unbeachtet zu lassen, nur dem von beliebten Sängern oder Sängerinnen Vorgetragenen Aufmerksamkeit zu widmen. Es war also natürlich, daß Rossini, der seine Partien für bestimmte Sänger und Sängerinnen schrieb, auf das Ganze keinen großen Werth legte, da er wußte, daß seine Landsleute keinen Anstoß daran nehmen würden, wenn der Ausdruck seiner Musik mit dem Inhalte des Textes im Widerspruch stände. Das kam ihm, der nicht gern arbeitete und am liebsten flanirte, um so gelegener, als er keine wählerische Sorgfalt auf Erfindung und Ausarbeitung zu verwenden brauchte. Eine Reihe von Melodien, die in die Ohren fielen, genügte, um den dazwischenliegenden Schutt zu verdecken. Man hat von Rossini's Musik gesagt, daß man ohne den Text nicht wissen würde, ob dieselbe zu einer komischen oder zu einer ernsten Oper gehöre. Diese Misachtung des Inhalts des Textes gestattete es aber dem Maëstro desto eher, seine Musik zu Paradestücken für die Vortragenden zu gestalten, zu Studien für die Kehlfertigkeit, wo die Worte blos nebenbeiliefen. Freilich bekam sie auf solche Weise nothgedrungen gar bald eine schablonenhafte Physiognomie. So finden sich seine berüchtigten langausgesponnenen Crescendos, die er in allen seinen italienischen Opern anwandte, schon in seinen frühesten Arbeiten; so wiederholen sich gewisse Stellen von auffallender Trivialität in allen Opern, die er für seine Heimat schrieb. Unter solchen Umständen will es nichts heißen, daß er sich häufig selbst plünderte und Stücke aus seinen ernsten Opern in komische verpflanzte, daß er seine Ouverturen von einer Oper zur andern wandern ließ, unbekümmert um deren Inhalt. Seinem Publikum, das wußte er, konnte er alles bieten, mochte es der Wahrheit auch noch so sehr ins Gesicht schlagen, wenn er sein Ohr nur mit süßen Melodien kitzelte und den Sängern und Sängerinnen Gelegenheit verschaffte, durch Kehlfertigkeit zu glänzen. Dazu fügte der Maëstro noch eine neue Würze. Während die Instrumentation seiner Vorgänger höchst dürftig gewesen war, artete die seinige allmählich ins Gegentheil aus, in hohlen Lärm mit Anwendung aller Blas- und Schlaginstrumente, von der Piccoloflöte bis zu Trommeln jeder Art. „Die diebische Elster“ z. B. durchrasselt Militärmusik ohne alle Motivirung. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß in seinen ernsten für seine Landsleute geschriebenen Opern nicht einzelne Momente von wahrem dramatischen Ausdruck und glücklicher Wirkung vorkämen; andererseits konnte es ebenso wenig auf die Länge der Zeit auch in Italien an Stimmen fehlen, welche dem Componisten seinen verschnörkelten Gesang, falsche Auffassung der Charaktere und Situationen, banale Instrumentation und desgleichen Be-

handlung des Chores u. a. m. vorwarfen. Es mußte auch im Süden Feinfühlige geben, denen es seltsam vorkam, wenn z. B. Ninette in der „Diebischen Elster" in dem Augenblicke, wo sie zum Richtplatz geführt werden soll, eine lustige Melodie in Walzerform singt. Indeß wenn selbst diesseit der Alpen, dem ernsten deutschen Musikstil gegenüber, Rossini's Opern dem Theaterpublikum gleichsam eine Erholung von der Arbeit erschienen, wie mußten diese prickelnden Klänge erst auf die Mehrheit der Italiener wirken. Rossini war einmal darauf angewiesen, unter seinen Landsleuten sein Glück zu machen; wie hätte er es über sich gewinnen sollen, den Geschmacksanforderungen derselben entgegenzutreten und sich auf ein Terrain zu begeben, wo ihm statt der Lorbern nur Disteln und Dornen erblüht wären, wo er statt der Goldstücke nur einen leeren Beutel davongetragen hätte, und es ihm wahrscheinlicherweise sogar ganz unmöglich gewesen wäre, sich vernehmbar zu machen, solange er einem italienischen Publikum gegenüberstand. In Italien wählte der Theaterdirector für den Componisten das Textbuch, während für die einzelnen Musikstücke die Stimmen der Sänger den Maßstab gaben. Bei vielen Theatern hatte der Tonsetzer zugleich mit der geringen Leistungsfähigkeit des Orchesters zu kämpfen, dessen Mitglieder blos Dilettanten waren. So sank die Operncomposition zu einer bloßen Geschäftssache herab, so galt seinem Auftraggeber gegenüber der Componist selbst nicht viel höher als jeder andere Fabrikant, der ein bestimmtes Stück Waare an einem gewissen Tage zu liefern sich verbindlich macht. Wie sollte unter solchen Verhältnissen der Operncomponist eine Aufforderung zu höherm Streben in sich fühlen? Eingeengt durch die verschiedensten Anforderungen, die allseitig an ihn gestellt wurden, vom Theaterdirector, von den Ausführenden, von dem Publikum, mußten ihm bestenfalls die Flügel zu einem höhern Aufschwunge bald erlahmen, und abgestumpft und gleichgültig unterwarf er sich dem aufgelegten Joche, welches er doch nicht zu brechen vermochte, um, sich zurechtfindend mit den Umständen, wenigstens so viel Gewinn wie möglich mit leichter Mühe zu erhaschen. Und Rossini verstand nicht blos sich in die Verhältnisse zu fügen, sondern sie auch zu seinem Besten auszunutzen. Möglich sogar, daß ihn, den mit natürlicher Begabung reich Ausgestatteten und in deutscher Musik nicht Unerfahrenen, manchmal eine ironische Anwandlung bei der Abfassung seiner oft musikalisch so heitern ernsten Opern beschlichen haben mag. Rossini soll viel im Bette componirt haben, und die Art seiner Compositionen widerspricht dem durchaus nicht. Seine bequeme Manier erinnert in der That an die Bettfedern, und je mehr sie seinen vaterländischen Zeitgenossen und Nachfolgern zum Muster diente und gleichsam von ihnen kanonisirt wurde, desto verderblicher übte sie ihre verweichlichende Wirkung und verbreitete sie weiter.

Der veränderte Geschmack hat mit Ausnahme des „Barbier" und des „Tell" über alle seine Opern längst den Sargdeckel geschlossen; die Kunst in ihrer Gesammtheit würde wenig daran verlieren, wenn der Name Rossini in ihren Annalen fehlte; dennoch gesellt sich sein Name denen zu, welche einer Epoche ihr Siegel aufdrückten, und für seine speciell heimatliche Kunst ist er von unauslöschlicher Bedeutung.

Die Biographie des Maëstro bildet den besten Commentar zu seinen Werken und zeigt, wie innere und äußere Verhältnisse zusammentrafen, um ihn zu dem Lieblinge zu machen, welchem die Zeitgenossen ihre Kränze wanden.

Gioacchino Rossini, das einzige Kind seiner Aeltern, erblickte am 29. Febr. 1792 in Pesaro, einem Städtchen der Romagna, das Licht der Welt. Sein Vater bekleidete das bescheidene Amt eines Rathstrompeters und zugleich Aufsehers der Schlächtereien. Indeß erlitten diese einfachen Lebensverhältnisse bald eine gänzliche Umwandlung. Infolge seiner Parteinahme für die einrückenden Franzosen verlor der Vater unsers Rossini nicht blos sein Amt oder seine Aemter, als die Oesterreicher wieder zurückkehrten und die

frühern Zustände herstellten, sondern mußte auch ins Gefängniß wandern. Die Mutter, eine Bäckerstochter, wegen des Unterhalts für sich und ihr Kind auf sich allein angewiesen, beschloß aus der Noth eine Tugend zu machen und ihre hübsche Stimme zu verwerthen, trotzdem sie keine Note kannte, ein Hinderniß, das bei ihren Landsleuten nicht besonders ins Gewicht fiel. Während sie sich einer wandernden Sängertruppe anschloß und mit ihr von Ort zu Ort zog, blieb der kleine Gioachino in Pension zurück. Indeß mit dem Lernen ging es schlecht, und auch in der Musik machte er nicht blos keine Fortschritte, sondern wehrte sich trotzig dagegen, länger damit gequält zu werden. Da soll der Vater, um den störrischen Sinn des Kleinen zu überwinden, ihn zu einem Grobschmied in die Lehre gegeben haben, wo er den Blasebalg treten mußte. Der Erfolg blieb nicht aus; schon nach einigen Tagen gab unser Gioacchino nach und kehrte zu seinen Musikstunden zurück. Sein nächster Lehrer war Tesei; im Gesang erhielt er besondere Unterweisung von einem damals bekannten Tenoristen. Im Jahre 1807 trat der junge Rossini in das berühmte Lyceum von Bologna und erhielt den Unterricht des Padre Stanislao Mattei (eines Schülers des berühmten Padre Martini). Es läßt sich denken, daß Schüler und Lehrer wenig füreinander paßten und die Verwickelungen und arithmetischen Baukünste des Contrapunkts den lebhaften Knaben nicht besonders ansprachen, der nicht blos mit seiner hübschen Sopranstimme, die später zu einem vortrefflichen Bariton mutirte, in Kirchen mitsang, sondern auch im Theater beim Einstudiren half und die Recitative am Klavier begleitete. Von dem Intendanten des Theaters erhielt er auch den Text zu einer komischen Operette, welche im Herbst 1811 im San-Moisé-Theater in Venedig zur Aufführung gelangte und ihm 200 Frs. eingebracht haben soll.

Damit war die Bahn gebrochen. Ein rasch aufeinanderfolgendes halbes Dutzend von Opern verbreitete seinen Ruf von einem Ende Italiens bis zum andern. Vergeblich suchte ihn sein alter Lehrer Mattei abzumahnen, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen, und ihn zur Ascese contrapunktischer Uebungen zurückzuführen. Die Coulissen hatten bereits ihren Zauber auf den jugendlichen Componisten ausgeübt, und obgleich das Honorar, welches er für seine Opern bezog, ein höchst bescheidenes war, bedurfte er dessen, um seinen Aeltern auszuhelfen.

Der entscheidende Moment in Rossini's Leben kam. Es war die Aufführung des „Tancred" im Fenice-Theater zu Venedig im Jahre 1813. Die Oper traf auf eine ziemlich gegen den Componisten eingenommene Stimmung des Publikums. Rossini war nämlich mit dem Director des San-Moisé-Theater ebendaselbst einen Contract eingegangen, jedes ihm vom Director übergebene Textbuch zu componiren. Dieser, erbittert gegen ihn wegen seiner dem nebenbuhlerischen Theater überlassenen Oper, lieferte ihm einen Text, der augenscheinlich darauf berechnet war, den Componisten durchfallen zu lassen. Indeß Rossini, die Falle vermeidend, welche ihm gestellt war, beschloß Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er machte also aus der Musik eine Travestie, die alles auf den Kopf stellte. Während auf der Bühne die ärgsten Possen getrieben wurden, stimmte das Orchester traurige Weisen an. Die Singstimmen schienen in der Behandlung verwechselt zu sein, einzelne Schlagwörter wurden endlos in lächerlichster Weise wiederholt. In der Ouverture schlugen die zweiten Geigen zum ersten Viertel jedes Taktes mit dem Bogen auf die Pulte, und was andere dergleichen Harlekinaden mehr waren. Bei dem in den Spaß nicht eingeweihten Publikum war dadurch allerdings eine Stimmung erzeugt worden, die auch für den Erfolg des „Tancred" fürchten ließ. Rossini wagte es daher nicht, bei der ersten Aufführung der letztern Oper, wie es Sitte war, während der Ouverture den Platz am Klaviere einzunehmen. Erst als diese mit ihren lebhaften Rhythmen und ihren zwar trivialen, aber für die Menge desto ansprechendern Motiven durchschlagenden Erfolg gemacht hatte, trat er allseits sich verneigend ins Orchester. Die Oper fand den außer-

ordentlichsten Beifall, eine Wiederholung folgte der andern, und die Cavatine Tancred's: „Di tanti palpiti", wurde zum Lieblingsstück, das hoch und niedrig nicht müde wurde zu singen. Der „Tancred" ist der Prototyp der nachfolgenden ernsten italienischen Opern Rossini's, nicht blos in der Form, sondern auch in dem Inhalt. Jetzt freilich, wo alle diese Blüten längst verwelkt sind, muß man sich sehr in den Geschmack des Italieners hineindenken, um die damalige hinreißende Wirkung des „Tancred" zu begreifen. Gerade das Losgelöstsein von aller charakteristischen Bedeutung, das ausschließliche Berücksichtigen alles dessen, was dem Ohre der Menge schmeichelt, war es, was seinen Opern allgemeinen Eingang verschaffte. Daß die Haltung des Chors und Orchesters dem entsprechend war und allen tiefern Ansprüchen aus dem Wege ging, brauchen wir nicht besonders zu betonen. Der Componist hätte, wollte er anders handeln, den Erfolg aufs äußerste gefährden müssen, und seine Arbeit wäre vergeblich gewesen in dem Augenblicke, wo der Geist des Hörers zu arbeiten anfangen mußte. Dagegen war unverkennbar, daß seine Musik in die lendenlahmen alten Formen neues Blut goß und sie zu weiterm Scheinleben befähigte.

Mit dem „Tancred" war für Rossini die Ruhmesbahn erschlossen. Noch in demselben Jahre folgte die „Italienerin in Algier", welche gleichfalls lebhaften Erfolg hatte und die erste Oper von ihm war, welche auch in Deutschland zur Aufführung gelangte (1816 in München). Plötzlich aber wandte ihm das Glück den Rücken, und einige folgende Opern fielen durch. Trotzdem warf Barbaja, damals Theaterpachter in Neapel, der, ursprünglich Kaffeehauskellner, am Spieltische und als Armeelieferant großes Vermögen erworben hatte, sein Auge auf ihn. Sein glücklicher Blick verleugnete sich auch diesmal nicht, als er den jugendlichen Maëstro als Dirigenten und Componisten für seine beiden Theater San-Carlo und Del Fondo engagirte. Für jedes derselben sollte er jährlich eine neue Oper schreiben und dafür einen monatlichen Gehalt von 800 Frs., außerdem einen kleinen Antheil an der von Barbaja gleichfalls gepachteten Spielbank beziehen, welche letztere jährlich einige 30 oder 40 Louisdor eintrug. So betrat denn der junge Pesarener den neuen Schauplatz seiner Thätigkeit. Freilich galt es dort viele Gegner und Anhänger der alten Schule zu überwinden; indeß trotz ihrer Gegenbestrebungen erlangte seine „Elisabetta" Erfolg. In Neapel war es auch, wo er die Bekanntschaft seiner nachmaligen ersten Frau, der Primadonna Colbrand, machte, für deren Stimme er seine meisten Partituren einrichtete. Im Jahre 1816 führte er in Rom sein Meisterwerk, den „Barbier von Sevilla", auf. Der Contract, welchen der Componist mit dem dortigen Theaterdirector eingegangen war, lautete dahin, daß ersterer in kürzester, genau vorgeschriebener Frist jeden ihm übergebenen Text zu componiren, alle von den Sängern gewünschten Veränderungen vorzunehmen, sämmtliche Proben der ersten drei Aufführungen persönlich zu leiten habe, wofür er 400 Scudi erhielt. Die Musik zum „Barbier" wurde wegen dringender Eile von Rossini in 13 Tagen componirt. In demselben Hause arbeiteten Textverfertiger, Componist und Abschreiber und schoben sich einander die fertig gewordenen einzelnen Stücke zu. Während der Zeit hatte Rossini sein Zimmer nicht verlassen. Um die Erinnerung an Paesiello's „Barbier" zu vermeiden, erschien die Oper unter dem Titel „Almaviva oder die unnütze Vorsicht". Das verhinderte aber nicht, daß infolge gegnerischer Intriguen die erste Aufführung unter argen Misfallenszeichen zu Ende ging. Desto größern Erfolg trug die Wiederholung davon, deren Leitung Rossini einem Stellvertreter überlassen hatte. Nach dem ersten Acte zog das enthusiasmirte Publikum vor Rossini's Wohnung, um ihm seine Huldigung darzubringen. Im Triumph nach dem Theater geführt, mußte er die Vorstellung unter dem Beifallsjubel der Zuschauer zu Ende dirigiren. Gerade weil der „Barbier" jedes ernsten Hintergrundes entbehrt und wie ein lustiger Fasching an uns vorüberrauscht, paßte er für die angeborene schall-

hafte Laune Rossini's, der in seinen ernsten Opern immer nur eine halb widerwillige Maske sich aufzwang, und nie mit dem Herzen dabei war, wenn seine Helden und Heldinnen ihrer Ekstase sich überließen. Hier nöthigte der Text seinem eigensten Wesen keine Fesseln auf; nichts zwang ihn, seine natürliche Physiognomie wenigstens hin und wieder in ernste Falten zu legen. Der „Barbier“ hat Rossini's Ruhm in alle Welttheile getragen und bildet in Wahrheit die Krone seines Schaffens. Die ganze Partitur durchweht eine Frische, durchrauscht ein ununterbrochener reizender Melodienstrom, welche die Kritik entwaffnen und die Wirklichkeit im Champagnerrausch wollüstiger Klänge vergessen machen. Im „Barbier“ lebt und webt unverfälscht der wahre Rossini, und das fröhliche, buntschimmernde Licht dieser Oper leuchtet noch immer mit gleicher Helligkeit, während das falsche Gold seiner übrigen italienischen Opern längst verblichen ist. Die Ouverture, welche dem „Barbier“ vorhergeht, ist übrigens dieselbe, welche er ursprünglich im „Aureliano“, später in der „Elisabetta“ verwendet hatte.

Nach Neapel zurückgekehrt, brachte er seinen „Othello“ auf die Bühne, welcher nur in einzelnen Partien, z. B. in der ersten Hälfte des dritten Actes, ernstern dramatischen Ansprüchen genügt. „Aschenbrödel“, „Die diebische Elster“, „Moses in Aegypten“, „Mathilde von Chabran“, „Die Dame vom See“ und „Mahomet II.“, von denen jede in einigen Wochen verfertigt wurde, folgten. Trotz der Beliebtheit des Componisten fanden sie zum Theil heftige Opposition. Bei der „Mathilde von Chabran“ kam es sogar zwischen Anhängern und Gegnern Rossini's zu Thätlichkeiten.

Nachdem bereits einzelne Werke Rossini's über die Alpen gewandert waren, folgte er selbst ihnen nach. Die Revolution von 1821, welche die Spielbank aufhob, vertrieb Barbaja mit seiner Truppe aus Neapel, und in Wien glaubte er einen andern geeigneten Schauplatz für sich gefunden zu haben. Rossini, welcher sich Ende des Jahres 1821 mit der Colbrand verheirathet hatte, die ihm 20000 Frs. Rente zubrachte, folgte ihm dahin nach. „Zelmira“ eröffnete im Kärntnerthor-Theater den Reigen seiner Erfolge. Die Journale strotzten von enthusiastischen Berichten über die Aufnahme Rossini's in der üppigen Kaiserstadt, und auch ohne gerade Zeuge gewesen zu sein, kann man sich denken, wie das vergnügungssüchtige, musiklustige Phäakenvolk an der Donau sich in den üppigen Melodien des Pesareners berauscht haben mag. Bald überschwemmten Rossini's Opern auch die Theater des kühlern Norddeutschlands. Die Kehlfertigkeit und die Anmuth einer Sontag machten selbst in Berlin, dieser Burg der Gluck'schen ernsten Muse, erfolgreiche Propaganda für die leckern Gerichte, mit welchen der Maëstro die Tafeln der dilettantisch-musikalischen Gourmandise versorgte.

Nach Ablauf der Saison begab sich Rossini nach Bologna zurück, um bei seiner Familie der Erholung von dem Geräusch der Kämpfe und Erfolge zu pflegen. Hier traf ihn eine Einladung des Fürsten Metternich zum Congreß nach Verona. Rossini, ein lebenskluger Mann voll schlagfertigen Witzes, wußte sich stets in den vornehmern Gesellschaftskreisen beliebt zu machen, für die seine blos auf das Aeußerliche gerichtete, mit Flitterstaat prunkende Tonsprache wie geschaffen war. Hing doch ein Hauptgrund der überraschenden Wirksamkeit Rossini'scher Opern mit der Ermüdung der damaligen Zeit zusammen, welche nach jahrzehntelangen heftigsten politischen Aufregungen und blutigen Kämpfen von einem Ende Europas bis zum andern dringend Ruhe suchte. Was aber war geeigneter, die Völker einzulullen, als die süßen, wollüstigen Melodien des Pesareners?

Die letzte Oper, welche Rossini für Italien schrieb, war „Semiramis“ (1823), für die er 5000 Frs. erhielt. Dieselbe misfiel. Indeß hatte er eine Einladung nach London erhalten und machte sich um so lieber auf den Weg, als ihm Gold und Ehren in Fülle winkten. Auf der Reise dahin verweilte er in Paris, wo seine Opern, welche Paër,

der Componist des „Sargino", dort endlich eingeführt hatte, großen Enthusiasmus erregten und die königliche Akademie der schönen Künste ihn zugleich mit Thorwaldsen zum auswärtigen correspondirenden Mitgliede ernannte. Im December 1823 kam er nach London, wo er rasch ein Liebling des Adels und Publikums wurde. Dagegen wiesen, wie die Journale erzählten, die Musiker den Vorschlag, ihm zu Ehren ein öffentliches Festmahl zu veranstalten, ab. Statt dessen gaben ihm, nach damaligen Berichten, mehrere reiche Lords ein Banket, bei welchem er eine Arie aus seinem „Othello" vortrug, wofür ihm ein Geschenk von 2000 Pfd. St. verehrt wurde. Der Unternehmer der Großen Oper in London (King's-Theater) hatte Rossini und dessen Gattin, erstern als Director, letztere als erste Sängerin engagirt. Beide erhielten zusammen 2500 Pfd. St. für die Zeit von drei Monaten. Mit dem Könige Georg IV. selbst sang unser Maëstro Duette. Als er nach dreivierteljährigem Aufenthalt Englands gastliche Küste verließ, nahm er 175000 Frs. nach dem Continent mit herüber.

In Paris wartete seiner bereits eine andere Anstellung, als Director der italienischen Oper, welche die königliche Civilliste besoldete. Sein jährlicher Gehalt betrug 20000 Frs. Indeß bekleidete er blos $1^1/_2$ Jahre lang diese Stelle; man warf seiner Leitung Trägheit und Sorglosigkeit vor, Eigenschaften, die wohl zu seinem Wesen paßten. Desto größere Erfolge erzielten seine Opern. Seine letzte italienische Oper war „Il viaggio di Reims" (1825) zur Feier der Krönung Karl's X., deren bedeutendere Nummern später in den „Graf Ory" übergingen, dessen Text Scribe verfaßte. Nach Niederlegung seiner Direction bezog er seinen Gehalt unter dem Titel als Premier compositeur du roi und Inspecteur général de chant en France fort; ein Titel, der blos eine ehrenhafte Sinecure verdecken sollte, der Spottsucht ihres Inhabers selbst aber reichen Stoff bot.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Leben in Paris im allgemeinen mit seinem hochgehenden Wellenschlage, mit den weiten Perspectiven, welche es eröffnete, und die Große Oper insbesondere, einst der Schauplatz der reformatorischen Thaten Gluck's, ihre Wirkung auf unsern Maëstro ebenso äußerten wie ihrerzeit auf seine Landsleute Cherubini und Spontini, wenn auch in individuell modificirter Weise. Während sich Cherubini dem classischen Musikstil in die Arme warf und Spontini den ehernen Tritt des Napoleonischen Kaiserreichs in seinen Opern widerhallen ließ, unternahm Rossini, der sie durch natürlichen Melodiefluß überragte, zunächst die Umarbeitung einiger seiner frühern Opern nach der bisher von ihm hintangesetzten dramatischen und charakteristischen Seite. Diesem Proceß unterlag zuerst sein „Mahomet II.", welcher in der neuen Gestalt als „Belagerung von Korinth" auf der Bühne der Großen Oper erschien (1826). Im nächsten Jahre folgte der „Moses". Beide Werke hatten einen glänzenden Erfolg. Unzweifelhaft stechen beide gegen seine frühern Schöpfungen bedeutend und vortheilhaft ab und erheben sich vielfach zu eindringlicher dramatischer Wirkung. Indeß muß man dabei seine Ansprüche nicht zu hoch spannen und etwa einen stets das Wort deckenden musikalischen Ausdruck, durchaus edle Führung der Singstimmen und ein immer die richtige Färbung gebendes Orchester erwarten. Auch diese Bearbeitungen hat das Miasma der Trivialität angekränkelt. Der Componist hat Zugeständnisse an die dramatische Wahrheit des Ausdrucks gemacht, ohne deswegen aber seine frühere Weise zu verleugnen, und neben dramatisch wahren Stellen finden wir dieselbe Leichtfertigkeit, welche sich über Situation und Charakter der handelnden Personen hinwegsetzt, blos um dem Ohre gefällig zu sein. An Stellen, wo der dramatische Ausdruck einfachen, tiefgefühlten Gesang fordert, prangt statt seiner die kokette Coloratur und sucht nicht das Herz, sondern nur das Ohr auf. Auch die „Belagerung von Korinth" und der „Moses", dessen Preghiera einst das Motiv zu so vielen Virtuosencompositionen lieferte, sind längst von der Bühne verschwunden.

Die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion, welche das officielle Blatt bereits angekündigt hatte, lehnte Rossini ab, bis er sich durch eine vollständig neue Leistung dieselbe verdient haben würde, und schlug an seiner Stelle Herold für diese Auszeichnung vor. Erst nach Vollendung des „Tell" schmückte er sich mit dem Orden.

Am 3. Aug. 1829 erschien der „Tell" auf der Bühne, sein größtes dramatisches Werk, obgleich es an durchgängiger Frische nicht den „Barbier" erreichte. Im Jahre vorher hatte Auber seine „Stumme von Portici" zur Aufführung gebracht und damit einen ungeheuern Erfolg davongetragen. Desto mehr fühlte sich Rossini zum Wetteifer angespornt, und das Resultat desselben war ein Werk, welches den Gipfelpunkt bildet, bis zu welchem der dramatische Stil des Tonsetzers sich emporzuschwingen vermochte.

Dieser Stil ist allerdings kein scharf ausgeprägter individueller, sondern, wie schon bemerkt, ein Mischstil. Auch hält sich die Musik zum „Tell", in ihrer letztern Hälfte schwächer als in der erstern, nicht immer frei von den übeln Neigungen seiner frühern Periode. Gegenüber seinen andern ernsten Opern ist er allerdings ein classisches Werk zu nennen, mag er auch manchmal an Stellen, wo der Tonsetzer sich frei gehen läßt, offen auf den äußern Effect hinauslaufen und überhaupt in specifisch musikalischer Hinsicht tiefere Durchbildung vermissen lassen. Die Franzosen zählen Rossini wegen dieser That zu den Ihrigen und reihen ihn unter die hervorragendsten ihrer musikalischen Schöpfer ein.

Unmittelbar nach Aufführung des „Tell" kehrte er dem geräuschvollen pariser Leben den Rücken und zog sich nach Bologna zurück. Infolge dessen mußte er auf sein Gehalt Verzicht leisten; indeß traf die Civilliste mit ihm ein Abkommen, wonach er zu wählen haben sollte zwischen einer jährlichen Pension von 6000 Frs. oder einem Ehrengeschenk von 15000 Frs. für jede weitere der Großen Oper in Paris gewidmete Bühnenschöpfung. Nach der Julirevolution kam es wegen der Pension zu einem Proceß, der allerdings für den Componisten günstig ausfiel, doch ihn zwang, zur Wahrung seiner Interessen 1830 nach Paris zurückzukehren und bis 1836 dort zu verweilen. Der Bühne schenkte er kein neues Werk wieder, und was er sonst noch schuf (ein „Stabat mater", verschiedene kleine Soli und Ensemblesachen für Gesang, eine kleine Messe) kommt gegen seine frühere Productivität nicht in Betracht. Nach Bologna zurückkehrend, verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Frau zum zweiten male, natürlich mit einer reichen Dame. Die ausbrechenden revolutionären Bewegungen trieben ihn 1847 aus Bologna nach Florenz, und 1855 finden wir ihn wieder in Paris, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Mit Ehren überhäuft (schon lange vorher war seine Marmorbüste im Foyer der Großen Oper aufgestellt worden), unvergessen trotz aller neuen Erscheinungen, von jungen und alten Vertretern der Tonkünstlerwelt aufgesucht, im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, das ihm alle Genüsse des Lebens gestattete, erfreute er sich eines so glücklichen Alters, wie nur wenigen Sterblichen beschieden ist, und sah den Abend seines Lebens erhellt und erwärmt von den Strahlen einer Theilnahme, die nur auserlesenen Lieblingen der Zeit zufällt. Der 14. Nov. 1868 beschloß dies glückliche, fast ebenso durch seine frühe Resignation auf allen künstlerischen Ruhm wie durch seine Schöpfungen merkwürdige Künstlerleben, das wiederum lehrt, wie nur das Echte in der Kunst Dauer beanspruchen kann.

Verfassung und innere Politik des zweiten Kaiserreichs.

Historisch-kritischer Essay von Heinrich Blankenburg.

Zweiter Artikel.

Die cäsarische Epoche der Regierung Napoleon's III.

Die Jahre männlicher Jugendfrische, während deren der heutige Beherrscher Frankreichs sich mit dem Aufbau und der geistigen Durcharbeitung seines politischen Systems beschäftigte, fallen in die Zeit der Julidynastie. Als Verbannter außerhalb der Grenzen Frankreichs, aber stets in Ländern verweilend, deren politische Verhältnisse dem künftigen Staasmann die lehrreichsten Erscheinungen boten, verlor er das innere Getriebe des orleanistischen Regiments keinen Augenblick aus dem Auge. Waren seine politischen Ideen auch wesentlich aus dem Cultus Napoleon's I. erwachsen, dessen Erbschaft anzutreten sich der Neffe vom Schicksal berufen glaubte, so haben doch die thatsächlichen Erscheinungen, welche unter Louis Philipp's Regierung in Frankreich zu Tage traten, in nicht geringerm Maße auf den Ideengang desselben eingewirkt. Aus ihnen erwuchs vor allem die tiefwurzelnde Ueberzeugung, daß der moderne Constitutionalismus für Frankreich eine antinationale Institution sei, und daß nur demokratische Einrichtungen in Verbindung mit einer starken dem Parteigetriebe entzogenen Regierungsgewalt der Nation das bieten können, wonach sie seit dem Sturze der alten Ordnung vergeblich gerungen hatte. Wie die Ausbildung des Systems fußen auch die Plane zur Erreichung der höchsten Gewalt auf der Unpopularität der Julidynastie und ihres parlamentarischen Regiments. Mit welcher Zuversicht der Prinz auf das Zusammenbrechen des Thrones der Orleans rechnete, zeigen schon die abenteuerlichen Unternehmungen von Strasburg und Boulogne, zu denen sich der Prinz in blindem Vertrauen auf die Armee herbeiließ, ehe noch die politischen Verhältnisse für dieselben gereift waren. Erst als die Katastrophe vom 24. Febr. 1848 eintrat, an welcher übrigens Louis Napoleon nicht den geringsten Antheil hatte, war der Boden für die Realisirung seiner politischen Ideen bestellt. Nicht in der ephemeren Erscheinung der zweiten Republik, sondern vor allem in den politischen und socialen Verhältnissen, wie sie sich unter Louis Philipp gestaltet hatten, finden Entstehung und Wesen des zweiten Empire ihre historische Begründung. Ein flüchtiger Rückblick auf dieselben sei uns daher gestattet.

Dem Namen nach hat die constitutionelle Monarchie zwar 34 Jahre hindurch in Frankreich bestanden, der That nach aber weist dieser ganze Zeitraum nur die kurze Periode des Ministeriums Casimir Périer auf, in der sie eine Wahrheit war. Nach Périer's Tode gestaltete sich das Regiment Louis Philipp's zu einem rein persönlichen; der Constitutionalismus war nur eine Form, die der schlaue Souverän, wenn auch selten mit Würde, so doch stets mit Klugheit und Geschick zu handhaben wußte. Ebenso wenig wie in der Nation hatte die constitutionelle Monarchie einen festen Boden in der Kammer. Auf der äußersten Rechten wie auf der äußersten Linken stand eine antidynastische Partei, hier die Republikaner, dort die Legitimisten; zwischen beiden eine dynastische Linke und eine dynastische Rechte. So oft die dynastische Linke mit den Republikanern gemeinsame Sache machte (was schon bei den Wahlen von 1837 der Fall war), schwebten Thron und Dynastie in der Luft. Mit der allgemeinen Misstimmung, welche die Unsicherheit der Lage, die wachsende Corruption und die Enttäuschung aller auf freisinnige Reformen gerichteten Hoffnungen erregten, wuchs die Macht und Ausdehnung der republikanischen Partei und steigerte sich die Erbitterung ihrer Fanatiker. Seit Heinrich's IV. Ermordung bis zur

Revolution verzeichnet die Geschichte Frankreichs nur einen einzigen Mordplan gegen das Leben des Königs, die Restauration kennt nur das Attentat gegen den Herzog von Berri, selbst Napoleon I., der doch als ein zweiter Cäsar stets eines Brutus gewärtig sein durfte, sah sein Leben nur dreimal durch Verschworene ernstlich bedroht, der constitutionelle Bürgerkönig aber, den das Volk auf den Thron gehoben hatte und dem nichts ferner lag als die Aehnlichkeit mit einem Tyrannen, war nicht weniger als acht Mordversuchen preisgegeben. Die Untersuchungen haben in den meisten Fällen den engen Connex der Verbrecher mit den der Dynastie feindlich gegenüberstehenden politischen Parteien zur Evidenz erwiesen.

Dauernde Schwankungen und ewig wiederkehrende Ministerwechsel charakterisiren das erste Jahrzehnt des Bürgerkönigthums. Mit dem Abschluß dieser Periode, der durch den blinden Kriegslärm von 1840 bezeichnet wird, begann während der achtjährigen Amtsdauer des Ministeriums Guizot der langsam, aber stetig sich vollziehende Verfall. Das exclusive Wahlgesetz, dessen geschickte Handhabung den wesentlichsten Theil der Regierungskunst ausmachte*), sicherte dem Ministerium eine dauernde Majorität in der Kammer, mittels deren es gelang, alle Anstrengungen der Opposition auf Aenderung dieses Gesetzes zu vereiteln. In diesem hartnäckigen Widerstreben der Regierung gegen jede Wahlreform erwies sich, wie tief selbst Louis Philipp von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß der französische Constitutionalismus nicht befähigt sei, sich auf breiterer Grundlage lebensfähig zu erhalten. Es war einzig die höhere Bourgeoisie, die dem Königthum nicht feindselig gegenüberstand; in ihr allein war die Majorität gesichert. Aber der Erfolg sollte zeigen, wie falsch der darauf gebaute Calcul war und wie wenig die Majoritätentheorie des Constitutionalismus an und für sich das der Staatskunst unserer Zeit gestellte Problem zu lösen vermag.

Wie wir in unserm ersten Artikel bereits andeuteten, ist Frankreich am allerwenigsten das Land, wo sich die politischen Interessen in einem Parlament auf die Dauer concentriren lassen, sei die Zusammensetzung desselben welche sie wolle. Das ganze Leben des Franzosen ist ein öffentliches, und wo sich immer Vereinigungspunkte gemeinsamer Interessen finden, da wird auch über Staatsangelegenheiten mit entschieden. Die Kirche, der Gerichtssaal, der Büchermarkt, die offene Straße, das Theater, die Börse, die Werkstatt — sie alle haben ihren Antheil an der Politik und zwar in ganz anderer Weise und unter ganz andern Wirkungen, als dies in Ländern der Fall ist, die mit ihren alten Ordnungen nicht gebrochen haben, in denen das Staatswesen nicht eine improvisirte Schöpfung ist, die jederzeit durch eine neue ersetzt werden kann. Bedingung für jede Regierung, die in Frankreich festen Boden gewinnen will, ist Popularität. Ein Monarch, der derselben entbehrt, wird sich stets in gefährdeter Position befinden, und kein Minister, keine Kammer wird denselben zu decken vermögen. Schon in den ersten Jahren der Herrschaft der neuen Dynastie, der Blütezeit des Constitutionalismus, hatte sich dies manifestirt. Gleichzeitig mit demjenigen Staatsmann, der dem constitutionellen Princip auf dem Continent den correctesten Ausdruck gegeben, der bei aller Achtung vor den Rechten der Krone derselben stets Muth, Offenheit und, wenn nöthig, energischen Widerstand entgegenzusetzen gewußt hatte, mit Casimir Périer, dem eigentlichen Begründer des dieser Staatsform eigenen Justemilieu, raffte die Cholera im Sommer 1832 den General Lamarque hinweg. In directem Gegensatz zu Périer war Lamarque ein echter Demokrat, der angesichts der revolutionären Bewegungen im übrigen Europa, den Napoleonischen

*) Guizot hat daraus nie ein Geheimniß gemacht; in einer Kammerrede verlangte er nur, daß man das, was allgemein „Corruption" genannt wurde, mit dem mildern Ausdrucke „Misbrauch der Einflüsse" bezeichne.

Traditionen getreu, für die Politik der Gloire mit aller Energie in die Schranken getreten war. Lamarque hatte die Einverleibung Belgiens in Frankreich, die Zerreißung der Verträge von 1815, die Unterstützung der sich in großartigem Stile gegen Rußland erhebenden Polen auf seine Fahne geschrieben. Wie sehr er damit der Stimmung der großen Masse der Nation Ausdruck gegeben, sollte der Regierung nicht verborgen bleiben. Wenige Tage, nachdem das Bürgerthum von Paris den aus seiner Mitte hervorgegangenen großen constitutionellen Minister zu Grabe geleitet hatte, erhoben sich bei der Leichenfeier Lamarque's die von der Bewegungspartei geleiteten Massen zu einem blutigen Protest gegen das herrschende Regiment. Die Emeute ward niedergeworfen, der Geist aber, aus dem sie erwachsen war, lebte fort und gewann mit jedem Jahre weitern Boden.

Während um die Mitte der vierziger Jahre der Kampf um die Wahlreform der Opposition Gelegenheit bot, die demokratische Idee auf politischem Gebiet lebendig zu erhalten, traten andere Anregungen hinzu, die einer Revolution mächtig vorarbeiteten. Im Jahre 1847 erschien Lamartine's „Geschichte der Girondisten", in der nicht nur das Product historischer Studien und poetischer Auffassung zum Ausdruck gelangte, sondern nicht minder das politische Misvergnügen des sich in seiner staatsmännischen Befähigung von Louis Philipp verkannt glaubenden und in seinem Ehrgeiz gekränkten Autors. Die von poetischem Feuer durchleuchtete Verherrlichung der gemäßigten Republikaner von 1791 wirkte zündend; gefährlicher aber war das bändereiche Werk dadurch, daß Lamartine es auch an entschuldigenden Momenten für die bluttriefenden Acte der Bergpartei nicht hatte fehlen lassen. Der Sturz des Königthums erschien darin durchweg im Lichte der reinsten Vaterlandsliebe, die Republik als das Ideal aller Staatsformen. Wie Lamartine in den höher gebildeten Kreisen gegen das Königthum Propaganda machte, so wirkten Schriftsteller wie George Sand, Eugène Sue und zahlreiche Nachahmer auf weiterm Gebiete. Ihre von den Massen mit Gier verschlungenen Romane, welche sich direct gegen die bestehenden Gesellschaftszustände richteten, mußten einer Regierung gegenüber, die sich ausschließlich auf die besitzenden Klassen stützte, die gefährlichste Wirkung üben. Durch das Hungerjahr von 1847 konnte diese Wirkung nur gesteigert werden.

Dennoch läßt sich in keiner Weise behaupten, daß die Unpopularität und Unhaltbarkeit des bestehenden Regiments darin ihren Grund gehabt habe, daß Frankreich zu jener Zeit republikanisch oder socialistisch gewesen wäre, vielmehr beruhte die Macht und Lebensfähigkeit der vielfach ineinander übergehenden Parteien der Republikaner und Socialisten einzig und allein auf der Unpopularität des herrschenden Systems.

Die socialistische Propaganda ermangelte jeden soliden Fundaments in der Nation; sie hatte nur Boden in der einer demagogischen Agitation dauernd preisgegebenen und stets von den Lockungen des Luxus umgebenen Arbeiterpopulation der großen Städte. Die ländliche Bevölkerung Frankreichs, unter der es infolge der Theilung des Grundbesitzes und der Pächterwirthschaft fast ebenso viel Herren wie Knechte gibt, war ihr noch viel weniger zugänglich als diejenige Deutschlands. Mag es nun auch für die revolutionäre Agitation immer ein wirksames Mittel bleiben, die besitzlosen und ungebildeten Klassen auf einige Tage mit der Hoffnung auf eine Verbesserung ihrer Lage zu täuschen, so werden sich in den Kreisen der Intelligenz doch stets nur wenige excentrische Köpfe dem Glauben hingeben, daß es gelingen könne, auf socialistischen Principien eine neue Staatsordnung zu begründen. Ernste politische Männer konnten diesem Gedanken nur in Zeiten nahe treten, in denen die Last der Arbeit noch ausschließlich auf den Schultern des außerhalb der politischen Gemeinschaft stehenden Sklaven lag. Das Christenthum mußte der Verwirklichung der socialen Idee, welche seine ersten Bekenner beseelte, entsagen, sobald es den höhern Beruf antrat, Weltreiche auf seine Lehre zu begründen. Auf socialem Gebiete kann der moderne Staat kaum etwas anderes leisten als die Gewährung gleicher

Freiheit und gleichen Rechts. Er hat seine Aufgabe erfüllt, wenn er jedem seiner Bürger die Möglichkeit bietet, die Mittel und Kräfte, welche ihm das Schicksal verliehen, zur Verbesserung seiner irdischen Lage zu verwerthen. Den sich hieraus ergebenden Hauptforderungen war in Frankreich seit der großen Revolution genügt. Die Freiheit der Person und die vollste Gleichheit aller vor dem Gesetz waren gesichert; innerhalb der Grenzen des Landes war den wirthschaftlichen Kräften, soweit dies damals in den Forderungen der Zeit lag, vollständige Freiheit der Bewegung gewährt; keine Zunftschranke, kein Monopol einzelner beeinträchtigte der Gesammtheit ihr Arbeitsgebiet; das Recht des Erwerbs und der Entäußerung mobilen wie immobilen Eigenthums war unbeschränkt. Wenn der Staat auf dem Gebiet des öffentlichen Unterrichts und der Wohlthätigkeitsanstalten u. dgl. nicht das leistete, was er hätte leisten können, so gab er damit wenigstens keinerlei Anlaß zur Unzufriedenheit; noch heute sind speciell in der Unterrichtsfrage die Anforderungen der Bevölkerung an den Staat äußerst gering, und die öffentliche Meinung betrachtet noch vielfach jedes weitere Vorgehen auf diesem Gebiete als einen Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der Individuen oder in die väterliche Gewalt. Das in der Handelspolitik vorwaltende Protectionssystem entsprach dem herrschenden Geiste; der socialistischen Propaganda lag überdies nichts ferner als Begeisterung für Freihandel.

In ganz Frankreich gab es denn auch in der That nur sehr vereinzelte intelligente Köpfe, die sich mit den Problemen des Socialismus oder Communismus ernstlich und aus innerer Ueberzeugung beschäftigten, der Mehrzahl der Demagogen war die ganze Agitation nur ein Mittel der Revolution. Hielt die Hoffnung der Besitzlosen nur so lange vor, um sie dem Zwecke der Niederreißung der bestehenden Ordnung auf einige Tage dienstbar zu machen, so war ihren Absichten genügt. Dazu aber war es vollständig ausreichend, daß die Arbeiterbevölkerung der großen Städte für eine sociale Revolution gewonnen war; weiter reichte auch die Propaganda keineswegs. Um den Connex des socialen Umschwungs mit dem politischen herzustellen, war selbstverständlich die Frage der Wahlreform eine durchaus geeignete. Indem man alle gesellschaftlichen Uebel auf den einen Grund zurückführte, daß dem Besitzlosen die politischen Rechte zu Gunsten des Besitzenden vorenthalten seien, traf man die empfindlichste Stelle im Regierungssystem Louis Philipp's und gleichzeitig den Kernpunkt im politischen Bewußtsein des Franzosen. Dieser Zusammenhang aber verlieh der socialistischen Agitation keineswegs die Kraft, die Nation für die Revolution zu gewinnen. Hätten nicht tiefer liegende Gründe das System unhaltbar gemacht, Louis Philipp wäre nie gezwungen worden, vom Throne hinabzusteigen.

Fast ebenso wenig wie die sociale Bewegung hatte die republikanische einen festen Boden im Volke. Der Franzose ist stolz auf seine große Revolution; auch der geringste Bauer weiß, daß er sein freies Eigenthum dem Bruche mit dem Feudalwesen verdankt, daß er keinen Zehnten mehr an Grundherrn und Kirche zu zahlen hat, daß gleiche Gerichte und gleiches Recht bestehen für vornehm und gering. Daß es ehedem anders war, konnte um 1848 noch der Großvater dem Enkel aus eigener Erfahrung berichten. An die Republik aber knüpft Frankreich keine Erinnerungen, die ihm theuer sind. Was der Volksmund von ihr überliefert, ist eine Kette blutiger Greuel und furchtbarer Frevel gegen Gott, Glauben und Gewissen. Alle glorreichen Erinnerungen der Republik, vor allem der Heldenkampf gegen das sich eindrängende Ausland, haben sich auf das erste Kaiserreich übertragen, dessen Heros auch unter dem Regimente der Könige den gefeiertsten Namen Frankreichs trug. Geschmückt mit dem geweihtesten der Rosenkränze prangte damals wie heute sein Bild über dem Kamin jeder ländlichen Hütte. Was republikanische Partei in Frankreich hieß, war nur darum stark und eines bedeutenden Anhangs gewiß, weil der Umsturz des Bestehenden auf seiner Fahne stand. Der Franzose hat überhaupt

wenig Anlage zum Republikaner, und zur Zeit Louis Philipp's war diese Anlage am allerwenigsten entwickelt. Montesquieu hat den Ausspruch gethan, daß die Tugend (im Sinne der virtus) die erste Bedingung der Republik sei. Diese Tugend aber blühen und reifen zu machen, waren die Zeiten des Bourgeoisregiments keineswegs geeignet. Das kriegerische Heldenthum, von jeher der mächtigste Träger jener Selbstverleugnung, die alle persönlichen Interessen freudig dem Vaterlande opfert, war 1815 vom Schauplatze abgetreten. Nachdem sich das durch zwanzigjährige blutige Kriege tief erschöpfte Land in friedlicher Arbeit an den reichen Quellen seines Wohlstandes wieder erholt hatte, überwogen die materiellen Interessen alle andern. Aeußeres Ansehen, Einfluß und Macht hafteten am Besitz. Der Trieb, die Reichthümer zu mehren, gab der Börse die Bedeutung, die ehedem die Schlachtfelder gehabt hatten. Was sich an idealern Trieben aus einer frühern Zeit durch die verflachende Periode der Restauration hindurchgerettet hatte und in der großen Bewegung von 1830 noch einmal unter mächtiger Rückwirkung auf das gesammte Europa zur Geltung kam, war unter dem Bürgerkönigthum allmählich eingeschlafen. Von republikanischer Tugend hatte Frankreich, wie die Februarrevolution zur Evidenz erwiesen, nichts aufzuweisen, und wo es an dieser gebricht, kann eine republikanische Bewegung nie festen Boden fassen. Mag dies Argument in den Augen vieler ein zu ideales sein, um volle Beweiskraft zu haben, so bietet die Erfahrung doch auch dem Realpolitiker Gründe genug, die dasselbe beweisen.*) Für große einheitliche Staaten hat sich die Republik seit dem Untergange des Römischen Reichs allerwärts unmöglich erwiesen. Und auch Rom war keine einheitlich gestaltete Republik. Die römischen Provinzen, d. h. alle außerhalb Italiens liegenden Gebiete, die das Schwert dem Reiche unterworfen hatte, wurden durch Vicekönige (Präfecten) autokratisch verwaltet; das eigentliche Italien aber war nicht centralisirt, in seinem Bundesgenossenwesen waltete vielmehr das föderale Princip immer noch vor. Aber auch abgesehen hiervon darf nicht vergessen werden, daß die republikanischen Institutionen des Alterthums für unsere Zeit schon darum kein Vorbild mehr abgeben können, weil sie sämmtlich auf der Voraus-

---

*) Wir erinnern hier an einen Ausspruch J. J. Rousseau's in seinem „Contrat social" über die Bedingungen einer demokratischen Republik: „In erster Linie fordert diese Staatsform sehr kleine Staaten, in welchen das Volk leicht zu versammeln ist und jeder Bürger den andern kennt; zweitens eine große Einfachheit der Sitten, welche der Häufung der Geschäfte und schwierigen Discussionen vorbeugt; ferner eine große Gleichheit im Range und im Vermögen der einzelnen, ohne welche die Aufrechterhaltung der Gleichheit in Ansehen und Rechten nicht lange Bestand haben würde; endlich wird sie dadurch bedingt, daß wenig oder gar kein Luxus herrsche, denn, sei der Luxus die Wirkung des Reichthums oder mache er denselben zum Bedürfniß, er corrumpirt den Reichen wie den Armen, den einen durch den Besitz, den andern durch die Begierde, er verkauft das Vaterland an die Weichlichkeit, an die Eitelkeit, er beraubt den Staat seiner Bürger, um den einen dem andern dienstbar, alle zu Sklaven der öffentlichen Meinung zu machen."

Da einmal an Rousseau gedacht wird, sei bemerkt, daß wir es nicht ohne Absicht vermieden haben, in dem den politischen Principien Napoleon's III. gewidmeten ersten Artikel unserer Arbeit auf die politisch-philosophische Literatur Frankreichs Bezug zu nehmen. Wir wollten den Anspruch auf Originalität nicht beeinträchtigen, welcher jedem Staatsmanne zuerkannt werden muß, der neue Schöpfungen thatsächlich ins Leben ruft, selbst wenn die denselben zu Grunde liegenden Ideen ältern Ursprungs sind. Daß Napoleon III. wie in der Praxis auf den ersten französischen Kaiser, so in der Theorie auf die großen Denker des 18. Jahrhunderts zurückgegriffen hat, wird dem Kenner der französischen Literatur nichts Neues sein. Sehr große Verwandtschaft hat sein System namentlich mit demjenigen Rousseau's, der ja überhaupt auf die Wendung der Dinge in Frankreich den maßgebendsten Einfluß geübt hat. Bei Besprechung des jüngsten Plebiscits werden wir Gelegenheit haben hierauf zurückzukommen. Hier sei nur daran erinnert, wie schon die officielle Bezeichnung der Constitution von 1852 als pacte fondam ntal (Art. 25) das Princip des „Gesellschaftsvertrags" charakteristisch zum Ausdruck bringt.

setzung beruhten, daß der freie Mann alle niedern Beschäftigungen dem Sklaven überlassen und sich selbst ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten widmen konnte. Nach Aufhebung der Sklaverei hat sich die Republik stets nur in engbegrenzten Gebieten und meist nur bei aristokratischer Grundlage des Staatswesens als möglich erwiesen. Die Schweiz und Nordamerika sind föderative Gebilde und — ganz abgesehen von andern, namentlich den sich aus der geographischen Lage ergebenden Verhältnissen — schon aus diesem Grunde für Frankreich in keiner Weise maßgebend. Frankreichs politische Einheit um der Republik willen zu zerreißen, würde auch der radicalste Franzose für eine Forderung des Wahnsinns erklären. In dem allgemeinen Verständniß der Bedeutung, welche die festgeschlossene Einheit des Staats für die Machtstellung nach außen hat, findet das monarchische System eine seiner stärksten Stützen.

Daß die Republik nicht auch in Zukunft noch einmal in Frankreich platzgreifen könnte, wollen wir mit diesen Andeutungen keineswegs gesagt haben; der Bruch mit der angestammten Dynastie und allen historischen Grundlagen hat die Verhältnisse derart ins Schwanken gebracht, daß die Republik wie seither noch wiederholt als Durchgangsstufe dienen kann. Ihr Name wird stets auf der Fahne der Umsturzpartei stehen, wäre es auch nur, weil der damit verbundene unklare Begriff am bequemsten über die Schwierigkeit hinweghebt, das zu bezeichnen, was an die Stelle des dem Untergang Geweihten gesetzt werden soll. Dauernde Staatsinstitution zu werden, hat sie so lange keine Aussicht, als nicht in ganz Europa das republikanische System das herrschende geworden ist.

Louis Napoleon wußte das, was an der republikanischen Tendenz jener Zeit Wahres war und im Volksbewußtsein feste Wurzel hatte, von dem, was das Demagogenthum und der Idealismus einzelner daraus machten, wohl zu unterscheiden. In dem erwachenden Selbstbewußtsein des vierten Standes, in dem ganz Frankreich durchziehenden Haß gegen das herrschende Klassenregiment und dem Drange nach absoluter politischer Gleichberechtigung, außerdem aber noch in der Unzufriedenheit der Nation mit der Stellung Frankreichs in Europa hatte er stets die Gründe der Unhaltbarkeit der Julidynastie erkannt, und gerade diese Momente waren es, auf die er sein System gegründet hat. Daß die Republik es nicht vermögen werde, dem Verlangen der Nation Genugthuung zu gewähren, stand für ihn von vornherein fest. Scheiterten die Versuche mit derselben, dann war der Bonapartismus, für den schon unter dem Bürgerkönigthum lebhafte Sympathien erwacht waren, und dem selbst die damalige Regierung durch die Heimführung der Asche Napoleon's I. ein bedeutsames Zugeständniß gemacht hatte, die einzige Macht, die der Anarchie das Feld streitig machen konnte. Und die Republik sollte scheitern. Die revolutionäre Strömung, die den Julithron hinweggefegt hatte, vermochte es nicht, die öffentliche Meinung des Landes auch nur auf wenige Monate an sich zu fesseln. Nie hat eine siegreiche Revolution einen solchen Mangel an staatsmännischen Talenten bloßgelegt wie die französische von 1848. Ueber die Reformpartei schritt das Republikanerthum im Bunde mit dem Socialismus sofort triumphirend hinweg; kaum gehörte beiden der Sieg, als der Socialismus den Republikanismus zu seinem Sklaven machte. Die provisorische Regierung erkannte das „Recht jedes Bürgers auf Arbeit“ als ein politisches an; sie verhieß die „Organisation der Arbeit“, ernannte eine permanente Behörde zu diesem Zwecke und schritt in maßloser Schwäche und Verblendung endlich zu der Errichtung von „Nationalwerkstätten“. Damit war in den Augen aller, die sich noch eine Spur von Sinn für die möglichen Aufgaben des Staats und für die Principien einer gesunden Volkswirthschaft gerettet hatten, der Stab über jene Regierung gebrochen. Um auch jeden Glauben an eine ideale Tendenz auszutilgen, genügte die Entsendung von Wahlcommissarien in die Provinzen; den Principien gegenüber, nach denen die Agenten der Regierung ihrer Instruction gemäß handelten, erscheint die

Corruption des Bürgerkönigthums und selbst die spätere Handhabung des Wahlrechts seitens der kaiserlichen Präfecten im reinen Lichte der Unschuld. Ledru-Rollin, als Minister des Innern, war das Haupt dieser Agitation, Koryphäen der heutigen Linken seine Sendboten. Trotz aller Concessionen, zu denen sich die blaue Republik an die rothe herbeiließ, war der Friede zwischen beiden nicht herzustellen; das Unmögliche konnte nur versucht, nicht aber durchgeführt werden. In der furchtbaren Junischlacht kam es zwischen beiden zur Entscheidung. Der blauen Republik gehörte der Sieg; dieser Sieg aber war gleichzeitig ihre Niederlage. Die Republik strahlte nicht mehr im Lichte der Freiheit. Durch massenhafte, 3—4000 Menschen umfassende Deportationen, durch Aufrechterhaltung der Militärdictatur Cavaignac's und des Belagerungszustandes in Paris, durch Präventivmaßregeln gegen die Presse und Beschränkungen des Versammlungsrechts gelang es zwar die Ruhe nothdürftig zu erhalten, nicht aber der Regierung einen festen Anhang zu sichern. Cavaignac sah sich bereits genöthigt, mit dem Orleanismus zu verhandeln und Männer dieser Farbe in sein Cabinet zu ziehen. Die Anfang September zusammentretende constituirende Nationalversammlung schwankte denn wieder nach der andern Seite hin. Mehr als eine Bestimmung ihrer am 4. Nov. zu Stande gebrachten Verfassung war ein Zugeständniß an den Socialismus; sogar die Verpflichtung des Staats, Bedürftigen die Mittel des Unterhalts zu verschaffen, war darin anerkannt. Damit aber war die maßlos verbitterte Stimmung nicht wieder zu bessern. Von der einen Seite lastete der Fluch der nach Rache dürstenden Besiegten aus den Junitagen auf den Gründern der Republik, von der andern Seite machte man sie unter Hinweis auf ihr sinnloses Experiment für das geflossene Blut verantwortlich. In den Departements ward überdies allerwärts das Gefühl lebendig, daß die Republik dem Lande von seiten der Hauptstadt aufgedrungen war. Eine mächtige Reaction erwachte, und die Republik war bereits moralisch vernichtet, bevor sie noch verfassungsmäßig begründet war.

Wunderbarer und in großartigerm Stile hat das Glück nie die Plane eines Sterblichen gefördert als diejenigen Louis Napoleon's. Noch weilte der Prinz als ein wenig beachteter und von vielen verlachter Abenteurer in der Verbannung (die provisorische Regierung hatte seine Rückkehr nach Frankreich misbilligt und ihn wieder in die Fremde verwiesen), noch hatte er seine Hebel der Agitation nicht angesetzt, und schon waren die beiden Mächte, die zwischen ihm und dem Throne standen, überwunden. Die Republik hatte den Socialismus ohnmächtig gemacht und damit ihr eigenes Leben untergraben. Wer heute unbefangen auf die Ereignisse jener Zeit blickt, wird versucht, den Glauben des Prätendenten an seine providentielle Mission zu theilen, jedenfalls aber zu der Ueberzeugung gedrängt, daß Louis Napoleon die realen Verhältnisse und den Geist des französischen Volks richtig erkannt hatte, als er sein politisches System aufbaute und seine kühnen Plane entwarf.

Am 4. Nov. kam die Verfassung der Republik zu Stande. Sie fußte auf dem directen Wahlrecht und dem Einkammersystem; die executive Gewalt übertrug sie einem auf je vier Jahre direct von der Nation zu wählenden Präsidenten. Wer sollte dieser Präsident sein? Frankreich hatte keinen Washington, keinen Jefferson, keinen Madison aufzuweisen, es war ärmer an Namen von Klang als je in frühern Zeiten. Lamartine war unmöglich geworden, er hatte als Staatsmann keine der Hoffnungen erfüllt, die er als Schriftsteller und strebender Politiker zu erregen verstanden hatte; Cavaignac, der energische General und aufrichtige Republikaner, hatte durch seine rettende That die Sympathien der Massen verscherzt. Außer Cavaignac's Namen aber gab es keinen, absolut keinen in ganz Frankreich, der für ehrliche Republikaner ernstlich in Frage kommen konnte; und selbst für diese haftete an Cavaignac's Namen der Makel der Dictatur. Ganz Europa harrte mit Spannung des Ausgangs der Wahl, die am 10. Dec. in

Scene gehen sollte. Das Ergebniß bereitete allgemeine Ueberraschung: von 7,941121 Stimmenden entschieden sich 6,048872 für den Prinzen Louis Bonaparte. Cavaignac vereinigte nicht volle 1¼ Millionen, Ledru-Rollin, der Candidat des Socialismus, nur ⅓ Million Stimmen auf sich.

In den Augen der ganzen Welt war die Wahl des Prinzen zum Präsidenten ein lauter entschiedener Protest der Nation gegen die Republik; sie bedeutete nichts anderes als die Rückkehr zum Kaiserreich, wenigstens die Forderung einer starken, die Parteien niederhaltenden Regierungsgewalt und eine Wiederanknüpfung an die alte, durch das Bürgerkönigthum so tief verdunkelte Gloire. Jene Wahl als das Product einer künstlichen Agitation zu bezeichnen, wäre absolut nicht gerechtfertigt. Den damaligen Gewalthabern, Cavaignac an der Spitze, lag nichts ferner als eine Protection des Bonapartismus. „Eine bonapartistische Partei", heißt es in dem betreffenden Artikel des „Staatswörterbuch" von Bluntschli und Brater, das der imperialistischen Sympathien wahrlich nicht verdächtig ist, „hatte vor dieser Wahl, ja selbst die erste Zeit nach derselben nicht existirt. Die kleine Zahl der persönlichen Anhänger des Prinzen hatte keinen Einfluß im Lande." [illegible]s sich einzig auf die Agitation seiner Freunde zurückführen läßt, ist die bei Gelegenheit der Nachwahlen im Juni und im September 1848 in vier Departements gleichzeitig erfolgte Erwählung des Prinzen zum Mitgliede der Nationalversammlung. Dadurch allein war die Aufmerksamkeit auf seinen Namen gelenkt worden. Der Prinz selbst hatte nach seiner ersten Wahl freiwillig auf sein Mandat verzichtet, nach einer zweiten aber, die gleichzeitig in fünf Bezirken erfolgte, sich in seiner Stellung als Deputirter wenig bemerkbar gemacht. Erst als ihm die Candidatur für die Präsidentschaft angetragen war, erklärte er in einer kurzen Rede, daß er dieselbe in dem Bewußtsein annehme, „daß sein Name der Consolidation nützlich sein werde".

Angesichts dieser Thatsachen kann es kaum bestritten werden, daß nicht Napoleon III., sondern die Nation selbst den ersten Schritt zur Herstellung des Kaiserthums gethan hat. Von den 86 Departements Frankreichs hatten sich 84, unter ihnen das der Seine mit Paris, für den Prinzen entschieden, nur in zweien (Finistère und Morbihan) hatte Cavaignac und mit ihm das republikanische Princip den Sieg davongetragen. Vom Gros der Nation war also die Republik schon verworfen, ehe sie noch aufgerichtet war! die republikanische Presse aller Schattirungen machte kein Hehl daraus, daß jedes Votum für den Prinzen ein antirepublikanisches sei. Frankreich wußte wenig anderes von dem Manne, dem es das höchste Staatsamt aus eigenstem Triebe in die Hand gelegt, als daß er im Sinne des Plebiscits vom Jahre XII (1804) der legitime Nachfolger Napoleon's I. war, und daß er dessen Thron wieder aufrichten wolle. Die Unternehmungen von Strasburg und Boulogne hatten über diese Absicht keinen Zweifel gelassen.

Nicht ohne Interesse ist es, daß sich selbst in den großen Städten des Landes, vor allem in Paris, die arbeitende Klasse zu einem sehr erheblichen Theile für den Bonapartismus entschieden hat. Die Aussichtslosigkeit der Candidatur Ledru-Rollin's, den die socialistische Partei aufgestellt hatte, war für diese Bevölkerungsschicht, welche stets mehr dem natürlichen Gefühl als politischen Erwägungen folgt, gewiß nicht entscheidend. Wenn neben dem Zauber, den der Name Napoleon auf die Menge übte, ein politisches Motiv maßgebend war, so lag es in der Thatsache, daß der Prinz von jeher ein besonderes Interesse für die arbeitenden Klassen an den Tag gelegt und zu den Häuptern der socialistischen Partei, namentlich zu Louis Blanc, in freundlichen Beziehungen gestanden hatte. Schon in Jahre 1832 hatte der Prinz unter dem Titel „Rêveries politiques" eine Schrift veröffentlicht, in der sich socialistische und imperialistische Ideen aufs engste verflochten. Später ließ er noch eine Menge von Artikeln und Flugschriften

gleicher Tendenz erscheinen; unter letztern hat die Abhandlung „L'extinction du paupérisme" das größte Aufsehen gemacht. Dieses Interesse für die sociale Frage findet schon darin seine ausreichende Erklärung, daß die ganze Politik Louis Napoleon's darauf berechnet war, sich den divergirenden Tendenzen der höhern Gesellschaftsklassen gegenüber auf die compacte Majorität der Massen zu stützen. Dennoch liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß auch wirkliche aufrichtige Theilnahme für die arbeitende Bevölkerung in ihm lebendig gewesen.

Noch ein anderes Moment, das bei der Präsidentenwahl zur Geltung kam, verdient der Erwähnung. Als die constituirende Nationalversammlung nach langen Debatten endlich darüber einig geworden war, daß ein Präsident und nicht ein Collegium an die Spitze der Republik gestellt werden solle, handelte es sich um die Frage, ob die Wahl desselben von der Versammlung selbst oder von der gesammten Nation vollzogen werden solle. Man sah mit zweifelloser Gewißheit voraus, daß das Resultat in beiden Fällen ein wesentlich verschiedenes sein würde; wählte die Kammer, so war Cavaignac Präsident, wählte das Land, so war man der Wahl eines Kronprätendenten gewiß, mochte dies nun ein Bonaparte oder ein Orleans sein. In der Kammer lebte also dieselbe Ueberzeugung, zu der sich Napoleon stets bekannt hat, daß parlamentarische Vertretungen, selbst wenn sie aus freien und allgemeinen Wahlen hervorgegangen, keineswegs durchweg als der correcte Ausdruck des nationalen Willens gelten können. Dennoch bekannte sich die Versammlung zu der Ansicht, daß sie ein Mistrauen gegen die Nation bekunden und das demokratische Princip, auf dem ihr eigenes Mandat beruhte, verleugnen würde, wenn sie die über das Schicksal der Republik entscheidende Frage dem unmittelbaren Austrage durch das französische Volk entzöge. Lamartine's pathetische Phrase: „Gott und das Volk mögen ihren Spruch fällen", gab den Ausschlag.

Die am 5. Nov. 1848 von der constituirenden Versammlung publicirte Verfassung der Republik war die elfte, welche seit 1791 für Frankreich in Kraft trat. Sie wurde von der Nation mit unglaublichem Indifferentismus aufgenommen; jedermann sah die kurze Dauer der Republik voraus. In den Kreisen der Besitzenden gab sich laut der Wunsch nach der Wiederkehr der Ruhe und Sicherheit monarchischer Zustände kund. Die constituirende Versammlung selbst hatte wenig Vertrauen in den Bestand ihres Werks gesetzt, was sich schon in der ängstlichen Sorge bekundet, mit der sie dasselbe mit constitutionellen Garantien zu umgeben suchte. So enthielt dieselbe im Art. 68 folgende ungewöhnliche Bestimmung: „Jede Maßregel, durch welche der Präsident die Nationalversammlung auflöst, vertagt, oder ihrer Wirksamkeit Hindernisse bereitet, ist ein Verbrechen des Hochverraths. Durch diese Thatsache allein ist der Präsident seiner Würde verlustig; alle Bürger werden durch sie verpflichtet, ihm den Gehorsam zu verweigern, und die executive Gewalt kehrt wieder in die Hände der Nationalversammlung zurück." Unbekümmert um den von ihr selbst aufgestellten Grundsatz, daß der politische Eid unsittlich und darum von den Volksvertretern nicht zu fordern sei, hatte die constituirende Versammlung es dem Präsidenten der Republik auferlegt, die Verfassung zu beschwören. Louis Napoleon nahm keinen Anstand, bei seiner Proclamirung zum Präsidenten diesen Eid mit fester sicherer Stimme zu leisten. Wenn, woran kaum ein Zweifel zulässig, schon damals der Entschluß in ihm gereift war, dennoch über Nationalversammlung und Verfassung hinweg die erbliche Gewalt an sich zu bringen, so ist eine Rechtfertigung vor dem strengen Richterstuhle der Moral vielleicht unmöglich, sein Glaube an die Unabweisbarkeit geschichtlicher Nothwendigkeit aber und sein Cultus der Volkssouveränetät, in welcher nach seiner Auffassung Verfassungen wie Gewalten ihre einzige Rechtsquelle haben, dürfen bei der Beurtheilung seines Handelns nicht außer Berücksichtigung bleiben. Ueber-

dies ist wohl zu erwägen, daß Louis Napoleon in der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände, die ganz Frankreich mit ihm theilte, immer noch das Mittel zu finden erwarten durfte, das ihn ohne vorbedachte Verletzung seines Eides zum Throne führen konnte.

In seiner Inauguralrede bezeichnete der Präsident es zunächst als Ziel seiner Bestrebungen, jedem Parteiregiment ein Ende zu machen und die Ordnung fest zu begründen. „Eine Aufgabe", heißt es darin, „haben wir, Bürger-Volksvertreter, zu lösen: die Aufgabe, eine Republik im Interesse aller, eine gerechte, feste Regierung zu gründen, welche von aufrichtiger Liebe zum Fortschritt beseelt sein soll, ohne reactionär oder utopisch zu sein. Seien wir Männer des Vaterlandes, nicht Männer der Parteien, und wir werden mit Gottes Hülfe wenigstens Gutes leisten, wenn es uns versagt sein sollte, Großes zu wirken." Ganz in diesem Sinne bildete er sein Ministerium; alle eigentlich politischen Parteien, Legitimisten, Conservative und Oppositionsmänner aus der Zeit der Orleans, alte und junge Republikaner, waren darin vertreten, nur der destructive Socialismus fand keine Stelle. Auch vermied es der Präsident vorläufig noch, Männer, die sich durch bonapartistische Propaganda hervorgethan hatten, in sein Cabinet zu ziehen.

Der Umstand, daß eine napoleonische Partei im Lande noch nicht existirte, wenigstens als politische nicht organisirt war, hatte zur Folge, daß der Bonapartismus auch in der Kammer keine in sich geschlossene Vertretung fand, obgleich die Wahlen erst vier Monate nach Einsetzung des Präsidenten ausgeschrieben wurden. Die antirepublikanische Tendenz der öffentlichen Meinung fand nur darin ihren Ausdruck, daß sich eine monarchische Rechte aller dynastischen Schattirungen bildete, welche den beiden republikanischen Parteien, der sehr schwachen blauen des Centrums und der rothen (socialistischen) der Linken, gegenüber die entschiedene Majorität hatte. Das conservative Programm des Präsidenten fand daher in der Nationalversammlung volle Unterstützung. Eine revolutionäre Erhebung der Socialisten unter Ledru-Rollin (18. Juni 1849) gab Anlaß zu drakonischen Repressivmaßregeln gegen Presse und Clubs und zur Verhängung des Belagerungszustandes über Paris; die vereinigte Rechte leistete dem Präsidenten bei diesen Maßregeln nicht nur bereitwillig ihre Dienste, sondern wirkte selbst antreibend und fördernd im Sinne der Dictatur. Im demokratischen Lager aber ward dadurch der Mismuth aufs höchste gesteigert, die socialistische Partei erstarkte wieder und erfocht im März 1850 bei den Nachwahlen mehrere Siege. Die Rechte der Kammer drang auf neue Sicherheitsmaßregeln, deren belangreichste die Aufhebung der noch immer republikanisch gesinnten Mobilgarde war. Das stärkste Bollwerk gegen einen eventuellen Staatsstreich, mochte derselbe nun vom Präsidenten oder von der monarchischen Seite des Parlaments ausgehen, war damit hinweggehoben. Auf diesen Schritt antworteten die Socialisten von Paris bei einer alsbald erfolgenden weitern Nachwahl mit der Erwählung Eugène Sue's zum Deputirten. Dieser neue Triumph des Socialismus führte die stets vor dem rothen Gespenst zitternde Nationalversammlung zu dem verhängnißvollen Entschlusse, das allgemeine Wahlrecht, die Grundlage der demokratischen Republik, aufzuheben. Das bezügliche Gesetz vom 31. Mai 1850 beraubte 3 Mill. Wähler, die Mehrzahl der Arbeiter, des Stimmrechts. Das war der Anfang des Endes der Republik; es war gleichzeitig die Vernichtung des eigenen Mandats der keineswegs an eine Auflösung und Neuwahl denkenden Nationalversammlung. Der Prinz-Präsident legte zwar kein Veto ein, ganz Frankreich aber erfuhr von seinen sich mit jedem Tage mehrenden Anhängern, daß dieser Beschluß seinen Ansichten in keiner Weise entsprach. Das ganze Onus der unpopulären Maßregel fiel auf die Kammer.

Inzwischen hatte sich bereits eine bedeutende Eifersucht zwischen dem zu immer größerer Selbständigkeit und Autorität aufsteigenden Präsidenten und der nicht minder nach All-

macht strebenden gesetzgebenden Gewalt entwickelt. In der ganzen Haltung des Prinzen, der monarchischen Sprache seiner Botschaften, der Wahl seiner neuen Minister, der Besetzung der wichtigsten militärischen Stellen mit Bonapartisten, traten die Plane desselben immer sichtlicher zu Tage; die royalistischen Parteien der Rechten, Legitimisten und Orleanisten, wurden mistrauisch und begannen ihre Dienste zu versagen. Eine im November 1850 von seiten des Prinzen in verblümter Weise an die Kammer gerichtete Aufforderung, die Verfassung zu revidiren, lehnte die Majorität ab; damit war die alte Freundschaft vollständig gelöst; es begann ein Kampf zwischen der ausübenden und der gesetzgebenden Gewalt, dessen Austrag für das künftige Geschick Frankreichs entscheidend werden sollte.

Drei Gruppen machten sich fortan das Regiment streitig; die beiden vorläufig noch Schulter an Schulter kämpfenden alten monarchischen Parteien, die zu einer starken Phalanx herangewachsenen Bonapartisten und die um die rothe Fahne gescharten Socialisten. Alle drei standen der Republik, wie sie verfassungsmäßig begründet war, feindlich gegenüber. Jede dieser Gruppen faßte einen besondern Weg ins Auge, das ihr vorschwebende Ziel zu erreichen. Für die Socialisten war dies selbstverständlich der der Revolution. Für die Monarchisten war es der parlamentarische Staatsstreich, d. h. die Beseitigung der executiven Gewalt unter einstweiliger Verlegung aller Macht in die Kammer, selbstverständlich in der Absicht, von hier aus die Herstellung des königlichen Thrones zu betreiben. Nach Lage der Majoritätsverhältnisse hätte dies Unternehmen vielleicht Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn es gelungen wäre, die ältere bourbonische Partei mit der orleanistischen zu einigen. Seit dem am 26. Aug. 1850 erfolgten Tode Louis Philipp's aber glaubten die Orleans sich stark genug, die Erwählung des Prinzen Joinville zum Präsidenten durchsetzen und sich dadurch dieselben Chancen erschließen zu können, welche den Bonapartisten bereits offen standen. Für die letztere Partei war es der Staatsstreich der executiven Gewalt, der sie zum Ziele führen sollte und auf welchen sich das Land längst gefaßt hielt. Die Kammer hatte dem Lande bisher nichts anderes geboten, als eine Herabdrückung seiner freiheitlichen Rechte bis unter das Niveau der Julidynastie; die Person des Präsidenten dagegen war im Lande populär geworden, nachdem der Prinz durch einige Rundreisen die Napoleonischen Traditionen lebhaft geweckt hatte. Seine Politik in der römischen Frage hatte ihm das Vertrauen des Klerus erworben, die Wiederherstellung der Freundschaft mit England, durch deren Verscherzung Thiers im Jahre 1840 Frankreich isolirt hatte, die Anerkennung derjenigen, denen die Machtstellung nach außen vor allem von Bedeutung war. In dem Kampfe zwischen Executive und Legislative lagen die Sympathien der großen Majorität der Nation ganz entschieden auf der Seite der erstern. Die Versuchung, welche in dieser Situation für Louis Napoleon lag, war daher eine gewaltige.

Im Herbst des Jahres 1851 gedieh die Spannung zwischen dem Präsidenten und der Kammermajorität bis zum brennenden Conflict. Die Socialisten kämpften mehrfach an der Seite der Bonapartisten; beide Parteien vereinigt hatten aber noch immer nicht die Majorität. Gerade diesem Umstande hatte der Prinz einen moralischen Sieg von ungeheuerm Belang zu verdanken, einen Sieg, der die letzte Station des Weges bezeichnet, auf dem er die höchste Gewalt anstrebte. Er richtete nämlich durch sein Ministerium die Forderung an die Kammer, das allgemeine Wahlrecht wiederherzustellen. Dieser Antrag wurde mit 355 gegen 348 Stimmen verworfen. Infolge dessen erschien der Präsident vor der Nation als der Träger des demokratischen Princips, die Kammer aber als die Vertreterin jenes Klassenregiments, das unter Louis Philipp so tief in Miscredit gekommen war. Unter der Wirkung dieses Beschlusses reifte der Plan des Staatsstreichs; seine Aufforderung ließ nicht auf sich warten. Der 2. Dec. 1851, der Tag von Austerlitz, war der Tag der Entscheidung.

Dies das flüchtige Bild der politischen Situation, aus der Napoleon thatsächlich als Alleinherrscher Frankreichs hervorging. Was hinter den Coulissen spielte, hat für unsern Zweck keine Bedeutung; unsere Aufgabe ist es nicht, ein Charakterbild zu zeichnen, sondern die politischen Thatsachen im großen und ganzen ins Auge zu fassen. Angesichts derselben erschien in der Mitte des 19. Jahrhunderts für dasjenige Volk Europas, das sich rühmt, an der Spitze der Civilisation einherzuschreiten, der Despotismus eine historische Nothwendigkeit, und der Mann, durch den diese Nothwendigkeit sich erfüllte, nur als ein Werkzeug in der Hand derjenigen höhern Macht, deren Walten der denkende Mensch überall in der Geschichte zu erkennen hat. Sein Aufschwung zur Alleinherrschaft war mindestens ebenso das Werk der Ereignisse wie das seines eigenen Willens.

Vergegenwärtigen wir uns die Gründe, die jene Nothwendigkeit bedingten, so muß zugestanden werden, daß Louis Napoleon dieselben in der Zerklüftung des Parteiwesens richtig erkannt hatte. Was sich in Frankreich über das Niveau des politischen Indifferentismus erhob und die Staatsangelegenheiten von einem andern Gesichtspunkte ansah als dem der eigenen materiellen Interessen, zählte zu einer der vier scharf gesonderten Parteien der Legitimisten, der Orleanisten, der reinen Republikaner oder der Socialisten. Dem Legitimismus gehörte nur der Adel und ein Theil des conservativen Patriciats der Provinzialstädte an. Diese Partei aber war dadurch nicht ohne Macht, daß sie, sofern ihr irgend Aussichten auf Erfolg winkten, der Unterstützung des Klerus gewiß sein durfte; derjenige — in Frankreich freilich schwach vertretene — Theil des Katholicismus, der an den Traditionen des Mittelalters festhielt, stand ganz unbedingt hinter ihr. Der Orleanismus entbehrte dieser conservativen Elemente, sein Anhang war die stets wandelbare, weil vorwiegend nur von den Erwerbsinteressen geleitete Bourgeoisie; außerdem aber zählten dahin die Generale und höhern Beamten, die unter der Julidynastie ihren Weg gemacht hatten, und alle diejenigen Politiker, welche, unbekümmert um alle nationalen und anderweiten Verhältnisse, in dem rein parlamentarischen Regiment der constitutionellen Monarchie die einzig und allein unserm Gesittungszustande entsprechende Regierungsform erkennen. Die Regierung der Orleans hatte wenigstens gezeigt, daß sie es vermocht hatte, ein solches Regiment formell walten zu lassen, wenn es ihm auch nicht gelungen war, die demselben gestellte sittliche Aufgabe zu lösen, d. h. eine Herrschaft der Intelligenz im Geiste der Nation zu begründen. Numerisch war der Orleanismus nur darum eine mächtige Partei, weil die Zeit seiner Herrschaft kaum hinter ihm lag, der Tod seine Reihen also noch nicht gelichtet hatte, und weil Tausende, denen die Revolution verleidet war, ihn bei einem Vergleich der jüngsten Vergangenheit mit der Gegenwart als das kleinere der Uebel betrachteten. Eine Aussicht auf Dauer winkte dieser Partei nur in dem kräftigen Blühen des Mannsstammes der Orleans'schen Dynastie, das ihr vor der Partei der Legitimisten, deren Hoffnungen auf vier Augen standen, einen erheblichen Vortheil gewährte. Eigentlich dynastische Bekenner aber hatte die Partei nicht und konnte sie nicht haben, da das Haus Orleans weder in der Geschichte noch im Herzen Frankreichs Wurzel geschlagen hatte. Wenn in Zukunft Frankreich wieder einmal einen König brauchen sollte, so ist nichts wahrscheinlicher als ein Zurückgreifen auf die Descendenz Louis Philipp's, ein Sieg der Orleanisten als politische Partei wird darin aber nicht zu erkennen sein. Die Partei, als politische, wird aussterben, und die Träger ihrer Principien werden sich, wie die Gegenwart bereits erkennen läßt, darauf angewiesen sehen, ihre Grundsätze unter der jeweilig herrschenden Dynastie zur Geltung zu bringen. Für sie handelt es sich, im Gegensatz zu den Legitimisten, nicht darum, wer regiert, sondern wie regiert wird. Zu jener Zeit lagen die Dinge freilich noch anders, und die Partei forderte in jeder Beziehung volle Beachtung. Zu den blauen Republikanern, welche die Principien der großen Revolution in idealer Reinheit zu verwirklichen trachteten, zählte

im Grunde nur eine kleine Zahl von Männern, theils Veteranen einer frühern Zeit, theils jugendliche Feuerköpfe. Was sich nur gelegentlich um ihre Fahne scharte, war unzuverlässig und ohne sittlichen Werth. Des Socialismus wurde bereits weiter oben gedacht. Seine Häupter, an sich nur eine winzige Zahl darstellend, waren durch die Deportationen nach den Junitagen und nach dem Staatsstreiche aus Frankreich entfernt, der Rest also eine führerlose Masse, dem unbedingt zu folgen bereit, der sie durch Verheißungen oder Zugeständnisse an sich fesselte. Im politischen Sinne identificirten sich blaue und rothe Republikaner stets so lange zu einer einzigen Partei, als sie einer monarchischen Gewalt gegenüber in der Negation vereint standen.

Keine der gedachten Parteien war an und für sich stark genug, auf ehrlichem Wege zur Majorität zu gelangen, alle aber standen einander so schroff gegenüber, daß ein Compromiß zu positiven Zwecken unmöglich war. Jede aus einer dieser Parteien hervorgehende Regierung konnte also nur das sein, was Napoleon als Parteiregiment sittlich verdammte und als das Unglück Frankreichs bezeichnete. Den gemeinsamen Regungen in den Herzen der Nation, vor allem dem Sinn für den Ruhm und die Größe Frankreichs, für die Rechtsgleichheit seiner Bürger den gebührenden Ausdruck zu geben, war keine dieser Parteien in der Lage, da keine sich als die Repräsentantin der Gesammtheit betrachten konnte. Hätte dem Bonapartismus in gleicher Weise der Parteicharakter angehaftet, dann wäre auch ihm die Lösung dieser Aufgabe unmöglich gewesen. Aber eine volle Generation hindurch war er nur Tradition, und als er mit einem politischen Programm auf die Bühne zu treten begann, blieben seine Anhänger in der Lage, mit allen Parteien Compromisse zu schließen. Die großen Principien von 1789, die er als Zukunftsprogramm auf seine Fahne schrieb, mochten sie immer nur Phrase sein, zündeten wenigstens mit der in Frankreich stets gewaltigen Macht der Phrase, die glorreichen Erinnerungen, die er aus der Vergangenheit anrief, waren allen Parteien heilig, selbst die der Legitimisten nicht ausgenommen. Der Bonapartismus aber bot noch mehr, er bot Garantien für Herstellung der Ordnung, und war darum auch allen denen hoch willkommen, die, unbekümmert um Größe und Freiheit der Nation, nur nach Wahrung, Mehrung und ruhigen Genuß ihres Besitzes verlangten; er bot diese Garantien überdies in einem Gewande, das wenigstens noch die Illusion eines demokratischen Staatswesens lebendig erhielt.

In Anbetracht dieser Verhältnisse wird dem in unserm ersten Artikel entwickelten politischen System, wie es aus dem Geiste Louis Napoleon's herausgewachsen war und in der Verfassung von 1852 seinen staatsrechtlichen Ausdruck fand, eine thatsächliche Berechtigung nicht abgesprochen werden können. Einzig und allein in dem engen Anschluß seines politischen Princips an das historisch Entwickelte und thatsächlich Gegebene erwuchs für Napoleon die Möglichkeit, ein Staatswesen aufzurichten, das nicht nur Frankreich lange Jahre friedlicher Entwickelung seines materiellen Wohlstandes und eine starke Machtstellung nach außen sicherte, sondern sich schließlich befähigt erwiesen hat, in freiheitliche Bahnen einzulenken, ohne das Land einer neuen Revolution preiszugeben. Schwere Bedenken gegen das System sind darum immer gerechtfertigt, Sympathien wird das absolute Regiment Napoleon's nie erwecken. Für die historisch-politische Betrachtung der Dinge aber ist es gebieterische Nothwendigkeit, das Urtheil auf die realen Verhältnisse zu begründen und den schweren Fehler zu meiden, fremde Angelegenheiten nach dem Maßstabe der eigenen Verhältnisse zu messen. Vor allem fordert die Verschiedenheit der Nationalitäten Beachtung. Eingewurzelte Treue gegen die angestammten Dynastien und Pietät gegen bestehendes Recht lassen den Germanen in den sichern Bahnen der Reform verharren, wenn der Romane schon an die Revolution appellirt. Deutschland blieb deshalb davor bewahrt, dem Despotismus aufstrebender Tribune zu verfallen; von der rasch

vorüberrauschenden Episode der Allgewalt Cromwell's abgesehen, weist überhaupt die Geschichte der germanischen Völker kein Beispiel eines cäsarischen Regiments auf. Zwischen Deutschland aber und seinem westlichen Nachbarn liegt die scharfe Scheidelinie zwischen Germanenthum und Romanenthum. Hüben und drüben walten andere Bedürfnisse, andere Ideen, andere Rechtsbegriffe.

Daß Napoleon III. seinen Staatsstreich nicht sofort mit der Wiederaufrichtung des Kaiserthrones verband, war ein Beweis großer politischer Klugheit. Der Makel, der trotz aller möglichen Rechtfertigung auf jenem blutigen Gewaltacte lastete, ward dadurch wenigstens nicht unmittelbar auf die Krone übertragen. Auch war es von imponirender Wirkung, daß ein einziges Jahr ausreichte, um die Nation in das Napoleonische Regiment hineinwachsen zu lassen, dessen sie sich länger als ein Menschenalter hindurch entwöhnt hatte. Täuschungen über das, was ein kaiserliches Regiment bedeute, konnten in der Nation nicht obwalten, dennoch stürmte sie, wie die ungeheuern Majoritäten dreier Plebiscite beweisen, mit Einmüthigkeit und sogar mit einer gewissen Begeisterung in dasselbe hinein.

Von der Machtvollkommenheit, die das den Staatsstreich sanctionirende Votum der Nation von 1851 dem Träger der höchsten Gewalt ertheilte, hatte Louis Napoleon den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Schon sein Verfassungswerk berechtigte nicht zu einem liberalen Regiment, denn daß die Schranke, welche dasselbe der Macht des Souveräns durch die großartig bemessene Competenz des Senats zog, nicht die Wirkung üben werde, welche sie hätte üben können, war von vornherein abzusehen. Unter Ludwig XVIII. hatte sich zwar die ernannte Erste Kammer zum Träger und Verfechter freisinniger Ideen aufgeworfen, eine Unabhängigkeit aber, wie sie jenen alten Edelleuten und Patriciern beiwohnte, von Männern zu erwarten, die alles Interesse hatten, eine Gewalt zu stützen, mit der ihre eigene sociale und politische Bedeutung stand und fiel, dazu war der ganze moralische Zustand des damaligen Frankreichs nicht angethan, dazu auch fehlte es speciell dem Napoleonischen Frankreich an sittlicher Tiefe. Die großen Concessionen, welche Louis Napoleon an den Senat machte, haben darum nur vom specifisch staatsrechtlichen Gesichtspunkte die hohe Bedeutung, deren wir in unserer Analyse der Verfassung gedacht haben, eine praktische war ihnen auf Jahre hinaus nicht beizumessen. Die gewählte Volksvertretung aber war jedes moralischen Machtmittels beraubt; das keck in ihre Hand gelegte reale Recht absoluter Steuerverweigerung oder doch des Interdicts aller Staatsausgaben war ein so heroisches, daß es schon hierdurch jeden praktischen Werth verlor. Noch weit entschiedener aber wurde die Nation über das bevorstehende Regiment aufgeklärt durch den Gebrauch, welchen Louis Napoleon von dem Rechte machte, bis zur Constituirung der parlamentarischen Körperschaften Decrete mit Gesetzeskraft zu erlassen.

Der schwerste Schlag traf die Presse, die der discretionären Gewalt der polizeilichen Administrativbehörden vollständig unterworfen wurde. Die Gründung neuer Journale wurde von der vorherigen Genehmigung der Regierung (autorisation préalable) abhängig gemacht; ablehnende Bescheide waren an keinerlei gesetzliche Normen gebunden, während die Concessionen noch an die erschwerende Bedingung hoher Cautionen geknüpft wurden. Die Existenz bestehender politischer Journale blieb dauernd bedroht. Auf Grund zweier vom Minister des Innern oder den Präfecten ergangenen Warnungen konnten dieselben auf mehrere Monate suspendirt werden; auf eine dann erfolgende abermalige Ueberschreitung der Grenzen, welche die Regierung für die angemessenen erachtete, stand die Strafe gänzlicher Unterdrückung. Das Gewicht dieser Strafe und der daraus erfolgenden Autorität der Regierung läßt sich nur dann richtig ermessen, wenn die enorme

Höhe des in den Journalen angelegten Kapitalwerthes in Betracht gezogen wird; die Actionäre oder selbständigen Eigenthümer wirkten daher einer freien Bewegung selbstverständlich ebenso entgegen wie die Regierung. Um die Schriftsteller einer strengen Controle und Verantwortung zu unterwerfen, wurde bestimmt, daß jeder, auch der kleinste, nur ein Excerpt aus andern Blättern bringende Artikel von seinem Verfasser unterzeichnet werden mußte. So entschieden hierin die Absicht einer weitern Fesselung der Presse erkannt werden muß, hat diese Maßregel doch die allergünstigsten Erfolge für die französische Journalistik gehabt. Die Tagesschriftsteller wurden sich bewußt, daß sie durch Unterzeichnung ihrer Artikel nicht nur vor der öffentlichen Gewalt, sondern auch vor dem Publikum eine Verantwortung übernahmen, daß sie mit ihrer Ehre und ihrer Ueberzeugung für die Arbeit ihrer Feder einzutreten hatten. Von jenem literarischen Vagabundenthum, das in der deutschen Presse unter dem Schleier der Anonymität vielfach sein Wesen treibt, weist Frankreich infolge dessen wenig auf. Die öffentliche Meinung hat dies auch anerkannt, und der Wunsch nach Aufhebung dieser Maßregel ist selten oder nie laut geworden. In allen übrigen Punkten aber war das neue Preßgesetz ein Act des Despotismus, dem gegenüber die Wiedereinführung der Censur kaum als ein Rückschritt hätte erscheinen können. Daß die französische Presse während der siebzehnjährigen Herrschaft dieses Gesetzes dennoch eine Macht von Bedeutnng geblieben ist, zeugt von der Fülle der Intelligenz, die in ihr thätig ist. Diese Macht des Geistes aber hat sich leider von einer Corruption nicht freigehalten, die in den Beschränkungen der freien Concurrenz ihren allzu gedeihlichen Boden fand: die Mehrzahl der französischen Journale wurde käuflich, weil eben jedes Sonderinteresse in der Gesellschaft, sei es politischer oder finanzieller Natur, seines besondern Organs bedurfte.

Das schon unter der Republik eng beschränkte Vereins- und Versammlungsrecht wurde vollständig annullirt; an seine Stelle traten die betreffenden Artikel des aus einer Zeit strengster Repression stammenden Code pénal (Art. 291 u. a.). Wahlversammlungen und politische Vereine wurden vollständig untersagt; alle andern Vereine wurden von obrigkeitlicher Genehmigung abhängig gemacht und der Controle durch abgeordnete Commissare der Sicherheitsbehörden unterworfen. Der Mangel des Versammlungsrechts drückte die Bedeutung der Legislativen noch weit tiefer hinab, als selbst die in der Verfassung begründete Beschränkung ihrer Gerechtsame. Soll das allgemeine Stimmrecht mit directem Wahlmodus eine Wahrheit sein, so muß es den Wählern unbedingt gestattet werden, sich über ihre Candidaten zu verständigen; andernfalls ist es unmöglich, die Interessen der Mehrheit auf Einen Candidaten zu vereinigen. Selbst eine freie Presse kann bei allgemeinem Stimmrecht den Mangel des Versammlungsrechts nicht ersetzen. Wie die Dinge lagen, war einzig die Regierung im Stande, für ihre Candidaten zu wirken und einer Zersplitterung der Stimmen zu begegnen.

Vorgreifend sei erwähnt, daß das System der officiellen Candidaturen denn auch für die ganze Dauer der cäsarischen Epoche das herrschende blieb und von der Regierung als ein durchaus legales bezeichnet wurde. Vom Präfecten herab bis zum letzten Gemeindediener arbeitete der gesammte Beamtenapparat für den Regierungscandidaten, und nicht selten kamen dabei Pressionen zur Anwendung, die jeder gesunden Moral widersprechen. Mag es immerhin nicht als ein Angriff auf das Selbstbestimmungsrecht des einzelnen gelten können, wenn eine Regierung den ihr wünschenswerthen Candidaten in jedem Wahlkreise offen bezeichnet, so bleibt doch unbestreitbar, daß dann auch alle loyalen Mittel gestattet sein müssen, diesem Candidaten gegenüber einen andern zur Geltung zu bringen. Daß die nur alle sechs Jahre widerkehrenden Wahlen dreimal hintereinander ganz kolossale Majoritäten für die Regierung ergaben, darf trotz dessen nicht ausschließlich auf Rechnung des mangelnden Versammlungsrechts, der Regierungscandidaturen und der officiellen

Agitation gesetzt werden. Das Recht, sich der Wahlen zu enthalten, also nicht für den Regierungscandidaten zu stimmen, war wenigstens nicht hinwegzunehmen; auch haben spätere Vorgänge gezeigt, daß bei entschieden oppositioneller Stimmung der Wahlkreise die Regierungscandidaten nicht unbesiegbar waren. Minoritätswahlen sind aber selbst in den ersten Jahren gar nicht vorgekommen; fast ausnahmslos wurden die der Regierung blind ergebenen Abgeordneten mit einer überwältigenden Stimmenzahl gewählt, welche unzweifelhaft constatirte, daß die Opposition im Lande keinen Boden hatte.

Noch einer andern Reihe von Decreten aus der Zeit des Provisoriums sei hier gedacht. Zwei derselben, vom 22. Jan. 1852 datirend, zeigten, wie sehr Louis Napoleon die Macht der Orleans und ihrer Partei zu jener Zeit noch fürchtete. Das eine zwang die Familie Louis Philipp's, ihre in Frankreich belegenen Privatbesitzungen binnen Jahresfrist zu verkaufen, das andere erklärte diejenigen Güter, welche Louis Philipp kurz nach seiner Thronbesteigung an seine Familie übertragen hatte, für Nationaleigenthum. Dieselben wurden theils den Domänen einverleibt, theils Wohlthätigkeitsanstalten überwiesen. Durch diese harte, an der Hand des Gesetzes nur schwer zu begründende Maßregel entfremdete sich Napoleon einen Theil seiner Minister; sogar sein Halbbruder Morny trat zurück und wurde durch Persigny (Fialin) ersetzt. Ein weiteres Decret reducirte die französische Schuld, die ganz den Charakter der Rentenschuld trägt, um ein Erhebliches, indem es die 5proc. Rente in eine 4½proc. verwandelte. Eine Rechtsverletzung war in dieser Maßregel nicht zu erkennen, obgleich zahlreiche Privatinteressen dadurch geschädigt wurden.

Dieser ausgiebige Gebrauch einer nur auf wenige Monate in Anspruch genommenen absoluten Gewalt charakterisirt die cäsarische Dictatur, der sich Frankreich unterworfen hatte, schon ausreichend. Was der an die Spitze der Verfassung gestellte Artikel, der die Principien von 1789 die Grundlage des öffentlichen Rechts in Frankreich nannte, noch zu bedeuten hatte, war schwer zu erkennen. Solche Dinge aber beschäftigten das öffentliche Interesse zu jener Zeit wenig; die sogenannte Freiheitsfrage trat vollständig in den Hintergrund, und Napoleon vermied alles, sie aufs neue anzuregen. Nachdem er durch seine Institutionen und Decrete die zunächst drohenden Gefahren beseitigt hatte, ließ er das Gebiet der Gesetzgebung möglichst unberührt und suchte sein Regiment in anderer Weise zu befestigen. Er verfolgte dabei einen Weg, der sich durchaus von demjenigen unterschied, den Louis Philipp gegangen war. Während dieser stets bemüht gewesen, sich auf Eine Partei vorwiegend zu stützen, die übrigen aber durch Nährung divergirender Interessen auseinanderzuhalten, rechnete Napoleon, nachdem er dem Parteitreiben durch Brachlegung des parlamentarischen Lebens die Arena verschlossen hatte, weniger mit den politischen Parteien als mit den einzelnen Gesellschaftsschichten und deren Sonderinteressen. Um dieses charakteristische Moment der Napoleonischen und echt cäsarischen Politik näher zu entwickeln, müssen wir sofort einen weitern Zeitraum seiner Regierung in Betracht nehmen.

Von vornherein waren es zwei hochbedeutende conservative Elemente in Staat und Gesellschaft, auf welche Napoleon seine Macht zu stützen suchte: Klerus und Armee.

Es ist Princip der katholischen Kirche, stets diejenige Gewalt als die zu Recht bestehende anzuerkennen, welche thatsächlich die Macht übt. Die Junitage von 1848 hatten gezeigt, daß der socialen Ordnung Gefahren drohten, welche der Kirche ein ähnliches Geschick bereiten konnten, wie es ihr in der ersten Revolution beschieden war. Unter solchen Verhältnissen wichen alle Sympathien für das alte legitime Königthum dem Gebot der Klugheit und der Noth; jede starke Gewalt war dem Klerus willkommen. Je höher die Chancen Louis Napoleon's stiegen, je entschiedener sein Wille und seine Befähigung, ein strammes Regiment zu führen, sich manifestirte, um so lieber lieh ihm die Geistlichkeit

ihre Unterstützung. Durch sein Zusammengehen mit der 1849 gewählten Nationalversammlung in der römischen Frage waren die Erinnerungen an seine Carbonarizeit ausgetilgt, der Brief von Edgar Ney, worin Louis Napoleon von dem in Rom wiedereingesetzten Papste ein liberales Regiment forderte, hatte in den Augen des Klerus wenig zu bedeuten; vor allem galt es, daß der Thron des Papstes erhalten werde. Und unbedingt lag eine gewaltige Garantie darin, daß die französische Republik unter Napoleon's Präsidentschaft gegen die römische in den Kampf zog, um den theokratischen Absolutismus wieder aufzurichten. Ein solcher Präsident mußte der Republik erhalten werden. Der Klerus war es denn auch, dem Napoleon sich vorwiegend dafür verpflichtet fühlen mußte, daß die Nation ihm mit der Riesenmajorität von $7^1/_2$ Mill. Stimmen für den am Staatsstreiche haftenden Eidbruch Absolution ertheilte. Beide leisteten einander fortan auf Jahre hinaus ihre Dienste. Napoleon gab in seiner Verfassung den Cardinälen die eximirte Stellung von Senatoren de jure, er beließ einen großen Theil des Primärunterrichts in der Hand der Orden und überantwortete der Geistlichkeit namentlich das weibliche Erziehungswesen. Das Unterrichtsgesetz von 1850, welches der Aufklärung nicht minder enge Schranken zog wie die preußischen Regulative, blieb unangetastet. Bei den Deportationen und Exilirungen, die dem Staatsstreiche folgten, schonte Napoleon die Legitimisten, die Freunde des Klerus; auch fuhr er in der äußern Politik fort dessen Wünschen zu entsprechen; namentlich geschah dies durch Ebnung des Weges zum Heiligen Grabe für die römischen Katholiken. Die Geistlichkeit dagegen übernahm es, zu Gunsten des neuen Herrschers bei allen Wahlen und Abstimmungen ihren gewaltigen Einfluß auf die Landbevölkerung in die Wagschale zu werfen. Als Louis Napoleon im Herbst 1852 die Provinzen bereiste, erwies ihm die Geistlichkeit bereits die nur gekrönten Häuptern gebührenden Ehren; die Inschrift „Vox populi, vox Dei — Ave Caesar Imperiator", welche auf einem Triumphbogen in Bourges prangte, war ihr Werk.

Die Armee zu gewinnen, reichte schon der Name Napoleon's aus. Mit unsaglichem Jubel begrüßte dieselbe die ihr wiederverliehenen Adler. Freudig und zu allen Zwecken lieh sie ihm ihre Dienste. Als Napoleon mit der Verfassung gebrochen hatte, kein Eid also die Armee zu Gehorsam verpflichtete, als Cavaignac, der Sieger aus den Junitagen, Oudinot, der Veteran aus der Kaiserzeit, der dem Heere als Eroberer Roms den jüngsten Lorber gepflückt hatte, als Changarnier, Bedeau und Lamoricière, die Helden von Algier — als alle diese Männer verhaftet und verbannt wurden, folgte die Armee willig, sogar übereifrig dem Winke des Mannes, der noch nie eine französische Uniform getragen hatte. Obgleich der Prinz, als er bald darauf um das Votum der Nation für die Kaiserkrone warb, den Ausspruch that: „L'empire c'est la paix", ein Wort, dem er trotz seiner kriegerischen Unternehmungen im großen und ganzen nicht untreu geworden, wußte die Armee doch, daß ein Cäsar nicht ohne ein Berufsheer bestehen könne, und daß der Träger des Namens Napoleon diesem Heere seine Stellung wahren und es anders verwerthen werde als der Bürgerkönig mit seinem Princip vom „bewaffneten Frieden".

Mit besonderm Geschick wußte Napoleon sich derjenigen Schicht der Gesellschaft zu versichern, welche in seinem politischen System zwar die untergeordnetste Rolle spielte und auf die er im ganzen stets aus der Cavalierperspective hinabgesehen hat, deren politische und sociale Bedeutung aber in unsern Tagen am allerwenigsten verkannt werden darf: der Bourgeoisie. Den goldenen Tagen, in denen dieselbe die Trägerin der politischen Macht war, hatte die Februarrevolution ein Ziel gesetzt, und nichts lag dem Kaiser ferner, als an jene Zeit wieder anzuknüpfen. Dem Zuge der öffentlichen Meinung des Landes würde damit auch wenig entsprochen worden sein. Was heute in Frankreich unter den Begriff Bourgeoisie fällt, ist weit entfernt von der Identität mit jenem Tiers-Etat, der im Jahre 1789 dem Adel und der Geistlichkeit die dominirende Stellung entrang

und sich zum eigentlichen Träger des modernen Staates aufwarf. Der französische Bourgeois ist ebenso wenig das, was sich in Deutschland mit Stolz Bürger nennt. Der Zweck seines Lebens gipfelt im Erwerb und Genuß; vom Staate verlangt er Sicherheit und Schutz für beide Zwecke, außerdem möglichst geringe Beschränkung seines eigenen Behagens. Den Pflichten gegen denselben glaubt er durch Gehorsam gegen das Gesetz und durch Zahlung der Auflagen genügt zu haben; höhere Pflichten kennt er selten. Daher seine Fügsamkeit in jedes Régime, seine Abneigung gegen persönliche Leistungen für den Staat, seine Unfähigkeit zur Selbstregierung. In keinem Staate Europas unterliegt daher auch die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, selbst bei Beschränkung auf die engsten Grenzen, größern Schwierigkeiten als in Frankreich. Der Trieb, sich eine höhere geistige Bildung anzueignen, als sie zum Broterwerb erforderlich, ist im französischen Bürgerstande geringer als in dem irgendeines andern europäischen Staates. Während sich in Deutschland die gesammte höhere Intelligenz, die Männer der Wissenschaft und der Kunst, dem Bürgerthum beizählen, stehen die Vertreter der Intelligenz in Frankreich von der Bourgeoisie vollständig geschieden da. Nur das Barreau, soweit es seinem Berufe gewerbsmäßig obliegt, zählt sich derselben bei. Bourgeois und citoyen sind eher Gegensätze als identische Begriffe. Will man die Bourgeoisie definiren, so kommt vielleicht der Ausdruck, den wir bereits gebraucht, „die Klasse des mobilen Besitzes", der Wahrheit am nächsten. Aber gerade das bewegliche Vermögen ist es, das in unserer Zeit die hervorragendste Bedeutung hat; je lebendiger seine Bewegung, um so größer der allgemeine Wohlstand. Der wesentlichsten Bedingung hierfür, dem Gefühl der Sicherheit und Ordnung, hatte Napoleon von vornherein entsprochen; schon in den ersten Botschaften, die er als Präsident an die Nationalversammlung richtete, durfte er sich rühmen, daß Handel und Verkehr seit seinem Amtsantritte zu neuer Blüte gelangt seien. Nach Wiederaufrichtung des Kaiserthrones ging der Hof der Bevölkerung in der Entfaltung eines großartigen Luxus voran, was bald bis in die untern Sphären hinein Nachahmung fand; den Interessen des Handels und der Gewerbe war damit nur gedient. Den Unternehmungsgeist förderte Napoleon durch die Errichtung zweier großer Geldinstitute, von denen namentlich der übel berufene Crédit mobilier dem Handel neue Kapitalquellen eröffnete, gleichzeitig aber denen, die im Wege des Glücksspiels rasch und mühelos reich zu werden strebten, ein weites Gebiet eröffnete. Später gaben die öffentlichen Bauten, die Lieferungen für die Armee und die Flotte der Erwerbsthätigkeit noch weitere Gelegenheit zur Bethätigung. Ganz besonders anregend und gleichzeitig Vertrauen erweckend wirkte der sofort nach seinem Aufsteigen zur höchsten Gewalt von Napoleon gefaßte Plan zu einer auf das Jahr 1855 anberaumten allgemeinen Industrieausstellung in Paris, ein Project, das nicht wenig dazu beitrug, seinem Worte, das Kaiserreich sei der Friede, Glauben zu schaffen. So entschieden hiernach der Kaiser auch bemüht war, den Interessen der Bourgeoisie zu genügen, so hat er ein Bündniß mit ihr doch nie gesucht. Im Gegentheil wählte er, seinem politischen System durchaus entsprechend, der realen Macht des Kapitals gegenüber von vornherein seinen Stützpunkt in den arbeitenden Klassen. Nicht nur politisch, sondern auch moralisch war die Macht der Bourgeoisie seit 1848 gebrochen. Wie sie den Arm nicht gerührt hatte, um den Thron Louis Philipp's zu schirmen, so hatte sie in der Zeit der Republik den Kampf gegen den Socialismus der bewaffneten Macht allein überlassen. Was der Kaiser für die Bourgeoisie that, geschah wesentlich im Interesse des allgemeinen Wohlstandes, oder — soweit es sich nur um künstliche Belebung des Geldumlaufs handelte — im speciellen Interesse der arbeitenden Klassen, dann aber auch im Sinne seiner überall vorwaltenden Tendenz, die politischen Angelegenheiten gegen die materiellen in den Hintergrund zu drängen.

Diese Ablenkung der Interessen vom politischen auf das materielle Gebiet gelang vollständig. Handel und Wandel nahmen einen Aufschwung wie ehedem nie. Das Bürgerkönigthum wurde tief in den Schatten gestellt. An der Engherzigkeit Louis Philipp's, der die Eisenbahnen nur auf Staatskosten bauen wollte, um dadurch ein neues politisches Machtmittel zu gewinnen, und an dem gegen diese Absicht von der Opposition wie von den Männern des großen Kapitals erhobenen Widerstande waren die schon im Jahre 1837 in Aussicht genommenen Eisenbahnprojecte gescheitert. Frankreich war in der Schaffung dieses hochwichtigen Verkehrsmittels nicht nur gegen England und Belgien, sondern auch gegen das nördliche Deutschland um mehr als ein Jahrzehnt zurückgeblieben. Louis Napoleon ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, das Versäumte in großartigem Stile nachzuholen. Den Eisenbahngesellschaften wurden Vortheile aller Art gesichert, und binnen wenigen Jahren war Paris mit allen großen Städten des Landes und allen wichtigen Grenz- und Küstenpunkten durch Eisenstraßen verbunden. Schwieriger wurde es, die Provinzialstädte untereinander in directe Verbindung zu bringen; doch griff auch hier der Staat helfend und fördernd ein, und heute ist Frankreich im Besitz eines schon sehr vollständigen und speciell auch den strategischen Bedingungen durchaus entsprechenden Bahnnetzes.

Zu ihrer vollen Entfaltung gelangte die Politik der cäsarischen Epoche erst durch ihre Acte auf internationalem Gebiete. Solange Frankreich und sein Kaiser nicht groß und mächtig vor der Welt dastanden, war der Gedanke des Empire nicht verwirklicht, die stolzeste der Hoffnungen nicht erfüllt, die das Land an den Namen Napoleon geknüpft hatte. Die europäischen Cabinete aber, mit einziger Ausnahme des britischen, beobachteten dem neuen Kaiserreiche gegenüber während der ersten Jahre eine kühle Zurückhaltung; Rußland, dessen Zar sich, nachdem er Oesterreich gerettet und der nationalen Bewegung in Deutschland durch sein gebietendes Quod non ein ruhmloses Ziel gesetzt hatte, als den mächtigsten aller Herrscher fühlen durfte, verweigerte es sogar, den französischen Kaiser als ebenbürtigen Souverän zu behandeln. Dieses Verhältniß mußte geändert werden, wollte Napoleon sich auf der erstiegenen Höhe befestigen und behaupten. Aber noch andere, wesentlichere Gründe forderten eine energische Bethätigung des Kaisers auf der Weltbühne. Die große Politik mußte der Nation Ersatz bieten für das, was der Kaiser ihr auf dem Gebiete der innern versagen zu müssen glaubte. Der sehr natürliche Indifferentismus, mit dem das revolutionsmüde Land sich der absoluten Gewalt des Kaisers unterwarf, würde nie von längerer Dauer gewesen sein, wenn nicht der Kaiser seit dem Tage seines Aufsteigens zu höchster Gewalt dauernd bestrebt geblieben wäre, die Interessen nach außen abzulenken. So allein ließen sich die staatsrechtlichen Grundlagen, auf denen er seinen Thron errichtet hatte, intact erhalten. Damit die neugeschaffene Ordnung sich befestige, die Gegensätze der Parteien sich ausglichen, mußten die innern Kämpfe jahrelang ruhen. Dies durch Beschäftigung der Geister auf einem andern Gebiete zu erreichen, war ein nicht minder mächtiger Beweggrund für die auswärtige Politik des Kaisers wie das Streben Frankreich vor der Welt groß zu machen. Individueller Thatendrang, wie er seinen Oheim beseelte, war in ihm weniger lebendig; seine geniale schöpferische Kraft verwies ihn auf das Gebiet des Staatsmannes, nicht auf das des Kriegshelden. Der Krieg war ihm Mittel zum Zweck, nie Selbstzweck; dem von Louis Philipp stets befolgten Princip, die Armee zu beschäftigen, hat er nie gehuldigt. Wo er sie verwandte, handelte es sich um große gewaltige Ziele.

In dem kühnen Unternehmen des Krimkriegs gelang es, das stolze England in den Vasallendienst Frankreichs zu stellen, es zu ruhmloser Heeresfolge zu verurtheilen, Rußlands gewaltige Uebermacht zu brechen und den Schwerpunkt Europas von Peters-

burg wieder in das Herz Frankreichs zu verlegen. Die Zeit des Pariser Friedens von 1856 bildet eins der stolzesten Momente in der Ruhmesgeschichte Frankreichs; alle Staaten Europas huldigten dem siegreichen Kaiser, in dem die Welt wenige Jahre zuvor nur den irrenden Abenteurer erkannt hatte. Daß der Krimkrieg die orientalische Frage nichts weniger als gelöst hatte, sich in seinen Ergebnissen vielmehr nur als eine jener Transactionen der Cabinetspolitik erwies, welche die Schwierigkeiten nur vertagen, nicht aber hinwegheben, kam gar nicht zum Bewußtsein des französischen Volks. Auch wog dasselbe die unsagbaren Opfer an Geld und Blut nicht, mit denen der nach langen Schwankungen endlich errungene Sieg erkauft war — der äußere Erfolg genügte ihm vollständig. Zudem verstand es der Kaiser auch dem öffentlichen Gewissen eine Genugthuung zu geben, indem er, unter Verzicht auf directe Vortheile für Frankreich, sich zum ersten male zum Verkünder gewisser „großer Principien" aufwarf, denen seine eigene Politik zwar nicht immer treu zu bleiben vermochte, die aber immerhin einen bedeutsamen Fortschritt im internationalen Leben ehrenvoll an seinen Namen knüpfen.

Nach den berauschenden Erfolgen des Krimkrieges, denen die gleichzeitige pariser Weltausstellung noch ein besonderes Relief bot, entwickelte sich der Imperialismus zu seiner vollen Höhe; das System hatte alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig erfaßt. Gerade die schwierigsten Elemente, die arbeitenden Klassen der großen Städte, die, solange sie in der Hand der socialistischen Demagogie waren, die eigentlichen Gegner einer geordneten Staatsgewalt gebildet hatten und über deren Nacken Napoleon siegreich hinwegschreiten mußte, um den übrigen Theil der Nation für den Sturz der Republik zu gewinnen, waren nunmehr eine Hauptstütze des Imperialismus. Für den Ruhm zeigten sich diese socialen Schichten zu jener Zeit noch ebenso empfänglich wie die übrigen Klassen; erst in den letzten Jahren, während deren sich die kosmopolitische, sogar antinationale Tendenz, welche der demokratischen und socialistischen Bewegung in Deutschland, Belgien und der Schweiz anhaftet, auch nach Frankreich verpflanzt hat, ist hierin eine Aenderung eingetreten. Napoleon hatte übrigens von vornherein für eine starke Decimirung der in der Arbeiterbevölkerung von Paris repräsentirten Revolutionsarmee genügend gesorgt. Von dem, was die Barrikaden und Füsilladen überlebt hatte, war ein großer Theil bereits in Cayenne und Lambessa dem Klima verfallen — der Staatsstreich allein hatte an 30000 Gefangene dorthin geführt, von denen nur der dreißigste Theil den Tag der Befreiung erlebte; die Gebeine vieler tausend anderer bleichten in den Sumpfgebieten der untern Donau und unter den Trümmern der Werke von Sewastopol. Was in Paris zurückgeblieben war, hatte Napoleon fest an das Kaiserreich zu fesseln gewußt. Wie sein ganzes politisches System, das er in voller Ueberzeugung ein demokratisches nannte, überhaupt auf die Massen berechnet war, so hatte er namentlich die arbeitenden Klassen von Paris durch Inangriffnahme riesenhafter Bauten in eine überaus günstige materielle Lage gebracht. Der aus vermehrtem Wohlstande erwachsenden Genußsucht dieser Schichten wurde durch nationale Feste, durch den Luxus des Hofes, durch die laxe Disciplin in Sachen der öffentlichen Moral auf jede Weise genügt. Bis weit in die höhern Sphären hinauf wurden durch diese Mittel gleiche Resultate erzielt. Die in Lohn und Brot stehenden Glieder des Handelsstandes, die Künstlerwelt, die Söhne des Lateinischen Viertels, die jungen Literaten — alles folgte der einmal gegebenen auf Sinnlichkeit und heitern Lebensgenuß hinzielenden Richtung. Was Paris in den Tagen des vierzehnten und funfzehnten Ludwig für die bevorzugten Gesellschaftsklassen gewesen war, das wurde es nach den ersten glänzenden Triumphen des neuen Kaiserreichs für die große Masse. Das Kaiserreich gab, was das Volk wollte: panem et circenses.

Napoleon's politisches System war verwirklicht, aber in einer Weise, die das ethische Moment seiner demokratischen Idee vollständig verschwinden ließ. Der erwählte Kaiser

war nicht der Ausdruck des nationalen Willens, dieser Wille hatte aufgehört zu sein, er hatte sich dem, der nur sein Organ sein sollte, sklavisch gefügt. Napoleon war der für die Nation denkende Kopf und der für sie handelnde Arm. Aber gerade darum entbehrte das in äußerer Pracht prunkende Gebäude jedes soliden Fundaments. Es mußte zusammenbrechen, wenn es dem Herrn über Leben und Tod gefiel, einen einzigen Sterblichen vom Schauplatze abzurufen. Der Absolutismus Napoleon's war mit dem anderer Souveräne nicht zu vergleichen; starb er, so hatte das „Le roi est mort, vive le roi!", das den alten Monarchien einen so bedeutenden Rückhalt gibt, für Frankreich keine Geltung. Auch Friedrich II. von Preußen hat ein persönliches Regiment geführt, aber seine Organisationen waren auf die Dauer berechnet, er war, was er sein wollte, der erste Diener des Staats, nicht der Staat selbst. Das aber war Napoleon und zwar in einem ganz andern, viel zutreffendern Sinne, als ihn Ludwig XIV. seinem frivolen Worte unterlegt hatte. Die straffe Centralisation der Verwaltung, deren Lebensfäden sämmtlich in der Hand des Souveräns zusammenliefen, der Mangel jedes selbstthätigen politischen Lebens in Staat und Gemeinde stellten bei einem Regierungswechsel, ja selbst bei einem Ermatten der gewaltigen, aber doch immer den Gesetzen des Endlichen unterworfenen Kraft des Kaisers, die bedenklichsten Folgen in Aussicht. Die Mittel, mit denen Napoleon III. arbeitete, waren zum Theil nicht einmal auf die Dauer seines eigenen Lebens berechnet. Ein auf volkswirthschaftlichem Gebiet so klar sehender Kopf wie der Kaiser konnte keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß das System der künstlichen Arbeiterbeschäftigung aus öffentlichen Fonds nur für eine kurze Spanne von Zeit möglich sein werde. Darf es auch nicht verkannt werden, daß er durch seine vollständige Umgestaltung von Paris, die bald in allen größern Städten des Landes Nachahmung fand, sich als ein neuer Bahnbrecher der Cultur und des Volkswohles nicht allein für Frankreich, sondern für die ganze gesittete Welt erwiesen hat, mag man die Schuldenlast, die Paris dadurch auf sich geladen, gering anschlagen, weil auch die kommenden Generationen für die außerordentlichen Schöpfungen, welche ihnen die lebende hinterlassen, ihren Tribut zahlen müssen, so bleibt das Ganze in Bezug auf den zweifellos im Vordergrunde stehenden politischen Zweck doch nur ein Palliativmittel. Die reichbemessenen und sich stets steigernden Lohnverhältnisse, die Ungebundenheit und die anderweiten Reize des Lebens in Paris führten zu einer massenhaften Einwanderung ländlicher Arbeiter, wodurch nicht nur der Ackerbau benachtheiligt, das gefährlichste Element der großen Städte zu höherer Macht gesteigert und die allgemeine Sittlichkeit geschädigt wurde, sondern schließlich auch die absolute Unmöglichkeit erwuchs, auf Kosten des Staats und der Gemeinden dem Arbeitsbedürfniß zu genügen.

So entschieden indeß hiernach auch in den Mitteln und Wegen, deren sich der Kaiser bediente, um die arbeitende Klasse der großen Städte für das Empire zu gewinnen, ein Fehler oder — wenn man die Schöpfung jener Bauwerke als den eigentlichen Zweck der Unternehmungen gelten lassen will — wenigstens ein ungeheueres Wagniß erblickt werden muß, so darf andererseits doch nicht verkannt werden, daß Napoleon die sociale Frage, der er schon in jugendlichen Jahren ein großes Interesse zugewandt, auch als Kaiser stets klar ins Auge gefaßt hat. Je mehr sich die Folgen der Anhäufung der Arbeiter in den großen Städten fühlbar machten, je mehr deren Selbstbewußtsein erwachte und ihre Ansprüche sich steigerten, um so entschiedener war Napoleon darauf bedacht, denselben den Weg der Selbsthülfe zu erschließen. In der Gründung von Unterstützungs- und Invalidenkassen, der Entfesselung der wirthschaftlichen Freiheit, der Gewährung des Coalitionsrechts u. s. w. ist er den meisten Regierungen des Continents mit rühmlichem Beispiel vorangegangen. Die bedenklichen Folgen seines ursprünglichen Verfahrens sind dadurch vielleicht gemildert, aber noch keineswegs überwunden worden.

Lenken wir den Blick von der breiten Grundlage des Empire, den untern Klassen, hinauf zur Höhe der Gesellschaft, wo das geistige Leben seinen Tummelplatz finden soll, so zeigt sich ein Bild unheimlicher Oede. In der ganzen Umgebung des Kaisers reichte niemand an seine geistige Bedeutung heran; Frankreich blieb ärmer an staatsmännischen Kräften, als es je in vergangenen Zeiten selbst in denen des ersten Napoleon gewesen; nicht der leiseste Schimmer dessen, was die Epoche Ludwig's XIV. zu einer großen machte, hat das neue Empire aufzuweisen. Auf politischem Gebiet erhebt sich neben dem Souverän aus der ganzen Masse der in die Scene eintretenden Männer auch nicht eine einzige Persönlichkeit, die Sympathien, geschweige denn Bewunderung zu erwecken vermöchte. Kunst und Wissenschaft, schon unter Louis Philipp und der zweiten Republik gesunken, sah das Kaiserreich nur noch tiefer fallen; auf die Schlachtenbilder Horace Vernet's folgten die lasciven Nuditäten Winterhalter's, auf die Schauerromane Eugène Sue's die Demi-Monde-Literatur der jüngern Dumas'schen Schule. Selbst die monumentale Kunst, der die gewaltige Bauthätigkeit das reichste Feld der Entwickelung bot, leistete nichts von Bedeutung; edle eigenartige Formgestaltung ist nirgends zu erkennen, und von einem Stile des zweiten Empire wird die Kunstgeschichte nicht reden.

Es würde ungerecht sein, dem Kaiser allein die Verantwortung für diese trüben Erscheinungen aufzubürden. Die lebende Generation war nicht in seiner Schule aufgewachsen. Er mußte sie nehmen, wie er sie fand. Daß aber sein System nicht dazu angethan, sie zu veredeln, zeigte der Erfolg. In dem entschiedenen Streben, Nationales zu schaffen — und national war das cäsarische Regiment im vollsten Sinne des Wortes —, rechnete der Lenker des Staats nicht nur mit den edeln Eigenschaften der Nation, sondern auch mit allen ihren Schwächen. Die gewaltigen Schwierigkeiten, die er zur Zeit zu besiegen hatte, mögen in diesem Punkte immerhin ein mildes Urtheil bedingen, unverkennbar aber ist, daß für die Zukunft nicht geschah, was geschehen konnte. Vor allem bot sich auf dem Gebiete der Volkserziehung Gelegenheit, eine schöpferische Thätigkeit zu entfalten und das demokratische Princip auf sittliche Grundlagen zu stellen. Zur geistigen und sittlichen Hebung des eigentlichen Kerns der Nation aber geschah wenig, erst das letzte Jahrzehnt weist eine erhebliche Besserung des elementaren Unterrichtswesens auf, und heute noch steht Frankreich in dieser Beziehung auf weit niedrigerer Stufe als Deutschland vor einem Menschenalter. In gleicher Weise wäre es ohne jede Gefahr möglich gewesen, in der freien Entfaltung eines communalen Lebens der Nation einen Ersatz für das mangelnde größere politische Leben zu gewähren. Hier ließen sich neue Grundlagen für das künftige Staatsleben schaffen, hier bot sich das Mittel, das politische Uebergewicht der großen Städte zu brechen und künftigen Revolutionen einen starken Damm entgegenzusetzen. Statt dessen wurde nicht nur an der aus dem ersten Kaiserreich stammenden straffen bureaukratischen Organisation des gesammten Staatswesens festgehalten, sondern das Präfecturwesen nur noch schärfer ausgebildet. Der Bonapartismus hatte in der ländlichen Bevölkerung so feste Wurzeln, daß der Kaiser derselben unbedingtes Vertrauen schenken konnte. Der damalige Zeitpunkt erschien für ein Vorgehen im Sinne der Decentralisation um so geeigneter, als einestheils der Haß der Landbewohner gegen die Herrschaft der revolutionären Massen in den Städten noch nicht verraucht war, und als andererseits die Hebung des politischen Bewußtseins in der bäuerlichen Bevölkerung die Macht der Geistlichkeit abgeschwächt und die Regierung von einer Abhängigkeit befreit haben würde, die ihr mit der Zeit drückend werden mußte und es heute bereits geworden ist. Daß Napoleon, der sich stets aus innigster Ueberzeugung und gestützt auf seine Kenntniß Englands und der Schweiz zum System der Selbstverwaltung bekannt hat, dieses Feld unbebaut ließ, mag mehr dem Geiste seiner Diener als ihm selbst zur Last fallen. Die Präfecten waren im strengsten bureaukratischen

Wesen aufgewachsen und widerstrebten jeder Decentralisation auf das entschiedenste; keiner derselben würde eine Verantwortung für den Ausfall der Wahlen auf sich genommen haben, wenn statt abhängiger besoldeter Maires gewählte Inhaber eines Ehrenamts an der Spitze der Gemeinden gestanden hätten.

Man hat den Imperialismus Napoleon's III., wie er in jener Zeit seiner Blüte zur Erscheinung gelangte, vielfach mit demjenigen des Octavius Augustus verglichen, und der Kaiser selbst hat sich mit Vorliebe zu dieser Parallele bekannt. Die Aehnlichkeit der Verhältnisse ist unbedingt schlagend. Hier wie dort ein zweiter Cäsar, der nach einer von schweren innern Kämpfen erfüllten Periode an das Werk des ersten, den ein tragisches Geschick hinweggerafft hat, wieder anknüpft. Hier wie dort ein Mann von hervorragendem Herrscherberuf, der sich, getragen von der großen Masse des Volks, über die höhern Gesellschaftsklassen hinweg zur monarchischen Gewalt aufschwingt. Wenn auch beide hinter ihren gewaltigen Bahnbrechern an Schöpferkraft des Genius zurückbleiben, so erscheinen doch beide durch ihre Neigung zum Frieden mehr als jene berufen, dauernde Institutionen zu begründen. Trotz dieser Aehnlichkeit hat Napoleon III. sich nie in den Traum einwiegen dürfen, auch mit ihm werde wie mit Octavius Augustus eine Jahrhunderte erfüllende Aera der Cäsaren beginnen. Frankreich, so präponderirend die Stellung auch war, zu der es der Kaiser binnen wenigen Jahren erhoben hatte, blieb doch immer nur ein Glied in der Reihe der Culturstaaten der Erde; es war nicht das Weltreich des Augustus. Der große die Zeit erfüllende Freiheitsgedanke blieb in England, in Deutschland, in Italien und jenseit des Oceans lebendig; und in Frankreich selbst stand dem cäsarischen Regiment in den Kreisen der Intelligenz dauernd eine Opposition gegenüber, die, obgleich zeitweise nur als Funken unter der Asche fortglimmend, über lang oder kurz wieder aufleben mußte, sei es unvermerkt angefacht vom stetigen Hauche der Zeit, sei es plötzlich erweckt durch einen Misgriff der kaiserlichen Politik. Diese Opposition war mächtiger als diejenige, welche Octavius Augustus in dem hohen und niedern Adel Roms zu überwinden hatte; sie beruhte nicht wie diese in den Sonderinteressen der Stände, sondern in unbesiegbaren Ideen.

So fest Napoleon III. an seinen Stern glaubte, so sicher er sich in seine Macht einwiegte, so war sein Blick doch stets ungetrübt genug, um zu erkennen, daß die Forderung der Nation, ihr einen größern Antheil an den politischen Dingen und eine freiere geistige Bewegung zu gewähren, in nicht ferner Zeit an ihn herantreten werde. Schon in seiner Thronrede von 1853 gab er dieser Einsicht Ausdruck; damals aber durfte er noch mit vollem Recht behaupten, daß es vor allem gelte, den eben erst der Anarchie entrissenen Staat festere Wurzeln schlagen zu lassen. „Die Freiheit", sagte er damals, „hat es noch nie vermocht, ein politisches Gebäude von Dauer aufzurichten; erst wenn die Zeit unser Staatswesen befestigt hat, wird die Freiheit es krönen." Die öffentliche Meinung erkannte es zu jener Zeit willig an, daß für die kaiserliche Regierung die Stunde noch nicht gekommen sei, sich ihrer absoluten Gewalt zu entkleiden; die Verheißung einer Krönung des Gebäudes aber hat die französische Nation nicht vergessen, so sehr auch Napoleon bestrebt blieb, den Tag der Erfüllung hinauszuschieben, sein Wort womöglich der Vergessenheit preiszugeben.

Im Jahre 1857 erfolgten die ersten Neuwahlen für die Legislative. Sie bereits gaben Zeugniß dafür, daß das politische Leben des Volks im Erwachen begriffen war. Obgleich der Imperialismus auf internationalem Gebiete eben seine höchsten Triumphe gefeiert hatte, hielt die Regierung es für nothwendig, den ganzen Apparat der Bureaukratie mit voller Kraft arbeiten zu lassen und alle Mittel der Agitation in Anwendung zu bringen, um sich wie 1852 einen Gesetzgebenden Körper zu verschaffen, in dem

die Opposition so gut wie gar nicht vertreten war. In keinem andern Staate, sei dessen Regiment noch so wenig parlamentarisch, würde eine Nationalvertretung, der das oppositionelle Element vollständig fehlte, den leitenden Staatsmännern erwünscht sein, da eine solche im Volke nie ausreichendes Ansehen genießen würde, um der Regierung eine moralische Stütze zu gewähren. Ohne parlamentarische Kämpfe sind parlamentarische Siege unmöglich. Bei allem äußern Glanze aber und aller absoluten Gewalt fühlte sich die kaiserliche Regierung noch immer in der Lage, den Kampf überhaupt vermeiden zu müssen; sie wußte, daß jeder Sieg nur ein Pyrrhussieg sein werde. Ihr Streben ging dahin, einen Gesetzgebenden Körper zu schaffen, der ihr die nöthigen Gesetze votire, an dessen Verhandlungen die Nation aber nicht das geringste Interesse nehme. Im allgemeinen erreichte sie diesen Zweck. Obgleich die Wahlbewegung eine überaus heftige war und sich namentlich in der Hauptstadt eine neue Regung des politischen Geistes entschieden offenbarte, errang die Opposition nur fünf Sitze in der Kammer, der ganze Rest bestand aus einer äußersten Rechten, Heißspornen des Imperialismus, die selbst vor einer liberalen Regung des Kaisers erbebten, und einer der Regierung blind folgenden Majorität, die keine freisinnigen Concessionen forderte, denselben aber auch nicht entschieden widerstrebte. Ein eigentliches Centrum fehlte gänzlich; es war nach Lage der Dinge auch kaum möglich, denn der Gedanke, daß sich ohne gänzliche Umgestaltung der staatsrechtlichen Grundlagen des Empire ein der liberalen Idee entsprechendes Staatswesen entwickeln könne, war zu jener Zeit und auch noch in spätern Jahren höchstens für den Kaiser selbst erfaßbar. Das Gesammtergebniß der Wahlen konnte unbedingt als Ausdruck der vollen Befriedigung des Landes bezeichnet werden; auch alle Kunst und alle Macht der Agitation würde bei herrschender Unzufriedenheit dem allgemeinen Stimmrechte ein solches Resultat nicht abzuringen vermocht haben.

Indeß schon die nächsten Monate sollten den Beweis liefern, daß die socialen Gefahren, welche das Jahr 1848 heraufbeschworen hatte, durch die Triumphe des Empire noch keineswegs vollständig hinweggehoben waren. In Paris wurde eine geheime socialistische Gesellschaft, die „Marianne", entdeckt, deren Fäden über ganz Frankreich ausgespannt waren; zahlreiche Mitglieder derselben wurden verhaftet, überführt und verurtheilt. Gleich darauf folgte das Orsini'sche Attentat, dessen Wirkungen auf die innere wie auf die äußere Politik von weitreichender Bedeutung sein sollten. Am nächstfolgenden 24. Febr., dem zehnten Jahrestage der Revolution von 1848, kam es in Paris, Lyon und Marseille zu Volkserhebungen, die ein neues Zeugniß vom Fortglimmen des gefährlichen Funkens unter der Asche gaben. Bis zu dieser Zeit hatte das Kaiserreich, so stramm sein Regiment war, noch keine Reaction aufgewiesen. Man hielt dieselbe kaum für möglich, denn weder von Freiheit noch von Freiheiten konnte ernstlich die Rede sein. Doch bewiesen Napoleon's Maßregeln, daß diese Möglichkeit dennoch vorhanden war. Ganz Frankreich wurde in fünf Militärbezirke gegliedert, an deren Spitze Marschälle gestellt wurden, welche für den Fall ausbrechender Unruhen mit discretionärer, von den Civilbehörden vollständig unabhängiger Gewalt bekleidet waren. Zum Minister des Innern wurde der General Espinasse ernannt, ein Matador des Staatsstreichs; die geheimen Fonds wurden verstärkt, die Knebel der Presse schärfer angezogen. Die Krone dieser Maßregeln aber bildet das berüchtigte Sicherheitsgesetz, mit dem alles übertroffen wurde, was nur ein fremder Eroberer einem unterjochten Lande bieten kann. Nach Inhalt dieses Gesetzes genügte schon der bloße Verdacht einer gefährlichen Gesinnung, auch wenn keine Thatsachen zu einem strafrechtlichen Verfahren vorlagen, um „par mesure de sûreté générale" die Behörden zu Internirung der betreffenden Individuen in einzelnen Departements Frankreichs oder Algeriens, sowie auch zu ihrer gänzlichen Verbannung

vom französischen Gebiet zu berechtigen; alle diejenigen, welche infolge der Ereignisse vom Juni 1848, Juni 1849 und December 1851 (!) verurtheilt, verbannt, internirt oder deportirt worden waren, zählten prima vista in diese Kategorie, waren also der vollen Willkür der Behörden preisgegeben. Anderer Bestimmungen des Gesetzes näher zu gedenken, bedarf es hiernach nicht. Obgleich der Gesetzentwurf im Staatsrathe auf heftigen Widerstand stieß und die heutigen Minister Emile Ollivier und Plichon und der gegenwärtige Führer des linken Centrums, Marquis d'Andelarre, demselben in der Kammer mit aller Energie entgegentraten, ließ sich der Gesetzgebende Körper doch herbei, ihn unter Verwerfung aller Amendements mit 251 gegen 24 Stimmen zu sanctioniren. Im Senat, jener von der Verfassung zum Wächter der Constitution und der Freiheiten der Nation bestellten Körperschaft, fiel nur Eine Stimme gegen das Gesetz, die eines wackern Soldaten, des Marschalls Mac Mahon.

Obgleich das erst in den jüngsten Tagen aufgehobene Sicherheitsgesetz nie zur Anwendung gekommen ist, bleibt es bezeichnend für die damalige Situation; vor allem zeugt es für die Schwäche der Regierung und des ganzen Systems. Hätten die gesetzgebenden Gewalten angesichts der Katastrophe vom 14. Jan. in aller Form die Dictatur des Kaisers auf eine bestimmte Frist wiederhergestellt, und wären dann von diesem derartige Verfügungen im Wege des Decrets erlassen worden, dann mochte die Sache noch allenfalls hingehen, dann erschien das Ganze als eine Unterbrechung der normalen Ordnung, als ein Ausnahmezustand, wie er unter außerordentlichen Verhältnissen in jedem Staate denkbar ist. Daß aber ein solches Gesetz, oder vielmehr eine solche Negation von Recht und Gesetz, unter regelmäßiger Mitwirkung der legislativen Gewalten für die Dauer geschaffen wurde, beweist, daß das Kaiserreich trotz aller äußern Erfolge und trotz des hochgestiegenen materiellen Wohlstandes noch immer nicht als eine festbegründete Staatsinstitution, sondern nur als ein Ausnahmezustand gelten konnte.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß zu jener Zeit das Vertrauen des Kaisers in sein Werk tief erschüttert war. Die Zeit, sein Gebäude durch die Freiheit zu krönen, schien in weite Ferne hinausgerückt. Auch die materielle Lage des Landes begann sich plötzlich zu ihrem Nachtheil zu ändern. Das Vertrauen auf die Stabilität der Regierung hatte durch das Attentat einen schweren Stoß erhalten, außerdem wirkte die amerikanische Geldkrisis auf Frankreich in der empfindlichsten Weise zurück; der Credit sank, die industrielle Thätigkeit erlahmte, der Handel litt. Dazu kam noch eine Differenz mit England, welches sich weigerte, den in das Attentat verwickelten Flüchtlingen gegenüber an seinem Asylrecht zu rütteln, sodaß Frankreich auch eine politische Isolirung drohte. Diesen bedenklichen Erscheinungen gegenüber steigerte Napoleon die Bauthätigkeit in Paris und den Provinzen aufs höchste, außerdem aber entschied er sich zu einer neuen Ablenkung der Interessen nach außen. Sein schon zur Zeit des Pariser Friedens ans Licht getretener Plan für den italienischen Krieg gedieh unter dem Eindrucke des Orsini'schen Attentats zur Reife. Durch dieses Unternehmen, das Napoleon III. als den Bahnbrecher für die großen nationalen Einigungswerke im heutigen Europa erscheinen läßt, sollten vor allem drei große Ziele erreicht werden: die Vernichtung der Verträge von 1815, die für das Kaiserreich stets eine brennende Wunde waren, die Brechung der Macht Oesterreichs in Italien, um derentwillen schon Franz I. und Napoleon I. blutige Kriege geführt, und endlich die Glorificirung des Kaiserreichs als eines Vorkämpfers für Völkerfreiheit und Nationalitätsprincip.

Das zuletzt erwähnte Moment ist in hohem Maße charakteristisch für die Napoleonische Politik. Je weniger sich der Kaiser in der Lage glaubte, dem liberalen Princip auf dem Gebiete des Innern Geltung zu verschaffen, um so mehr fühlte er sich gedrungen, demselben in seiner äußern Politik Ausdruck zu geben. Den Krimkrieg umgab schon darum

ein liberales Lustre, weil er gegen Rußland gerichtet war, die einzige Großmacht des Continents, die von der jüngsten Revolution selbst unberührt geblieben war, ihr nach außen hin aber mächtig zu trotzen vermocht hatte. Nicht nur die alten Erinnerungen an die Jahre von 1812—15 und die Sympathien für Polen und Ungarn machten den Kampf gegen das Zarenreich populär, sondern auch der Gedanke, daß Rußland der starke Hort jener Heiligen Allianz war, die Frankreich stets als gegen sich und gegen das freiheitliche Princip gerichtet betrachtete. Durch den Krimkrieg war diese Allianz endgültig zerrissen worden. Nach dem Pariser Frieden von 1856 gab sich in ganz Europa eine liberalere Regung kund, die Frankreich füglich auf seine Rechnung setzen durfte. Rußland, das sein großartiges Reformwerk sofort in Angriff nahm, übte Gnade gegen die politisch compromittirten Polen; in Oesterreich und vielen deutschen Staaten ergingen Amnestien für die Verbannten aus der letzten Revolutionsepoche; in Neapel bekämpfte das Cabinet der Tuilerien durch directe diplomatische Intervention den dort herrschenden finstern Despotismus. Noch viel entschiedener trat diese Tendenz bei der Einleitung des italienischen Krieges hervor. Der Kaiser schrieb die Befreiung Italiens offen auf seine Fahne, und alle revolutionären, ja fast alle freisinnigen Elemente in Europa jauchzten ihm Beifall. In Frankreich selbst gingen Tausende aus dem Lager seiner politischen Gegner zu ihm über; die Dinge gestalteten sich günstiger denn je. Unter dem lauten Beifall der Nation überschritt Napoleon III. gleich seinem großen Oheim mit dem Heere die Alpen, in raschem Siegeslaufe gelangte er bis zum Mincio, hier schlug er jene große Schlacht von Solferino, die den Zenith am Ruhmeshimmel des zweiten Empire bezeichnet. Von diesem Tage ab begann der Stern des Kaisers allmählich zu sinken. Das stolze Wort „Frei bis zur Adria!“ blieb uneingelöst, der in Zürich dictirte Friede ein todter Buchstabe. Die Revolution in Italien überflutete die Dämme, in die der Kaiser sie einengen wollte, und gegen den Willen Frankreichs erstand das einheitliche Königreich.

Mehr als je traten fortan äußere und innere Politik in Wechselwirkung. Ein volles Jahrzehnt hindurch sehen wir die Politik des Kaisers zwischen der Nothwendigkeit schwanken, sich den Forderungen eines aufs äußerste gespannten nationalen Ehrgeizes durch Concessionen im Innern zu entziehen, dann aber wieder jedem zu lebhaften Drängen nach innerer Freiheit durch Ablenkung der Interessen nach außen zu begegnen. Das in diesen Blättern bereits gelieferte Bild dieser Politik*) ist in keiner Weise dazu angethan, Staunen und Bewunderung zu erregen. Die dominirende Stellung, welche das Empire vom Pariser bis zum Züricher Frieden in Europa unbestritten eingenommen hatte, war nicht zu behaupten; mit ihr mußten jene Ideen von dem Berufe Frankreichs zu einer mittelbaren Weltherrschaft, zu denen sich Louis Napoleon schon in seiner Schrift „Idées napoléoniennes“ bekannt und die sich in seiner Politik vom Krimkriege bis zur Aufstellung des Congreßplans von 1863 so unverkennbar kundgaben, geopfert werden. Der Kaiser mußte sich schließlich darauf beschränken, Frankreich auf der Höhe der mächtigsten Staaten Europas zu erhalten und unter Vermeidung neuer Erschütterungen im Innern das politische Leben der Nation in Bahnen zu lenken, die eine naturgemäße Entwickelung auf dem Boden der Verfassung erwarten ließen. Die Gerechtigkeit fordert, es anzuerkennen, daß das eine vollständig gelungen und das andere glücklich begonnen ist. Hätte der Kaiser, als er den Höhepunkt seines Ruhmes erstiegen, keine andere als diese möglichen Ziele in Aussicht genommen, hätte er sich freiwillig zu bescheiden verstanden, dann würde das, was heute nur als Fügung in die eiserne Nothwendigkeit erscheint, im vollen Lichte wahrer Größe glänzen.

---

*) Vgl. die Artikel „Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage“ („Unsere Zeit“, Neue Folge, IV, 1., 81 fg.).

Der Beginn des italienischen Kriegs bezeichnet für die innere Lage Frankreichs eine entschiedene Wendung zum Bessern. Das tiefe Mistrauen Napoleon's milderte sich angesichts des Beifalls, den alle freisinnigen Elemente seinem Unternehmen zollten; gleichzeitig lockerten sich die Bande der Dictatur. Das Widerstreben der Geistlichkeit und der ultramontanen Partei gegen die nur durch Preisgebung eines Theiles des päpstlichen Gebiets zu erzielende Annexion von Savoyen und Nizza führte die liberalen Elemente nur noch entschiedener auf die Seite der Regierung. Unmittelbar auf den Krieg folgte eine Maßnahme des Kaisers, durch die er sich das größte Verdienst um Frankreich, sogar um Europa erworben: der auf den Grundsätzen des Freihandels beruhende Handelsvertrag mit England. Frankreich wurde damit in die Bahnen gesunder volkswirthschaftlicher Principien hinübergeführt, in ganz Europa aber gleichzeitig das Bewußtsein einer Solidarität der Völkerinteressen geweckt, das bereits reiche Früchte getragen hat und für die Zukunft noch reichere in Aussicht stellt. Auch dieses Moments ist in der eben in Bezug genommenen Artikelfolge bereits näher gedacht. Das Jahr 1860 brachte endlich auch auf dem Gebiete der innern Politik den ersten Reformact, dessen hohe Bedeutung dadurch nicht beeinträchtigt wird, daß er vielleicht in erster Linie dem Bedürfniß seinen Ursprung verdankt, den hochgesteigerten Chauvinismus zu dämpfen, dessen Verlangen nach dem linken Rheinufer nicht hatte genügt werden können.

Am 24. Nov. gedachten Jahres wurde ganz Frankreich, das sich nicht der geringsten Wendung in der innern Politik versah, dessen Aufmerksamkeit vielmehr durch die Handelsfrage und die an den Vorgängen in Italien haftenden religiösen Interessen vollauf in Anspruch genommen war, plötzlich durch ein Decret überrascht, das einen entschiedenen Wendepunkt in der ganzen Politik des Kaisers bezeichnet. Das Wesen des Gesetzgebenden Körpers ward dadurch mit Einem Schlage verändert, die Nationalvertretung, bis dahin nur Schein, wurde in gewissem Sinne zur Wahrheit. Nach Inhalt dieses Decrets, durch welches der Kaiser, wie es in den einleitenden Worten hieß, den großen Staatskörpern eine directere Betheiligung an der allgemeinen Politik und einen hervorragenden Beweis seines Vertrauens gewähren wollte, erlangten der Senat und der Gesetzgebende Körper das Recht, alljährlich bei Eröffnung der Session eine Antwort auf die Thronrede zu votiren; während der Verhandlung über diese Adresse sollte den Kammern durch Commissare der Regierung jede nothwendige Auskunft über die innere und äußere Politik gegeben werden. Außerdem wurden Minister ohne Portefeuilles eingesetzt, welche dazu bestimmt waren, im Verein mit den Delegirten des Staatsraths die Gesetzesvorlagen der Regierung vor den Kammern zu vertreten. Das Decret gestattete ferner die Veröffentlichung der Debatten des Gesetzgebenden Körpers in vollständigen Berichten. Das Geschäftsreglement der Legislativen wurde gleichzeitig derartig abgeändert, daß das bis dahin so gut wie gar nicht existirende Amendementsrecht, wenn auch immer noch unter sehr erschwerenden Bedingungen, zur Geltung gebracht werden konnte. Endlich enthielt der kaiserliche Erlaß noch einige Modificationen des Regierungsapparats, welche, als von untergeordneter staatsrechtlicher Bedeutung, hier übergangen werden dürfen.

Nicht ohne Interesse ist die Motivirung dieses Decrets, welche bald darauf in dem hochofficiösen Journal „Constitutionnel" erschien. Es hieß darin: „Aufmerksam auf alle Symptome, welche andern leicht entgehen, hat der Kaiser erkannt, daß die Thätigkeit der beiden großen Staatskörper sich in den Augen des Landes nicht genug manifestirt. Er wünschte deshalb die Mitwirkung des Senats und des Gesetzgebenden Körpers an der Regierung zu einer freiern zu machen, damit dieselbe höher gewürdigt werde und alle Räder des großen Mechanismus, welchen die Constitution zu einer maßvollen Controle der Staatsverwaltung geschaffen hat, mit mehr Energie an der Größe und dem Wohle Frankreichs arbeiten. Unverkennbar hatten die seitherigen Institutionen ihre Män-

gel; sie boten der Regierung nicht das ausreichende Mittel, ihre eigenen Gedanken kundzugeben und diejenigen des Landes kennen zu lernen. Die seitherigen Kammerverhandlungen waren zweifellos ernste und nicht selten glänzende, aber sie waren durch Restrictionen allzu beengt. Eigentliche Politik, die sich in einer französischen Versammlung doch nie ersticken läßt, konnte nur auf Umwegen, gewissermaßen als Contrebande in dieselben eingeführt werden. Da das Ventil fehlte, drang der Dampf durch die Fugen. Die ganze Stellung des Senats und des Gesetzgebenden Körpers war eine falsche, und zwar keineswegs zum Vortheil der Regierung. Nicht selten nach innen wie nach außen hin verleumdet, fehlte ihr das Mittel, sich mit Gewicht zu vertheidigen; erhob sie ihre Stimme im Gesetzgebenden Körper, so wurde sie im Lande nicht gehört. In Zukunft werden die Kammern und die Regierung bei der Discussion der Adresse über alle Punkte der innern wie der äußern Politik sich völlig unbehindert aussprechen können und diese Debatten, wortgetreu wiedergegeben, werden ohne jedes Hinderniß in der Oeffentlichkeit widerklingen. Das Recht des Amendements wird zu einer Wahrheit werden, gleichzeitig aber werden die Garantien bestehen bleiben, welche in der Prüfung und in der Entscheidung des Staatsraths liegen. Damit sind die Bedingungen eines repräsentativen Régime gegeben...."

Mochten die letzten euphemistischen Worte, welche wir hier citirt haben, auch noch weit entfernt von der Wahrheit bleiben, so ist die Deduction des Regierungsblattes doch im allgemeinen anzuerkennen. Wurde der Gesetzgebende Körper in seinen Rechten gegenüber der Regierung auch nicht bereichert, blieb er in der Hauptsache nach wie vor darauf angewiesen, die Gesetze einfach anzunehmen oder zu verwerfen, entbehrte er auch fernerhin jedes Rechts der legislatorischen Initiative, war ihm das für jede Volksvertretung im Grunde selbstverständliche Recht der Petition und der Interpellation auch noch vollständig vorenthalten, blieb sein Budgetrecht in den alten Grenzen, so war er durch die ihm nunmehr zugestandene Befugniß freier Discussion aller politischen Angelegenheiten und durch die vollständige Publication seiner Verhandlungen doch eine moralische Macht geworden und damit eine politische.

Diese Erweiterung der Bedeutung des Parlaments steht in keiner Weise mit den politischen Principien des Kaisers und der Verfassung von 1852 in Widerspruch. Bei allem Widerstreben gegen ein parlamentarisches Regiment, das schon mit der Stellung, welche Napoleon dem Staatsoberhaupte, als dem Repräsentanten der Volkssouveränetät wahren will, absolut unvereinbar ist, findet die Volksvertretung im System des demokratischen Imperialismus immer noch ihre bedeutungsvolle Stelle. In ihr erkennt der Kaiser das berechtigte Organ, durch das der nationale Wille, der für die Regierung ja der Leitstern ihres Handelns sein soll, zum Ausdruck gelangt; gleichzeitig soll ihm die parlamentarische Debatte das Mittel bieten, die Handlungen der Regierung vor der Nation zu rechtfertigen. Wenn die Verfassung von 1852 den Gesetzgebenden Körper in eine so dunkle Position zurückdrängte, daß er auch diesem Beruf nicht zu genügen vermochte, so war dies nur durch Opportunitätsrücksichten veranlaßt. Zu jener Zeit walteten Gründe ob, nicht nur das parlamentische Regiment, sondern auch jedes parlamentarische Leben niederzuhalten. Um die der Nationalvertretung nunmehr vorgezeichneten Aufgaben zu ermöglichen, mußte der Volksvertretung nothwendig auch eine Vertretung der Regierung gegenübergestellt werden; es handelte sich fortan nicht mehr blos um Gesetzentwürfe, die von Delegirten des Staatsraths vertreten werden konnten, sondern um allgemeine Politik, zu deren Discussion die Adresse und das Budget reichen Anlaß boten. Diese Vertretung konnte nur aus den Räthen der Krone hervorgehen. Wie ängstlich der Kaiser es indeß vermied, an der Stellung zu rütteln, welche die Verfassung den Ministern anwies, wie sehr er namentlich daran festhielt, daß die Fachminister nur Aus-

führungsbeamte des Staatsoberhauptes sein sollten, die weder zueinander in einem solidarischen Verhältniß noch in irgendeiner Beziehung zur Volksvertretung standen, zeigt die eigenartige Schöpfung der Minister ohne Portefeuilles. Da ein eigentliches „Ministerium" nicht existirte, waren diese „Sprechminister" im Grunde die Repräsentanten des Staatsoberhaupts selbst. Als im Herbst 1863 die Functionen dieser Minister auf den mit keinem speciellen Portefeuille betrauten Staatsminister Rouher, einen Mann von höchster politischer Begabung und ganz eminentem Rednertalent, übertragen wurden, also in Eine Hand übergingen, wurde dieser recht eigentlich der Kanzler des Kaiserreichs. Wenn der Volksmund denselben ironisch den „Vicekaiser" nannte, so beweist dies, welche hohe Bedeutung die Vertretung der Regierung vor der Nationalvertretung und damit das parlamentarische Leben selbst bereits erlangt hatte. Und doch hat Rouher nie einer wirklich freigewählten Nationalvertretung gegenübergestanden.

Seit 1860, namentlich aber seit Rouher's Amtsantritt lenkten die parlamentarischen Verhandlungen wieder die Augen von ganz Europa auf sich. In keinem Staate wurde so viel auswärtige Politik in den Kammern verhandelt als in Frankreich, und gerade auf diesem Gebiete kam es zu den freimüthigsten Erörterungen zwischen der Regierung und der Volksvertretung. Diese Verhandlungen waren um so belangreicher, als das Wesen des Imperialismus die Staatsgewalt in Dingen der großen Politik von der Strömung der öffentlichen Meinung abhängiger machte, als sie es in allen andern Staaten ist. Gerade in den Jahren, während deren die Politik des Kaisers ins Schwanken gerieth und die gebietende Stellung des Empire in Europa sich allmählich zu mindern begann, war der Gesetzgebende Körper das Barometer für die große politische Situation. Die ungeheuere Majorität, welche sich die Regierung durch ihre officiellen Candidaturen gesichert hatte, war ausnahmslos von jenem chauvinistischen Geiste erfüllt, den die Politik der Gloire in Frankreich großgezogen hatte. Imperialist und Chauvinist waren fast identische Begriffe, und eben hierin lag der Zwang für die Regierung, dem Willen der Majorität in ihrer auswärtigen Politik stets gerecht zu werden. Die spätern Ereignisse haben gezeigt, daß das ganze System nur so lange aufrecht zu erhalten war, als die Regierung in der Lage blieb, durch ihre äußere Politik die öffentliche Meinung mit sich fortzureißen.

Die Concessionen des Novemberdecrets wurden in den darauffolgenden Jahren durch specielle Zugeständnisse in Bezug auf das Budget nicht unerheblich erweitert. Ein Senatusconsult vom 31. Dec. 1861 ermächtigte die Legislative, die Budgetvorlagen für die einzelnen Ministerien nach genau vorgezeichneten Unterabtheilungen anzunehmen und zu verwerfen. Diese Unterabtheilungen (Sectionen) waren indeß immer noch so umfangreich bemessen, daß der Regierung auch jetzt noch der freieste Spielraum blieb und die Verwerfung einer Einzelposition wenig zu bedeuten hatte. Die Sectionen, innerhalb deren ihr Uebertragungen von der einen Position auf die andere gestattet waren, umfaßten ganze Disciplinen, so beispielsweise: Criminaljustiz in Frankreich und Algerien, Aufwand für öffentliche Sicherheit, Telegraphenwesen, Administration der Staatswaldungen u. s. w. Dennoch war damit immer ein Fortschritt gemacht. Im Jahre 1862 regelte der Kaiser im Wege des Decrets das öffentliche Rechnungswesen, einschließlich der Budgetangelegenheiten. Die in der Verfassung nur implicite enthaltene Bestimmung, daß die Steuern und Auflagen nur auf Grund des alljährlich festzustellenden Finanzgesetzes erhoben werden dürfen, findet darin einen sehr bestimmten Ausdruck.*) In diesem Punkte hatte also

*) Art. 34 des genannten Decrets lautet: „Les impôts de répartition sont consentis par un an; tous les autres impôts peuvent l'être par plusieurs années; les lois annuelles de finances en autorisent chaque année la perception."

schon damals die französische Legislative eine viel größere constitutionelle Gewalt, als sie heute dem norddeutschen Reichstage und den preußischen Kammern beiwohnt.

Trotz dieser Rechte blieb der Gesetzgebende Körper nach wie vor außer Stande, sein Budgetrecht wirksam zu üben und den Staatshaushalt einer eingehenden Controle zu unterziehen. Der Werth des Zugeständnisses, daß das Budget nicht mehr für ganze Ministerien in folle, sondern für die einzelnen Sectionen derselben seitens der Legislativen festgestellt werden solle, wurde dadurch paralysirt, daß der Kaiser sich das Recht vorbehielt, unter Mitwirkung des Staatsrathes und unter Gegenzeichnung des Finanzministers Decrete mit Gesetzeskraft zu erlassen, welche zu sogenannten Virements, d. h. Uebertragungen von einer Section auf die andere, innerhalb desselben Ministeriums autorisirten. In demselben Wege konnten sogar auch fernerweit Supplementarcredite eröffnet werden.*) Mehr aber als durch diese Licenzen wurde und wird noch heute die Controle des Staatshaushaltes dadurch erschwert, daß die Budgetvorlage in einer Form auftritt, die jeder Uebersichtlichkeit ermangelt und zu den künstlichsten Zahlengruppirungen Gelegenheit bietet. Die Vorlage umfaßt nämlich fünf voneinander getrennte und doch wieder in engster Wechselbeziehung stehende Budgets: das ordentliche, das außerordentliche, das supplementäre, das rectificative und das Amortisations-Budget. Da nicht jedes dieser Budgets für das betreffende Finanzjahr zum definitiven Abschluß gelangt, einzelne vielmehr oft zwei, drei oder vier Jahre hindurch in provisorischer Gestalt erscheinen, ist die ganze Etataufstellung eine so verwickelte, daß die Gesammtheit des Gesetzgebenden Körpers nie zu einer klaren Uebersicht der Finanzlage gelangt. In der Legislaturperiode von 1863—69 war Thiers der einzige Deputirte, dessen scharfes Auge das Chaos durchschaute. Seine Kritik des complicirten Finanzsystems war stets eine grausame.

Bei den Wahlen von 1863 arbeitete der Regierungsapparat noch einmal mit vollem Dampf; die Friction aber begann sich zu steigern und wurde keineswegs so glücklich überwunden wie 1857. Es war die letzte Probe, die er zu bestehen vermochte. Die Parole der Regierung lautete auf Wiederwahl der frühern aus officiellen Candidaturen hervorgegangenen Deputirten, doch wurden einzelne derselben von Persigny, dem Minister des Innern, proscribirt. In die Reihe der Ausgeschlossenen zählte unter anderm der heutige Minister Plichon, weil er gegen das Sicherheitsgesetz opponirt hatte und gelegentlich der Annexion von Savoyen und Nizza zu lebhaft für die Rechte des Papstes eingetreten war; ferner de Jouvenel, der sich als Berichterstatter der Commission gegen eine von der Regierung beantragte Dotation des Generals Montauban ausgesprochen hatte. Die Verwerfung dieser Dotation bildete bis dahin den einzigen Act, in welchem der Gesetzgebende Körper dem Verlangen der Regierung nicht entsprochen hatte.

Das System der Wiederwahl, dessen Ursprung schon in das Jahr 1857 zurückdatirt, hat für die Regierung wie für das Land die schlimme Folge gehabt, daß keine jungen Kräfte in das parlamentarische Leben hineinwuchsen. Im großen und ganzen bestand der Gesetzgebende Körper 18 Jahre hindurch aus denselben Personen, die nach dem Staatsstreiche, also zu einer Zeit, in der Charakter und politische Intelligenz zu den geringsten der Tugenden zählten, auf die Candidatenliste gesetzt worden waren; das Mandat zum Gesetzgebenden Körper konnte als ein dauerndes, unter Umständen sogar als ein erbliches Amt betrachtet werden, das seinen Mann leidlich nährte und eine ebenso angenehme wie

*) Das Senatusconsult vom 31. Dec. 1861 bestimmt zwar in Art. 3: „Il ne pourra être accordé de crédits supplémentaires ou de crédits extraordinaires qu'en vertu d'une loi." Dagegen heißt es im Art. 57 des kaiserlichen Decrets vom 31. Mai 1862: „Il ne peut être accordé de suppléments de crédits qu'en vertu d'une loi ou par un décret de virement."

distinguirte Position in der Gesellschaft sicherte. Welchen Einfluß aber unter solchen Umständen Strafmaßregeln gegen misliebig gewordene Deputirte auf das Unabhängigkeitsgefühl der Nationalvertretung übten, bedarf keiner Erörterung.

Trotz aller Anstrengungen der Regierung verfehlte das seit dem Novemberdecret von 1860 neuerwachte politische Leben seine Wirkung auf die Deputirtenwahlen nicht. Die alten Parteien begannen sich wieder zu regen und faßten den Entschluß, in den Wahlkampf, dem sie sich 1852 und 1857 größtentheils fern gehalten hatten, wieder einzutreten. Nur die radicale Demokratie nahm Anstoß an dem für die Deputirten in der Verfassung vorgeschriebenen Eide, welchen jeder Bewerber um ein Mandat schon vor seiner Aufstellung als Candidat mittels schriftlichen Reverses abzulegen hatte. Durch Senatusconsult vom 25. Dec. 1852 war derselbe wie folgt formulirt: „Je jure obéissance à la constitution et fidélité à l'empereur.“ Heute hat die genannte Partei, die den Staatsstreich ganz besonders unter Hinweis auf den von Louis Napoleon geleisteten politischen Eid für ein Verbrechen erklärt, sich frank und frei über dieses Bedenken hinweggesetzt. Daß sie damals anderer Ansicht war, hat den Sieg des liberalen Princips in Frankreich wesentlich gefördert, denn nichts stärkte die Opposition im Gesetzgebenden Körper mehr, als daß wenigstens die extremsten Elemente derselben fern blieben. Die politischen Koryphäen aus dem Lager der Legitimisten und Orleanisten erklärten sich diesmal ohne weiteres bereit, dem Kaiser und der Verfassung den Eid der Treue zu leisten, ein Beweis, daß das Kaiserreich durch seine Dauer sowol wie durch den Reformact von 1860 festern Boden gewonnen hatte. Montalembert und Berryer, Thiers und Odilon Barrot traten als Wahlcandidaten auf; so unwillkommen sie der Regierung auch sein mochten, so mußte dieselbe darin doch immer einen großen Erfolg erkennen. Nicht mehr gegen die Dynastie, sondern nur noch gegen das System des Imperialismus wurde von diesen Celebritäten des alten Régime angekämpft.

Das Auftreten Thiers' und die Stellung, welche der Minister des Innern demselben gegenüber einnahm, sind besonders charakteristisch für die damalige Situation. In seinen öffentlichen Kundgebungen bezeichnete Thiers die Maxime der Wahlenthaltung als eine der Situation nicht mehr entsprechende und darum verwerfliche; er erklärte, das Kaiserreich nicht angreifen und nur auf Verbesserung seiner bereits im Sinne der Freiheit modificirten Verfassung hinwirken zu wollen. Infolge dessen hatte sich in Paris das Gerücht verbreitet, die Regierung nehme zu Gunsten Thiers' von ihrem im zweiten pariser Wahlbezirk aufgestellten Candidaten Abstand. Persigny aber trat diesem Gerüchte mit einer Offenheit entgegen, die seiner Handhabung der officiellen Candidaturen viel von der Gehässigkeit nimmt, die anderwärts den Wahlagitationen der Behörden anhaftet. In einem an den Seinepräfecten gerichteten Schreiben, das sofort an allen Straßenecken von Paris angeschlagen wurde, erklärte er: „Hr. Thiers ist zu sehr Ehrenmann, um die Befürchtung aufkommen zu lassen, er werde einen Eid leisten, den er zu halten nicht gewillt sei. Aber das, was Hr. Thiers dennoch anstrebt, ist die Wiederherstellung eines Regiments, das über Frankreich und über ihn selbst ein finsteres Verhängniß brachte, eines Regiments, das der Eitelkeit einzelner schmeichelt, aber dem Gesammtwohl verderblich ist, das die Autorität ihrer natürlichen Grundlage beraubt und sie den Leidenschaften der Tribüne als Futter hinwirft, das die reale fruchtbare Action durch die unfruchtbare Agitation des Wortes ersetzt, das während seines achtzehnjährigen Bestehens nichts erzeugt hat als Ohnmacht nach innen und Schwäche nach außen, das mit der Emeute begonnen, unter dauerndem Toben der Emeute gelebt und in der Emeute sein Ende gefunden hat. Nein, mein Herr Präfect, angesichts unsers wieder groß gewordenen Frankreichs, das sich erst zu so hohem Wohlstande und nationalem Ruhme aufgeschwungen hat', seit und weil Hr. Thiers und die Seinen nicht mehr am Ruder sind, wird in dieser herrlichen Stadt,

heute der friedlichsten, reichsten und schönsten des Weltalls, das allgemeine Stimmrecht einer Regierung, die das Land vom Rande des Abgrunds gerettet, diejenigen nicht gegenüberstellen, die es an denselben geführt haben."

Schärfer konnte der schroffe Gegensatz zwischen dem demokratischen Imperialismus und dem modernen Constitutionalismus nicht betont, offener nicht gesagt werden, daß alle Hoffnungen auf Wandlung des Kaiserreichs zur constitutionellen Monarchie eitel seien. Aber Persigny's exaltirtes Pathos verfehlte die beabsichtigte Wirkung. Sein Panegyrikus auf das absolute Regiment, der in allen officiellen Kundgebungen widertönte, war den Männern von 1815, 1830 und 1848 nur ein Sporn, mit vereinten Kräften gegen die Regierungscandidaten anzukämpfen. Hand in Hand mit der inzwischen herangewachsenen jungen Opposition quand-même, errangen sie in der Hauptstadt den glänzendsten Sieg. Ihre neun Candidaten (Thiers, Ollivier, E. Picard, J. Favre, J. Simon, Pelletan, Havin, Guéroult und Darimon) erlangten sämmtlich die Majorität. Außerdem wurden noch Berryer und Marie in Marseille, Lanjuinais in Nantes, Jules Favre und Henon in Lyon gewählt. Infolge dessen bildete sich eine reine Linke von 14—16 Köpfen, welcher der ganze übrige Theil des 292 Mitglieder zählenden Gesetzgebenden Körpers fast durchweg in geschlossener Majorität gegenüberstand. Innerhalb dieser Majorität befanden sich nur 21 Deputirte, die nicht Regierungscandidaten waren, also eine freiere Stellung hatten. Durch Zuwachs aus dem Gros entwickelte sich hieraus im Laufe der Zeit eine Art von Centrum, das sich zwar zuweilen zur Kundgebung des Wunsches nach liberalen Reformen aufraffte, im Laufe der Session aber zu keiner Bedeutung gelangt ist. Auch in der öffentlichen Meinung fand dieser sogenannte Tiers-Parti, der fast durchweg mit der Majorität stimmte, keine Sympathien, da seine Richtung vorwiegend von der zur Zeit wenig populären Doctrin des modernen Constitutionalismus bestimmt wurde. Der Regierung waren die Männer des Tiers-Parti natürlich noch viel unangenehmer als die der reinen Linken, welche mit einziger Ausnahme Thiers' und Berryer's auf Erweiterung der persönlichen Freiheiten einen weit höhern Werth legten als auf Concessionen an den Parlamentarismus. Sofern eine Aenderung der Regierungsform überhaupt in Betracht kam, war die Republik ihr ausgesprochenes Ziel. Im ganzen Wesen des Systems, wie wir es in unserm ersten Artikel zu entwickeln versucht haben, lag es begründet, daß bei einer ausgiebigen Erweiterung der persönlichen Freiheiten der Uebergang vom Imperialismus zur Republik ein viel natürlicherer erschien, als der zur constitutionellen Monarchie; der Kaiser selbst hat die enge Verwandtschaft beider Staatsformen stets anerkannt.

Die Regierung war mit dem Ausfalle der Wahlen unzufrieden. Die große Betheiligung an denselben (10 Mill. waren stimmberechtigt, fast $7\frac{1}{3}$ Mill. hatten ihr Wahlrecht geübt) zeugte von einem lebhaftern Erwachen des politischen Interesses, das indeß nur der Opposition Vortheil gebracht hatte. Auch in seiner gegenwärtigen Verfassung bedurfte der Imperialismus ganz überwältigender Majoritäten, sollte er gegen die Forderung weiterer Concessionen widerstandsfähig bleiben. Ueberdies verkannte die Regierung keineswegs, daß die Opposition im Gesetzgebenden Körper nicht ausschließlich nach der in ihr repräsentirten Stimmenzahl bemessen werden durfte. Thiers war eine politische Macht für sich, Berryer eine sittliche, unter den übrigen Männern der Linken befanden sich die Matadore der großen Presse von Paris. Die erste Folge des Wahlergebnisses war die Dimission Persigny's, der durch sein allzu straffes Anspannen des Bogens das herrschende Régime mehr compromittirt als gestützt hatte. Persigny war der Mann des Empire, wie es vor 1860 bestand; die etwas freiere Richtung, die es seitdem genommen hatte, mußte jetzt auch in den Personen der Minister ihren Ausdruck finden. Noch anderweite Personalveränderungen, vor allem aber die bald darauf (nach Billault's Tode) erfolgende Ernennung Rouher's zum „Staatsminister" mit der wichtigen Function

eines Vertreters der Regierung vor den Kammern trugen diesem Bedürfnisse Rechnung. (Persigny ward wenige Monate nachher durch den Herzogstitel entschädigt.)

Selbstverständlich konnten die ebenerwähnten Maßregeln die Ergebnisse des Wahlresultats nicht ausgleichen. Sollte die Opposition gegen das persönliche Regiment nicht weiter um sich greifen, so mußte der Kaiser Entschließungen von größerer Tragweite fassen. Es galt zwischen zwei Wegen zu wählen: entweder die noch unanfechtbare Sicherheit seiner Position und die große Popularität, die er durch Herstellung der Ordnung, Förderung des materiellen Wohlstandes, durch Krieg und Sieg, sowie endlich durch seine liberalen Concessionen gewonnen hatte und in deren Vollbesitz er sich immer noch fühlen konnte, zu benutzen, um an Stelle des noch stets den Stempel des Cäsarismus tragenden Regiments aus eigener Initiative ein anderes zu setzen, das der Nation diejenige Freiheiten gewährte, welche mit dem System des demokratischen Imperialismus überhaupt vereinbar waren, oder an der cäsarischen Idee festzuhalten, und das Empire zu derjenigen Höhe zu erheben, in der es dem Nationalstolze Frankreichs so viel bot, daß dagegen alle andern Wünsche zurücktraten. Dazu aber gehörte nichts Geringeres als die Begründung einer anerkannten dauernden Suprematie in Europa, einer Weltherrschaft im modernen Sinne. Napoleon versuchte es, den letztern Weg zu gehen, und zwar nicht durch einen Appell an das Schwert, sondern durch Erhebung der Fahne des ewigen Friedens.

Die Thronrede, mit welcher der Kaiser am 5. Nov. 1863 vor den Senat und den neugewählten Gesetzgebenden Körper trat, sprach bezüglich des Ausfalls der Wahlen nur von localen Meinungsverschiedenheiten und betonte den von allen Deputirten gleichlautend geleisteten Eid. Die darin in Aussicht gestellten innern Reformen waren, abgesehen von den die arbeitenden Klassen berührenden (Coalitionsrecht und Freigebung der Bäckerei) von geringem Belange, das Ganze gipfelte in der die gesammte civilisirte Welt überraschenden Verkündigung jenes unbedingt großartig gedachten Congreßplans, der den Krieg aus der Welt schaffen und Frankreich zum Schiedsrichter Europas erheben sollte. Der humane Gedanke, der sich in dieser Kundgebung aussprach, hatte zweifellos Boden im Herzen des Kaisers, aber die politische Tendenz, der er dienstbar sein sollte, war doch allzu greifbar. Die Franzosen selbst, deren nationaler Eitelkeit der reichste Weihrauch gestreut war, erkannten das Illusorische des ganzen Projects, und nur wenige gaben sich der Hoffnung hin, daß das vorgezeichnete friedliche Ziel, wenn überhaupt, anders als auf dem Wege blutiger Kriege zu erreichen sei. Ueber die Aufnahme, welche der Congreßvorschlag bei den Cabineten Europas fand, ist in den schon mehrfach in Bezug genommenen Artikeln dieser Zeitschrift speciell berichtet, auch hat derselbe dort bereits seine Beleuchtung vom internationalen Gesichtspunkte gefunden. Vom Standpunkte der innern Politik muß das jähe Scheitern des Projects als der Bankbruch der cäsarischen Ideen Napoleon's angesehen werden.

Der Kaiser scheint auch in der That von jenem Moment an auf den Gedanken einer weltbeherrschenden Stellung Frankreichs verzichtet und fortan kein höheres Ziel als das der Behauptung auf der erreichten Höhe ins Auge gefaßt zu haben. Solange letzteres gelang, erschien das seitherige sich nur auf die allerunabweisbarsten Zugeständnisse an das mehr und mehr erwachende Freiheitsbedürfniß beschränkende absolute Regiment allenfalls noch haltbar, mit jedem weitern Mißerfolge auf dem Gebiete der großen Politik aber ward es in bedenklichster Weise gefährdet. Fragen wir, warum der Kaiser um die Aufrechterhaltung des damaligen Statusquo im Innern so ängstlich besorgt war, so stehen wir vor einem Räthsel, an dessen Lösung sich eher der Psycholog als der Historiker wagen darf. Möglich, daß es dem Kaiser allzu schwer wurde, sich von der süßen Gewohnheit der Macht zu trennen, daß ihm sogar etwas von dem innewohnte, was seine Feinde den Cäsarenwahnsinn genannt haben, möglich auch, daß der Gedanke einer Welt-

herrschaft Frankreichs ihn noch nicht ganz verlassen und er, gleich Napoleon I., seinen Hauptberuf noch immer auf dem Boden der europäischen Politik erkannte, möglich endlich auch und für uns wahrscheinlich, daß er Frankreich noch nicht für ausreichend beruhigt, die feindlichen Parteien ihrer Vergangenheit noch zu nah, die Dynastie noch nicht für genügend befestigt hielt, um einem freien politischen Leben Raum geben zu dürfen. Jedes Jahr, während dessen sich der Thron, unerschüttert durch feindliche Elemente, aufrecht erhielt, vermehrte in seinen Augen die Garantien für die Dauer seines Werkes.

Nach dem jähen Scheitern des Congreßplans erwies sich nicht nur die Behauptung der Präponderanz Frankreichs in Europa als unmöglich, sondern es wurde auch alsbald offenbar, daß das Empire bereits um mehr als eine Stufe von der stolzen Höhe herabgestiegen war, zu der es sich nach dem Krimkriege erhoben hatte. Fortan reihte sich Miserfolg an Miserfolg. In der polnischen Frage mußte es von Rußland eine diplomatische Niederlage hinnehmen, welche der Congreßplan, statt sie auszugleichen, durch sein Verunglücken nur in ein grelleres Licht gestellt hatte. In Schleswig-Holstein gingen gleich darauf, und zwar zum ersten male seit der Thronbesteigung des Kaisers, Ereignisse von europäischer Bedeutung in Scene, an welchen die französische Politik keinen bestimmenden Antheil hatte. Napoleon hätte sein müssen, was er nicht war, ein Kriegsfürst, wollte er angesichts der unter dem Einflusse seiner eigenen Politik mächtig erwachten nationalen Bewegung in Deutschland und Italien seinen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten behaupten. Die Ereignisse des Jahres 1866 endlich brachten die entscheidende Wendung. Gegen alle Voraussicht Napoleon's vollzog sich auf den Schlachtfeldern Böhmens eine welthistorische Entscheidung, die dem cäsarischen Regimente die tödliche Wunde schlug. Nur die Kunst des politischen Arztes vermochte demselben noch einige Jahre schwachen Daseins zu fristen. Nicht der deutsche Nationalstolz, sondern die ruhigste, unbefangenste Betrachtung der Dinge führt uns dahin, dem Siege Preußens über Oesterreich auch für die Gestaltung der Dinge im Innern Frankreichs die entscheidende Bedeutung beizumessen. An jenem Tage, wo der elektrische Funke die Kunde von Franz Joseph's unerhörter That, der Verschenkung Venetiens und der Anrufung des Schiedsspruchs Napoleon's, nach Paris trug, prangte die Metropole Frankreichs zum letzten mal im reichen Schmuck der Tricolore und in festlicher Erleuchtung, um die Triumphe der weltbeherrschenden Stellung zu feiern, zu der sich die Nation durch ihren Cäsar emporgeführt glaubte. Als sich wenige Tage darauf dieser Glaube als Täuschung erwies, als die ungeheuern Dimensionen des preußischen Siegs und die stolze bundestreue Haltung Italiens bekannt wurden, war es um die Glorie des Imperialismus geschehen. Was noch folgte, die Fürstenbesuche zur Zeit der Industrieausstellung, die demüthigen Huldigungen Oesterreichs und ähnliches, war nur der Abglanz einer sinkenden Sonne, der kein Auge zu blenden vermochte. Die Nation kam zum Bewußtsein, daß sich an ihren Grenzen eine ebenbürtige Großmacht erhebe, der von vornherein der Beruf vorgezeichnet schien, fortan jede hegemonische Stellung einer einzelnen europäischen Macht unmöglich und das vielberufene Wort vom europäischen Gleichgewicht endlich zur Wahrheit zu machen. Der Weg der innern Reform war fortan der dem Kaiser unabweisbar vorgezeichnete. Die Darstellung der mit dieser entscheidenden Wendung beginnenden neuen Phase des Empire sei unserm nächsten Artikel vorbehalten, mit ihr ein kurzer Rückblick auf die hervorragendsten Erscheinungen aus der Legislaturperiode von 1863—69, in welcher sie ihren Ausgangspunkt findet.

Blicken wir noch einmal auf die cäsarische Epoche des zweiten Kaiserreichs zurück, so zeigt sich ein Bild, in dem Licht und Schatten unvermittelt nebeneinanderliegen. Auf dem Gebiete der großen Politik waltet das Licht entschieden vor; eine unparteiische Geschichtschreibung wird sogar die Periode des reinen Absolutismus im Hinblick auf die

internationale Action als eine glänzende bezeichnen. Die beiden Kriege, welche Napoleon in Europa geführt hat, werden stets zu den glorreichsten Erinnerungen Frankreichs gehören, und die Thatsache, daß auch Motive der innern Politik an ihrer Conception einen bestimmten Antheil hatten, kann die hohe geschichtliche Bedeutung derselben nicht beeinträchtigen. Beide Kriege haben große Culturzwecke gefördert und befreiend auf Europa gewirkt, insbesondere aber hat die Brechung der Macht Oesterreichs in Italien dem politischen Leben der Völker neue Impulse gegeben. Vollzog sich auch vieles von dem, was infolge dieser mächtigen Anregungen geschehen, gegen die Voraussicht und selbst gegen Wunsch und Willen des Kaisers, so bleibt der sittlich berechtigte Grundgedanke, durch den er seine kriegerische Initiative vor sich selbst, vor Frankreich und vor der Welt rechtfertigte, doch immer bestehen. Auf dem Gebiete der internationalen Politik beginnen die Schatten sich erst in derjenigen Epoche zu häufen, in der das imperialistische Regiment den freiern Regungen im Innern nachzugeben sich gezwungen sah. Die große Politik wurde von jetzt ab der innern mehr und mehr dienstbar und verlor damit den Zauber der Größe. Ihre dunkelsten Punkte fallen in diejenige Zeit, deren nähere Betrachtung uns noch vorbehalten bleibt. Weit ärmer an Licht ist das Bild, welches uns das innere Leben Frankreichs in der Epoche des cäsarischen Regiments aufweist. Erkennen wir auch an, daß der Absolutismus eine gebieterische Nothwendigkeit war, um das Land einer verderblichen Parteiherrschaft zu entreißen und den Geistern Zeit zur Sammlung zu geben, lassen wir selbst den cäsarischen Typus dieses Absolutismus als national berechtigt gelten, erkennen wir alles, was für den materiellen Wohlstand und insbesondere für die untern Volksklassen geschehen, seinem vollen Werthe nach an, so fehlt dem Ganzen doch der sittliche Adel. Das ethische Moment, dessen die politischen Principien des Kaisers keineswegs entbehren, gelangt wenig oder nicht zur Geltung; durchweg wird die Zukunft der Gegenwart geopfert. Für die sittliche und intellectuelle Förderung der Nation geschah bei weitem nicht das, was das absolute Regiment, wie es ehedem Preußen bewiesen und Rußland es heute beweist, zu leisten vermag. Charaktere zu bilden und Staatsmänner zu erziehen, erwies sich der moderne Cäsarismus am allerwenigsten geeignet. Indem er es der großen Masse gegenüber als seine Aufgabe betrachtete, die politischen Leidenschaften zu bekämpfen, rief er nur andere Leidenschaften wach. Durch Ueberreizung des nationalen Ehrgeizes und Einwiegung in sinnlichen Genuß wird ein Volk nicht veredelt. Trotz alledem wird die Geschichte auch nach dieser Seite hin ein mildes Urtheil fällen. Vieles von dem, was die Mitwelt der Person des Gewalthabers zur Last legt, muß unbedingt auf Rechnung eines Volkes geschrieben werden, das oft genug bewiesen hat, daß es die Freiheit gewaltsam zu erringen, nie aber, daß es sie zu wahren weiß. Ob die Aufgabe, welche Napoleon III. in jener Zeit vorgezeichnet war, überhaupt auf andern Wegen und durch andere Mittel zu lösen war als die, deren er sich bedient, muß immer noch dahingestellt bleiben. Von Menschen ist nur Menschliches zu verlangen. La critique est aisée, l'art est difficile.

Das russische Sektenwesen.

Von Dr. Nikolaus von Gerbel.

Nichts charakterisirt den echten Russen mehr als sein Verhältniß zur orthodox-griechischen Staatskirche. Freilich hat der religiöse Fanatismus überall Ausschreitungen bewirkt, theils lächerlicher, theils beklagenswerther Natur; nirgends sind aber seine Aeußerungen so ganz eigenthümlich gewesen wie in Rußland. Wer unter den Russen gelebt hat, merkt bald, daß solcherlei Curiositäten, solcherlei abstoßende Lehren nicht leicht auf einem andern Boden gedeihen. Daher glauben wir eine kurze Besprechung des russischen Sektenwesens als besonders auch für den auswärtigen Leser gerechtfertigt ansehen zu dürfen.

Nach der Ueberlieferung entschloß sich der Großfürst Wladimir von Rußland (Alleinherrscher 980—1014) Christ zu werden. Um sich zu vergewissern, welche christliche Richtung die beste, schickte er Vertrauenspersonen nach vielen europäischen Hauptstädten. Diese Abgesandten unterrichteten sich (wie es auch jetzt oft vorkommt) im Fluge, mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit. Sie schauten in Ausübung ihrer Mission kurzweg dahin und dorthin und begnügten sich mit demjenigen, was ihnen am angenehmsten in die Augen fiel. Demgemäß erzählten sie, nirgends sei der christliche Gottesdienst so hübsch wie in Byzanz. Wladimir wählte somit im Jahre 988 die byzantinische Religion, weil keine andere Kirche einen so brillanten Gottesdienst darbot. Seine Unterthanen wählten dieselbe Religion, weil ihr Herr und Meister sich für sie entschieden; sie liefen zu Tausenden in die Flüsse, während die Geistlichen für ganze Scharen die Taufformulare auf einmal ablasen; als sie aus dem Wasser heraussstiegen, waren sie Christen.

Von Haus aus mußte den Russen die griechische Kirchenlehre wie ein complicirtes System von Ceremonien erscheinen. Die nationale Neigung zum bureaukratischen Formelwesen begünstigte diese Anschauung immer mehr. Der dogmatische Theil der Religion, welcher bei den Protestanten und Katholiken die hervorragendste Rolle spielt, blieb dürftig, während der Gottesdienst immer prächtiger wurde. Der Heilige Geist geht vom Vater aus, nicht aber auch von dem Sohne, wie bei den abendländischen Kirchen; außer diesem Lehrsatze darf man glauben, was man will, und ist doch ein guter orthodox-griechischer, ein „rechtgläubiger" Christ. Nimmt jemand um äußerer Vortheile willen den griechischen Glauben an, so läßt sich ihm keineswegs mit Bestimmtheit der Vorwurf machen, er sei der innern Ueberzeugung untreu geworden. Glauben und denken darf er so ziemlich, was ihm beliebt, nur muß er die vielverzweigten gottesdienstlichen Uebungen genau verrichten, dann bezweifelt niemand seine Rechtgläubigkeit. Der russische Klerus, welcher sich mit dem Publikum selbst beschäftigt (die weiße, heirathsfähige Geistlichkeit), steht keineswegs im Rufe besonderer Bildung, und wird von der formellen Seite des Gottesdienstes vollständig in Anspruch genommen; der schwarze, unverheirathete Klerus (die Mönchsgeistlichkeit) treibt ausgedehntere Studien, versorgt die höhern und höchsten Chargen, bleibt dem Publikum aber fern. So konnte es in den vierziger Jahren geschehen, daß viele von den lettischen Bauern der Ostseeprovinzen, die scharenweise vom Lutherthume zur griechischen Kirche übergegangen waren, ganz naiv zu ihrem frühern Predigern kamen, um in gewohnter Weise das Abendmahl zu nehmen; sie begriffen die Wesenheit ihres Religionswechsels gar nicht. Die Zeitung „Zeitgenössische Nachrichten" erzählte im Jahre 1868, wie ein gewaltiger Birkenbaum, um welchen herum sieben Stämme zusammengewachsen waren, im tiefern Rußland plötzlich zu göttlicher Verehrung gelangte. Was that die Geistlichkeit? Sie benutzte diesen Umstand zu rechtgläubigen Zwecken, indem sie an den Hauptstamm ein Heiligenbild befestigte und die allgemeine Verehrung nicht nur

mitmachte, sondern auch dirigirte. Andere russische Zeitungen misbilligten solches Verfahren als unzeitige Nachgiebigkeit. Bei unserer Kenntniß des russischen Volks halten wir eine unbedingte Misbilligung solchen Verfahrens für sehr schwierig. Wie soll das Volk aus dem Dilemma zwischen wunderthätigen Bildern und wunderthätigen Bäumen herauskommen, wenn es über die Heilswahrheiten, die jeder christlichen Kirche zu Grunde liegen, im Unklaren bleibt? Die große Unbildung des Volks, verbunden mit hervorstechender Neigung zum Formelwesen, bewirkt auch die Ausbreitung der oft so sonderbaren Sekten.

Sekten gab es schon in frühester Zeit, denn schon in der ältesten Vergangenheit fanden sich kleine Varianten in den Ritualbüchern. Das Ritualbuch repräsentirte dem gemeinen Russen die ganze Religion. Nun kam es den Russen ehedem (wie auch jetzt) in einem Manuscript stets darauf an, daß es glatt, sauber und ohne Correcturen vorlag. Machte der Abschreiber eines Ritualbuchs einen Fehler, wiederholte er Ausdrücke, oder ließ er aus Versehen wichtige Worte aus, so wußte er, daß er mehr bezahlt bekam, wenn der Fehler unverbessert stehen blieb, als wenn er ihn corrigirte. Mag die Handschrift von Fehlern wimmeln, dachte man, wenn sie nur nicht durch Verbesserungen verunziert würde! Bei der Zersplitterung Rußlands im Mittelalter, bei der Abneigung gegen die angeblich teuflische Buchdruckerkunst im 16. Jahrhundert war man sich der vielfachen Abweichungen in den Kirchenagenden noch nicht recht inne geworden. Man wußte, daß in einer Kirche in Nowgorod gesungen wurde: „O Herr, erbarme dich!" während es bei den meisten: „Herr, erbarme dich!" hieß. Dieses Wörtchen „O!" begründete sofort eine Sekte, da bekanntlich der Ausruf: „Herr, erbarme dich!" („Gospodi pomilui") eine wichtige Rolle bei dem russischen Gottesdienste spielt. Jede Kirche behauptet, daß das Ritualbuch, welches bei ihr sich befindet, das richtige sei. Wenn durch die Schreibfehler ein Unsinn entstanden war, ja selbst wenn der Abschreiber eine Notiz für den Vorleser eingeschaltet hatte, so wurde das abgelesen, buchstäblich, genau so wie es in dem Buche sich vorfand. Wie naiv der Russe urtheilt, ergibt sich aus einem alten Schriftstück, das wir einzusehen Gelegenheit gehabt. Dort wird auf Grund der lateinischen Bibelübersetzung Vulgata (in welcher man Gott freilich nicht in russischem Idiom anredet) die katholische Kirche verdammt. Denn, heißt es, diese Leute (die Lateiner) unterstehen sich, den allmächtigen Gott mit dem Namen „Deus" zu bezeichnen, „was eine ganz heidnische Benennung". Daß viele Abschreiber besonders nachlässig arbeiten, um ihre Copien rasch zu erledigen, versteht sich bei dem Mangel an Ausdauer, welcher den Russen im allgemeinen charakterisirt, von selbst. Viele erfanden ganze Evangelien, die sie als seltene Originalien für hohe Summen verkauften, und die von dem frommen Gläubigen wie echte Schriftstücke verehrt wurden.

Iwan's des Schrecklichen Vorgänger, Wassili III. (regierte von 1505—1533), bemerkte die Confusion, welche in den Ritualbüchern vorlag, und ließ einen gelehrten Griechen vom Berge Athos kommen. Dieser Klostermönch Maximus arbeitete 19 Jahre lang an der Verbesserung der Bücher, wurde aber als ketzerischer Frevler angesehen. Ganz so wie sich auch jetzt derjenige nicht leicht auf die Dauer behauptet, wer in Rußland gegen den Schlendrian ankämpft, so erlag auch der sprachkundige Maximus den Verfolgungen. Er büßte die ihm übertragenen Verbesserungen mit dreißigjähriger Haft, in welcher er starb. Um so wichtiger erschien die Unverletzlichkeit der verschiedenen Exemplare der Kirchenagenden, um so treuer hielt man an allen Fehlern und Irrthümern fest. Dabei war die Bildung im Volke immer mehr rückwärts gegangen; im 16. Jahrhundert gab es kaum noch Schulen, während hundert Jahre früher manche davon noch existirten. Noch heutzutage steht die russische Volksbildung weit hinter der Türkei zurück: bei 70 Mill. Einwohnern braucht man wenigstens 160—170000 Volksschulen, während man, ohne

Berücksichtigung der Moralität, kaum 20—30000 Lehrer dafür disponibel hat. Wie wenig das Volk sich für die Volksbildung interessirt, beweist der Umstand, daß es Seminarien gab, zu welchen sich niemand gemeldet, um dort auf Kosten der Regierung zum Lehrer ausgebildet zu werden. Schullehrer wird selten jemand, dem noch ein anderes Mittel, sein Dasein zu fristen, übrigbleibt. Sobald als möglich ergreift er etwas anderes.

Die Unbildung des Publikums und die Nachlässigkeit der Beauftragten ließen einen Versuch Iwan's des Schrecklichen zur Verbesserung der Büchertexte ebenfalls scheitern. Der verbesserte Text sollte zu allgemeiner Nachachtung gedruckt werden. Man verfuhr dabei mit solcher Sorglosigkeit, daß die gefälschten und fehlerhaften Texte nicht nur nicht gesichtet, sondern vielmehr mit neuen Fehlern ausgestattet wurden. Die gedruckten Bücher bewirkten daher bei einer Menge Kirchen, welche sich zu ihrer Annahme entschlossen, nur eine Verallgemeinerung der Irrthümer. Nach manchen Zwischenfällen protestirten andere Häupter der griechischen Kirche (wie der Patriarch von Konstantinopel und der von Jerusalem) gegen die Entstellungen der heiligen Texte, wie sie in den russischen Ritualbüchern sich vorfanden. Der energischste Patriarch, den Rußland je gehabt, Nikon, beschloß endlich Ordnung in die Sache zu bringen. Er berief im Einverständnisse mit dem Zaren Alexei Michailowitsch 1654 ein Concil nach Moskau; dieses acceptirte seine Vorschläge und führte die Verbesserung der Ritualbücher gründlich durch. Der orthodox-griechische Lehrbegriff war damit in ursprünglicher Fassung wiederhergestellt, aber es protestirten der Bischof von Kolomna Paul, zwei Archimandriten, ein Abt und zwei Oberpriester gegen die Verbesserungen; sie beharrten bei ihren Protesten, selbst nachdem die Correcturen vom Patriarchen von Konstantinopel besonders revidirt und approbirt worden waren. Man vollendete die Emendirung der Texte im Jahre 1656.

Je eifriger man mit der Correctur der Texte vorging, um so fanatischer wurden die Gemeinden und Gesinnungsgenossen der Andersgläubigen. Der Bischof Paul und seine Freunde sollten mit Gewalt zur Anerkennung der Correcturen gebracht werden; Gewalt hilft jedoch in Dingen der Ueberzeugung am allerwenigsten. Je mehr diese kirchlichen Würdenträger gehetzt und gepeinigt wurden, um so fester hielt man an den alten Büchern. Stellte sich dadurch doch die Möglichkeit heraus, daß jede einzelne Kirche ihre Angelegenheit selbst ordnen konnte, unabhängig von andern, und nach den alten Exemplaren, welche Aeltern und Voreltern gekannt hatten. Darum gerade mußten die Proteste gegen Nikon's Verbesserungen so populär werden. Dazu ist die Stellung hoher Würdenträger in Rußland zufälligen, nicht immer motivirten Schwankungen ausgesetzt. Auch Nikon entzweite sich mit dem Zaren und ward selbst im Jahre 1666 seines Amts entsetzt und zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. In der Bibel steht aber, daß 666 die Zahl des Antichrist sei. Aha! sagte man, als im Jahre 1666 Nikon gestürzt ward, gewiß war Nikon der Antichrist. Dieses vergrößerte die Zahl derjenigen, welche die Verbesserungen dieses Patriarchen als unchristlichen Frevel verwarfen: man nannte sie „Sektirer" (Raskolniki) im Verhältnisse zur „Staatskirche", welche die Nikon'schen Correcturen annahm. Am 13. Mai 1667 verfluchte die Staatskirche die Sektirer und verewigte damit den Zwiespalt unter den Bekennern der griechischen Confession.

Die allgemeinen Streitpunkte, über welche die Sektirer sich mit der Staatskirche nicht einigen konnten, bestätigten vollkommen alles, was wir über den russischen Formalismus gesagt. So verfluchte man sich gegenseitig, je nachdem man nach dem dreifachen „Gloria!" zweimal „Halleluja!" singt oder dreimal. Wer dreimal „Halleluja!" ausruft, behauptet, er singe damit die Dreieinigkeit noch einmal an, nachdem er es vorher mit dem „Gloria!" gethan. Sein Widerpart behauptet: das dreifache „Gloria!" beziehe sich wol auf die Dreieinigkeit, das „Halleluja" aber nur auf die doppelte Natur in Christo,

die göttliche und menschliche: darum sei „Halleleja!“ nur zweimal zu singen; wer es anders thäte, sei ein Renegat, ein Heide, der die Lehre von den beiden Naturen bezweifelt. Der Name „Jesus“ wird auf Grundlage der neugriechischen Aussprache auch von der Staatskirche anders geschrieben als von den Sektirern. Die Staatskirche schreibt Jissus, die Sektirer aber Issus, und eine Partei beschwert sich über die andere, sie verleugne Christum, um einem falschen Gotte zu huldigen. Schwere Streitpunkte sind noch die Fragen, ob man beim Opfergange nach rechts oder nach links zu gehen habe, ob das griechische Kreuz gültigerweise aus zwei sich senkrecht durchschneidenden Stäben bestehe, oder ob der Hauptstab von dreien durchschnitten werden müsse, um die Inschrift des Pilatus und das Bret unter Christi Füßen mit anzudeuten. Dann ist ein hochwichtiger Fragepunkt, wie man sich zu bekreuzen habe. Fünf Finger hat der Mensch, und man sollte es nicht glauben, wie deren Verwendung zum Behufe der Seligkeit Hader und Feindschaft anzuzünden vermag. Man denke sich die Seligkeit ernstlich davon abhängig, ob man mit diesen oder mit jenen drei Fingern derselben Hand sich bekreuzt. Sehr complicirt ist da die Anschauung der einen Partei: sie nimmt den Daumen, den vierten (Ringfinger) und den kleinen Finger, um an die Dreieinigkeit zu appelliren; dabei biegt sie den Zeigefinger und den Mittelfinger, um damit einzeln die doppelte Natur Christi und zusammen den gewölbten Himmel anzudeuten. Ihre Gegner behaupten, die zwei besonders gebogenen Finger ließen voraussetzen, Gott Vater habe zwei Söhne; ihrerseits werden sie verdammt, weil sie Christo nicht genug Ehre erwiesen.

Von 1682—1825 sind die meisten Thronbesteigungen in Rußland von gewaltsamen Auftritten begleitet worden, keine Regierung verging ohne Erschütterungen; die gewaltigen Aufstände Stenka Rasin's im 17. und Pugatschew's im 18. Jahrhundert bedrohten sogar die Existenz des Zarenreichs. Selbst bei den vielfachen Palastrevolutionen war man der Stütze dieser und jener Partei bedürftig. Kein Wunder, daß das Verhalten der Regierung gegen die Sekten ein ungleichmäßiges wurde, je nachdem man sie fürchtete, haßte oder geringschätzte. Die officielle Sanction der Verbesserungen Nikon's (trotz dessen Absetzung) brachte die Sekten in Opposition gegen die Regierung. Diese Opposition nahm eine scheinbare Identität mit dem Altrussenthum in Anspruch, als Peter der Große sein Volk gewaltsam, aber oberflächlich civilisirte. Peter verlangte, man soll den Bart abrasiren, welchen der Herrgott doch hatte wachsen lassen. Somit hieß es, der Zar empöre sich gegen Gottes Rathschluß, welcher es doch bestimmt, daß der Mann einen Bart tragen soll. Peter befahl, das neue Jahr nicht mit dem 1. September, sondern schon mit dem 1. Januar zu beginnen, wie die andern europäischen Völker. Wie ist es möglich, hieß es, am 1. Januar das neue Jahr zu beginnen, da vor Erschaffung des Menschen alles zur Ernte reif gewesen sein müßte: sonst wäre ja der erste Mensch verhungert. Kurz, der russische Verstand opponirte gegen den 1. Januar als Jahresanfang. Um den 1. Januar recht eindringlich den Leuten zu Gemüthe zu führen, ließ Peter im Jahre 1700 nach der Sitte jener Zeit mythologische Festspiele aufführen, wobei auch Akrobaten und Magiker agirten. Da war es klar, daß Peter dem heidnischen Gotte Janus opfere, daß er ihm das russische Volk zuführen wolle und Wunder thäte mit Hülfe des Satans.

Peter der Große war nicht der Mann, dem man ungestraft sich widersetzte. Er führte seine Reformen energisch durch, obwol der letzte russische Patriarch Adrian, das damalige Haupt der Staatskirche, ihm ebenso widerstrebte wie die Sektirer. Freilich bewirkten seine Reformen eine Umgestaltung des russischen Lebens in den höhern Sphären und eine gewaltige politische Erhebung des Reichs. Aber sie gingen wirkungslos am Volke vorüber und erfuhren daher die entschiedene Misbilligung des berühmten russischen Geschichtschreibers Karamsin. Es sind nur wenige Worte, welche Karamsin bei der Charakterschilderung Iwan's III. vergleichsweise Peter dem Großen widmet, aber sie

verdammen Peter's Richtung (weil sie mit dem russischen Geiste in Widerspruch) so deutlich, als es nur bei einem Manne, der dem Hofe nahe stand, möglich war. Um so kräftiger wirkte gegen Peter die geheime Opposition im Volke, und es ist seltsam, welcher Mittel sie sich bediente.

In slawonischer Schrift stellt jeder Buchstabe zugleich eine Zahl vor. Kirchlich-slawonische Schrift, kirchlich-slawonische Ausdrücke kommen beim russischen Gottesdienste vielfach in Anwendung und sind den Geistlichen geläufig. Aus der Offenbarung Johannis wußte man, daß durch die Zahl 666 der Antichrist bezeichnet sei. Erst wandte man (wie oben bemerkt) diese Ziffer auf den Patriarchen Nikon an, weil er 1666 gestürzt ward. Bei Peter's Reformen änderte sich die Nutzanwendung dieser Zahl. Man fing an, die Namen misliebiger Herrscher in slawonischen Buchstaben niederzuschreiben und dann die Zeichen als Ziffern zusammenzuaddiren. Mit kleinen Abänderungen fand man, daß „Peter der Erste" bei der Addition der Buchstaben wirklich die Zahl 666 ergab: er war also der ganz unzweifelhafte Antichrist. Auch nannte sich Peter „Imperator", welches Wort er doch auch der „gottlosen Sprache" entlehnte, in welchem der Allmächtige mit dem „heidnischen Namen Deus" belegt war. Man zählte die Buchstaben des Wortes „Imperator" nach und fand (mit einer kleinen Abänderung), daß dort die Zahl 666 auch sich ergab, wenn man das m nicht mitrechnete.*) M bedeutet im Slawonischen jedoch 40 und macht folglich einen bedeutenden Unterschied. Nichtsdestoweniger wußte man Rath, um den neuen kaiserlichen Titel (im Gegensatz zum alten ehrwürdigen „Zar") im Volke zu verketzern. Sollte der Antichrist wirklich so dumm sein, sich fortwährend mit der Zahl 666 fangen zu lassen? Im Gegentheil, er thut alles Mögliche, um die Frommen irrezuführen. Darum habe er auch das m in das Wort „Imperator" hineingeschmuggelt, um sich der Nachforschung der Gläubigen zu entziehen.

Jedenfalls waren das bloße Spielereien, aber sie fanden Anklang bei der Masse. Der neue Kaisertitel Peter's schlug gegen den altgewohnten Namen „Zar" gar nicht durch und das ward von allen ausgebeutet, welche der Regierung opponirten. Pugatschew gab sich für den entthronten Peter III. aus; seine Anhänger bekämpften ebenfalls den fremdländischen Imperatorentitel und fanden obendrein, daß auch Katharina's II. Name (Jekaterina Alexejewna) die Zahl 666 ausdrücke. Als Nikolaus I. die Sektirer verfolgte, berechnete man, daß „Nikolai Pawlowitsch der Erste" ebenfalls 666 ergibt. Katharina II. und Nikolaus I. waren unter dem russischen Volke daher ebenso unpopulär wie Peter der Große. Alexander I. und Alexander II. sind viel populärer, weil ihre Namen in keiner Weise die beliebte Ziffer herausdemonstriren lassen; dazu stimmt, daß sie sich überhaupt milder gegen die Sektirer verhalten haben, sodaß Theorie und Praxis sich nicht widersprachen.

Sonach erfreuen sich die Sekten einer großen Volksthümlichkeit in Rußland. Ihre Beaufsichtigung wird dadurch sehr schwierig, und namentlich läßt sich die Ziffer ihrer Anhänger gar nicht feststellen. Selbst ihr Charakter ist schwer zu definiren; wir finden bei allen dieselbe Opposition gegen die Staatskirche, insbesondere gegen die „neuen Bücher Nikon's", aber nicht bei allen hat sie denselben Charakter. Die doppelte oder dreifache Intonirung des „Halleluja", die Art der Bekreuzung, die Gestalt des Kreuzes, die Orthographie des Namen Jesus, die Wendungen nach links oder nach rechts sind an sich wol den Sekten gemein, aber sie involviren noch keinen Protest gegen die Staatsgewalt. Wenn

*) „Imperator" wird nach Abzug des m folgendermaßen gezählt: I (10), p (80), e (5), r (100), a (1), t (300), o (70), r (100) = 666, womit wir eine Probe dieser curiosen Rechnungsart hier liefern.

aber ganze Gemeinschaften die kaiserliche Gewalt negiren und den Kaiser als Antichrist bezeichnen, so sind die Ausschreitungen solcher Sekten nicht den übrigen Sektirern zur Last zu legen.

Ohne Rücksicht auf die Gefährlichkeit ihrer Lehren im Detail, zerfallen alle Sektirer der russischen Staatskirche (im ganzen immer Raskolniki genannt, von Raskol, „Kirchenspaltung", „Sektenwesen") in zwei Hauptgattungen. Sie sind entweder priesterlose oder priesterliche Sektirer. Nach der Lehre der griechischen Kirche ist die Eigenschaft eines Priesters von Christus auf die Apostel, von den Aposteln auf die Bischöfe direct übergegangen. Nur ein Bischof, der selbst regelrecht geweiht worden, vermag den Priestern eine wirksame Weihe zu übertragen. Unter den Würdenträgern der Kirche, die gegen Nikon's Correcturen protestirten, gab es nur Einen Bischof: dieser starb, und mit seinem Tode hörte die directe Uebertragung der geistlichen Weihe auf. Eine Menge Sekten erklärt daher, sie könnten keine priesterlichen Handlungen vornehmen lassen, weil es unmöglich sei, tadellos geweihte Priester beizuschaffen. Sie verdammen die Weihen, welche unter der Herrschaft des Antichrist vorgenommen würden, und beziehen sich bei ihren religiösen Uebungen höchstens auf ihre Aeltesten oder „Unterweiser". Es kann an 6 Mill. solcher priesterlosen Raskolniken (Sektirer) in Rußland geben. Sie haben eine starke Passion, sich zu spalten: einige verwerfen alle Sakramente (die Taufe mit eingeschlossen), einige acceptiren die Taufe, verwerfen aber alle andern priesterlichen Handlungen, wie z. B. die Ehe. Die priesterlichen Sektirer (deren es in Rußland an 5 Mill. geben kann) beklagen freilich auch den Mangel an Bischöfen nach altem Stile, nach altem Ritus. Aber oft nehmen sie solche Priester für voll auf, welche zwar von der Staatskirche geweiht, aber sich nachträglich zu den Lehren der Sektirer bekehrt hatten. Da die Bekenner mancher Sekten im Sinne ihrer primitiven Einfachheit ein sehr geregeltes Leben führen und finanziell gut gestellt sind, so bezahlen sie zuweilen viel Geld für den Uebertritt staatskirchlicher Priester. Es gelang ihnen sogar einen Bischof zu bekehren, welcher in Oesterreich residirte, und so viele Priester weihen konnte, als man wollte. Endlich nehmen manche priesterliche Sekten Geistliche entgegen, welche von der Staatskirche geweiht werden, aber nach solchen Ceremonien, wie sie in den alten Büchern vor Nikon vorgeschrieben waren. Das letztere geschieht infolge eines Compromisses, welches im Jahre 1800 zwischen dem Metropoliten von Moskau und den Häuptern mehrerer priesterlichen Sekten in seinem Sprengel abgeschlossen ward. Die russische Kirche sucht durch ihre Geschlossenheit zu imponiren: 11 Mill. Raskolniken, von denen viele selbst die kaiserliche Gewalt bestreiten, bilden einen zu bemerkbaren Riß. Darum bewilligte man so gern, was diejenigen Sekten wünschten, denen es blos um die alten Ceremonien zu thun war. Kaiser Paul bestätigte ihre Privilegien durch einen Ukas und befahl, solche Sektirer, welche zwar von der Staatskirche, aber nach alter Form geweihte Priester annahmen, welche zugleich für den Zaren beteten und die Sakramente anerkannten, nicht mehr Raskolniki, sondern Jedinowerzy (Glaubensgenossen) zu nennen. Diese Jedinowerzy (Glaubensgenossen) sind so weit mit der Staatskirche ausgesöhnt; theilweise sind es auch die sogenannten Starowerzy (Altgläubige), welche man selbst unter den Nichtrussen wegen ihres stillen und soliden Charakters achtet. Bei den Jedinowerzen und den Altgläubigen zeigt sich, wie bei den andern priesterlichen Sekten, das Bestreben, größere, compactere Gruppen zu bilden.

Wir beabsichtigten hier nur eine kurze Skizze zu geben, und eine genauere Charakteristik einzelner Sekten würde uns hiernach zu weit führen. Indeß dürfte dem deutschen, auswärtigen Leser unser Charakterbild doch nicht vollständig genug erscheinen, wenn

wir nicht durch Hervorhebung einzelner Momente den Beweis lieferten, wie sehr manche Sekten zur Krankengeschichte der Menschheit gehören.

So gibt es unter den priesterlosen Sekten eine, welche man im Volke als die der Soshigateli (Selbstverbrenner) bezeichnet. Diese Sekte preist unter manchen Varianten den Selbstmord als verdienstliche, Gott wohlgefällige Handlung. Besonders heiligend sei der Tod durch Selbstverbrennung. Eine corrumpirte Stelle in den heiligen Schriften empfiehlt die Feuertaufe, und unter dem gegenwärtigen Reiche des Antichrist (der angeblich herrscht) gebe es kein anderes, kein wirksameres Erlösungsmittel als den freiwilligen Feuertod. Der Schwärmer für diese Lehren gibt es nicht wenige; einmal verbrannte sich ein Häuptling dieser Sekte, Domitian, mit einem ganzen Dorfe und 1700 Personen. Keine Bitte, keine Mahnung hielt die fanatisirte Masse zurück, welche sich dem Tode geweiht hatte. Einen ähnlichen kolossalen Act leitete bei Tobolsk ein anderer Aeltester der Selbstverbrenner, mit Namen Schaposchnikow.

Die Theodosianer sind eine besonders mächtige Sekte unter den Priesterlosen. Einer ihrer Anhänger, der reiche Fabrikant Kawelin, erbat sich während der Pest in Moskau 1771 die Erlaubniß, Hospitäler für Pestkranke anzulegen. In diesen Hospitälern wurde gelehrt, daß Gott die Pest geschickt habe, weil so viele den Nikon'schen Ketzereien huldigten. Die Hospitäler bekamen starken Zulauf von Kranken und Gesunden: viele bekehrten sich zu den Anschauungen, die dort herrschten, und spendeten beträchtliche Summen. So erstand der große Ruf des Klosters und des Friedhofs von Preobrashensk, wie die Kawelin'schen Stiftungen nachmals genannt wurden. Der Friedhof von Preobrashensk ist noch heute der Hauptort der priesterlichen Sekten, sowie ein anderer Kirchhof, der Friedhof von Ragosch, den angesehensten Centralpunkt der priesterlichen Raskolniken bildet.

Eine wichtige und sehr staatsgefährliche priesterlose Sekte ist die der Stranniki (Pilger, irrende Wanderer). Diese halten sich daran, daß der Antichrist in Rußland herrscht, seitdem die Zaren Imperatoren heißen, seitdem das Jahr mit dem 1. Januar beginnt. Sie negiren alle politische, sittliche und religiöse Ordnung; sie verwerfen jedes Papier, das von der Regierung oder einer Behörde ausgeht, weil es unter den Auspicien des Antichrist herausgegeben oder doch nach seiner Zeitrechnung datirt würde. Wer sich ihnen anschließt, muß sämmtliche Documente über seine Person vernichten, vom Regiment desertiren, alle dienstlichen Verhältnisse abbrechen und als ewiger Pilger auf beständiger Flucht vor dem Antichrist sich befinden. Sie nehmen Proselyten freilich auch als „Obdachgeber" an, welche in ihren Beziehungen verbleiben dürfen, dafür aber stets Speise und einen unauffindbaren Schlupfwinkel für die wirklichen Pilger bereit zu halten haben. Beim Herannahen des Todes lassen sich auch diese gemäßigten Anhänger auf die Straße oder in einen Wald bringen, um als wirkliche „Wanderer" zu sterben.

Es gibt auch Sekten, die ein besonderes Vergnügen dabei haben, wenn sie sich geiseln, und andere, wenn sie hüpfen und springen, bis sie in convulsivische Zuckungen verfallen. Andere glauben an eine Auferstehung Peter's III., und andere an die Wiederkehr Napoleon's I., welchem eine Sekte besonders zugethan. Die Duchaborzen (Streiter des Heiligen Geistes) wandeln zwischen den Quäkern und den Lehren des theosophischen und mystischen Schusters Jakob Böhme; die Molokanen (Milchesser) verabscheuen das Fasten. Viele der Raskolniken sind durchaus harmlos in ihrem Verhalten, in ihren Lehren; andere machen oft durch kolossale Excesse das Einschreiten der Staatsgewalt nothwendig. Wie arg die Excesse sein können, beweisen die beiden Beispiele, die wir von den Selbstverbrennern besonders hervorgehoben; auch die berüchtigten Skopzen (Selbstverstümmeler) huldigen einem unsinnigen Cultus. Nicht selten macht der Fanatismus sich auch an

unfreiwillige Opfer, nicht selten versteigt er sich zu sonstigen unerhörten Roheiten und Abscheulichkeiten.

Es ist bekannt, was man von der Käuflichkeit der russischen Beamten redet. Eine alte Praxis war es früher, jeden Beamten zu beglückwünschen, welcher in ein Gebiet versetzt ward, wo es viele Raskolniken gab. Ohne Zweifel ließen sich viele bestechen und vertuschten entweder einen ärgerlichen Vorfall, oder sie gaben zeitig den Verfolgten Nachricht, sodaß diese sich zu retten vermochten. So geschah es, daß man nie einen genauen Bericht über das Sektenwesen erlangte. Die Gesetzgebung ließ sich von den verschiedensten Rücksichten beeinflussen und zeichnet sich durch ihre oft unbegreiflichen Schwankungen aus. Dem Publikum gegenüber verlegte man sich auf Schönmalerei, übertrieb zu seiner allgemeinen Erheiterung dieselbe jedoch dermaßen, daß man von seiten der obersten russischen Kirchenbehörde im Jahre 1855 ausdrücklich meldete: so viele gehen eifrig zum Abendmahle, so viele sind laue Christen, aber 715151 Personen könnten im ganzen Reiche sehr wohl zum Raskol (dem Sektenwesen) neigen. Jedermann zählt die Sektirer nach Millionen, man weiß, wie ganze Scharen selbst nach Preußen, Oesterreich und der Türkei ausgewandert sind, man weiß endlich, wie die Zahl der Raskolniken keineswegs im Abnehmen — und dazu diese unvorsichtige Schönmalerei!

Viele Sekten setzen der Controle dadurch Hindernisse entgegen, daß sie ihren Anhängern die scheinbare Beobachtung der vorgeschriebenen kirchlichen Gebräuche zur Pflicht machen. Dazu kommt der Vorschub, den selbst fern stehende Personen leisten. Die Sympathien für die Sekten sind so groß, daß letztere selbst dort Wurzel fassen, wo die Regierung absichtlich einzelne Raskolniken zur Strafe hin verschickt. Man reißt die Raskolniken aus ihrer frühern Umgebung, um sie unschädlich zu machen, und diese verbreiten dann ihre Lehren in Provinzen, wo sie früher unbekannt gewesen. So sehr die Sekten gegen das Imperatorenthum agiren, so sehr fühlen ihre Anhänger sich immer als Russen. Diejenigen, welche die bestehende kaiserliche Gewalt auch in ihren Geheimculten anerkennen, umgehen den unpopulären Titel „Imperator" meist dadurch, daß sie dann ausdrücklich für den russischen „Zaren" beten. Originell ist aber diese Sektenwuth; sie ist specifisch russisch. Nur größere Aufklärung kann gegen das Sektenwesen mit seinen oft verabscheuungswürdigen Ausschreitungen Abhülfe schaffen. Die Civilisation Rußlands hängt aber eng mit der Begünstigung des thätigen und arbeitsamen Deutschthums zusammen. Von Moskau aus wird jetzt aber alles Nichtrussische befehdet und damit eine allgemeine Aufklärung ins Ungewisse hinausgeschoben.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Zu den anmuthigsten und liebenswürdigsten Gestalten der Restaurationszeit gehörte die am 7. April 1870 verstorbene **Herzogin von Berri**, die ihr vielbewegtes Leben auf ihrem stillen Landsitze Brunsee in Steiermark schloß. Diese merkwürdige Frau schien als Mutter des letzten directen Erben der französischen Linie der Bourbonen eine Zeit lang das Schicksal des französischen Thrones und Volkes in ihren Händen zu halten, und schon darum, auch wenn ihr Leben nicht an mannichfachen Abenteuern und Ueberraschungen reich gewesen wäre, verdient sie ein biographisches Gedächtnißblatt.

Karoline von Bourbon war die einzige Tochter Franz' I., des Königs beider Sicilien und der Erzherzogin Marie Clementine von Oesterreich. Ihre Geburt fiel in eine stürmische Zeit (5. Nov. 1798); sie war noch ein zartes Kind, als Napoleon ihre Aeltern vom Throne Neapels stieß, um denselben erst a seinen Bruder, später an seinen

Schwager zu verschenken. Die junge Prinzessin mußte ihre schönsten Jugendjahre mit ihrer Familie im Exil zubringen, bis der Rückschlag des Jahres 1815 mit der Wiedereinsetzung der französischen Bourbonen auch die spanische Linie dieser Dynastie restaurirte und nach Neapel zurückführte. König Ludwig XVIII. (dem es vor allem darauf ankam, durch eheliche Verbindungen das Gefühl der Zusammengehörigkeit in den verschiedenen Zweigen der Bourbonenfamilie zu festigen) hatte kaum von der Anmuth und den vielversprechenden Gaben der Prinzessin Karoline gehört, als er durch seinen Botschafter in Neapel für seinen Neffen, den Herzog von Berri, um ihre Hand anhalten ließ. Franz I. achtete wenig darauf, daß der Herzog eigentlich schon verheirathet war; er hatte sich während seines Aufenthaltes in London als Emigrirter mit einer reichen Engländerin in aller Form Rechtens vermählt, auch die Prinzessin nicht allzu lange mit den herkömmlichen Fragen gequält, ob sie einwillige und glücklich zu werden hoffe. Dies wurde vorausgesetzt, lachte ihr doch die glänzende Aussicht, als Gemahlin des muthmaßlichen Thronerben dereinst die Krone Frankreichs auf ihrem Haupte zu tragen.

Anfangs schien sich denn auch alles heiter und glücklich zu gestalten. Von den Segenswünschen ihrer Aeltern begleitet und stolzer Hoffnungen voll, trat Karoline im Sommer des Jahres 1817 die Reise nach Frankreich an, traf am 17. Juni, feierlich begrüßt, in Paris ein und wurde tags darauf mit dem Herzoge in der Notre-Damekirche vermählt. Rasch gelang es der kleinen „Madame“, sich die Liebe des Kreises, in den sie als Fremde eingedrungen war, zu erobern. Ihr leichtgeschürztes, zu allerlei Scherz und Lustbarkeit aufgelegtes Wesen brachte bald frisches und buntes Leben in die graue grämliche Einförmigkeit des Hofes, der draußen im Exil das Lachen verlernt hatte; auch ihren Gemahl, der im Grunde ein gutherziger Mann war, wußte sie durch ihre Liebenswürdigkeit an sich zu fesseln (ihrer glücklichen Ehe entsproß eine am 21. Sept. 1819 geborene Tochter, Luise Therese, nachmalige Herzogin von Parma); beim Volke endlich war sie gleichfalls eben wegen ihrer Frische, Einfachheit und Zuthulichkeit allgemein beliebt. Sie liebte auf ihre Art die Kunst, besonders die Malerei, und wenngleich ihre Bildung und ihr Geschmack weit hinter ihrem guten Willen zurückblieben, so machte sie sich doch unmittelbar um die Kunst verdient, indem sie die Museen beschenkte, selbst eine Galerie anlegte und talentvolle Künstler durch freundliche Aufmunterung und werkthätige Unterstützung förderte.

In dieses heitere, künstlerischen Aufgaben und Genüssen geweihte Leben drang plötzlich die Schreckenskunde, daß ihr Gemahl am 13. Febr. 1820 den Dolchstößen des Mörders Louvel zum Opfer gefallen war. Mit dem Gemordeten, als dem letzten männlichen Vertreter des Bourbonenzweigs, schien zugleich dieser selbst für immer geknickt zu sein. Da erklärte die Herzogin, die mit wunderbarer Kraft den Schmerz über den unerwarteten Schlag niederzukämpfen wußte, daß sie ein Kind unter dem Herzen trage und für dieses sich erhalten wolle. Das mannhafte Auftreten der von dem Unglücke am schwersten betroffenen Frau hob die gedrückte Stimmung wieder, die sich der Gemüther der Legitimisten bereits zu bemächtigen begann, und flößte deren Partei, die schon an dem Fortbestande der Bourbonen in Frankreich verzweifelt hatte, Muth ein.

Welch ein Jubel, als die Hoffnung der Herzogin eintraf und diese nach Verlauf von sieben Monaten (am 21. Sept. 1820) einen Prinzen gebar! Noch an demselben Tage trat die Herzogin auf den Balkon der Tuilerien heraus, um dem Volke, das in festlicher Erregtheit den Palast umwogte, seinen zukünftigen König zu zeigen. Der Prinz, der zunächst den Namen Herzog von Bordeaux erhielt, ist später als Graf von Chambord bekannt geworden (so wurde er genannt nach dem Schlosse Chambord, das er kurz nach seiner Geburt durch Nationalsubscription zum Geschenke erhielt). Jetzt residirt er als König Heinrich V. ohne Land auf dem Schlosse Frohsdorf bei Wien; im Rathe der Bourbonenfamilie nimmt er die erste Stelle ein, was freilich nicht mehr viel sagen will; seine Ansprüche auf den französischen Thron, die er noch immer aufrecht erhält, haben zur Zeit allen Boden verloren.

Nur kurze Zeit dauerte der Jubel über die Geburt des Prinzen in den legitimistischen Kreisen. Die Ermordung des Herzogs von Berri war nur der Vorbote eines Gewitters gewesen, das sich bald über den ganzen Hof entladen sollte. Schon Ludwig's XVIII. Bemühungen, die alten ausgelebten Verhältnisse wiederherzustellen, hatten die Zahl

der Unzufriedenen gemehrt und die allgemeine Misstimmung genährt. Diese nahm zu, als Karl X., der Ludwig im Jahre 1824 in der Regierung folgte, diese nicht nur in demselben Sinne fortführte, sondern sogar durch die bekannten (vom Minister Polignac geplanten) Juliordonnanzen die Freiheit der Presse noch mehr beschnitt und das Wahlgesetz eigenmächtig änderte. Die Erbitterung des Volks machte sich am 27. Juli 1830 in jenem blutigen Aufstande Luft, der zur Vertreibung der ältern Linie der Bourbonen aus Frankreich führte. Karl X. entsagte zwar am 2. Aug. 1830 im Lager vor Rambouillet feierlich der Krone und ließ den Herzog von Bordeaux als Heinrich V. vor den versammelten Truppen zum Könige von Frankreich erklären; doch war an eine wirkliche Thronbesteigung nicht zu denken, da Herzog Ludwig Philipp von Orleans bereits als erwählter König der Franzosen die Regierung angetreten hatte. So mußte denn, nachdem der alte König bereits entflohen war, auch die Herzogin mit ihrem Sohne ins Ausland wandern.

Das nächste Jahr verlebte sie größtentheils in ihrem schönen Heimatlande, in Italien, wo sie sich auch mit dem Grafen de Lucchesi-Palli, einem jungen stattlichen Cavalier, den sie in Rom kennen gelernt hatte, heimlich vermählte. Die Legitimisten, die in dem zu Neapel herrschenden Ferdinand II. (dem Bruder der Herzogin) eine sehr rührige Stütze hatten, waren inzwischen nicht unthätig geblieben; auf einer Parteiversammlung zu Massa beschlossen sie, daß die Herzogin nach Frankreich aufbrechen und im Namen ihres Sohnes, als des rechtmäßigen Königs, unterstützt von ihren Getreuen und den im Lande gebliebenen loyalgesinnten Elementen, eine Erhebung einleiten sollte.

Die Herzogin, unternehmungslustig und sanguinisch wie sie war, trat alsbald die Reise an, traf im April 1832 in Marseille ein und machte einen ersten Erhebungsversuch, der aber völlig misglückte. Dies schreckte sie jedoch nicht ab, sie war entschlossen, die einmal ergriffene Fahne nicht schimpflich von sich zu werfen und den Kampf nach Kräften fortzuführen. Sie hoffte von der Vendée aus, deren Bevölkerung ihr immer als gutgesinnt und dem alten Königthum treu ergeben geschildert worden war, den Aufstand von neuem und mit größerm Erfolge anfachen zu können. Aber wie hatte sie sich auch hierin getäuscht! Wohl gelang es ihr, einen Theil der Landbevölkerung für sich zu entflammen (nachdem sie wochenlang in Bauerntracht unter dem Namen des „kleinen Peter" die Provinz durchzogen und von Hütte zu Hütte für ihren Sohn geworben hatte), aber der Adel der Vendée, von dem sie sich den kräftigsten Vorschub versprochen hatte, zögerte in seiner Mehrheit, auf ihre Plane einzugehen, selbst diejenigen, die mit ihr einverstanden zu sein erklärten, verlangten Bedenkzeit, und ehe es noch zu einer wirklichen Erhebung kam, war die Regierung bereits von allem in Kenntniß gesetzt. Die Anhänger der Herzogin wurden ausfindig gemacht und bestraft, sie selbst wußte sich fünf Monate hindurch verborgen zu halten. Endlich verrieth sie ein gewisser Deutz, dem sie sich anvertraut hatte, um 500000 Frs. an Thiers (den damaligen Minister des Innern). Sie wurde in der Dachstube eines Hauses in Nantes aus einem Versteck hinter dem Kamin hervorgezogen und zunächst im Schlosse von Nantes, dann unter strengerer Aufsicht in der Citadelle von Blaye gefangen gehalten.

Wie staunte man aber, als sie am 10. Mai 1833 von einer Tochter entbunden wurde und sich genöthigt sah, ihr insgeheim eingegangenes Misbündniß mit dem Grafen Lucchesi-Palli öffentlich zu machen! Die Regierung sah sich mit Freuden einer schweren Verlegenheit enthoben, die Herzogin, die nun nicht mehr Regentin von Frankreich sein konnte, hatte aufgehört für Ludwig Philipp gefährlich zu sein, und wurde ihrer Haft entlassen.

Seitdem hat sie den politischen Schauplatz nicht wieder betreten; sie kaufte den Palast Vendramin-Calergi, einen Prachtbau, der das rechte Ufer des Canale Grande in Venedig schmückt, und bezog denselben mit ihrem Gemahl. Nach dessen Tode verließ sie Italien und siedelte sich im Schlosse Brunsee bei Gratz an, wo sie, in ländlicher Zurückgezogenheit und nur mit der Erziehung ihrer vier Kinder aus zweiter Ehe beschäftigt, ein stilles und heiteres Alter verlebte.

Am 27. April 1870 starb zu Paris einsam und arm, aber von den Männern aller Farben aufrichtig betrauert, Alexandre Thomase Marie, ehemaliges Mitglied der provisorischen Regierung von 1848. Marie war als Talent keine gewöhnliche Erschei-

nung; er wuchs mit den größern Zwecken, und seine überaus zähen und elastischen Fähigkeiten erlaubten ihm, die verschiedenartigsten und schwierigsten Stellungen in aufsteigender Linie mit Glanz und Glück einzunehmen. Er war ein gesuchter und gefürchteter Vertheidiger, seine juristischen Arbeiten wurden und werden von Kennern geschätzt, als Mitglied der provisorischen Regierung, Minister der öffentlichen Arbeiten und Justizminister entfaltete er nicht geringe Begabung und Gewandtheit im Organisiren und Verwalten, als Deputirter endlich sowol vor den Bewegungsjahren als nach denselben gehörte er nicht nur zu den kühnsten und streitbarsten, sondern, was mehr sagen will, zu den am besten vorgeschulten und gerüsteten Kämpfern der republikanischen Partei. Alle diese Eigenschaften aber waren getragen und erhielten erst ihren besondern Werth und Reiz durch den Adel der Gesinnung, durch die Reinheit und Unbestechlichkeit des Charakters, die diesem Manne eigen war und ihm selbst in den lärmendsten Zeiten Gehör verschaffte und bis zuletzt die Hochachtung aller Parteien erhielt.

Geboren am 15. Febr. 1797 zu Auxerre, kam er in früher Jugend nach Paris, betrat die juristische Carrière und zeichnete sich schon als junger Advocat durch scharfsinnige Plaidoyers und einige geistreiche Flugschriften von entschieden demokratischer Färbung aus. Aber noch immer agierte er mehr hinter den Coulissen, erst um die Zeit der Julirevolution trat er auf die politische Bühne heraus. Seine durch eigenthümliche Gesetzesinterpretation überraschende, durch seine Ironie und derben schlagenden Witz zermalmende, durch patriotische Wärme hinreißende Vertheidigungsrede für Cabet (einen wegen einer Schrift über die „Revolution" verfolgten Schriftsteller) machte großes Aufsehen; andere Vertheidigungen anderer Compromittirten, die er mit Vorliebe übernahm und zu denen sich ihm leider häufig Anlaß bot, reiften sein Talent und festigten seinen Ruf. Es konnte nicht fehlen, daß seine Theilnahme an den Bestrebungen der Opposition, die er auch sonst in der Presse, in Versammlungen u. s. w. sehr deutlich zu erkennen gab, ihm die Pforten der Kammer öffnete. Im Jahre 1842 zum Abgeordneten eines pariser Stadtbezirks gewählt, nahm er bei seinem Eintritt in die Kammer auf den Bänken der äußersten Linken, an der Seite eines Arago, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès u. s. w. Platz. Dennoch war auch er in seiner Art gemäßigt und ging, als er später ans Ruder gelangte, vielen seiner frühern Freunde nicht weit genug, ohne daß diese von ihm sagen konnten, er habe sein Programm geändert. Er war es, der als Arbeitsminister die Nationalwerkstätten einrichtete, jenes seltsame und kurzlebige Institut, dessen Auflösung eine so schreckliche Krisis herbeiführte. Diese Schöpfung wurde für Marie die Ursache unaufhörlicher Angriffe und Kränkungen. Die Gemäßigten warfen dem Minister vor, daß er damit jener drohenden Frage des „Rechts auf Arbeit" die Thür geöffnet habe, die der Socialismus nachmals auf die Tagesordnung setzte, und die Socialisten ziehen ihn der Inconsequenz, weil er die Anerkennung eines Rechts verweigere, das er selbst in gewisser Beziehung zur Anwendung gebracht habe. Und in der That, das „Recht auf Arbeit" hat nie auf seinem Programm gestanden, er hat es im Gegentheile stets laut und energisch bekämpft. Ein Arbeiter, der sich einst mit Marie in einen Streit über diesen Gegenstand einließ und das fragliche Recht wieder und wieder behauptete, wurde endlich von jenem durch folgende geistreiche Wendung abgefertigt: „Wenn ihr euch das Recht, von der Gesellschaft Arbeit zu fordern, zuerkennt, so müßt ihr folgerichtig und gerechterweise auch der Gesellschaft das Recht, von euch Arbeit zu fordern, zuerkennen. Ihr aber wollt die ganze Gesellschaft zu gezwungenen Arbeiten verdammen!" Diese Aeußerung läßt deutlich durchhören, zu welcher Nuance der demokratischen Partei Marie gehörte. Er war ein gemäßigter Republikaner, allen socialistischen und communistischen Utopien feind, dabei aber starr, fest und unbeugsam auf dem Boden des Volksrechts beharrend. Der Staatsstreich vom 2. December empörte ihn im Innersten, er protestirte und bot im Vereine mit seinen Gesinnungsgenossen alles auf, ihn zu paralysiren. Bald aber merkte er, daß die republikanische Sache für jetzt verloren und daß seine Zeit vorüber sei. Gebrochen und grollend zog er sich vom Schauplatze zurück. Aber bis an seinen Ausgang hat ihn der Glaube an den endlichen Sieg der Freiheit nicht verlassen, und es war ihm vergönnt, noch kurz vor seinem Tode den Sturz des absolutistischen Systems und die Wiederaufrichtung der parlamentarischen Regierung in Frankreich zu schauen.

Literarische Revue.

Wenn wir bei der letzten halbjährlichen Umschau, welche wir über die neuesten Leistungen auf dem Gebiete der historischen Literatur hielten, ausgehen mußten von der Behauptung, daß die glänzende Entwickelung, welche die Geschichtswissenschaft während der letzten Jahrzehnte in Deutschland genommen hat, der Ausbildung der eigentlichen Kunst historischer Darstellung weit vorausgeeilt sei und daß eben infolge dieser Ungleichmäßigkeit und des meist so schroff hervortretenden Mangels an Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Form eine rechte Verbindung und ein wirksamer Zusammenhang zwischen der Geschichtschreibung und dem geschichtlichen Leben der Gegenwart noch fehlen, so will es uns, wenn jene Behauptung auch im wesentlichen noch durchaus zutrifft, dennoch scheinen, als ob seit einiger Zeit in der modernen deutschen Geschichtschreibung sich ein Umschwung vorbereite, zwar noch lange nicht tiefgreifend genug, um eine völlige Beseitigung der gerügten Uebelstände in nahe Aussicht zu stellen, jedenfalls aber doch insofern von hohem Werthe, als er den sichern Beweis dafür liefert, daß die Geschichtschreibung selbst die Nothwendigkeit eines nähern und innigern Zusammenhanges mit dem Leben und Streben der Gegenwart zu erkennen und auf die Herstellung eines solchen hinzuarbeiten angefangen hat. Einen zuverlässigen Maßstab für die steigende Geltung dieser Richtung gewährt uns die Zahl derjenigen Werke historischen Inhalts, welche ihren Stoff nicht einzig und allein nach dem Gesichtspunkte gelehrter Forschung wählen und auch in der Form nur für die mitforschenden Gelehrtenkreise berechnet sind, sondern hineingreifen in die in vollem Flusse befindliche historische Entwickelung unserer Zeit, oder auch von derselben aus zurückgehen zu Ereignissen, welche die ersten Ansätze enthalten zu den von der Gegenwart zu lösenden Fragen oder die eigenthümliche und charakteristisch beleuchtende Parallele zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, den in beiden herrschenden Kämpfen und Strebungen und den in beiden wirkenden Kräften und gewonnenen Resultaten ermöglichen. Bleibt die schwerfällig gelehrte Form auch selbst bei solchen Stoffen, die an sich allgemeines Interesse zu erwecken geeignet sind, nur noch allzu oft ein Hinderniß, durch welches die große Menge der Gebildeten von der Beschäftigung mit geschichtlichen Werken abgehalten werden, so ist doch schon das Eine als ein Fortschritt gegen früher anzuerkennen, daß unsere Historiker anfangen, häufiger als sonst allgemeine interessante Gegenstände zu behandeln; es wird dadurch der gelehrte Kastengeist, welcher die deutsche Geschichtschreibung bisher beherrschte und um den besten und segensreichsten Theil ihrer Wirksamkeit brachte, doch allmählich erstickt und auch die Kunst der Darstellung weiter entwickelt werden, in welcher die deutsche Geschichtschreibung hinter der der Engländer und Franzosen so unendlich weit zurückgeblieben war. Unverkennbar ist der wesentlichste und wirksamste Anstoß zu dieser Umwandlung mit durch die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1866 gegeben worden; der frischere Luftzug, der seit jenen denkwürdigen Tagen wieder durch die Entwickelung Deutschlands weht, hat seinen Einfluß auch auf diejenigen Zweige der Literatur nicht verfehlt, welche mehr als andere mit den Fragen des Tages, der politischen und nationalen Arbeit der Gegenwart in Verbindung stehen. So sehen wir denn die eigentlich nationale Geschichtschreibung sich in neuester Zeit in Deutschland besonders entfalten und aus diesem Gebiete eine weit größere Zahl von Werken in die Oeffentlichkeit treten, als bisher der Fall war. Daß auf die Geschichte des preußischen Staats besonders viele von den hierher gehörigen Werken kommen, liegt in der Natur der Dinge und zeigt zugleich, wie die Nothwendigkeit einer genauen Kenntniß der Entwickelung dieses an die Spitze des zum guten Theil geeinigten Deutschlands gestellten Staates in immer weitern Kreisen klar eingesehen wird.

Von den in die charakterisirte Gruppe gehörigen Werken heben wir die „Politische Geschichte der Gegenwart" von Wilhelm Müller (Berlin, Springer, 1869) hervor, deren zuletzt erschienener zweiter Band die Ereignisse des Jahres 1868 behandelt und von den zahlreichen Freunden dieses verdienstvollen Unternehmens gewiß mit allseitigem Beifall aufgenommen sein wird. Der Zweck, den der Verfasser verfolgt, ist vollständig erreicht; in einer klaren und wohlgeordneten, lebendig und anschaulich geschriebenen und von wohlthuender patriotischer Wärme getragenen Darstellung wird uns die Gesammtheit dessen, was das Jahr

1868 an historischer Entwickelung gebracht hat, vor Augen gestellt, mit besonderer Berücksichtigung natürlich Deutschlands, dessen Geschichte zum Theil sehr genau eingehend behandelt wird, aber auch aus der Geschichte der übrigen Staaten finden wir alles Wesentliche und Wichtige in ansprechender Form zusammengetragen. Einen hohen wissenschaftlichen Werth kann dieses Buch seiner ganzen Natur nach nicht beanspruchen, desto mehr aber einen praktischen; wenn es mit eine der Aufgaben ist, welche die Geschichtschreibung zu lösen hat, für die politische Entwickelung der Gegenwart Sinn und Verständniß zu erwecken, so kann dieses Buch, welches mit geringen Hülfsmitteln diese Aufgabe sehr gut löst, für eine ganze Gattung der historischen Literatur geradezu als Muster aufgestellt werden. In ähnlicher Weise aus den politischen Verhältnissen der Gegenwart hervorgewachsen und darauf berechnet, eine ganz bestimmte Tendenz praktisch zu fördern, ist die freilich weit umfangreicher angelegte „Geschichte des preußischen Staates und Volkes unter den hohenzollernschen Fürsten. Nach den besten Quellen bearbeitet und den Gebildeten aller Stände des preußischen und deutschen Volks gewidmet von E. von Cosel, königlich preußischem Oberstlieutenant" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869), von welcher bisjetzt drei Bände vorliegen, in denen die Erzählung bis zum Tode Friedrich Wilhelm's II. geführt ist. Das Werk, welches in zwei noch ausstehenden Bänden die Entwickelung des preußischen Staates bis auf die neueste Zeit fortführen soll, zeichnet sich auch aus durch die Lust und Liebe, mit welcher der Verfasser an seinen großen und schwer zu bewältigenden Stoff gegangen ist, sowie durch die edle, patriotische Gesinnung, welche die ganze Darstellung beherrscht. Dennoch glauben wir dem Buche, das aus dem besten Willen erwachsen ist, keinen besondern Leserkreis und keine bedeutende Zukunft voraussagen zu können. Für eine Darstellung der preußischen Geschichte, die sich an ein so großes, so ungleichmäßig zusammengesetztes Publikum wendet, wie das ist, dem der Verfasser auf dem Titel sein Werk gewidmet hat, sind einmal fünf starke Bände etwas zu viel, dann aber ist auch der Ton der Erzählung keineswegs derart, daß er die Lektüre erleichterte, sondern erscheint fast mit allen den Mängeln behaftet, welche auch den bestgemeinten Dilettantenarbeiten nun einmal eigen zu sein pflegen. Durchweg vermißt man die für die populäre Bearbeitung eines solchen Stoffes durchaus nothwendige Oekonomie; Kleinigkeiten werden mit ermüdender Breite behandelt, Dinge von der höchsten Wichtigkeit oft mit zwei Worten abgefertigt oder ganz mit Stillschweigen übergangen. Wenn man von selbständiger Forschung bei einem Werke, wie das Cosel'sche ist, absehen kann, so muß man doch an dergleichen Compilationen mit populärer Tendenz in Bezug auf die Gliederung des Stoffes, die Gewandtheit und den Fluß der Darstellung, sowie die geistige Erfassung der erzählten Ereignisse um so höhere Anforderungen stellen; hier werden diese fast nirgends erfüllt; nach der andern Seite hin aber thut der Verfasser, einer in seiner Lebensstellung begründeten Neigung nachgebend, des Guten zu viel, indem er bei den kriegerischen Begebenheiten in einer Weise in das Detail der Operationen eingeht, daß höchstens militärisch gebildete Leser ihm mit einigem Interesse zu folgen im Stande sein werden, der Laie jedoch sein Buch bald unbefriedigt beiseitelegt.

Wenn auch mit seinen Anfängen weit vor das Jahr 1866 und die durch dessen Ereignisse gegebene Anregung zurückreichend, hat dennoch angesichts der jüngsten Vergangenheit das für einen größern Leserkreis fast allzu weitschichtig angelegte Werk von Johann Gustav Droysen über die „Geschichte der preußischen Politik" ein größeres Interesse gewonnen, wobei freilich mit Bedauern der Zweifel nicht zurückgehalten werden kann, ob ein Werk von solchem Umfange zu vollenden dem Verfasser noch vergönnt sein wird. Von dem vierten Theile, dessen erste Abtheilung die Zeit des ersten Königs von Preußen behandelt, sind neuerdings die zweite und dritte Abtheilung (Leipzig, Veit u. Comp., 1869) erschienen, welche die Geschichte der preußischen Politik unter König Friedrich Wilhelm I. zum Gegenstande haben. Daß das Droysen'sche Werk seine Verdienste hat, wird niemand leugnen; ein bis dahin noch nicht behandelter Stoff ist in demselben auf Grund von bisher meist unbenutzten archivalischen Materialien behandelt, eine Reihe bisher unbekannter Thatsachen ist der Vergessenheit entrissen, andere bisher ungenau überlieferte mit Sicherheit festgestellt worden; dennoch, glauben wir, werden sich nur wenige von den Lesern des Buches recht mit demselben befreunden können. Dasselbe schwebt nämlich sozusagen in der Luft, wie das bei einer Geschichte der Politik eines Staates im allgemeinen immer

der Fall sein muß, wenn nicht die Gesammtheit der realen Verhältnisse, auf denen die Politik beruht und durch welche sie bedingt ist, mit in die Darstellung gezogen wird. Durch politische Erwägungen allein, durch ein wenn auch noch so scharfsinniges Abwägen des Für und Wider, durch ein genaues, schrittweises Verfolgen der diplomatischen Complicationen, wie sie sich durch eine lange Reihe von Mémoires und Noten abgesponnen haben, ist thatsächlich eigentlich nicht viel gewonnen. So suchen wir denn auch in diesem neuesten Theile des Droysen'schen Werkes wie schon in den frühern vergebens nach einem festen Boden, der das Gebäude der uns eingehend entwickelten preußischen Politik zu tragen vermöchte. Wir haben es statt mit dem Lande und dem Volke, statt mit den Grundlagen, welche diese dem König und seinen Räthen für die zu befolgende Politik geben, fast durchgehends nur zu thun mit Abstractionen, und müssen mit Factoren rechnen, über deren Entstehung und Berechtigung uns keine genügende Auskunft gegeben wird. Wir sollen den scharfsinnig erwägenden, ja hier und da wol fast spitzfindig grübelnden Historiker und Politiker durch die Erörterung von Fragen begleiten, die uns in dieser bestimmten, zugespitzten Form niemals gestellt gewesen, sondern mehr von den Verhältnissen der Gegenwart in die der Vergangenheit hineingetragen zu sein scheinen. Von diesen principiellen Bedenken abgesehen, müssen wir jedoch diesen neuen Theil von Droysen's „Geschichte der preußischen Politik" als eine werthvolle Bereicherung unserer historischen Literatur begrüßen, und zwar um so mehr, als gerade für den hier behandelten Abschnitt der preußischen Geschichte bisher außerordentlich wenig gethan worden ist. Eine Geschichte Preußens aber, wie sie nach den in unserer Zeit zu stellenden Forderungen beschaffen sein müßte, ist uns auch von Droysen nicht gegeben worden, und es bleibt hier nach wie vor eine große Aufgabe noch zu lösen. Inzwischen aber wird auch hier der Weg für den tüchtigen Geschichtschreiber des preußischen Staats geebnet durch monographische Darstellungen, deren uns die letzten Monate einige höchst interessante und werthvolle gebracht haben.

Den ersten Platz unter denselben räumen wir aus mehr als einem Grunde der trefflichen Studie ein, welche der durch seine Arbeiten zur Geschichte des Großen Kurfürsten bekannte Professor Reinhard Erdmannsdörffer veröffentlicht hat unter dem Titel „Graf Georg Friedrich von Waldeck. Ein preußischer Staatsmann im 17. Jahrhundert" (Berlin, Reimer, 1869). Das Buch bietet uns freilich eben nur eine Studie, ein Fragment, denn es gibt keine vollständige Biographie des auf seinem Titel genannten Mannes, sondern entwirft uns nur ein Bild von den wenigen Jahren, welche derselbe im Dienste des Großen Kurfürsten von Brandenburg stand, die aber durch seinen kühnen und schöpferischen Geist mit einem höchst bedeutenden, ja merkwürdigen Inhalte ausgefüllt waren. Graf Georg Friedrich von Waldeck, dem bekannten, noch heute bestehenden Fürstenhause entsprossen, aufgewachsen unter den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges und eben durch diese zur Erkenntniß des Werthes gelangt, den eine festere Einigung zunächst der evangelischen Fürsten Deutschlands sowol für die innern Verhältnisse des Reichs als auch für dessen Beziehungen zu dem Auslande haben mußte, trat später in den Dienst des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und wurde nach Besiegung mancher ernstlichen Schwierigkeit der einflußreichste und zugleich thatkräftigste von den Rathgebern des eigentlichen Begründers des brandenburgisch-preußischen Staats. Waldeck wurde (und das gezeigt zu haben ist das Hauptverdienst Erdmannsdörffer's) eine Art von Vorläufer des Grafen Bismarck, der erste unter den preußischen Staatsmännern, welcher die Idee einer Union Deutschlands unter der Leitung der Hohenzollern, und als Consequenz davon die einer Annexion aller sich widersetzenden Reichsstände klar und rückhaltslos ausgesprochen hat. Auf Grund einer großen Anzahl zum Theil bisher unbenutzter Actenstücke entwirft Erdmannsdörffer ein treffliches Bild von den kühn angelegten Planen, welche Graf Waldeck verfolgte. Von dem klar erfaßten Gegensatze zwischen Brandenburg-Preußen und Oesterreich, Protestantismus und Katholicismus ausgehend, dachte Waldeck zunächst die evangelischen Fürsten zu einer außerhalb des Reichsverbandes stehenden selbständigen Verbindung unter der Leitung der Hohenzollern zu vermögen; auch hatte er bald nach Ueberwindung mancher Schwierigkeit bedeutende Erfolge aufzuweisen, die er durch einen entschlossenen Griff zu vervollständigen dachte, als 1654 der polnisch-schwedische Krieg ausbrach und dem Kurfürsten die sichere Aussicht eröffnete,

durch ein Bündniß mit Schweden, dem er freie Hand ließ zur Zerstückelung Polens, für sich selbst die Freiheit zur Vollziehung der von Waldeck geplanten Annexionen zu gewinnen. Daß der kühne Staatsmann, in dessen Kopfe die später von Friedrich dem Großen verwirklichten Ideen eines gegen Oesterreich gerichteten deutschen Fürstenbundes und einer Theilung Polens zuerst entsprungen, schließlich keinen Erfolg hatte und die so außerordentlich günstigen Combinationen ungenutzt vorübergingen, hatte seinen Grund in den erfolgreichen Machinationen der den Großen Kurfürsten allmählich völlig umgarnenden habsburgisch gesinnten Partei am brandenburger Hofe. So gibt uns das Werk von Erdmannsdörffer, dem wir zu einer weiten Verbreitung nur eine etwas knappere und strenger geschlossene Form der Darstellung wünschen möchten, einen werthvollen Beitrag zu der allmählichen Entstehung und Entfaltung der politischen Ideen, von denen wir die entscheidendsten Ereignisse der jüngsten Vergangenheit beherrscht finden.

Von dem gleichen Gesichtspunkte aus erhält auch E. Reimann's „Geschichte des Bairischen Erbfolgekrieges" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869) eine nahe Beziehung zu den Verhältnissen der Gegenwart. Der unausgleichbare Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen, welcher in dem an sich so unbedeutenden Bairischen Erbfolgekriege mehr noch und in noch eigenthümlicherer Weise als in den Schlesischen Kriegen zur Geltung kam, hat ja seitdem bis auf unsere Tage die Entwickelung Deutschlands beherrscht und die in den Jahren 1778 und 1779 von dem ländergierigen Joseph II. verfolgten Tendenzen haben die Beziehungen der Habsburger zu den Hohenzollern fortdauernd bestimmt. Was das Reimann'sche Werk selbst anbetrifft, so sind darin zwar keine neuen archivalischen Quellen benutzt, die große Masse der anderweitig zugänglichen und sehr werthvollen Materialien ist jedoch mit gewissenhaftester Sorgfalt ausgebeutet, durch eine oft sehr geistvolle und feine Combination miteinander in Verbindung gesetzt und so zu einem außerordentlich lebensvollen Bilde vereinigt. Neben den richtigen politischen Fragen, um deren Lösung in diesem Kriege mit oft sehr kleinlichen Mitteln gekämpft wurde, treten namentlich einige psychologische Momente wirkungsvoll in den Vordergrund; das Verhältniß Maria Theresia's zu ihrem Sohne, dessen Politik sie unbedingt verwirft, und dann das Friedrich's des Großen zu seinem so hochverdienten Bruder Heinrich, der von Reimann ebenso wie von dem sich hier wenig edel zeigenden König selbst ohne Grund als der an dem Miserfolge dieses Krieges eigentlich Schuldige dargestellt wird, heben die diplomatische und militärische Action in eine Sphäre, in der der Leser auch ein gemüthliches Interesse empfinden muß und dadurch für den an sich spröden Stoff erwärmt und gewonnen wird.

Aus der Zahl der Werke zur preußischen Geschichte heben wir schließlich noch zwei umfangreiche militärische Biographien hervor, welche sowol um der Männer willen, deren Leben sie darstellen, als auch wegen der vielfachen Bereicherung, welche die noch immer nicht hinreichend genaue Kenntniß der Zeit der Befreiungskriege durch sie erfährt, auch außerhalb der militärischen und fachwissenschaftlichen Kreise lebhafte Theilnahme verdienen. „Das Leben des Feldmarschalls Neithardt von Gneisenau" von G. H. Pertz (Berlin, G. Reimer, 1869) ist um einen starken dritten Band gewachsen, in welchem die Geschichte des Kampfes gegen Napoleon vom 8. Juni bis zum 31. Dec. 1813 weiter geführt ist. Das Verdienst dieses Werkes liegt bekanntlich zumeist in der Veröffentlichung der unschätzbar werthvollen Gneisenau'schen Papiere, denn an einer Bearbeitung derselben zu einem wirklichen Lebensbilde des genialen Feldherrn fehlt es vollständig. Trotz dieser schweren Mängel in der Form, ja eigentlich dieser Formlosigkeit, müssen wir dem Pertz'schen Werke eine sehr bedeutende Stelle in der einschlagenden Literatur anweisen: in Fülle strömen uns aus den Aufzeichnungen des Generalstabschefs der von dem Heldengreise Blücher geführten Schlesischen Armee, aus den Denkschriften und mehr noch aus den vertraulichen Briefen desselben Aufschlüsse über die Geschichte des Jahres 1813 zu und bringen es uns von neuem zur Erkenntniß, wie es nur einer wunderbaren Fügung des Schicksals und der unermüdlichen Thätigkeit einiger weniger wahrhaft einsichtsvoller und energischer, dabei von edelster Selbstlosigkeit beseelter Männer zu danken war, daß der Feldzug nicht, trotz alles Opfermuthes des deutschen Volkes, trotz der wahrhaft staunenswerthen Leistungen namentlich Preußens, ein klägliches, für Deutschland tief demüthigendes Ende genommen. Auch auf gewisse Partien der innern Geschichte jener

Zeit fallen grelle Schlaglichter: die Angst vor der Demokratie, als deren Werkzeuge man Landwehr und Landsturm verketzerte, umnebelte schon damals die Köpfe der am höchsten gestellten Persönlichkeiten; Gneisenau selbst sehen wir als einen Liberalen fortdauernd beargwöhnt und oft sogar in verletzender Weise zurückgesetzt.

Weniger reich an neuen Aufschlüssen, aber auch weniger bloße Materialsammlung wie das Pertz'sche Werk ist „Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt von G. H. Klippel" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869). Der erste Band behandelt die Jugendgeschichte Scharnhorst's und seine Anfänge in hannoverischen Diensten, der zweite reicht bis zu seinem Uebertritt in preußische Dienste im Jahre 1801. Die glänzendste Periode aus dem Leben des großen Feldherrn, des Schöpfers der preußischen Landwehr, steht also noch aus; hoffentlich hütet sich bei ihrer Darstellung der verdienstvolle Biograph vor der in den beiden ersten Bänden oft recht störend hervortretenden Neigung zu Abschweifungen und vor einem allzu behäbigen Ergehen in Nebensachen.

Als eine bezeichnende Wirkung des Jahres 1866 verdient auch die Erscheinung hervorgehoben zu werden, daß hier und da der Versuch gemacht wird, die Acten des preußisch-österreichischen Streits zu revidiren; daß dabei manche habsburgerfreundliche Ansicht in der geschichtlichen Literatur geltend gemacht wird, darf keinen wundernehmen. Die bereits in unserm vorigen Berichte erwähnte Controverse zwischen H. Hüffer und H. von Sybel ist noch weiter verfochten worden und wird wol auch sobald nicht von der Tagesordnung verschwinden, da in derselben zwei für das politische Leben der Gegenwart so wichtige Principien miteinander in einen Kampf gerathen sind, bei dem man weniger auf die Sache als vielmehr auf den politischen Standpunkt zu sehen angefangen hat.

Eine ähnliche Streitfrage ist in neuester Zeit hinzugekommen und hat bereits einen recht lebhaften Schriftenwechsel veranlaßt. Den Anstoß dazu hat K. Mendelssohn-Bartholdy durch seine Schrift: „Der rastadter Gesandtenmord. Mit Benutzung handschriftlichen Materials aus den Archiven zu Wien und Karlsruhe" (Heidelberg, Bassermann, 1869), gegeben. Es wird darin der Nachweis versucht, daß die völkerrechtswidrige Ermordung der französischen Gesandten bei ihrer Abreise von Rastadt, in der man bisher auf Grund scheinbar gut verbürgter Nachrichten den wohlberechneten Gewaltstreich einer extremen Kriegspartei am wiener Hofe zu sehen pflegte, keineswegs in dieser Weise zu erklären und nichts anderes sei als das Werk intriguanter Emigranten, welche durch eine solche That den ihre eigenen Hoffnungen vernichtenden Frieden zwischen Frankreich und Deutschland ganz unmöglich zu machen bemüht waren. Diese Auffassung aber hat — und wie uns scheinen will durchaus mit Recht — bisher nur sehr wenig Beifall gefunden und eine ziemliche Anzahl von Gegenschriften hervorgerufen, in welchen die alte Auffassung als die richtige begründet und durch neue Belege unterstützt wird. Hierher gehört die Schrift von J. F. von Reichlin-Meldegg: „Der rastadter Gesandtenmord nach den Quellen dargestellt und beleuchtet. Mit 12 urkundlichen Beilagen" (Heidelberg, K. Winter, 1869) und andere, denen der Vertreter der neuen Ansicht, die Oesterreich von einem argen Schandfleck reinigen will, zum Theil in sehr scharfem Tone geantwortet hat, ohne neue und wirklich überzeugende Gründe vorzubringen.

Wir schließen hier gleich einige auf die Geschichte Oesterreichs bezügliche Werke an, welche auch in weitern Kreisen Beachtung verdienen. Dahin gehört vor allen der zweite Band des vortrefflichen Werkes: „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft", von Clemens Theodor Perthes (Gotha, F. A. Perthes, 1869), welcher „die deutschen Länder des Hauses Oesterreich" behandelt und aus dem Nachlaß des der Wissenschaft zu früh entrissenen Verfassers durch Anton Springer veröffentlicht worden ist. Die Vorzüge des Perthes'schen Werkes sind schon beim Erscheinen des ersten Bandes von allen Seiten gebührend anerkannt; in dieser Fortsetzung finden wir sie alle vereinigt und können es nur tief bedauern, daß Perthes, der uns hier die für die Entwickelung Oesterreichs so hochwichtige und bis auf den heutigen Tag grundlegende Periode von Karl VI. und Maria Theresia bis zu den gärenden Reformen Joseph's II. und von deren Scheitern bis zu dem Zusammensturz des Deutschen Reichs und der Auflösung auch des alten Oesterreich während der Napoleonischen Kriege bis zum

Jahre 1808 mit solcher Meisterschaft und oft in fesselnder Detailmalerei geschildert hat, an der Ausführung seines Planes, die Entstehung und Ausbildung der politischen Parteien in Deutschland bis in die Gegenwart zu verfolgen, durch den Tod gehindert worden ist.

In die jüngste Vergangenheit Oesterreichs und deren noch immer so wenig klaren und im einzelnen keineswegs sichern Ereignisse führt uns ein Anonymus, G. von S....n, der es unternommen hat, die „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des wiener Octoberaufstandes 1848" (Leipzig, G. E. Schulze; Prag, J. Tempsky, 1869) zu behandeln und in dem bisjetzt vorliegenden ersten Bande „die Belagerung und Einnahme Wiens" auf Grund vortrefflicher Quellen, zum Theil wol officieller Materialien dieselbe voll Leben und Anschaulichkeit darstellt, dabei manchen Wahn, der sich noch erhalten, zerstört und, obgleich entschieden regierungsfreundlich gesonnen, durch sein klares und verständiges Urtheil doch vor jeder Parteilichkeit behütet worden ist. Aus den politischen Kämpfen, die gerade jetzt den dualistisch gespaltenen österreichischen Staat erfüllen, hervorgegangen und einer bestimmten Tendenz zu dienen bestimmt ist Ludwig Schlesinger's „Geschichte Böhmens. Herausgegeben von dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" (Prag, Calve; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869). Es ist durchaus gerechtfertigt, dem lärmenden Czechenthume gegenüber und im Gegensatz zu der aus Nationaldünkel hervorgegangenen Geschichtsfälschung eines Palacky und anderer an der Hand der Geschichte zu zeigen, was Böhmen den Deutschen verdankt. Das geschieht hier in einfacher und schlichter, ungelehrter, aber praktisch wirksamer Weise. Der Gegensatz zwischen Deutschen und Czechen, arbeitsamem Bürgerthum und prassendem Adel, fortschreitender Bildung und zunehmender Verwilderung wird scharf und entschieden betont; möge das Buch, ein Zeugniß steigender Regsamkeit unter den Deutschen Böhmens, denselben zugleich neue Kraft geben, ihre Nationalität und die Frucht ihrer nationalen Arbeit gegen die immer noch wachsenden Angriffe der Czechen erfolgreich zu vertheidigen!

Wenden wir uns nun zu denjenigen historischen Werken, welche, mit den Strömungen des Tages außer unmittelbarer Verbindung, zunächst ein wissenschaftliches Interesse verfolgen, so haben wir auch da eine ziemlich bedeutende Anzahl zu nennen, welche auch bei dem gebildeten Publikum im allgemeinen auf eine freundliche Aufnahme wird rechnen können. Aus dem Gebiete der alten Geschichte erwähnen wir, daß die „Geschichte Roms" von Karl Peter durch eine zweite Abtheilung des dritten Bandes erweitert worden ist (Halle, Waisenhaus, 1869), welche die Kaisergeschichte vom Tode Nero's bis zum Tode Marc Aurel's behandelt, überraschend insofern, als der hochverdiente Verfasser erst erklärt hatte, die Darstellung der römischen Geschichte, die als solche nach seiner Meinung mit dem Ausgange der iulischen Kaiser ende, nicht weiter fortsetzen zu wollen, hocherfreulich, weil eine Meisterhand damit ein Gebiet endlich wieder anzubauen begonnen hat, das nur allzu lange völlig brach gelegen hatte. Demselben Gebiete gehört auch die Monographie an von J. F. A. Mücke: „Flavius Claudius Julianus. Nach den Quellen" (2 Bde., Gotha, F. A. Perthes), in der die höchst merkwürdige Persönlichkeit des Apostata, des letzten glänzenden, geistvollen, durchaus romantisch angehauchten Vertreters des antiken Heidenthums in seiner spätern hellenistisch-orientalischen Gestaltung, auf Grund sorgfältiger Detailstudien geschildert wird; namentlich werden auch die Schriften Julian's und seine darin niedergelegten philosophischen und religiösen Anschauungen einer eingehenden Analyse unterzogen.

Als Bereicherungen der Geschichte des Mittelalters, die ja mit besonderm Eifer behandelt wird, verzeichnen wir hier namentlich den zweiten Band von Rudolf Köpke's „Ottonischen Studien zur deutschen Geschichte im 10. Jahrhundert". Derselbe Autor liefert in „Hrosuit von Gandersheim" (Berlin, E. S. Mittler, 1869) einen werthvollen Beitrag zur Literaturgeschichte des 10. Jahrhunderts. Bekanntlich sind die historischen Dichtungen der gandersheimer Nonne vor nicht langer Zeit von W. Aschbach in Wien ziemlich übereilterweise als unecht angegriffen und für eine Fälschung des gelehrten Konrad Celter ausgegeben. Köpke widerlegt nicht blos diese von Anfang an sehr schlecht begründete Meinung, sondern er geht auch auf eine sorgfältige Prüfung der als Quelle für uns wichtigen Dichtung ein, forscht den Lebensverhältnissen der Dichterin und ihren mannichfachen

Beziehungen zu dem sächsischen Kaiserhause nach und führt uns so allmählich in die politischen, literarischen und socialen Verhältnisse des 10. Jahrhunderts ein, von denen uns ein lebensvolles Bild entworfen wird, in ähnlicher Weise, wie das einst für das 5. Jahrhundert Loebell gethan in seinem berühmten Werke: „Gregor von Tours und seine Zeit, vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung der romanisch-germanischen Verhältnisse", einem in seiner Art mustergültigen Buche, das jetzt in einer zweiten von Th. Bernhardt revidirten und von H. von Sybel eingeleiteten Auflage (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869) erschienen ist, ein besonders erfreuliches Zeichen für die zunehmende Geltung der ernsten historischen Studien. Durch die bunte, ja farbenprächtige Romantik seines Gegenstandes, die vielfachen Beziehungen, in welchen derselbe zu der Geschichte der bedeutendsten Staaten steht, dann aber namentlich auch durch die Lebendigkeit der Darstellung und den hier und da geradezu episch behaglichen Ton der Erzählung wird das nunmehr mit dem zweiten Bande vollendete Werk Franz von Löher's: „Jacobäa von Baiern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte" (Nördlingen, Beck, 1869) weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus beifällige Leser finden, namentlich weil er uns von der Cultur und dem Leben einer noch wenig bekannten Zeit eine mit fesselnder Anschaulichkeit geschriebene Darstellung gibt. Mit besonderer Pietät wird dasselbe außerdem noch deshalb aufgenommen werden, weil es eine von den zahlreichen historischen Arbeiten ist, welche ihre Entstehung der fördernden Theilnahme und der unermüdlichen Unterstützung König Maximilian's II. von Baiern verdanken. Für einen ziemlich beschränkten Leserkreis dagegen von Interesse, jedoch werthvoll, weil sie einen bisher so gut wie völlig unbearbeiteten Stoff den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechend behandelt, ist die „Geschichte Polens" von Caro (Gotha, Perthes, 1869), von welcher der jüngst erschienene dritte Theil die Anfänge der Jagellonen 1386—1430 in einer völlig neuen Grund legenden Weise darstellt. Ein Werk dagegen wie das von J. H. Krause: „Die Byzantiner des Mittelalters in ihrem Staats-, Hof- und Privatleben insbesondere vom Ende des 10. bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts dargestellt" (Halle, Schwetschke, 1869), welches aus einem so gut wie unbekannten Gebiete eine Reihe allgemein ansprechender culturgeschichtlicher Bilder hätte liefern können, wird durch seine wahrhaft monströse Formlosigkeit auch die Fachleute abschrecken und erst dann nutzbar werden, wenn eine gewandtere Hand das in ihm aufgehäufte Material zu einer einigermaßen geordneten Darstellung verarbeitet haben wird.

Die Bearbeiter der neuern Geschichte nehmen ihre Stoffe jetzt mit besonderer Vorliebe aus dem bewegten Reformationszeitalter; eine besonders eifrige Thätigkeit aber hat sich der Darstellung des Dreißigjährigen Kriegs zugewandt. Eine Anzahl höchst bedeutender Werke, die einen dauernden Werth beanspruchen können, haben wir hier zu verzeichnen. Durch das Buch von F. W. Kampschulte: „Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869), von dem der erste bis 1542 reichende Band erschienen ist, wird eine auffallende und höchst empfindliche Lücke in der Literatur der Reformationsgeschichte endlich ausgefüllt und zwar in wahrhaft mustergültiger Weise. Eine überraschend reiche Quelle neuer Materialien hat sich der rastlose Forscher zugänglich zu machen gewußt und entwirft uns mit Hülfe derselben endlich das so lange vermißte Bild des geschichtlichen Calvin, welches denn allerdings von dem, das man sich nach der landesüblichen Darstellung zu machen pflegt, in manchen Zügen völlig verschieden ist. Dieses abweichende Ergebniß wird zum guten Theil auch dadurch herbeigeführt, daß Kampschulte den schweizer Reformator nicht blos vom kirchlichen Standpunkte, sondern zunächst eigentlich vom politischen und socialen auffaßt und nachweist, wie in der historischen Vergangenheit und den eigenthümlichen Verhältnissen Genfs die Factoren zu suchen sind, deren Zusammenwirken mit den reformatorischen Tendenzen der Zeit Calvin gerade zu dem werden ließ, was er geworden ist; die durch und durch politische Färbung der Calvin'schen Reformation ist hier zuerst völlig nachgewiesen und erklärt. Besonders hervorzuheben ist gerade für unsere Zeit das Eine, daß der Geschichtschreiber Calvin's Katholik ist; durch sein mildes und freimüthiges wie sachgemäßes Urtheil stellt derselbe sich selbst das ehrendste Zeugniß aus.

Unter den Bearbeitern der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs begrüßen wir mit Freude und Verehrung den Altmeister, den eigentlichen Vater der modernen Geschichtschreibung, Leopold Ranke, der in bewundernswürdiger Rüstigkeit und geistiger Frische mit dem steigenden Greisenalter nur erhöhte Schaffenslust und Schaffenskraft zu empfinden scheint und uns soeben wieder eine Reihe von neuen Arbeiten geliefert hat, durch welche er sich auch auf einem bisher von ihm nicht bestellten Gebiete den Ruhm erwirbt der erste gewesen zu sein und die Bahn, in der die nachfolgenden Arbeiter wandeln sollen, vorgezeichnet zu haben. Nachdem der siebente Band von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken" (Leipzig, Duncker u. Humblot) zur deutschen Geschichte vom Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Kriege zwei werthvolle Aufsätze gebracht, von denen der eine: „Ueber die Zeiten Ferdinand's I. und Maximilian's II.", die Wiederholung einer 1832 in den „Historisch-politischen Blättern" veröffentlichten Abhandlung ist, der andere: „Zur Reichsgeschichte. Von der Wahl Rudolf's II. bis zur Wahl Ferdinand's II. 1575—1619", uns von einer fast ganz vernachlässigten Zeit ein klares und mit echt Ranke'scher Schärfe umrissenes Bild entwirft und einen Blick eröffnend in die Zerfahrenheit des von religiösen und dynastischen Streitigkeiten zerrissenen Reichs die beste Einleitung gibt zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, führt uns Ranke's neuestes Werk, die „Geschichte Wallenstein's" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869), mitten hinein in den katastrophenreichen Kampf selbst. Mehr noch als die andern Werke Ranke's wird dieses schnell zu einem Gemeingute des deutschen Volks geworden sein; zugleich hat Ranke in demselben für alle Historiker ein Beispiel gegeben, wie man eine Biographie schreiben müsse, die zugleich Geschichte ist, die uns nicht eines einzelnen Mannes Leben, sondern in diesem die ganze Zeit, alle sie erfüllenden Strömungen darstellt. Die Persönlichkeit Wallenstein's war dazu aber auch besonders geeignet, denn sie ist ohne Zweifel die großartigste und gewaltigste, dabei menschlich am meisten ansprechende von all den Heroengestalten, die in jener kampfbewegten Zeit wie glänzende Gestirne aufgehen, um meist ebenso schnell wieder zu verschwinden; höchstens der Schwedenkönig Gustav Adolf kann noch als ebenbürtig an des Friedländers Seite gestellt werden. Dann aber ist gerade die Erscheinung des gewaltigen Kriegsfürsten durch Schiller's poetische Erklärung desselben uns allen bekannt und gewissermaßen vertraut; freilich wird, wie in solchen Fällen gewöhnlich der Fall ist, durch die strenge Hand der Geschichte mancher Zug verwischt und als unrichtig verworfen, der uns lieb geworden war, manches Bild aus dem Gebiete der Wirklichkeit in das der geschichtlichen Sage verwiesen. In Einem Punkte aber finden wir den Wallenstein Schiller's dem geschichtlichen Wallenstein, wie ihn uns jetzt Ranke's Meisterhand gezeichnet hat, durchaus entsprechend, und wir sehen da von neuem, wie der wahre Dichtergenius auch durch die oft täuschende äußere Hülle hindurch zu dem wahren Kern und Wesen der Dinge zu dringen vermag. Die letzten Motive nämlich für die Handlungsweise des Friedländers, die man so oft aus zügellosem Ehrgeiz und nicht zu befriedigender Herrschsucht hat erklären wollen, deutet Schiller wiederholt gerade als in dem Punkte liegend an, wo wir sie nach Ranke's Untersuchung in Wahrheit zu suchen haben. Wir erkennen zugleich, wie Schiller diesen Stoff, den er nach dem damaligen Stande der Forschung nicht völlig durchdringen konnte, mit richtigem Takte als einen durch und durch tragischen ergriffen hat. Auch Ranke leugnet nicht, daß Wallenstein bemüht gewesen ist, die territoriale Magnatenstellung, die er in Böhmen und Mähren erworben hatte, zu einer selbstständigen fürstlichen auszubilden; doch war das nur Nebensache; seitdem er für die von ihm gestützte habsburgische Macht in einem höchst kritischen Augenblicke eingetreten und der Retter derselben geworden war, hat Wallenstein zugleich das Interesse des Reichs im Auge gehabt. Eins namentlich erhebt ihn, der als der erste Feldherr jener Zeit anerkannt ist, auch zum ersten und einsichtigsten Staatsmann derselben. Wallenstein, obgleich selbst Katholik, war doch frei von jedem Glaubensfanatismus, er führte den Krieg nicht als einen Glaubenskrieg, sondern als einen ausschließlich durch politische Motive nothwendig gemachten. Sobald er die Protestanten als politische Macht unschädlich gemacht hatte, dachte er einzuhalten; als der vornehmste Verfechter eines starken und mächtig waltenden Kaiserthums wurde er auch den katholischen Fürsten anstößig und mußte seinen Platz räumen. Mit Recht betont es Ranke, daß die Entlassung Wallenstein's auf dem

regensburger Kurfürstentage der schwerste und verhängnißvollste Fehler gewesen, den Ferdinand II. gemacht. Als Wallenstein dann infolge des siegreichen Vordringens Gustav Adolf's von neuem und mit noch größerer Machtbefugniß an die Spitze des für den Kaiser fechtenden Heeres getreten war, da waren, wie seine Stellung, auch seine politischen Pläne völlig andere. Das Kaiserthum hatte sich zur Lösung der Aufgabe, die er ihm gestellt, unfähig erwiesen; je länger je mehr wurde der Krieg, der Deutschland zu Grunde richtete und zum Spielball des Auslandes machte, zu einem mit steigendem Fanatismus geführten Glaubenskriege; das wollte Wallenstein nicht. Den Frieden im Innern herstellend, den Protestanten die ihnen zukommenden Rechte einräumend, wollte er das neu geeinigte Reich gegen das Ausland, gegen Schweden und Franzosen, führen. Er sah, daß er das beim Kaiser nicht durchsetzen könne — so mußte es trotz des Kaisers und gegen dessen Willen erreicht werden. Aus diesen Motiven ließ sich Wallenstein bereits mit Gustav Adolf in Unterhandlungen ein. Zunächst war es ihm dabei nur um Herstellung des Friedens und Beendigung des verderblichen Glaubenskriegs zu thun, nur dazu wollte er den Kaiser nöthigen. Groß angelegte, weit aussehende Plane zur Reform der deutschen Reichsverfassung knüpften sich daran. Bald genug sah Wallenstein, daß er Ferdinand II. und die in Wien herrschende spanisch-katholische Partei niemals zur Billigung seiner Entwürfe werde bestimmen können. Da nun aber das Heil des Reichs die Verwirklichung derselben forderte, so mußte er alles, auch den Frieden erzwingen, er mußte, um dies zu können, für sich selbst eine Machtstellung sichern, die ihn in den Stand setzte, die ihm widerstrebenden Gewalten zu bändigen und zur Anerkennung seines Willens zu nöthigen. So wurde Wallenstein dem Kaiser gegenüber allerdings zum Verräther; um einen edeln Zweck zu erreichen, wurde er durch die Verwickelungen, in die er gestellt war, gezwungen, unrechte Mittel anzuwenden, und fand in diesem wahrhaft tragischen Conflict durch eben die Partei seinen Untergang, deren Herrschaft, war ihm das Glück günstig, für alle Zeiten zu Ende gewesen wäre. Das ist, den nothdürftigsten Umrissen nach, das Bild des geschichtlichen Wallenstein, wie ihn uns Ranke geschildert hat. Wir müssen es uns versagen, hier auf das Detail der psychologischen Entwickelung einzugehen, die Ranke mit bewährter Meisterschaft in der feinsten Weise ausführt, die scharfsinnigen Combinationen zu verfolgen, durch welche der Geschichtschreiber die ungleichmäßige und lückenhafte Ueberlieferung ergänzt und abrundet, die Fülle tiefer allgemeiner Anschauungen und auf die ganze Zeit blitzartig helle Lichter werfenden Bemerkungen zu sammeln, welche die ganze Darstellung im edelsten Sinne durchgeistigt. In all diesen Hinsichten sehen wir Ranke's historische Kunst in dem Wallenstein auf ihrem Höhepunkt angekommen, so sehr, daß man geradezu sagen möchte, was über die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs noch geschrieben werden wird, kann mehr oder weniger nur eine weitere Ausführung Ranke'scher Ideen und eine Ausfüllung des von ihm vorgezeichneten Grundrisses sein. Wie richtig diese Behauptung ist und welches die Vorzüge Ranke'scher Geschichtschreibung sind, wird jeder einsehen, der einen vergleichenden Blick wirft auf das mit Ranke's „Wallenstein" fast gleichzeitig erschienene Werk von dem um diesen Gegenstand schon mehrfach verdienten A. Gindely: „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Erste Abtheilung: Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618" (Bd. 1, Prag, Tempsky, 1869). Auch hier begegnen wir umfassenden, eine Menge neuer Materialien erschließenden archivalischen Forschungen, einem ruhigen und klaren, nach keiner Seite hin von Vorliebe oder Haß geleiteten Urtheil, einer ansprechenden, fließenden Erzählung, einer treffenden Charakteristik; dennoch wird das Werk ohne die ihm unter andern Umständen sichere Leserzahl bleiben, weil seine ganze Anlage auf einen wahrhaft kolossalen Umfang hinweist. Der vorliegende starke erste Band, der einleitend bis auf das Jahr 1612 zurückgreift, führt die Ereignisse doch nur bis in den März 1619. Wie viel Bände gedenkt Gindely zu schreiben, um den Stoff in dieser Art zu erschöpfen? Welche Lebenslänge erwartet er für sich und welche Ausdauer muthet er seinen Lesern zu?

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Baiern und die Adreßdebatte des Landtags 1870.

Von Wilhelm Müller.

Erster Artikel.

Drei Opfer schon hat der „rasende See", die bairischen Abgeordnetenwahlen vom 25. Nov. 1869, gekostet. Zuerst gaben Hörmann und Gresser ihre Entlassung, dann trat Fürst Hohenlohe ab. Es war kein einheitliches Ministerium. Die verschiedensten politischen Anschauungen hatten darin ihren Platz. Jeder Minister vertrat nur sein Ressort, fragte wenig nach links und rechts. Als der Chef abtrat, sahen die Collegen mit einem Gleichmuth zu, als ob sie in ihrer Theaterloge säßen. Dies wäre in England nicht möglich; aber auf dem Continent weiß man es nicht anders. Von den drei Ministern hatte jeder sein besonderes Schuldbuch. Die Ultramontanen, oder wie sie sich, um den Namen in Miscredit zu bringen, lieber nennen, die Patrioten, präsentirten jedem derselben eine ganz aparte Rechnung. Ein kurzer Rückblick auf die Vorgeschichte der verhängnißvollen Wahlen wird dies klar machen.

Was den Fürsten Hohenlohe zu Fall brachte, das waren seine nationale Gesinnung und seine Circulardepesche vom 9. April 1869. Auf erstere ist der Ton zu legen. Denn nichts ist ja den Ultramontanen so verhaßt wie dieses Preußen, das sich den Hort des Protestantismus nennt, das überall, wo es auftritt, Zucht und Ordnung schafft, das jeder Partei als ein festes, geschlossenes Ganzes, als eine wirkliche Macht gegenübertritt; nichts so verhaßt wie dieser Norddeutsche Bund, der mit den alten Souveränetäten und Eigenthümlichkeiten so unbarmherzig umgeht und vermöge des Art. 78 zu Uebergriffen jeder Art bereit ist; nichts so verhaßt wie der Gedanke an einen großen, den Süden und Norden umfassenden deutschen Bund, in welchem der bairische Patriot nicht mehr nach der Weisung seines hochwürdigen Geistlichen Abstriche am Militäretat machen kann. Und nun wollte der eigene Ministerpräsident den bairischen Staat in das preußische Fahrwasser lenken! Dies war übrigens bei Hohenlohe nicht in ebenderselben Weise der Fall wie bei dem verstorbenen badischen Staatsminister Mathy. Dieser steuerte dem bedingungslosen Eintritte in den Norddeutschen Bund zu, jener wollte nur unter besondern Bedingungen, die nicht so leicht definirbar sind, abschließen. Immer hat man der Hohenlohe'schen Politik und ihrem Programm den Vorwurf der Unbestimmtheit, der Nebelhaftigkeit gemacht. Bald nach seinem Eintritt ins Ministerium, der am 29. Dec. 1866 erfolgt war, legte er dasselbe vor. Die linke Seite der Abgeordnetenkammer hatte am 14. Jan. 1867 den Antrag gestellt, in einer Adresse an den König die Nothwendigkeit eines engen Anschlusses an Preußen hervorzuheben, und erklärt, ihr Ziel sei „ein unter Parlament und einheitlicher Centralgewalt geeinigtes Vaterland mit Autonomie seiner Glieder in ihren besondern Angelegenheiten und mit gesicherten Freiheiten des Volks, und zur Erreichung dieses Zieles sei der Beitritt der südwestdeutschen Staaten zum Norddeutschen Bunde wünschenswerth, noch ehe die Verfassung desselben endgültig festgestellt sei".

Darauf hin bezeichnete Hohenlohe in seiner Rede vom 19. Jan. als den Zielpunkt der bairischen Politik: „die Erhaltung Deutschlands, Einigung der Gesammtzahl der deutschen Stämme und, soweit dies nicht möglich ist, der größern Zahl derselben zu einem Bunde, geschützt nach außen durch eine kräftige Centralgewalt und im Innern durch eine parlamentarische Verfassung, unter gleichzeitiger Wahrung der Integrität des Staats und der Krone Baiern". War schon der letzte Zusatz ein bedenklicher und erinnerte er nur zu sehr an den Refrain der französischen Friedensreden: „soweit die französischen Interessen nicht beeinträchtigt sind", so erklärte Hohenlohe gleich darauf, daß ein solches Ziel jetzt und unmittelbar nicht zu erreichen sei. Denn vermöge des Prager Friedensvertrags müsse Preußen jeden Versuch der süddeutschen Staaten, der auf den Eintritt in den Norddeutschen Bund gerichtet wäre, zurückweisen, und die Entwickelung der norddeutschen Bundesverhältnisse bekunde eine so entschiedene Hinneigung zum Einheitsstaate, daß er mit der Würde des Landes und den Pflichten der Staatsregierung es nicht vereinbar halte, den bedingungslosen Eintritt anzustreben. Andererseits werde er auch allen Hindernissen einer nationalen Einigung entgegentreten. Er verwerfe daher die Anlehnung an eine auswärtige Schutzmacht, den Anschluß an Oesterreich und die Errichtung eines Südbundes. Somit bleibe für Baiern, das als Staat zweiten Ranges ohne Allianz mit einer europäischen Großmacht nicht bestehen könne, nichts übrig als die Bundesgenossenschaft mit Preußen, deren Consequenz die militärische Führung Preußens und die Organisation des bairischen Heeres nach preußischem Muster sei.

Man sieht, dies war noch nicht viel; dies war nichts weiter als der Allianzvertrag vom 22. Aug. 1866, der damals noch diplomatisches Geheimniß war, und dabei noch der Irrthum über die Tragweite des Prager Friedensvertrags. Die Vorlegung der neuen Zollvereinsverträge vom 8. Juli gab dem Fürsten neue Gelegenheit zur Darlegung seines politischen Programms. In seiner Rede vom 8. Oct. sprach er zu der Abgeordnetenkammer: „Wir wollen nicht den Eintritt Baierns in den Norddeutschen Bund, kein Verfassungsbündniß der süddeutschen Staaten unter der Führung Oesterreichs, keinen südwestdeutschen Bundesstaat, der für sich abgeschlossen wäre oder sich gar an eine nichtdeutsche Macht anlehnte, wir wollen ebenso wenig eine Großmachtpolitik und glauben nicht, daß Baiern in einer Vermittlerrolle das Endziel seiner Politik zu suchen hat. Das ist es, was wir nicht wollen. Was wir aber wollen, und was wir auch ferner anstreben werden, ist die nationale Verbindung der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde und damit die Einigung des zur Zeit getrennten Deutschlands in der Form eines Staatenbundes. Es wäre weder correct, noch zweckmäßig, noch in friedlicher Weise durchführbar, daß einzelne Staaten südlich des Mains mit Norddeutschland in nähere Verbindung träten. Das nationale Band, das zwischen uns und dem Norddeutschen Bunde geschaffen werden soll, muß den ganzen Süden umfassen. Nur in dieser Form ist es zulässig und zur Zeit erreichbar."

Auch damit war noch wenig gesagt. Eine „nationale Verbindung" ist ein zu elastischer Begriff, und wenn er durch den Ausdruck „Staatenbund" mehr Festigkeit gewinnen soll, so wird die „Verbindung" dabei ganz zweifelhaft. Denn nach der Herstellung des norddeutschen Bundesstaats wird sich dieser dafür bedanken, wenn ihm zugemuthet wird, dem Süden zu Liebe sein modernes Kleid abzuwerfen und wieder den alten bundestäglichen Staatenbundsfrack anzulegen. In dieser Form war, um mit Hohenlohe zu reden, die nationale Verbindung weder zulässig noch zur Zeit erreichbar. Dies kann ihm selbst unmöglich entgangen sein. Wenn trotzdem sein Programm nur in Angabe der negativen Gesichtspunkte Klarheit zeigte, in Bezeichnung der positiven an einer gewissen Verschwommenheit litt, so fragt es sich, ob dies nicht absichtlich, durch die Umstände geboten, ob nicht eine deutsche Politik „in Baiern nur in dieser Form zulässig und zur

Zeit erreichbar“ war. Der Fürst Hohenlohe hatte nicht blos mit der ultramontanen Partei, welche etwa über die Hälfte des Königreichs gebietet, sondern auch mit dem Könige selbst zu rechnen, welcher zwar kein Freund jener Partei und von nationaler Gesinnung beseelt ist, aber als ein echter Wittelsbacher auf die Wahrung seiner vollen Souveränetät und der Selbständigkeit der Krone mehr hält, als die Paragraphen der norddeutschen Bundesverfassung zulassen würden.

Natürlich war das den bairischen Patrioten schon viel zu viel Hinneigung zu Preußen. Und als sie vollends beim ersten Zollparlament sahen, wie gut Hohenlohe mit dem Grafen Bismarck und andern preußischen Herren stand, wie die Norddeutschen ihn zum ersten Vicepräsidenten erwählten, wie er bei dem Börsenfest vom 21. Mai einen Toast auf die Vereinigung der deutschen Stämme ausbrachte und in den Toast des Abgeordneten Marquard Barth auf den Grafen Bismarck einstimmte, da war es ihnen allen klar, was das Ziel jener „nationalen Verbindung“ sei. Dazu kam noch die Rede, welche Fürst Hohenlohe im zweiten Zollparlament am 4. Juni 1869 hielt, als er aufs neue zum ersten Vicepräsidenten erwählt wurde und seinen Dank dafür aussprach, zumal er noch keine Beweise seiner Befähigung für dieses Ehrenamt habe geben können: „Wenn Sie mich dennoch wiederwählten, so geben Sie mir damit das Recht, die Motive zu Ihrem Vertrauen in meiner Thätigkeit außerhalb dieser Versammlung zu suchen. Demnach gewinnt aber Ihr Votum für mich eine hohe politische Bedeutung, und das Vertrauen dieser Versammlung wird mir den Muth geben, auf dem Wege, welchen ich für richtig halte, unbeirrt fortzuschreiten, auszuharren in dem Bestreben, für die Verständigung, Versöhnung und Eintracht der deutschen Stämme mit allen meinen Kräften zu wirken.“ Diese Rede, gesprochen 14 Tage nach den Abgeordnetenwahlen vom 20. Mai, schlug vollends dem Fasse den Boden aus. In diesen Wahlen hatte das Land 78 Ultramontane neben 76 Liberalen in die Abgeordnetenkammer geschickt; diese Zahlen enthielten an sich schon ein nicht miszuverstehendes Mistrauensvotum, und doch sprach Hohenlohe in Berlin so, als ob er um die Abstimmung in Baiern sich gar nicht zu kümmern brauchte und nach wie vor fest auf seinem Programm beharrte. Der versöhnliche Schluß wurde von den unversöhnlichen Patrioten gar nicht mehr beachtet, kaum noch gelesen; hatten sie doch an der Trutzrede, wie sie ihnen in den vordern Sätzen enthalten zu sein schien, genug und übergenug.

Zu diesem politischen Antagonismus kam noch der religiöse. Fürst Hohenlohe hat wenige Sympathien für ultramontane Anschauungen und verspricht sich wenig Heil für den Staat von einer Regierung, welche, auf der Grundlage jener aufgebaut, nicht blos das Kirchen- und Schulwesen in ihrer Hand hätte, sondern auch die andern Gebiete des staatlichen Lebens, selbst das Militärwesen nach klerikalen Eingebungen zuschneiden würde. Und doch sah er in der Ferne die Gefahr wie Gewitterwolken herandrohen. Die Aussicht auf das am 8. Dec. 1869 zu eröffnende Concil erweckte kaum in irgendeinem Staate so gerechte Besorgnisse als in Baiern. Es ist ein paritätischer Staat, in welchem neben 3,500000 Katholiken 1,300000 Protestanten wohnen. Die letztern machen also etwas mehr als ein Viertheil der ganzen Bevölkerung aus. Doch ist das Zahlenverhältniß allein noch nicht maßgebend. Denn in Baden ist es nicht viel anders. Dort stehen den 930000 Katholiken etwa 500000 Protestanten, ungefähr ein Drittheil der Bevölkerung, gegenüber. Und doch gelingt es den badischen Katholiken nicht, eine ultramontane Mehrheit in der Abgeordnetenkammer zu Stande zu bringen und durch diese einen unwiderstehlichen Hebel an das nationalgesinnte Ministerium anzusetzen. Zwei Umstände sind es, welche hierbei in Betracht kommen. Die Wucht der ultramontanen Stöße, wie man sie nach der Unfehlbarkeitserklärung mit neuen Kräften versuchen wird, trifft einen kleinen oder einen Mittelstaat weit empfindlicher als einen Großstaat. In diesem ist die mon-

archische Gewalt eine weit festere, hat viel weiter sich verzweigende Wurzeln, eine weit stärkere Stütze an ihrem zahllosen Beamtenpersonal, und sieht sich in allen größern Krisen, die nicht von ihr selbst ausgehen, sondern an sie herantreten, von einem starken Volksbewußtsein unterstützt. Wer einem großen Gemeinwesen angehört, findet den Gedanken unerträglich, daß dasselbe in Trümmer gehen, ja auch nur in seiner stetigen Entwickelung Schaden nehmen könnte. Wie hat sich im Frühjahre 1866, trotz vierjähriger Conflictzeit, trotz der verhaßten Reorganisation der Armee, trotz der Unbeliebtheit der Minister, trotz des Widerwillens gegen den Krieg, das ganze preußische Volk um sein Königshaus und um seine Regierung geschart, als es sah, daß das Vaterland in Gefahr sei! Wie sprachen sich die unversöhnlichsten Gegner des Grafen Bismarck, ein Twesten und andere damals auf einmal so versöhnlich aus und sandten an den frankfurter Abgeordnetentag ihren Absagebrief! So etwas würde weder in Baiern noch in Würtemberg geschehen. Kämen diese Staaten durch Befolgung einer nationalen Politik in eine Gefahr, so würden die Ultramontanen und Demokraten mit verschränkten Armen derselben zusehen und ihre, nicht einmal stille, Freude daran haben. Es ist unglaublich, wie in diesen beiden Ländern die ultramontane und die demokratische Partei, welche wenige Jahre vorher noch in der Minderheit waren, zu einer Macht angeschwollen sind, neben der die Regierungen kaum die Kraft haben, das Heft noch in den Händen zu behalten. Daran ist freilich niemand in gleichem Grade schuld als diese Regierungen selbst.

Bei dieser Unmacht der Mittelstaaten können sich ihre Regierungen nur dadurch am Ruder halten, daß sie eine feste einheitliche Politik befolgen. Eine solche ist seit dem Jahre 1866 identisch mit einer nationalen. Dazu gehört offenes, rückhaltsloses Eintreten für die Grundsätze und Einrichtungen des großen Ganzen, möglichst enger Anschluß an den Norddeutschen Bund, entschiedene und zermalmende Bekämpfung aller Parteien, welche sich als eine Art Steinblöcke auf die Schienen legen wollen, um den forteilenden Staatswagen aufzuhalten und zum Entgleisen zu bringen. Mit diesem Programm hat das badische Ministerium seit 1866 unter der Leitung Mathy's und seines Nachfolgers Jolly eine stolze, aufrechte Haltung bewahrt. In dem dort chronisch gewordenen Kirchen- und Bischofsstreite gibt es auch kein Titelchen von Recht auf und sucht den Fanatikern von Freiburg durch Einführung freisinniger, alle Zweige des Staatswesens umfassender Gesetze nach und nach den Boden zu entziehen. Um solche Resultate zu erzielen, muß das ganze Ministerium aus Einem Guß sein. Wenn aber der Ministerpräsident national, der Kriegsminister particularistisch, der Justizminister ultramontan gesinnt ist, wenn somit die Parteien, die das Land verzehren, im Ministerium selbst ihre Vertreter haben, wie kann da von einer Politik, von einem Programm gesprochen werden? Wie kann da die Durchführung einer solchen möglich sein? In einem solchen Staate muß der Steuermann jeden Morgen fragen: „Was haben wir heute für Wind?“ Gefällt ihm derselbe nicht und will er dennoch auslaufen, so wird er bald empfinden, wie seinem schwachen Fahrzeuge alle Rippen krachen.

Von solchem Unwetter und solchen Windstößen hatte Fürst Hohenlohe eine Ahnung, als er sich entschloß, in Betreff des ökumenischen Concils seine Circulardepesche vom 9. April zu schreiben. In derselben macht er die europäischen Regierungen auf die Gefahren aufmerksam, welche durch die den Papst beherrschenden Jesuiten, durch die in conciliarische Decrete verwandelten Verdammungsurtheile des päpstlichen Syllabus vom 8. Dec. 1864 und durch die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit entstehen, und sagt von letzterer: „Diese aber reicht weit über das rein religiöse Gebiet hinaus und ist hochpolitischer Natur, da hiermit auch die Gewalt der Päpste über alle Fürsten und Völker in weltlichen Dingen entschieden und zum Glaubenssatz erhoben wäre.“ Daran knüpft er die Frage: „ob es nicht zweckmäßig erscheine, daß die Regierungen gemein-

schaftlich, etwa durch ihre in Rom befindlichen Vertreter, eine Verwahrung oder Protestation gegen solche Beschlüsse einlegten, welche einseitig, ohne Zuziehung der Vertreter der Staatsgewalt, ohne jede vorhergehende Mittheilung über staatskirchliche Fragen oder Gegenstände gemischter Natur von dem Concilium gefaßt werden möchten. Es erscheint mir unumgänglich nöthig, daß die betheiligten Regierungen gegenseitiges Einverständniß über diese ernste Angelegenheit zu erzielen versuchen." Zu diesem Zweck schlug er eine Conferenz von Vertretern sämmtlicher betheiligten Regierungen vor.

Diese Depesche zeugte von einer richtigen Auffassung der Sachlage, von einer klaren Voraussicht der Dinge, die da kommen sollten sowol auf als nach dem Concil, von einer verständigen Erwägung der Mittel, welche der Staatsgewalt gegenüber dem Umsichgreifen der päpstlichen Curie zu Gebote stehen. Wenn er dabei bescheiden genug war, zu erklären, daß er bisher gewartet habe, ob nicht von einer oder der andern Seite eine Anregung ausgehen werde, so hatte er, sollte man meinen, genug gethan, um den Stolz der Großmächte zu besänftigen. Allein weder Frankreich noch Oesterreich, an deren Adresse hauptsächlich diese Depesche gerichtet war, konnte es dem Minister eines Mittelstaats verzeihen, daß er politischer, praktischer, gescheiter als sie sein wolle, daß er in einer Sache die Initiative ergreife, für welche nur Potenzen wie sie das richtige Verständniß hätten. Sie gaben ihm, wie wenn er eine Lächerlichkeit vorgebracht hätte, zur Antwort: wie man denn Conferenzen halten könne, wo gar kein thatsächliches Material vorliege? Ein solches lag auch im Februar und März des Jahres 1870 noch nicht vor, und doch schrieb schon damals Graf Beust eine Depesche nach Rom, und doch wurde die französische Diplomatie in Thätigkeit gesetzt, um gewissen Eventualitäten gegenüber die Ansicht und den Willen der Cabinete kundzugeben. Sie thaten also vereinzelt und zu spät das Nämliche, was Hohenlohe zur rechten Zeit und mit dem vollen Gewicht sämmtlicher europäischen Regierungen gethan wissen wollte. Auf wessen Seite war nun die Lächerlichkeit? Cardinal Antonelli gab dem Gesandten des Grafen Beust die verdiente Antwort. Und die bairischen Patrioten? Diese nahmen die Sache ernster. Ihr Haß steigerte sich zur Wuth, als sie sahen, daß dieser Minister es wage, den freien Beschlüssen eines ökumenischen Concils in den Weg zu treten, dem Papste, der über allen Kaisern und Königen steht, ein „Bis hierher und nicht weiter!" zuzurufen, den Areopag der europäischen Fürsten zu einem Massenangriff auf den Heiligen Vater und seine Diener aufzureizen, und das alles in Sachen, über welche nur der Kirche, nicht der weltlichen Staatsgewalt ein Urtheil und eine Entscheidung zustehe. In solchen Händen durfte man den jungen König nicht lassen, wenn nicht Baiern seinem katholischen Berufe, der ihm von dem ersten Kurfürsten, Maximilian, vorgezeichnet sei, ganz entfremdet werden solle. Der Sturz Hohenlohe's war die Losung der patriotischen Verschwörung. Die neuen Abgeordnetenwahlen mußten das Mittel hierzu an die Hand geben. Eine Mehrheit von Patrioten mußte gewählt werden und dem Minister sein ganzes Sündenregister vor die Füße werfen. Hierzu bedurfte es nichts weiter als eine ungeheuere Agitation unter dem bajuvarischen Landvolke. Die ganze katholische Geistlichkeit mußte ins Vordertreffen eilen, Kanzel und Beichtstuhl mußten helfen; der Sieg war sicher.

Noch ein anderer Umstand zeigte den Patrioten die Gefahr, welche der Herrschaft des ultramontanen Princips drohe. Das Volksschulwesen lag in Baiern im argen. Es konnte mit dem würtembergischen und badischen keinen Vergleich aushalten. Die Stellung der Lehrer war eine klägliche. König Ludwig I. hatte nur für Schöpfungen der Kunst Sinn und Geld, sein Sohn Max schwärmte mehr für die Höhen als für die Niederungen der Wissenschaft, förderte geschichtliche und naturwissenschaftliche Studien an den Universitäten und überließ die Volksschule ihrem Schicksal. Damit war die katholische Geistlichkeit, welche als Leiterin der Volksschule die Personification dieses Schicksals war,

vollständig zufrieden. Aber mit der Idee des modernen Staats, welcher wesentlich auf Bildung basirt ist, vertrug sich eine solche Landescalamität schlechterdings nicht. In der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 23. Jan. 1867 interpellirte daher der Abgeordnete Hohenadel, Führer der Centrumspartei, die Regierung, „ob sie gewillt sei, dem nächsten Landtage ein Schulgesetz vorzulegen, welches, bei einer angemessenen Stellung der Lehrer, den Schulen eine freie geistige Entwickelung, fern von allen beschränkenden Einflüssen, namentlich auch klerikalen, sichern könne". Der Cultusminister Gresser stellte eine Vorlage in Aussicht. Dieselbe wurde dem Landtage von 1869 zur Berathung übergeben. Der Schulgesetzentwurf basirte auf liberalen Grundsätzen und hatte eine unverhüllte Spitze gegen die Alleinherrschaft der Geistlichkeit. Die Schulen sollten ihren confessionellen Charakter beibehalten, den kirchlichen Behörden die Anordnung und Leitung des Religionsunterrichts überlassen, aber die übrige Leitung der Schule und ihrer religiös-sittlichen Erziehung ihnen entzogen werden. An die Stelle der 386 Bezirksinspectionen, welche bisher nur von Geistlichen versehen wurden, sollten künftig besondere Beamte als Districtsinspectoren treten. Diese sollten pädagogisch gebildete Männer sein, sei es weltlichen oder geistlichen Standes, und ausschließlich die Aufsicht über das Schulwesen haben. Selbst in der Ortsschulcommission sollte der Geistliche nicht als solcher, sondern nur wenn er hierzu gewählt sei, den Vorsitz führen.

Von seiten der Klerikalen, welche sich in dem hundertjährigen Besitze einer Domäne von dem größten Einflusse bedroht sahen, erhob sich ein Sturm der Entrüstung gegen diesen Entwurf. Das Christenthum sei in Gefahr, die Rechte der Familie beeinträchtigt, der Staat gehe seinem Ruin entgegen. Es wurde geschürt und gehetzt, Adressen verfaßt, Unterschriften gesammelt. Wer schreiben konnte, unterschrieb. Bald hatte man einige tausend Unterschriften beisammen. Ein paar Nullen mehr oder weniger, war hier ganz gleichgültig. Wußte man ja, daß die Geistlichen als Leiter der Agitation die Einser, die blind unterschreibenden Bauern die Nullen waren. So wurde die Sache auch von der Regierung aufgefaßt.

Die Debatte über das Schulgesetz dauerte in der Abgeordnetenkammer vom 15. bis 23. Febr. Die sogenannte Mittelpartei hatte dort die Mehrheit; die ultramontane und die Fortschrittspartei hatten starke Minoritäten, die letztere hervorragende Capacitäten. Die Ultramontanen richteten begreiflicherweise ihre Angriffe hauptsächlich auf diejenigen Bestimmungen des Entwurfs, welche von der Leitung des Schulwesens handelten. Dr. Völk von Augsburg charakterisirte mit scharfen Worten das, was man von jener Seite Kirche zu nennen beliebe. Das sei nicht die Kirche, sondern nur eine herrschsüchtige, fanatische Partei innerhalb derselben. „Der moderne Staat will, daß die Kirche nicht blos aus Klerikern bestehe, sondern daß sie die Gemeinschaft aller Gläubigen sei, und er will nicht, daß seine Könige barfuß im Vorhofe zu Canossa stehen, wohin der kirchliche Staat und die neukatholische Richtung sie führen würde. Es ist Pflicht jeder Regierung, dafür zu sorgen, daß die Jugenderziehung nicht an solche feindselige Organe ausgeliefert werde. Reinige sich der ehrenwerthe Stand der Pfarrer von solchen Auswüchsen! Eher kann mit ihm als Stand nicht verhandelt werden." Ein Amendement, wonach die Ortspfarrer in Landgemeinden obligatorisch den Vorsitz in der Ortsschulcommission führen sollten, erhielt die Zustimmung des Cultusministers, wurde aber von der ultramontanen Partei, als den geistlichen Stand entwürdigend, bekämpft und schließlich verworfen. Nach achttägigen Verhandlungen wurde der Entwurf, mit mehrfachen Amendements versehen, mit 114 gegen 26 Stimmen angenommen.

Darauf wanderte er in die Reichsrathskammer. Es war rührend anzusehen, wie hier die beiden Referenten, der protestantische Consistorialpräsident Harleß und der katholische Bischof Dinkel von Augsburg, aufs einträchtigste zusammengingen in dem Bestreben,

alle guten Seiten des Entwurfs auszumerzen und die Herrschaft der Geistlichkeit über die Schule eher noch zu erweitern als zu vermindern. In der Debatte vom 19. und 22. April wollte Erzbischof Scherr von München den Einfluß der Kirche auf die Schule jeder Controle durch die Staatsregierung entzogen wissen, und fragte ganz ernsthaft den Cultusminister, warum er den Entwurf vor seiner Vorlage nicht dem Episkopat zur Begutachtung übergeben habe. Ganz verstümmelt kam der Entwurf an die Abgeordnetenkammer zurück. Die Reichsrathskammer hatte 63 Differenzpunkte zu schaffen gewußt. In 36 derselben gab jene nach; in den übrigen, namentlich in der Einrichtung der weltlichen Bezirksschulinspectoren, beharrte sie auf ihren frühern Beschlüssen. Damit war das Schicksal des Entwurfs entschieden. Am 27. April verwarfen die Reichsräthe, auf den Antrag des Bischofs Dinkel, mit 28 gegen 13 Stimmen das ganze Schulgesetz. Zu den Verwerfenden gehörte auch der Bruder des Königs, Prinz Otto. Er war an jenem Tage 21 Jahre alt und eben damit stimmfähig in der Reichsrathskammer geworden. Sein erstes Votum war gegen das Ministerium seines Bruders und gegen die Forderungen der modernen Cultur gerichtet. Am 29. April wurde der Landtag geschlossen. Das Mandat der Kammer war abgelaufen. Alles rüstete sich zum Wahlkampfe. Die Wahl der Wahlmänner wurde auf den 12., die der Abgeordneten auf den 20. Mai festgesetzt. Wenn bei diesen die ultramontane Partei die Majorität erhielt, so gab es für Cultusminister Gresser so wenig ein Bleiben mehr als für Hohenlohe. Sein Schulgesetz hatte ihm die unversöhnliche Feindschaft dieser Partei zugezogen.

Auch andere Conflicte fanden zwischen dem Cultusminister und den Ultramontanen statt. Der Magistrat von München beschloß einstimmig (zwei ultramontane Mitglieder waren abwesend), daß der von der Gemeinde neu anzustellende Schulrath nicht ein Geistlicher sein dürfe. Er ging von der Ansicht aus, daß ein geistlicher Schulrath das Schulwesen Münchens im Interesse des Episkopats, dem er als Geistlicher untergeordnet sei, und nicht im Interesse der Gemeinde, von welcher er als Schulrath angestellt sei und besoldet werde, leite. Diese beiderseitigen Interessen waren in diesem Falle, da München an der Spitze der Fortschrittspartei stand, total entgegengesetzt. Gegen diesen Beschluß, welcher vom Cultusministerium zu sanctioniren war, erhob der Erzbischof von München bei der Regierung einen Protest und entwickelte darin aufs neue seine Gründe für die alleinseligmachende Abhängigkeit der Schule von der Kirche. Das Cultusministerium, das in dem Plane des Magistrats seine eigenen, für ganz Baiern berechneten Plane der Ernennung von Bezirksschulinspectoren, wie sie der Schulgesetzentwurf enthalten hatte, wiederfand, legte den Protest ad acta und genehmigte den Beschluß des Magistrats.

Wie nothwendig eine staatliche Controle des Schulwesens sei, zeigte sich an dem Gymnasium in Regensburg. Dort bestand eine sogenannte Marianische Congregation, welcher 201 Schüler des Gymnasiums angehörten. Dieselbe stand unter der Leitung eines Jesuitenordenspriesters Namens Pfluger und zählte verschiedene Chargen, die von den Schülern bekleidet wurden. Solche hatten die Aufsicht über ihre Mitschüler des Gymnasiums und der Lateinschule, theilten in geheimen Zusammenkünften mit Pfluger ihre Wahrnehmungen einander mit und verhängten nach gemeinschaftlichen Beschlüssen Strafen über ihre Mitschüler. Mitten in der staatlichen Studienanstalt hatte man als eine Art Femgericht eine jesuitische Anstalt, mitten im Staat einen zweiten Staat. Ueberall begegnet man in Baiern dem Bestreben der Ultramontanen, den Staat entweder ganz zu unterjochen oder, wo dies nicht angeht, ihn geradezu zu ignoriren und auf seinem Grund und Boden ein neues Gebäude aufzurichten. Was einer ihrer Heißsporne unverhohlen als Ziel der Partei angab, daß Baiern der deutsche Kirchenstaat werden müsse, davon finden sich bei jeder Gelegenheit die unzweideutigsten Spuren. Das Cultusministerium war anderer Ansicht. Sobald es von dieser geheimen Verbindung der regensburger Schüler

Kunde erhielt, ließ es eine Untersuchung anstellen und auf Grund derselben den Schülern mittheilen, daß sie, wenn sie sich nicht einem sofortigen Ausschluß aus dem Gymnasium aussetzen wollten, aus der Congregation auszutreten hätten. Ueber dieses Einschreiten gegen eine die jungen Herzen vergiftende Denunciantenverbindung erhob sich in der ultramontanen Presse ein heftiges Geschrei. Der „Volksbote" sagte: „Die Religion und die Freiheit der Person ist in Baiern in höchster Gefahr. Den Katholiken sind die ersten und heiligsten Rechte genommen, es ist ihnen die Ausübung ihrer heiligen Religion verboten." Und die Organe des Bischofs Senestrey von Regensburg jammerten in allen Tonarten über dieses Attentat auf die durch die Verfassung garantirte Gewissensfreiheit und freie Religionsübung, und fanden, daß die Stimmung in Regensburg infolge dessen eine überaus gedrückte sei.

Freilich, wo Bischof Senestrey seinen Krummstab schwang, war für Marianische Congregationen ein fruchtbarer Boden. War dies doch der nämliche Ignatius Senestrey, welcher, als Protector der Jesuiten längst bekannt, geradezu wie ein Revolutionär sich geberdete. Er kam im April 1869 nach Schwandorf, hielt in dem dortigen Pfarrhaus eine Ansprache an verschiedene Personen, erging sich in einer Polemik gegen den bösen Zeitgeist und schloß mit den Worten: „Friede und Versöhnung seien nicht mehr möglich; erst dann, wenn die Völker in Revolution und Krieg sich die Köpfe blutig geschlagen, werde man wieder zu Gott zurückkehren. Die weltlichen Gesetze befolgten sie (die Kleriker) nur, weil die Gewalt hinter ihnen stehe, welche sie sonst packe. Unser König sei von Gottes Gnaden; wenn er aber dies nicht mehr sein wollte, so sei er, der Bischof, der erste, der die Throne umstürze." Ein oder zwei Tage darauf begab sich Staatsanwalt Kleiner von Regensburg gleichfalls nach Schwandorf. Dort wurden ihm von mehrern Personen, an deren Glaubwürdigkeit er nicht im entferntesten zweifeln konnte, diese Worte des Bischofs ganz übereinstimmend mitgetheilt, worauf er in öffentlichen Blättern den Thatbestand angab und die Erklärung beifügte, daß, wenn jene Aeußerung, statt innerhalb der Mauern des Pfarrhofs, öffentlich gemacht worden wäre, er sofort die Einleitung einer strafrechtlichen Untersuchung veranlaßt hätte, ohne daß es einer höhern Weisung, die bisher nicht erfolgt sei, bedurft hätte. Gegen diese Bezichtigungen des Staatsanwalts erhob der Bischof am 28. Mai einen feierlichen Protest „vor Gott, vor dem apostolischen Stuhl, vor dem bairischen Episkopat, vor dem Klerus und dem katholischen Volk seiner Diöcese, vor der ganzen katholischen Welt und vor Sr. Maj. dem Könige" und leugnete, daß er solche „offenbaren Irrlehren" ausgesprochen. Ja, in einer Versammlung des Katholischen Casino in Regensburg hielt er am 13. Juni eine neue Ansprache, forderte zur Treue für König und Vaterland auf und schloß mit einem Hoch auf den König. Die ultramontane Presse secundirte ihm, leugnete entweder alles ab oder sprach von Misverständnissen.

Wem sollte man nun glauben? Dem Bischof oder dem Staatsanwalt? Der letzte Act war noch nicht zu Ende, sondern spielte am 16. Juli vor dem Schwurgericht in Straubing ab. Dort wurde die Klage des Staatsanwalts Kleiner gegen das „Straubinger Tageblatt" wegen Amtsehrenbeleidigung verhandelt und eben jene Personen, an welche der Bischof die Ansprache in Schwandorf gerichtet hatte, als Auskunftszeugen geladen. Alles war gespannt, durch die Aussagen der beeidigten Zeugen endlich einmal authentischen Aufschluß über die berüchtigte Rede zu erhalten. Weniger der unbedeutende Redacteur eines obscuren Blättchens als der Bischof selbst schien auf der Anklagebank zu sitzen. Die acht vorgeladenen Zeugen waren lauter Männer von angesehener Stellung und gute Katholiken, darunter der alte Bürgermeister von Schwandorf, der kurz zuvor zur Erneuerung der Stadtkirche 15000 Fl. beigesteuert hatte. Sechs von ihnen erklärten ganz bestimmt und auf ihren Eid, daß der oben angegebene Wortlaut der Rede der rich-

tige sei. Die zwei andern leugneten dies nicht, beriefen sich aber gegenüber der Forderung einer positiven Angabe auf ihr schlechtes Gedächtniß. Jetzt war niemand mehr im Zweifel, wem zu glauben sei. Trotz des Protestes vor der ganzen katholischen Christenheit wurde offen ausgesprochen und offen in den Zeitungen verkündigt, der Bischof habe die Aeußerungen, die er abgeleugnet, dennoch gethan. Wie er dies mit seiner bischöflichen Stellung vereinbar finde, mußte ihm und seinem Gewissen überlassen bleiben. Wenn solche Sachen bei der höhern Geistlichkeit vorkommen, was soll dann aus der niedern werden? und was vollends aus dem Landvolke? Und solche Bischöfe sitzen auf dem Concil, spielen dort eine Rolle, treten kühnen Hauptes auf, fordern das Jahrhundert in die Schranken und behaupten, daß, wenn ihrer einige hundert in Sanct-Peter beieinandersitzen und Beschlüsse fassen, der Heilige Geist auf sie herabkomme und ihren Sprüchen die Weihe der Unfehlbarkeit gebe.

Unter solchen Auspicien kamen die Wahlen heran. Dieselben waren in Baiern weder allgemein noch direct. Das Wahlrecht ist von der Entrichtung einer übrigens unbedeutenden Steuer abhängig. Sämmtliche Urwähler wählen eine Anzahl von Wahlmännern und diese die Abgeordneten. Nach dem Wahlgesetz vom 4. Juni 1848, wonach auf 31500 Seelen ein Abgeordneter kommt, waren im ganzen Lande, das nach der Zählung von 1867 eine Seelenzahl von 4,824421 hat, 154 Abgeordnete zu wählen. Eigenthümlich war die Feststellung der Wahlbezirke. Nicht jeder Abgeordnete hatte, wie dies in England, Frankreich und andern Ländern der Fall ist, seinen besondern Wahlbezirk, sondern es waren große Wahlbezirke angelegt, von welchen jeder mehrere Abgeordnete zu wählen hatte. Dies hatte den Nachtheil, daß die Minoritäten, welche ohne Vertretung blieben, gar zu groß waren, und daß die Intelligenz der Städte durch die Massenhaftigkeit der mit ihnen verbundenen Landbevölkerung leicht erstickt und erdrückt wurde. In einem Bezirk, der 200 Wahlmänner und 6 Abgeordnete zu wählen hatte, siegte die ultramontane Partei und schickte 6 Patrioten in die Kammer, sobald sie 101 Wahlmänner durchsetzte. Die 99 liberalen Wahlmänner mit der entsprechenden Anzahl von Urwählern hatten dann gar keinen Abgeordneten ihrer Farbe. Sie hätten aber immerhin 2 Abgeordnete durchsetzen können, wenn je etwa 30 Wahlmänner einen Abgeordneten zu wählen gehabt hätten. Dies war gerade in Baiern von großer Bedeutung, da dort die katholische Landbevölkerung sich meist wie eine willenlose Heerde von der Geistlichkeit leiten läßt. Unter dem Druck eines klerikalen Schulgesetzes aufgewachsen, mit Schulkenntnissen aufs nothdürftigste ausgestattet, zum gedankenlosen Nachplappern von Jugend auf angehalten, mit buddhistischen Anschauungen von der alles überwältigenden Macht und Höhe der geistlichen Würde und ihrer Träger erfüllt, wagen die Bauern, welche südlich der Donau und in der Oberpfalz wohnen, gegen den ausgesprochenen Willen der Geistlichen nichts zu thun. Und wie sehr benutzen diese ihre Allmacht über die Einfalt! Die Kanzel als Agitationstribüne zu gebrauchen, wurde ihnen von dem amtlichen Organ des Erzbischofs von München geradezu zur Pflicht gemacht. Noch wirksamer erwies sich der Beichtstuhl. Hier ließ sich alles unter vier Augen, im größten Geheimniß abmachen, dem Urwähler und Wahlmann eine patriotische Abstimmung als der alleinige Weg zum Himmel, eine fortschrittliche als der sichere Weg zur Hölle bezeichnen. Wenn eine liberale Kammer zu Stande komme, hieß es, müsse alles lutherisch werden, dann kommen die Preußen ins Land, fressen alles auf, mishandeln Weiber und Töchter, dann müssen die Bauern mehr Steuern zahlen und ihre Söhne in dem ausgehungerten Ostpreußen Schildwache stehen. Solchen Agitationsmitteln kann nur die Bildung widerstehen, die Unbildung nicht. Und damit ja kein Abfall vorkomme, ließen die Geistlichen ihre Beichtkinder bis zum Wahltage nicht mehr aus den Augen. An sehr vielen Orten gingen an diesem Tage die

Wähler zuerst in die Kirche und von da wie in einer Procession, den Geistlichen voran, zur Wahlurne.

Waren dies freie Wahlen? Fanden hier nicht weit gefährlichere Bestechungskünste statt, als wenn von klingender Münze Gebrauch gemacht würde? Und wenn das letztere strafbar ist, warum nicht auch jene? Wer sind auf diese Weise in Oberbaiern, Niederbaiern, Oberpfalz und einem Theile von Schwaben die Urwähler? Doch niemand anders als die Geistlichen. Diese sind es, welche durch ihren ultramontanen Zauberstab als Himmelspförtner die Bauern im Bann halten, diese, welche durch ihre Sklaven die Wahlmänner und die Abgeordneten wählen lassen, welche die Mehrheit in der Kammer erzwingen, das Ministerium stürzen, ihre Lukas, Jörg und Bucher zu Ministern machen, die Allianz- und Zollverträge zerreißen und ein gregorianisches Jahrhundert wieder einführen wollen. Und dazu sollen die 1,300000 Protestanten in Baiern, die Tausende von aufgeklärten Katholiken in den Städten, die herrlichen Bildungssitze München, Nürnberg, Augsburg, Würzburg mit türkischem Fatalismus Ja und Amen sagen? Dies wird nicht geschehen. Eher trennen sich die drei Franken und die Rheinpfalz von den um Jahrhunderte hinter ihnen stehenden Bajuvariern, als daß sie im achten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts vor der goldenen Monstranz auf Commando auf die Knie fallen. Die Regierung hat einen schweren Stand. Den Patrioten nachgeben heißt das eigene Todesurtheil unterschreiben, Elend über Baiern, Gefahr über Deutschland bringen; ihnen nicht nachgeben, heißt sich in einen Krieg auf Tod und Leben einlassen. Das letztere ist immer noch günstiger als das erstere. Strenge Verordnungen gegen die politischen Umtriebe der Geistlichkeit, vollständige Reorganisation des Schulwesens nach liberalen Grundsätzen, andere Eintheilung der Wahlbezirke, wobei die Intelligenz mehr zu ihrem Recht kommt, sind Mittel, welche in der nächsten Zeit in Rechnung genommen werden müssen.

Eine pikante Episode in diesem Wahldrama bildete die Candidatur des Freiherrn von der Pfordten. Zweimal hatte er als Ministerpräsident die Geschicke Baierns geleitet, das erste mal bei der olmützer Politik, bei der Reactivirung des Bundestags mitgeholfen und im Innern die äußerste Reaction und Polizeiwirthschaft eingeführt, das zweite mal trotz genauer Kenntniß der Sachlage den Landtag, dem er die thatsächlichen Verhältnisse verschwieg, zum unsinnigsten Kriege gereizt. Er schien zu glauben, daß aufs neue seine Zeit anbreche, daß er als Führer einer starken conservativen Partei, welche sich aus der Mittelpartei und den gemäßigtern Elementen der Ultramontanen herausschäle, eine politische Rolle spielen und zum dritten mal auf den Ministerstuhl sich aufschwingen könne, um zum dritten mal Baiern der Zerrüttung preiszugeben. In seinem Wahlprogramm hieß es: „Kein Eintritt in den Nordbund, aus dem wol ein preußischer Einheitsstaat werden kann, aber kein großer Bund von Gesammtdeutschland. Hierin bin ich also weder mit der Fortschrittspartei noch mit der liberalen Mittelpartei, sondern mit der patriotischen Partei einverstanden. Baiern kann und darf in einen Verfassungsbund nur eintreten mit beiden deutschen Großmächten, Oesterreich und Preußen, nicht mit einer allein." Also immer noch die alten Beust-Dalwigk'schen Anschauungen und Phrasen, immer noch trotz 1866 der alte Dualismus, immer noch Oesterreich eine deutsche Großmacht, immer noch Anlehnung an diese zweite deutsche Großmacht, die ihrer Zerbröckelung in halb oder ganz souveräne Staaten mit Riesenschritten entgegengeht! Es ist merkwürdig, daß alle diese Würzburger nichts gelernt und nichts vergessen haben, daß sie mit ihrer Diplomatenweisheit auch unter den schwierigsten Zeitverhältnissen die Staaten lenken zu können glauben! Und doch ist ein großer Unterschied zwischen einem Diplomaten und einem Staatsmann.

Während er sich in der deutschen Frage mit der Ungeduld eines Bräutigams der patriotischen Partei in die Arme warf, glaubte er des Terrains nur dadurch ganz sicher

zu sein, daß er auch die Mittelpartei für sich gewann. Er empfahl daher den Patrioten, in den innern Fragen jene nicht geradezu zu ignoriren, sondern durch Versöhnung und Nachgiebigkeit sie zu sich herüberzuziehen, um durch einen Bund mit ihr die Fortschrittspartei aus dem Felde zu schlagen. Von der Annahme dieses Vorschlags „hänge die Zukunft des Landes ab". Auch die Ausführung dieses zweiten Vorschlags mußte jeder, der die Parteien, ihren Charakter und ihre Ziele kannte, für eine Unmöglichkeit erklären. Daher passirte Hrn. von der Pfordten, was jedem, der zwei unvereinbare Dinge vereinigen will, widerfahren muß: in dem Wahlbezirk Weilheim, wo die Mittelpartei und die Patrioten sich den Sieg streitig machten, fiel er glücklich zwischen den beiden Stühlen durch.

Am 13. Mai fanden die Urwahlen statt. Sie fielen in München entschieden national aus. Der ultramontane „Volksbote" rief seinen Lesern vom Lande mit dicken Lettern zu: „Die bairischen Preußen haben gesiegt. Aber nehmt euch kein Beispiel an der hauptbettelpreußischen Stadt, sondern rettet Baiern, rettet unsern König!" Dieser Aufforderung wurde entsprochen. Die Abgeordnetenwahlen vom 20. Mai ergaben das Resultat, daß 78 Ultramontane und 76 Liberale gewählt waren. Von den letztern gehörte die überwiegende Mehrzahl der Fortschritts- (nationalen) Partei an, die Minderzahl der Mittelpartei. Diese der nationalen Partei weit näher stehend als der patriotischen, hatte es verschmäht, mit jener gemeinschaftlich Front gegen die Patrioten zu machen. In einer Zeit, wo die Gegensätze sich so scharf zugespitzt hatten und alles für Extreme sich begeisterte, glaubte sie mit politischen Halbheiten noch auskommen zu können. Die Folge war, daß sie, während sie auf dem letzten Landtage die Majorität bildete, durch die neuen Wahlen zu einer Fraction von etwa einem Dutzend Abgeordneten herabgedrückt wurde. Dagegen hatten die extremen Parteien, die nationale und die ultramontane, an Terrain bedeutend gewonnen. Die Rheinpfalz und Mittelfranken hatten ausschließlich liberal, Niederbaiern ausschließlich ultramontan gewählt. Die ländlichen Wahlkreise von Oberbaiern, Oberpfalz und Schwaben hatten dem Commando des Beichtstuhls unbedingte Heeresfolge geleistet. Daß unter den Gewählten sich über 20 Geistliche befanden, mochte für die Physiognomie der neuen Kammer ein Curiosum geben und zur Abkürzung der Debatten nichts beitragen.

Infolge dieser Wahlen erließ Fürst Hohenlohe an die Gesandten an den europäischen Höfen ein Rundschreiben vom 29. Mai, worin er erklärte: „Das Ministerium hat, solange der König ihm sein Vertrauen bewahrt, keine Veranlassung, die Geschäfte niederzulegen, und noch viel weniger, eine andere als die bisherige Politik im Innern sowol als nach außen einzuschlagen." Wenn er hinzufügte, „daß sich jetzt schon Anzeichen finden, es werde sich alsbald innerhalb der klerikalen Abgeordneten eine Scheidung vollziehen, indem hierunter eine große Anzahl wohldenkender, ruhiger und patriotischer Männer zu zählen sind, welche keineswegs geneigt sein werden, die Zwecke der extremen Parteiführer mitzuverfolgen", so gab er sich hinsichtlich des „alsbald" einer Täuschung hin. Das Gehoffte konnte höchstens möglicherweise nach einem Sturze des Ministeriums eintreten, vorher sicherlich nicht. Die Disciplin war gerade bei dieser Partei eine sehr strenge; der einzelne stand unter dem Bann der Gesammtheit, unter der Allmacht des Beichtstuhls. Dies sollte sich bald zeigen.

Die neue Abgeordnetenkammer kam am 21. Sept. zusammen. Ihrer Eröffnung durch eine Thronrede geht in Baiern die Präsidentenwahl voraus, und diese ist nur dann möglich, wenn durch die sofort durchs Los gewählte sogenannte Einweisungscommission wenigstens die Hälfte der Wahlen für gültig erklärt worden ist. Nach Cassirung einiger Wahlen standen sich 72 Liberale und 72 Ultramontane gegenüber. Die Präsidentenwahl fand am 29. Sept. statt. Die liberale Partei stellte Professor Dr. Edel, die ultramontane Ministerialrath Dr. Weis als Candidaten auf. Jener gehörte nicht zur Fort-

schrittspartei, sondern zu den Neutralen. Die Aufstellung seiner Candidatur war daher ein Act der Mäßigung von seiten der Fortschrittspartei. Dagegen war Dr. Weis einer der Führer der Ultramontanen. Das erste Scrutinium ergab, da die beiden Candidaten nicht mitstimmten, 71 Stimmen für Edel und 71 für Weis. Die nächsten Scrutinien hatten das gleiche Resultat. Man versuchte Unterhandlungen. Fürst Hohenlohe gab sich persönlich alle Mühe, die Parteien zu einem Compromiß zu bringen. Er suchte einen Zusammentritt von Vertretern der verschiedenen Parteien zu einer freien Besprechung zu veranlassen. Die Fortschrittspartei war hierzu bereit und verlangte nur, daß in diese Besprechung ohne vorgängiges Zugeständniß einer Partei an die andere eingetreten werde. Aber von seiten der Ultramontanen wurde selbst diese Besprechung abgelehnt, wenn nicht zum voraus ihr Präsidentschaftscandidat Dr. Weis als solcher auch von der Fortschrittspartei angenommen werde. Auf eine so maßlose Forderung einzugehen, war für diese Partei, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollte, eine Unmöglichkeit. Am 5. Oct. kam es zum siebenten Scrutinium, und wieder standen 71 und 71 einander unversöhnlich gegenüber. Alles war dieser Kammer, bevor sie sich nur constituirt hatte, überdrüßig; alles rief nach Auflösung derselben. Denn eine Kammer, die sich nicht einmal über die Wahl ihres Präsidenten vereinigen konnte, war ja überhaupt gar nicht lebensfähig; mit einer solchen konnte gar nicht regiert werden. Die wichtigsten Gesetzentwürfe wären lächerlichen Zufälligkeiten ausgesetzt gewesen. Je nachdem von dieser oder von jener Partei ein Mitglied durch Krankheit oder einen andern Umstand am Erscheinen in der Kammersitzung verhindert gewesen wäre, wären die Beschlüsse heute ultramontan, morgen national ausgefallen. Es war schlechterdings nothwendig, diesem Zustande, selbst auf die Gefahr hin, daß die Ultramontanen bei Neuwahlen eine entschiedene Kammermehrheit erhielten, ein Ende zu machen. Auf den 6. Oct. war das achte Scrutinium anberaumt. Vor Beginn der Abstimmung verlas der Alterspräsident ein königliches Decret aus Schloß Berg vom 6. Oct., welches die Auflösung der Kammer verfügte.

Ueber den ultramontanen Präsidentschaftscandidaten Weis drückten sich die Liberalen mit ziemlicher Schärfe aus. Sie fanden es sehr naiv und überaus gemüthlich, daß er als activer Rath des Ministeriums und im Genuß eines hübschen Gehalts alles aufbot, um dieses Ministerium zu stürzen. Auch verglichen sie mit seiner und seiner Partei Unversöhnlichkeit die Versöhnlichkeit, welche König Max 10 Jahre vorher gerade gegen ihn geübt hatte. Weis war damals Professor an der Universität Würzburg und Appellationsgerichtsrath, galt für einen sehr liberalen Mann und war einer der bedeutendsten Vorkämpfer der Opposition gegen das reactionäre Ministerium Pfordten-Reigersberg. Nachdem dasselbe 1859 entlassen war, wünschten die Gemeindevertreter der Stadt Würzburg Dr. Weis zum rechtskundigen Bürgermeister zu wählen. Minister Neumayr berichtete hierüber an den König, und dieser, welcher durch seinen bisherigen Minister Pfordten sehr gegen Weis eingenommen war, gab folgende Entscheidung zur Antwort: „Den politischen Kampf gegen Dr. Weis in irgendwelcher Form fortzuführen, halte ich durchaus nicht mehr für geeignet. Ich will Frieden haben mit meinem Volke und den Kammern; deshalb habe ich das Ministerium gewechselt, und es ist infolge dessen auch die Weis'sche Frage in das Stadium des Vergessens von meiner Seite eingetreten. Von diesem Gesichtspunkte aus widerstrebt es zwar meinem Gefühle, den Dr. Weis zu befördern; ich werde aber der Sache ihren jetzigen naturgemäßen Lauf lassen und habe nicht das Geringste dagegen, wenn derselbe zum Bürgermeister von Würzburg gewählt wird, werde ihn vielmehr ohne Anstand nach den bestehenden gesetzlichen Normen in dieser Eigenschaft bestätigen." Und dieser nämliche Mann ist jetzt ein Vorkämpfer des Ultramontanimus, sucht als solcher das liberale Ministerium zu stürzen und ein schwarzes Beichtstuhlmini-

sterium an dessen Stelle zu bringen. Diese auffallende Metamorphose ist das Werk von nur 10 Jahren.

Sehr bezeichnend für die Aufregung, welche nach der Auflösung der Kammer in München herrschte, waren die Reden, welche dort am 9. Oct. in der sehr zahlreich besuchten Versammlung der Fortschrittspartei gehalten wurden. Dr. Völk sprach unter anderm: „Es ist eine Entwickelungsphase für Baiern eingetreten, in welcher es nicht stehen bleiben kann, sondern welche zu einem Endziel zu führen hat, und das ist eben das Verdienst des gegenwärtigen Landtags; es muß jedem klar werden, daß künftig in Baiern die nationale fortschrittliche Gesinnung Boden zu gewinnen hat, oder daß wir uns zu beugen haben unter den Fuß der ultramontanen Partei. Sollen wir auf dem betretenen Wege nationaler Entwickelung fortschreiten, oder soll das mit dem römischen Jesuitismus affiliirte Pfaffenthum Herr sein?" Dann ging er über auf eine Charakteristik der Gegenpartei, deren Polemik voll Roheit, Ungeschliffenheit und Lüge sei, führte einige frappante Thatsachen an und rief aus: „Und wissen Sie, wer diesen Herren mit dem Beispiel «wenn du auch etwas gesagt hast, so leugne es!» vorangegangen ist? Das ist der Bischof von Regensburg." Zum Schluß sagte er: „Hier habe ich eine Karte vor mir, welche eine Eintheilung macht 1) der Zahl der vor den Schwurgerichten verhandelten Verbrechen, 2) der Höhe der ausgesprochenen Zuchthausstrafen, 3) der Wahl zur Kammer der Abgeordneten. Diese Karte weist ziffermäßig nach, daß da, wo die meisten Verbrechen begangen und die größten Zuchthausstrafen ausgesprochen worden sind, die schwarze Partei die meisten Vertreter in die Kammer geschickt hat. Die Provinzen, welche am meisten schwarz nach Verbrechen und Zuchthausstrafen sind, sind auch am meisten schwarz nach ihrer Betheiligung an der ultramontanen Partei. Wenn eine weitere Statistik vollzogen worden wäre, so kämen ähnliche schwarze Kreise nach dem Maße heraus, wie gut oder wie schlecht man sich seiner Schulen annimmt. Stellen Sie die Pfalz und Mittelfranken, die hier im Lichte stehen, Niederbaiern gegenüber, und Sie werden mir erlauben zu fragen: wie ist ein so auffallender Unterschied möglich? Es ist geradezu eine Frage der Existenz für Baiern, daß wir weiter kommen und in ein vernünftiges deutsches Staatsleben eintreten. Wäre ich ein Feind dieses Königreichs, würde ich auf seinen Zerfall hinarbeiten, so würde ich wünschen, daß die ultramontane Partei in aller Stärke über unser Land hereinbreche. Dann wüßte ich gewiß, daß bei der nächsten größern Krisis, welche über Deutschland und Europa hereinbricht, die Provinzen, welche an den altbairischen Ultramontanismus gekuppelt wären, sich nicht enthalten würden, unter der Herrschaft dieser Leute sich dahin zu wenden, wo sie diesen Despotismus nicht mehr zu ertragen hätten. Es ist ein conservatives Interesse für den Bestand Baierns, daß man mit allen Kräften die Herrschaft der Ultramontanen abzuwenden sucht."

Nicht minder kräftig sprach sich Bürgermeister Fischer von Augsburg aus: „Bei der Schärfe, welche der Kampf angenommen hat, muß auch die Staatsregierung mit Energie zu wirken suchen; denn sie hat in erster Reihe den Beruf, für das Staatswesen einzustehen. Wir befinden uns in Nothwehr, und in diesem Zustande darf man nicht um die Vertheidigungsmaßregeln verlegen sein. Wir können daher, wie wir fest auszuharren versprachen, auch nicht umhin, Tag für Tag nach oben zu rufen: Landgraf werde hart! Als das letzte Wahlresultat in München bekannt wurde, rief ein großes, dickes Kirchenlicht mit Entrüstung aus: «Ich mein', jetzt muß die Bavaria sich umdrehen und der Stadt die verkehrte Front zeigen.» Was nun meinen Geschmack betrifft, so kann ich Ihnen sagen, ich will lieber die Bavaria von hinten sehen als die lachenden Gesichter der Herren vom Concil. Und nun zum Schluß eine Bitte: Gehen Sie in den Wahlkampf immer nur mit dem Schlachtruf: Wir wollen und werden nicht ultramontan uns meistern lassen!"

Unter solchen Auspicien ging man den neuen Wahlen entgegen. Dieselben mußten der Verfassung gemäß innerhalb drei Monaten erfolgen. Auch durfte der Termin für die Einberufung der Kammer nicht fern sein, da das Budget mit dem 31. Dec. ablief. Eine Verordnung vom 18. Oct. setzte die Urwahlen auf den 16. Nov., die Abgeordnetenwahlen auf den 25. Nov. fest und verfügte zugleich eine andere Eintheilung der Wahlbezirke. Die Aenderungen betrafen hauptsächlich Schwaben und Unterfranken und sollten die liberalen Städte vor der Ueberflutung des schwarzen Landsturms einigermaßen schützen. Ein Erlaß des Ministers des Innern an die Präsidenten der Kreisregierungen vom 22. Oct. besprach in der offensten Weise die Stellung der Regierung gegenüber den katholischen Ultras, welche sich eines besondern Patriotismus rühmen und doch „bei jeder Gelegenheit das Ansehen des Thrones, die Geltung der Regierung und ihrer Organe, die Achtung vor dem Gesetze zu untergraben suchen, welche im Volke die Anschauung verbreiten, daß die Regierung die Religion nicht achte und verfolge, und der Unwissenheit, dem Vorurtheil und dem Eigennutz schmeicheln, um sich einen möglichst großen Anhang zu verschaffen." Der Schluß des Erlasses lautete: „Die Regierung erkennt es als ihre durch die Rücksicht auf das Landeswohl gebotene Schuldigkeit, diesen Extremen mit ihrer eigenthümlichen Mischung von ultrakirchlichen und demagogischen Tendenzen mit allen gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten, und sie kann es nur als ein Glück für das Land ansehen, wenn die von ihr verfügte Aenderung der Wahlbezirke dazu beitragen sollte, das politische Uebergewicht dieser Extreme und der von ihr beherrschten Kreise fern zu halten. Sie kann darum auch nur mit Freude und Genugthuung begrüßen, wenn infolge der Neuwahlen die liberalen Parteien die Majorität in der Kammer der Abgeordneten wiedergewinnen sollten."

Dies hieß entschieden Front machen gegen die Fanatiker im Sinne des Bischofs Senestrey, entschieden Partei nehmen für die Liberalen, wenn auch deren Anschauungen und Ziele nicht vollständig getheilt wurden. Wenn aber das Ministerium in dieser Weise sich in den Vordergrund der Arena stellte, so mußte es auch entschlossen sein, alle gesetzlichen Mittel zur Erringung des Sieges bis zur schroffsten Rücksichtslosigkeit anzuwenden. Es mußte auf eine Weise gegen die Ultramontanen vorgegangen werden, daß der Sieg unausbleiblich war. Mit bloßen Erlassen war nicht viel ausgerichtet, zumal da die Regierungspräsidenten zum Theil anderer Ansicht waren als ihr Chef, und thaten, was sie wollten. Jedenfalls war für den Minister Hörmann dieser Erlaß ein Va banque! Gelang der Wurf, so brauchte er sich um das Wuthgeheul der Besiegten nicht zu kümmern, gelang er nicht, so war Hörmann so sicher verloren wie Gresser und Hohenlohe. Denn auf ihn richtete sich nun der Haß aller Patrioten, welche fürchteten, daß durch die Aenderung der Wahlbezirke der Sieg ihren Händen entwunden werde.

Mit welcher Leidenschaft der Wahlkampf geführt wurde, wie sehr Dr. Völk recht hatte, wenn er von „Roheit, Ungeschliffenheit und Lüge" sprach, dafür gibt der Aufruf des „Volksboten" ein sprechendes Zeugniß. Dieses Actenstück reiht sich würdig an den Aufruf des „Amtsblatt von Urach" bei den würtembergischen Zollparlamentswahlen. Es heißt in demselben unter anderm: „Urwähler! wollt ihr euch euern König erhalten? Wollt ihr euern König zu einem hohenzollerischen Vasallen, zu einem armseligen preußischen Regierungsvicepräsidenten herabgewürdigt sehen, und wollt ihr Baierns Selbständigkeit durch der elenden Bettelpreußen Zug nach Norden aufopfern? Wollt ihr, daß, wie in den unglückseligen Nachbarländern Baden und Hessen, aus euerer Armee verdienstvolle patriotische Offiziere entfernt, dagegen jottvolle famose Kerls, Preußen genannt, da hineinpostirt werden? Wollt ihr, daß künftighin nach Einführung preußischer Glückseligkeit euere Söhne in den bairischen Regimentern nach (mit Verlaub zu sagen) Hinterpommern, in das arme verhungerte Ostpreußen gesendet, dagegen preußische Pickelhaubenregimenter zur Mast und

zur Förderung der preußischen Unzucht an euern Frauen und Töchtern in unser liebes nahrhaftes Baiern verlegt werden? Wollt ihr, daß unsere glückliche, constitutionelle Volksfreiheit durch den preußischen Militarismus, durch die preußische Fuchtel vernichtet werden soll? Wollt ihr, besonders ihr münchener Bürger, daß dereinst nach Erringung preußischer Glückseligkeit euere Kunsttempel, euere Galerien entleert und die darin aufgeführten Kunstschätze nach Berlin geschleppt werden? Wollt ihr, daß euere Bavaria und alle übrigen erzenen Denkmäler, die jetzt München zieren, dereinst zu preußischen Kanonen umgegossen werden? Wollt ihr, daß München, zu einer ganz gewöhnlichen Provinzialstadt herabgesunken, von allen Fremden dereinst verlassen und von euerm Hof und den reichen Kunstsammlungen entblößt, dereinst nur Noth und Elend kennen soll? Wollt ihr, daß durch die fortschrittlichen Anträge auf Einführung der obligatorischen Civilehe euer christliches echtes Familienleben zerstört werde? Wollt ihr, daß durch die Einführung der confessionslosen Schulen euere Kinder vollständig entchristlicht, in dem modernen Heidenthum nach Uhlich und Scholl'schem System erzogen und so dem wahren socialen Teufel in den Rachen geführt werden? Wollt ihr, daß euere herrlichen Gottestempel einst zu wahren Prostitutionshäusern für sogenannte Göttinnen der Vernunft entwürdigt, entheiligt werden?"

Die Fortschrittspartei und die Ultramontanen stellten die nämlichen Männer als Candidaten zur Abgeordnetenwahl auf wie im Mai. Zwischen jener und der Mittelpartei kam es auch diesmal zu keinem Compromiß. Bei den Urwahlen zeigte es sich, daß die Ultramontanen es hauptsächlich auf die allgäuer Bauern im kemptener Wahlbezirke abgesehen hatten. Dieser Bezirk hatte 6 Abgeordnete zu wählen und gab die Entscheidung. Es gelang den Ultramontanen, 27 allgäuer Bauern ihrer bisherigen liberalen Fahne untreu zu machen und bei den Urwahlen eine patriotische Mehrheit durchzusetzen. Die Städte Kempten, Lindau, Memmingen und Kaufbeuren wurden von dem Landvolke überstimmt. Mit wehmüthigem Herzen nahm Dr. Völk, welcher 10 Jahre lang diesen Bezirk auf dem Landtage, seit 1868 auch im Zollparlament vertreten hatte, am 23. Nov. in der Kornhalle zu Kempten, wo sich gegen 3000 Männer einfanden, in einer mehr als einstündigen Rede Abschied von dem ihm lieb gewordenen Bezirke. Er wurde nebst seinem Gesinnungsgenossen Fischer in der Stadt Augsburg gewählt.

Die Aenderung der Wahlbezirke erwies sich nicht als genügend. Eine liberale Wahl in der Stadt Passau in Niederbaiern war der einzige Gewinn, der dadurch erzielt wurde. Uebersah man die Listen der Abgeordnetenwahlen vom 25. Nov., so fand man, daß 80 Ultramontane und 74 Liberale gewählt waren. Von den letztern gehörten 63 zur Fortschrittspartei und 11 zur Mittelpartei (nach einer andern Berechnung war das Verhältniß wie 60 zu 14). Die Rheinpfalz hatte lauter Männer der Fortschrittspartei gewählt, sogar den Statistiker G. F. Kolb, welcher zur Volkspartei gehört und seit Jahrzehnten pfälzischer Abgeordneter war, fallen lassen. Derselbe rückte durch den freiwilligen Rücktritt eines Abgeordneten von Würzburg an dessen Stelle. Minister Hörmann wurde in Schweinfurt, Handelsminister Schlör in Baireuth gewählt. Das Gegenstück zur Rheinpfalz lieferte die Oberpfalz. Diese Provinz war die einzige, welche lauter Ultramontane in die Kammer schickte. Die Liberalen hatten zwar auch einige neue Bezirke erobert, außer Passau auch Günzburg mit 3 Abgeordneten; aber die Durchsetzung der 6 ultramontanen Abgeordneten in Kempten gab den Patrioten einen ziemlichen Vorsprung. Wurden sodann die Wahlen in München, wo wieder durchaus fortschrittlich gewählt wurde, und die in Günzburg von der patriotischen Mehrheit deswegen angefochten, weil dort die liberalen Candidaten, um die absolute Mehrheit zu bekommen, sich selbst die Stimme gegeben hatten, so konnte bei einer Neuwahl das Verhältniß der Ultramontanen zu den Liberalen für die letztern noch ungünstiger ausfallen. Dies trat auch später ein.

Nach englischem Brauch mußte auf dieses Wahlresultat hin das Ministerium Hohenlohe abtreten, wie nach den liberalen Parlamentswahlen von 1868 D'Israeli seine Entlassung eingereicht hat. So fordert es die streng parlamentarische Ordnung. Aber seit wann besteht in Baiern eine solch parlamentarische Ordnung? Wo überhaupt in Deutschland besteht sie? Und hätte es nicht auch zu dieser Ordnung gehört, daß das Ministerium Männer wie Weis und Consorten weder als Ministerialräthe noch als Regierungspräsidenten geduldet hätte? Und jetzt, wo die Herren Patrioten mit Hülfe von 27 allgäuer Bauern, denen vorgeschwatzt wurde, daß sie nur auf diese Weise in den Himmel hineinzubugsiren seien, unter 154 Abgeordneten eine Mehrheit von 6 Stimmen erhalten haben, sollte auf einmal im Königreich Baiern der Parlamentarismus gelten? Jetzt sollte auf einmal den Patrioten zu Lieb das Oberste zu unterst gekehrt werden? Jetzt sollte nur diese eine Rücksicht, die Fanatiker von Regensburg zu befriedigen, gelten und keine Rücksicht genommen werden auf die Intelligenz des Landes, keine Rücksicht auf das nationale Band, das den Süden an den Norden zu knüpfen hat, keine Rücksicht auf das große, ganze Deutschland? Eine so geringe Majorität, welche keine andere Stütze hat als ungebildetes Landvolk, ungebildete, herrschsüchtige Geistlichkeit und einen von Jesuiten erzogenen, mit der modernen Cultur sehr gespannt stehenden Adel, ist nicht regierungsfähig, zumal einer so compacten Minorität gegenüber, welche das höhere Bürgerthum, die freie Wissenschaft und die nationale Politik repräsentirt. Nicht sowol ein ultramontanes Ministerium war jetzt am Platze als ein nationales, durchaus gleichartiges. Dem Könige war der Rath zu geben, diejenigen Minister, welche sich seither durch particularistische Tendenzen ausgezeichnet und im Rath der Krone, wenn auch mehr versteckt, die Patrioten gespielt hatten, zu entlassen und durch nationalgesinnte Männer, durch Männer der Energie zu ersetzen. Als solche, welche nicht zu der Hohenlohe'schen Politik passen, bezeichnete die allgemeine Stimme den Justizminister Lutz und den Kriegsminister Pranckh.

Daß der König nicht ein ultramontanes Ministerium annehmen, nicht unter die Herrschaft der Kutte sich begeben werde, wußte jedermann. König Ludwig II., jetzt im 24. Lebensjahre stehend, hat noch mehr als sein Vater Max einen entschiedenen Widerwillen gegen das ultramontane, jesuitische Wesen, das Friedensworte im Munde führt und Krieg aussäet, die servilsten Verbeugungen macht und Könige unter seinen Stab zwingen will. Nie hat einer der bischöflichen Fanatiker irgendeiner Gunstbezeigung von seiten des Königs sich zu erfreuen gehabt; aber gemäßigte und wissenschaftliche Männer wie der Stiftspropst Döllinger, Verfasser der Broschüre gegen die päpstliche Unfehlbarkeit, und der Bischof Hofstätter von Passau haben wiederholte Beifallsäußerungen von dem Könige erhalten. Von dem letztern rühmte er in einem Handschreiben vom 13. Nov. „den Geist der Mäßigung, wovon in echt christlicher Weise seine oberhirtliche Eröffnung beseelt sei, und sein muthiges Streben, das verfassungsmäßig begründete Verhältniß zwischen Staat und Kirche ungetrübt zu erhalten". Seine Abstammung von einer protestantischen Mutter, einer preußischen Prinzessin, verbirgt sich an dem katholischen Monarchen nicht. Der Geist der Toleranz und der freien Forschung ist eben damit bei ihm eingekehrt. Dabei ist er kein Freund von jugendlichen Zerstreuungen und sogenannten nobeln Passionen, sondern liebt die Einsamkeit, verkehrt gern mit der grandiosen Natur der Alpenwelt und vertieft sich in ernste Lektüre. Seine Vorliebe für Wagner'sche Musik ist bekannt; sie ist ein Jugendtraum, eine romantische Episode, wahrhaft liebenswürdig gegenüber so manchen Ausschreitungen königlicher Collegen. König Ludwig gleicht einem Alpsee, und nach dem Sprichwort „Stille Wasser gründen tief" hat er einen reichen Schatz in seinem Innern. In dieser Einsamkeit auf Schloß Berg, auf der Roseninsel im Starnbergersee, auf Schloß Hohenschwangau, auf den Ritten durch das Gebirge, bildet sich ein starker Geist, der weiß, was er will, ein unbeugsamer Charakter, der sich

nichts abschmeicheln, nichts abtrotzen läßt. Aber er steht mit dieser freiern Richtung so ziemlich allein in seiner Familie. Er und seine Mutter bilden eine besondere Partei am wittelsbacher Hofe; man nennt sie die protestantische Linie, während die specifisch katholische Linie von seinem Oheim Luitpold und dessen Söhnen repräsentirt wird. Es mag schmerzlich für den König sein, zu sehen, daß sein Bruder, der Prinz Otto, von dieser Gegenlinie sich umgarnen läßt. Luitpold ist die Hoffnung der feudal-ultramontanen Partei, und man sagt, daß er, der früher Söhne bekam als sein Bruder Max, mit dem Gedanken an Krone und Scepter sich so vertraut gemacht habe, daß er auch jetzt noch von demselben sich nicht losreißen könne. Es wurde neuerdings, als die Wogen der Patrioten so hoch aufschäumten, in öffentlichen Blättern von einer Abdankung des einen, von einer Abfindung eines andern und von einer Thronbesteigung eines dritten in nicht gerade geheimnißvoller Weise gesprochen. Dies heißt, die Rechnung ohne den Wirth machen. König Ludwig kennt seinen Beruf und wird ihn zu erfüllen wissen. Hinter ihm steht das ganze liberale Baiern als geschlossene Phalanx und außerdem noch ein Stärkerer.

Trotz all der oben ausgedrückten Bedenken gab das Ministerium Hohenlohe am 26. Nov., dem Tage nach den Abgeordnetenwahlen, seine Entlassung ein. Der König, welcher sich in Hohenschwangau befand, schickte einen Cabinetssecretär nach München, um mit den Ministern über die Bedingungen der Zurücknahme ihrer Dimission zu unterhandeln. Von den bedeutendsten Städten des Landes liefen Adressen und Telegramme in Hohenschwangau ein, welche alle die dringende Bitte enthielten, daß der König die Minister nicht entlassen möchte. Am 3. Dec. reisten Fürst Hohenlohe und Kriegsminister Pranckh auf ausdrückliche Einladung des Königs nach Hohenschwangau. Sie ließen sich von ihm bestimmen, ihre Portefeuilles beizubehalten. Der König drückte zugleich den Wunsch aus, das ganze Ministerium zu behalten, ermächtigte jedoch den Fürsten, für den Fall, daß einzelne Minister auf ihrem Entlassungsgesuche beharrten, Vorschläge wegen der Wiederbesetzung ihrer Stellen zu machen mit Ausschluß ultramontan gesinnter Persönlichkeiten. Am 4. Dec. kehrten die beiden Minister nach München zurück. Am folgenden Tage wurde Ministerrath gehalten. Der Minister des Innern, Hörmann, und Cultusminister Gresser glaubten der Krone einen Dienst zu erweisen, wenn sie als die hauptsächlich Angefeindeten im Interesse des Friedens und der Versöhnung aus dem Ministerium schieden. Hörmann hatte als Abgeordneter von Schweinfurt noch Gelegenheit genug, seinen Standpunkt zu vertheidigen. Der König nahm ihre Entlassung an und zeichnete sie durch Verleihung eines hohen Ordens aus. Nach fruchtlosen Unterhandlungen mit dem Regierungspräsidenten in Ansbach, von Feder, und dem Staatsrath von Schubert wurde am 20. Dec. der Ministerialrath von Braun (beim Handelsministerium) zum Minister des Innern ernannt und dem Justizminister von Lutz auch das Cultusministerium übertragen. Die liberale Partei hätte gerade diesen von Lutz gern in weiter Ferne gewünscht, und nun bekam er zwei Ministerien und vollends das des Kirchen- und Schulwesens. Ein nürnberger Blatt sprach geradezu von dem „Abel redivivus". Eine solche Veränderung des Ministeriums hatte man nicht gemeint. Aber es fragt sich, ob dies den Patrioten genug war, ob nicht noch weitere Opfer verlangt wurden. Der Landtag stand vor der Thür. Ganz Deutschland war in Spannung. Wurde doch ein gutes Stück der süddeutschen Frage in der Kammer der bairischen Reichsräthe und Abgeordneten verhandelt.

Die Abgeordnetenkammer kam am 3. Jan. 1870 zusammen. Die Constituirung ging diesmal rascher vor sich als bei dem aufgelösten Landtage. In die aus 6 Mitgliedern bestehende Einweisungscommission, welche die Legitimationen zu prüfen und etwaige Reclamationen zu begutachten hatte, wurden durch das Los 5 Patrioten und 1 Liberaler

gewählt. Da zufällig auch der Alterspräsident und die 2 Jugendsecretäre zur patriotischen Partei gehörten, so waren in dieser Commission 8 Patrioten und 1 Liberaler. Was gefürchtet wurde, geschah. Die Commission beschloß, der Kammer die Beanstandung der münchener und günzburger Wahlen vorzuschlagen. In der Sitzung vom 9. und 11. Jan. stand dieser Antrag auf der Tagesordnung. Der Beschluß lautete, daß die Wahlen in München und in Günzburg zu beanstanden und der Eintritt der daselbst gewählten 10 (7 und 3) Abgeordneten zu suspendiren sei, weil sie bei der Wahl sich selbst ihre Stimmen gegeben hatten. Schon hier zeigte sich die straffe Disciplin der Patrioten. Die einfache Abstimmung ergab ein zweifelhaftes Resultat; aber bei namentlicher Abstimmung stimmten alle Patrioten Mann für Mann nach dem Commando. Infolge dieses Beschlusses mußten 10 Abgeordnete, lauter Liberale, aus der Kammer austreten. Dadurch wurde das ursprüngliche Verhältniß 80 zu 74 in 80 zu 64 umgewandelt. In einer spätern Sitzung vom 12. und 16. Febr. wurden diese Wahlen in den beiden Städten förmlich cassirt und Neuwahlen angeordnet. Diese gaben das Resultat, daß in München, wo die beiden liberalen Parteien, durch Erfahrung gewitzigt, ihre Kräfte endlich vereinigten, 6 Anhänger der Fortschrittspartei und 1 Anhänger der Mittelpartei, in Günzburg aber 3 Patrioten gewählt wurden. Die Liberalen hatten somit schließlich drei Stimmen verloren, und in der Abgeordnetenkammer standen sich nun 83 Patrioten und 71 Liberale gegenüber.

Dieses Verhältniß wurde bei der Wahl des Directoriums und der Ausschüsse aufs gründlichste ausgebeutet. Zum ersten Präsidenten wurde am 12. Jan. Justizministerialrath Dr. Weis gewählt, ein Mann von wechselnder politischer Vergangenheit, jedoch ein klarer Kopf und gewandt in den Geschäften, zum zweiten Präsidenten Graf Seinsheim-Grünbach, eine noch unbekannte Größe, dessen adelicher Name der neuen Firma wol einiges Relief geben sollte, zum ersten Secretär Dr. Jörg, Archivar und Redacteur der „Historisch-politischen Blätter“, unstreitig die bedeutendste Capacität der ultramontanen Partei; zum zweiten Secretär Regierungsrath Freiherr von Ow. Alles lief glatt ab. Hatte man im October 8 Tage lang sich vergeblich abgemüht, um einen Präsidenten zu wählen, so war diesmal innerhalb 3 Stunden mit 78 Stimmen das ganze Directorium gewählt, lauter Patrioten vom reinsten Wasser. Bei der Wahl der Ausschüsse konnte man freilich die Intelligenz und Erfahrung der Liberalen nicht ganz entbehren, sorgte aber dafür, daß sie unschädlich waren. Es waren 6 Ausschüsse mit je 9 Mitgliedern zu wählen. Diese wurden mit 44 Abgeordneten von der patriotischen, mit 9 von der Fortschrittspartei und mit 1 „Wilden“ (Friedrich Kolb) besetzt. In dem Ausschuß, welcher die Zulässigkeit der gestellten Anträge zu prüfen hat, saßen sogar lauter Patrioten.

Nach diesen geschäftlichen Vorbereitungen wurde der Landtag am 17. Jan. vom Könige mit einer Thronrede eröffnet. Dieselbe konnte die Aufregung und Beunruhigung des Landes, wie sie seit April des vorigen Jahres bestanden und sich fortwährend gesteigert hatte, nicht unerwähnt lassen. Sie enthielt hierüber die bemerkenswerthe Stelle: „Der Widerstreit entgegenstehender Meinungen hat in der letzten Zeit einen Grad ungewöhnlicher Heftigkeit erreicht. Infolge dessen haben sich vielfach irrthümliche und beunruhigende Vorstellungen verbreitet. Im Vertrauen auf Ihrer aller Vaterlandsliebe und Einsicht gebe ich mich der Hoffnung hin, daß das Vorbild maßvoller Haltung, welches Sie dem Lande geben werden, wesentlich zu seiner Beruhigung beitragen wird. Ich weiß, daß manche Gemüther die Sorge erfüllt, es sei die wohlberechtigte Selbständigkeit Baierns bedroht. Diese Befürchtung ist unbegründet. Alle Verträge, welche ich mit Preußen und dem Norddeutschen Bunde geschlossen habe, sind dem Lande bekannt. Treu dem Allianzvertrage, für welchen ich mein königliches Wort verpfändet habe, werde ich mit

meinem mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands und damit für die Ehre Baierns einstehen, wenn es unsere Pflicht gebietet. So sehr ich die Wiederherstellung einer nationalen Verbindung der deutschen Staaten wünsche und hoffe, so werde ich doch nur in eine solche Gestaltung Deutschlands willigen, welche die Selbständigkeit Baierns nicht gefährdet. Indem ich der Krone und dem Lande die freie Selbstbestimmung wahre, erfülle ich eine Pflicht nicht allein gegen Baiern, sondern auch gegen Deutschland." Außerdem wurde die Vorlage eines neuen Wahlgesetzes auf der Grundlage des directen Wahlrechts, eine Erhöhung der Steuern, eine neue Strafproceßordnung und anderes angekündigt.

Beide Kammern beschlossen, die Thronrede mit einer Adresse zu beantworten. Die Patrioten konnten es kaum erwarten, bis sie ihr glorreiches Programm vor dem Könige und dem Lande entrollen, die Schleusen der Redefreiheit öffnen und eine Flut ohnegleichen über das Ministerium von 1869 ausströmen lassen konnten. Die Abgeordnetenkammer wählte am 20. Jan. ihren Adreßausschuß von 15 Mitgliedern. Die Liste des patriotischen Clubs drang anstandslos durch: 11 von der patriotischen, 3 von der Fortschrittspartei und der unvermeidliche 1 Wilde, Friedrich Kolb. Zu seinem Referenten wählte der Ausschuß Dr. Jörg. Daß der Entwurf, welchen dieser ausarbeitete, die Mehrheit des Ausschusses und der Kammer erhielt, daran war kein Zweifel. Er mochte hineinbringen, was er wollte; die Zustimmung hatte er schon zum voraus.

Die Reichsrathskammer ging mit ihrer Adreßberathung voran. Sie hatte sich unter dem Vorsitze ihres ersten, vom Könige ernannten Präsidenten Freiherrn von Stauffenberg am 5. Jan. constituirt und den Freiherrn von Thüngen zum zweiten Präsidenten gewählt, welcher durch sein Verhalten bei der Berathung des Zollvereinsvertrags im October 1867 und als Führer der Süddeutschen Fraction beim Zollparlament hinlänglich bekannt ist. Ihre Adreßcommission wählte zum Referenten den Präsidenten des Consistoriums von Harleß. Da dieser protestantische Kirchenfürst bei der Berathung und Verwerfung des Schulgesetzes sich als einen so brauchbaren Bundesgenossen der ultramontanen Partei gezeigt hatte, so durfte dieselbe sicher annehmen, daß auch dieses Referat in gute Hände gelegt sei. Sie hatte sich in ihrer Erwartung nicht getäuscht.

Am 28. Jan. las Harleß seinen Adreßentwurf der Reichsrathskammer vor, und die Berathung begann. Dieselbe erstreckte sich hauptsächlich auf den zweiten, vierten und fünften „Absatz", welche folgendermaßen lauteten:

„2) Durch die standhafte Ausdauer der Ew. königlichen Majestät treuergebenen Mehrheit des bairischen Volks sind jene Schwierigkeiten der Constituirung der Kammer der Abgeordneten beseitigt, welche aus Anlaß der im Herbste vorigen Jahres erfolgten Auflösung derselben bezeichnet wurden.

4) Entsprechend der tiefgefühlten Treue gegen Ew. Majestät und der festen Anhänglichkeit an das Land und dessen selbständige Entwickelung hat sich in der Majorität des Volks ein durch die Parteistellung des Ministeriums noch gesteigertes Mistrauen gebildet, dessen Ausdruck der Erfolg der Wahlen ist.

5) Wol sind die erhabenen Worte Ew. Majestät geeignet, die erregten Gemüther zu beruhigen. Allein ein wirkliches Vertrauen wird nur dann zurückkehren, wenn es Ew. Majestät gelingt, Männer als Räthe der Krone zu finden, welche den entsprechenden Willen mit der Festigkeit des Handelns vereinen, und die in gleicher Weise das Vertrauen Ew. Majestät wie das des Landes besitzen."

In Absatz 2 wurde im Laufe der Debatte die von Harleß vorgeschlagene Modification angenommen: „Durch die standhafte Ausdauer der Mehrheit des Ew. königlichen Majestät treuergebenen bairischen Volks" u. s. w.; in Absatz 5 die von Thüngen bean-

tragte: „Allein ein dauerndes Vertrauen dürfte nur dann zurückkehren, wenn es Ew. Majestät gelingt, Männer als Räthe der Krone zu finden, welche mit entsprechendem Willen und der Festigkeit des Handelns in gleicher Weise das Vertrauen Ew. Majestät und das des Landes in sich vereinigen."

Eine Minderheit von 10 Mitgliedern beantragte dagegen, die Absätze 2 und 4 zu streichen und Absatz 5 in folgender Fassung anzunehmen: „Wol sind die erhabenen Worte Ew. Majestät geeignet, die erregten Gemüther zu beruhigen, und indem wir dem königlichen Wunsche, durch das Beispiel objectiver, von Parteileidenschaft freier Berathung der angekündeten Vorlagen zu diesem Erfolge beizutragen, mit vollster Hingebung entgegenkommen, hoffen wir, daß es den Männern, welche das Vertrauen Ew. königlichen Majestät als Räthe der Krone berufen hat, gelingen werde, im Verlaufe der Verhandlungen das gegenseitige Mistrauen der Parteien zu beschwichtigen und — wenn es auch unmöglich sein sollte, die äußersten Gegensätze zu versöhnen —, doch die gemäßigtern Elemente zu einer Mehrheit um sich zu sammeln."

Es waren 44 Reichsräthe in der Sitzung anwesend, darunter 7 wittelsbachische Prinzen und die beiden Minister Fürst Hohenlohe und Freiherr von Pranckh. Die beiden letztern schlossen sich natürlicherweise an die Minorität an, welche dadurch auf 12 Stimmen anwuchs. Zu ihr gehörte nur einer der Prinzen, Herzog Karl Theodor, der auch nebst dem Fürsten Hohenlohe, dem Grafen von Bothmer, Stiftspropst von Döllinger, von Haubenschmied und dem Freiherrn von Guttenberg mehrmals das Wort ergriff. Von der aus 32 Mitgliedern bestehenden Majorität betheiligten sich an der Debatte Freiherr von Thüngen, Präsident von Harleß, Freiherr von Schrenk und der ehemalige Justizminister von Bomhard.

Herzog Karl Theodor ergriff zuerst das Wort und erklärte*), daß er keinen Grund zu einem Mistrauensvotum gegen das Ministerium finde, da die bisherige Führung der äußern Angelegenheiten das doppelte Ziel: Erhaltung der Selbständigkeit Baierns und Herstellung einer ganz Deutschland umschließenden Bundesverfassung, stets im Auge behalte und anstrebe. Den Norddeutschen Bund erkannte er zwar nicht als eine der süddeutschen Auffassung entsprechende Form der deutschen Idee an, da Deutschland eine die Individualität seiner Stämme absorbirende Centralisation nicht ertrage. Vielmehr erblickte er das Mittel zur politischen Wiedervereinigung des gemeinsamen Vaterlandes in einer freien Vereinbarung der deutschen Regierungen und Volksvertretungen und erkannte Baiern als berufen, hierfür im föderativen Sinne zu vermitteln. Aber gerade von diesem Standpunkt aus habe er in der Adresse mit mehr Bestimmtheit und Nachdruck die Erwartung ausgesprochen gewünscht, daß Baiern unermüdlich und unabläßig auch künftig bemüht sei, billigen Vorschlägen aufrichtig entgegenkommend den Weg zu verfolgen, auf dem es jener Organisation Gesammtdeutschlands sich immer mehr nähern könne.

Auf diese die Politik und die Redeweise des Fürsten Hohenlohe vollständig wiedergebenden Worte des deutschgesinnten Herzogs sprach Freiherr von Guttenberg in ähnlichem Sinne. Er vermißte in dem Entwurfe sowol den Geist als das Wort „Versöhnung", tadelte, daß immer nur von der Treue und Anhänglichkeit der einen Partei die Rede sei, und legte die obenerwähnten Modificationensvorschläge auf den Tisch des Hauses nieder. Graf Bothmer verglich die Lage Baierns im Jahre 1866 mit der Preußens in den Unglücksjahren 1806 und 1807 und glaubte, daß Baiern gut daran thun würde, zur Verbesserung seiner Verhältnisse die nämlichen Mittel wie damals Preußen anzuwenden. Sie heißen: möglichste Entfesselung der Arbeitskräfte des Landes, vermehrte Verbreitung von Kenntnissen im Volke, daher er mit der Verwerfung des

*) Nach den Stenographischen Berichten, wie sämmtliche in diesem Artikel angeführte Reden.

Schulgesetzes nicht einverstanden gewesen sei, und Umgestaltung der Wehrverfassung, die auch ohne den Allianzvertrag eine Nothwendigkeit gewesen wäre. Den Wunsch, daß die Krone sich mit andern Räthen umgebe, fand er nicht begründet: „Es stehen sich zwei fast ganz gleiche Parteien im Lande gegenüber. Wenn heute die Leitung der Geschäfte in andere Hände übergeht, so würde einfach das Mistrauen, welches von der einen Seite dem jetzigen Ministerium entgegengebracht wird, von der andern Seite dem andern Ministerium entgegengebracht werden. Bei solcher Gleichheit der Kräfte, wie sie jetzt im Lande stattfindet, scheint es mir ein kostbares Kronrecht zu sein, seine Minister selbst zu wählen. Ich glaube, daß es keinen größern Segen des Kronrechts geben kann, als gerade unter solchen Verhältnissen Männer des Vertrauens zu wählen, welche von den Parteien unabhängig sind."

Fürst Hohenlohe behielt sich vor, erst dann sich zu vertheidigen, wenn eine Motivirung des Mistrauensvotums erfolgt sei, und äußerte vorerst nur sein Befremden darüber, daß der Ausschuß die Adresse in dieser Weise formulirt und der öffentlichen Discussion übergeben habe, ohne auch nur einen Minister einzuladen, sich gegen die erhobene Beschuldigung im Ausschusse zu vertheidigen.

Als erster Gegner trat Freiherr von Thüngen auf: „Ich weiß wohl, daß Se. Durchlaucht ein Gewicht darauf legen, daß keine entsprechenden Thatsachen vorliegen, welche das bestehende Mistrauen rechtfertigen. In dieser Richtung erlaube ich mir zu bemerken, daß es nicht nothwendig ist, daß prägnante Thatsachen vorliegen, um das System eines Ministeriums zu bestimmen. Es können auch fortwährend kleinere Thatsachen bestehen, die sich alle in Einer Richtung bewegen und die ein Urtheil über das System des Ministeriums gründen lassen. Ich bemerke hierbei, daß die Vergangenheit eines Staatsmannes selten verziehen wird. Die politische Vergangenheit Sr. Durchlaucht hat aber zu der Befürchtung Anlaß gegeben, daß Se. Durchlaucht mehr dem jetzt bestehenden Norddeutschen Bunde, mehr sich Preußen zuneigt, als den Interessen Baierns zusagt." Als solche kleine Thatsachen bezeichnete er Hohenlohe's Reden in den Jahren 1849, 1863 und 1866, seine Haltung im Zollparlament und seine Stellung zu den einzelnen Parteien in Baiern. Da er in der patriotischen Partei seine Gegnerin sehe, von der Fortschrittspartei gestützt werde, so schließe das Volk, das mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstande Politik treibe, daß das Ministerium lieber mit dieser als mit jener gehe, und diese Befürchtung bestehe in Wahrheit, obgleich sein Programm dem der patriotischen Partei mehr entspreche als dem der Fortschrittspartei. Auch von Thüngen wünsche eine innere Verbindung Deutschlands auf rechtlicher Grundlage. Aber selbst die Herstellung einer solchen möchte Sr. Durchlaucht viel schwerer werden als einem andern Minister; denn jedem Schritte, den er in dieser Richtung thue, folge das Mistrauen des Volks, selbst wenn er berechtigt und noch so gut gemeint sei.

Auf eine so kleinliche Anklage, welche auf dem künstlich erzeugten Gefühl des irregeleiteten Volks beruhte, auf eine so handgreifliche Aufforderung, abzutreten und dem Freiherrn von Thüngen Platz zu machen, entgegnete mit Recht Fürst Hohenlohe, wie es denn komme, daß die hohen Herren des Ausschusses „erst jetzt von einem solchen Mistrauen gegen die Staatsregierung befallen werden, nachdem sie sich drei Jahre demselben Ministerium gegenüberbefanden, ohne demselben nur je ein Zeichen des Mistrauens gegeben zu haben". Was denn seit der letzten Kammersitzung im Mai vorigen Jahres geschehen sei, um den Tadel zu rechtfertigen? Er müsse annehmen, daß sie, da sie ihr Mistrauen von 20 Jahren her datiren, bisher nur deswegen keinen Tadel ausgesprochen haben, weil sie nicht auf Erfolg hätten rechnen können. Sodann erinnerte er, daß er den Allianzvertrag nicht abgeschlossen, sondern bei seinem Eintritt ins Ministerium schon angetroffen habe, daß er vor Abschluß des Norddeutschen Bundes den Anschluß der süd-

deutschen Staaten an Norddeutschland angerathen habe, da „wir sonst entweder ausgeschlossen bleiben oder Bedingungen annehmen müßten, welche die Rechte der Dynastie und des Landes schädigen könnten“. Nach dem Abschlusse des Bundes habe er niemals für den Eintritt Baierns in denselben gesprochen. Dagegen habe er mit den süddeutschen Staaten Unterhandlungen über gleichmäßige Organisation ihrer militärischen Kräfte eröffnet, sowie über ein Verfassungsproject, welches die Gründung eines weitern Bundes für die süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde zum Zweck hatte. Das letztere sei durch die Neugestaltung des Zollvereins überholt und in den Hintergrund gedrängt worden. Den Versuch, einen Südbund zu gründen, habe er allerdings nicht gemacht, weil sowol die badische als die würtembergische Regierung sich wiederholt gegen dieses Project ausgesprochen haben, und der Reichsrath doch nicht Hand in Hand mit der dortigen Südbundpartei, d. h. mit den würtembergischen Demokraten und Republikanern gehen wolle. Doch sei die Herstellung einer möglichst nahen Verbindung der süddeutschen Staaten noch heute sein Ziel. Als Beweis hierfür führe er die Gründung der süddeutschen Festungscommission und den Abschluß der Liquidationsverhandlungen an.

Finanzminister Pfretzschner constatirte die Solidarität des Ministeriums, wie sie sich „in der Uebereinstimmung sämmtlicher Minister über die Grundsätze der äußern und innern Politik des Landes und über die zum Vollzug dieser Grundsätze vorgenommenen einzelnen Regierungshandlungen significire“. Handelsminister Schlör vertheidigte seine und Hohenlohe's Abstimmung im Zollparlament beim Bamberger'schen Antrag und bei der Tabackssteuer, und führte die Aeußerung eines hervorragenden Mitgliedes des Reichsraths an, das ihm vor kurzer Zeit gesagt habe: „Ihr habt einen Fehler gemacht bei der Neubegründung des Zollvereins. Hättet ihr damals die Gewalt aus der Hand gegeben und abgedankt, wir würden rasch unterlegen sein, und für eine lange Reihe von Jahren wären wir nicht mehr zur Herrschaft gelangt.“ Damals hätten sie freilich nicht abgedankt, aber nicht aus persönlichen Gründen, sondern weil sie, wie auch heute noch, ein ultramontanes Parteiministerium für ein offenbares Unglück Baierns gehalten hätten.

Da seine Truppen zurückgeschlagen, seine Geschütze demontirt waren, führte Freiherr von Thüngen rasch Verstärkungen in die Vorderlinie und sprach von der neuen Wahlkreiseintheilung und dem Wahlausschreiben des Ministeriums des Innern. Bei der eben behaupteten Solidarität des Ministeriums habe dieses in seiner Gesammtheit dafür einzustehen. Wenn er dabei von der Unterstützung sprach, welche die Regierung der liberalen Partei bei den Wahlen habe angedeihen lassen, und hervorhob, daß ohne diese Unterstützung die Majorität der patriotischen Partei eine weit imponirendere gewesen wäre, so hätte er, wenn er, obgleich Protestant, nicht so durch und durch ultramontan gesinnt wäre, noch hinzufügen können, bis zu welch kläglicher Minorität diese patriotische Majorität zusammengeschrumpft wäre, wenn ihr nicht die katholische Geistlichkeit auf eine so maßlose und ungesetzliche Weise Vorspann geleistet hätte. Aber davon schwieg der Freiherr von Thüngen weislich. Hinsichtlich des Wahlausschreibens bemerkte ihm Fürst Hohenlohe, daß außer dem Minister des Innern und ihm kein anderer Minister etwas von demselben gewußt habe, die andern also es auch nicht hätten desavouiren können. Er selbst habe das Rundschreiben im wesentlichen gebilligt.

War indessen noch ein anständiger Ton eingehalten worden, so donnerte von Bomhard in der Weise der würtembergischen Volkspartei. Zwar floß auch er über von „Begeisterung für Deutschlands nationale Entwickelung und Einigung“, wollte aber diese nur „auf den Grundlagen monarchischer, föderativ verbundener Staaten“, nach dem so modernen Muster des seligen Bundestags, aber nicht durch den Eintritt in den Norddeutschen Bund verwirklicht sehen: „Ich glaube dies schon deshalb nicht, weil der Norddeutsche Bund auf einer fluchwürdigen That beruht. Es ist der Fluch der bösen That,

daß sie nur Böses kann gebären. Wer diesem Bunde angehört, wird theilnehmen müssen an diesem Fluche, d. h. er wird hineingezogen werden in den preußischen Cäsarismus, Militarismus und in die preußische Steuerschraube. Um von der letztern einen Begriff zu bekommen, muß man sie von Preußen selbst schildern gehört haben. Ich kann betheuern, daß mir von einem Preußen, von einem recht conservativen Preußen gesagt wurde: «Es gibt zwei Richtungen bei uns, die euch Süddeutsche im Norddeutschen Bunde haben wollen; die eine Partei möchte euere süddeutschen Elemente haben, um mit unsern Zersetzungselementen den Zersetzungsproceß an unserer Staatsmaschine gegen unsere Regierung mit Erfolg ins Werk zu setzen; die andere möchte euch drinnen haben, um uns die unerträgliche Steuerlast tragen zu helfen.' Aber begreifen können wir nicht, daß es bei euch Menschen gibt, die in den Norddeutschen Bund eintreten wollen. Sind denn die Deutschen wahnsinnig, wenn sie unsere Zustände wollen?»" Warum hat aber Hr. von Bomhard nicht den Namen dieses Preußen genannt? Denn ohne diesen und ohne nähere Kenntniß des Mannes hat ja ein solches Zeugniß nicht den geringsten Werth, da es ja möglich wäre, daß dieser Bomhard'sche Zeuge selbst „wahnsinnig" ist. So schloß also Hr. von Bomhard seine Rede mit den Worten: „Deshalb glaube ich, daß Baiern am besten thun wird, seine Freunde nicht in dem Norddeutschen Bunde zu suchen. (Wo denn? in dem auseinanderfallenden Oesterreich? oder gar in Frankreich, wie unter Napoleon und unter Ludwig XIV.?) Für den Nothfall sichert uns der Allianzvertrag. (Dazu soll dann Preußen gut genug sein, und zwar ohne alle Gegenleistung?) Sonst aber sehe ich in dem Annähern an den Norddeutschen Bund schon ein Aufgehen in Preußen." (Nicht auch zugleich in Deutschland?)

Nach diesen naiven Bekenntnissen einer schönen Reichsrathsseele war es wohlthuend, die Auseinandersetzung des Hrn. von Haubenschmied anzuhören, welcher diese Nebelbilder von Mehrheit, von Mehrheitsministerium, von Hohenlohe'schen Sünden beleuchtete und auf ihr Nichts zurückführte. Endlich ließ sich auch der Referent, Präsident von Harleß, vernehmen. Zu seiner Legitimation glaubte er anführen zu müssen, daß er in seiner Jugend einer Partei angehört habe, die für die Einheit Deutschlands schwärmte, ja daß ihm der Ausdruck dieser Empfindung in seiner sächsischen Laufbahn von loyalgesinnten Männern verdacht worden sei. Dabei bedachte er nicht, daß dies gar keine Legitimation ist, da man in Deutschland genug solcher jugendlicher Schwärmer kennt, die später der ärgsten Reaction, dem schnödesten Particularismus und Jesuitismus huldigten. Eher hätte er anführen können, daß er als Abgeordneter auf dem bairischen Landtage 1842—43 auf seiten der Opposition gestanden, die Ansprüche des Katholicismus mit Heftigkeit bekämpft und besonders bei der Kniebeugungsfrage ein gewichtiges Votum in der Kammer und als Schriftsteller abgegeben habe, infolge welcher Spaltung er seiner Professur in Erlangen enthoben und als Consistorialrath nach Baireuth versetzt wurde. Damals stand er auf seiten der kirchlichen Freiheit, Döllinger, sein Gegner in jener Frage, auf seiten des kirchlichen Despotismus. Sie haben die Rollen seither gewechselt. Harleß fand es sehr natürlich, daß die ultramontane Partei, welche seit Jahren so viele Angriffe erfahren habe (eine Behauptung, deren Begründung ihm sehr schwer fallen möchte), voll Misstimmung und Erbitterung sei. Er warnte vor dem Einheitsstaate, vor der Erweiterung der Bundescompetenz, vor dem Particularismus Preußens, und drückte seine Freude darüber aus, daß dem „Appetit nach Baiern ein Riegel vorgeschoben sei, welcher uns wenigstens noch geraume Zeit vor Angriffen schützen wird". Wie bei diesem Hinweis auf Frankreich, so bestand die ganze Rede in versteckten Angriffen und Hohnreden gegen die liberale Partei und das Ministerium, und in zärtlicher Beschützung der Ultramontanen, deren Bezeichnung als „Vaterlandslose", als „Römlinge" ihn schon längst empört hätte, obgleich er ja nicht zu ihnen gehöre. Allerdings insofern nicht, als Harleß noch

Protestant ist. Aber es gibt bekanntlich manche Protestanten, denen nur eine Bischofsmütze fehlt, um sie auch äußerlich als das zu bezeichnen, was sie im Herzen sind.

Zum Schlusse constatirte Hohenlohe als Ergebniß der Debatte, daß als Grund des Mistrauensvotums keine Thatsachen angeführt worden seien, sondern nur der Umstand, daß das Gefühl des Volks dem Ministerium entgegenstehe, und sagte: „Ich will Ihnen offen sagen, was ich als Grund Ihres Mistrauensvotums ansehe. Ihre Wortführer haben sich einer Partei angeschlossen, welche zwar von Allianzverträgen spricht, im Grunde des Herzens aber mir die Vertragstreue dem Norddeutschen Bunde gegenüber zum Vorwurf macht."

Hiermit war die Generaldebatte geschlossen. Bei der Specialdiscussion tadelte Döllinger, daß der Adreßentwurf immer nur von der Treue und Anhänglichkeit der Majorität, die sich auf etwa 4 Proc. belaufe, spreche und damit „die bairische Nation in Schafe und Böcke, in sehr weiße Schafe und sehr schwarze Böcke eintheile; dies müsse auf das Ausland den Eindruck machen, daß sich damit Baiern für das in Deutschland erkläre, was die Türkei in Europa sei, für den kranken Mann". Nachdem der Minister des Innern abgetreten, sei kein Anlaß mehr zu dem Verlangen einer weitern Ministerveränderung; denn wenn auch das Portefeuille des Aeußern in eine andere Hand übergehe, so könne doch der neue Minister nichts anderes thun, als genau dieselbe Politik befolgen, welche Fürst Hohenlohe befolgt habe. Dem Könige aber zumuthen, daß er je nach der wechselnden Kammermajorität sein Ministerium ändere, müsse er für den Versuch einer Schmälerung der Kronrechte erklären, welche dem Könige freistellen, seine Minister nach Gutdünken zu wählen. Von einer allgemeinen Misstimmung im Lande, sagte von Haubenschmied, könne keine Rede sein, und „wenn bei einem großen Theile der Bevölkerung Mistrauen gegen die jetzige Staatsregierung bestehe, so sei dieselbe eben eine Folge der gegenseitigen heftigen Partei- und Wahlagitationen". Freiherr von Schrenk sprach aufs neue wieder vom Zollparlament und vom Bamberger'schen Antrage und gründete darauf die Vermuthung, „daß nicht die Ansichten des bairischen Landtags, sondern die Zustimmung der preußischen und der national-liberalen Partei in Berlin für die Hohenlohe'sche Politik maßgebend sei". Dies veranlaßte Hohenlohe zu der Erklärung: „Ich habe deshalb für den Bamberger'schen Antrag gestimmt, weil ich nach dem Gange der Verhandlung und der Aeußerung des Wortführers der Süddeutschen Fraction, des Abgeordneten Probst, mich geschämt habe, mit einer Partei zu stimmen, deren Wortführer die Einmischung des Auslandes als ein Motiv für die Beschlußfassung einer deutschen Versammlung hinstellte."

Aber wenn auch die verschiedenen Erklärungen zur Charakterisirung der Parteien und Personen höchst interessant waren und manche neue Thatsache dadurch enthüllt wurde, so war doch, wenn eine Aenderung des Adreßentwurfs, eine versöhnlichere und liberale Redaction desselben beabsichtigt wurde, jedes Wort umsonst gesprochen. Denn einen Mohren kann man bekanntlich nicht weiß waschen. Alle einzelnen Absätze der Adresse, mit den oben angegebenen unbedeutenden Modificationen von 2 und 5, und zuletzt der ganze Adreßentwurf wurden in der Fassung des Ausschusses je mit einer Majorität von 32 gegen 12 Stimmen angenommen. Von den 7 Prinzen stimmten 6, darunter die Oheime des Königs, Luitpold und Adalbert, ja sogar sein eigener Bruder, Prinz Otto, für die Adresse.

Nach der Abstimmung erklärte der Präsident des Reichsraths, daß er zur Ueberreichung der Adresse an Se. Majestät eine Stunde sich erbitten werde, und veranstaltete dann die Auslosung von sechs Mitgliedern, welche nebst den beiden Präsidenten die Adreßdeputation bilden sollten. Er schloß die Sitzung mit der Bitte an diese Deputirten, „sich bereit zu halten, wenn Se. Maj. der König sie zu empfangen geruhen werde". An der Bereitschaft fehlte es nicht. Sollte ja nach der Ansicht dieser 32 die Ueber-

reichung dieser Adresse epochemachend in der Geschichte Baierns sein und einen Wendepunkt bilden rückwärts vom nationalen Deutschthum in das Schneckenhaus des particularistischen und klerikalen Bajuvarenthums! Und war es doch höchst wahrscheinlich, daß Se. Maj. der König die Adreßdeputation gleich beim Diner behalten und ihnen zum Nachtisch es überlassen werde, wie sie aus ihrer und ihrer Freunde Mitte die Ministerstellen besetzen wollen. Freiherr von Thüngen, als zweiter Präsident Mitglied dieser Deputation, hatte wol seine Liste schon in der Tasche.

Reiseskizzen aus Bosnien.

Von Franz Maurer.

Im Sommer des Jahres 1868 unternahm ich eine Reise nach der türkischen Provinz Bosnien und durchritt dieses Land in einem Winkel von Dubitza an der Unna über Sarajewo bis Bertschka an der Save. Was ich auf der Strecke bis Sarajewo und in dieser Hauptstadt erlebte, habe ich in einem Buche ausführlich geschildert*), wegen Mangels an Raum mußte ich jedoch die Beschreibung des Rittes von Sarajewo bis zur Grenze auf wenige Seiten zusammendrängen und konnte nur die hauptsächlichsten wissenschaftlichen Ergebnisse an jener Stelle in möglichster Kürze mittheilen. Es ist dieser Umstand meinem Berichte in verschiedenen Kritiken als ein Mangel vorgeworfen worden, deshalb ergreife ich mit Freuden die mir in dieser Zeitschrift gebotene Gelegenheit, eine ausführlichere Schilderung des letzten Theiles meiner Reise zu geben, und bitte den geneigten Leser, dies zugleich als eine Erklärung des befremdlichen Umstandes ansehen zu wollen, daß ich meine Darstellung am Ende der Reise beginne. Man gestatte zunächst die folgenden allgemeinen Bemerkungen.

In Bosnien und überhaupt in den gebirgigen Theilen der Türkei kann man nicht zu Wagen reisen, wenigstens nicht auf jeder Strecke, weil es an fahrbaren Wegen mangelt. Die vorhandenen Fahrstraßen befinden sich überdies nicht in einem nach unsern Begriffen guten Zustande und sind auch meistens nur in denjenigen Thälern oder Ebenen zu finden, die als Hauptverkehrslinien ziemlich allgemein bekannt sind. Wer daher solche Gegenden durchstreifen will, die selten oder gar nicht von gebildeten Europäern besucht worden sind, der muß zu Pferde steigen und reiten, wo und solange das Thier ihn tragen kann, d. h. er muß oft zu Fuß, besonders bergab klettern, und das müde Thier am Zügel nachziehen. Miethpferde sind bei den Einwohnern überall zu haben, doch verlangt man von Fremden hohe Miethpreise, etwa 2 Thlr. für eine Tagereise. An verschiedenen Stellen im Lande sind auch Postpferde zu bekommen, deren Gebrauch dadurch sehr kostspielig wird, daß man immer zwei Pferde zugleich miethen muß, nämlich eins für sich und eins für den Postknecht oder Sürüdschü, der beide Pferde wieder zur Poststation (Mensil) zurückzubringen hat. Jede Wegstunde kostet auf diese Weise 6 Piaster Miethe, wozu noch die Vertheuerung kommt, daß der österreichische Kaiserdukaten blos zu 51—54 Piaster gerechnet wird, während er im sonstigen Verkehre 62 Piaster gilt. Die bosnischen Pferde sind zwar klein und anscheinend schmächtig, aber doch von einer ungewöhnlichen Ausdauer und Genügsamkeit, die ihnen bei der geringen Abwartung und Pflege gut zu statten kommt. Fremden, die von den türkischen Behörden für Standespersonen oder für vermögend angesehen werden, wird zur Begleitung ein Saptié oder Gensdarm überwiesen, der für die Sicherheit der Reisenden aufzukommen

*) Eine Reise durch Bosnien, die Saveländer und Ungarn (Berlin, C. Heymann, 1870).

hat und zugleich zu ihrer Beobachtung dient. Aus letzterer Ursache wurde mir von vornherein ein solcher Begleiter aufgedrungen und späterhin immer beigegeben, womit ich schließlich recht zufrieden war, denn der Saptié ist der beste Diener, Wächter und Oekonom des Reisenden, wenn man ihm zu imponiren versteht oder derselbe von seinem Vorgesetzten eine scharfe Anweisung erhalten hat. Im andern Falle freilich betrügt der Saptié den Fremden im Einverständnisse mit den Wirthen auf das unverschämteste, ist dummdreist und benimmt sich förmlich als Herr und Aufseher des Reisenden, wie verschiedene derselben geklagt haben. Es ist gebräuchlich, obwol nicht gesetzliche Vorschrift, den Unterhalt des Saptié zu bestreiten und ihm beim Abschiede ein Trinkgeld oder Bakhschisch zu geben. Dies trägt natürlich mit zur Vertheuerung der Reise bei, wie denn überhaupt das Verweilen oder Umherstreifen in der Türkei zu den kostspieligen Unternehmungen gehört, auch wenn man sich, wie ich gethan, auf das äußerste einschränkt und vor Prellerei auf der Hut ist. Im Gasthofsverkehr muß sich der Fremde niemals auf Fragen nach dem Preise der Leistung einlassen, denn dadurch vergibt er sich den Respect und hat unverschämte Forderungen zu erwarten. Er muß das ihm Dargereichte selber taxiren, summiren und nebst einem kleinen Aufschlage dem Wirthe ohne weiteres als „Hissab" überreichen, dann wird man ihm nicht zu viel abfordern. Das Taxiren kann man in wenigen Tagen lernen, besonders wenn man einige Preisangaben anderer Reisender im Kopfe hat. Es ist wohl zu beachten, daß in der ganzen Türkei das Herkommen herrscht, eine und dieselbe Leistung je nach dem Range oder Vermögensstande des Empfängers verschieden abzuschätzen; so nimmt man für ein Schwitzbad von einem Armen 1—2 Piaster, von einem bemittelten Bürger 8 Piaster und von einem Pascha 25 Piaster bis einen Dukaten. So hält man es mit allen Dingen, wobei es sich freilich oft ereignen soll, daß Beamte, vom Saptié aufwärts bis zum Pascha, es vorziehen, gar nichts zu geben. Ein Fremder, der mit den höchsten Beamten verkehrt und von einem Gensdarmen begleitet wird, den schätzt man hinsichtlich der Zahlung fast stets wie einen Pascha und ist sehr unangenehm berührt, wenn er damit nicht einverstanden ist. Ueberdies gilt bei den Mohammedanern noch immer der Grundsatz „Domusdan qyl qoparmaq hüner-dir", d. h.: „Es ist ehrenhaft, dem Schweine Haare auszuraufen", wobei unter Schwein der Giaur, besonders der fränkische zu verstehen ist. Die Rajahs betrügen den Fremden jedoch nicht minder dreist, wenn sich die Gelegenheit bietet. Uebrigens kann man gegen Prellereien die Intervention des Kadi anrufen, doch thut man dies nicht gern als angesehener Franke. Die beliebteste Münze ist der österreichische Kaiserdukaten und der alte österreichische Silberzwanziger, der 4 Piaster gilt und von dem in Oesterreich 3 auf den Silbergulden gehen. Jedem die Türkei Bereisenden ist es dringend anzurathen, überall, wo sich die Gelegenheit bietet, den Consuln oder Consularagenten seine Aufwartung zu machen. Dadurch erhält er bei den Leuten ein gewaltiges Ansehen, denn das bloße Wort „Consûl", drohend ausgesprochen, flößt den Halbbarbaren größern Respect ein als der Hinweis auf irgendeinen Pascha. Eine der schlimmsten Plagen beim Reisen in Bosnien und in andern Binnenprovinzen der Türkei sind die Hans oder Gasthäuser. Essen und Trinken findet man wol in ihnen, aber keinen Schlaf; denn den letztern verscheucht die kleine Bevölkerung, von denen diese Baulichkeiten wimmeln. Die Bosniaken sollen die unreinlichsten unter allen Orientalen sein, was gewiß viel sagen will.

Man muß sich über solche Unannehmlichkeiten zu trösten wissen, denn Bosnien bietet andererseits für einen empfänglichen Beobachter eine so außerordentliche Fülle von Schönheiten und anziehenden Reizen, daß man gern seine Uebelstände mit in den Kauf nimmt. Ueberdies glaubt man gar nicht, welche köstliche Anregung die eigenthümliche Art des Reisens bietet, man fühlt sich so recht als ein ganzer, ein freier Mann! Schon der

Umstand, daß man zu Pferde sitzt und einen halsbrechenden, oft gefährlichen Pfad überwinden muß, verursacht ein erhebendes Gefühl gegenüber der prosaischen, reizlosen Art des Reisens in Post- oder Eisenbahnwagen. Das Bewußtsein, selber für sich eintreten zu müssen gegen alles, was da kommen könnte, sei es in einsamer Wildniß oder inmitten der kühnen Bevölkerung, welche den Fremden beargwöhnt und haßt, erhöht nicht minder den Reiz, den schon das bloße Leben oder Zusammentreffen mit Leuten an sich hat, die in fremdartiger Kleidung und stets wohlbewaffnet einhergehen. Man glaubt nicht, welches Selbstbewußtsein unter solchen Verhältnissen ein paar scharf geladene Pistolen und ein Dolch im Gürtel einem Manne verleihen, der sonst den Gensdarmen im Busen trägt und seinen persönlichen Schutz ausschließlich der Polizei zu überlassen gewohnt ist. Eine Wehr hält die andere in der Scheide, sagten unsere ebenfalls waffentragenden Vorfahren, und nur dem Unbewaffneten ist es unheimlich unter Leuten, die vor dem Schlafengehen ihre geladenen Pistolen und scharfen Handschare unter den Kopf schieben und mit denen er Seite an Seite in einsamer Herberge nächtigen muß. Beim Wiederbetreten Oesterreichs, in welchem das Waffentragen verboten, aber die öffentliche Sicherheit keine normale ist, fühlte ich mich förmlich geduckt, als ich meine Waffen verbergen mußte. Ein Schriftsteller kann sich beim Reisen in Bosnien überdies einer gewissen Freudigkeit nicht erwehren, wenn er bedenkt, daß sein Umherstreifen nicht allein dem persönlichen Vergnügen gewidmet ist, sondern bei demselben auch einige Körnchen zur Bereicherung der Wissenschaft abfallen durch Notizen und Mittheilungen über Strecken, die vor ihm entweder gar nicht oder vor langer Zeit nur einmal von einem gebildeten Europäer betreten worden sind.

Am 29. Juni früh morgens war ich aus Sarajewo fortgeritten, begleitet von dem norddeutschen Consul Dr. Blau, der mir bis zur Osrenspitze das Geleit gab, und einem Saptié, Namens Mechmed, der mir bis Tusla folgte, sowie einem Postknechte, den ich gegen andere Sürüdschüs vertauschte. Ich hatte am ersten Tage sehr schlechtes Wetter und wurde wiederholt so durchnäßt, daß ich mir das Wasser mehrmals aus den Stiefeln schütten mußte, dabei sank die Temperatur während des beständigen Regens auf den 3—5000 Fuß hohen Gebirgen, die ich zu überschreiten hatte, sehr bedeutend und kam etwa einem nordischen Herbstwetter gleich, während sie sonst derjenigen von Bologna entspricht, welches noch etwas nördlicher liegt wie Sarajewo. Die Nacht verbrachte ich schlaflos in feuchten Kleidern in einem Blockhause, etwa 4500 Fuß über dem Meere gelegen, und die nächstfolgende gleichfalls ohne Schlaf in einem übelriechenden Han, nachdem ich einen der beschwerlichsten Ritte über vier fast unwegsame Gebirgsketten zurückgelegt hatte. Meine Lebensgeister waren daher einigermaßen erschlafft, als ich am 1. Juli gegen Mittag den vielgepriesenen Han von Dschurdschewitch in der üppigen Spretschaebene erreichte. Ein kräftiges Mahl und eine Stunde Halbschlummer in jenem Wirthshause stärkte mich so weit, daß ich mit einiger Ruhe der Nacht entgegensah und mit frischen Kräften beim Wegreiten ans Beobachten ging. Die große Spretschaebene war ja eine Entdeckung, denn auf keiner Karte und in keinem Buche war ihrer Erwähnung gethan, und solche Entdeckung entschädigt für gehabte Strapazen. Aus dieser Ebene, in welcher wir beständig durch lehmige Wasserpfützen ritten, ging es über ein niedriges Gebirge, die Rawna-Treschnja, nach Tusla, bis wohin ich meine Pferde gemiethet hatte. Genau auf dem höchsten Punkte dieses Höhenzuges lag ein Han, zu dem ein äußerst sauber in den Lehmboden geschaufelter Pfad hinaufführte. Ich war mit dem Sürüdschü vorausgetrabt und machte vor dem Han, bis Mechmed nachkam, halt, um die jenseit der Ebene liegende Hochgebirgsmasse, aus der ich vormittags herausgekommen war, abzuzeichnen. Der Oghlan des Handschy nannte mir die Namen der Spitzen und Ketten,

soweit sie ihm bekannt waren. Nach Einnahme des unvermeidlichen Kaffees ging es weiter und zwar abwärts, doch griff dieses Reiten bergab auf dem schönen Wege uns nicht an, während es sonst für Mann und Pferd eine Last, und bei den häufigen Wiederholungen schließlich zur Qual wird. Die ausdauernden bosnischen Pferdchen, welche den Reiter unverdrossen die steilsten Höhen hinauftragen, unter Umständen sogar bergauf traben, verlangen doch häufig, daß man sie bergab am Zügel führt und ledig gehen läßt. Der Hohlweg wand sich in Schneckenwindungen hinab und die ihn überschattenden Urwaldsbäume ließen wenig Aussicht zu. Plötzlich, um 2 Uhr nachmittags, lag die Stadt Dolnja-Tusla im Thale zu unsern Füßen, und ich genoß einige Minuten lang ihren reizenden Anblick, dessen Schönheit durch die warme, mittägliche Beleuchtung erhöht wurde.

Die orientalischen Städte sehen, aus einiger Entfernung betrachtet, ungemein lieblich aus, doch schwindet dieser günstige Eindruck, sobald man ihre engen, winkeligen und schmuzigen Gassen betreten hat. Von fern gleichen sie eher Lustgärten als Häuseranhäufungen. Zwischen den weißgetünchten Gebäuden mit ihren sanft geneigten Dächern quillt überall das frische Grün der Bäume hervor, und die Regellosigkeit der Anlage läßt das Ganze als natürlich und ohne allen Zwang entstanden erscheinen. Die nie fehlenden schlanken Minarets, welche da und dort emporragen, gewähren dem Auge Ruhepunkte und geben dem Bilde das orientalische Gepräge, besonders wenn sie neben wuchtigen Kuppelbauten aufschießen, die freilich nicht in jedem Orte zu finden sind, denn die Mehrzahl der Moscheen sind sehr unansehnliche und dürftige Gebäude. Die Stadt Dolnja-Tusla nimmt sich besonders schön aus, weil sich um ihren Kern eine Menge Häuser und Häuschen derartig gruppiren, daß der Uebergang von Stadt und Land kaum merklich ist und dadurch das ganze Thal von der Stadt erfüllt erscheint.*) Die terrassenförmig emporsteigende, dichtbewaldete Majewitza-Planiná bildet dazu einen schönen Hintergrund und gewährt mit ihren rundlichen Kuppen noch überdies ein idyllisches Gebirgsbild. Unten im Thale strömt rauschend der 60 Schritt breite Jallafluß, mit dem sich von Norden her einige Bächlein wie Silberfäden vereinigen,

Lange konnte ich bei dem schönen Bilde nicht verweilen, denn nun hieß es die Augen gebrauchen, um Pferd und Reiter vor Unglück zu bewahren. Der sauber ausgeschaufelte Pfad, über den ich mich so gefreut hatte, war zu Ende und zwar gerade da, wo seine Fortsetzung am nöthigsten gewesen wäre. Die Rawna-Treschnja fällt nämlich nach Norden sehr steil ab und die Stelle, von der aus wir zu der etwa 200 Fuß tief unter uns liegenden Stadt gelangen sollten, war so zerklüftet und zerrissen, als ob menschliche Kunst dabei mitgeholfen hätte. Regen- und Wildwasser hatte alles Erdreich, das wegzuwaschen war, ausgespült, sodaß nur die Kerne aus mehr oder minder verwittertem Kalkfelsen, Sandstein oder Schiefer stehen geblieben waren und zwar in den abenteuerlichsten Gestalten. Dazwischen rieselten Quellen, die nicht blos für uns und unsere Pferde eine Erquickung boten, sondern uns auch theilweise als gangbare Pfade in diesem Chaos dienten. Wir mußten jeden Schritt, den wir thun wollten, im voraus sorgfältig berechnen, um nicht an Stellen zu gelangen, die mit den müden Thieren nicht zu passiren

*) Dolnja- oder Unter-Tusla ist die Hauptstadt der Kaïmakamie und Sitz eines Paschas sowie eines griechischen Bischofs. Es hat 1500 Häuser (zu denen auch noch diejenigen in einer Stunde Entfernung gerechnet werden), 20 Moscheen, ein serbisches, d. h. griechisches, und ein katholisches Bethaus, sowie eine Synagoge für eine Anzahl dort ansässiger spanischer Juden. Die Stadt hat den türkischen Namen Tusla von ihrem Salzbrunnen; ein solcher findet sich auch in dem 2 Stunden östlich gelegenen Ober- oder Gornja-Tusla. Beide sieden jährlich nach Thömmel's Schätzung 7000 Ctr. Salz. Die Einwohnerschaft Unter-Tuslas ist auf 7000 Seelen zu schätzen.

gewesen wären. Endlich langten wir unten an und betraten damit zugleich die Vorstadt von Tusla. Jetzt, während ich dies schreibe, ist der von mir in so trefflichem Zustande gefundene Weg über die Rawna-Treschnja wahrscheinlich nichts weiter als eine spitzige mit größter Mühe zu passirende Furche, denn das Regen- und Schneewasser wird ihn wol mittlerweile so ausgespült haben, wie verschiedene sogenannte Chausseen, die ich Gelegenheit hatte zu überschreiten, z. B. auf dem Wege von Priĕdor nach Banjaluka, woselbst die Sommerchaussee auch dort abbrach, wo sie am nöthigsten gewesen wäre. So geht es mit allen Dingen in der Türkei, man macht Projecte, führt einen Theil derselben oberflächlich aus und kümmert sich dann nicht im geringsten um die Erhaltung des wenigen Hergestellten!

In der Vorstadt, die aus einer dünngesäeten Häuserreihe nebst einer elenden kleinen Moschee bestand, erfreute mich zunächst der köstliche Duft des überall hervorsprossenden Zwergholunders und der Anblick spielender Kinder, die sich in der türkischen Tracht und unter den Rothkäppchen allerliebst ausnehmen. Am Wege hockende erwachsene Tagediebe riefen sich, während ich vorüberritt, zu: „Das ist ein Franzose!" So nennen die Bosniaken nämlich jeden Fremden, den sie nicht für einen Oesterreicher, Nemetz oder Schwôb zu halten wagen. Die beiden letztern Bezeichnungen haben einen verächtlichen Sinn. Auf der andern Seite des Jallaflusses, an dessen linkem Ufer wir nunmehr entlang ritten, erhoben sich die Trümmer einer alten Stadtmauer und weiter hinten ragte ein altes, verfallendes Castell aus Quadersteinen empor. Die schmale, hölzerne Bockbrücke, welche über das Wasser führte, benutzten wir nicht, denn Mechmed suchte eine Furt, und auf dieser gelangten wir an das andere Ufer. Die bosnischen Pferde haben eine unüberwindliche Abneigung gegen hölzerne Brücken, und ihre Herren theilen diese Aversion, sodaß sie, wo die Tiefe dies nur irgendwie zuläßt, immer neben der Brücke durch das Wasser reiten oder fahren. Man kann es den Leuten nicht verdenken, daß sie von der alten Gewohnheit nicht lassen mögen, denn die ältern Brücken, welche ich gesehen, sind die schlimmsten Reisehindernisse, die man sich denken kann, und die neuern Menschenwerke dieser Art werden auch bald demselben verwahrlosten Zustande anheimfallen. Gleich als wir aus dem Wasser heraus waren, betraten wir die engen und winkeligen Gassen der Stadt und arbeiteten uns vorsichtig auf dem holperigen Pflaster derselben weiter. In den offenen Scharren hockten schweigend Krämer bei ihren ausgelegten Waaren oder Handwerker bei ihrer Arbeit. Einige der Leute warfen mir einen flüchtigen Blick zu, andere betrachteten mich ruhig, ohne den Kopf zu wenden; grüßte ich, dann dankten sie, wobei einige so lächelten, als wollten sie sagen: „Was du hier suchst, das wissen wir wohl!" Diese waren eingeborene Christen oder spanische Juden. Die letztern kann man durch ihre fast nur dunkle Farben zeigende Tracht von den Mohammedanern sofort unterscheiden, die Christen hingegen erst nach längerer Uebung, wenn man nicht ihren Gürtel genau sehen kann, der nämlich keine Waffen enthalten darf. Es macht, beiläufig gesagt, einen komischen Eindruck, Leute bei den harmlosesten Verrichtungen mit Pistolen und Handschar im Gürtel zu sehen, wie z. B. Gastwirthe beim Auftragen der Speisen und Kaufleute beim Abwägen der Waaren. Wenn ich vorhin sagte, daß die Leute scheinbar so geringe Notiz von mir nahmen, so wollte ich damit nicht den Glauben erwecken, als ob die Orientalen nicht neugierig wären. Sie sind es im hohen Grade, aber verstehen es meisterhaft, dies zu verbergen. Ihrer Beobachtung entgeht nicht das Geringste, und ihre Mittheilungslust ist wahre Klatschsucht. Eine Stunde nach meiner Ankunft wußte schon die ganze Stadt von mir zu erzählen, wie ich bald darauf erfuhr.

Der Han, welchen Mechmed für den besten hielt, war bald gefunden. Er war geräumig, aber ein elendes Gebäude aus Holz und Lehm. Eine Stiege im Hofe führte zu einer rundherumlaufenden Galerie, welche die Eingänge zu den Zellen enthielt. Eine

solche wurde nach längerm Schließen geöffnet; es ist nämlich zu beachten, daß man beim Benutzen eines von Bosniaken angefertigten Schlosses nicht den Muth verlieren darf; man hat den Schlüssel so lange herumzudrehen, bis die Feder endlich aufspringt oder zuschnappt, je nachdem man öffnen oder schließen will. Zunächst hatte ich mich meiner Leute zu entledigen, welches Geschäft durch Darreichen von Kaffee eingeleitet wurde. Der Sürüdschü hatte es am eiligsten und mußte daher zuerst abgefertigt werden, doch ging dies nicht so glatt ab. Beim Miethen der Pferde in Kladanj hatte mir ein spanischer Israelit im Han gesagt, was ich schon in Sarajewo erfahren, daß nämlich die Strecke von Kladanj bis Tusla zu 9 Wegstunden gerechnet wird, und dies hatte ich deshalb dem Mensil-Handschy auf den Kopf zugesagt, ohne daß er Widerspruch erhoben hätte, wie der erwähnte Israelit vermuthete, weil die Postpferdeverleiher gern eine Stunde mehr anrechnen. Als ich nun dem Sürüdschü einen Dukaten als Betrag der Miethe übergab und gegen allen Landesbrauch einige Piaster Bakhschisch für den armen Burschen hinzufügte, behauptete er, statt der erhaltenen 54 Piaster Miethe 63 Piaster zu fordern zu haben, obwol er zugab, daß nur 9 Stunden und jede mit 6 Piastern zu bezahlen wären, aber 6 mal 9 sei 63. Der Saptié pflichtete dieser Rechnung bei, und nun denke man sich meine Lage gegenüber diesen beiden Arithmetikern! Ich griff zu Papier und Bleistift und malte in türkischen Charaktern das Multiplicationsexempel ab, indem ich hoffte, dies Bild würde ihrem Fassungsvermögen zu Hülfe kommen. Sie stierten die Zeichnung an wie Bauern die Hieroglyphen und gaben zu verstehen, daß sie deren Sinn nicht fassen könnten. Nun begann ich sechsmal neun Striche auf das Papier zu malen, und forderte die Leute auf, nachzuzählen. Dessen weigerten sie sich jedoch, entweder weil sie solche Leistung nicht zu übernehmen vermochten oder dabei irgendwelche Hexerei meinerseits befürchteten. Dagegen schlugen sie vor, das Gutachten sachverständiger Kaufleute anzurufen, und wohl oder übel mußte ich mich ihrem Ansinnen fügen, weil es mir darum zu thun war, ihnen zu beweisen, daß ich recht hatte und der Franke weder betrügt, noch sich betrügen läßt. Andernfalls hätte ich dem Sürüdschü sagen können, „Du hast einen Dukaten, wechsele ihn um in 62 Piaster und lege einen Piaster von deinem Trinkgelde dazu, dann sind wir fertig!“ Wir gingen also zum nächsten Krämer, und Mechmed fragte ihn ohne Umschweife, wie viel 6 mal 9 mache. Der Mann zuckte resignirt die Achseln, ebenso ein zweiter, während ein dritter nach kurzem Rechenversuche die Unlösbarkeit der Aufgabe verkündete. Jetzt sah ich, daß ich bei dieser Gelegenheit Culturstudien machen könne, und drang darauf, weiter zu fragen. Ein ältlicher Mann wurde demnächst interpellirt; derselbe übersetzte sich halblaut die bosnischen Zahlen ins Türkische und begann denn das türkische Einmaleins herzumurmeln, während wir gespannt lauschten, hierauf gab er das Fetwa: „Es ist 54!“ Wie der Blitz stob der Sürüdschü auf Nimmerwiedersehen davon, ehe ich Zeit hatte, das Wort an ihn zu richten, und auch Mechmed hatte es plötzlich sehr eilig, indem er auf schleunigste Rückkehr in den Han drang, welchem Wunsche ich nachkam. Zur Erklärung des Vorstehenden sei noch gesagt, daß sich meine Leute nur an Mohammedaner gewandt hatten und daß der Fetwageber nicht, wie ich anfangs glaubte, ein Osmane war. Es ist nämlich zu beachten, daß die Unterrichtssprache in den mohammedanischen Schulen Bosniens die türkische ist, also alles Auswendiglernen (und davon ist nur die Rede) in türkischer Sprache geschieht, wie auch die türkisch-arabischen Schriftzeichen zum Schreiben des Bosnischen angewandt werden, natürlich nur von den Mohammedanern, die sich aber nicht als solche, sondern als „Türken“ bezeichnen, im Gegensatze zu den „Serben“, worunter die griechisch-katholischen Eingeborenen, und den „Katholiken“, worunter die römisch-katholischen Bosniaken zu verstehen sind. Die letztern bedienen sich (soweit davon die Rede sein kann) ausschließlich der römischen, die Serben hingegen nur der Cyrillischen Buchstaben, und jede Confession

hält die Schriftzeichen der andern für Teufelsblendwerk. Ueber die merkwürdigen Wechselbeziehungen zwischen dem Türkischen und Bosnischen findet man den besten Aufschluß in dem höchst werthvollen Buche unsers Consuls Dr. Blau, betitelt: „Bosnisch-türkische Sprachdenkmäler“ (in Commission bei F. A. Brockhaus). In meiner Zelle angelangt, drückte Mechmed zunächst den Wunsch nach Entgegennahme des Bakhschisch aus und nach dessen Aushändigung bat er mich um einen Brief an meinen Consul, des Inhalts, daß er mich glücklich nach Tusla geleitet und sich unterwegs zu meiner Zufriedenheit benommen habe. Wenngleich nun bei Gelegenheit des letzten Nachtquartiers etwas vorgefallen war, das keineswegs meine Zufriedenheit erregt hatte, so stellte ich ihm doch ein gutes Zeugniß aus, wobei er mich veranlaßte, seinem Namen Mechmed noch den Beinamen „der Trawniker“ beizufügen. In Bosnien haben nämlich nur die Adelichen Familiennamen, die andern Leute behelfen sich daher mit Beinamen verschiedener Art.

Als ich nunmehr allein war, untersuchte ich zunächst mein Gemach etwas genauer und entdeckte sogleich, daß dasselbe in allen Theilen so bevölkert war, daß mir eine dritte schlaflose Nacht bevorstand. Da die kleinen Peiniger mit dem Eintritte der Dunkelheit am ungestümsten werden, beschloß ich, vorher den Versuch zu machen, einige Stunden oder auch nur eine einzige zu schlafen. Gegen meine Gewohnheit ließ ich deshalb meine ausgepackten Sachen am Boden liegen und streckte mich auf demselben zum schlafen aus. Es war ein vergebliches Bemühen und ich muß es als eine glückliche Fügung preisen, daß plötzlich an meine Thür gepocht wurde. Zu meiner Verwunderung stand Mechmed vor mir, den ich längst über alle Berge wähnte. Er theilte mir mit, daß ich bei einem Privatmanne ein vortreffliches Pferd für 30 Piaster miethen könne, während Postpferde bis Vertschka das Doppelte kosten würden. Das war ganz richtig, nur vergaß Mechmed hinzuzufügen, daß es ihm bei diesem Handel weniger um meinen, als vielmehr ausschließlich um seinen eigenen Vortheil zu thun war, den er nun, mit meinem lobenden Entlassungsschein in der Tasche, um so rücksichtsloser verfolgen konnte. Daß er ein sehr lebhaftes Interesse am Zustandekommen des vorgeschlagenen Geschäfts haben müsse, sah ich wol ein, doch fand ich dies in der Ordnung, glaubte indessen nicht, daß er mich dabei um die Hälfte der Summe im Einverständnisse mit dem Pferdeverleiher übervortheilen würde, wie ich am andern Morgen durch einen ungarischen Israeliten (der mich als Landsmann betrachtete) erfuhr und von den Türken durch Zeichen des Erstaunens über die Höhe des Preises bestätigt fand. Da ich auf Mechmed's Vorschlag einging, mußte ich auch seinem weitern Wunsche nachkommen, gleich mit ihm nach dem Regierungsgebäude zu gehen, um dort einen Saptié für die nächste Tour zu bestellen. Darin lag nun der Glückszufall. In Tusla regierte nämlich Râuf-Pascha, der Sohn des Generalgouverneurs der Provinz, doch war er um jene Zeit noch in Sarajewo bei seinem Vater, woselbst ich mit ihm bekannt geworden war. Mit seinen Untergebenen hatte ich während seiner Abwesenheit Berührungen vermeiden wollen. Deshalb war ich nicht nach der Kanzlei gegangen, sondern beabsichtigte dies erst am andern Tage kurz vor dem Wegreiten zu thun; Mechmed's Vorschlag änderte jedoch die Sachlage und wir gingen zusammen nach dem Regierungsgebäude.

Dort angekommen, trat mir in dem Zimmer der Efendis ein bildschöner Saptiékapitän entgegen und fragte, nach Erwiderung des Grußes zunächst, ob ich mit meinem Saptié zufrieden gewesen wäre, was ich, lächelnd über Mechmed's verlegene Miene, ausdrücklich bejahte. Nun theilte er mir mit, daß Râuf-Pascha meine bevorstehende Ankunft in Tusla telegraphisch gemeldet und befohlen habe, mir ein Zimmer des Regierungsgebäudes als Wohnung während meines Aufenthalts anzuweisen, er fragte nun, ob mir dies recht sei. Man kann sich wol denken, daß ich freudig bejahte, und Mechmed beeilte sich hinzuzufügen, daß ich in den Hans nicht zu schlafen vermöchte und in dem

am Orte bezogenen am allerwenigsten. Solche Einmischung von Untergebenen in das Gespräch ihrer Vorgesetzten ist in der Türkei nichts Auffälliges, obwol man glauben sollte, in einem so despotisch regierten Lande sei auch der Abstand zwischen hoch und niedrig am schroffsten, was aber dort viel weniger der Fall ist als bei uns, vermuthlich weil in der Türkei sich jeder nur für den Sklaven des Sultans hält, der ihn nach Gefallen erhöhen oder erniedrigen kann. Dabei hält man doch sehr streng auf Etikette und Competenz, wie sich bei jeder Gelegenheit zeigt; so hatte unter den vielen im Zimmer zu Tusla anwesenden Efendis nur einer das Recht, nach meinen Angelegenheiten amtlich zu fragen, nämlich der erwähnte Kapitän Achmed-Efendi, obwol alle meinen in respectvollster europäischer Weise dargebrachten Gruß durch Erheben von den Polstern beantworteten. Erst als ich mit Achmed-Efendi das Nöthige verhandelt hatte, redete mich ein anderer Efendi an, der neben Râuf-Pascha der höchste Beamte der Kaïmakamie war, der sogenannte Muhassebedschi oder Oberrechnungskammer-Director. Derselbe lud mich zum Abendessen ein und verlangte zu wissen, ob ich à la turcia oder à la franca zu speisen wünschte, und ob in seinem Hause (Konak) oder in dem mir angewiesenen Zimmer. Ich bat darum, mich in türkischer Weise bewirthen zu wollen und mir das Souper nach der Kanzlei zu bringen, denn ich wußte wohl, daß den Mohammedanern nichts unangenehmer ist als der abendliche Besuch eines Mannes, noch dazu eines Franken, der die Neugier der eingesperrten Weiber immer mehr erregt als der eines Eingeborenen. Der Muhassebedschi war überdies ein echter Osmane, der nicht einmal bosnisch verstand, und von ihm konnte ich daher um so sicherer annehmen, daß er stundenlang vor meinem Besuche jedes weibliche Wesen seines Konak außer Gehör- und Gesichtsweite hinter Schloß und Riegel bringen würde. Ich sah auch an seinen Mienen, daß ihn meine Antwort sehr erfreute. Nunmehr lud mich Achmed-Efendi ein, mein Zimmer in Augenschein zu nehmen, was ich mit Freuden that. Ich war überrascht, ein großes, völlig in europäischer Weise tapeziertes Gemach mit feingemalter Decke zu finden, nur der unschöne, primitive bosnische Ofen erinnerte an türkischen Ursprung und die äußerst lässig sowie geschmacklos hergestellten hohen Thür- und Fensterflügel zeigten, daß sie von europäischen Pfuschern angefertigt waren. Den Boden bedeckte ein kostbarer persischer Teppich von herrlicher Farbenpracht und rings an den Wänden standen türkische Divane und europäische Fauteuils, auch waren ein paar europäische Tische vorhanden. Die auffallendsten Stücke unter dem Zimmergeräth waren jedenfalls die Bettgestelle in zwei gegenüberstehenden Winkeln. Es waren dies 3 Fuß hohe, zweischläfrige Polsterbänke, auf deren einer späterhin mein Lager in türkischer Manier zurecht gemacht wurde, indem man eine dünne, aber weiche zweischläfrige Matratze nebst walzenförmigen Polsterkissen (für den Kopf) darauflegte, beides mit einem durchsichtig und rauh gewebten baumwollenen Laken und dann mit einer Steppdecke, in ebensolchem Ueberzuge, bedeckte. Die Bettstücke dufteten derartig nach Dill, daß ich annehmen muß, die Türken lassen dieselben stets unter Bündeln dieses Gewächses lagern, um sie so zu parfumiren. Auch das mir in Bertschka am andern Abend gereichte Bett von genau derselben Beschaffenheit duftete ebenfalls betäubend nach Dill. Auf ihr Regierungsgebäude waren die tuslaer Türken nicht wenig stolz und sie nahmen meine Complimente wegen desselben mit sichtlicher Befriedigung entgegen. Es war noch nicht lange vollendet und, obgleich ohne allen Stil in europäischer Manier gebaut, ist es doch für den jungen Râuf-Pascha ein ehrendes Denkmal, denn es ist zu beachten, daß den bosnischen Türken keine europäische Baumeister und Bauhandwerker zur Verfügung stehen, sie vielmehr in den meisten Fällen dalmatinischen oder italienischen Schwindlern, die sich Ingenieure nennen, in die Hände fallen. Diese Leute, die von Bauen so gut wie gar nichts verstehen, machen dann die Sache gewöhnlich nur mit bosnischen Handwerkern und Tagelöhnern ab, höchstens der innere Ausbau, wie

Deckenmalerei, Tapezieren, Thüren und Fenstermachen, wird einem europäischen Handwerker übertragen, wenn sich ein solcher gerade am Orte findet und die betreffenden Arbeiten zu übernehmen den Muth hat. In der Hauptstadt Sarajewo hat man in dieser Weise eine große Kaserne für Infanterie, Cavalerie und Artillerie hergestellt, die aber jeden Augenblick den Einsturz droht, und man baute während meiner Anwesenheit an einem neuen Regierungshauptgebäude, zu dem man ausnahmsweise gebrannte statt der üblichen an der Luft getrockneten Steine nahm, doch stürzte wenige Wochen nach meiner Abreise der anscheinend solide Bau zusammen, noch ehe er vollendet war.

Nachdem ich mein Zimmer besichtigt hatte, erinnerte mich Achmed-Efendi daran, meine Sachen aus dem Han holen zu lassen, und beauftragte Mechmed, dies zu thun. Dieser weigerte sich indessen, indem er darauf hinwies, daß meine Effecten auf dem Boden der Kammer zerstreut umherlägen und er seine Hände nicht daran legen möchte. Diese Weigerung war mir sehr angenehm, doch schien sie den Efendis durchaus nicht plausibel, Mechmed machte indessen auch da noch Einwendungen, als man dem Dragoman, einem spanischen Israeliten, befahl, ihn zu begleiten, und so konnte ich, ohne beleidigendes Mistrauen zu zeigen, den Wunsch aussprechen, in Begleitung der beiden selber nach dem Han zu gehen. Dort angekommen, verlangte ich zunächst von Mechmed, daß er eine Schale Wasser hole, um meine über und über mit Lehm incrustirten Stiefel und die ebenso bespritzte Reisetasche zu reinigen, da ich den Schmuz nicht nach dem fremden Staatszimmer nehmen wollte. Hiergegen opponirte jedoch der Dragoman, indem er bemerkte, daß ich eine derartige Reinigung ja im Konak vornehmen lassen könnte, was ich gerade verhindern wollte. Mechmed hingegen benutzte diese Gelegenheit, seine größere Vertrautheit mit fränkischen Marotten zu documentiren, und that, wie ich ihm geheißen. Ich verweile bei solchen und ähnlichen kleinen Zügen, weil sie besser als summarische Aufzählungen und Reflexionen ein Bild der Orientalen geben. Während wir noch mit meinen Sachen beschäftigt waren, kam der Oghlan oder „Kellner" des Handschy herbei. Ich gab dem Manne 8 Piaster für den Kaffee, den er mir und meinen Leuten gereicht, und für die kurze Benutzung der Zelle, also eine Zahlung, wie ich sie sonst für Beherbergung und Beköstigung von zwei Mann und ihren Pferden während einer ganzen Nacht zu geben pflegte. Als wir aber die Treppe hinunterkletterten, begann der Oghlan, ein Christ griechischer Confession, mit dem Dragoman einen heftigen Zank, bei dem sich beide unter lebhaften Gesticulationen mit einer Flut von Artigkeiten überschütteten, während Mechmed grinsend sein Pferd aus dem Stalle zog. Da ich fürchtete, der Skandal würde mir bis auf die Straße folgen, fragte ich laut auf bosnisch, ob ich nicht genug bezahlt hätte, worauf der Dragoman indessen auf italienisch erwiderte, daß es sich darum nicht handle. Nunmehr gab ich Mechmed zu verstehen, daß er Ruhe stiften solle, was dieser nach einem kurzen Wortwechsel auch bewerkstelligte. Soviel ich aus dem Streite herauszuhören vermochte, beschuldigte der Kellner den Dolmetscher, daß er schuld sei an meinem Abzuge und daran, daß der „reiche Franke" nicht mehr gegeben habe, und doch hätte der Mann mit höchstens 4 Piastern zufrieden sein müssen, selbst wenn er die Benutzung der Zelle als bis zum andern Morgen reichend gerechnet hätte. Mein Abzug nach dem Konak mitten durch die Budenreihen der Stadt und nochmals vorbei an den altersgrauen Mauern des Castells erregte übrigens ungeheueres Aufsehen bei der Bevölkerung, wie ich aus den Bemerkungen der Leute hörte, die sich nunmehr alle beeilten, mir durch respectvolles Grüßen ihre Achtung zu bezeigen, denn ich mußte wol eine große Persönlichkeit sein, da der Pascha so viel Aufhebens von mir machen ließ.

Ueber die bosnische Art des Grüßens gestatte man mir einige Bemerkungen. Im allgemeinen ist es Sitte, daß der Höhere den Niedern zuerst grüßt, aber der letztere sich

zuvor ehrfurchtsvoll in eine Position versetzt, um diesen Gruß entgegenzunehmen und gleich darauf zu beantworten. In kleinern Städten, woselbst ich als Fremder, der mit den höchsten Behörden verkehrte, viel Aufmerksamkeit erregte, standen die Leute auf, wenn ich an ihren Buden vorbeiging, oder sie hielten beim Begegnen im Gehen inne und machten Front, worauf ich schnell hintereinander mit der rechten Hand Stirne, Mund und Herz berührte und dann eine Handbewegung machte, als ob ich ihnen diese meine wichtigsten Functionäre zu Füßen würfe. Die Leute machten dann genau dasselbe und oftmals durch Einknicken mit dem rechten Knie noch eine Art Kniebeugung. Unterwegs grüßten jedoch auch die Christen fast immer zuerst, indem sie mir einen Guten Tag oder ähnliches zuriefen. Vornehme Mohammedaner ritten mir, wenn sie es irgend konnten, weit aus dem Wege, und gewöhnliche Leute dieses Glaubens nahmen wenig Notiz von mir. Kommt ein Bittender niedern Standes zu einem Pascha in das Zimmer, dann geht er unter wiederholten Kniebeugungen bis zu dem hohen Herrn heran, küßt ihm die Knie und, wenn es gestattet wird, auch die Hände. Das Handküssen ist im Lande überhaupt sehr Mode und besonders erweisen Frauen und Mädchen den Männern diese Ehre, was sich sehr häßlich ansieht. Die Kopfbedeckung nehmen weder Christen noch Juden oder Türken beim Grüßen oder Verweilen in einem fremden Zimmer ab, da eine Entblößung des Hauptes in Gegenwart von Fremden für unanständig gilt. Den Mohammedanern ist sie auch durch religiöse Vorschrift verboten. In den ersten Tagen meines Aufenthalts in Bosnien, da ich noch so unerfahren war ein türkisches Fes zu tragen, glaubte ich mich der Landessitte fügen zu müssen und verweilte mit dem Fes auf dem Haupte beim Pascha oder Kaïmakam, doch wurde ich in Banjaluka, als ich einst im Hute kam, officiell durch den Dragoman im Vorzimmer belehrt, daß es mir freistände, ein Fes oder einen Hut zu tragen, daß ich aber letztern abnehmen möchte, wenn ich einen Großwürdenträger besuchte. Bei dieser Gelegenheit muß ich allen Reisenden rathen, sich ein Fes (in Aegypten Tarbusch genannt) gar nicht anzuschaffen, überhaupt nichts Orientalisches ihrer Kleidung beimischen zu wollen, denn man stellt sich dadurch, besonders durch die rothe Kopfbedeckung, den Unterthanen des Sultans gleich und büßt an Respect ein.

Der schlaue Mechmed wußte meine Umquartierungen für sich wohl zu benutzen und blieb mir bis zur Abreise als Diener attachirt. Ich ließ ihn zunächst ein Faß (Kabaut) reines Wasser holen, um mich zu waschen, und dann gab ich ihm meinen Rock zum Ausbürsten. Hierzu war natürlich eine Bürste oder Furtscha nöthig, eine solche, wie wir sie brauchen, jedoch nicht aufzutreiben, und ich lernte bei dieser Gelegenheit, daß sich die bosnischen Türken zum Kleiderreinigen eines kleinen Reisigbesens bedienen, der genau denjenigen gleicht, welche unsere Fleischer zum Abkehren ihrer Fleischerklötze benutzen. Außerdem machte ich die, angesichts meiner Aengstlichkeit wegen Reinhaltung des Zimmers beruhigende Entdeckung, daß dort schon eine gewisse Art Insekten vorhanden war. Wie hätte dies auch anders sein können! Von dem Dolmetscher ließ ich mir die Namen und Titel der Herren sagen, mit denen ich bisher zu thun gehabt hatte, denn die Türken sind hinsichtlich der richtigen Titulirung sehr empfindlich. Der gute Mann nannte den Muhassebedschi immer Moassibidschi und zog die Vocale so ineinander, daß ich ihn kaum verstand, deshalb bat ich ihn, mir diese Benennnug in mein Notizbuch zu schreiben. Er zeichnete mit unsicherer Hand die folgenden Buchstaben auf: mossbj. Beiläufig gesagt, sind diese Dolmetscher (auf türkisch: terdschümân) sehr unwissende Leute und ich fand nur zwei im Lande, die deutsch, und nur einen, der französisch konnte. Meistens beschränkt sich ihr ganzes Wissen nur auf Kenntniß der italienischen, türkischen, der Provinzialsprache und ihrer spanischen Familiensprache. Schreiben oder gar Auffassen nach fränkischer Weise können sie nicht. Jeder Pascha hat einen solchen Dragoman, der

gewöhnlich auch der Sarrâw oder Kassirer der Kaïmakamie ist. Dies ist ein ebenso einflußreiches als einträgliches Amt, welches jedoch die Inhaber bei Türken sowol als Christen sehr verhaßt macht. Der Sarrâw hat nämlich das Recht, von jedem 1000 Piaster, das durch seine Hände geht, $1\frac{1}{2}$ Piaster Beutelgeld zu fordern, doch zählt er immer 4—6 Piaster zu wenig ein, die natürlich der Empfänger verliert. Kommt ein Beamter oder Lieferant mit einer beglaubigten Zahlungsanweisung, dann hat er im Augenblicke kein Geld in der Kasse, wobei er nicht lügt, denn Betriebsfonds sind nicht vorhanden und jeder Piaster wird nach Stambul geschickt oder erhält sonst eine Verwendung sobald er einläuft. Dann bietet der Sarrâw aber die geforderte Summe vorschußweise an, zieht für diese Gefälligkeit einige Procent Provision ab und rechnet außerdem den landesüblichen Kaiserdukaten zu 62 Piastern, was für den Empfänger bei 1000 Piastern circa 4 Dukaten Verlust, für den Sarrâw aber ebenso viel Gewinn bewirkt, denn er läßt sich bei der Abrechnung mit der Behörde den Dukaten nur zum amtlichen Zwangscurse von 51 Piastern anrechnen und erhält daher für 1000 Piaster 19 Dukaten 31 Piaster, während er nur 16 Dukaten 8 Piaster ausgezahlt hat. Außerdem weiß er noch bei der Umrechnung des „schlechten“ und des „schweren“ Silbergeldes zu verdienen. Zu erstern gehören die vielerlei türkischen, zu letzterm die massenhaft circulirenden ausländischen Münzen österreichischen, russischen und französischen Ursprungs. Der Sarrâw, beziehentlich Dragoman lebt und denkt wie alle Bosniaken echt orientalisch, kleidet sich jedoch nach türkischer Beamtenweise europäisch, nur das Fes muß er beibehalten. Alle seine männlichen Verwandten benutzen seine Stellung, um ebenfalls aus der demüthigenden Judentracht in die türkisch-europäische zu schlüpfen, die ich nicht reformtürkisch nenne, weil die sogenannten Reformtürken die eingefleischtesten Stockmohammedaner und Osmanen sind, was in Europa nicht allgemein bekannt ist.

Das Ergebniß der Unterhaltung mit dem in Rede stehenden Dragoman mußte wol meine Wirthe nicht befriedigt haben, denn plötzlich trat Achmed-Efendi mit den deutsch gesprochenen Worten herein: „Guten Tag mein Herr! wie geht's?“ Unbefangen erwiderte ich in meiner Muttersprache: „Recht gut!“ Damit war es indessen mit Achmed's Deutsch zu Ende, denn nun rief er sichtlich befriedigt in bosnischer Sprache aus: „Du bist also ein Deutscher, denn nur die Deutschen antworten mit gut!“ Dann ergriff er meine auf dem Tische liegende türkisch-deutsche Phraseologie und legte mir mit Hülfe derselben verschiedene Fragen nach meinem Befinden und meinen Wünschen vor, suchte auch schöne Sprüche heraus, denen er eine Nutzanwendung auf das Verhältniß Preußens und Oesterreichs gab. Beiläufig gesagt, hassen die Türken und überhaupt alle Mohammedaner das jetzt so türkenfreundliche Oesterreich am allermeisten von allen Giaurstaaten, weil in ihrer Ueberlieferung feststeht, daß die Siege der Alamanlar im 17. und 18. Jahrhundert die Türkei zuerst erschüttert und dadurch ihr Sinken unter Rußlands Streichen vorbereitet haben, was ganz richtig ist. Während ich mich noch mit Achmed unterhielt, fanden sich erst einige und dann plötzlich etwa ein Dutzend Efendis und Offiziere vor meinem Zimmer ein. Sie hatten einen jungen Lieutenant bei sich, einen prächtig schönen Menschen, der als Diener einer türkischen Waffencommission in Paris fließend französisch gelernt hatte. Den Luxus eines Hemdes kannte er nicht, denn seine Brust und sein Hals waren bloß, sodaß er sich den Uniformrock mit den Fingern zusammenhielt. Er fragte mich nun im Namen des Muhassebedschi nach allen möglichen Wünschen, die ich haben könnte und nach meinem Befinden sowie nach meiner Zufriedenheit mit dem Zimmer und was ich sonst gefunden. Ich konnte in letzterer Beziehung nur meinen wärmsten Dank aussprechen und hinsichtlich des erstern Punktes wieder nur das Verlangen zu erkennen geben, eine Stunde allein gelassen zu werden. Meine Antwort schien die Herren nicht zu befriedigen, sie conferirten halblaut miteinander und dann holte der sprachkundige

Lieutenant Pissar (d. h. der Schreiber) förmlich zu einer Standrede folgenden Inhalts aus: „Wenn ein Türke sich in Preußen aufhielte, dann stände er unter dem Schutze meines Landes, sei dessen Gast und genösse je nach seinem türkischen Range alle ihm zukommenden Ehren. Ich sei nun der Gast der Türken und stände unter ihrem Schutze und sie seien bereit, mir alle Ehren zukommen zu lassen, die ich nach meinem Stande in der Heimat zu fordern hätte, da sie diese jedoch nicht kennten, so bäten sie mich dringend, nur zu sagen, was sie noch vergessen und deshalb zu thun hätten, sie wären freudig zu allem bereit.“ Derartig wirkte das Ansehen und der Einfluß des norddeutschen Consuls nach, als dessen Schützling und Gast ich in Sarajewo aufgetreten war, und vielleicht die wunderlichen, aber ehrenvollen Gerüchte, welche die österreichischen Kreise Sarajewos über mich in Umlauf gesetzt hatten. Zur Sache hatte ich übrigens Mühe, ein Lachen bei dem Gedanken zu unterdrücken, welche Ehren man von Amts wegen daheim einem Schriftsteller angedeihen läßt, doch beherrschte ich mich und dankte in begeisterten Worten für die bewiesene türkische Gastfreundschaft, die in der That, wenn sie einmal gewährt wird, alles übertrifft, und bat zum Schluß nochmals, allein sein zu dürfen, was man mir endlich gewährte.

Nach Verlauf von etwa einer Stunde kam Mechmed mit einem 3 Fuß hohen Tisch, welcher beinahe so aussah wie ein achteckiges gothisches Häuschen, und dann brachte er die große kupferne Platte mit niedrigem Rande, auf welcher die mir zugedachten Speisen in zinnernen Schüsseln standen, die mit Deckeln aus demselben Metall dicht zugedeckt waren. Messer, Gabeln und Löffel waren von Silber und deutsches Fabrikat. In den ärmlichen Hans an der Landstraße wurden mir die Schüsseln nicht immer auf einer Platte servirt, sondern meistens auf dem bloßen Boden vorgesetzt, ein achteckiges Eßtischchen, aber blos 1½ Fuß hoch, fand ich nur in Trawnik. Ich habe mehrfach gelesen, daß sich die Türken zu jedem Mund voll Suppe eines neuen Löffels bedienen sollen, doch habe ich einen derartigen Luxus nirgends beobachtet, obwol ich in Sarajewo mit den vornehmsten Türken an einem Tische und in den Hans mit meinen Saptiés mitunter aus einer und derselben Schüssel essen mußte. Beiläufig gesagt, bedienen sich die Orientalen, gleichviel ob Christen, Juden oder Mohammedaner beim Speisen nur der Löffel, sonst immer der bloßen Finger, wenn sie unter sich sind, und sie genirten sich, mich dies sehen zu lassen. Dabei sind sie raffinirte Kochkünstler und besonders Meister im Herstellen der mannichfaltigsten Pastetchen und Mehlspeisen. Auch mein Tisch in Tusla enthielt eine wahre Musterkarte ihrer culinarischen Leistungsfähigkeit und außerdem wurde mir eine Kanne Mostarwein vorgesetzt, ein schwerer, rubinfarbener und köstlich duftender Wein aus der Herzegowina. Während des Essens stand Mechmed hinter mir, weil er in Sarajewo gelernt hatte, daß dies bei Franken so der Brauch ist, während sonst der Aufwartende vor dem Speisenden steht und zwar mit der Schüssel in der Hand, die zunächst an die Reihe kommen soll. Nach dem Essen erschien Omar, ein baumlanger hagerer Bosniak, und brachte mein Bett, das er zurechtmachte, worauf er mir mit einer Art Wichtigthuerei erklärte, daß, wenn ich nun noch Wünsche hätte, ich mich an ihn zu wenden habe, er schliefe außen, vor meiner Thürschwelle.

Ich hatte gehofft, mich nunmehr der langentbehrten Nachtruhe hingeben zu können, doch sollte ich noch bis 10 Uhr einen höchst lehrreichen Besuch haben. Achmed wollte nämlich die Gelegenheit benutzen, sich über recht vieles belehren zu lassen, und dabei profitirte ich am meisten. Er kam in Begleitung eines Saptiélieutenants und eines österreichischen Israeliten, Namens Julius Roth, der am Orte wohnte und zur Belebung der Unterhaltung als Dolmetscher dienen sollte, wozu ihn seine Intelligenz vortrefflich befähigte. Der Lieutenant verweilte barfüßig bei mir, was sich recht komisch ausnahm, da er seine moderne Uniform bis an den Hals zugeknöpft und den Degen an der Seite

hatte; der israelitische Dolmetscher erschien in Strümpfen, Achmed hingegen, der Galloschen trug, kam in Stiefeln. Wer keine Ueberschuhe hat, läßt nämlich seine sonstige Fußbekleidung draußen, wenn er ein Zimmer betritt, und geht völlig barfuß einher, da Strümpfe im Sommer nicht im Gebrauch sind. Ich hatte der Schönheit bosnischer und osmanischer Männer häufig Erwähnung gethan, und füge deshalb hier ein, daß ich nirgends so viele schöne Männer gesehen habe als unter den Serben und Kroaten überhaupt, ganz besonders aber in Bosnien. Häßliche Männer gehörten dort sowie schöne Weiber zu den Ausnahmen. Auch Achmed-Efendi war mir wegen seiner Schönheit aufgefallen, doch schwand meine Bewunderung, wie in den meisten andern Fällen, als ich ihm genauer in die Augen sah, denn in diesen vermißte ich jenes unbeschreibliche Etwas, von dem auch Bulwer bei Beschreibung einer Persönlichkeit in seinem Roman „The children of the night" spricht, jenen Ausdruck von Geist nämlich, den nur wissenschaftliches Studium und überhaupt Wissen gewährt, der aber hinreicht, das häßlichste Gesicht interessant und ein schönes Gesicht bezaubernd zu machen. Auch unter den Mohammedanern habe ich einzelne solcher geadelten Gesichter angetroffen, so z. B. in Sarajewo, woselbst ich unter andern einen gewissen Teffik-Bei kennen lernte, den ich zuerst für einen gelehrten deutschen Ingenieur hielt und auf deutsch anredete. Es ergab sich freilich sofort, daß er weder deutsch noch französisch konnte, aber er hatte die ebenso unfruchtbaren wie wohlduftenden Schätze arabischer, persischer und osmanischer Literatur durchwühlt und die Wirkung des Wissens bleibt immer dieselbe, sie veredelt. Darum war es mir ordentlich schmerzlich, so oft die herrlichsten Köpfe trotz des intelligenten Ausdrucks seelenlos zu finden. Achmed war auf seinen Rang sehr eitel und nahm wiederholt Veranlassung, mir denselben zu demonstriren, indem er sagte: „Lieutenant so hoch", und dabei mit der Hand die Größe eines Kindes andeutete, „Capetân so hoch", worauf er die Größe eines Jünglings markirte, während ich dann jedesmal, um ihm mein Sachverständniß zu zeigen, hinzufügte: „und Bin-Bëi (Major) so hoch", nämlich einen Kopf größer als ein gewöhnlicher Mann. Meine Einladung zum Weintrinken lehnte er ab, gab aber zu, früher dies verbotene Getränk genossen zu haben, doch hätte ihm sein Herz gesagt, daß er damit sündige. Im stillen trinken diese Herren jedoch meistens alle Wein und ganz offen Branntwein und Rum, weil diese letztern vom Propheten nicht verboten worden sind. Achmed wünschte vor allen Dingen zu wissen, worin der Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken läge, was ich ihm, wie es schien, zu seiner Befriedigung, erklärte. Minder leicht oder gar nicht begriff er hingegen die ihm auf Wunsch ertheilte Auskunft über das Verhältniß Deutschlands zu Preußen und Oesterreich. Daß die Preußen und ein großer Theil der Oesterreicher Deutsche seien, war ihm ganz unbegreiflich und noch mehr verwirrte ihn die Mittheilung, daß Preußen und theilweise Oesterreich in Deutschland lägen. Er theilte den in der Türkei verbreiteten Glauben, daß Deutschland ein gewisser Theil Oesterreichs sei, gewissermaßen eine kleine Provinz dieses Staates. Ueber die Geographie und Statistik kann man mit diesen Leuten, deren Unwissenheit unglaublich ist, gar nicht sprechen, fragten mich doch Paschas, was denn eigentlich Berlin wäre! Zahlenangaben über die Gesammtbevölkerung einer großen Stadt verstehen sie nicht, weil ihnen der Begriff für größere Summen gänzlich fehlt. Nur über Orte, Gebirge und Flüsse ihrer Provinz, soweit Lage und Namen in Betracht kommen, sind sie im Stande einige Auskunft zu ertheilen, jedoch können sie niemals Einwohnerzahlen, sondern nur Häuserzahlen eines Orts angeben. Man kann daraus entnehmen, welchen Werth die so häufig aus der Türkei mitgetheilten statistischen Notizen haben, zumal noch hinzukommt, daß die Beamten, um ihre Steuerunterschleife zu verdecken, über Menschen und Vieh falsche Zahlen angeben, selbst wenn sie besser unterrichtet sind. Hinsichtlich der Menschenzählung sei noch darauf hingewiesen, daß die Individuen weib-

lichen Geschlechts nie mitgezählt werden, überdies gibt es keine Civilstandsregister. Trotz aller Unwissenheit sind die Türken dennoch intelligent und, wenn sie ein müßiges und behagliches Leben führen können, denken sie auch über ihre politische Lage nach, wie mir unter anderm Achmed durch folgende Aeußerungen verrieth: In der Türkei habe der Sultan die Macht, dem niedrigsten Manne das höchste Amt zu geben und den höchsten und überhaupt jeden Beamten ohne weiteres abzusetzen. Er habe gehört, daß es bei den Franken anders wäre, indem nur das Volk solche Machtbefugniß besitze und nicht der Padischah; ob dies wahr sei? Ich konnte dies natürlich nur bedingungsweise zugeben, und mußte einräumen, daß die Herrscher des Abendlandes sich auch das Recht vorbehalten hätten, Beamte und Offiziere nach ihrem Belieben wenigstens zu erhöhen und sogar Leuten, die nicht die vorschriftsmäßigen Studien gemacht hätten, gewisse Aemter zu verleihen, nur im Absetzen hätten sie keine unumschränkte Macht. Darauf erklärte er mir, daß ihn (Achmed) der Sultan auch nicht absetzen könne, denn er sei Soldat, doch könne er ihn einsperren lassen oder nach einem entlegenen Orte versetzen. Dann kam er auf das Schicksal Mitdhat-Pascha's zu sprechen, den der Sultan erst zum Valy oder Generalgouverneur Bulgariens ernannt und nun abgesetzt habe. Er pries diesen unter den Christen übel berüchtigten Türken wegen seiner Klugheit und Geschicklichkeit, verherrlichte seine Thaten und besonders seinen Erfolg in Widdin, welchen Ort er aus einem elenden Nest in eine prächtige Stadt verwandelt habe. Mein Staunen über Achmed's politische Intelligenz wurde einigermaßen gedämpft, als er mir mittheilte, daß er in Belgrad geboren und erzogen worden sei. Er sei übrigens, wie er hinzufügte, kein mohammedanischer Serbe, sondern ein echter Osmane, wie dies auch sein Landsmann Reschid-Efendi wäre. Die Bekanntschaft des letztern hatte ich in Sarajewo gemacht und war mitunter betroffen über die Kenntnisse und Bildung dieses Türken gewesen. Auf die Serben war Achmed natürlich nicht gut zu sprechen und nannte sie wiederholt Mörder und Räuber. Der barfüßige Lieutenant mischte sich auch einigemal in das Gespräch, fragte nach verschiedenen preußischen Beis und Paschas, mit denen er in Berührung gekommen sein wollte, konnte mir aber leider die deutschen Namen dieser Herren nicht nennen. Dann wünschte er zu wissen, wie mir die Tapeten im Konak des Valy zu Sarajewo gefallen hätten und wie mir diejenigen in meinem Zimmer gefielen. Ohne zu ahnen, um was es sich handelte, gab ich doch ein lobendes Urtheil ab, und nun erklärte mir der Lieutenant, daß er selber diese Tapeten aufgeklebt habe und Achmed beeilte sich, mir die Versicherung zu geben, daß der Lieutenant ein sehr geschickter Tapezierer sei. Ich muß bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß man häufig die türkischen Offiziere, selbst diejenigen höhern Ranges, sich bei ganz untergeordneten Verrichtungen ihrer Untergebenen betheiligen sieht, und daß z. B. ein Liwa oder Brigadegeneral mit der größten Unbefangenheit, ja mit einem gewissen Selbstgefühl für einen Valy Lakaiendienste verrichtet. Die Offiziere sind in geistiger Beziehung ihren Untergebenen um nichts voraus, da sie ihre Stellen nicht wegen größerer Kenntnisse oder Befähigung, sondern einzig und allein für Geld oder aus Laune der Paschas erhalten. Besonders Pfeifenstopfer und andere Diener der letztgenannten Hochwürdenträger liefern ein zahlreiches Contingent des Offizier- und auch des Beamtencorps. Der Umstand indessen, daß diese Leute ihre resp. Muttersprache (Serbisch, Bulgarisch u. s. w.) durchweg correct sprechen, weil es bei ihnen nicht wie bei uns eine Sprache für den Gebildeten und eine solche für den Ungebildeten gibt, bedeckt das Anstößige in ihrem Emporsteigen. Hierzu kommt noch, daß es in der Türkei gar keinen Pöbel gibt, vielmehr hoch und niedrig sich eines ungemein anständigen, ja geschliffenen Benehmens befleißigt; was einem untergeordneten Menschen hierin fehlen sollte, lernt er vermöge seines Nachahmungstriebes in wenigen Tagen, sobald er in höhere Kreise aufrückt.

Als die Herren um 10 Uhr noch keine Anstalten machten, mich zu verlassen, gähnte ich ein paar mal hinter der Hand, und sofort wußten sie, was das zu bedeuten habe, und empfahlen sich unter schwülstigen Wünschen für meine Nachtruhe. Dieselbe war ungestört und stärkte mich zum fleißigen Beobachten am andern Tage. Früh morgens um 6 Uhr klopfte Omar an meine Thür und brachte mir nach dem Oeffnen zunächst Waschwasser. Wenn die Orientalen sich nicht des fließenden Wassers zur Reinigung bedienen, dann helfen sie sich gegenseitig bei der Vornahme dieser Verrichtung, indem sie sich aus einer Kanne, die fast wie eine Theekanne aussieht, das Wasser in die Hände gießen; das Naß lassen sie entweder auf den Boden fließen oder aber in eine Schüssel, die in halber Tiefe einen hochgewölbten und durchlöcherten Deckel trägt, durch den das nach Berührung mit dem Körper für unrein geltende Wasser abläuft und sich dergestalt dem Auge und der weitern Benutzung entzieht. Handtücher, darauf muß ich jeden Reisenden aufmerksam machen, werden nirgends verabreicht, da jedermann ein solches bei sich führt. Ich hatte dies nicht gewußt und mußte mich deshalb mit Taschentüchern behelfen. Gleich nach der Waschung brachte mir Omar, wie das Landesbrauch ist, eins jener winzigen Schälchen Kaffee, deren man im Laufe des Tages wol ein Dutzend genießt, wenn man viele Besuche zu machen hat. Leider essen die Türken vormittags gar nichts und erst zwischen 12 und 1 Uhr halten sie ein Frühstück ab, welches unserm Mittagsmahle gleichkommt. Um nicht so lange hungern zu müssen, schickte ich Omar fort, für einen Piaster Brot zu kaufen, das einzige was als Reiseproviant zum Verzehren während des Reitens geeignet ist und zu haben war. Omar brachte vier Laibe eines Gebäckes, das etwa den schlechtesten deutschen Salz- oder Afterkuchen glich, und Hr. Roth bedauerte, meinen Wunsch nicht am Abend zuvor gekannt zu haben, andernfalls hätte seine Frau für mich deutsches Brot in ihrem Hause gebacken. Dies müssen die dortigen Europäerinnen immer thun, wollen sie unserm Magen zusagendes Gebäck auf die Tafel bringen. Mein Zimmer füllte sich bald nach meinem Aufstehen mit Besuchern, was nämlich bei diesen Leuten eine Ehrenbezeigung ist, mir aber keineswegs angenehm war, weil ich es mit dem Aufbruche eilig hatte und noch meine Sachen wegpacken mußte. Der Muhassebedschi erschien ebenfalls, ging aber bald wieder fort, weil, wie er sagte, ich noch zu beschäftigt sei. Ich wurde dann noch genöthigt, als Arzt mein Licht leuchten zu lassen, obwol ich erklärte, ich sei kein Jünger Aesculap's. Dafür hatte ich Mechmed zu danken, dessen Hinken mir unterwegs aufgefallen war, weshalb ich mir seinen kranken Fuß zeigen ließ und ihm dann, zum Reinigen einer vernachlässigten Verletzung unter den Zehen, Chlorwasser gab, das ich ihm bereitete. Davon hatte Tachsin-Efendi, der Schwiegersohn des Marschalls vom 3. Armeecorps, gehört und verlangte nun, daß ich sein augenkrankes Töchterchen sehen sollte. Das Kind erwies sich nicht als augenkrank, sondern als vollkommen skrofulös, wie ich auf den ersten Blick sah, und wie mir in Bertschka von dem dortigen Gastwirth Ignaz bestätigt wurde, denn ein hannoverischer Arzt in türkischen Diensten hatte ihm dies einst gesagt. Ich konnte bei dieser Gelegenheit wieder einige Blicke in die türkischen Zustände thun. Man bedenke, daß Tachsin-Efendi etwa den Rang eines Geheimraths bekleidete, ein kolossales Vermögen besaß, und als Schwiegersohn eines Marschalls den höchsten türkischen Gesellschaftskreisen angehörte. Er hatte mit mir die Nothwendigeit einer Reise nach Berlin zum Dr. von Gräfe berathen, dessen Ruf bis zu ihm gedrungen war, und wünschte zu wissen, ob er diese Reise nebst Aufenthalt in der norddeutschen Hauptstadt mit 500 Dukaten bestreiten könnte. Und nun brachte er mir ein vierjähriges Töchterchen, sein einziges Kind, dessen Hals von widerlichen Insekten völlig zerbissen war und das auf dem kranken Auge einen Korânspruch, auf Pergament geschrieben, trug! Der letztere war in Gestalt eines Dreiecks zusammengefaltet und belästigte das arme Geschöpf augenscheinlich, deshalb verordnete ich (da ich

durchaus verordnen mußte!), daß dies Marterinstrument, welches den bösen Geist abhalten sollte, vom Auge fort und bis in die Mitte der Stirn gerückt werde, doch konnte ich dies nicht erreichen, kaum daß sie es bis auf die Augenbraunen hinaufrückten. Mein zuerst geäußerter Wunsch, es ganz zu entfernen, erfüllte alle, den intelligenten Achmed eingeschlossen, mit augenscheinlichem Entsetzen. Hr. Roth flüsterte mir zu, daß sie den famosen Spruch, sobald mir das Kind aus den Augen wäre, unbedingt wieder auf den alten Platz mitten auf den Augapfel rücken würden. Zu meinem Rathe, dem Kinde dann und wann einen leicht abführenden Thee zu geben, bemerkte er, daß dies unnütz sei, da die Insekten für Blutentziehung sorgten, wie ich sehen würde, wenn ich des Kindes Halstuch lüftete. Ich wünschte ferner, daß das kleine Wesen nicht dem Zuge und dem Rauche ausgesetzt würde. Was Zug bedeutete, mußte ich den Leuten, die ganz unempfindlich gegen denselben, aber sehr empfindlich gegen kaltes Wasser sind, erst erklären, und dann gaben sie mir zu verstehen, daß sie auf dieses Kühlungsmittel nicht verzichten könnten; was jedoch den Rauch beträfe, so hätte das Kind in der Küche nichts zu thun, und den Tabackrauch, den die Damen erzeugten, könnte man nicht bannen, auch würde es eine schlimme Strafe für das (vierjährige!) Mädchen sein, wenn es selber nicht mehr seinen Tschibuk oder seine Cigarette rauchen dürfe! Nicht einmal dazu konnte ich diese Menschen bewegen, eine Aenderung der Kost der kleinen Patientin zu versprechen. Und wer hatte die Enkelin eines Marschalls bisher behandelt? Eine alte Frau, welche von Zeit zu Zeit einen neuen Spruch aufzulegen verordnete und das Auge in eiskaltem Wasser badete. Hoch und niedrig in der Türkei steht sich geistig völlig gleich!

Nach einer Weile kam der Muhassebedschi zurück und erklärte mir, daß er den schriftlichen Befehl ertheilt habe, mich in Bertschka in gleicher Weise wie in Tusla im Regierungsgebäude aufzunehmen, daß er mir außerdem zwei Saptiés zur Begleitung angewiesen habe, damit ich den Rest meiner Reise in vollkommener Sicherheit zurücklegen könne. Ich dankte selbstverständlich für alles in der verbindlichsten Weise, sprach aber zu Hrn. Roth meine Verwunderung über die doppelte Bedeckung aus, worauf dieser entgegnete, daß sich entlassene Soldaten in der Gegend umhertrieben und man fürchte, ich könnte mit diesen in Conflict gerathen. In Bertschka erfuhr ich jedoch den wahren Grund. Nicht entlassene, sondern 18 desertirte Soldaten, und zwar Albanesen, die seit sechs Monaten keinen Sold erhalten hatten, raubten und mordeten paarweise in der Gegend. Dem Muhassebedschi schenkte ich dann meinen eisernen Bestand von Chocolade. der mir nichts mehr nützte, und erklärte ihm die Zubereitung dieses Stärkungsmittels, das er noch nicht kannte, warnte ihn auch vor dem Zuviel, da es stimulirende Wirkung habe. Letztere Mittheilung schien ihn jedoch sehr zu erfreuen, denn die Türken essen geflissentlich stimulirende Gerichte, wie ich in Bertschka lernte, woselbst ich eine solche Speise mit verzehren helfen mußte, die sie Bangja nannten, aber nichts von der gefürchteten Wirkung verspürte.

Beim Wegreiten gab mir das gesammte Personal das Geleit, auch Mechmed stand grinsend unter dem Haufen, und Achmed benutzte die Gelegenheit, den Sprachkundigen zu spielen, indem er mir zweimal „Adieu, Hr. Franz!" zurief, worauf ich ihm zu Gefallen einige Worte in deutscher Sprache erwiderte.

Die Gegend, welche ich bis Bertschka zu durchreiten hatte, erwies sich als eine höchst anmuthige, und ihr Anblick vermochte selbst die unwissenden und rohen Leute, meine Saptiés, zu Zeichen der Bewunderung hinzureißen, denn als solche nehme ich ihren wiederholten Zuruf: „Sieh! wie schön es hier ist!" Eine genaue Beschreibung des Gesehenen würde indessen zu viel Raum beanspruchen und ist schon an anderer Stelle gegeben worden, deshalb bitte ich, mit der folgenden kurzen Schilderung der Scenerie

fürliebnehmen zu wollen. Von Tusla führt der Weg nordwärts zunächst durch ein breites Thal mit mäßig hohen Wänden, das nach dem Bache, welcher es durchströmt, das Solinathal genannt wird. Allmählich verengert sich dies Thal und seine Ränder steigen höher, bis sie sich mit ihrem Ursprunge, der von Ost nach West streichenden Majewitza-Planiná, vereinigen, die aus vier übereinandergethürmten Terrassen besteht und relativ 800 Fuß hoch zu sein scheint. Dieselbe ist auf ihrem Südabhange mit Eichen bewachsen, auf der steil abfallenden Nordseite hingegen mit Buchen, Linden, Ulmen und andern Laubbäumen; dort hört auch der fette Lehmboden auf, den ich während der letzten ganzen Tagereise betreten hatte, und ein minder fruchtbares Erdreich beginnt. Von der Majewitza gelangte ich in ein nicht sehr breites, aber mehrere Meilen langes Thal, das sich im Zickzack nach Norden zieht und von dem reißenden Schiboschtschitza-bache durchströmt wird, dessen Quelle ich am Nordabhange der Majewitza wahrnehmen konnte. Bei dem Han von Petschnik verließ ich dies Thal und stieg links über die dort sehr steile Thalwand nach dem 500 Fuß höhern Plateau hinauf, welches nur sanft gerundete Hügel, aber keine Felsbildungen zeigt, und sich allmählich zu jener glatten Ebene verflacht, die sich in der Breite von mehrern Meilen zu beiden Seiten der Save ausdehnt. Die schönsten Punkte auf dieser an Schönheit wahrlich nicht armen und 9 türkische Wegstunden langen Strecke sind die Gegend zunächst der Schiboschtschitzaquelle und die aufwärts führenden Schluchten beim Petschnikhan. Bei dem letztern zeigen die steilen Felsen merkwürdige Höhenbildungen, die wol eine genauere Untersuchung verdienten — ich meines Theils mußte eilen, um noch vor Sonnenuntergang zu meinem mich in Bertschka erwartenden Wirthe zu gelangen, denn nach diesem Augenblicke stört man die Türken nicht gern. Die Wände, welche das Schiboschtschitzathal einfassen, sind 2—500 Fuß hoch, steil und vom Grat bis zum Fuße dicht mit Laubholz bewachsen. Der Boden des Thals ist meistens sehr steinig und wir mußten wol zwanzigmal den breiten, aber seichten Bach durchreiten. Von einer Brücke oder einem Wege war keine Spur vorhanden, ein Weg ist eigentlich auch nicht in dem Solinathale und auf der Majewitza-Planiná — man reitet eben da, wo man Platz findet und die meisten Pferdespuren sieht. Erst in der Saveebene kam ich auf etwas, das sich allenfalls mit dem schlechtesten deutschen Feldwege vergleichen ließ, für bosnische Pferde aber eine wahre Rennbahn war. Dörfer sah ich erst in dieser Ebene und auf dem vorher überschrittenen Plateau; auf der Majewitza sah ich eins, die andern Häuschen in dem Solinathale gehörten indessen noch zur Gemeinde Tusla; in dem Schiboschtschitzathale sah ich nur einen Han, der zum Dorfe Lipnik gehörte, sonst nur einige verlassene und verfallene Hütten, da die Christen, welche dort hauptsächlich wohnen, ihre Häuschen soviel wie möglich im Gebirge verstecken. Das Reiten südlich von der Majewitza war äußerst beschwerlich, weil der Lehmboden während des Regens so viele tiefe Pferdetritte aufgenommen hatte, die dann ausgetrocknet waren und für unsere Thiere wahre Beinbrechlöcher bildeten, weshalb wir ungemein aufpassen mußten, abgesehen von andern Unzuträglichkeiten. Das Hinabklettern von der Majewitza dauerte dreiviertel Stunden, wobei wir die Pferde zu führen genöthigt waren. Abschüssige Stellen und Baumwurzeln sind dort das schlimmste Hinderniß. Das Terrain, welches dann im Thale folgte, würde in unserm Lande als unpassirbar für Reiter gelten, für bosnische Pferde war es jedoch so gut wie Chaussee.

Zwei Stunden nach dem Verlassen Tuslas erreichten wir den Grat der Majewitza und zugleich eine dort oben befindliche Karáula, das ist ein Wachthaus, in welchem mohammedanische Milizen logiren, die den Reisenden, wenn er es wünscht und Bakhschisch gibt, eine oder zwei Stunden weit escortiren, um ihn gegen Räuber zu schützen. Solcher Karáulas fand ich mehrere auf ganz abgelegenen Gebirgsübergängen und in andern versteckten Winkeln. Kein einziger Mensch war uns bis dahin zu Gesicht gekommen, dort

oben saßen aber einige Reisende am Feuer und ließen sich Kaffee kochen, wie auch wir thaten, während ich mir von Saly und Omar, meinen Saptiés, die nach Süden weit übersichtliche Gegend erklären ließ und Notizen machte. Die Stille und Oede mancher bosnischen Gegenden könnte auf einen ohne Begleitung reisenden Fremden drückend wirken; kein Mensch zu sehen und nur selten ein Thier zu hören, alles todt und einsam in den herrlichen Urwäldern und den oftmals entzückend schönen Thälern. Der einzige Laut, der dann und wann die Stille unterbricht, ist der Lockruf der wilden Ringeltaube und der Schrei der Elster. Im Solinathale sah ich eine Elster hoch oben in der Luft einen ansehnlichen Raubvogel angreifen, der mir ein Eulenfalke zu sein schien. Ich fragte meine Begleiter, ob das nicht ein Sokol (Falke) wäre, sie aber erwiderten, daß sie das Thier Orao (Adler) nennten, und dann tauschten sie ihre Bemerkungen darüber aus, daß jener Vogel in „meiner" Sprache Sokol hieße. Diese beiden Vögel waren die einzigen lebenden Wesen, welche ich bis zur Karáula sah. Auch auf dem Wege zum Lipnikhan war nichts zu sehen oder zu hören, erst kurz vor dieser Stätte trafen wir ein Rudel Ferkel am Bache und ich beobachtete scharf meine nach Landessitte vorausreitenden Begleiter, wie sie sich diesen unreinen Thieren gegenüber benehmen würden. Sie blickten dieselben jedoch gleichgültig an, ohne irgendein Zeichen des Abscheus, und ritten ihnen nicht einmal aus dem Wege. Gleich darauf erreichten wir den Han, woselbst wir ein „Fruschtuk" einnahmen, so haben nämlich die Bosniaken unser „Frühstück" verwandelt und in ihre Sprache als integrirenden Bestandtheil aufgenommen. Die Bereicherung ihres Idioms um ein anderes Wort, nämlich „Freilein", gereicht uns indessen nicht zur Ehre; denn es bedeutet bei ihnen Prostituirte. Und mit solchen, obwol an Eingeborenen dieses Berufes kein Mangel ist, versorgen noch heute Commissionäre, meist ungarische Israeliten, die feinern Hans der Türkei. Diese Mädchen sind gewöhnlich deutscher oder ungarischer Abkunft!

Im Han trafen wir eine muntere Gesellschaft von Lungerern aus der Nachbarschaft und einigen reisenden Türken. Die letztern machten sich das Vergnügen, ihre Flinten in die Luft zu schießen, vermuthlich weil sie dem Sliwowitz oder Pflaumenbranntwein fleißig zugesprochen hatten, wenigstens schienen sie sehr angeheitert. Die Feuerwaffen dieser Leute, dies sei hier erwähnt, haben sämmtlich Steinschlösser, auch die Saptiés führen noch den Feuerstein, das Steinalter ist also unter den Bosniaken noch nicht ganz überwunden. Ihr Pulver wird in sehr primitiver Weise im Lande fabricirt, und ist so grob unregelmäßig geformt, daß ich es anfangs auf ihren Pfannen für Schmutzklümpchen hielt. Der Han war ziemlich geräumig und umschloß einen Hof, was man bei diesen Etablissements im offenen Lande selten findet. Im untern Stock wohnte der Wirth, ein Rajah, und außerdem befanden sich dort die Pferdeställe. Im obern Stock, der nach innen eine hölzerne Galerie bildete, lagen die „Fremdenstuben", und die Galerie vertrat die Stelle des allgemeinen Gastzimmers. Vor dem Hause war eine große Laube aus verwelkten Baumzweigen, in der ich meinen Aufenthalt nahm, weil mir vor dem Verweilen im Hause graute. Der dicke Rauch eines dort qualmenden Kochfeuers belästigte mich zwar, doch baute ich mir einen Sitz zurecht und nahm ein leeres Branntweinfaß zum Tische. So war ich wenigstens vor dem geschützt, was ich in Bosnien am meisten fürchtete. Meine Saptiés und der Wirth waren mit dieser Niederlassung jedoch keineswegs zufrieden, wünschten vielmehr, daß ich im Innern des Gebäudes verweilen sollte; erstere wollten dies, damit sie mich unter Augen behielten, und letzterer fand darin eine Ehrensache. Mir blieb nichts übrig, als ihnen die drei Worte bluhi, wlaschi und uschi zuzurufen und den Saptiés kurz zu sagen: „Geht hinein und esset!" Ich ließ mir in hölzernen Schüsseln süße Milch und Kaïmak geben, wozu ich vom mitgenommenen Brote aß. Kaïmak oder abgeschöpfte dicke Sahne ist, beiläufig gesagt, ein bosnisches National-

gericht, das häufig noch durch Zusatz von Honig (med) gewürzt wird. Meine Saptiés aßen das, was ich übrigließ, denn es ist der Brauch, daß der Reisende das, was er nicht verzehrt, seiner Begleitung gibt. Außerdem bestellte ich für sie die Gerichte, ohne welche ein Bosniak nicht leben kann, nämlich Aschenkuchen (kuka oder chlebba), frischen Käse (sir), sauere Milch (sirutka) und Lauch (luka). Für einen europäischen Magen sind diese schönen Dinge, bis auf sir, schlechterdings ungenießbar und erzeugen arge Unterleibsbeschwerden. Der Aschenkuchen besteht aus geschrotetem Roggen, wird in der glühenden Asche gebacken und heiß verzehrt, nachdem er zuvor mit Wasser abgespült und dies am Feuer wieder abgetrocknet worden ist. Die Sirutka besteht aus einem Bodensatz von Käse und darüberstehendem grünlichen Wasser, sie gibt an Säure dem schärfsten Essig nichts nach und in sie brockt sich der Bosniak den heißen Kuka und verzehrt diese köstliche Mischung dann unter sichtlichem Wohlbehagen mit Hülfe eines hölzernen Löffels. Vom Lauch genießt er als Würze etwa ein Dutzend Pflanzen mit Zwiebeln sammt den fingerdicken, fußlangen Stengeln in Salz getaucht. Der Athem dieser Leute ist deshalb unausstehlich, und mir wurde allemal schlimm, wenn ich aus der köstlichen Bergluft mit meinen Begleitern in die enge Kammer eines an sich schon übelriechenden Hans trat. In wenigen Augenblicken war der Raum mit Knoblauchsduft erfüllt. Ein Schälchen Kaffee eröffnet und schließt jede Mahlzeit. In manchen der ärmlichen Hans kann man auch nichts weiter als diese aufregende Erfrischung erhalten, nicht einmal Kuka ist zu jeder Zeit zu haben. Das mit einer gewissen Wehmuth ausgesprochene Wort nĕima (es hat nicht) ist dann die Antwort auf die Frage, habt ihr dies, habt ihr das; im andern Falle aber erfolgt ein selbstbewußtes îma (es hat).

Während ich in der Laube saß, tummelten sich die Kindlein des Handschy, nur mit einem schmuzigen Hemde bekleidet, gleich Ferkelchen um mich herum; der jüngste Sprößling, der kaum laufen konnte, purzelte dabei in den Bach und blieb auf dem Rücken in dem seichten Wasser liegen, wobei er brüllte, als ob er am Spieße steckte, aber nicht die Ueberlegung hatte, sich aus dem eisigkalten Naß aufzurichten. Die auf einem benachbarten Felde mit dem Behacken des Mais beschäftigten Bosniaken riefen ihm zärtlich zu: „Iwanchen, so steh' doch auf und komm!“ aber niemand machte Miene, ihm zu helfen, sodaß ich schließlich den träge am Kaffeefeuer hockenden Burschen, der zum Han gehörte, den Jungen herausziehen hieß. Phlegmatisch watschelte er zu ihm hin und stellte ihn auf die Beine; der Sonne überließ er das Abtrocknen. Die Frau des Handschy wartete mir auf, wol nur um ihre Neugierde zu befriedigen, denn sonst lassen sich die Frauen selbst der christlichen Gastwirthe nicht zur Bedienung der Gäste herbei, weil dies für anstößig gilt. Die Frauen mohammedanischer Handschys bekommt man nie zu sehen; ich glaube nicht einmal, daß sie ihren Männern beim Zubereiten der Speisen behülflich sind. Bei der Wirthin im Lipnikhan fiel mir die leinene Kopfbedeckung auf, die genau jener glich, welche gefangene germanische Frauen auf einigen römischen Abbildungen tragen. Sonst war ihre Kleidung die gewöhnliche der ärmern oder bäuerischen Christinnen: ein grobes leinenes Hemd und zwei lange Schürzen aus demselben Stoffe, von denen die eine vorn, die andere hinten angebunden ist.

Nach dem Aufbruche ritten wir zunächst wieder durch den Bach und bald darauf hatte ich an einer Hügelseite Gelegenheit, einen jener Dornensträucher zu sehen, die von den Orientalen zu sympathetischen Curen benutzt werden. Der große, aber unansehnliche Strauch trug auf seinen Zweig- und Dornenspitzen eine Unmasse der ekelhaftesten Fetzen und Lumpen, die von dem Behafteten dort mit einem Ergebnisse ihrer Krankheit oder Seuche aufgesteckt worden waren. Ich wage diese Erklärung zu geben, obwol ich einräume, eine derartige nirgends gelesen zu haben, auch nicht in des Geh. Medicinalraths Wutzer Beschreibung einer Reise durch die Türkei, wenngleich dieser alte Menschenkenner

und Arzt einen derartigen Strauch, den er bei Konstantinopel gesehen, genau beschrieben hat. Ich weiß, daß Leute der niedern Stände auch noch bei uns dem Aberglauben huldigen, daß es für gewisse, besonders mit Schmerzen verbundene Plagen, Heilung oder doch Linderung bringt, wenn man einen Lappen, der mit dem leidenden Theil in Berührung gebracht worden, einem Baume übergibt oder ihn mit einem andern des Aufhebens werthen Gegenstande auf den Weg wirft. Im erstern Falle wird der Preßhafte gesund, wenn der Baum oder ein betreffender Zweig desselben abstirbt, im letztern hingegen, wenn ein anderer Mensch die Sache aufhebt und zu sich steckt. Dieser bekommt dann das Leiden. Ueber diesen Aberglauben ließe sich ein dickes Buch schreiben, denn er ist in ganz Europa und auch in Vorderasien verbreitet, sogar im Pentateuch wird ihm schon durch religiöse Vorschriften Rechnung getragen, auch auf Quellen und lebende Thiere wird er ausgedehnt, indem solche als Erlöser resp. Sühnopfer benutzt werden. Daß man in der Türkei immer nur einen bestimmten Strauch wählt, wird wol daher rühren, daß einer der vermeintlich Geheilten es einem andern Leidenden mittheilt und auf diese Weise sich die Wunderkraft herumspricht; vielleicht stand auch auf der betreffenden Stelle seit Jahrtausenden, als noch der Naturdienst im Schwunge war, ein derartiges zum Opfern benutztes Gewächs, und wurde durch Wurzelschößlinge oder Samen bis heute erhalten beziehentlich erneuert.

Unserer kleinen Cavalcade hatte sich beim Wegreiten aus dem Lipnikhan ein Junge angeschlossen, der ein ungesatteltes Pferd ritt und nur mit einer rothen Weste, einem Hemde und einem Fes bekleidet war. Ich schätzte sein Alter auf mindestens 15 Jahre, nach seiner körperlichen Entwickelung, seinen verwegenen Reitkünsten und den unzähligen schlüpfrigen Liedern zu schließen, die er uns beständig vorsang und gelegentlich durch komische Declamationen unterbrach. Wie groß war mein Erstaunen, als mir auf Befragen der eine Saptié die Versicherung gab, das „Kind" sei erst acht Jahre alt. Meine Verwunderung schien den Jungen stutzig zu machen, denn von da ab wurde er etwas vorsichtiger in der Wahl der Stoffe, und weigerte sich unter anderm standhaft, das Lied von der schönen Leïla noch einmal zu singen. Das Kindchen war vermuthlich längst kopfsteuerpflichtig und ließ sich für jünger ausgeben als 12 Jahre, mit welcher Periode nämlich die Steuerpflicht beginnt. Mir schien er nach meiner Frage nicht mehr zu trauen, weil ich mit höhern Beamten verkehrte, und er vielleicht ein ihm schädliches Ausplaudern befürchtete. Von der naiven Lasterhaftigkeit, welche alle Orientalen beherrscht, gab er unter anderm noch durch die Liebkosungen Zeugniß, die er gewissen Körpertheilen seines Pferdes erwies, wenn er es streichelte. Kurz vor Bertschka verließ uns dieser Schlingel bei einem abseits gelegenen, einsamen Han, um dort zu übernachten. Daß er auf dem ganzen Wege unablässig Cigarretten rauchte, versteht sich von selbst.

Nach mehrstündigem Ritte, auf dem uns nur einige scheinbar ohne Aufsicht gelassene Rinder begegneten, deren gemeinsamer Eheherr mich böse anbrummte, erreichten wir den Petschnikhan und machten dort halt, um uns mit Kaffee zu erquicken.

Der Handschy lud uns zum Eintreten ein, doch lehnte ich diese Ehre ab, und nun schleppte er eine Rohrmatte heraus, damit ich nicht auf dem bloßen Rasen liegen brauchte, was ich aus nahe liegenden Gründen gerade wollte. Ich nahm indessen das Anerbieten doch an, weil ich mir sagte, daß die liebe Mutter Erde in der Nähe eines türkischen Hans auch nicht geheuer ist, was sich andere Reisende merken mögen. Die Leute unterhielten sich über mich, glaubten, ich sei ein Kaufmann (trgowatz), nahmen an, daß mir die Reise 1000 Dukaten kosten müsse, und wunderten sich höchlich, wie ich so viel Geld wegwerfen könnte, blos um ein fremdes Land zu sehen, denn daß ich keine Geschäfte machte, sondern nur nach Ortsnamen forschte, wußten sie. Jedenfalls hielten sie und alle Bosniaken mich für einen Verrückten, obwol ich in ihrer Unterhaltung die

Worte bezamri oder deli, was ein und dasselbe bedeutet, nicht hörte, doch ist jeder Franzose an sich betrachtet in ihren Augen ein deli, so will es eine mehrhundertjährige Tradition, und für einen Franzosen hielten mich die Leute oft dann noch, wenn ich ihnen umständlich das Gegentheil versichert hatte. Bei uns halten die untern Stände fast jeden Fremdländer für einen „Polaken", dort, wenn sie ihn respectiren, für einen Franzosen.

Ich erkundigte mich noch bei den Leuten nach verschiedenen Dingen, welche Tusla betrafen, z. B. nach Zahl und Confession der Einwohner, worauf sie mir, außer dem gewünschten Bescheide, noch einige Bemerkungen zum besten gaben, wie diejenige, daß die Rajahs gut wären, die Juden jedoch nicht und die Zigeuner am wenigsten taugten. Dieselbe Bemerkung habe ich von untergeordneten Bosniaken öfter gehört, auch anderweitig gefunden, daß sie unter Rajahs eigentlich nur Christen verstehen, obwol nach den Gesetzen des Islams alle drei zur „Heerde", denn dies bedeutet Rajah, gehören. Die Anredeweise mit diesem Worte oder der Walachen mit „Tzintzar" ist übrigens officiell verboten worden, doch hat es mit diesem Verbote nichts auf sich. Was nun obiges Urtheil über die Ungläubigen betrifft, so ist zunächst in Abzug zu bringen, daß die Türken die Christen wol nur lobten, weil sie sich fürchteten, etwas zu sagen, was mich als Christ gleichzeitig hätte beleidigen können. Ich glaube jedoch, daß es mit ihren übrigen Urtheilen seine Richtigkeit hat, doch sind deshalb die Juden keineswegs schlechter daran als unsere Glaubensgenossen, im Gegentheile kann ich behaupten, daß sie sich bis auf die Kirchhofsangelegenheit besser stehen wie diese, denn sie sind für die türkische Regierung eine sehr wichtige millet oder Nation. Das hier Gesagte hat nur auf die eingeborenen spanischen Juden Bezug, denn die eingewanderten stehen als Exterritoriale unter fremdem Consularschutz. Als Curiosum sei noch erwähnt, daß mich Râuf-Pascha einst in Sarajewo fragte, ob der höchste preußische Rabbiner Marschallsrang habe.

Nachdem wir das Plateau erklommen hatten, kamen wir in eine belebtere Gegend — die Dörfer folgten sich in immer dichterer Reihenfolge, je mehr wir in die Ebene hinabstiegen, und ihre Felder zeigten sich auch in demselben Maße besser angebaut, sodaß mir das Land schließlich wie ein Strich norddeutscher Tiefebene vorkam. Selbst das Rindvieh war größer und stattlicher als das gewöhnlich sehr kleine und schmächtige bosnische. Auf der Höhe sah ich zahlreiche Schafheerden mit ihren Hirten und zwischen den Hügeln begegneten uns auch vier mit Balken beladene Ochsenwagen, begleitet von Bauern und Zimmerleuten. Diese Wagen heißen auf türkisch arabá und auf bosnisch kóla; sie verkünden ihre Nähe schon in einer halben Stunde Entfernung durch ein entsetzliches Kreischen und Singen, was ebenfalls dem Dichter Cervantes bekannt war, der diese Wagen, die damals auch in Spanien gebräuchlich waren, in seinem „Don Quixote" beschreibt, und von ihrem Kreischen sagt, daß es alle Raubthiere verscheuche. An diesen Fuhrwerken befindet sich kein Stück Eisen, sondern nur Holz; die vier Räder sind Scheiben, die man aus einem dicken Baumstamm sägt, und auf den Achsen steht ein hölzerner Kasten. Da niemals Schmiere angewendet wird, schleifen sich die Achslöcher der Scheiben zu langen Ovalen aus, und die Scheiben selber werden wegen des mangelnden Eisenreifens zu einer unregelmäßigen Form abgerieben; die Bewegung des Fuhrwerks ist daher eine schleifende und rollende, wodurch das entsetzliche Geräusch hervorgebracht wird und nur ein sehr langsames Fortbewegen möglich ist, obwol neben jedem der zwei Büffel- oder Ochsenpaare, welche den Wagen schleppen, ein Treiber schreiend und ruthenschwingend einherschreitet. Peitschen führen diese Leute nicht. Den rastlosen Bemühungen des norddeutschen und des englischen Consuls ist es gelungen, europäisch gebaute Fuhrwerke als Lastwagen in Bosnien einzuführen, indem sie die Bildung einer Packetcompagnie in Sarajewo anregten, die mit 16 Wagen, welche von Pferden gezogen werden, eine Personen- und

Waarenbeförderung zwischen Trawnik und Sarajewo unterhalten. Auch die türkische Fahrpost (wo eine solche besteht) bedient sich schon europäischer Lastwagen, wenn auch noch nicht der Kutschen, doch wird es wol noch lange dauern, ehe die Bosniaken ihre primitiven Fuhrwerke gänzlich aufgeben und Pferde zum Ziehen statt zum Tragen von Lasten verwenden.

Trotzdem ich unsern Ritt durch häufiges Traben möglichst beschleunigte, sehr zum Verdrusse meiner Begleiter, welche, wie alle Türken, keine Eile lieben, brach doch die Dunkelheit herein, bald nachdem der Saptié Saly mit dem Quartierbriefe nach Bertschka vorausgesprengt war. Ich sah mich daher genöthigt, von $7^3/_4$ bis $8^1/_2$ Uhr beständig im Trabe zu reiten, wobei uns das illuminirte Minaret der größten Moschee der Stadt wie ein Leuchtthurm entgegenstrahlte; es ist nämlich Gebrauch, am Donnerstag Abend die Minarets durch ausgehängte Lampen zu beleuchten. Ein Ackersmann begegnete uns, der mir ein herzliches dobró wetscher (Guten Abend) zurief, was mich anheimelte, sonst war alles todt in der Landschaft. Unfern der Stadt und der nach Janja führenden neuen Chaussee stand ein einsames Haus, dessen Bewohner vor der Thür auf Stühlen saßen, woraus ich den Schluß ziehen konnte, daß sie Oesterreicher waren, obwol sie die türkische Mütze trugen und überhaupt wie Orientalen gekleidet gingen. Omar bat mich einen Augenblick anzuhalten, um sich eine Flasche Sliwowitz kaufen zu können. Das ihm schnell gebrachte Getränk schüttete er hinunter wie eine Flasche Wasser, doch muß ich bemerken, daß der bosnische Pflaumenbranntwein nur schwach ist, aber einen widerlichen Fuselgeschmack hat. Dann ging es wieder im Trabe weiter, wobei Omar doch nicht unterlassen konnte, die herrliche Chaussee zu rühmen. Bald hatten wir die Stadt erreicht und mein Begleiter machte vor einem wenig einladend erscheinenden Hause halt und nöthigte mich abzusteigen. Wir befanden uns vor der „Kanzlei“ und damit am Ziele. Ein halbes Dutzend in blaue Zuaventracht gekleidete Soldaten polterte die holperige Stiege herab, einer trug eine Talgkerze, zwei griffen mir unter die Arme und führten mich ohne weiteres hinauf, wobei der Kerzenträger leuchtete und meine Führer mich zur Vorsicht ermahnten. Oben angelangt, öffneten sie ein Zimmer, die Schreibstube, und nöthigten mich, auf einem Divan Platz zu nehmen, zogen mir hurtig die Stiefel aus und fragten dann triumphirend, ob es hier nicht schön wäre, was ich natürlich bestätigte. Nun kam auch Saly herbei, machte sich mit meinen Sachen zu schaffen und fragte, wo er und Omar schlafen sollten. Die Soldaten, welche zugleich die Hausdiener vorstellten, erwiderten ihnen jedoch unumwunden, daß wol der Efendi in der Kanzlei schlafen könne, aber nicht seine Saptiés; diese gehörten in den Han, worauf Saly die bündige Antwort bereit hatte, daß sie dazu kein Geld hätten. Dies war das erste mal, daß ein Saptié eine so feine Form der Forderung anwandte, sonst sagten mir diese Leutchen am Schlusse der jeweiligen Tour ohne Umschweife: „Der Saptié muß jetzt zurückreiten und bittet um ein Bakhschisch.“ Ich beeilte mich, den Stein des Anstoßes für meine wackern Begleiter aus dem Wege zu räumen, und sie verschwanden nach Entgegennahme des Trinkgeldes unter dem beifälligen Lachen der Soldaten sofort. Nun kam der Kadi, ein alter würdig aussehender Mann im weiten langen Rocke, und hieß mich willkommen, doch konnte ich aus seinen Reden nicht entnehmen, wo der Kaïmakam, mein Wirth, sich befände. Der Bruder desselben, ein anatolischer Türke in Efenditracht, fand sich ebenfalls ein und übernahm dann die Rolle des Wirthes, der verreist war, wie ich erfuhr. Die Herren führten mich dann in das „Sessionszimmer“, das bedeutend besser ausgestattet war wie die Schreibstube; es enthielt außer den rundherum laufenden Divans auch einen europäischen Tisch und zwei Binsenstühle — unnütze Möbel für Türken, denn sie schreiben auf den Knien und zwar mit einer Tinte, die nicht ausläuft, weil sie auf Baumwolle gegossen wird, in die der Schreiber seinen Rohrstift (kalé) drückt. Die Schreibzeuge lagen

deshalb in sehr nachlässiger Weise auf den Divans umher. Statt der Talgstümpfe spendeten mehrere Wachskerzen in hohen Leuchtern, die nach türkischer Sitte auf den Boden gestellt waren, Licht, doch schien ein solcher Luxus in Bertschka nicht oft vorzukommen, denn die Leuchter und Kerzen waren kurz zuvor von dem Gastwirth Ignaz entliehen, resp. gekauft worden. Der sprachkundige Hr. Ignaz und ein anderer Oesterreicher fanden sich ebenfalls ein und noch ein türkischer Efendi, sodaß ich über Mangel an Gesellschaft nicht klagen konnte, vielmehr bis gegen 11 Uhr lehrreiche Unterhaltung hatte, die von Zeit zu Zeit durch ein Hundeconcert unterbrochen wurde, welches den Hrn. Ignaz zur Verzweiflung brachte, die Türken und mich aber zum Lachen reizte. Die wilden Hunde, von denen jede türkische Stadt wimmelt, verhalten sich tagsüber ganz ruhig, nachts hingegen erheben sie von Zeit zu Zeit einen Lärm, der sich mit Worten gar nicht beschreiben läßt. Da sie indessen die einzigen Sanitäts- und Straßenreinigungsbeamten in der Türkei sind, muß man sich ihre lyrischen Ergüsse schon gefallen lassen. Das Sitzen nach europäischer Weise fiel den beiden türkischen Efendis augenscheinlich sehr schwer, weshalb ich sie bat, sich meinetwegen keinen Zwang anzuthun, sondern wie der alte Kadi nach türkischer Weise mit untergeschlagenen Beinen zu hocken. Der Bruder des Kaïmakam that dies sehr bereitwillig, der andere Efendi genirte sich indessen und blieb auf seinem Binsenstuhle. Ich war in den ärmlichen Hans mehrmals gezwungen gewesen wie ein Türke zu hocken, um speisen zu können, konnte dies aber niemals lange aushalten, während für jene Leute unsere Sitzweise eine ermüdende Qual ist, der sie sich nur in Gegenwart von Europäern unterziehen.

Während ich mich mit den beiden Efendis an einem vortrefflichen Abendessen, vorwiegend aus gefüllten Gurken bestehend, erquickte, tobte in der benachbarten Moschee der Gottesdienst und einmal brachen die Gläubigen plötzlich in ein so wildes Geschrei aus, daß ich unwillkürlich aufschaute, worauf die beiden Efendis in ein schallendes Gelächter ausbrachen, ich hingegen sagte zu Hrn. Ignaz, daß ich mich vor dem jedenfalls sehr frommen Kadi genire, meiner Heiterkeit die Zügel schießen zu lassen, doch stimmte dieser in das Lachen mit ein, da er meine Rede erfuhr, und deutete mir an, daß er über dergleichen Dinge hinweg sei. So verhält es sich mit den sogenannten bessern Ständen der Türken; innerlich ist der religiöse Halt verloren, äußerlich hängen sie aber doch noch sehr streng an der Form, und ihr Fanatismus im Unterdrücken anderer Confessionen ist noch der alte; Glocken dürfen auf ihrem Gebiete nicht läuten trotz der großherrlichen Erlasse, ja selbst dem Bau eines Kirchthurms legen sie Hindernisse in den Weg, damit die Moscheen nicht von einem christlichen Tempel überragt werden. Dabei werden sie mitunter komisch in ihrem Festhalten an mohammedanischen Aeußerlichkeiten, wie z. B. hinsichtlich des Verbots, nicht mit einem Giaur aus einem und demselben Gefäße zu trinken, wozu ich selbst im Rausche keinen entschiedenen Säufer sich vergessen sah, während sie unbefangen die Tabackspfeife eines Christen benutzen, ja sogar seinen Löffel, wie mir dies in meinem ersten Quartier auf bosnischem Boden widerfuhr, wobei der Mohammedaner doch die Höflichkeit hatte, vor Rückgabe des nach mir benutzten Löffels in denselben zu speien, um ihn dann mit seinen schmuzigen Daumen auszuwischen und an dem nicht saubern Beinkleide abzutrocknen.

Am andern Tage besuchte ich zunächst den Hrn. Ignaz und fand, daß er einen recht hübschen, europäisch eingerichteten Gasthof hatte, den ich allen Fremden empfehlen kann. In dem großen Gastzimmer mit Aussicht auf den breiten Savefluß zechten Türken trotz der frühen Stunde schon recht fleißig Sliwowitz und Raki. Einer dieser wüsten Tagediebe wollte die momentane Abwesenheit des Wirthes benutzen und ohne Bezahlung davongehen. Die Frau rief ihm zu, daß er zuvor bezahlen solle, da senkte er das schwere Haupt, legte sinnend die Hand an die Stirn, dann aber richtete er sich auf wie ein

Mann, der mit seinem Gewissen ins Reine gekommen ist, und verließ plötzlich wankenden Schrittes die gastlichen Räume, ohne ein Wort zu sagen. Ich fragte die Frau, wie sie solchen Gesellen gegenüber zu ihrem Gelde käme, und sie erwiderte, daß dies nur dadurch möglich wäre, indem man ihnen nach einer gewissen Zeit die Darreichung der Spirituosen verweigere, wenn sie nicht zuvor einen Theil ihrer Schuld abgetragen; die Trinklust sei dann zu groß und sie bezahlten etwas. Von dem Wirthshause ging ich zu dem österreichischen Consularagenten Oberstlieutenant Omtschikusch, der mich sehr herzlich aufnahm und mir die Ehre erwies, mir seine angenehme und lehrreiche Gesellschaft bis zu meiner Abfahrt zu gönnen. Wir durchwanderten zusammen die Stadt, die auf mich den günstigsten Eindruck unter allen bosnischen Städten hervorbrachte, da sie sehr viele in europäischer Art gebaute Häuser aufweist und ein reges Verkehrsleben zeigt, alles infolge ihrer Nachbarschaft zu Oesterreich und des Dampfschiffverkehrs der österreichischen Dampfercompagnie, die in Bertschka eine Agentur besitzt und ihre Schiffe dort anlegen läßt. Die Stadt hat 500 Häuser, 3 Moscheen, 1 griechische und 1 katholische Kapelle, beide aus Stein gebaut, sowie 1 Privatsynagoge für ihre 20 Judenfamilien und zählt etwa 3000 Einwohner. Stadtmauern bemerkte ich nicht, aber ein Thor war doch vorhanden, das aus morschen Balken bestand und einige Aehnlichkeit mit jenen hatte, die wir aus Abbildungen chinesischer Architektur kennen. Trotz des scheinbar ruhigen Lebens der Bewohner geht es oft recht wild her; so hatte wenige Tage vor meiner Ankunft ein Albanese einen Bosniaken erstochen, weil er in einem Fleischerscharren ein Stück Fleisch nicht loslassen wollte, das der Albanese ebenfalls zu kaufen begehrte. Europäer mit reizbarem Magen mögen sich übrigens hüten, einen Blick in solche Fleischläden zu werfen, denn der Anblick ist nicht eßlusterregend.

Bei der Rückkehr in die Kanzlei fand ich ein reichliches „Frühstück“ vor, dessen Hauptbestandtheil in Oel gesottene Karpfen bildeten. Ich speiste mit dem Bruder des Kaïmakams allein und Hr. Omtschikusch war so gut, eine fließende Unterhaltung zu vermitteln. Ich fragte meinen Wirth, ob er nicht Lust hätte, einmal fränkische Länder und Städte wie Wien zu sehen; er antwortete trocken, daß er dazu keinerlei Neigung verspüre, denn was solle er in einem Orte Geld verzehren, woselbst er keine Geschäfte habe. Nach langem Bitten erwies er mir den Gefallen, in türkischer Weise mit den bloßen Fingern zu speisen, und ich muß gestehen, daß dies keineswegs viehisch aussah, sondern mit einer gewissen Grazie geschah. Nach dem Essen erschienen Omar und Saly, um die Miethe für das Pferd entgegenzunehmen, wie ich gebeten und um sich von mir eine Bescheinigung geben zu lassen, daß sie mich richtig und zu meiner Zufriedenheit „abgeliefert“ hätten; auch mein Wirth ersuchte mich um ein Schriftstück, das meine Zufriedenheit mit ihm und der mir gewordenen Aufnahme aussprach. Ich erfüllte alle diese Wünsche, gab den dienenden Leuten ihr Bakhschisch, das sie jedoch nicht gefordert hatten, nahm Abschied und ging mit Hrn. Omtschikusch nach dem Einschiffungsplatze, woselbst ich eine ganze Flotille von Einbäumen vorfand. Es ergab sich, daß kein einziger der Einbaumbesitzer zugegen war, denn sie befanden sich alle in der Moschee, da es gerade Mittagsstunde war. Das Arbeiten und Handeln setzen die Türken aber trotz des Betens an ihren Sonntagen nicht aus, wenn sie überhaupt arbeiten, deshalb war es nicht schwer, auch an dem heiligen Freitage einen Bootsmann zu finden, der es auf sich nahm, mich zu Gunsten seines Herrn für 8 Piaster nach dem $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Rajewo-Sello zu fahren. Ich empfahl mich dem Hrn. Omtschikusch und stieg in den von ihm ausgewählten Einbaum; wir stießen ab und nun erst gingen auch die beiden Soldaten fort, die mir meine Sachen getragen und mir auch während meines Wanderns in der Stadt immer dicht gefolgt waren, obwol ich ihnen ein paar mal sagte, sie möchten ruhig nach Hause gehen. Ich mußte ihnen wol sehr eng auf die Seele gebunden worden sein.

Bei der Fahrt in einem Einbaum hat man sich sehr ruhig zu verhalten, andernfalls schlägt das Fahrzeug um, da ihm Kiel und Ballast fehlt. Es ist nämlich nichts weiter als ein ausgehöhlter Eichenstamm, dem man sogar die Rinde gelassen hat. Es gibt deren von 6—20 Fuß Länge und dieselben scheinen sich gut zu halten; in den vielen Sprüngen und Rissen des von mir benutzten wucherte Moos und sogar einige Grashälmchen hatten dort Fuß gefaßt. Diese Art Fahrzeuge sind ausschließlich in der Militärgrenze und in Bosnien wie Serbien im Gebrauche der Eingeborenen; die ersten sah ich in Jassénowatz, einer wahren Pfahlbaustadt am Zusammenflusse von Unna und Save, und bei Dubitza mußte ich zum ersten male in ein solches Boot steigen, um über die reißende Unna nach der Türkei zu gelangen. Mein Türke hockte im Hintertheil des Bootes und handhabte sein kurzes Ruder mit großer Geschicklichkeit, sodaß wir, immer dicht am Ufer des uns schnell entgegenströmenden Flusses bleibend, ziemlich schnell vorwärts kamen; zeitweilig ruderte der Mann nur mit einem Arm, weil er den andern zum Halten des Tschibuks brauchte, der bekanntlich nicht mit den Zähnen festgehalten werden kann. Die Ufer waren mit dichtem Weidengebüsch eingefaßt und da und dort ragte hinter ihnen eine türkische oder österreichische Karáula hervor, die letztern immer auf hohen Pfählen stehend. So sperren sich beide Staaten überall, wo sie sich berühren, durch einen dichten Cordon von Wachthäusern ab, als ob heute noch wie einstens der „Heilige Krieg" zwischen ihnen tobte. Weder hüben noch drüben sah ich Gebirge, an deren Anblick ich mich so gewöhnt hatte, alles flache Landschaft, aber aus derselben ragten auf österreichischer Seite zwei stattliche Kirchthürme mit dem blinkenden griechischen und dem römischen Kreuze als Ziel meiner Fahrt hervor. Ich hatte das Läuten ihrer Glocken dumpf in Bertschka hören können und es ergriff mich wunderbar, denn in Bosnien dürfen die Christen, um zum Gottesdienste zu rufen, nur mit einem hölzernen Hammer an ein Bret schlagen, wie ich deren in der westlichen Militärgrenze bei jedem Hause stehen sah als ein gewohnheitsmäßig beibehaltenes Andenken an eine Zeit, da diese Alarmbreter so oft die tapfern Grenzer zur Vertheidigung ihrer Habe und der Ehre sowie Freiheit ihrer Familie zu den Waffen riefen und der dumpfe Klang des Holzes so manchem wilden Muselman zum Grabgeläute wurde. Endlich befanden wir uns dem hübschen und wohlhabenden Flecken Rajewo-Sello gegenüber; der Bootsmann brauchte seine Ruder mit kräftigern Schlägen und schnell schoß der Einbaum über die brausende Flut dahin. Bald stand ich wieder auf österreichischem Boden; der Türke trug meine Sachen nach dem reinlichen und netten Wirthshause, aus dem mir zwar slawische Laute entgegentönten, aber mein deutscher Gruß herzlich auf deutsch von den anwesenden Offizieren und der Wirthin erwidert wurde. Gegen Abend wandelte ich noch einmal nach der Save, um einen letzten Blick nach Bosnien hinüberzuwerfen, und zum letzten male sollte ich da nahe bei mir von Frauenstimme eine bosnische Weise hören, deren oft vernommene wehmüthig-vibrirende Laute mir immer noch in den Ohren klingen, so wie mir das Bild des herrlichen Bosnien vor Augen bleiben wird, „as long, as the Lord will keep my memory green".

Die Farbenveränderungen der Vögel.

Von Karl Ruß.

Für den Freund der Wahrheit und Aufklärung muß zweifellos jeder Beitrag willkommen sein, welcher zur Feststellung und Erklärung von Naturerscheinungen dienen kann. Wir wollen im Nachstehenden einen Naturvorgang schildern, welcher zu den interessantesten des Thierlebens gehört. Drei Jahre lange aufmerksamste Beobachtung und gewissenhafte Aufzeichnung von Tage zu Tage befähigen uns dazu, die Thatsächlichkeit der Erscheinungen bei demselben so hinzustellen, wie es noch nie vorher geschehen war, so festzustellen, daß ein Zweifel an ihrer Richtigkeit gar nicht aufkommen kann. Was sodann die letzte Schlußfolgerung anbetrifft, so wollen wir dieselbe in der Weise zu gewinnen suchen, daß wir, nach übersichtlicher Zusammenstellung unserer Beobachtungen, sämmtliche bisjetzt vorhandene Veröffentlichungen über denselben Gegenstand ebenfalls ins Auge fassen, um nach gewissenhaftester Gegenüberstellung des Für und Wider, ein endgültig entscheidendes Urtheil abzugeben.

Eine alte Streitfrage der Ornithologie ist es, welche wir in dieser Weise aufzulösen hoffen: die Verfärbung des Gefieders der Vögel nämlich.

Wenn im Frühlinge die bekannten und beliebten Freunde und Beschützer der Gärten, die Staare, von der Wanderung heimkehren, so weiß jeder Natur- und Thierfreund, daß sie ein graues, unscheinbares Gefieder haben. Kaum 14 Tage später aber glänzt derselbe Vogel im prächtigen Farbenschmuck. Hier liegt also ein solches Mysterium der Natur vor uns, welches in den Augen des Unkundigen gar keine, und in denen der meisten Forscher auch nur eine unbefriedigende oder vielmehr völlig falsche Erklärung gefunden hat. Durch den erwachenden Begattungstrieb zu außerordentlicher Lebhaftigkeit erregt, sagen jene nämlich, reibt der Staar die grauen Spitzen des Gefieders ab, sodaß die darunterliegenden bunten und glänzenden Farben zur Erscheinung kommen. Diese sogenannte „Abreibung" hat sehr lange Zeit hindurch eine anscheinend befriedigende Erklärung für diese Veränderung des Vogelgefieders geben müssen. Wo aber Thatsachen sprechen, müssen Behauptungen und Annahmen selbstverständlich verstummen; ich gehe daher zunächst zu meinen Beobachtungen über.

Unter den 200 Bewohnern meiner Vogelstube befinden sich eine große Anzahl solcher Tropenvögel, deren Gefieder zeitweise in außerordentlich auffallender Weise verändert wird. Diese Farbenveränderungen sind aber zugleich verschiedener Art.

Eine Anzahl aus den Reihen der, ihrer kunstfertigen Nester wegen Webervögel (Ploceiden) genannten Tropenbewohner, vornehmlich die Feuerfinken (Pyromelanae), zeigen den auffallendsten Farbenwechsel. Sie tragen den größten Theil des Jahres hindurch ein schlicht sperlingsgraues, nur durch wenige Abzeichen für den Vogelkundigen erkennbares und unterscheidbares Federkleid. Dann aber, zu einer ganz bestimmten Zeit des Jahres, geht die graue und weiße Farbe in sehr lebhaftes Orange oder Schwefelgelb mit tiefem Sammtschwarz über, während diese prächtigen bunten Farben nach einem gewissen Zeitraume wieder verschwinden und dem einfachen Grau und Weiß von neuem Platz machen.

Bei einer andern Vogelgruppe, den sogenannten Witwen oder richtiger Widahfinken (Viduae), wachsen zur Zeit, wenn das Prachtgefieder angelegt wird, zugleich einige lange Federn aus dem Schwanze hervor, welche die Länge des übrigen Körpers um das Doppelte bis Vierfache übertreffen und die dann mit der Annahme des grauen Gefieders wieder ausfallen.

Wiederum eine andere Vogelart, der zu den kleinen Prachtfinken (Amadinae) gehörende Tigerfink (Amandava punctulata) zeigt die sonderbare Erscheinung, daß er

eigentlich sein ganzes Leben hindurch in einer äußerst mannichfaltigen Farbenveränderung des Gefieders begriffen ist.

Ebenso, obgleich weit auffallender als bei unsern einheimischen Vögeln, ist das Gefieder auch der jungen Tropenvögel, insbesondere aber der jungen Prachtfinken von dem der alten verschieden, und geht dann zu gewisser, bestimmter Zeit in das der letztern über.

Schließlich gibt es sodann noch eine Mannichfaltigkeit von Farbenveränderungen, denen viele Vögel, besonders aber die der heißen Zone, nur in der Gefangenschaft ausgesetzt sind. Nach allen diesen Seiten hin erstrecken sich meine lange anhaltenden und gewissenhaften Beobachtungen.

Bei allen Vogelhändlern gehören die zuerst erwähnten Webervogelarten zu den beliebtesten. Unkundige Vogelliebhaber kaufen sie, während sie das Prachtgefieder haben, und bezahlen sie mit hohen Preisen; Kundige kaufen sie dagegen in der Zeit, in welcher sie grau sind, und erhalten sie dann viel billiger, weil die Händler sie nicht ein ganzes Jahr umsonst füttern mögen. Am häufigsten bei uns in Deutschland sind außer dem gewöhnlichen Webervogel, der Feuerfink oder Orangevogel und der Napoleonsvogel; seltener ist der Madagascarweber, und am seltensten der große Oryx oder rothschwänzige Feuerfink. Alle diese Weber sind jedoch auf unserm deutschen Vogelmarkte, wenn auch nicht regelmäßig, so doch hin und wieder zu haben, während eine Anzahl noch anderer Webervögel nur selten und zufällig zu uns gelangen. Obwol ich auch noch andere Webervögel besitze, so erstrecken sich meine Beobachtungen doch nur auf die genannten.

Weil die eigentlichen Feuerfinken während der Nistzeit eine ungemeine Lebhaftigkeit entwickeln, und wegen dieser nur selten ein Männchen die nöthige Ruhe hat, ein Nest zu bauen und das Legen des Weibchens und damit also die Brut zu ermöglichen, so mußte ich mehrere Männchen nacheinander anschaffen, um zu meinem Ziele zu gelangen. Dies ward jedoch zugleich die Veranlassung dazu, daß es mir möglich wurde, anhaltende und durchaus erschöpfende Beobachtungen über den Farbenwechsel dieses Vogels machen zu können. Es ist ein bekannter Kunstgriff der Vogelhändler, daß sie den grauen Feuerfinken und dergleichen Männchen je eine Feder an der Brust ausrupfen. Kommt diese nämlich farbig hervorgewachsen, so ist es ein Zeichen, daß die Verfärbung zum Prachtgefieder binnen kurzem bevorsteht. Hiernach konnte ich also einen solchen Vogel jedesmal ganz genau beobachten. Ich ging zunächst täglich nach der größten Vogelhandlung Berlins von W. Mieth und studirte hier alle diese zahlreich vertretenen Vögel. Sodann kaufte ich ihrer fünf und beobachtete sie unter verschiedenen Verhältnissen.

Der Feuerfink (Pyromelana ignicolor seu franciscana), von den Händlern Orangevogel genannt, stammt aus West- und Südafrika und ist in grauem Kleide in folgender Weise gefärbt: Die Federn der ganzen Oberseite sind schwarzbraun, aber so breit fahl gelblichgrau gesäumt, daß diese Farbe vorherrscht; die Federn der Flügel sind ganz dunkelbraun und die Schwanzfedern ebenso, jedoch schmal fahl gelblichgrau gesäumt; über dem Auge, vom Nasenloch bis hinter die Ohren zieht sich ein rein, doch mattgelber Streifen; die Brust, Seiten, Schwanzdecken und Wangen sind gelblichbraun; die Unterflügeldecken sind ockergelb; Kehle und Bauch sind rein weiß; der Schnabel ist fahl horngrau. An diesem Gefieder erscheinen nun zur Zeit der Verfärbung lebhaft mennigrothe Flecke, zunächst zerstreut auf der Brust und an der Stirn, ebenso schwarze auf dem rein weißen Bauche, doch nicht in der Mitte, sondern an den Seiten. Diese Flecke vergrößern sich, immer neue kommen hervor, werden immer größer und gehen ineinander über, bis der ganze Körper in folgender Weise gefärbt ist: Der Oberkopf, die Wangen, bis tief unter die Augen und das Genick, ferner die Unterbrust, der Bauch und die Seiten und der oberste Theil der Beine sind tief sammtschwarz; die Flügel bleiben braun, mit der fahlen Besäumung der Federn; der ganze übrige Theil, also Hals und Ober-

brust, Rücken und Schwanz werden lebhaft mennigroth gefärbt; der Schnabel wird glänzend schwarz. Sobald die Brutzeit des Feuerfinken vorüber ist, geht das Gefieder in gleicher Weise allmählich in die graue Färbung zurück.

Um jeden Irrthum auszuschließen, sperrte ich drei einzelne Feuerfinken, deren Verfärbung zum Prachtgefieder bevorstand, abgesondert in kleine Käfige, den vierten ließ ich frei in der Vogelstube fliegen und den fünften brachte ich in einen halbdunkeln Verschlag, in welchem rothe Cardinäle nisteten. Die erwähnten Käfige sind für derartige Beobachtungen vorzugsweise geeignet; nur die vordere Wand besteht in Drahtgitter, die drei übrigen sind von Holz und mit weißer Lackfarbe gestrichen. Die Schublade ist von Zink. Hierin hätte ich nun also zweifellos nicht allein den ganzen Federvorrath finden müssen, wenn die Verfärbung mit einer vollständigen Mauser, also einem vollen Federwechsel verbunden gewesen, sondern ich hätte auch die feinen Fäserchen aufzufinden vermocht, wenn die Verfärbung auf dem Wege der Abreibung vor sich gegangen wäre. Der Sicherheit halber hatte ich den Zinkboden mit weißem Papier bedeckt und darüber feinen trockenen Sand gestreut. Im Verlauf der ganzen Beobachtung fand ich nichts, kaum zwei bis drei Federchen, welche die wildstürmischen Vögel am Drahtgitter sich abgestoßen. Wohl aber zeigte an den sich färbenden Federn sich mir eine überaus interessante Erscheinung. Keineswegs in regelmäßiger Folge, sondern ganz unbestimmt, bald an der Stirn, bald am Halskragen, bald an der Brust erscheint ein farbiger Fleck. Auch nicht jedesmal an demselben Theile einer Feder, sondern einmal oben an der Spitze, dann wieder unten am Kiel, oder an einer Seite beginnend, verfärbt sich dieselbe. Ich zupfte nun zahlreiche halb oder zum Theil bereits gefärbte Federchen, welche noch halb grau, halb mennigroth oder noch zum Theil weiß, zum Theil schwarz waren, aus und legte sie Hrn. Dr. Cabanis und andern Vogelkundigen von Ruf und Namen vor.

Hiermit war zunächst festgestellt, daß einerseits eine vollständige Mauser, wie sie allerdings von nur wenigen Beobachtern angenommen wird, bei der Verfärbung dieser Vögel keineswegs stattfindet, andererseits, daß ebenso wenig eine Abreibung der Federn vor sich geht; daß dagegen die Faser der vollkommen ausgebildeten Feder keineswegs als todt zu erachten ist, sondern daß mit derselben sehr bedeutsame Veränderungen vorgehen können, welche mit den übrigen Lebensäußerungen ihres Trägers im engsten Zusammenhange stehen.

In ganz gleicher Weise beobachtete ich diese Vögel auch bei der Rückfärbung aus dem Prachtkleide. Diese Beobachtung war noch überzeugender, weil hier die Färbung viel schneller vor sich geht und weil sie auch fast noch auffallender ist. Man bedenke, auf der tief sammtschwarzen Unterbrust zeigt sich gerade in der Mitte ein kleiner weißlicher Fleck, der allmählich bestimmter und größer wird, während er nach beiden Seiten hin das Schwarz mehr und mehr zurückdrängt, und während unterdessen das Roth mehr und mehr mit Grau untermengt wird, bis letzteres allmählich die Oberhand gewinnt. Hierbei tritt dann auch eine Erscheinung auf, welche geeignet ist, selbst den ganz Unkundigen von der Thatsache der Verfärbung zu überzeugen. Während nämlich das Prachtgefieder mit dem Punkte der Vollendung einen ungemein lebhaften Ausdruck der rothen Farbe zeigt, welcher mit den zunehmenden Liebesspielen oder dem Beginne des Nistens noch immer lebhafter wird, so bemerkt der scharf beobachtende Blick zuerst, daß die Farbe abblaßt, allmählich fahler wird, bis dann auch in der beschriebenen Weise die eigentliche Rückfärbung beginnt. Und mit dieser Abschattirung des Gefieders steht auch zugleich die Veränderung des Wesens in der Weise im Zusammenhange, daß der stürmische Vogel ebenso allmählich ruhiger, weniger muthvoll und kampfeslustig sich zeigt.

In anhaltender Beobachtung bot die Verfärbung der Feuerfinkenmännchen noch einige andere Erscheinungen. In der Regel beginnt dieselbe, den Jahreszeiten der afrikanischen

Heimat dieses Vogels entsprechend, in unsern Herbstmonaten, und die Dauer des Prachtkleides währt, in sehr veränderlichem Zeitraume, drei, vier bis acht Monate. Von vornherein fiel es mir auf, daß bei den zahlreichen Hähnchen, welche ich im Laufe der Zeit besaß, in dem ganzen Vorgange der Verfärbung durchaus keine Regelmäßigkeit sich zeigte.

Zunächst ist die Zeit des Beginns eine außerordentlich verschiedenartige; während sie bei manchen schon in den Monat Juli fällt, zeigt sie sich bei andern erst im October, im December oder wol gar im Januar. Ich suchte mir dies daraus zu erklären, daß die aus verschiedenen Strichen des großen Welttheils gekommenen Vögel auch an den verschiedenen Beginn der Jahreszeiten an ebendiesen ihren Heimatsstätten gebunden seien. Dabei erschien es mir allerdings als ein Widerspruch, daß doch auch die in einer Sendung zusammen angekommenen Vögel in dieser Hinsicht so sehr differirten.

In gleicher Weise schwankend zeigte sich die Dauer des Verfärbungsvorganges; während ein altes kräftiges Männchen, frei fliegend in meiner Vogelstube, in kaum 14 Tagen vom Beginn bis zum Ende verfärbt war, währte dieser Vorgang bei dem in der düstern Kammer befindlichen, sowie auch bei mehrern, welche ich bei verschiedenen Vogelhändlern beobachten konnte, volle fünf Wochen. Ebenso verschieden ist, wie bereits erwähnt, die Dauer der Zeit, durch welche diese Vögel das Prachtkleid behalten. Hier glaube ich wiederum eine Thatsache feststellen zu können, welche sich mir mehrfach gezeigt hat. Ich bemerkte nämlich, daß, je kühler die Temperatur, desto langsamer der Lauf der Verfärbung, und je wärmer, desto schneller. Noch zutreffender aber zeigte sich mir im umgekehrten Verhältniß, daß im kältern Raume die Dauer des Prachtkleides eine verhältnißmäßig sehr lange war, während in der sehr warmen Vogelstube (freilich auch wol durch das mehrmalige Nisten beeinflußt) die bunten Farben auffallend schnell wieder zurückgehen. Das Licht scheint weniger Einfluß auf diesen Vorgang zu haben; denn der im dunkeln und zugleich kühlen Raume befindliche Vogel färbte sich wol langsamer, jedoch mit derselben vollen Lebhaftigkeit der Farben wie die übrigen. Ebenso dürfte zwischen dem in der tropischen Heimat ausgefärbten und dem in der Gefangenschaft, d. h. in unserm lichtärmern Klima sich bildenden Prachtkleide kein Unterschied in der Kraft und Intensivität der Farben zu finden sein.

Noch eine Verschiedenartigkeit kommt schließlich darin zur Geltung, daß die Farben dieser Feuerfinken (also ein und derselben Vogelart) bei den Männchen außerordentlich in Hinsicht der Intensivität schwanken. Während einige das dunkelste Feuer- und Mennigroth zeigen, sind die andern nur lebhaft orangegelb (woher auch der Name Orangevogel sich schreibt), und manche sogar kaum fahl röthlichgelb gefärbt. Diese letztern Unterschiede, sowie auch die in der Dauer der Färbung und in der Zunahme oder Abnahme des Prachtkleides konnten doch keinesfalls aus der verschiedenen Lage der Heimatsgegenden erklärt werden. Aufmerksame Beobachtung hat mich vielmehr zu der Ueberzeugung geführt, daß alle diese Unterschiede nur in der individuellen Natur des einzelnen Vogels begründet sind und von dessen Alters-, Gesundheits-, Fütterungs-, oder Kraft- und dergleichen Zuständen abhängen und also durch dieselben mindestens in gewissem Grade so beeinflußt werden können, daß ein Vogelhändler seine Feuerfinken früher zur Verfärbung zu bringen und längere Zeit im Prachtgefieder zu erhalten vermag als der andere. Längere Beobachtung wird dergleichen unschwer feststellen lassen.

Der nächste Weber, welchen ich in dieser Weise beobachtete, war der Napoleonsvogel (Pyromelana melanogastra), in Frankreich und zuweilen auch bei uns Worabé genannt, ebenfalls aus Afrika und vornehmlich in Abyssinien heimisch. Dieser Vogel ist fast ebenso gestaltet wie der vorige und fast genau ebenso gefärbt, nur mit dem Unterschiede, daß die farbigen Theile neben demselben tiefen Sammtschwarz sehr lebhaft und schön schwefelgelb sind. In ganz gleicher Weise wie die vorigen beobachtete ich auch eine

Anzahl von Männchen des Napoleonsvogels. Die Art und Weise des Verfärbungsvorgangs ist ganz genau dieselbe, nur zeigte sich mir, daß die vielen Unterschiede gar nicht, oder doch nicht in so auffallender Weise hervortraten. Die Intensivität der Farbe ist zunächst fast immer eine gleiche. Wenn auch der Beginn der Verfärbung von den Monaten Juli bis October schwankt, so ist doch die Dauer des Prachtkleides eine fast immer regelmäßige, und zwar währt sie ungefähr fünf Monate. Das schnellere oder langsamere Fortschreiten der Verfärbung zum Prachtkleide oder aus diesem zurück hängt allerdings ebenfalls von den Verschiedenheiten des Alters-, Gesundheits- und Kraftzustandes ab. Gerade vom Napoleonsvogel besitze ich ebenfalls eine große Anzahl von Federn aus dem Verfärbungszustande, welche zum Theil dreifarbig: noch schön gelb, fahlgrau und weiß, oder zu einem Theil noch sammtschwarz und zum andern Theil weiß vor mir liegen.

Dann beobachtete ich den schönen Madagascarweber (Fondia madagascariensis), welcher auf den Inseln Madagascar und Mauritius heimisch ist, und den ich das Glück hatte, zuerst von diesen Webervögeln in meiner Vogelstube glücklich zu züchten. Der Vogel ist an Kopf, Hals, Rücken, Bürzel und Brust prachtvoll feuer- oder scharlachroth, auf dem Rücken und an den Schultern schwarzbraun, jedoch jede Feder roth gesäumt, auf den Flügeln, dem Schwanze schwarzbraun und jede Feder gelb gesäumt, am Bauche graulichweiß; vom glänzend schwarzen Schnabel durch das dunkle Auge geht ein schwarzer Streif; die Beine sind blaßröthlich. Außer dem Hochzeitskleide ist der Madagascarweber in folgender Weise gefärbt: der Kopf und die ganze Oberseite sind dunkel bräunlichgrau, mit einem Ton ins Olivengrüne, und jede einzelne Feder ist hier bräunlichgelb gerändert; an der Kehle und am ganzen untern Theile ist die Färbung ein helleres Gelbgrau; auf den Flügeln sind die graubraunen Federn hellgelb gesäumt. In der Verfärbung zeigt dieser Vogel viel von den beiden vorigen Abweichendes. Er kommt so selten nach Deutschland, daß meine Beobachtungen wol die ersten dieser Art sein werden, welche über ihn veröffentlicht worden. Unter den Männchen, welche ich kaufte, befanden sich einige Junge, welche im ersten Jahre nur zu einem theilweisen Prachtkleide gelangten. Die Verfärbung begann bei allen in ganz gleicher Weise und zwar indem auf der Brust, an der Stirn und auf dem Rücken farbige Stellen sich bildeten, welche ebenso wie bei den Feuerfinken sich vergrößerten. Allein nur bei den ältern Vögeln gingen sie ineinander über und verfärbten in der beschriebenen Weise das ganze Gefieder, während bei den jüngern Vögeln nur eine scheckige Färbung von Roth zwischen dem Grau sich bildete und bis zum Rückgange des Prachtkleides verblieb. Bei einem alten Vogel, welcher in meiner Vogelstube zur Brut schritt, währte die Dauer der Verfärbung vom Beginn bis zur Vollendung des Prachtgefieders gerade drei Wochen. Dies dürfte bei dem Madagascarweber die Regel sein. Bei recht alten kräftigen Männchen hat die Verfärbung einen so stürmischen Verlauf, daß an Hals und Brust auch eine Anzahl neuer rother Federn hervorkommen (für die aber keine andern ungefärbten ausfallen), welche erst bei der nächsten Mauser mit dem übrigen Gefieder abgelegt werden, nachdem sie vorher längst wieder entfärbt sind. Nicht aber in gleicher Weise wie der Verlauf ist auch die Dauer des Prachtgefieders eine regelmäßige. Bei meinen jungen Vögeln währte sie nur fünf bis sechs Monate; das alte nistende Männchen blieb nahezu neun Monate im Prachtgefieder. Und Dr. Baldamus in Halle theilte mir mit, daß das Männchen seiner Madagascarweber volle 12 Monate in dieser Farbe verblieben sei.

Auch bei diesem Vogel konnte ich den Vorgang der allmählichen Färbung der Federn auf das klarste beobachten und unwiderleglich feststellen. Insbesondere interessant ist bei dem Madagascarweber wiederum der Vorgang der Rückfärbung. Während der Vogel noch gestern im prachtvollsten, lebhaftesten Feuer seines Roths prangt, dünkt es uns heute, als sei die Farbe nicht mehr ganz so voll und feurig; am nächsten Tage bemerken wir

ganz entschieden, daß das Roth viel fahler geworden, und während es nun immer mehr ausbleicht, beginnen sich auch an Brust, Hals und Stirn die Federn grau zu färben. In 14 Tagen sieht der Vogel so aus, daß ihn selbst der Kenner von dem immer grau gebliebenen Weibchen nicht mehr zu unterscheiden vermag.

Die Verfärbung des großen, schönen Oryx (Pyromelana Oryx) vom Vorgebirge der guten Hoffnung und von Senegal, bei den Vogelhändlern doppelter Orangevogel genannt, zeigt (soweit ich an nur einem Männchen zu beobachten vermochte) völlige Uebereinstimmung mit dem Feuerfinken.

Wir gelangen jetzt zu den Witwenvögeln, welche den Namen zweifellos nach ihrem afrikanischen Vaterlande Widah durch Verstümmelung erhalten haben und daher richtiger Widahfinken genannt werden müßten. Von denselben vermochte ich zwei Arten ebenfalls anhaltend zu beobachten. Die Paradiesvogelwitwe (Steganura paradisea) aus Ost- und Westafrika ist im Prachtkleide an Oberkopf, Gesicht und Kehle, Rücken, Bürzel, Schwanz und auf den Flügeln schwarz, um den Hals und im Genick sowie an der Brust schön glänzend kastanienbraun, am Bauch rein weiß; der Schnabel ist schwarz. Im Winterkleide ist dieser Vogel einfarbig sperlingsgrau, am Kopf fahl weißlichgrau mit zwei schwärzlichen Scheitelstreifen, auf dem Rücken und den Flügeln schwarz und am Unterleibe weiß; der Schnabel ist dann horngrau. Die Verfärbung geht ganz in der Weise vor sich wie bei den vorher beschriebenen Vögeln, nur ist sie viel regelmäßiger, sehr viel langsamer vorwärts- und auch zurückschreitend und das Prachtkleid ist dauernder als bei den Feuerfinken, sodaß man seine Frist regelmäßig auf 6—7 Monate annehmen kann. Bei der Paradiesvogelwitwe beobachtete ich zuerst, daß mit dem Beginn der Verfärbung der helle Schnabel ebenfalls dunkel zu werden beginnt, bis er zuletzt in regelmäßigem Fortschritt mit der Färbung des übrigen Gefieders glänzend schwarz geworden. Jetzt bemerkte ich denn auch, daß ein Gleiches, d. h. eine den Farben des Gefieders entsprechende Verfärbung auch an den Schnäbeln aller dieser Vögel stattfindet.

Der zweite Vogel dieser Familie, welchen ich beobachtete, ist die Heitere Witwe oder Dominicanerwitwe (Vidua serena) aus Südafrika, ein sehr hübscher Vogel, welcher im Winterkleide ebenfalls sperlingsgrau, mit fahl gesäumten Rückenfedern und einigen rostrothen Streifen auf dem Kopfe erscheint, während das Prachtkleid in folgender Weise gefärbt ist: Oberkopf, Rücken, Halsband, Flügeldecken und Schwanzfedern sind schwarz; Wangen, Nackenband, Kehle, die ganze Unterseite und eine breite Schulternbinde sind weiß; der Schnabel ist in beiden Kleidern gleichmäßig glänzendroth. Ihre Verfärbung findet ganz in der Weise der vorigen statt.

Abweichend aber ist das Prachtgefieder dieser Widahfinken von dem der Feuerfinken, Madagascarweber und anderer Webervögel, abgesehen von der minder grellen Färbung, dadurch, daß ihnen einige sehr lange Federn als prächtiger Schmuck aus dem Schwanze hervorwachsen. Ich beobachtete auch diese Erscheinung sehr genau. Der Schwanz der Paradieswitwe besteht für gewöhnlich aus acht seitlichen, mäßig gesteigerten und abgerundeten, und vier mittlern, ebenso gestalteten Federn. Mit dem Beginn der Verfärbung, wenn in dem grauen Gefieder an der Stirn und um den Schnabel herum die ersten schwarzen Flecke sich bilden und ausbreiten, beginnen die vier innern Schwanzfedern sich zu verlängern. Sie wachsen verhältnißmäßig außerordentlich schnell so lang hervor, bis sie die Länge des übrigen Körpers um das Doppelte übertreffen. Die zwei mittelsten biegen sich hahnenschwanzförmig, werden sehr breit und erst nach der Spitze zu merklich verschmälert und schließlich scharf zugespitzt. Die Form jeder einzelnen dieser Federn wird dachziegelförmig, die Farbe tief und sammtartig schwarz marmorirt. Nächst diesen beiden wachsen zwei andere ebenfalls hervor, erreichen jedoch nur etwa ein Drittel der Länge von diesen und haben dann eine stumpfe breite Gestalt. Bei dem alten Vogel

wachsen an den Spitzen aller dieser Schwanzfedern lange, steife, borstenartige Faden noch weit über ihre Länge hinaus. Das Aussehen des Vogels wird durch diesen Schmuck, namentlich im Fluge, ein außerordentlich malerisches. Ohne jedes Anzeichen naht die Entfärbung, die sich darin zeigt, daß eine der kürzern dieser Schwanzfedern plötzlich fortfällt, während die lebhafte Farbe des Gefieders noch völlig dieselbe bleibt. Erst wenn nach einigen Tagen dann auch die zweite kürzere und eine oder beide der langen Schwanzfedern fort sind, bemerkt man, daß der Vogel seine Lebhaftigkeit verliert, träger zu werden beginnt und daß das Gefieder erblaßt. Erst in etwa drei bis fünf Wochen ist der Vogel wieder völlig grau.

Aus dem ebenfalls zwölf Federn enthaltenden Schwanze der Dominicanerwitwe wachsen noch die vier mittlern Federn hervor, jedoch in der Weise, daß sie, der geringern Größe des Vogels entsprechend, viel schmaler, sonst aber ebenfalls rinnenförmig gestaltet und schwarz marmorirt sind. Sie werden übrigens fast ebenso lang, sind aber gleichmäßig vom Anfang bis zum Ende fast gleich breit gestaltet und kaum merklich allmählich zugespitzt. Die sonderbaren Fäden zeigen sie nicht. Sobald die erste Schwanzfeder dieser Witwe ausgefallen, fing ich den Vogel heraus und konnte nun noch die Beobachtung machen, daß die ausgefallenen Schwanzfedern vorläufig gar nicht, sondern erst bei der Erneuerung des ganzen Gefieders durch die nächste Mauser wieder hervorwachsen, doch so, daß sie geraume Zeit vor der demnächstigen Verfärbung zum Prachtgefieder bereits wieder vollständig, d. h. in der Länge der übrigen Schwanzfedern vorhanden sind.

Ein Vogel, welcher viel kleiner als die Webervögel und die Paradieswitwe ist, und, nach meiner Ansicht, einen Uebergang von jenen Webervögeln und Widahfinken zu den Amadinen oder Prachtfinken macht, der Stahlfink, von den Händlern Atlasvogel genannt, kommt in einer Art sehr häufig zu uns. Es ist der blauschillernde Stahlfink (Hypochera ultramarina) aus Ost-, West- und Südafrika, mit einfarbig tiefschwarzem, schön ultramarinblau glänzendem Gefieder, welches aber im Winterkleide ebenfalls schlicht sperlingsgrau erscheint. Dieser Vogel ist noch beständiger und regelmäßiger in seiner Verfärbung als die Widahfinken. Ich besitze sowol aus dem Stadium der Färbung zum Prachtgefieder, als auch aus dem der Entfärbung ins Winterkleid zahlreiche Federn von ihm, welche zum Theil noch schön schwarz, zum Theil bereits grau erscheinen. Eine Abnahme des dunkelblauen Schillers gegen den Beginn der Verfärbung hin konnte ich niemals wahrnehmen. Im übrigen zeigt seine Verfärbung weiter nichts Auffallendes oder Abweichendes.

Zu den allerinteressantesten Beobachtungen auf diesem Gebiete gehören zweifellos die Verfärbungen der jungen Prachtfinken (Amadinae), welche in so reicher Fülle in meiner Vogelstube beobachtet werden konnten, daß ich hier zur Feststellung der Erscheinungen eben nur eine Anzahl der instructivsten herausgreifen darf. Unter den kleinen Astrilden einer der schönsten ist der Karminfink (Lagonosticta minima) aus Afrika, von den Händlern Amaranthvogel genannt, ein einfarbig schön dunkelrothes Vögelchen, welches in den Sonnenstrahlen förmlich erfunkelt. Die Jungen dieses Vogels tragen beim Verlassen des Nestes ein schlicht fahlgraues Gefieder, welches am ganzen Oberkörper etwas dunkler, am Unterkörper heller ist. Nur ein zartes mattes Roth auf dem Bürzel läßt die Art mit Bestimmtheit erkennen. Das Schnäbelchen ist glänzend schwarz, die Augen sind dunkel, ohne gelben Liderrand. Nach etwa drei Wochen beginnt die Ausfärbung dieser jungen Vögel zum Altersgefieder in folgender Weise: An der Stirn und der Brust bilden sich einzelne rothe Flecken, welche gewöhnlich nur sehr langsam sich ausbreiten. Der Schnabel beginnt heller zu werden, geht mehr und mehr in ein unbestimmtes Grau über, welches dann sich röthet und in gleichem Verhältniß zu der Färbung des Gefieders in volles Roth sich verwandelt. Je nach dem Fütterungszustande des Vögelchens vollendet

sich diese Verfärbung in fünf bis acht Wochen. Erst beim Nahen der Paarungszeit aber nimmt das Roth des ausgefärbten Vogels den schönen Glanz an, und das Verlieren und Wiederhervorkommen dieses Glanzes in der Zeit afrikanischen Frühlings und der Liebe sind die einzigen Farbenveränderungen, welche dieser Vogel hinfort noch durchmacht.

Unter den buntesten der kleinen Prachtfinken ist der Zebrafink (Taeniopygia castanotis, von Reichenbach Bänderschwanzfink genannt) aus Australien einer der auffallendsten. Sein Gefieder ist aus Perlgrau, Röthlichbraun, Dunkelbraun, Bräunlichgelb, Schwarz und Weiß, mannichfaltig bunt gefärbt, ineinandergezeichnet und gestrichelt. Am auffallendsten erscheinen seine runden rothbraunen Bäckchen, welche von dem glänzend gelbrothen Schnabel durch einen schwarzen und einen weißen neben dem Auge von der Stirn nach der Gurgel laufenden Querstrich getrennt sind. Von dieser bunten Farbenmannichfaltigkeit zeigt der junge Zebrafink gar nichts. Sein Gefieder ist beim Verlassen des Nestes einfarbig licht mäusegrau, oberhalb ein wenig heller als unterhalb, und nur ein schmaler weißer Backenstreif ist als das sicherste Kennzeichen der Art vorhanden; das Schnäbelchen ist glänzend pechschwarz. Die Verfärbung aus diesem Jugendkleide ins Altersgefieder beginnt ebenfalls in der dritten oder vierten Woche und ist in der fünften bis achten Woche vollendet. Sie erscheint vorzugsweise interessant: In der Mitte der Brust scheidet ein immer bemerkbarer hervortretender schwarzer Streif das Untergefieder von dem obern, welches letztere zu dunkeln beginnt, während das erstere heller wird. Allmählich treten die Contouren der Zeichnungen hervor, nehmen immer bestimmtere Gestalten an, bis sie zuletzt in den prangenden Farbenschmuck übergehen; das Schmuziggelb des Bauches wird rein weiß und von demselben hebt sich die tiefschwarze Brustbinde ab und trennt es von der perlgrauen, fein schwarzgewellten Oberbrust und dem gleichfarbigen Halse; das Braun der Bäckchen geht ineinander über, rundet sich, die Seitenschilder werden schön braunroth und weiß getüpfelt; der graubraune Oberschwanz erhält seine weißen Binden und neben dem weißen Schnabelstreif bildet sich auch der schwarze; das Schnäbelchen blaßt ab und geht durch Fahlgelb in das schöne glänzende Rothgelb über. Dies Gefieder behält der Vogel dann fürs ganze Leben unverändert.

Der bereits vorn erwähnte Tigerfink (Amandava punctulata) aus Ostindien kommt aus dem Neste in einem Jugendkleide, welches dem des Karminfinken ähnlich, jedoch dunkler ist. Die Brust erscheint gelbgrau, der Bauch weißlichgelb, die Kehle hellgrau, Kopf und Oberrücken sind bräunlichgrau, Flügel und Schwanz noch dunkler, letzterer schwärzlich. Als Kennzeichen der Art ist zu bemerken, daß die Spitzen der Flügeldeckfedern bräunlichgelbe Halbmonde zeigen, welche beim Stillsitzen des Vögelchens drei gleichmäßige Reihen von großen Tüpfeln bilden; der Schnabel ist glänzend schwarz, die Füße sind dunkelgrau, die Augen einfarbig dunkel. Die Verfärbung beginnt schon in der dritten Woche damit, daß der Schnabel abblaßt, das Gefieder des untern Körpers heller und das des obern dunkler wird. Die Verfärbung dieses Vogels ist aber so wechselvoll, daß er ein eigentliches Prachtkleid erst nach zwei Jahren vollständig bekommt, während dieser Zeit aber immer in allen Theilen des Gefieders wechselt und in dem Alterskleide späterhin noch fortwährende Uebergänge zeigt. Nach acht Wochen etwa hat der Schnabel durch Fahlbraun, Bräunlichgelb und Gelbroth das lebhafte glänzende Roth angenommen und von dieser Zeit an ist das Alterskleid eigentlich schon vorhanden, denn diese jungen Vögel beginnen bereits zu nisten. Außerordentlich interessant erscheinen nun aber die weitern Verfärbungsübergänge gerade dieses Vogels. Wenn nämlich in der achten oder neunten Woche, nachdem der Schnabel schon roth geworden, beide Geschlechter aber noch vollständig sich gleichen, und zwar mit lebhaft hellbräunlichem Unterkörper und dunkelbraunem Oberkörper, auf welchem letztern die beschriebenen Halbmondchen verschwunden und dafür weiße runde Tüpfel erschienen sind, während das Roth des Bürzels bedeutend intensiver

geworden — wenn dann auf der Brust des Männchens gleichsam wie strahlenförmig das erste schöne Karminroth zum Vorschein kommt, dann schattirt sich das Gefieder durch Gelb, Braun, Roth und Weiß in verschiedenen Nuancen, bis der schöne rothe Ueberwurf und die regelmäßigen weißen Pünktchen immer mehr zur Geltung kommen. Dann ist das Männchen an dem ganzen Oberkörper, Brust, Hals, Stirn, Oberkopf und Oberrücken gelbbraun, mehr oder weniger dunkel gefärbt, und gleichsam wie mit einem blutrothen Ueberwurf, welcher zuweilen dunkelgoldroth, zuweilen hellkarminroth erscheint, gezeichnet. Die Flügel sind braun und der Schwanz ist schwarz; der übrige Körper, Bauch, Unterflügel und Unterrücken sind gelblichbraun. Ein großer Theil des ganzen Gefieders, insbesondere aber die Flügeldecken, Bauch- und Brustseiten und Schultern sind mit zahllosen, doch sehr regelmäßig gestellten, etwa hirsekorngroßen weißen Tüpfeln übersäet, welche an den Hinterschwingen und Schwanzfedern zu weißen Halbmonden sich gestalten. Der Schwanz ist schwarz und der Oberschwanz und Bürzel sind ebenfalls mit dem schönen Roth übergossen. Aber auch dies Gefieder wechselt noch fortwährend namentlich so, daß es mit der Liebes- oder Nistzeit jedesmal heller, zahlreicher und größer gepunktet und mit der Winterszeit dunkler und eintöniger, zugleich aber auch zum Alter hin immer dunkler, zuweilen in der Grundfarbe, anstatt des Gelbbrauns nahezu schwarzbraun wird. Dabei ist der Vogel jedoch als seine Art von der ersten Verfärbung an bis zum Dunkelwerden immer vollständig zu erkennen und wird auch von seinen vielen Liebhabern in allen diesen Kleidern immer gekauft.

Dies sind drei Beispiele aus der unendlich zahlreichen Mannichfaltigkeit der Verfärbung der Prachtfinken, bei denen zunächst zu bemerken ist, daß das des Tigerfinken allerdings als das interessanteste unter allen erscheint. Ferner sei noch ganz besonderer Nachdruck darauf gelegt, daß bei allen diesen Verfärbungen ebenfalls die Federn durchaus nicht ausfallen und gewechselt werden, sondern genau wie bei jenen Verfärbungen der Webervögel u. s. w. nur andere Farben annehmen.

Wie bereits im Eingange erwähnt, zeigt ja auch bekanntlich unsere einheimische Vogelwelt eine große Anzahl solcher Verfärbungsbeispiele, wenn dieselben allerdings auch bei weitem nicht so in die Augen fallend sind. Der junge Sperling in unserer Nähe sieht beim Verlassen des Nestes ganz anders aus als der alte und verfärbt sich ohne Verlust der Federn allmählich zu den Farben des letztern, und wie von dem Staar bereits erwähnt, so können wir auch noch zahlreiche andere Beispiele jener Verfärbungen in der einheimischen Vogelwelt, welche durch die geschlechtliche Erregung hervorgebracht werden, den Lesern vorführen; wir kommen auf dieselben noch späterhin zurück, nur die Thatsache wollen wir zunächst noch constatiren, daß bei allen diesen Verfärbungen auch mehr oder minder die Schnäbel, Füße und Augen dem Farbenwechsel unterliegen.

Der Reisende und Naturforscher Dr. Karl Bolle hat zuerst über den Farbenwechsel der Schnäbel an einer großen Anzahl von vorzugsweise einheimischen Vögeln eingehende Beobachtungen angestellt. Bei meinen fremdländischen Vögeln konnte ich unschwer feststellen, daß die Schnäbel und Füße der geschilderten Webervögel und Witwenarten in gleichem Verhältniß zur Verfärbung ins Prachtgefieder dunkler und zur Entfärbung ins Winterkleid heller sich färben. Als eins der auffallendsten Beispiele muß ich das des Stahlfinken erwähnen, welcher im glänzend schwarzen Gefieder dagegen ein rein weißes Schnäbelchen und rosenrothe Füße zeigt, während im grauen Gefieder Schnabel und Füße düster horngrau sind. Auch der Schnabel des Diochweibchens (Ploceus sanguinirostris), welcher für gewöhnlich fahlgelb ist, färbt sich zur Nistzeit röthlich, zuweilen nahezu so roth, als der dunkelblutrothe des Männchens. Eine noch viel durchgreifendere Farbenveränderung erleiden, wie angeführt, die Schnäbelchen der jungen Prachtfinken, welche bei

der Ausfärbung vom glänzenden Pechschwarz durch mattes und fahles Braun und Gelb verschiedener Schattirungen in ein ebenso glänzendes Roth übergehen. Bei ihnen erscheint in gleicher Weise eine Verfärbung der Augen, sodaß z. B. die Pupille des jungen Tigerfinken aus dem einfarbigen Dunkel in ein sehr schönes Rothbraun übergeht und zugleich von einem schönen gelbrothen, und bei dem Karminfinken von einem schwefelgelben Augenring umgeben wird. Die düster horngrauen Füße werden zur Vollendung des Alterskleides roth, gelblich, oder doch heller gefärbt, je nach der Art.

Zunächst müssen wir noch einige Vögel nachholen, welche mannichfaltig verschiedene Färbungen zeigen. Ich hatte das Glück, auch den sogenannten Papstfink oder Nonpareil (Spiza ciris) aus Südamerika glücklich zur Zucht zu bringen. Die Jungen waren beim Verlassen des Nestes einfarbig düster grünlichgrau. Ganz unmerklich ging diese Färbung, etwa in der fünften Woche beginnend, in das ebenfalls einfarbig gelbgrüne Gefieder des alten Weibchens über, um sodann erst im zweiten Jahre die sehr schöne, mannichfaltig bunte Färbung des alten Männchens anzunehmen. Dieses ist an Kopf, Hals, Unterrücken und Oberschwanz schön und glänzend indigoblau; der Rücken ist schwärzlichblau; die Schultern sind bräunlichschwarz, mit zwei weißen Querstreifen, die Schwungfedern schwarzbraun, mit hellerm Rande, die Schwanzfedern sind schwarzbraun mit bläulichem Rande; die Brust ist lebhaft rostgelb bis hellgelb, an ihrem obern Theile und zuweilen sogar ganz weinroth bis rostroth; die Unterbrust und der Bauch sind weiß, an den Seiten gelb überlaufen. Auch dies Gefieder wechselt also je nach dem Alter außerordentlich und geht nach vollendeter Nistzeit und meistens noch vor der beginnenden Mauser in eine düstere, der des Weibchens fast gleiche Färbung über.

Noch auffallender ist die Verfärbung bei dem diesem letztern nahe verwandten Indigovogel (Spiza cyanea), ebenfalls aus dem südlichen Amerika, welcher mit dem Beginn der Frühlingsmonate eine prachtvoll dunkelblaue Färbung seines Gefieders annimmt und dieselbe nach vollendeter Nistzeit mit einem düstern bräunlichen und kaum bläulichen Grau vertauscht. Der amerikanische Reisstaar oder Bobling (Dolichonyx oryzivora) verfärbt sein gelbbraun und schwarzes Gefieder zum Herbst in ein schlichtes lerchengraues, und in ähnlicher Weise wechseln noch eine Anzahl anderer amerikanischer Vögel alljährlich zweimal mit den Farben ihrer Federn, abgesehen davon, daß außerdem auch ihre Jungen aus dem Jugendkleide in das Alterskleid sich verfärben. Der rothe Cardinal, die sogenannte virginische Nachtigall (Cardinalis virginianus) aus Nordamerika, zeigt wenigstens die Erscheinung, daß das schöne Roth seines Gefieders in prächtigster Weise intensiver sich färbt oder förmlich erglüht, sobald die Liebeszeit beginnt u. s. w.

Wir gelangen hiernach noch zu einer andern Seite der Verfärbungserscheinungen in der Vogelwelt. Eine große Anzahl von fremdländischen und einheimischen Vögeln, welche längere Zeit in den Käfigen der Vogelhändler sich befinden, verfärben sich in der Weise, daß ihr Gefieder in allen seinen Theilen allmählich immer dunkler, bräunlich bis zuletzt tief braunschwarz wird. Ich sah einen Bandfink (Amadina fasciata) aus Afrika, dessen graubraunes Gefieder sämmtliche Zeichnungen und Schattirungen verloren hatte, in ein einfarbiges Schwarzbraun übergegangen war und selbst das sonst so lebhaft blutrothe Halsband nur noch in tiefem schwärzlichen Roth zeigte. Napoleonsvögel werden ganz schwarz und lassen sich nur daran erkennen, daß zur Zeit der Verfärbung ins Prachtgefieder die Spitzen einzelner Federn lebhaft schwefelgelb sich färben. Tigerfinken, Goldbrüstchen und viele ähnliche kleine Vögel sieht man häufig zum Theil oder völlig schwärzlich gefärbt.

Zunächst konnte ich mich davon überzeugen, daß diese schwarze Verfärbung keineswegs eine Folge mangelnder Kraft sei. Denn diejenigen solcher Vögel, welche ich in großer

Anzahl ankaufte und in der Vogelstube frei fliegen ließ, zeigten, daß sie ebenso lebhaft, gesund und kräftig als die übrigen seien. Nach mehr oder minder langer Frist aber, namentlich zur Zeit der beginnenden Brut, verfärbte sich zu meiner Verwunderung dies düstere Gefieder in seine ursprünglichen Farben zurück. Und in allen den zahlreichen Fällen, welche ich beobachten konnte, trat dann in meiner Vogelstube und auch in den kleinen Käfigen niemals eine Wiederfärbung zum düstern Gefieder ein, wie eine solche überhaupt niemals bei mir vorgekommen ist. Nach meiner Ueberzeugung wird diese Misfärbung nur durch den Mangel an directem Sonnenlicht, oder an ausreichendem Tageslicht allmählich hervorgerufen. Sie war für mich zugleich einer der schönsten Beweise für die außerordentliche Kraft der färbenden Motoren, welche zur Zeit des erwachenden Geschlechtstriebes in dem Gefieder zu wirken beginnen. Ein sehr instructives Beispiel hatte ich an einem Weibchen des Blutschnabelweber oder Dioch vor mir. Diesen Vogel erhielt ich ganz düster schwarzbraun und zugleich als ein schon sehr altes, schlecht gepflegtes und daher abgezehrtes und schwaches Thier. Während andere, die ich mit ihm zugleich erhalten, bereits längst in ihre natürlichen Farben übergegangen waren, blieb dieser Dioch noch immer misfarbig dunkel, obwol er auch bereits längst sich sehr gut und kräftig genährt und vollkommen erholt hatte. Erst im nächsten Jahre bemerkte ich, daß sein bis dahin weißlicher Schnabel zunächst gelblich wurde und dann sogar in das erwähnte Roth überging. Und nicht lange, da begann auch das düstere Braun zu schwinden, und die Federn verfärbten sich in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit in die gewöhnlichen, charakteristischen Farben des Diochweibchens, während auch das Pärchen dieser Vögel zu nisten begann.

Eine noch andere Veränderung (Entfärbung) der Federn findet in der Gefangenschaft bei allen rothen Vögeln, deren Farben ins Rosen- oder Braunrothe schattiren, statt. Schon unser einheimischer Hänfling zeigt die allbekannte Erscheinung, daß seine lieblichrothe Brust nach der ersten Mauser in der Gefangenschaft in ein mattes Gelblichgrau übergeht. Ein Gleiches beobachtete ich in meiner Vogelstube an dem amerikanischen Purpurfink (Carpodacus purpureus), dessen schön dunkel rosenrothes Gefieder in ein helles, fast goldig glänzendes Gelb überging. Auch der noch verwandte nordische Karmingimpel (Carpodacus erythrinus) veränderte sich in ganz ähnlicher Weise. Hierbei stellte sich aber ganz entschieden der Unterschied heraus, daß dies keine Verfärbung des Gefieders war, sondern daß die verändert gefärbten Federn erst durch die Mauser, also durch eine vollständige Erneuerung der ganzen Befiederung hervorgebracht worden, und daß die entstandene Misfarbe dann für immer bleibend, das schöne Roth dauernd verschwunden ist. Merkwürdig war dabei der Umstand, daß ein Karminfink, welcher zufällig an einem halbdunkeln Orte gestanden, mindestens einen rosenrothen Anflug der Federn zeigte, während bei allen übrigen von Roth nicht mehr die Spur vorhanden ist. Diese Farbenveränderung ging bei verschiedenen dieser Vögel in ganz gleicher Weise vor sich, gleichviel ob die Vögel in der Vogelstube frei fliegend oder in Käfigen befindlich waren; die einzige Ausnahme bildete der erwähnte Fall des einen Karmingimpels. Anders dagegen zeigte sich das Verhältniß der Papstfinken; während diese im Käfige allmählich ganz misfarbig gelbgrün gefärbt werden und bleiben, zeigen die in meiner Vogelstube frei fliegenden Exemplare durchaus keine constante Veränderung ihrer bunten Farbenpracht.

Mit dem Vorstehenden sind die Thatsachen meiner Beobachtungen abgeschlossen; es bleibt mir nur noch übrig, auf die Ursachen und Kräfte dieser Verfärbungen einzugehen. Bevor ich dies aber darf, muß ich die Leser doch damit zunächst bekannt machen, was in der Welt der wissenschaftlichen Vogelkundigen über dies ganze Thema bereits veröffentlicht und hin und her gestritten ist.

Professor H. Schlegel in Leyden war es, welcher im Jahre 1850 in einem Vortrage in der Zoologischen Gesellschaft zu Amsterdam und dann später im Jahre 1852 in einem Sendschreiben an die in Altenburg versammelten Ornithologen eine ganz andere Theorie der Verfärbungen der Vögel aufstellte. Während man bis dahin die Verfärbungen, welche fast unsere sämmtlichen einheimischen Vögel im Frühlinge so auffallend zeigen, sowie auch alle übrigen Verfärbungen, die der hochnordischen Thiere gegen den Winter hin u. s. w., immer nach ein und demselben alten Schlendrian durch Abreibung oder wol gar durch völlige Mauser zu erklären gesucht hatte, trat dieser Naturforscher jetzt mit Behauptungen hervor, welche jene unhaltbare oder doch unbefriedigende Erklärung rückhaltslos über den Haufen warfen. Nachdem seine erste Veröffentlichung über den Gegenstand zahllose Kundgebungen für und wider hervorgerufen hatte, und nachdem seine Ansichten sich auf das entschiedenste gefestigt, erörterte er dies Thema in einer Sitzung der Akademie in Leyden. Aus diesem Vortrage sei das Wesentlichste hier mitgetheilt.

Der Gegenstand meiner nachfolgenden Erörterungen, sagt er, betrifft die Art und Weise, wie der Unterschied des Kleides entsteht, worin die Vögel und die Säugethiere, sei es nach der Jahreszeit, sei es nach ihrem Lebensalter, sich verändern. Es sei mir zu dem Zwecke vergönnt, die fragliche Sache zunächst deutlich auseinanderzusetzen. Es ist allgemein bekannt, daß die Vögel im Alter in vielen Fällen die Farbe verändern oder mit andern Worten, daß sie ein Kleid tragen, welches sehr verschieden ist von dem der Jungen, und daß es eine große Anzahl von Arten gibt, bei welchen die Alten bei der Herbstmauser ein, von dem vollständigen Kleide, meist Sommer- oder Prachtkleid genannt, sehr abweichendes Kleid annehmen. Letzteres entsteht im Frühlinge und ist das sogenannte Winterkleid. Dergleichen Veränderungen werden auch bei vielen Säugethieren wahrgenommen.

Die Naturforscher nehmen bekanntlich an, daß das sogenannte vollständige Kleid durch eine zweite jährliche Mauser entsteht, welche man der gewöhnlichen Herbstmauser gegenüber die Frühlingsmauser nennt. Inzwischen hatten mehrere Naturkundige, zuerst schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, beobachtet, daß die Veränderungen der Farben bei einigen Vögeln in den alten Federn stattfinden. Diese Meinung wurde aber von einigen bestritten, von den meisten ganz beiseitegesetzt und als den Gesetzen der Physiologie widerstreitend verworfen und vergessen. Meine eigenen Nachforschungen haben mich dennoch nicht allein zu dem Resultat geführt, daß die Verschiedenheit in der Farbenveränderung des Gefieders der Vögel fast ausschließlich allgemein ist, sondern daß dabei die alten Federn, wenn diese Veränderung eintritt, aufs neue zu wachsen beginnen und nun neue Fäserchen daran zum Vorscheine kommen.*)

Meine Abhandlung über die Farbenveränderungen der Vögel umfaßt die hauptsächlichsten Punkte dieser Veränderungen: 1) Es findet bei allen Vögeln jährlich nur eine vollständige Mauser statt, d. h. eine Mauser, bei der nicht allein das kleinere Gefieder, sondern auch das größere ausfällt und durch neues ersetzt wird. Einige wenige Ausnahmen gibt es allerdings, in denen entweder der Zeitpunkt der Mauser weiter als ein Jahr auseinanderliegt, oder in denen auch die Mauser zweimal im Jahre sich wiederholt. 2) Die Federn der jungen Vögel erleiden in den meisten Fällen die erste vollständige Mauser in dem Jahre, welches auf dasjenige folgt, in dem sie geboren wurden.

*) Diese letztere Thatsache zeigt sich am auffallendsten bei den Schwänzen der Widahfinken, deren mittelste vier Schwanzfedern, welche bis dahin den acht äußern durchaus gleichgefärbt und gestaltet sind, beim Beginne der Verfärbung zum Prachtgefieder zu wachsen beginnen und zugleich die tiefschwarze marmorirte Färbung annehmen. Anm. d. Verf.

Diese Regel ist ausschließlich anwendbar auf alle von mir untersuchten Raubvögel und wahrscheinlich auch auf die meisten Vögel, welche später im Jahre ausgebrütet werden. Viele Vögel dagegen, welche früh im Jahre erbrütet worden, unterziehen sich nur einer theilweisen Mauser, die sich besonders bei einigen Hühner- und einigen Wasservögeln nicht selten auch über die Schwanzfedern und selbst über die Flügelfedern erstreckt. Es scheint jedoch, daß dabei vielfache individuelle und sogar locale Einwirkungen stattfinden, welche zuweilen ansehnliche Veränderungen zu Wege bringen und es unmöglich machen, allgemeine Regeln für die Farben- und Federveränderungen bei jungen Vögeln festzustellen. 3) Die Mauser findet stets statt, wenn die Brütezeit vorbei ist, also in den Monaten Juli, August, September und October. 4) Diese vollständige, gewöhnlich Herbstmauser genannt, ist von mehr oder weniger ins Auge fallenden Krankheitszeichen begleitet. Sie wirkt schwächend. Der mehr oder weniger regelmäßige Verlauf dieser Veränderungen, der Grad ihrer Vollständigkeit und der Zeitpunkt, wann sie stattfindet, können befördert und gehemmt werden, sei es durch den pathologischen Zustand, in welchem das Individuum sich befindet, sei es durch äußerliche Ursachen, wie Temperatur, Licht, Beschaffenheit der Luft mit ihren atmosphärischen Einflüssen, Klima, Beschaffenheit und Menge der Nahrung, Aufenthalt in der freien Luft oder in der Gefangenschaft. 5) Bei einigen Vögeln, besonders bei vielen einfarbigen, findet der Verlauf der Mauser in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit statt, weil die Federn dieser Vögel nicht selten zum großen Theile zugleich ausfallen und die neuen in derselben Zeit wieder zum Vorscheine kommen. Bei den meisten übrigen Vögeln ist sie binnen einem Zeitraum von ungefähr vier bis sechs Wochen beendet. 6) Die Aufeinanderfolge des Ausfallens und Wiederhervorkommens der Federn geschieht nach den Gesetzen der bilateralen Symmetrie. 7) Sobald die neuen Federn ihre vollständige Größe erreicht haben, geschieht ihre Ernährung nur noch in sehr unvollkommener Weise. Die Gefäße, durch welche sie ernährt wurden, scheinen ganz vertrocknet zu sein, sie wachsen, gerade wie ein vollständig entwickeltes Blatt, während längerer oder kürzerer Zeit gar nicht mehr. Sie schleißen dadurch ab, daß sie sich aufeinander reiben, und ebenso durch andere mechanische Ursachen, und sie verbleichen augenfällig durch chemische Ursachen, wie Licht, Luft und atmosphärische Einflüsse. 8) Außer der Mauserperiode bemerkt man bei vielen Vögeln noch eine theilweise Erneuerung der kleinern Federn, welche alsdann, sobald sie entwickelt sind, die Farbe des ausgefärbten Kleides erhalten. Das geschieht in der Periode, in der z. B. die langen Federn entstehen, welche den Halskragen bei den Männchen der Kampfhähne bilden und wo auch ganz neue Federn zum Vorschein kommen, wie die langen Federn der Paradiesvögel und der Widahfinken, die weißen Federchen am Halse und Schenkel der Scharben und dergleichen. Diese Veränderungen finden größtentheils in der Zeit statt, in welcher der Geschlechtstrieb sich entwickelt, bei einigen bereits lange vor der Paarungszeit und zwar, wie bei den meisten einfarbigen Vögeln bereits im zweiten Monate nach der Herbstmauser, aber nicht zwischen der Brütezeit und dieser Mauser. Diese Veränderung ist stets mit der folgenden verbunden. 9) Während der Entwickelung des Geschlechtstriebes werden durch den Ueberfluß an Säften, von welchem er die Folge ist, die Federn, deren Gefäße augenscheinlich ganz vertrocknet waren, nochmals mit erneuerter Lebenskraft erfüllt und dadurch in den Stand gesetzt, den äußerlich auf sie chemisch und mechanisch vernichtend einwirkenden Ursachen Widerstand zu leisten. Es beginnt nun wie früher ein zweiter Zeitpunkt für die vollständige Entwickelung der Federn. Hierbei bemerkt man Folgendes: a) Die abgeriebenen oder abgeschlissenen Federn werden hergestellt durch Bildung neuer Fäserchen, in einigen Fällen werden zugleich die in dieser Weise erneuerten Federn entweder länger, wie bei dem kleinen Gefieder der Staare, oder kürzer, wie bei den Schulterfedern vieler Sumpfvögel. b) Mit dieser Erneuerung kommt zugleich das

Pigment zum Vorscheine, durch welches dieses vollständige Kleid der Vögel kenntlich ist, und dieser selbe Farbestoff ist es alsdann auch, welcher die Farbe des Schnabels und der Beine einiger Vögel verändert. Auf diese Weise ist nicht die Mauser der Federn selbst, welche, wenn sie in diese Zeit fällt, nur sehr theilweise stattfindet, die Ursache, daß das vollständige Kleid der meisten, ja wie ich glaube, aller Vögel entsteht.

Wir wollen nun in der folgenden Darlegung die Veränderungen anzugeben versuchen, welche bei dem Wechsel der Farbe am meisten in die Augen fallen. Die Farbenveränderung geschieht zuweilen, wie bei den einfarbigen Vögeln, sehr schnell und in einem hohen Grade von Vollständigkeit, bei andern, wie bei den meisten Sumpfvögeln, dauert sie gewöhnlich bis spät in den Sommer fort und hat gleichwie das Nachwachsen der Federn nicht selten auf eine mehr oder weniger unvollständige Weise statt. Bei jungen Vögeln tritt die Farbenveränderung oft später ein als bei alten. Zugleich kann diese Veränderung beschleunigt oder gehemmt werden durch die unter Nr. 4 angegebenen Ursachen. Ferner geschieht die Verbreitung des neuen Pigments nicht gleichförmig bei allen Vogelarten. In vielen Fällen scheint dieselbe in allen Theilen der Federn zugleich vor sich zu gehen. In vielen andern sind es die Ränder und einzelne Stellen der Federn, welche erst eine theilweise andere Farbe annehmen. Nicht selten zeigt sich die neue Farbe zuerst in der Mitte der Federn, wie das besonders deutlich bei den Kolibriarten zu sehen ist, bei denen die neue metallische Farbe auf einem lichten und blassen Grunde zum Vorschein kommt. Der Uebergang von einer Farbe in eine andere findet in allen möglichen Verhältnissen statt. Weiße Federn verfärben sich braun oder schwarz und umgekehrt, schwarze weiß; man sieht nicht selten auf weißen, gelben oder bräunlichen Federn die frischeste rothe, grüne oder blaue Farbe entstehen. Die Metallfarben kommen auf den verschiedensten Grundfarben zum Vorscheine u. s. w. Dies sind die Hauptverschiedenheiten, welche man bei der Mauser und bei der Verfärbung der Vogelfedern wahrnimmt. Diejenigen, welche noch Anstand nehmen, dieser Thatsache der Verfärbung und dem Nachwachsen der Federn beizupflichten, brauchen nur eine der vielfältigen Proben anzustellen, welche wir in dieser Absicht vorgenommen haben. Der einfachste dieser Versuche ist der, daß man die Schwungfedern eines lebenden Vogels im ersten Jahre durch Einschneiden sich merke und dann in der Zeit der Veränderung dieselben täglich untersuche. Man wird alsdann alle diese Veränderungen in ihrem ganzen Verlaufe wahrnehmen können.

Es braucht nicht weiter erörtert zu werden, wie wichtig die Abänderungen der Vogelfarben für den Ornithologen sind. Durch ihre Kenntniß wird man zunächst dahin gelangen, verschiedene für besondere Arten gehaltene Vögel als allmählich ineinander übergehend und deshalb zu einer Art, nur in verschiedene Jahres- und Lebzeiten gehörend, festzustellen. Durch diese Veränderungen allein kann man die mannichfaltigen Abweichungen erklären, welche sich bei den Farben einiger Vögel zeigen, deren Färbung und Umfärbung alle möglichen Veränderungen durchmacht. Ohne die Thatsache dieser Veränderungen zu Hülfe zu nehmen, könnte man die Entstehung zahlreich verschiedener Kleider bei ein und demselben Vogel, z. B. beim Auerhahn, nur durch drei, vier, ja selbst fünf Mauserungen erklären, was jedoch physiologisch unmöglich ist. Sehr wichtig sind ferner diese Veränderungen für die Lösung der Frage, ob einige der sogenannten Localvarietäten der Vögel durch innere oder äußere Ursachen, namentlich durch den Einfluß des Klimas entstehen.

Durch die Bestreitung der Thatsächlichkeit dieser Farbenveränderungen würde man der unphysiologischen Annahme verfallen, daß die Vögel in der Fortpflanzungszeit oder beim Frühlingszuge eine zweite vollständige Mauser durchzumachen haben, oder mit andern Worten, daß sie in der Zeit, in welcher ihre Lebensthätigkeit zum höchsten Culminations-

punkte sich steigert, zugleich in einen abschwächenden krankhaften Zustand versetzt werden. Durch diese Aenderungen zeigt es sich auf das deutlichste, daß, wenn die Ernährung der vollständigen Federn vor und nach der Fortpflanzung während einer längern oder kürzern Zeit unvollständig vor sich geht, sie im besondern Zeitpunkte wieder auf eine viel vollständigere Weise stattfindet und selbst so vollständig, daß eine Herstellung und Farbenveränderung der alten Federn möglich wird. Von allen diesen Thatsachen kann selbst der Uneingeweihte durch eine aufmerksame Beobachtung die vollständigste Ueberzeugung erlangen.

Nachdem Dr. Schlegel auf die Farbenveränderungen der Haare der Säugethiere in gleicher Weise eingegangen, gelangt er dann auch zu denen der Schnäbel und Füße der Vögel. Daß eine Veränderung der Farbe, sagt er, auch in andern zur Hornbildung gehörenden Organen vor sich geht, lehrt ebenfalls der Augenschein. Beim Männchen der gemeinen Amsel (Schwarzdrossel) z. B. verfärbt sich der Schnabel im ersten Jahre von schwarz zu orangegelb und wird besonders während der Fortpflanzungszeit hoch rothgelb; ebenso färbt sich der Schnabel des Staars, der im Sommer gelb ist, im Herbste stets wieder bräunlich. Dergleichen Veränderungen finden sich bei den Schnäbeln und Beinen von vielen Arten, sowie auch bei den Hörnern und Hufen der Säugethiere. Sie waren bereits lange bekannt und wir führen sie hier blos als Thatsachen an, weil sie in Verbindung stehen mit der Farbeveränderung und Regeneration, welche die bereits gebildeten Federn erleiden.

Hiernach stellt Dr. Schlegel die Aussprüche zahlreicher ornithologischer Schriftsteller, von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart herab, zusammen, unter denen wir nur Wilson, Youell, Whitear, Flemming, Bechstein, Cartwright und den berühmten Reisenden Verreaux nennen wollen, und beweist nach denselben, daß die meisten hervorragenden Forscher die Thatsache an und für sich bereits längst anerkannt hatten, während sie nur bis dahin noch von niemand so klar hingestellt und durch Beweise erörtert worden, als dies von ihm geschehen sei.

Fast zu gleicher Zeit, jedoch ganz unabhängig und ohne Kenntniß von diesen Beobachtungen Professor Schlegel's, veröffentlichte Leopold Martin in Cabanis' „Journal für Ornithologie" sehr eingehende und mit zahlreichen Bälgen ausgestopfter Vögel veranschaulichte Beobachtungen über den Farbenwechsel dreier bei uns einheimischen Fliegenfängerarten (Muscicapa collaris, atricapilla und parva), und diese sonderbarerweise von zwei Seiten in der Welt der deutschen Ornithologen zu gleicher Zeit angeregte wissenschaftliche Frage wurde jetzt zu einer außerordentlich hitzigen Streitfrage, welche sich durch die Jahrgänge 1853—58 des genannten ornithologischen Journals und auch anderer Zeitschriften dieser Fachliteratur hinzieht und leider bis auf den heutigen Tag noch keinen vollständigen Abschluß gefunden hat. Obwol zahlreiche Beispiele sowol von Laien als auch von Fachgelehrten aufgestellt wurden, obwol Dr. Gloger in einem langen Aufsatze den Beweis beibrachte, daß Audubon der „erste Bekenner der Ansicht von der Umfärbung der Vogelfedern ohne Mauser" gewesen, trotzdem traten doch zahlreiche eifrige und auch immer neue Gegner mit den Behauptungen der Unmöglichkeit dieser Angaben auf. Dr. Schlegel hatte mit der Bemerkung geschlossen: „Alle Gegner dieser Thatsache sind dadurch auf Irrwege geführt, daß sie die theilweise Mauser des kleinen Gefieders, welche meistentheils dann stattfindet, wenn die alten Federn ihre Farbe zu verändern und nachher zu wechseln beginnen, für eine allgemeine gehalten haben." Im Unmuthe rief er schließlich aus: „Auch der Ungläubigste muß sich hier überzeugen. Man stelle doch den Versuch an, irgendeinem Vogel Einschnitte in die größern Federn zu machen, um die Thatsache zu sehen, daß die im Frühjahre weißen oder buntfarbigen Federn noch dieselben sind wie die braunen des Jugendkleides: Versuche, welche wir hier hundert-

mal seit mehr als 20 Jahren anstellten. Ich kann daher nichts anderes sagen als: tempus dabit."

Unmöglich kann ich hier auf alle weitläufigen Erörterungen dieser Streitfrage näher eingehen; dies würde den Raum einer solchen Arbeit um das mindestens Vierfache überschreiten. Sehr bedauere ich nur, daß ich meine Beobachtungen der fremdländischen Stubenvögel nicht um so viele Jahre früher angestellt habe, weil die unumstößlichen Thatsachen derselben jedenfalls als ein nicht zu unterschätzendes Material für die Beweisführung Professor Schlegel's hätten angesehen werden können. Doch kommen sie keinenfalls zu spät, da die Thatsache der Verfärbung ja immer noch ihre Widersacher findet.

Es bleibt nun noch übrig, darauf einzugehen, in welcher Weise die Verfärbung der Vogelfedern vor sich gehen kann. Professor Schlegel sagt hierüber: Diese Fragen gehören in das Gebiet der Anatomie und Chemie und erfordern eine neue Reihe genauer (chemischer und mikroskopischer) Untersuchungen, zu deren gemeinschaftlicher Bewerkstelligung sich uns ein achtbares Mitglied, Hr. Halbertsma, bereitwilligst angeboten hat. Die Entwickelung der Federn ist durch die Zootomen mit großer Genauigkeit beschrieben, aber über die Regeneration und über die Weise, wie das neue Pigment in bereits gebildeten Federn sich verbreitet, weiß man nichts, als was man aus den Gesetzen, welchen die Hornbildung im allgemeinen unterworfen ist, ableiten kann. Dasselbe gilt von der Hornkleidung der Schnäbel und Beine der Vögel. Das Haar der verschiedenen Säugethiere ist ebenfalls noch nicht nach allen Richtungen hin mikroskopisch genau untersucht worden. Im allgemeinen läßt sich die Behauptung aufstellen, daß man sich mehr oder weniger ausschließlich auf die bei den Menschen vorkommenden zur Hornbildung gehörenden Organe, nämlich auf das Haar und die Nägel beschränkt hat. Man nimmt allgemein an, daß die Bildung von neuen Hornzellen stets an der Wurzel der Matrix stattfindet. Bei den Nägeln des Menschen ist dies, wie allgemein bekannt, sehr deutlich bei Verwundungen wahrzunehmen. Bei den Federn dagegen beginnt die Erneuerung nicht selten in der Mitte oder an der Spitze und ebenso zeigen sich dort in vielen Fällen zuerst die neuen Farben. Dies kann man auch beim Schnabel einiger Vögel, wie z. B. bei der männlichen Amsel (ebenso bei der Paradieswitwe u. s. w.) bemerken, welcher von der Spitze bis zur Wurzel hinunter farbig wird.

Eine andere Frage ist die, auf welche Weise die Veränderung der Farben in den hornartigen Organen zu Stande kommt. Die Erklärung, daß ein Verbleichen stattfinde, kann nur sehr beschränkt geltend gemacht werden. Kölliker („Mikroskopische Anatomie") sagt, daß diese Veränderung vornehmlich in einer Entfärbung der Rinde, weniger des fast ungefärbten Markes beruhe. Daß die Umfärbung zuweilen an der Spitze der Haare oder Federn beginnt, steht fest, es ist aber auch möglich zu beweisen, wie die neuen in vielen Fällen sehr frischen Farben in den genannten Organen entstehen. Man kann annehmen, daß das alte Pigment selber die Farbe wechsele, oder daß ein neuer Farbstoff in bereits gebildete Zellen eingeführt werde, oder daß nur Zellen über den alten sich ablagern, oder man muß annehmen, was naturgemäßer zu sein scheint, daß die alten Zellen ganz abgestoßen und ganz neue zugleich mit neuem Pigment gebildet werden. (Dies letztere würde also eine Art von „Abreibung" sein; nach meinen Beobachtungen muß ich jedoch diese letztere ganz entschieden bestreiten, denn ich habe bei größter Aufmerksamkeit weder einen solchen Vorgang bemerken, noch irgendwelche Ueberbleibsel der „abgestoßenen" Zellen in den dichtverschlossenen Käfigen jemals auffinden können.)

Das sind jedoch Fragen, welche wir blos anregen, um auch durch negative Resultate zum Abschlusse des fraglichen Punktes gelangen zu können.

Wir berühren nun noch die Frage, welche viele Physiologen, besonders in frühern Zeiten schon mit Kenntniß beantwortet haben, nämlich ob Federn oder Haare nach ihrer vollständigen Entwickelung noch ernährt werden. In Bezug auf die Haare sagt der schon erwähnte Kölliker mit Recht: „Das fertig gebildete Haar, obschon gefäßlos, ist doch kein todter Körper." Daß dasselbe mit den Federn der Fall ist, beweisen die Mittheilungen, welche wir gemacht haben, und viele andere Umstände, z. B. die bekannte Thatsache, daß einfarbige weiße Vögel durch gewisse Ursachen, wie durch Nahrung von Fischen u. s. w., eine orangerothe Farbe annehmen können, welche wiederum verschwindet, wenn diese Vögel auf andere Nahrung beschränkt sind. Eine Veränderung, die so sehr ins Auge fällt, wie der Farbenwechsel der Federn und auch der Haare, muß jedem, der die lebende Natur vorurtheilsfrei betrachtet, auffallend sein. Die meisten Menschen scheinen jedoch diese mit ihren Anschauungen nicht im Einklange stehende Thatsache gar nicht beachtet zu haben. Einige Forscher sprechen blos in allgemeinen Ausdrücken davon, andere dehnten ihre Untersuchung auf eine sehr beschränkte Anzahl von Arten aus, und niemand außer Hrn. J. Verreaux und mir beobachtete die Veränderung der Federn nach ihrer vollständigen Entwickelung. Die meisten Vogelhändler scheinen diese Veränderung des Gefieders der Vögel, obschon nicht in ihrer ganzen Ausbreitung, doch zu kennen. Bartram bemerkt, daß ihm bereits im Jahre 1750 ein Vogelhändler zu Charlestown eine Menge amerikanischer Reisvögel in allen möglichen Uebergängen vorgezeigt und behauptet habe, daß diese Uebergänge durch die Veränderung der Farben entständen. Verschiedene hiesige Vogelhändler, welche ich über diese Veränderung sprach, hatten sie ebenfalls wahrgenommen und suchten sie in der Weise zu erklären: die Luft färbt die Federn während des Winters bis zum Frühlinge um.

Während Professor Schlegel in dem Vorstehenden aber theils nur Anregungen zur weitern Untersuchung, theils nur Begründungen der Thatsächlichkeit des Vorgangs hinstellt, geht ein anderer weiter.

Anatol Bogdanow, ein junger russischer Chemiker, schreibt an den Herausgeber des „Journal für Ornithologie" Folgendes: „Seit einigen Jahren hat die Frage über die Färbung der Vögel die Ornithologen sehr interessirt, und Ihr Journal hat einige sehr werthvolle Aufsätze darüber enthalten. Aber die Hauptsache bei der Färbung überhaupt, nämlich die Farbe oder der Farbstoff, also die Grundlage der Färbung selbst, ist bisjetzt, soviel mir bekannt, noch nicht entdeckt, oder wenigstens nicht chemisch dargestellt worden. Seit einem Jahre habe ich daher unter Leitung meines hochgeehrten Lehrers, des Professors Karl Rullier an der moskauer Universität, genauere Untersuchungen über die Farben der Vögel unternommen und bin zu einigen Resultaten gelangt, die wol von Interesse sein möchten. Deshalb erlaube ich mir, Ihnen davon einiges mitzutheilen, was ich soeben der pariser Akademie vorzutragen und zu entwickeln die Ehre gehabt. (Der Brief ist aus Paris datirt.)

„Die erste Frage, um welche es bei der gesammten Färbung überhaupt sich handelt, ist natürlich die, ob ein besonderer Farbstoff in den Federn vorhanden sei oder nicht. Als zweite folgt hierauf die: Läßt dieser Farbstoff sich trennen und chemisch darstellen? Ich beantworte diese Fragen durch die folgende Mittheilung der Resultate meiner Studien und Forschungen: 1) die Federn überhaupt zerfallen in dieser Beziehung sämmtlich in zwei Gruppen. Zu der einen gehören diejenigen, welche ihre Färbung nur dem Farbestoffe verdanken. Die zweite Gruppe dagegen bilden solche, die, wenn sie auch Farbestoff enthalten, doch infolge der Decomposition des Lichts anders gefärbt erscheinen, als der Farbstoff allein dies würde hervorbringen können. Zu dieser Abtheilung gehören alle Federn mit sogenannten metallischen Farben; 2) der Farbstoff derjenigen der ersten Abtheilung ist chemisch isolirbar; 3) diese Farbestoffe theilen sich dann, ihrer chemischen

Beschaffenheit gemäß, wieder in zwei streng unterscheidbare Gruppen. Die von Gruppe a sind auflöslich in kochendem Alkohol, auch in Aether, sie verhalten sich jedoch unauflöslich gegen alle (?) sonstigen Reagentien. Es gehören dahin: der rothe Farbstoff, Zooerythrin; der gelbe, Zooxanthin; der grüne, Zoochlorin; der violette, Zoojanthin oder Violetin. Die Gruppe b dagegen enthält die nur in Ammoniak und Aetzkali auflöslichen Pigmentarten, wie es der schwarze Farbstoff das Zoomelanin ist; 4) diese Farbstoffe sind azothaltig; 5) das Blau, auch das Tiefblau sind nur optisch, d. h. sie verlieren die Farbe, wenn man sie unter durchfallendem Lichte beobachtet; dies ist ganz unerwartet, es findet aber thatsächlich in den meisten Fällen statt; 6) auch zwischen gewöhnlichen Farben und solchen optischen ist jedoch ein gewisser Parallelismus vorhanden. Es wird hieraus zu ersehen sein, daß nun die Frage über die Färbung um einen guten wirklichen Schritt vorgerückt ist. Man wird also jetzt, nachdem das Pigment entdeckt ist, manches Theoretische beiseitelassen können, um die Sache auf dem Wege der Untersuchung und Beobachtung weiter zu führen."

Welche Aufnahme diese Mittheilung in der pariser Akademie der Wissenschaften gefunden, weiß ich leider nicht mitzutheilen. Dr. Gloger begleitete sie in dem Journal mit einem begeisterten Nachwort, aus welchem ich Nachfolgendes anführe: „Ich hielt stets an der Ueberzeugung fest, daß offenbar den wirklichen Farben auch neben alledem, was dabei nur optische Erscheinung, d. h. Einwirkung des Lichts, der Strahlenbrechung u. s. w. sein möge, doch zugleich etwas materiell Wirkliches, Objectives zu Grunde liegen müsse, daß es mithin besondere Farbstoffe gebe, welche dem, was wir Färbung nennen, als Grundlage dienen. Ich zweifelte aber an der Möglichkeit einer chemisch-materiellen Beweisführung. Die mikroskopische Untersuchung der Federn, welche ich vor 25 Jahren mit Professor Purkinje zusammen nur beim Staare als Beweis gegen die vermeintlich specifische Verschiedenheit des einfarbigen Staars (Sturnus unicolor) und des gemeinen Staars (Sturnus vulgaris) angestellt hatte, ist vor einigen Jahren durch Hrn. Conservator Mewes zu Stockholm auf zahlreiche andere Gattungen ausgedehnt worden. Er hat uns damit gezeigt, wie manche zu Anfang tiefer liegende, schön gefärbte Theilchen der Federn durch mechanisch vor sich gehende Entfernung anderer, schmuzig aussehender Theilchen erst weiter sichtbar werden, und wie dieselben dann, einer stärkern Einwirkung des Lichtes und der Atmosphäre ausgesetzt, sich infolge dessen auch sehr bedeutend verschönern und zwar, wie natürlich, in verschiedenem Grade, je nach der Verschiedenheit des Einflusses, welchen diese äußern Verhältnisse in verschiedenen Ländern und Gegenden bald mehr, bald weniger ausüben.*) Dem Aeußersten, was noch zu erstreben übrigblieb, oder vielmehr dem Innerlichsten von allem, was diese Frage überhaupt darbietet und was man kaum für erreichbar hätte halten mögen, hat erst Hr. Bogdanow sich zuzuwenden den Muth gehabt. Sic labor improbus omnia vincet. Es war der glückliche Anfang zur Lösung einer der größten denkbaren Aufgabe im Bereiche des Kleinsten, und man wird keinen Anstand nehmen dürfen, Hrn. Bogdanow's chemisch-physiologische Untersuchungen hierüber den bewunderungswürdigsten und erfolgreichsten dieser Art gleichzustellen."

Soviel ich mich auch in der betreffenden Literatur umgesehen, ich konnte doch etwas Näheres, bezüglich einen weitern Ausbau dieser chemischen Untersuchungen von Bogdanow nirgends finden; ein Urtheil über dieselben darf ich mir nicht anmaßen, leider aber sind eingehende chemische oder mikroskopische Untersuchungen über die Farben der Vogelfedern auch noch von keiner andern Seite veröffentlicht worden. Nur so viel haben mehrere

*) Diese Theorie der „Abreibung" ist wol keineswegs sicher bewiesen und als Thatsache festgestellt. Anm. d. Verf.

hervorragende Chemiker bisjetzt festzustellen vermocht, daß die Harnsäure eine sehr bedeutsame Rolle bei den Färbungen der Vogelfedern spielt, denn man hat in zahlreichen Untersuchungen gefunden, daß die Excremente der Vögel während der verschiedenen Stadien der Verfärbung in auffallendem (leider noch nicht ermittelten) Verhältnisse an Harnsäure reicher oder ärmer sich erweisen. Dieses bisjetzt noch beinahe ganz unbetretene Gebiet kann daher noch durchaus keinen sichern Anhalt zur Erklärung der Verfärbungsvorgänge gewähren. Ich meinerseits konnte über die Natur der Verfärbungen bisjetzt nur Folgendes feststellen: 1) Licht- oder Wärmeeinflüsse haben auf den Farbenwechsel der Tropenvögel keine, oder nur sehr geringe Einflüsse in gewissen abnormen Fällen; denn diese Verfärbungen gehen, abgesehen von der Zeitdauer, in ganz gleicher intensiver Weise vor sich, gleichviel ob der Vogel unter den glühenden Strahlen seiner Heimatsonne, oder ob er im matten Lichte unsers nördlichen Klimas lebt; 2) während der Verfärbung nimmt das Gefieder dieser Tropenvögel auch eine ganz andere Beschaffenheit an, indem es aus einem harten, schroffen Zustande in einen sammtartig weichen übergeht, in welchem jede einzelne Feder dünn zerschlissen und häufig sogar gewellt erscheint. Zweifellos geht hieraus nun hervor, daß die, durch die lebhafte Aufregung der herangerückten Begattungszeit in Wallung gerathenen Säfte die Federn mit neuen Stoffen durchdringen, sie einerseits gestaltlich verändern und andererseits Farbstoffablagerungen in ihnen erzeugen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dann die Wirkung der Farben in einer doppelten Ursache beruhen: Einmal in den chemischen Eigenschaften der Farben an sich, zweitens in einem durch die veränderte Gestalt hervorgebrachten optischen Effect.

Auf meinen Wunsch haben die Chemiker Dr. Emil Jacobsen und Dr. Ernst Krause sich erboten, eingehende Untersuchungen sowol durch chemische Analysen als auch durch das Mikroskop mit den Federn zu unternehmen, welche ich von allen meinen tropischen Vögeln während der Verfärbung und Entfärbung in allen Stadien massenweise gesammelt habe.

Wilhelm Wackernagel.

Mag auch mancher Arbeiter auf dem Gebiete der deutschen Sprach- und Alterthumskunde in hohem Ansehen bei seinen Fachgenossen und Anhängern stehen, das wird doch von allen Eingeweihten als unbestreitbare Thatsache stillschweigend und willig anerkannt, daß nach Jakob Grimm's Hinscheiden kein anderer als Wilhelm Wackernagel es war, welcher als das ehrwürdige Haupt in der Schar der Germanisten zu gelten habe. Jetzt ist auch an diesen Führer der Tod herangetreten. Wackernagel verschied am 21. Dec. 1869 in einem Alter von nur 63 Jahren, allzu früh für die Wissenschaft, der er so treu gedient, unerwartet für alle, die noch die Früchte seines Fleißes in den letzten Jahren wahrgenommen. Doppelt schmerzlich war der Verlust, denn Wackernagel hat dasjenige Buch, welches mit als sein Hauptwerk anzusehen ist, unvollendet zurückgelassen. War dem rüstigen Gelehrten auch nicht ein so hohes Alter beschieden wie seinem Vorgänger und Genossen Jakob Grimm, so war sein Leben doch ein reichgesegnetes. Aber nicht nur seine Fruchtbarkeit war es, die uns in Staunen setzt, sondern wir bewundern und verehren zugleich an ihm seine Vielseitigkeit, seine umfassende Gelehrsamkeit, die er auf den mannichfachsten, wenn auch untereinander verwandten Gebieten bewährte und verwerthete. Dabei sind alle seine Arbeiten ausgezeichnet durch sorgsame und saubere Ausführung.

Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel ist am 23. April 1806 in Berlin geboren. Seine Familie stammte aus Thüringen. Der Name Wackernagel ist unter andern in

Ortschaften in der Nähe von Jena häufig vertreten. Schon auf der Schule, auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster, erwachte in Wackernagel die Neigung, sich mit deutscher Sprach- und Literaturwissenschaft zu beschäftigen, und er setzte diese Studien auf der berliner Universität 1824—27, namentlich unter Lachmann's Leitung, fort. Schon im letzten Jahre seiner Studienzeit veröffentlichte er mehrere kleine Schriften, unter denen die „Spiritalia theotisca“ (Breslau 1827) und „Das wessobrunner Gebet und die wessobrunner Glossen“ (Berlin 1827) von den Kennern beachtet wurden. Seine dichterische Begabung, die er allezeit pflegte, ohne sie eigentlich zur Lebensaufgabe zu machen, bekundete er zuerst durch seine frischen „Lieder eines fahrenden Schülers“ (Berlin 1828).

In den Jahren 1828—30 privatisirte Wackernagel in Breslau. Er trat dort in Verkehr mit Hoffmann von Fallersleben, der damals als Custos der Universitätsbibliothek wirkte, und betheiligte sich an dessen „Monatsschrift von und für Schlesien“. Auch mehrere Poesien veröffentlichte Wackernagel damals in der „Breslauer Zeitung“ und in literarischen Unternehmungen geselliger Cirkel. Den Fortschritt seiner Studien zeigten mehrere gelehrte Abhandlungen, wie namentlich die über „Conjugation und Wortbildung durch Ablaut im Deutschen, Griechischen und Lateinischen“ in Seebode's „Archiv“ (1830) und die über „Die mittelhochdeutsche Negationsartikel ne“ in Hoffmann's „Fundgruben“ (1830). Seine Befähigung für Lexikographie bewährte er in dem mit Hoffmann ebenfalls in den „Fundgruben“ veröffentlichten „Glossar für das 12. bis 14. Jahrhundert“. Im Jahre 1831 nach Berlin zurückgekehrt, schrieb er seine bedeutende, wenn auch nicht ohne Anfechtung gebliebene „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock“ (Berlin 1831).

Im Jahre 1833 folgte er einem Rufe an die Universität Basel und eröffnete seine akademische Thätigkeit durch eine Antrittsrede über „Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur“ (Basel 1833). Mit seinem Lehramte an der Universität erwuchs ihm auch der dortigen Sitte gemäß die Pflicht, am Gymnasium (Pädagogium) zu Basel den deutschen Sprachunterricht in den obern Klassen zu ertheilen. Nach zwei Jahren wurde Wackernagel zum ordentlichen Professor befördert.

Basel war Wackernagel's zweite Heimat geworden, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Drei ehrenvolle Berufungen, nach München, Wien und Berlin, lehnte er ab. Schon im Jahre 1837 hatte ihn die Stadt Basel durch Ertheilung des Ehrenbürgerrechts ausgezeichnet. Lebendig war seine Theilnahme an allem, was Basels öffentliches, politisches und kirchliches Leben betraf und bewegte. Im Jahre 1856 trat er in den Großen Rath ein.

Die überaus reiche literarische Thätigkeit, welche er in Basel entfaltete, wollen wir nicht im einzelnen und in chronologischer Reihe betrachten, sondern lieber versuchen, die verschiedenen Richtungen, welche er verfolgte, zu bestimmen und die hauptsächlichsten Werke hervorzuheben.

Zweierlei Ziele sind es, welche Wackernagel bei seiner gelehrten Production im Auge hatte: einmal waren es die Fachgenossen, an die er sich wendete, andererseits aber verließ er den enggezogenen Rahmen des strengen Gelehrtenthums und suchte auch weitere Kreise für die von ihm vertretenen Fächer zu gewinnen. Eine Anzahl seiner Programmabhandlungen und seiner Beiträge in Zeitschriften ist im besten Sinne populär gehalten. Daß Wackernagel seine Bestrebungen nicht auf einen kleinen Kreis zünftiger Gelehrter beschränkt wissen wollte, zeigt am deutlichsten sein „Deutsches Lesebuch“. Auch verschmähte es Wackernagel nicht, in öffentlichen Vorträgen vor ein größeres Publikum zu treten. Seine zahlreichen literarisch-gelehrten Arbeiten unterbrach er hin und wieder durch dichterische Thätigkeit.

Einen großen Theil der von ihm gelieferten Geisteserzeugnisse finden wir in Zeitschriften und Sammelwerken niedergelegt. In den ersten Zeiten seines baseler Aufenthalts betheiligte er sich an Haupt's und Hoffmann's „Altdeutschen Blättern", dann ist er einer der fleißigsten Mitarbeiter an Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum"; auch Pfeiffer's „Germania" wird von ihm mit mehrern Beiträgen bedacht; und als neben diesen Organen noch ein drittes für dasselbe Fach gegründet wird, die „Zeitschrift für deutsche Philologie", von Höpfner und Zacher (1869), so gibt er seine Zustimmung und Theilnahme sogleich durch einzelne Beiträge zu erkennen. Ferner lieferte Wackernagel verschiedene Aufsätze unter andern in das „Schweizerische Museum für historische Wissenschaften", in Kurz' und Weißenbach's „Beiträge zur Geschichte und Literatur" und in Gelzer's (seines Schwagers) „Protestantische Monatsblätter". Auch in die augsburger „Allgemeine Zeitung" schrieb er einmal einen längern Artikel über „Basel und die eidgenössische Universität".

Schriften und Aufsätze sprachlichen und grammatischen Inhalts, wie die genannten aus dem Jahre 1830, lieferte Wackernagel noch verschiedene; wir führen unter andern an: „Die deutschen Personennamen" („Schweizerisches Museum", 1837), „Die deutschen Appellativnamen" (Pfeiffer's „Germania", 1859), „Die Umdeutschung fremder Wörter" (Basel 1861; 2. Aufl., 1863), „Voces variae animantium" (Basel 1867; 2. Aufl., 1869); „Sprache und Sprachdenkmale der Burgunden" (in Binding's „Geschichte des burgundisch-romanischen Königreichs", Leipzig 1868). In allen diesen Abhandlungen hebt Wackernagel immer die culturhistorischen Momente hervor, sobald sich ihm Gelegenheit bietet. Die Sprache ist ihm nicht blos etwas Materielles, sondern ihre Entwickelung ist bedingt durch die geistigen Anlagen, Bedürfnisse und Schicksale der Völker.

Für die Literatur war er zunächst dadurch thätig, daß er ältere Sprachdenkmale, sei es in Poesie oder in Prosa, kurz oder lang, aus den Handschriften zum ersten mal edirte oder ihnen, wenn sie schon bekannt waren, eine kritische Behandlung zutheil werden ließ. Kleinere Mittheilungen sind in ziemlicher Anzahl in Haupt's Zeitschrift niedergelegt. Von selbständig erschienenen Textmittheilungen, denen er immer auch literarhistorische und kritische Erörterungen mit auf den Weg gab, sollen genannt werden: „Das Landrecht des Schwabenspiegels" (Zürich 1840); „Meinauer Naturlehre" („Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart", Nr. 22, 1850); „Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des 13. Jahrhunderts" (Basel 1852); „Der arme Heinrich Herrn Hartmann's von Aue und zwei jüngere Prosalegenden verwandten Inhalts" (Basel 1855); „Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel" (Basel 1866). Von Handschriften dieser Sammlung hatte er schon vorher (1857) Nachricht gegeben. Die altdeutschen Handschriften der baseler Universitätsbibliothek waren schon im Jahre 1836 in einem Programm von ihm beschrieben worden. In Gemeinschaft mit Max Rieger gab Wackernagel heraus: „Walther von der Vogelweide nebst Ulrich von Singenberg und Leutold von Seven" (Gießen 1862), obgleich nach Wackernagel's bekannt gewordenem eigenen Geständnisse die Hauptarbeit an dieser Ausgabe Max Rieger zufiel, dem somit auch der eigentliche Ruhm gebührt. In allen seinen Textveröffentlichungen gibt sich Wackernagel als sorgsamer Herausgeber und Kritiker zu erkennen.

Aber bei den Texten blieb Wackernagel nicht stehen, er suchte auch die Literaturgeschichte monographisch darzustellen, namentlich die ältere. Schon in der „Schlesischen Monatsschrift" (1829) schrieb er mehrere literarhistorische Aufsätze, wie über „Gottfried von Strasburg". Von ähnlichen Arbeiten in Zeitschriften und Programmen seien kurz genannt: „Die epische Poesie" (1837); „Die dramatische Poesie" (1838); „Walther von Klingen" (1845); „Die altdeutschen Dichter des Elsasses" (1847). Hervorragend ist

Wackernagel's, wie es scheint, wenig beachteter Aufsatz über „Leben und Wirken Walther's von der Vogelweide“ in Herzog's „Realencyklopädie“ (1865). Sein letzter Aufsatz in Zacher's Zeitschrift: „Die altsächsische Bibeldichtung und das wessobrunner Gebet“, sucht in geistvoller Weise das wessobrunner Gebet als den ins Hochdeutsche übertragenen dürftigen Ueberrest der großartigen altsächsischen Bibeldichtung zu charakterisiren, deren zweiter Theil uns im Heliand vorliegt. Wackernagel's letzte literarhistorische Arbeit betrachtet „Johann Fischart von Strasburg und Basel's Antheil an ihm“ (Basel 1870). Auch Basel's Antheil an einem andern Dichter suchte Wackernagel vorher zu erweisen, ja diesen für Basel in Anspruch zu nehmen, nämlich Konrad von Würzburg, in einem Aufsatze in Pfeiffer's „Germania“ (3. Jahrg., 1858): „Konrad von Würzburg aus Würzburg oder aus Basel?“ Doch scheint Wackernagel mit seiner Hypothese nicht überall Glauben gefunden zu haben.

Waren Wackernagel's Studien hauptsächlich der ältern Periode unserer Literatur zugewandt, so hegte er doch auch warme Theilnahme für die neuen Schöpfungen. In einem Programm des baseler Pädagogiums (1835) veröffentlichte er einen Aufsatz „Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürger's «Leonore»“, der mit Nachträgen in den „Altdeutschen Blättern“ (1836) wiederholt wurde. In einer Rectoratsrede (1855, abgedruckt in Gelzer's „Monatsblätter“) sprach er über Lessing's „Nathan der Weise“.

Der Sagenforschung und Mythologie widmete Wackernagel ebenfalls verschiedene Arbeiten; hierher sind mehrere Abhandlungen in den germanistischen Zeitschriften zu rechnen, wie z. B. „Sagen und Märchen aus dem Aargau“, „Die deutsche Heldensage im Lande der Zähringer und in Basel“, „Zur Alexandersage“; ferner: „Ἔπεα πτερόεντα. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie“ (Basel 1860).

Das eigentliche Gebiet der Culturgeschichte fand in Wackernagel ebenfalls einen eifrigen Pfleger, und gerade hier entfaltete sich seine Vielseitigkeit im reichsten Maße, indem er auch die Kunstgeschichte mit in sein Bereich zog und nicht, wie so manche seiner Fachgenossen, theilnahmlos an den wirklichen faßbaren Alterthümern vorüberging. Aus der großen Anzahl der hier einschlagenden Arbeiten wollen wir nur einige herausgreifen und zunächst erwähnen, daß Wackernagel, wie erzählt wird, mit großer Liebe und Aufopferung sich die mittelalterliche Sammlung in Basel angelegen sein ließ, über die er auch in verschiedenen Schriften berichtete. In den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte“ (1842) schrieb Wackernagel über „Die Gottesfreunde in Basel“; in einem öffentlichen Vortrage, der später erweitert in Haupt's „Zeitschrift“ erschien (Bd. 9, 1853), sprach er über „Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen“. Der berühmte Todtentanz in Basel gab ihm Anregung zu einer culturhistorischen Untersuchung (1853 und 1856). Ein anderes Kunstwerk Basels, die goldene Altartafel, wurde von ihm in einem Programm (Basel 1857) zu erklären und der Zeitpunkt seines Entstehens festzustellen gesucht. Manche seiner Fachgenossen wird es überrascht haben, als Wackernagel mit einer historischen Untersuchung über „Die deutsche Glasmalerei“ (Leipzig 1855) an die Oeffentlichkeit trat, weil solche Themata sonst nicht in den Kreisen der Germanisten behandelt zu werden pflegen.

Das Studium der deutschen Sprache und der deutschen Geschichte und Literatur war Wackernagel's Lebensaufgabe, aber zugleich beachtete er die verwandten und einflußreichen fremden Sprachen und Literaturen. So war Wackernagel zugleich auch Romanist, ebenso wie es auch Uhland gewesen. Angeführt sei hier nur sein bedeutendes Buch „Altfranzösische Lieder und Leiche“ (Basel 1846).

Wie reich und vielgestaltig, gediegen und anregend auch Wackernagel's literarische Thätigkeit war, zwei Werke sind es doch, welche als seine Hauptwerke zu gelten haben, in denen uns der ganze Mann mit all seinen Fähigkeiten, Kenntnissen, Anschauungen und Wünschen entgegentritt, das ist sein „Deutsches Lesebuch“ und seine diesem sich

eng anschließende „Geschichte der deutschen Literatur“ (Basel 1848). Das „Deutsche Lesebuch“, in verschiedenen Ausgaben vorliegend und mit einem überaus trefflichen Wörterbuch zum ersten Theile, zum „Altdeutschen Lesebuch“, versehen, bildet eine mit großer Kennerschaft und mit ausgezeichnetem Geschmack getroffene Auswahl der hervorragendsten und bezeichnendsten Stücke aus der Literatur, vornehmlich der schönen. Die Texte sind correct, und öfters beruhen sie, namentlich die der ältern Zeit, auf durchaus eigener Kritik. In seiner Literaturgeschichte, die er ein Handbuch nennt, gibt Wackernagel mit beständiger Beziehung auf die Quellen und die gelehrte Literatur der Hülfsmittel, und insbesondere mit fortlaufender Verweisung auf sein „Lesebuch“ eine Darstellung der Literaturgeschichte mit Berücksichtigung der Sprache und der Culturzustände, wie sie vorher niemals vor Augen trat. Bei aller streng objectiven Sonderung und Hervorhebung der Literaturstoffe treten bei ihm doch auch die Schriftstellerpersönlichkeiten scharf heraus. Wackernagel's Darstellung ist gedrungen und bündig, man kann sie classisch-lakonisch nennen. Dieses Werk ist leider unvollendet, es reicht nur bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts. Es ist aber Hoffnung vorhanden, daß es aus dem Nachlasse fortgesetzt und ergänzt werde.

Neben seiner überaus angestrengten literarischen Production entfaltete Wackernagel auch eine bedeutende Lehrthätigkeit. Die Themata seiner Vorlesungen sind bekannt gemacht worden. Während sonst Universitätsprofessoren sich auf einen ganz kleinen Kreis von Aufgaben beschränken, die nach Verlauf weniger Semester mit Behagen wiederholt werden, hat Wackernagel sozusagen seinem Repertoire immer neue Stoffe zugefügt. Es sind im ganzen 27 Themata verzeichnet, dazu kommt noch ein „Germanistisches Kränzchen“, welches er seit 1857 durch 22 Semester fortsetzte.

Wer ein Bild von Wackernagel's Persönlichkeit, von seinem Familienleben, von seinem Freundschaftsverkehr, welches wir nicht zu geben vermögen, zu gewinnen wünscht, der sei verwiesen auf eine anziehende, warm geschriebene „Lebensskizze und Charakteristik W. Wackernagel's“ von J. Vögelin, welche in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ (Bd. 2, Heft 3, 1870) gegeben ist.

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Die am Schlusse unsers letzten Berichts erwähnten Reisen der Herren Shaw und Hayward nach Kaschgar und Jarkand sind in mehrerer Beziehung von großer Wichtigkeit. Sie haben uns über das östliche Turkestan nicht nur Kunde ertheilt, sondern dasselbe in den allgemeinen Weltverkehr eingeführt, eine Region, welche bisher streng abgesperrt war, von deren Beschaffenheit man nur unbestimmte, nur auf Vermuthungen gegründete Vorstellungen hatte. Seit den Tagen Marco Polo's ist kein Europäer ohne Verlust seines Lebens dort eingedrungen; der letzte, welcher nach Kaschgar gelangte, Adolf Schlagintweit, wurde daselbst 1858 ermordet.

Ostturkestan, die bisherige chinesische Tatarei oder die Kleine Bucharei mit den Hauptstädten Jarkand und Kaschgar, bildet gegenwärtig ein unabhängiges Königreich unter dem Atalig Gasie Jakub-Khan Kuschbegi. Derselbe war früher Statthalter einer kleinen Stadt im Khanat Khokand am Jaxartes, und übte seine kriegerischen Talente in manchem Strauße mit den vordringenden Russen, wurde aber um das Jahr 1864 flüchtig, weil er die Partei eines Gegners des regierenden Khans ergriffen hatte. Jakub-Beg verließ Khokand mit einem zahlreichen Gefolge von Andidschani und zog nach Kaschgar, wo die Tura, die Abkömmlinge der alten einheimischen Dynastie des Dschingis-Khan, vom Exil zurückgekehrt, die Fahne der Unabhängigkeit gegen die in ihrer Macht gebrochenen Chinesen erhoben hatten. Der Verbündete schlug und vertrieb die Chinesen, machte sich dann aber

selbst zum Herrn des neuen Königreichs unter dem Titel Atalig Gasie, Fürst der Gläubigen (Mohammedaner).

Ostturkestan ist eine Ebene in 4000 Fuß Seehöhe, umgeben im Süden von Kuenluen und Karakorum, im Westen von der hohen Pamirsteppe, dem Dach der Welt, wie die Einheimischen sagen, im Norden vom Thianschan, im Osten von der Wüste Gobi. Weder Boden noch Klima begünstigt das Land; die Oberfläche ist sandig und dürr, die Luft überaus trocken. Das Land wird aber von den Flüssen, die von den Schneegebirgen herabströmen, reichlich bewässert, die Sommersonne ist unbewölkt und kräftig, wodurch die fleißigen Einwohner in Stand gesetzt sind, durch Irrigation, durch Anlegung eines wahrhaft unermeßlichen Netzwerks von Kanälen die dürre Wüste in einen prangenden Garten zu verwandeln, welcher eine Bevölkerung von 4 Mill. ernährt. Reiche Getreidefelder wechseln ab mit Baumwollfeldern, mit Obstgärten, wo Pfirsiche, Granatäpfel, Melonen trefflich gedeihen, mit Weingärten, Maulbeergärten, mit fetten Weiden, besetzt mit stattlichem Vieh, mit wohlgebauten Dörfern und Städten, von denen einige an 100000 Einwohner haben. Es werden viele Künste der Cultur geübt, es besteht Sicherheit des Lebens und des Eigenthums. Die Straßen der Hauptstädte sind voll von regem Leben, in den Bazars liegen in langen Ladenreihen Waaren aller Art und aller Länder aus. Jarkand besitzt 60 mit reichem Grundbesitz ausgestattete Hochschulen für das Studium der mohammedanischen Gesetzkunde und Theologie, jede Straße enthält eine Elementarschule. Die Andidschani besetzen die Hauptstellen in der Verwaltung und bilden die Hauptstärke in der Armee, sie stehen jedoch zu den Eingeborenen in einem durchaus freundschaftlichen Verhältnisse und werden nicht als Eroberer betrachtet, sondern als Brüder im Glauben und im Blut, welche die Eingeborenen vom Joche der fremdländischen Götzendiener befreit haben. Die Jarkandi treiben am liebsten kaufmännische Geschäfte, die Usbek von Andidschani ziehen den Dienst in der Administration oder in der Armee vor. Beide Völkerschaften reden dieselbe Sprache, welche vom Westtürkischen nicht wesentlich abweicht.

Jakub-Khan machte auf Shaw den Eindruck einer Persönlichkeit von ausgezeichneter Intelligenz und Energie, Eigenschaften, die sich leicht an seiner kräftigen, breiten Stirn erkennen ließen. Er ist ein Mann von ungefähr 45 Jahren, von untersetzter, robuster Gestalt. Shaw ist ein Theepflanzer vom Kangrathale, dem es zunächst um Anknüpfung von Handelsverbindung mit Jarkand zu thun war, und Jakub kam diesem Anliegen mit größter Zuvorkommenheit entgegen. Er hieß den Reisenden willkommen, als den ersten Engländer, welcher sein Land besucht habe, und sagte, Gott habe es in sein Herz gegeben, diese Ankunft als ein für ihn selbst günstiges Zeichen zu betrachten. Shaw's erste Einführung ging mit großem Pomp vor sich. Einen langen Aufzug eröffnete die Reihe von Dienern, welche die Geschenke des Reisenden einhertrugen, dann kam eine Reihe von Huissiers in langen Roben mit weißen Stäben. Das Militär bildete Spalier bis zum Palast und hielt das Volk zurück. Auf einem großen Hofplatze, welchen der Reisende jetzt betrat, saß, in Glied auf Glied gereiht, die Leibgarde, in hellfarbige Roben gekleidet, in feierlicher Stille, das Auge auf den Boden geheftet und mit gefalteten Händen. Auf einem zweiten Hofplatze saß eine ganz gleichgeordnete Versammlung, nur hatten die Leute noch reichere Roben und schienen von höherm Range zu sein. Die große Anzahl der Leute, deren an 5000 Mann war, die lautlose Stille, die Regelmäßigkeit der Anordnung, der Glanz der Gewänder war höchst effectvoll. Die Dienerschaft des Reisenden mußte hier zurückbleiben, und er wurde in das innere Gemach eines langen Pavillons gewiesen, wo der König saß. Als er eintrat, reichte Jakub-Khan ihm die Hand und begann auf persisch ein langes und freundschaftliches Gespräch. „Euere Königin", sagte er, „ist der Sonne gleich, welche alles erwärmt, worauf sie scheint. Ich bin in der Kälte und wünschte, daß einige ihrer Strahlen auch auf mich schienen. Ich bin gar klein", fügte er hinzu, indem er auf die Spitze des kleinen Fingers zeigte, „ein Mann von gestern. In diesen wenigen Jahren hat Gott mir dieses große Land gegeben. Nun, was für einen Bericht werdet Ihr von mir geben, wenn Ihr zurückkehrt?" Letzteres sagte er lachend, und Shaw erwiderte, „er werde sagen, die Wirklichkeit habe seine Erwartungen doppelt übertroffen". In den folgenden Zusammenkünften sprach Jakub wiederholt den innigen Wunsch aus, die Freundschaft Englands zu erwerben.

Der Abschied war ein ganz herzlicher, und Shaw reiste mit der Ueberzeugung zurück, den Zweck seiner Reise, die Eröffnung des Handelsverkehrs mit Jarkand, erreicht zu haben.

Von großem agrarischen Interesse ist die mit der Shaw's fast gleichzeitige, jedoch von ihr unabhängige Reise G. W. Hayward's, eines jungen, wissenschaftlich gebildeten englischen Offiziers, nach Kaschgar. Hayward hegte den Plan, die ganze transhimalajanische Region zwischen Kaschmir und den russischen Grenzposten im Quellgebiete des Jaxartes zu durchforschen, und ist diese Reise nach Kaschgar die erste einer Reihe ähnlich beabsichtigter Unternehmungen. Er reiste Ende September 1868 von Ladach am obern Indus ab, welches 500 Meilen von Jarkand entfernt ist. Seine Begleitung bestand aus 4 Ladachi, ein Zug Jack (Brummochsen) trug seine Vorräthe. Er ging über die erste Gebirgskette, jenseit des Indus durch den Tschang-La-Paß, 18367 Fuß hoch, über den Karakorum, 60 Meilen weiter, durch den Tschang-Läng-Paß, 18839 Fuß hoch, und zog dann, 80 Meilen weit, über eine fast flache Hochebene, 16000 Fuß hoch. Die Wasserlachen waren hier solide Eisblöcke, das Thermometer sank auf 11 Grad F. unter den Gefrierpunkt. Alle Getränke gefroren und ihre Flaschen barsten. Er machte drei Versuche, einen Paß zu finden, welcher, wie man ihm mitgetheilt, in ein im Westen der Hochebene liegendes, die Quelle des Jarkandflusses enthaltendes Thal führen sollte. Endlich fand er einen Paß, 17859 Fuß hoch, welcher eine bequeme Bahn durch das Gebirge eröffnete; der Fluß war jedoch nicht der Jarkand, wie man vermuthet hatte, sondern der nach Khotan fließende Karakasch. Einige Tage Marsch das Karakaschthal hinunter, während dessen die Schneegipfel des Kuenluen fortwährend zur Rechten des Reisenden blieben, brachte ihn nach Schadula, einem Grenzposten des Jarkandireichs. Hier befand sich eine starke Wache, welche den Eintritt in das Land sperrte. Es mußte erst Erlaubniß vom Atalig Gasie eingeholt werden, welcher sich damals, die Russen an der Nordgrenze beobachtend, in Kaschgar befand.

Die Aussicht, einige Wochen in Schadula liegen bleiben und warten zu müssen, gefiel Hayward keineswegs. In der Umgegend war die Quelle des Jarkand, es galt die gegenseitige Richtung des Kuenluen und Karakorum ausfindig zu machen. So entwischte er denn der Wache und brach am 26. Nov. in aller Frühe mit drei getreuen Ladach, Dienern und einer Woche Proviant nach Westen auf. Ein Paß, 17092 Fuß hoch, führte über einen Theil des Kuenluen und auf der andern Seite nach einigen Stunden Marsch in eine enge Schlucht hinunter, welche ein Fluß durchströmte. Dies war der lange gesuchte Jarkand. Dieser große Fluß entspringt an der Nordseite des Karakorumpasses, zieht dann 130 Meilen in jener engen Schlucht zwischen Karakorum und Kuenluen, tritt hierauf in die Ebene von Turkestan, die er weithin befruchtet, und versiegt endlich nach einem Gesammtlaufe von 1300 Meilen im Wüstensande der Gobi. An dem Punkte, wo Hayward zuerst auf den Fluß stieß, lag sein Bette in 13685 Fuß Höhe. Etwas Gebüsch und grobes Gras wuchs an wärmern und geschütztern Stellen, sonst war überall traurige Oede. Das rauhe Berggehänge wies überall nur nacktes Gefels oder Felsgetrümmer, und sowol im Norden wie im Süden starrte der Gesichtskreis von den gedrängten Reihen der Schneegipfel. Während der zwei Tage, daß Hayward in diesem Thale war, dem Jangipaß, marschirte er 55 Meilen und erstieg außerdem einen Gipfel von 19000 Fuß Höhe. Die Abwesenheit von Schnee außer auf den Gipfeln, die außerordentliche Trockenheit und Reinheit der Atmosphäre in diesen Gegenden erklärt, daß das Hochland selbst im Winter so schnell bereist werden kann.

Hayward folgte dem Fluß stromaufwärts, bis er die Quelle entdeckt hatte. Er kehrte dann nach einer Abwesenheit von 20 Tagen nach Schadula zurück, wo die Wache seinetwegen in Angst und Nöthen war. Vom Khan war eine günstige Antwort eingetroffen, und die Leute waren nun in der äußersten Besorgniß, mit ihren Köpfen für die Nachlässigkeit bezahlen zu müssen, den Engländer verloren zu haben, sie hatten überall durch Gebirg und Thal Nachsuchungen nach ihm angestellt, ohne ihn finden zu können. Der Marsch in die Ebene begann nun; zuvor mußte jedoch die Hauptkette des Kuenluen überstiegen werden. Dies geschah vermittels des Sandschupasses, 16612 Fuß hoch, ein überaus schwieriger, für beladene Saumthiere ungangbarer Weg. Auf der andern Seite war der Abstieg schnell, und bald verursachten die herrlichen Fluren, die volkreichen Ortschaften Ueberraschung und Bewunderung. Nach einem Marsche von 180 Meilen durch

die Ebene erreichte Hayward Kaschgar, wo er dem Atalig Gasie vorgestellt wurde, der ihn ebenfalls mit der größten Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft empfing.

Die Schwierigkeiten, welche das Hochland dem Verkehre zwischen Indien und dem neuen turkestanischen Königreiche entgegenstellt, liegen weniger am Terrain als an dem Raubwesen der Gebirgsstämme. Lassen sich Vorkehrungen treffen, um den Verkehr gegen die Anfälle sicherzustellen, so könnte man statt des schwierigen Karakorumpasses den östlich davon gelegenen viel leichtern Tschangtscheumopaß oder die noch leichtere, etwas weiter östlich gelegene Hochebene Rudok und ebenso anstatt des schwierigen Sandschupasses über den Karakorum den von Hayward entdeckten bequemen Jangipaß benutzen.

Inzwischen ist der erwartete Handelsverkehr schon jetzt in vollen Schwung gekommen. Zur Messe in Palumpur im März dieses Jahres (1870) waren an 200 Kaufleute aus Jarkand gekommen mit Waaren zum Belaufe von 128000 Rupies. Der Kangrathee wurde von den Jarkandi begierig aufgekauft.

Weiter hat der Atalig Gasie Jakub-Khan Kuschbegi, um seinen freundschaftlichen Gesinnungen neuen Ausdruck zu geben, den Mula Schadi als außerordentlichen Gesandten an den Vicekönig von Indien geschickt, dessen feierlicher Empfang am 22. März 1870 im Government zu Kalkutta stattfand. F. D. Forsyth, Commissar von Dschullundhur, einer der ausgezeichnetsten Beamten in Indien, welcher vor kurzem von einer in den Angelegenheiten Mittelasiens unternommenen Reise nach Rußland zurückgekehrt ist, wird dem Gesandten das Rückgeleite geben. Forsyth sollte am 29. April abreisen, begleitet von einem Secretär und Dr. Henderson als Arzt, Photograph und Botaniker. Es soll dann eine in Jarkand residirende englische Gesandtschaft bestellt werden, für welche man bereits einen hochstehenden Offizier bestimmt hat. Mit dem Maharadscha von Kaschmir, ihrem Vasallen, hat die indische Regierung im April 1870 einen Vertrag abgeschlossen, welcher den indischen Verkehr nach Turkestan von den bisher vom Maharadscha erhobenen Durchgangszöllen befreit.

Die königliche Geographische Gesellschaft zu London hat in ihrer heurigen Hauptsitzung (Anfang Mai) Hrn. Hayward für seine Reise nach Kaschgar ihre große Goldmedaille zuerkannt.

Hayward beabsichtigte ursprünglich, zuvörderst nach den in orographischer und ethnographischer Beziehung so hoch interessanten Thälern Gilgit und Tschitral im Nordwesten von Kaschmir zu gehen und sich von dort, dem natürlichsten Durchgange, nach der Pamirsteppe und Ostturkestan zu begeben. Gilgit und Tschitral sind orographisch besonders wichtig, weil sie zwischen dem Auslaufe des Hindukusch und des Karakorum, zwischen der südlichen Wasserscheide des Oxus und der nördlichen Wasserscheide des Indus liegen und den natürlichsten und offensten Durchgang vom Indus nach Turkestan, das Thor (Durah) von Turkestan, wie die Einwohner selbst es nennen, darbieten, ebenso ethnographisch wegen ihrer zur arischen Rasse gehörenden Einwohner, welche, seit Jahrhunderten von der übrigen Welt abgeschieden, ihre ursprünglichen Gebräuche fast unverändert bewahrt haben, seit den Tagen des Mahabharata, wo ihre gegenwärtigen Stammnamen bereits erwähnt werden. Das räuberische und mörderische Wesen einzelner Stämme macht die Gegend jedoch für europäische Reisende unzugänglich, und auch Hayward sah sich genöthigt, von seinem kühnen Vorhaben vorderhand abzustehen. Er hat sich vorerst darauf beschränkt, das ausführliche Itinerar des Jarkandikaufmanns Mohammed Amin zu übersetzen und, mit werthvollen Karten und Erläuterungen begleitet, herauszugeben in „Route from Jellalabad to Yarkand through Chitral, Badakshan and Pamir Steppe, given by Mohamed Amin of Yarkand. Proceedings of the R. Geographical Society" (London 1869). Mohammed Amin ist der Führer, welcher Adolf Schlagintweit auf seiner letzten verhängnißvollen Reise begleitete. Die Route durch das Tschitral wird vom Jarkandi durchweg als für Wagen fahrbar geschildert; von der Quelle des Tschitralflusses gelangt man ohne Hinderniß in das Thal des Oxus.

Moorcroft hat (1821) zuerst einige Mittheilungen über die Thäler von den Eingeborenen der benachbarten Länder gesammelt. Dann gab weitere Mittheilungen, die jedoch auch nur von Eingeborenen gesammelt waren, Hauptmann H. G. Raverty: „An account of Upper Kashkar and Chitral or Lower Kashkar" („Journal of the

Asiatic Society of Bengal", 1864). Raverty beschrieb das Thal Tschitral als zwar theilweise rauh, doch größtentheils eben und offen; einige Stellen sind waldbestanden, sonst besteht das Thal aus fruchtbarem Ackerland, welches reiche Ernten an Getreide und allerlei Obst erträgt. Erst dem Dr. Leitner gelang es, in die Thäler persönlich einzudringen. Sein seit längerer Zeit bei Trübner in London angekündigtes Werk: „The Races and Languages of Dardistan", wird die Hauptquelle über diese Region werden, und verspricht gründliche geographische und linguistische Belehrung. Das Werk besteht aus vier Theilen: der erste Theil schildert die Stämme Tschin, Chaddschuna und Arnija, gibt eine vergleichende Grammatik ihrer Sprachen, nebst ausführlichen Vocabularien und zahlreichen Sprachproben (Erzählungen, Fabeln, Sprichwörter); der zweite Theil handelt von Kaschmir, der dritte beschreibt die Reise nach Lahul, Zanskar, Ladach, Kleintibet, Kaschmir, Dardistan, der vierte bespricht die Stellung der Darduſprachen in der allgemeinen Linguistik. Mittlerweile sind noch „Munphool Meer Moonshee: On Gilgit and Chitral. Communicated by the Indian Office. Proceedings of the Royal Geographical Society" (London 1869) erschienen, Mittheilungen eines im nordwestlichen Indien angestellten Pandita (gelehrten Brahmanen), welche ebenfalls viel Auskunft gewähren.

Gilgit ist ein Thal im Süden des Gebirges Karakorum oder, wie der Pandita es nennt, Karakoran, durchzogen von einem Flusse gleichen Namens, welcher an der rechten Seite des Indus mündet. Dasselbe ist von Norden nach Süden 100 Meilen lang, durchschnittlich 26 Meilen breit und hat eine Oberfläche von 2500 Quadratmeilen. Der Gilgit ist einer der beträchtlichsten im Karakorum entspringenden Nebenflüsse des Indus. Sein Oberlauf wird durch zwei Hauptarme gebildet, den Jasin und den Parasot. Der Jasin entspringt in 37° Br., 73° östl. L. Greenwich, am Westende des Karakorum und vereinigt sich nach einem Laufe von 75 Meilen rechts mit dem Parasot bei Rochan, worauf der Fluß, jetzt Gilgit genannt, 25 Meilen weit bis Gaokotsch nach Osten läuft, von wo an er eine im ganzen ostsüdöstliche Richtung einhält. Bei der Stadt Gilgit, 50 Meilen unterhalb Gaokotsch, nimmt der Fluß die vereinigten Gewässer des Hansa und des Nagri auf und ergießt sich nach einem Gesammtlauf von 180 Meilen in den Indus unterhalb der Hohlschlucht Makponitschangsong.

Gilgit wird in vier Bezirke getheilt: Gilgit im Süden und Südwesten, Tschaprot im Norden, Bakrot im Osten, Saï und Gor im Südosten. Das Land enthält folgende mit Mauern befestigte Ortschaften: im Norden Barr, Badlus, Tschaprot, Tschalat, Nammal; im Nordosten Bargu, Tschakejot, Tscherot; im Süden Gilgit, Danjur, Naupur, Tschakvar, Nanor; im Südosten Naurot, Tschakarkot, Dschagot, Domat, Saï, Gor; im Osten Sanagarh, Bakrot, Hamassal, Siadsch. Das ganze Land enthält aber in allem nicht über 1000 Häuser. Die Einwohner sind schiitische Muselmanen. Das Land erzeugt Reis, Gerste, Aepfel, Aprikosen, Nüsse, Pfirsiche, Feigen, Rosinen, woraus sich entnehmen läßt, daß das Thal nicht in beträchtlicher Höhe liegt. Die Stadt Gilgit ist 22 Tagemärsche nordwestlich von Kaschmir und 22 Tagemärsche von Kaschkaro oder Kaschkar, Hauptort des untern Tschitral (nicht zu verwechseln mit Kaschgar in Ostturkestan), entfernt.

Hansa (oder Kandschat) und Nagri sind zwei kleine schiitische Gebiete, zusammen 1870 Quadratmeilen groß, im Norden von Gilgit, an beiden Seiten des Flusses Hansa. Hansa enthält an 1500, Nagri an 4000 Häuser.

Das Thal Tschitral wird im Norden und Nordwesten vom Hindukusch, welcher es von der Pamirsteppe und von Badakschan trennt, im Westen und Südwesten von Kafiristan, im Süden vom Prantschi- oder Laspurgebirge, im Osten von den Gebirgsländern Schanaki und Kohistan, welche es vom Gilgit trennen, begrenzt.

Schanaki und Kohistan werden von Völkerschaften bewohnt, die in wilder Unabhängigkeit leben. Schanaki begreift die Bezirke Hodar, Dodtschal, Gibrial, Daril, Tangir, Kohli, Palas, und wird von den Darden bewohnt, welche das Dardu sprechen. Kohistan begreift die Bezirke Khandejah, Garial, Dothoin, Halail, Dobair, Samangial, Manddschi, Bandchar und wird von Afghanen bewohnt, welche Puschto sprechen.

Das Tschitralthal streicht in südwestlicher Richtung und wird vom Flusse Tschitral oder Kunar durchzogen, welcher sich bei Dschelalabad in den Landa oder Kabul ergießt. Der Fluß Tschitral (Kunar) entspringt im See Tschittiboï am Fuße des Tschitralpasses,

welcher zwischen Karakorum und Hindukusch nach der Pamirsteppe führt, von den Eingeborenen das Durah (Thor) genannt.

Im Tschitral-Bala, dem obern Bezirk des Thales, sind die bedeutendsten Ortschaften Mistotsch, Jasin, Tschitarkun, Pajal, Gaokotsch, Bartschgum. Im Tschitral-Pajan, dem untern Bezirke, sind es Tschitral oder Kaschkaro, Suget, Baros, Drus.

Die Einwohner des Tschitral sind theils sunnitische, theils schiitische Muselmanen. In den an Kafiristan anstoßenden Gauen wohnen auch Kafir (Ungläubige, Heiden). Die Häuptlinge sind Sunniten, und als Sunniten oder Orthodoxe behaupten sie das Recht zu haben, nicht nur die Kafir, sondern auch die Schiiten in die Sklaverei zu führen, ein Recht, von dem sie auch einen vollständigen Gebrauch machen. Sklaven bilden den hauptsächlichsten Theil ihrer Einkünfte; in Sklaven entrichten sie ihren Tribut an die Fürsten von Badakschan. Die jungen Tschitralisklaven und Sklavinnen gehören auf den Märkten von Turkistan zu den gesuchtesten wegen der Schönheit ihrer Formen, ihres schwarzen Auges und Haares, ihrer Gelehrigkeit und Anhänglichkeit. Die Kafir dagegen unterscheiden sich durch weiße Haut, rothe Wangen, blaue Augen, blondes Haar und robuste Gestalt; die Kafirsklaven sind unter allen in Mittelasien am schwersten zu behandeln, wie am leichtesten zu reizen. Die Kafir sind es, die durch ihre argen Räubereien den Zugang zum Tschitral so sehr erschweren. Namentlich werden dem Stamme der Atkach große Greuelthaten zugeschrieben; derselbe Stamm, welcher vor 270 Jahren den berühmten portugiesischen Missionar Benedict Goëz anfiel, welcher ebenfalls erwähnt, daß die Räuber blaue Augen und blondes Haar hatten. Begabt mit großer Körperkraft und unerschütterlichem Muth, abgehärtet durch die Jagd, durch die unaufhörlichen Fehden der zahlreichen Stämme untereinander und die ganze Lebensweise, haben die Kafir nicht nur die von Zeit zu Zeit unternommenen Einfälle ihrer muselmanischen Nachbarn, der Afghanen, Tschitrali und Badakschanen, stets mit Erfolg zurückgewiesen, sondern auch ihrerseits fortwährend Razzias in die Nachbarländer gemacht. Sie haben sich jetzt seit geraumer Zeit gegen Badakschan und Tschitral ruhig verhalten, fallen aber noch immer die Karavanen im Durahpasse im Hindukusch zwischen Tschitral und Badakschan an und sperren somit den directesten und bequemsten Weg von Peschaver nach Badakschan.

Die Tschitrali haben eine eigenthümliche Sprache, das Tschitrali. Die Kaufleute und höhern Klassen sprechen aber auch persisch. Die Stadt Tschitral, Hauptort von Tschitral-Pajan, von den Afghanen Kaschkaro oder Kaschkar genannt, ist der Hauptmarktplatz des Landes. Sie liegt an der Hauptstraße von Indien nach Badakschan und Jarkand. Zwischen Peschaver und Tschitral ist aber gegenwärtig die Strecke im Lande Jagistan, Badschur, Svat und Dir, der Räuberei wegen gefährlich.

Während die englische Forschung somit in die unbekannten Gegenden Mittelasiens von Süden her eindringt, setzen die Russen, ihren Waffen folgend, ihre wissenschaftlichen Forschungen vom Norden her fort. So haben sie namentlich ihre Explorationen bis über die äußersten Quellen des Jaxartes hinaus, an den Südfuß des Thianschan und die Nordgrenze von Kaschgar mit großem Eifer fortgeführt.

Semenow auf seiner denkwürdigen Reise von 1856 und 1857 war der erste, welcher bis an den Naryn, den obersten Quellfluß des Jaxartes im Thianschan, gelangte. Im Jahre 1858 begleitete Wolichanow eine Karavane nach Kaschgar und durchzog den ganzen Osten des Thianschan. Im Jahre 1859 wurde das Ost- und Westende des Issykkul vom Hauptmann Golubiew astronomisch bestimmt, der südlichste Punkt, der in dieser Richtung so bestimmt worden war; seitdem sind alle Aufnahmen im Süden des Issykkul auf diese Bestimmung bezogen worden. Im Jahre 1860 wurde von Venukow die ganze Umgegend des Issykkul topographisch aufgenommen. Hauptmann Prozenko führte diese Aufnahme bis an den Naryn fort. Schließlich ist denn 1868 die bisher fast gänzlich unbekannte Region jenseit des Naryn bis an die ostturkestanische (früher chinesische) Grenze durch die Expedition des Obersten (jetzt Generals) Poltarazky und des Barons Osten-Sacken erforscht worden.

Die Expedition ging ab von Fort Wernoë im Norden des Issykkul, zog um das Westende desselben und hielt dann eine fast gerade südliche Richtung ein durch die zahlreichen Ketten des Thianschan, den sie in Pässen von durchschnittlich 12000 Fuß Höhe überstieg.

Der Thianschan besitzt in hohem Grade die malerischen Schönheiten eines Alpenlandes. Die Thäler werden reichlich von den Quellflüssen des Jaxartes bewässert, von denen der Naryn der südlichste und bedeutendste ist. Das transnarynische Land bis zur turkestanischen Grenze, eine Region von 12000 Quadratwersten, wurde sodann aufgenommen und eine Karte im Maßstabe von 1 Zoll zu 5 Wersten entworfen. Das Ergebniß stellt die ganze Orographie des Thianschansystems in ein neues Licht. In der Südkette des Gebirges wurden die prächtigen Alpenseen Sonkul und Tschatirkul zum ersten male näher untersucht und vermessen. Sie liegen in Plateaux von 9—11000 Fuß Höhe. Der Tschatir steht nicht, wie bisher irrthümlich angegeben, mit dem Kaschgar-Daban in Verbindung; die Kette Tach-Robat erleidet im Süden und Südwesten des Sees keine Unterbrechung.

Es wurde eine Pflanzensammlung von 500 Species gewonnen, welche Osten-Sacken beschrieben hat in „Sertum tianschanicum. Botanische Ergebnisse einer Reise im mittlern Thianschan" (Petersburg 1869). Ebenso wurde eine zahlreiche zoologische, besonders ornithologische Sammlung zusammengebracht, welche von dem geschickten Skorniakow präparirt worden ist. Beide Sammlungen sind jetzt im Museum von Petersburg ausgestellt. Die Herbarien zerfallen in zwei Theile, das der Flora der Thäler und das der Alpenflora. Erstere ist sowol mit der Flora der aralo-kaspischen Steppe, wie der der Ebene von Kaschgar identisch. Die Alpenflora ist von großartiger Mannichfaltigkeit und stimmt in überraschender Weise mit der Alpenflora des Himalaja überein. Sie erreicht ihre höchste Entfaltung in der Höhe von 11—12000 Fuß. Auf der Kammhöhe des Dschaman-Doblan und auf dem Tach-Robat fand man z. B. Cheiranthus himalajensis, identisch mit dem von Jacquemont auf der Schneelinie des Himalaja entdeckten. Am Sonkul erscheint zum ersten mal Hymenolaena, eine eigenthümliche Umbellifera, welche bisher nur im Himalaja gefunden worden ist. Am Südabhange des Thianschan nach Kaschgar zu findet man Corydalis Kaschgarica, eine neue Art, welche der Corydalis adianthifolia sehr nahe kommt.

Indem es der Expedition Poltarzky's an Barometern fehlte, mußten ihre hypsometrischen Bestimmungen ungenau bleiben. Diesen Mangel hat Buniakowsky, welcher sich sechs Monate am Naryn aufhielt, größtentheils ersetzt. Er hat eine große Anzahl von Punkten barometerisch vermessen, sodaß man sich nun eine annähernde Vorstellung vom Profil des Thianschan von der Ebene des Ili bis zu der von Kaschgar machen kann.

Eine geologische Untersuchung des Thianschan hat Severtzow in zwei Reisen in den Jahren 1867 und 1868 vorgenommen. Er hat bei Chodschend Kohlenlager von großer Mächtigkeit, in dem sporadisch im Syenit liegenden weißen Mergel Türkisbetten gefunden und sonst mancherlei mineralische Schätze nachgewiesen. Sein in der Zeitschrift der petersburger Geographischen Gesellschaft erschienener Reisebericht gibt eine vollständige Beschreibung der Configuration und Gliederung des Thianschan. Derselbe ist keineswegs, wie man ihn früher wol darstellte, eine einfache lange Kette, sondern ein großes Hebungssystem, das aus einer großen Masse von Kettengewinden mit vielen Längenthälern besteht, wie auch der alte buddhistische Reisende Hiuen-thsang bereits gezeigt hat. Severtzow glaubt, daß viele Theile des Thianschan sich vortheilhaft für europäische Colonisation eignen würden. Es gibt cultivirtes Land bis zur Höhe von 7500 Fuß. Die zwischen den Bergen liegenden tiefen Querschluchten, die durch die Berge gegen den Nordwind geschützt und deren steile Seiten von der glühenden Sonne beschienen werden, haben ein sehr heißes Klima.

Endlich hat Makscheew während seines Aufenthalts im Sommer 1867 Studien über die Bevölkerung des Thianschan angestellt und statistische und ethnographische Mittheilungen darüber in der Zeitschrift der petersburger Gesellschaft veröffentlicht. Er gibt ein Verzeichniß der Ortschaften der seßhaften Bevölkerung nebst Angabe der Häuserzahl und zählt dann die verschiedenen Stämme der nomadischen Bevölkerung auf.

Die neue Niederlassung an der Ostküste des Kaspischen Meeres gibt den Russen eine feste Operationsbasis in Mittelasien, zunächst für commerzielle und wissenschaftliche Unternehmungen in den westturkestanischen Ländern. Diese haben für Rußland eine hohe commerzielle Bedeutung. Rußland kauft jährlich für 35 Mill. Thlr. Baumwolle in den Vereinigten Staaten; die neuen turkestanischen Provinzen versprechen einen

nicht unbeträchtlichen Theil dieses Rohstoffs zu liefern und mithin jene Ausgaben zu vermindern. Der Markt von Taschkend zieht besondere Aufmerksamkeit auf sich; derselbe hat einen jährlichen Umsatz von 32 Mill. Thlrn. Die dortigen Stapelartikel sind Baumwolle, Seide, Wolle, grobe Wollzeuge, gestickte Zeuge, Sättel und Pferdegeschirr, Rosinen und sonstiges gedörrtes Obst. Arbeit und Zubereitung sind jetzt meistens noch roh, die Naturproducte sind aber in der Regel von vorzüglicher Güte.

Westturkestan ist überhaupt ein productenreiches Land. Dürre des Bodens, Trockenheit und große Hitze sind zwar auch hier die natürlichen, keineswegs günstigen Bedingungen; allein die Bewässerungskanäle sind von ganz enormer Ausdehnung, und die Irrigation eine so reichliche, daß, obgleich der Ackerbau sonst ein sehr roher ist, sehr ergiebige Ernten erzielt werden. Weizen trägt 75-, Gerste 100- Hirse 500fach. Die Gebirge enthalten, soweit man aus der bisherigen, noch immer sehr unvollständigen Erkundung weiß, Holz, Steinkohlen, Blei und Gold. Bei Birtschumika, 65 Werst, Baschetyk, 112 Werst, Rianiak, 115 Werst von Taschkend, lagern Steinkohlen in Mächtigkeit, auch im Karataii-gebirge. Am Flusse Tschirtschit findet man Goldsand, welcher bei Tschynballyk, 50 Werst von Taschkend, von den Einwohnern in roher Weise geseift wird. Im Gebirge bei Birtschimulla, 65 Werst von Taschkend, findet man Gold in groben Stücken (Nuggets), zuweilen von mehrern Zolotnik.

Die russische Gesellschaft zur Beförderung des Handels und der Industrie hat nun bereits vor vielen Jahren bei ihrer Regierung eine Eingabe eingereicht, in welcher sie auf die Nothwendigkeit hinwies, den russischen Verkehr mit den turkestanischen Khanaten zu entwickeln und demselben neue Routen zu eröffnen, da die bisherige sich nördlich vom Kaspischen Meere und vom Aralsee haltende Route einen sehr weiten Umweg mache und im Winter unterbrochen sei. Die Gesellschaft verlangte deshalb, es möchte in der Bai von Krasnovodsk, 200 Meilen von Astrachan und nur 150 Meilen vom Oxus, dessen unterer Lauf selten gefriert, ein maritimes und militärisches Etablissement gegründet werden; eine solche Station würde eine Route herstellen, welche in gerader Linie dreimal kürzer als die bisherige sei. Dieser Plan wurde auch bereits im Jahre 1859 vom Kaiser von Rußland gutgeheißen. In demselben Jahre nahm eine Expedition unter Oberst (jetzt General) von Andeville eine sorgfältige Untersuchung der Ostküste des Kaspischen Meeres vor und bezeichnete das Thal des Kuvodag an der Krasnovodsbai als die geeignetste Stelle für eine militärische Station, indem die Küste dort für Schiffe von größerm Tiefgange zugänglich sei, guten Ankergrund gewähre und gegen den Wind geschützt liege. Die Ausführung des Geschäfts unterblieb damals noch; die Khanate waren feindlich gesinnt, und der russische Verkehr mit denselben hatte noch nicht die Bedeutung wie heute. Noch im Jahre 1863 belief sich der russische Handel mit Turkestan, Einfuhr und Ausfuhr zusammengenommen, nur auf $8^1/_2$ Mill. Thlr. Im Jahre 1867 hatte er aber die Summe von 22 Mill. Thlrn. erreicht.

Im Herbst 1869 wurde die Idee jedoch verwirklicht. Am 17. und 19. Nov. schiffte sich eine Abtheilung Truppen unter Oberst Stoletow auf den Dampfschiffen Kaukasus und Mercur ein, setzte über den Kaspi und nahm Besitz von Kurobagskaia an der Krasnovodsbai.

Rußland verfehlt unterdessen auch nicht, der Verstärkung seiner Station auf der Insel Achurada alle Aufmerksamkeit zu widmen und gedenkt noch eine andere Kaspistation an der Mündung des Atrek zu gründen, um die Route zu überwachen, welche über Asterabad und Herat nach Indien führt.

Man hat in jüngster Zeit der Ethnologie Indiens besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ueber die religiösen und sittlichen Ansichten der Hindu hat man durch das Studium des indischen Volksliedes viel Aufklärung erhalten. Dasselbe ist vor einigen Jahren von dem deutschen Missionar Mögling durch die Herausgabe einer Sammlung kanaresischer Lieder und mehrere Aufsätze in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" begonnen und neuerdings von den Engländern Sanderson, Stephenson und Gover mit Eifer fortgesetzt werden. Man hat bisher die höhere, ausschließlich brahmanische Literatur Indiens allein berücksichtigt; die Brahmanen bilden jedoch nur einen kleinen Theil des indischen Volks, nur ein Sechstel im Gangesthale und nur ein Funfzigstel in der Präsidentschaft Madras; die untern Kasten sind in den meisten Stücken von

den Brahmanen wesentlich verschieden. Man gewinnt daher aus der brahmanischen Literatur keineswegs eine Einsicht in die Gesinnungen der großen Masse der Indier. Dagegen erhält man durch ein Volkslied, wie es von den Gassensängern, den Dasari, gesungen wird, einen deutlichen Ausdruck dieser Gesinnungen. Viele Lieder enthalten Betrachtungen über den Tod, sie erwähnen jedoch kaum die Seelenwanderung, welche man gewöhnlich für einen Hauptglaubenssatz der Hindu hält. Wenn der Tod kommt, so sieht er nicht auf Ceremonien und nicht auf priesterlichen Beistand, sondern auf den großen Gott. Ueberall in diesen Gesängen ist nur von Einem Gott, von Wischnu, die Rede. Viele Lieder sind den Sprichwörtern Salomo's sehr ähnlich in der kernigen Sprache, den kurzen Bildern und der abgerissenen, springenden Form. Andere spotten über den Kastenunterschied und die Anmaßungen der Brahmanen, und erklären geradezu, daß vor Gott kein Unterschied der Person bestehe, außer nach den ewigen Gesetzen des Rechts. Andere sagen, daß das Leben eine bloße Täuschung oder Maja sei, eine Zeit der Prüfung; es sei aber so viel leichter unrecht zu thun, als dem Recht zu folgen, daß in Wirklichkeit das Leben nur eine Falle sei, um den Menschen zu fangen und ihn immer weiter von Gott hinwegzuführen. Viele durchweht eine überwältigende Trauer und Wehmuth über die Vergeblichkeit des Daseins.

Die Hauptquelle für indische Ethnologie wird das große Werk von Watson und Kaye: „The People of India; a series of photographic illustrations of the races and tribes of Hindustan." Dieses Prachtwerk in Großfolio gibt eine reichhaltige Sammlung photographischer Abbildungen der zahlreichen Stammtypen. Es wird aus acht Bänden bestehen, von welchen vier bereits erschienen sind; die große Kostspieligkeit (4 Pfd. St. 10 Sh. für die vier erschienenen Bände) wird es aber weitern Kreisen unzugänglich machen. Für die Kunde der nordwestlichen Stämme ist besonders wichtig: „Memoirs on the history, folklore and distributions of the races of the North-Western provinces of India. By the late Sir Henry Elliot. Edited, revised and rearranged by J. Beames" (London 1869). Eine ausgezeichnete Arbeit über die südlichen Stämme ist E. Roubaud „Recherches ethnologiques sur les races, les langues et les castes de l'Inde méridionale" (Paris 1870). Außerdem enthalten die englischen und angloindischen Zeitschriften ein sehr reichhaltiges Material für indische Ethnologie.

Die indische Regierung hat ein Ministerium für Ackerbau und Handel eingeführt, an dem es bisher noch fehlte. Es sind Zeichen vorhanden, daß die indische Regierung anfängt, mit Besorgniß auf die Folgen zu blicken, zu welchen die gegenwärtige unbeschränkte Zulassung der Eingeborenen zu den Examen für den Civildienst führen kann.

Nach dem officiellen „Statistical Abstract relating to India" besteht die Bevölkerung des britischen Indien und des britischen Birma, ausschließlich der Insel Ceylon, welche von der indischen Verwaltung getrennt worden ist, aus 143,500000 Personen, und begreift eine Oberfläche von 947292 Quadratmeilen. Die indischen Vasallenstaaten enthalten eine Bevölkerung von 48,000000 Personen und eine Oberfläche von 596790 Quadratmeilen. Die französischen und portugiesischen Besitzungen in Indien haben eine Bevölkerung von 500000 Personen und eine Oberfläche von 1254 Quadratmeilen. Das ganze Indien hat also eine Bevölkerung von 192,000000 Personen und eine Oberfläche von 1,545336 Quadratmeilen.

Da wegen des furchtbaren Auftretens der Cholera in Ostafrika die Verbindung zwischen Zanzibar und Dr. Livingstone, der nach den letzten Nachrichten in Udschidschi am Ostufer des Sees Tanganjika auf Zufuhr wartete, gänzlich unterbrochen ist und Livingstone sich demnach in einer äußerst gefahrvollen Lage befindet, so wird unter Leitung der londoner Geographischen Gesellschaft eine Expedition zur Errettung des Forschers ausgerüstet, zu deren Kosten die englische Regierung 1000 Pfd. St. beisteuert. Sir Roderick Murchison, der Präsident der Gesellschaft, spricht auch jetzt noch die Zuversicht aus, daß wir um das Leben Livingstone's noch nicht besorgt zu sein brauchen. Hoffen wir also auf erfreuliche Mittheilungen über Livingstone für unsern nächsten Bericht.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das italienische Brigantenthum.

Von Hermann Reuchlin.

Erster Artikel.

Die civilisirte Welt ist durch die Gefangennahme und durch die Ermordung namhafter Engländer zwischen Athen und Marathon im April 1870 mit Entsetzen erfüllt worden. Gleichzeitig brachten die Zeitungen Nachrichten aus Südungarn über das seit Jahren oft erwähnte Räuberwesen, welche dasselbe als eine weitverbreitete, tiefeingefressene, die Volkswohlfahrt großer Landstriche bedrohende Macht charakterisiren. In den Kerkern der Festungen Szegedin und Peterwardein liegen über 500 eingefangene Räuber. Die Zahl der den Behörden nach Person und Aufenthalt wohlbekannten Räuber, Leiter und Helfershelfer ist noch viel größer. Allein theils scheut sich die Behörde, Hand an die Mitglieder angesehener Familien zu legen, theils reichen die Kerker nicht hin, um auch nur die bekannten zu fassen. Eine rücksichtslose Untersuchung müßte befürchten, eine nicht zu bewältigende Masse in ihre Netze zu bekommen. In beiden Ländern machen sich als Motive vorhergegangene blutige Bürger- und Rassenkriege bei Gelegenheit von Revolutionen, schlechte Verwaltung und Justiz, deren Organe mit den Räubern nicht selten unter Einer Decke stecken, die Nachbarschaft der türkischen Grenze geltend. In Ungarn gibt der Pferde- und der Viehraub, in Griechenland gab der Seeraub der Sache eine eigenthümliche Gestalt. Nachdem Neapel und Sicilien seit einigen Jahren weniger von sich reden gemacht haben und „sich bessern", wie die berliner Taschendiebe den Winter über in den geheizten Gefängnissen, hat besonders Ravenna seit 1868 die Procura des italienischen Brigantenthums auf seine Weise übernommen. An Filialgeschäften fehlt es ihm auf italienischem Boden nicht. Spanien eröffnet dem Geschäft günstige Aussichten. Hier bieten die Trümmer von noch nicht geschlossenen Bürgerkriegen reiches Material. Besonders der charakteristische, in den Massen, namentlich der Weiber, entzündete Fanatismus gegen die Conscription wird dasselbe noch sehr vermehren.

Wir sehen, der Süden Europas, oder, um mit unserm großen Geographen Ritter den Schauplatz in Einem Blicke zu überschauen, die drei großen südlichen Halbinseln Europas, die der untern Donau und des Hämus, die des Apennin und die halbafrikanische Plateauhalbinsel im Süden der Pyrenäen, sind der Boden des Räuberwesens unsers Jahrhunderts.

Gegen den Anfang des 19. Jahrhunderts war auch in Deutschland, südlich von der Donau, am obern Neckar, z. B. im Schwarzwalde, das Räuberwesen noch im Gange. Die starken Eisengitter an den Fenstern der Bauerhäuser des bairischen Schwabens beweisen noch, daß vor ein paar Menschenaltern mehr ehrliche Leute als Schelme hinter festen Gittern Sicherheit suchten. Die Greise Oberschwabens ersetzen noch an den langen Winterabenden der Jugend das wonnige Grausen des Dramas durch Erzählung der Räuberabenteuer, welche ihre Aeltern, welche vielleicht sie selbst gehabt haben. Der mit

Recht populäre Maler Pflug von Biberach ist in hohem Alter vor wenigen Jahren gestorben. Er versetzte uns in die Räuberzeit seiner Jugend, indem er, die Porträts der in den Thürmen seiner Vaterstadt in Ketten liegenden Räuber zeigend, von deren Thaten, von den Liebschaften und von dem Ende derselben erzählte. „Das war aber nicht romantisch", pflegte er beizusetzen. „Wenn ich als armer Bursche für das Abconterfei eines Bauergesichts einige Batzen verdient hatte und nur durch ein Wäldchen heimkehrte, so sah ich mich wohl um und lief rasch. Wenn der — — nagler mich angehalten hätte, so war ich sicher, grün und blau geschlagen zu werden, weil so wenig in meinen Taschen war." Wie jetzt der General Pallavicini von Aspromonte und der garibaldinische General Medici der Schrecken der süditalienischen Banditen ist, so war es in den neunziger Jahren der tollkühne Freiherr Schenk von Castell zu Dischingen ob der Donau (zwischen Ehingen und Ulm). Im Auftrage des Adels und der zahlreichen Klöster hielt er ein Zuchthaus, folterte und köpfte nach einem nur einen halben Kanzleibogen ausfüllenden Protokoll. Die 1796 unter Moreau durchmarschirenden Franzosen ließen seine Zuchthäusler frei. Er mußte sie wieder einfangen. Sein Scharfrichter, welcher viele Dutzende hingerichtet hatte, starb in Ehren als Gemeinderath eines benachbarten Dorfes. Sein Richtschwert verkaufte er an einen ulmer Gerber, welcher vielleicht noch mit dem guten Stahl Ochsenhäute bearbeitet. Der Tourist, welcher so gern Pikantes hört, fährt gähnend auf der Eisenbahn von Biberach nach der ebenso thurmreichen alten Reichsstadt Ravensburg durch den Schussentobel; links an der Bahn steht das einst im tiefen Walde versteckte Holzhauerhäuschen, in welchem in den zwanziger Jahren ein Congreß von Räubern beiderlei Geschlechts von einer Compagnie Würtemberger unter Hauptmann Kammerer umzingelt wurde. Ich muß mir Gewalt anthun, um nicht tragische Katastrophen zu erzählen, welche über ehrbare Familien ungeahnt hereinbrachen, weil ein vor Jahren eingeheiratheter, wirklich ehrlich gewordener Räuber von einem alten Spießgesellen verrathen wurde. Aber es leben die Enkel, ja die Kinder solcher Ehen noch. Wenn ich als Knabe an Ferientagen durch das ulmische Gebiet oder nach Günzburg wanderte, so wurde der Hunger meiner Phantasie nach Geschichten vom „Hundssattler" oder dem „Bairischen Hiesel" und seinem grausamen „Buben" reichlich gestillt.

Massimo d'Azeglio erzählt uns, daß er um das Jahr 1820 an der Grenze zwischen dem Albanergebirge und den Pontinischen Sümpfen auf einem von Tausenden besuchten Jahrmarkte eine starke Bande von Banditen aufziehen sah, welche stundenlang in stolzer Ruhe sich bewundern ließen. So hat auch der Hiesel ein paar Meilen von Dillingen auf dem linken Donauufer als geladener Gast auf einer flotten Bauerhochzeit mit ein paar Dutzend seiner Bewaffneten Hof gehalten. Die Banditen wagen das Aeußerste, um gefangene Genossen zu befreien, und wenn dasselbe nicht möglich ist, sie zu tödten, damit dieselben nicht ihre Schlupfwinkel und Beihelfer verrathen. Als die Mehrzahl der Bande des Hiesel eingefangen war und der Folterproceß in Dillingen begann, wurden einige seiner Gesellen, welche in Augsburg gefangen lagen, wie wir in Tagebüchern des dortigen städtischen Archivs lasen, in mit Sand ausgefüllten Särgen unter starker Bedeckung nach Dillingen gebracht. Kaum ihr Mund und ihre Nase waren vom Sande frei. Man wußte, daß die noch in Freiheit befindlichen Räuber unterwegs ihren gefangenen Kameraden aufpaßten, um sie zu erschießen. Nur das Wegfangen vermögender Personen, um ein schweres Lösegeld zu erpressen, war bei unsern schwäbischen und bairischen Räubern selten; dieses war für sie zu raffinirt. Sie hatten auch sehr wenig von der chevaleresken Schonung für Frauen, welche sich bei den italienischen und bei den griechischen Banditen nicht selten findet.

Aus welchen Ursachen erwuchs im südwestlichen Deutschland diese sociale Krankheit, und durch welche Mittel wurde sie ausgerottet? Schiller hat bekanntlich sich mit Lösung

der ersten Frage in einem geschichtlich gehaltenen Aufsatze eingehend beschäftigt. Das durch barsche, harte Bestrafung kleiner Vergehen gekränkte Ehrgefühl roher Naturen erzielte nach ihm Verbrecher gegen die Gesellschaft. Und gewiß ist diese humane Auffassung eine nicht unbegründete. Die geistliche Polizei beider Confessionen wie die weltliche verstand sich weniger darauf, durch Erziehung dem Verwildern starker Triebe zuvorzukommen, als ihre Ausbrüche zu brandmarken. Hermann Kurz in „Schiller's Heimatsjahre" kommt den das Räuberwesen verursachenden socialen Schäden jener Zeit noch näher. Die meisten Räuber waren ursprünglich Wilddiebe, und die Bauern sahen daher in ihnen einen Schutz gegen die Verwüstung ihrer Felder durch den ungeheuern Wildstand, welcher die härtesten Fronen zu Treibjagden mit sich führte. Sodann desertirten die mit Gewalt und List zum Militär gepreßten und hündisch mishandelten Soldaten häufig und wandten, wie jetzt in Griechenland, ihre Fertigkeit im Waffengebrauch als Räuber an. Dazu kamen in jenen waldreichen Gegenden Oberschwabens im weitern Sinne die zahllosen kleinen souveränen Gebiete des Adels, der Reichsstädte, der Klöster mit ihrem miserabeln Reichsmilitär. Statt der Kirchenasyle bot der Souveränetätsschwindel dieser Liliputstaaten, welche ihre Marksteine durch keinen fremden Corporal überschreiten lassen wollten, dem Verfolgten ein Asyl. Während in Norddeutschland bis nach Franken herein seit dem Siebenjährigen Kriege ein Wetteifer in Anlegung guter Straßen erwachte, konnten sich jene eigensinnigen kleinen Herren über Anlegung derselben nur selten verständigen. Mit den Lehnsgütern hing die Wirthschaft auf vielen zerstreuten Gütern zusammen. Diese mußten den Räubern Unterschlüpf gewähren, der Einödebauer war genöthigt, ihnen als Kundschafter zu dienen. Deshalb nöthigte die bairische Regierung Hunderte von Bauern des Algäus, ihre Einzechthöfe aufzugeben und sich in Dörfern zusammenzuthun. Die wiederholten Kriegsverheerungen seit 1796 wirkten zu demselben Ziele mit. In Italien, besonders im Süden, sehen wir seit Jahrhunderten infolge der verheerenden Kriege der Großvasallen und der Räuber die ackerbauende Bevölkerung in Felsennester oft troglodytenartig zusammengedrängt; von hier aus zieht sie zur Zeit der Aussaat und der Ernte in Karavanen auf die mehrere Meilen weit entlegenen Felder. Einen freien Bauernstand mit kleinem freien Grundbesitz in Weilern hat Italien meist nur im Hügellande und im Gebirge.

Die Gefährdung der Volkswohlfahrt durch die Räuber, diese blutvergiftende sociale Krankheit, ist zwischen der Donau und den Alpen nicht durch die massenhaften Hinrichtungen ausgerottet worden. Sie wüthete fort, auch während, wie ein echtes, berühmtes Landeskind uns sagte, „allemal am Samstag in Buchloe gehängt wurde". Obgleich die in den Napoleonischen Kriegen verwilderte Soldateska den Gemeinden viele schlimme Subjecte heimschickte, welche sich schwer an ein geordnetes Leben gewöhnten, so hat doch die Conscription dem Räuberwesen viele Kräfte entzogen. Sie ermöglichte dem Staate die Bildung einer zuverlässigen Gensdarmerie. Eine Hauptarbeit der seit 1815 ins Leben getretenen Volksvertretungen war die Abstellung des Wildschadens. Die Fürsten sahen seitdem endlich ein, daß eine wachsende wohlhabende Bevölkerung doch eine bessere Basis für ihren Souveränetätsstolz sei als ein starker Bestand an Wildschweinen und Hirschen. Die Bestechlichkeit der Beamten wurde seltener, ihre Geschäfte geregelter, die Gerichte gerechter. Der Schulunterricht, Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher fingen an sich in ihren Früchten fühlbar zu machen. Die zu Mittelstaaten zusammengeschweißten Territorien machten Straßenbauten und durchgreifende Polizei möglich und wirksam. So wurden die Räuber zu Gaunern, welche den Bauer nur noch durch Brandstiftung ängstigten und zur Verabreichung von Subsistenzmitteln nöthigten. Aber die Gauner fühlten sich Tag und Nacht in der Gefahr, umkreist zu werden, eine beständige Treib-

jagd wurde mit einheitlicher Leitung auf sie gemacht. In steter Angst verriethen sie einander, weil keiner dem andern mehr traute.

Da man erst seit einem starken Menschenalter in Süddeutschland über das Räuberwesen Herr geworden ist, steht es uns nicht wohl an, den Stab über die südeuropäischen Völker selbstgerecht zu brechen, welche noch jetzt von dieser Gestalt der socialen Krankheit gepeinigt werden. Dieselben Mittel, welche bei uns gut anschlugen, werden auch in Italien und in Spanien angewandt: Straßen- und jetzt Eisenbahnbauten, Gewerbefreiheit, Volkserziehung, allerdings hauptsächlich in den Städten Italiens; die braven Carabinieri (Gensdarmen), die unermüdlichen Bersaglieri walten ihres schweren Amtes, allerdings mit ungeheuern Geldopfern des Staates. Eigentliche Wildererbanden hatte das waldarme Italien kaum.

Ehe wir auf die provinziellen Motive und Gestaltungen des Räuberwesens in Italien eingehen, haben wir noch einige durchgehende Unterschiede zwischen beiden Nationen zu berichten. Von den Zeiten der Condottierihauptleute, welche sich öfters zu mächtigen Fürsten aufschwangen, von den Zeiten der Borgia (um das Jahr 1500) und der Medici, des furchtbaren Sixt V. (1585—90) bis zur französisch-napoleonischen Militärherrschaft in Neapel galt das Abbrennen von großen Waldungen für ein Hauptmittel, die Schlupfwinkel der Räuber zu zerstören. Haben auch unsere Förster und „Jäger", als die exponirten Hofdiener der Launen verrotteter Fürsten, den Wildstand überhegt und so Wilderer und Räuber gezüchtet, so haben sie sich andererseits meist mit bewunderungswürdigem Muthe mit denselben geschlagen und den Bestand der Waldungen möglichst erhalten. Nur in Zeiten der Gesetzlosigkeit, wie 1848 und 1849, mußten sie, die Faust in der Tasche, der Verheerung derselben zuschauen. Welch ungeheuern, unwiederbringlichen Schaden sie damit von Deutschland abgewendet haben, zeigt uns Italien. Der als ihr Rückgrat die ganze Halbinsel durchziehende, meist waldlose Apennin entsendet nur noch wenige perennirende Bäche und Quellen. Aber wenn jene tropischen Regengüsse sich über ihn entladen, welche selten durch den Waldboden aufgesaugt werden, so wälzen sich Geröll und der Rest des fruchtbaren Bodens in den meist trockenen Rinnsalen hinunter wie die „Rüfe" Graubündtens. Dieses Geröll verwüstet und überschüttet die nicht sorgfältig mit großen Kosten geschützten Culturen, die Flüsse überschwemmen dann die Straßen von Florenz und von Rom mit ihrer gelben Flut, werfen Barren vor den Flußmündungen auf und erzeugen so fieberschwangere, stagnirende Seen, eine gefährliche Mischung von Salz- und von Süßwasser. Das ist auch der Fluch der Insel Sardinien. Die Hirtenbevölkerung im Gebirge, welche mit den Räubern sich gut vertragen muß und sich oft gelegentlich an ihrem Geschäft betheiligt, verbraucht die Reste der wilden Bäume. Dieser Schaden für Ackerbau und Fabriken, welche auf der Halbinsel perennirender Wasserkräfte ermangeln, die Folgen der Kargheit des Schiffbauholzes lassen sich nicht berechnen, belaufen sich aber jährlich auf viele Millionen. Die Loskaufsummen der durch die Räuber Abgefangenen und die geraubten Summen fallen dagegen gar nicht in das Gewicht. Aber erheben wir doch das Haupt ja nicht zu stolz. Die dem Romanen ganz fremde, echt germanische romantische Lust am Waldesdunkel, welche bei unsern bessern Klassen ihr gutes Wort für Erhaltung des Waldes einlegt, wird von unserm auf den unmittelbaren Nutzen sehenden Bauer nicht getheilt. Auf veraltete Rechte pochend, mit List und mit Gewalt entzieht er dem Walde sein Laub, seine Nahrung, seine Zukunft. Die Popularität des Volksabgeordneten hängt an vielen Orten von dem Eingehen auf diese kurzsichtigen Gelüste ab. So droht uns mit der Lichtung der alten Räuberschlupfwinkel ländliches Proletariat, wenn nicht eine starke Staatsgewalt den Vormund einer gierigen Bauerwirthschaft macht.

Die Conscription entzieht nur in etwas civilisirten Bevölkerungen dem Räuberwesen sein Menschenmaterial. Die Südslawen, besonders in den dalmatinischen Gebirgen, die

Gebirgsbewohner von Griechenland, im alten Kirchenstaat, besonders in Neapel und die Sicilianer, welche wie die Kirchenstaatler bis 1860 die Conscription nicht kannten, hängen mit einem unsaglichen Instinct an der rauhen Ungebundenheit ihrer meist armen Heimat, an ihrem Erdwinkel, daß sie entweder der Conscription durch Flucht zu den Räubern sich entziehen oder aus Heimweh dahin desertiren. Im Hafen von Neapel, von Palermo kann man sehen, wie solche Verzweifelte, von weither begleitet von ihrer Familie, unter starker Escorte anlangen, bei der Einschiffung unter Jammerscenen von den Ihrigen losgerissen werden müssen, welche alle Hoffnung aufgeben, sie aus dem kalten Sibirien am Po je heimkehren zu sehen. In ihr Regiment eingereiht, löken sie wie wild eingefangene Büffel gegen die sie einspannende Disciplin. Muthet man ihnen doch zu, mit Löffel, Messer und Gabel zu essen. Kein Wunder, daß sie nur darauf sinnen, in einem Schlupfwinkel unweit ihrer Heimat das harte, aber freie Leben des Banditen zu führen.

Viele bilden sich bei uns nach den Schilderungen von Gemälden und von Romanen ein, daß die Räuber in Italien eine Art von Räubercostüm tragen. Aber sie sind nicht so unklug wie einer meiner Universitätsfreunde, welcher, als Demagoge flüchtig, sein aus dem „Schwäbischen Merkur" ausgeschnittenes Signalement nebst Aufforderung ihn zu verhaften in der Westentasche trug, wo es von einem französischen Polizisten gefunden wurde. Der Räuber trägt seine Landestracht, vielleicht etwas flott. Er arbeitet oft, zumal anfangs noch, zeitweise auf dem Felde, in der Eisenhütte der Maremmen.

In der Ebene Oberitaliens, besonders in der Lombardei, wo die Großgüterwirthschaft herrscht, ist der Felddiebstahl herkömmlich so stark, daß man in manchen Gegenden ein Drittheil des Feldertrags darauf vorausberechnet. Früher stand fest, daß, je näher bei Mailand, um so weniger Sicherheit gegen Diebesbanden herrsche, welche gelegentlich in die Herrschaftshöfe einbrachen. Bürger befand sich in den dreißiger Jahren auf einem derselben, als bei Nacht ein solcher Einbruch in einem anstoßenden Gebäude gemeldet wurde. Er verwunderte sich sehr, daß der Baron nicht mit seiner zahlreichen Dienerschaft zu den Waffen griff, sondern sein Eigenthum fortschleppen ließ. Solche Banden griffen auch die Postwagen an. Im Herbst 1840 bestieg ich allein neben dem Gensdarmen in Sesto-Calende den vordern Imperial des Postwagens. Obgleich die Sonne dem Untergange nahe war, wollte ich doch das Land übersehen. Bei jedem Geräusch im Schilfe hörte ich den Hahn des hinten aufsitzenden Gensdarmen knacken; der neben mir Sitzende nahm das Gewehr herauf. Ich schämte mich, in dem Wagen zu sitzen, war aber froh, vor Mitternacht in Mailand einzufahren. Im Frühjahre 1848 fielen einige italienische Regimenter von Oesterreich ab. Als im Herbst desselben Jahres Radetzky „die Ordnung" wiederherstellte, irrten die Trümmer derselben in der Lombardei bewaffnet umher und lebten von Erpressungen und von Räuberei. Auf ihre Einlieferung, todt oder lebendig, wurden Prämien gesetzt. Die Mehrzahl der 700 binnen einigen Jahren standrechtlich Erschossenen waren diese Verzweifelten. Die durch die Revolution und durch die ungeheuern österreichischen Strafgelder verursachte Noth wurde durch die seit 1854 hereingebrochene, lange Jahre dauernde Krankheit der Seidenraupen und des Weinstocks gesteigert. Nicht blos die reactionären Blätter schilderten in schwarzen Farben die Verbreitung des von Banden mit Gewalt geübten Felddiebstahls, des Einheimsens ganzer Ernten selbst in dem Musterstaate Piemont, wo dergleichen früher unerhört gewesen war. Der seinerzeit vielgenannte liberale Rechtsprofessor Nuytz in Turin sagte mir, die verstärkten Feldhüter, fortwährend den Contrasten der klimatischen Einflüsse ausgesetzt, liegen zu Hunderten am Wechselfieber danieder. Ein solcher Felddiebstahl ist aber stets die Pflanzschule von Raubangriffen auf Personen. Zu zeiten war es nicht ohne Gefahr, von Turin nach der auf zwei Stunden Entfernung auf die Hauptstadt herabschauenden Superga zum Sarge Karl Albert's allein zu wallfahrten. Seit der Verlegung der Haupt-

stadt nach Florenz im Jahre 1865 hat die Zahl der Raubanfälle in Turin selbst auf eine haarsträubende Weise zugenommen. Die Noth der frühern, zum Theil schwindelhaften Unternehmer, jetziger Bankrottirer, ist die Ursache davon. Merkwürdig ist, daß die Arbeiterklasse von Turin bis auf diesen Tag eine musterhafte geblieben ist.*) Die Strikes haben in Turin, überhaupt in Piemont, stets im Anfange durch den guten Willen und den Takt beider Theile eine friedliche Verständigung gefunden. Mit Recht thut man sich darauf etwas zugute. Ueberhaupt ist es auffallend, daß, trotz der Neigung der Italiener zu Verschwörungen, trotz der ungeheuern Revolution des freigegebenen Gewerbelebens, die Strikes in Italien doch keine Rolle spielen. Ein Gefühl der persönlichen Gleichheit hat dem Gegensatz der Klassen die Schroffheit genommen.

Dagegen haben die despotischen Regierungen in den letzten 40—50 Jahren einen Gegensatz geflissentlich geschärft, welcher die schlimmsten socialen Erscheinungen hervorrief, eine eigenthümliche Art von Communismus hegte und dem Banditenthum Nahrung gab. Schon Ferdinand II. von Neapel und Sicilien, durch seine Roheit und gemeine List den verwilderten niedern Klassen seines Volkes, den Lazzaroni und den wilden, fanatischen Bewohnern der Gebirge und der Steppen wahlverwandt, entfesselte deren Beutelust und den Neid gegen die wohlhabenden, gebildetern, freisinnigen Städter, als er im Jahre 1799 aus seinem sicilianischen Asyl mit Cardinal Ruffo nach Neapel im Blute watend zurückkehrte. Doch werden wir Neapel als das eigentliche Vaterland des Brigantenthums eingehender behandeln.

Schon seit dem Erscheinen der französischen Truppen in Mittelitalien zu Ende des Jahres 1796 lagen die der Republik geneigten Grundbesitzer, welche großentheils in den Städten wohnen, im politischen Zwiespalt mit den ärmern, rohen Volksklassen, besonders auf dem flachen Lande und im Gebirge. Der durch den Klerus angefachte Fanatismus dieser Volksklassen brach wiederholt in Aufständen aus, namentlich im Jahre 1799, als während der Abwesenheit des Generals Bonaparte in Aegypten Suworow die französischen Heere nach Genua und über die Alpen zurückwarf. Oesterreich sandte diesen Insurgirten der Romagna und des klösterlichen Arezzo den in Donaueschingen geborenen Lieutenant Schneider (einen Jugendfreund des Freiherrn von Laßberg; jener erhielt später den Beinamen del Arno) als General. Toscana wurde im Namen der französischen Republik von dem Würtemberger (und Stiftler) Reinhard verwaltet. „Was konnten wir machen", hörten wir später den Greis sagen, „die Madonnen thaten Wunder über Wunder zu Gunsten meines tapfern Landsmanns". Im Frühjahre 1800 kam Napoleon als Erster Consul über den Sanct-Bernhard und besiegte die Oesterreicher bei Marengo. Sie mußten ihm Italien von der Etsch an preisgeben.

Allein die fanatischen Bevölkerungen des Apennin und im Osten desselben hatten 1799 Geschmack daran gefunden, im Namen der Madonna, der Kirche, des Papstes, der Legitimität das Gut der einer bürgerlichen Regierung geneigten Grundbesitzer und Städter zu plündern. Sie verschworen sich, unter der Leitung von Priestern, namentlich von Mönchen, gegen jene. Obgleich das Königreich Italien, welches vom Tessinfluß zwischen dem Apennin über der Adria bis über Ancona herabreichte, gute Ordnung schaffte, so mußte es schon 1809 gegen jene „Fedisten", welche ihre Verräther ermordeten, eine Reihe von Untersuchungen und Verfolgungen anstellen. Felddiebstahl und Raub wurden von den Fedisten, dieser Glaubensverschwörung, systematisch im großen getrieben.

*) Während im Frühjahre 1859 die angesehensten süddeutschen Zeitungen die Zahl und die Namen der von der wackern turiner Bevölkerung ermordeten Deutschen (z. B. des Buchhändlers Hamann) ausposaunten, wurde keinem Deutschen ein Haar gekrümmt, vielmehr zugewanderte deutsche Handwerksgesellen, wie mir diese selbst erzählten, von ihren piemontesischen Collegen brüderlich untergebracht.

Sie begrüßten den 1814 nach dem ersten Sturze Napoleon's zurückkehrenden Pius VII. als päpstlichen Märtyrer. Jetzt thaten sich auch die unterdrückten bürgerlichen Liberal-Nationalen in den Geheimbünden der Welfen, der Carbonari zusammen. Banditen und Räuber besorgten auch ihnen die Correspondenz. Das alte Räuberwesen wurde durch diese Beziehungen zu beiden politisch-kirchlichen und -antikirchlichen Sekten bedeutender. Wie die Mischung von Meer- und von Süßwasser verpestete Seen und Sümpfe bildet, so wirkte jene Mischung von alten antisocialen mit liberalen und reactionären, mit klerikalen und antiklerikalen Elementen verpestend auf den Charakter der kirchenstaatlichen und der neapolitanischen Bevölkerung, besonders auf dem Lande.

Da es nicht möglich gewesen war, in den adriatischen Provinzen des Kirchenstaats die Inquisition wieder aufzurichten, so wurde den „Sanfedisten", welche unter der Leitung des bis ins Cardinalcollegium sich verzweigenden klerikalen Concisorialbundes standen, die Spionage gegen die liberalen Sekten übertragen. Die Liberalen ließen sich lieber die größten Plünderungen ihrer Güter durch die Sanfedisten gefallen, als daß sie durch Klage bei der Behörde die sanfedistischen Communisten zu politischen Denunciationen gereizt hätten. Die päpstliche Regierung stellte die Sicherheit der Straßen dadurch her, daß sie Häuptern der Räuber, welche sich vielfacher Verdienste und ihrer Verbindungen mit den Sanfedisten rühmen konnten, Pensionen aussetzte. Im Jahre 1824 finden wir besonders Faenza und Ravenna als den Sitz der Carbonari. Der furchtbar strenge Cardinal Rivarola, mit unumschränkten Vollmachten über die Provinzen nördlich von Urbino ausgerüstet, sprach binnen wenigen Monaten 508 Strafurtheile aus. Die Carbonari in ihrer Verzweiflung machten durch einen Banditen ein Attentat auf sein Leben. Der Frevler wurde nicht ermittelt, obgleich auf seine Entdeckung 10000 Scudi (25000 Fl.) Prämie gesetzt und selbst viele Klöster mit Gefangenen vollgepropft wurden. Gerade diese Gegenden werden auch jetzt noch von Banditen, zum Theil von städtischen, z. B. in Ravenna, terrorisirt. Der durch die pariser Julirevolution veranlaßte Februaraufstand von 1831, welcher von Parma bis zum Erbtheil Sanct-Petri sich rasch verbreitete und durch österreichische Regimenter ebenso rasch unterdrückt wurde, hatte in Modena Treibjagden auf die ins Gebirge geflüchteten liberalen städtischen Grundbesitzer zur Folge, indem ihr früherer halber Mitverschworener, Herzog Franz IV., die Kleinpächter der Ebene und die armen Gebirgsbewohner, diese jedes politischen Strebens baren Proletarier, dazu in Compagnien ordnete und bewaffnete. Sein Sohn Franz V. hat nach 1849 den Gerichten aufgetragen, diese Klasse weit milder zu behandeln als die des National-Liberalismus verdächtigen städtischen Besitzer. Die Brandschatzung der besitzenden Klassen durch die niedern war in Modena gleichsam eine obrigkeitlich geregelte. Dagegen fanden im kirchenstaatlichen, namentlich im romagnolischen Apennin die durch die mistrauische Härte der gregorianischen Reaction zur Verzweiflung getriebenen Liberalen bei den Räubern, Schmugglern und Hirten des Apennin häufig eine Zuflucht. Das seit 1832 an die Stelle des abgelebten Carbonarithums tretende Junge Italien Mazzini's wußte einen, wenn auch nur den kleinern Theil der goldenen Jugend der romagnolischen Städte in seine Netze zu ziehen. Durch Ankauf von berüchtigten Schenken in Bologna und Ravenna gewannen diese zum Theil privatim bestbeleumdeten Herren städtische wie ländliche Banditen für sich. Zu Anfang der vierziger Jahre wurde sogar der Plan entworfen, spanische Guerrilleros in den romagnolischen Apennin zu werfen, um mit Hülfe aller dieser Elemente und der Schmuggler eine Verfassung auszurufen, was auch ephemer in Rimini geschah. Die Priesterregenten benutzten daher die erwünschte Gelegenheit, Räuber und politische Verschwörer, z. B. Orsini, wie Eine Bande auf ganz gleichem Fuße zu behandeln.

Die Mehrzahl der kirchenstaatlichen Cardinäle erkannte die Gefahr dieser in Europa beispiellosen Zustände. Um nicht den besten Theil des Kirchenstaats zu verlieren, wählte

sie im Januar 1846 Mastai, Pius IX., zum Papst. Jetzt hielten die zum Theil mit den abscheulichsten Verbrechen befleckten Häupter der Sanfedistencorps, welche unter Gregor XVI. den östlichen Kirchenstaat terrorisirt hatten, sich für bedroht. Sie und ihnen befreundete Offiziere der päpstlichen Finanz- und Zollwache fanden es gerathen, im Frühjahre 1848 in den unter der Kreuzesfahne nach Venetien ziehenden kirchenstaatlichen Freischaaren zu verschwinden. Von hier zurückgeworfen, übten sie mit den Räubern und mit den mazzinistischen Banditen in Bologna mehrere Wochen eine greuliche Banditenherrschaft, bis Facini's Kühnheit sie aus den Städten vertrieb. Bei dem völligen Zerfall der päpstlichen Regierung und unter der machtlosen kirchenstaatlichen Republik während der ersten Hälfte des Jahres 1849 übten sie im adriatischen Kirchenstaate unter dem Titel der politischen Rache Blutthaten oder ließen sich zu Abwendung derselben schwere Lösegelder, nicht blos von Gregorianern (Reactionären) bezahlen. Nur vorübergehend und local gelang es Orsini, ihnen heilsamen Schrecken einzuflößen. Es waren namentlich solche Gesellen unter der Führung des frühern päpstlichen Zollschutzoffiziers Zambianchi (der verwundet im Juli 1849 mit Garibaldi flüchtend es in der äußersten Noth einem meiner Bekannten beichtete), welche im November 1848 den päpstlichen Ministerpräsidenten Rossi im Hofe des Parlamentsgebäudes in Rom, und zu Anfang Mai 1849 gegen zwei Dutzend „verkleideter Jesuiten" und in Klöstern gefangen liegender Priester ermordeten. Sie hatten alle Ursache, zu Ende Juni 1849 sich den Rothjacken Garibaldi's anzuschließen, als diese nach dem Falle Roms sich durch die Franzosen und Oesterreicher nach dem noch ausdauernden Venedig durchzuschlagen suchten. Aber auf dem Marsche dahin, vollends bei San-Marino, zersprengt, waren sie mehrere Jahre lang eine der Geiseln, womit die unglückliche Romagna zerfleischt wurde. Die starken österreichischen Besatzungen und Streifcolonnen konnten nicht verhindern, daß völlig entwaffnete Gemeinden von 3—4000 Einwohnern von diesen Räuberbanden gebrandschatzt wurden, daß die vermögenden Bürger von Forimpopoli, von ihnen im Theater überfallen, sich mit schweren Lösegeldern loskaufen mußten. Hätten die österreichischen Auditeure nicht zu gleicher Zeit gegen politisch Verdächtige mit Foltern aller Art gewüthet, dem österreichischen Militär wäre es zu danken gewesen, daß es einige hundert dieser Räuber mit Pulver und Blei endlich unschädlich machte. Immer und überall, namentlich aber im Kirchenstaate, haben Priester und Juristen im Complot schlimmer gehaust als die Soldaten.

Die öffentliche Meinung Europas klagt mit gutem Grunde die aller nationalökonomischen Kenntnisse, aller modernen Rechtsbegriffe bare Prälatenregierung im Kirchenstaate an, daß sie das Wachsthum des Räuberwesens mittelbar gefördert habe. Sie versteht nur das Spioniren und Bestrafen der Uebertretung von Fastengeboten wie von Verschwörern und Räubern; nur beten und betteln lehrte sie ihre Unterthanen, von Entfesselung und Anregung der Arbeitskräfte versteht sie nichts.

Der horror vacui der dichten Unwissenheit des kirchenstaatlichen Volks wird nur mit Fabeln von wunderthätigen Bildern, mit mönchischen Legenden und, da diese einem kräftigen Volksschlage nicht genügen, mit den Epopöen großer Räuber erfüllt. Diese haben in der Regel mit einer blutigen Rachehandlung, mit einem tödlich endenden Raufhandel begonnen, flüchteten sich, mehr vor der Blutrache der Verwandten als vor dem Arme der Gerechtigkeit, zu den Banditen ins Gebirge. Der Räuber ist in der Regel heißer Madonnenanbeter, und der Kapuziner versichert das Volk, daß er als solcher vom Blutgerüste unmittelbar in den Himmel eingegangen sei.*) Das durch die Schlechtigkeit der

*) Vgl. „Die Bevölkerung des jetzigen Kirchenstaats und die päpstliche Regierung" („Unsere Zeit", Neue Folge, III, 1., 849 fg.).

päpstlichen Gerichte gerechtfertigte Asylrecht, welches heilige Orte dem Räuber wie dem Mörder oft monatelang gewähren, besteht nur noch im Kirchenstaate. Mit der gerühmten Milde der Mutter Kirche gegen solche Blutmenschen contrastirt ihre Härte gegen politische Feinde gar seltsam. Die Apologeten der weltlichen Priesterherrschaft im Kirchenstaat erinnern an die angestammte Unsitte des Räuberthums und an die wilde, heißblütige Roheit des Volks. Aber es sind bald vier Jahrhunderte, seit der satanische Sohn des Papstes Alexander's VI., Cäsar Borgia, durch unerhörte Greuel, durch welche viele rechtschaffene Leute zu den Banditen getrieben wurden, die alten Dynastengeschlechter ausrottete und die Grundlage für den jetzigen Kirchenstaat schuf. Während Frankreich, England, Deutschland sich in politischen Religionskriegen, welche hauptsächlich von Rom aus angeschürt waren, zerfleischten, genoß der Kirchenstaat bis 1796 eines nur hier und da unterbrochenen Friedens. Wenn die Priesterregierung eine vom Geiste des Evangeliums beseelte, auf das Wohl ihrer Unterthanen bedachte gewesen wäre, so hätte ihr, welche unbeschränkt die weltliche wie die kirchliche Gewalt besaß, die Zähmung und Sittigung ihrer 3 Mill. Unterthanen gelingen müssen. Auch Toscana war vor 350 Jahren von den wildesten Leidenschaften durchwühlt, die höhern Klassen hatten, wie im übrigen Italien, die sittlichen Gefühle abgestumpft, auch die Mediceer begründeten seit 1530 ihre Herrschaft mit den ärgsten Greueln; ein Theil Toscanas liegt im Apennin und in den Wildnissen der Maremmen; und doch ist es den Lothringern mit ihrer kameralistischen Klugheit gelungen, das Räuberwesen auszurotten. Dieses ist ihnen wesentlich auch dadurch gelungen, daß sie den Klerus in seine Schranken zurückwiesen, die Industrie und den Handel hoben, das Asylrecht aufhoben. Aber wo die weltliche und die klerikale Despotie sich vereinigen, da verwildert das Volk und das Räuberwesen findet einen günstigen Boden. Das war im Kirchenstaate und in Neapel der Fall.

Zweihundert Jahre (vom Jahre 1500—1700) wurden Neapel und Sicilien von den spanischen Statthaltern, wie die amerikanischen Colonien, nur als Objecte der schamlosesten, unbarmherzigsten Aussaugung mishandelt. Ihre Justiz war durchweg faul. Das innere Land war ganz jenen verwilderten Baronen preisgegeben. Sie womöglich noch mehr zu entsittlichen, sie und Provinz gegen Provinz, Clan gegen Clan, Gemeinde gegen Gemeinde, Familie gegen Familie zu verfeinden, das waren die Hauptregierungsmittel der spanischen Gouverneure. Diese innern Fehden waren Raubzüge. Die graeca fides der großgriechischen Bevölkerung der Küstenstädte und die raubgierige Wildheit der höchst mannichfaltigen Urbevölkerungen im Gebirge gingen eine vergiftende Kreuzung ein. Neapel war, wie wir schon erwähnten, unter der spanischen Herrschaft in seinen innern Provinzen ganz dem alten Feudaladel preisgegeben, dessen einzelne Mitglieder im Kriegsfall ganze Regimenter stellten.*) Jeder Feudalherr pflegte ein Gefolge von blind zu jedem Verbrechen bereiten Gesellen, Banditen um sich zu haben; keck verübte Mordthaten waren der beste Rechtstitel zur Aufnahme in diese Gefolge. Den von der Blutrache der Familie verfolgten Mördern blieb für den ersten Augenblick das Asyl der Kirche, für seine Zukunft nur dieser Herrendienst oder das Raubgeschäft vom Waldgebirge aus offen. Als die Schwester des Kaisers Joseph II., Karoline, vor 100 Jahren anfing den Adel aus seinen Burgen an den Hof der Hauptstadt zu ziehen, wurde für die Blutmenschen Versorgung in ihrem Gefolge immer seltener. Dagegen wurden sie 1799 vom Cardinal Ruffo massenhaft unter die Fahne der Kirche und der Bourbonen angeworben. Manche dieser Kannibalen raubten dabei große Schätze von todtgefolterten liberalen Familien zusammen. Das Volk kennt diese Reichen noch jetzt. So wurden die etwas bessern Anfänge der Bourbonenherrschaft (seit 1739) überwuchert durch die der Französischen

*) Vgl. A. von Reumont, Die Caraffa von Maddaloni.

Revolution gegenüber befestigte Solidarität des dynastischen Absolutismus mit einem meist rohen Klerus. Im Jahre 1806 mußten die Bourbonen vor dem Grimme Napoleon's wieder nach Sicilien flüchten. Während die Napoleoniden Joseph und Murat sich durch Begünstigung des Bürgerstandes auf dem Throne von Neapel zu befestigen suchten, landeten die Bourbonen unter dem Schutze der englischen Kriegsschiffe, Schiffsladungen von sicilianischen Verbrechern, von Galioten, welche von den neapolitanischen Strafinseln geholt waren, auf dem neapolitanischen Festlande. Fra Diavolo und andere von unsern Operndichtern sehr idealisirte Unmenschen erhielten von der Königin Karoline, welche für ihren trägen Gatten Ferdinand I. regierte, Briefe, in denen sie diese ihre „Generale" ihre „Freunde" nannte. Besonders in dem langgestreckten, waldigen Calabrien galt Mord und Raub, wenn er an den liberalen städtischen Grundbesitzern verübt wurde, für rühmlich, für ein legitimes, frommes Werk.*) Das Abhauen der langsam wachsenden Oelbäume war ein altes Herkommen. Hatte doch der päpstliche Legat Vitelleschi, Patriarch von Antiochien, um 1450, als er Neapel für den Papst zu erobern hoffte, seinen Söldnern für jeden abgehauenen Oelbaum einen hunderttägigen Ablaß vom Fegfeuer zugesichert. Für Thron und Altar mordende, sengende und brennende Legitimisten- und Räuberbanden bildeten wieder einen nicht zu unterscheidenden Klumpen. Das Abbrennen großer Waldungen durch die Franzosen, das Aushungern der Banden im Gebirge, indem man Greise, Weiber und Kinder, welche ihnen Lebensmittel vielleicht ohne Kenntniß des Verbots zutrugen, erschoß, genügte nicht. Der junge General Manhes sprach wie ein päpstlicher Legat den Bann über Gemeinden aus, nahm ihnen die Priester und die Obrigkeiten und erklärte den erstarrten Bewohnern, sie seien keine Menschen mehr. Dies wirkte. Statt bei dem Santo-Diavolo schwur das Volk des Gebirges bei Santo-Manhes. Um das Jahr 1812 konnte man ohne Gefahr auf den Straßen Calabriens, an welchen als Randsteine Menschengerippe bleichten, dem Handel und Wandel nachgehen. Die ältern Leute unserer Tage erinnern sich noch wie einer Wundermär dieser Schreckenszeiten. Diese erfüllen noch die Phantasie des durch keine Lektüre noch Politik beirrten Volks. Aus diesem Kraterherde brachen unversehens ähnliche Eruptionen hervor. Eben lesen wir, daß in Calabrien im April 1870 wieder Tausende von Fruchtbäumen gefällt wurden. Und doch ist der Oelbaum vermöge des schönen Erlöses aus seiner bittern Frucht der Brotfruchtbaum von Neapel.

Als die Engländer den verschmitzten Despoten Ferdinand (welcher seit 1759 die Doppelkrone trug, die Königin Karoline war gestorben) aus Sicilien nach Neapel zurückgeführt hatten, wurde die von ihm mit den legitimistischen Verschwörungen und mit Räuberbanden auf dem Festlande gepflogene Freundschaft jetzt eine Verlegenheit für ihn. Nicht als ob ihn Gewissen und Ehrgefühl irgend behelligt hätten. Er gab den von Murat gefangenen Helfershelfern der Räuber und diesen Pardon, einigen der Bandenchefs Pensionen. Allein diese trauten dem alten Freunde nicht und mit Recht, denn Ferdinand hoffte sie durch Gift auf die Seite zu schaffen. Da weder dieses noch die Truppen ihrer Meister wurden, vielmehr Vardarelli das Land mit seiner Bande brandschatzte, die von den Reichen erpreßten Lösegelder mit vollen Händen an die Armen vertheilte und so diese zu seinen Kundschaftern machte, schloß die Regierung mit ihm den 6. Juli 1817 einen Vertrag, kraft dessen Vardarelli gegen einen vorauszubezahlenden Monatssold von 90 Ducati (à 1 Thlr. 3 Sgr.) für sich und von 30 Ducati für jedes Mitglied seiner Bande sich verpflichtete, die andern Räuberbanden auszurotten. Die Räuber waren loyaler als die Regierung. Diese bestach die Verwandten Vardarelli's, ihn mit seiner Bande zu ermorden, und da dieses nur halb gelang, so erneuerte sie den Vertrag mit ihm. Var-

*) Vgl. W. Pepe's Denkwürdigkeiten.

barelli erschien mit 31 prächtig ausgerüsteten Reitern, um von einem königlichen General sich mustern zu lassen. Der General belobte sie, aber nach einigen Stunden wurden die Sorglosen von königlichen Truppen eingeschlossen, getödtet oder gefangen und im Mai 1818 hingerichtet. So wusch Ferdinand vor den Augen der Oesterreicher den Schandfleck seiner Freundschaft mit den Räubern ab. Entferntere Provinzen, namentlich in Otranto wurden von roh communistischen Geheimbünden terrorisirt. An der Spitze der „Entschlossenen" stand der Priester und Abt Ciro Annichiarico, welcher die zahlreichen Trümmer der legitimistischen Räuberbanden um sich sammelte. Militärisch bewaffnet, organisirt, befehligt waren sie in weiten Strecken der Schrecken der Behörden und der Begüterten. Diese wurden auf Befehl beraubt, gebrandschatzt, ihnen wurden Scheinverkäufe ihrer Güter abgeängstet, bis endlich der abenteuerliche Engländer Church als General neapolitanischer Truppen nach blutigem Kampfe dieser „Salentinischen Republik", einem Zweige der großen europäischen, auf Freiheit und realer Gleichheit gegründeten europäischen Republik 1818 ein Ende machte.*)

Auch mit den Carbonari hatten die Bourbonen von Sicilien aus Verbindungen gepflogen. Allein dieser in den besitzenden, aufgeklärtern Bürgerklassen und selbst im Klerus sehr verbreitete Bund war von Grund aus der rohen Reaction fremd und feindlich. Der seines Vaters Ferdinand I. würdige Sohn, der Kronprinz Franz, suchte ihnen die aus der Hefe der Hauptstadt geworbenen Calderari (Keßler) entgegenzustellen, eine Art von Sanfedisten. Sie lechzten nach der Plünderung des wohlhabenden Bürgerstandes. Am Hofe riethen und wirkten immer angesehene Persönlichkeiten dahin, daß man die Räuber nicht ausrotten, sondern mit ihnen in Fühlung bleiben sollte, um sich auf den Fall einer liberalen Revolution wie 1799 ihrer zu bedienen. Allein alle diese Gesellen halfen nichts gegen den großen Carbonariaufstand im Juni 1820, welcher Ferdinand zwang, die spanische Verfassung zu beschwören. Die religiösen freimaurerischen Ansichten der Carbonari sind denen Garibaldi's sehr ähnlich, nur erfüllt sie noch nicht der Haß gegen den Papst und den Klerus. Während der achtmonatlichen Carbonariherrschaft wurden nur einige Rachemorde verübt. Die Oesterreicher trieben das neapolitanische Milizheer auseinander und halfen bei den grausamsten Rachehandlungen und zahlreichen Hinrichtungen. Ihre lange Occupation rottete nebst den Resten der zum Tode gehetzten Carbonari auch die Räuberbanden ziemlich aus. Ferdinand II. (seit 1830) ließ es seine erste Sorge sein, außer den Schweizersöldnerregimentern ein tüchtiges eingeborenes Heer hauptsächlich gegen die innern Gefahren zu schaffen. Doch konnte auch er nicht umhin, den vielfachen Mörder und Räuberhauptmann Talarico, welcher von Salerno bis Calabrien jahrelang sein Handwerk geübt hatte, zu begnadigen und mit einem schönen Taggelde zu confiniren. Besonders seit 1848 wußte Ferdinand das große Regierungsmittel, die Solidarität der Interessen der Dynastie und des armen Landvolks gegenüber dem grundbesitzenden städtischen Bürgerstande jenem noch tiefer einzuprägen. Gegen die liberalen Besitzer in Calabrien wurde 1849 vom ländlichen Proletariat Raub und Hetze mit einer Frechheit getrieben, welche selbst einem königlichen General zu arg wurde.

Ehe wir uns ganz auf die Ursachen und Erscheinungen des Banditenthums in den einzelnen Provinzen Neapels concentriren, welches sich seit dem Sturze der Bourbonenherrschaft im Jahre 1860 gestaltete, haben wir noch nachzutragen, welche Folgen die Unterdrückung der Räuberbanden durch die 1815 restaurirten Bourbonen für den benachbarten, südlich von Rom gelegenen Kirchenstaat hatte. Mein Freund, der Maler Reinhart, welcher sich viel darauf zugute that, daß er als kühner Jäger die Achtung der Banditen genoß, erzählte mir, die Unsicherheit vor den Thoren Roms habe sich seit dem Erscheinen

*) Ueber das Nähere aller dieser Erscheinungen vgl. Reuchlin, Geschichte Italiens, I, 133 fg.

der Truppen der französischen Republik sehr gesteigert. Als Napoleon Rom seinem Kaiserreiche einverleibte, wurde auch darin energisch Ordnung geschafft. Als aber 1814 die weltliche Priesterregierung restaurirt wurde, begann das Banditenthum wieder das Haupt zu erheben. Im Vertrauen auf die Energielosigkeit jener Regierung zogen sich aus dem Neapolitanischen zahlreiche Räuber, welche dem von ihrem Freunde Ferdinand I. ertheilten Pardon nicht trauten, und die Reste der von ihm heimtückisch zersprengten Banden in die nördlich von den Pontinischen Sümpfen liegenden Gebirge. Von hier aus beherrschten sie die beiden Straßen von Rom nach Neapel, während die Engländer den ihnen 20 Jahre lang verschlossenen Continent überflutheten. Umsonst wurden die Schlüsselsoldaten und der päpstliche große Bann gegen sie angewendet, hohe Preise auf ihre Köpfe gesetzt. Dann versuchte der Papst es wieder mit Pardon. Sonnino, im Gebirge nördlich von Terracina, war die Burg der unbeugsamen Räuber, die Bevölkerung war mit ihnen verbündet. Pius VII. wollte die Stadt schleifen und die Bevölkerung in die Posümpfe versetzen lassen. Nur eine Bittdeputation von Weibern und Kindern an den Papst wandte dieses Schicksal ab. Merkwürdig ist, daß Antonelli in Sonnino 1806 geboren ist und hier in dieser Räuberzeit seine erste Jugend verlebte. About hat an Ort und Stelle nachgerechnet, die Häupter wie vieler Vettern und Nachbarn Antonelli auf dem Schandpfahl ausgesetzt sah. Seine Oheime waren berüchtigte Subjecte. Seit 1848 beherrscht er als Staatssecretär den Kirchenstaat mit harter Hand, er schirmt das Concil gegen die aufgeklärten Einflüsse der Regierungen. Sein Bruder bereichert sich seit 20 Jahren an der Spitze der päpstlichen Bank ungeheuer. Zu Anfang der zwanziger Jahre suchte die Curie mit den Mitteln Ferdinand's der Banditen Meister zu werden. Nur die alten „Marschälle" derselben nahmen Pension an. Aus Sonnino verdrängt zogen sich die Banden nördlich nach Subiaco und in die Gebirge von Tivoli, von wo aus sie aus den Villen reiche Leute und aus vornehmen Erziehunghäusern, z. B. der Jesuiten, deren Kinder raubten, um schweres Lösegeld zu erheben. Endlich lud die Curie sie wieder zu Unterhandlungen unter Verbürgung sichern Geleits ein. Ein Priester erschien mit Vollmachten und zog in humanster Weise die Unterhandlungen mehrere Stunden hin, bis die Truppen die Bande umstellt hatten und sie in Ketten legten. Wie oft sahen wir in Rom diese „geschlossene Gesellschaft" klirrend vorüberziehen! So wurde das Uebel gemindert, aber seine Quellen nicht trocken gelegt. Sah sich doch ein Zug der durch das Albanergelände ziehenden Eisenbahn durch Räuber gefährdet.

Wir müssen noch einen Blick auf die socialen Zustände der ebenerwähnten Gebirgsgegenden werfen, um die erzählten Ereignisse und den seit 1860 neu erstarkten Brigantaggio in seinen Wurzeltrieben zu kennen. Diesmal wählen wir einen Professor aus Philadelphia zum Führer, welcher um das Jahr 1860 Land und Leute näher kennen lernte.

Das ganze päpstliche Land vom gewerbreichen Rieti ab längs der neapolitanischen Grenze, namentlich das zwischen dieser und dem Thal des Anio oder Teverone und des Sacco, bis zu dem des Garigliano bei Frosinone, also das Land um Subiaco und Alatri, ist ein wildes, vielverzweigtes, meist kahles Gebirge. Die ersten Mönche, welche aus dem Orient nach dem Abendlande kamen, fanden hier, in dem Felsenthal des jetzigen Subiaco, eine Wildniß, welche sich mit der Wüste im Westen von Aegypten vergleichen ließ, und ließen sich hier nieder.*) Das nicht verwilderte, sondern von alters her wilde Volk lebt von wenig Ackerboden und ohne Industrie im bittersten Mangel. Wie hungerige Wölfe fielen sie von jeher in die reichen Grenzthäler ein. Nur furchtbare Erinnerungen lähmten local dieses Gewerbe. In einem Thale zeigte der greise Führer einem

*) Vgl. Gregorovius, Lateinische Sommer, Kap. 1.

Reisenden die Stelle, wo er als Knabe gesehen, wie 300 (?) Banditen zur Zeit Napoleon's I. erschossen wurden; da raube man auch heutzutage nicht mehr.

Mit dem ersten Frühjahre ziehen von hier Tausende in die römische Campagna bis Civita-Vecchia hinunter und vermiethen sich als Hirten und als Arbeiter an die Großpächter. Diese, stolzträge Römer, glauben etwas Besonderes zu leisten, indem sie, den weiten Mantelkragen malerisch über die Schulter geworfen, in der Ernte der mühsamen Arbeit dieser ihrer Gebirgsameisen zuschauen. Die Nacht bringen diese in den für das Vieh gebauten Strohhütten, in Löchern römischer Ruinen zu. Ihre Nahrung ist nur die Polenta. Einige laufen am Sonnabend Abend nach ihrer schweren Arbeit wol 10, 20 italienische Meilen weit nach Rom, kaufen einen Sack voll Brot für sich und ihre Genossen, schlafen während der heißen Tageszeit auf den Treppen der Ewigen Stadt, laufen die Nacht durch bis zu ihrem Arbeitsplatze zurück. Trotz des Bechers Wein, welchen sie abendlich erhalten, ergreift Hunderte das Wechselsumpffieber. Glücklich wer sich noch in eins der Spitäler Roms schleppen kann. Viele rafft der Tod dahin. Glücklicher wer nach der Ernte mit 20, mit 30 Liren (Francs) seine nackte Troglodytenwohnung im Gebirge wieder erreicht. Aehnlich sind die socialen Verhältnisse im angrenzenden Neapolitanischen. Die fürstlichen Grundeigenthümer oder Ordensherren bewohnen ihre in dieser Niederung gelegenen Schlösser, deren einige unweit des Meeres von Reumont so interessant geschildert sind, nur etliche Wochen lang im Frühjahre oder im Spätherbste zur Lust der Vogeljagd. Vom August bis October verlassen selbst die wenigen Priester, welche dem armen Arbeiter den letzten Trost reichen und die meiste Zeit auf der Wachteljagd sich umhertreiben, diese pestilenzialischen Posten.

Welche Versuchung nun für diese armen Wilden, welche den Staat nur durch den Steuereinnehmer kennen, wenn im Frühjahre Agenten ihrer Arbeitsgeber, zum Theil römischer Fürsten, Nepoten früherer Päpste, von denen sie im Winter in der höchsten Noth Lebensmittel als Vorschuß erhielten, ihnen die Wahl lassen, in die tödliche Campagna zu harter Arbeit zurückzukehren oder gegen nicht mindern Lohn in die reichen Nachbarthäler einzufallen! Reicher Raub, Wein, Befriedigung ihrer thierischen Triebe, ihrer kannibalischen Ueberlieferungen und im schlimmsten Fall die himmlische Herrlichkeit sind ihnen zugesichert. Auch ihre meisten Priester bestärken sie seit 1860 darin, denn sie sind ja die Kämpfer für Altar und Thron.

Ehe nun auch wir die neapolitanische Grenze wieder überschreiten, um uns in Neapels Provinzen näher zu orientiren, begegnen wir der Frage: weshalb sprach man früher mehr von Banditen, jetzt mehr von Briganten. Das hat seine guten Gründe. Das Wort bandito kommt von bando, edictum, öffentlicher Erlaß, welcher durch den Käryx, den Herold, verkündet wurde; das Zeitwort bandire bezeichnet den Act dieser Ankündigung, notificare. Der bandito ist der von der Behörde interdictus, der vom Staat mit einem Interdict Belegte, deshalb der Flüchtling, sei es, daß er durch ein Verbrechen oder durch die siegende Gegenpartei, was in den Bürgerkriegen des Mittelalters oft geschah, aus dem Schose der Gesellschaft ausgestoßen sei. Dafür rächt er sich an ihren Gliedern durch Raub und Gefangennahme von Bürgern, um Lösegeld zu erzielen. Das ist die reale ältere Form des Räuberthums. Brigante stammt von briga, Unruhe, Unlust, Händel; der brigante ist also ein Mensch, der dergleichen sucht und stiftet, ein Unruhstifter, auch im politischen Sinn, das griechische Stasiotäs, seditiosus. Von demselben Stamm ist brigata, Vereinigung von Freunden oder Bewaffneten, unser „Brigade". Das besonders auf das neuere Neapel angewandte Wort brigantaggio, mit dem einen schlimmen Beigeschmack gebenden Ende = aggio, findet sich in den alten Wörterbüchern nicht. Das Brigantenthum unterscheidet sich also vom alten Banditenthum durch den politisch

aufrührerischen Charakter und durch die Zusammenrottirung. Bezeichnend ist für den italienischen Volkscharakter, welcher für den heißblütigen Mörder (daher oft poverello genannt), für den Verurtheilten Mitleid und Theilnahme bezeugt, daß brigante schon von alters her im lustigen, guten Sinn „Kumpan, Geselle, Schelm" bedeutet, gleich uomo di bel tempo, wie denn schon Boccaccio den Frate Cipolla il miglior brigante del mondo nennt (50. Novelle). Ein hochgestellter Neapolitaner erzählte uns, die gegen die Briganten im Felde liegenden norditalienischen Offiziere haben zuerst mit Befremden gehört, daß Mütter ihr Kind mit dem Worte liebkosten: „Il brigantino di mamma." Sie gewöhnten sich bald daran.

Die Hauptquelle für das Folgende sind uns die weitläufigen Berichte, welche die zur Untersuchung über die Ursachen des neapolitanischen Brigantenthums und über die besten Heilmittel dagegen im Jahre 1863 vom italienischen Parlament nach Neapel geschickte Commission drucken ließ. Berichterstatter war Massari, welcher (sehr jung von Ferdinand II. aus Neapel verbannt) unter Cavour sich als Publicist verdient machte. Dieser Commissionsbericht wurde mit Rücksicht auf den päpstlichen Hof und auf gewisse Personen in den Tuilerien nicht veröffentlicht.

Das Brigantenthum (il brigantaggio) auch im Neapolitanischen erwächst aus einer Wurzelverwachsung von Terrainverhältnissen, von Rasseneigenthümlichkeiten, von geschichtlich-traditionellen und socialpolitischen Motiven. Daher gibt uns diese Frage den Leitfaden zur Erörterung der socialen und zum Theil der politischen Zustände. Der Apennin, welcher bei seinem Eintritt in das Neapolitanische zu seiner höchsten Höhe von 9200 Fuß ansteigt, verzweigt sich in mehrere beinahe ebenso hohe Ausläufer, welche in ihrer Ausbreitung den seltsamen Verästungen der Eiche gleichsehen. Sie haben sehr viele äußerst schroffe Abstürze und sind viel waldreicher als die nördliche Hälfte des Apennin. Diese finstern Waldungen sind häufig mit Dorngebüschen und undurchdringlichem Niederholz erfüllt, welche als wahre Labyrinthe dem damit Vertrauten eine sichere Zuflucht bieten, während der Fremde verirrt und wie in Schlingen gefangen die Zielscheibe naher und doch unfaßbarer Mörder ist. Aehnlich war es auf dem außerordentlich fruchtbaren, inselartig aus dem Adriatischen Meere und aus der Tiefebene aufsteigenden Vorgebirge Monte-Gargano. Jene Tiefebene, das Tavogliere di Puglia genannt, weil es flach ist wie ein Schachbret, ist durch die spanische Herrschaft der jeden Ackerbau verdrängenden Heerdenwirthschaft überantwortet worden, welche ein verwildertes Nomadenvolk hegt. In seiner Vereinsamung ist dieses genöthigt den Banditen auf jede Weise behülflich zu sein, wenn sie verfolgt auf den geraubten Pferden aus dem einen Waldgebirge sich in das andere flüchten. Berittene Räuberbanden finden sich besonders in dem Hügelland (murgie) in der innern Terra di Bari und in der Basilicata, nordwestlich vom innern Golf von Tarent. Diese Provinz, welche ungefähr den Umfang von Würtemberg hat, besitzt nur ein paar fahrbare Straßen. Ueberhaupt legten erst vor hundert Jahren die Bourbonen im Neapolitanischen Fahrstraßen, zunächst von der Hauptstadt nach den königlichen Schlössern und Jagdrevieren an. Ferdinand II. suchte das Ausland durch gute Straßen auf den von den Touristen besuchten Linien zu blenden. Im Jahre 1848 entbehrten doch noch 1321 Gemeinden im Neapolitanischen jeder Straßenverbindung. In der Basilicata haben 91 von 124 Gemeinden keine Straße, in Calabria ulteriore II (Catanzaro) 92 von 108, und in der nördlichsten Grenzprovinz, dem Abbruzzo ulteriore (Teramo) sind 60 von 75 Gemeinden ohne Straßen. Ein schweizer Handelshaus in Ancona gelangte dadurch seit 1820 zu Reichthum, daß es im Herbst mit Karavanen von mehrern Hunderten von Lastthieren in diese Gegenden einrückte und den Ueberfluß derselben bis zu seinen Küstenfahrzeugen brachte. Die Transporte betrugen oft mehr als das Doppelte des Ankaufspreises für das Oel. Und doch ist das gemeine Brigantenthum nur in der Basilicata

perennirend, weil in Calabrien die Verhältnisse der Pächter zu den Grundbesitzern günstigere sind und beide ein gemeinsames Interesse an der Unterdrückung des Räuberthums haben. Die Abruzzen haben eine fleißige Bevölkerung von Kleingrundbesitzern. Das Landvolk betheiligte sich nicht mehr als es eben mußte. Der Mangel an Wegen ist also nur eine der mitwirkenden Ursachen, welche besonders locale und zeitweise Nothstände verursacht, jede Cultur und die Ausrottung des Brigantenthums durch die Truppen erschwert. Eine Bande zu vernichten gelingt nicht selten, allein die Ursachen einer Neubildung von Banden zu entfernen, ist die Herculesarbeit von Jahrzehnten, weil die Ursachen seit Jahrhunderten fortwucherten.

Wenn die Camorra hauptsächlich sich aus dem schlauen Wesen der großgriechischen Küstenbevölkerung erklärt, so ist das Banditenthum ein Naturerzeugniß der von den Römern und von den einander durch Gewalt und List aus dem Besitz der reichen Küsten- und Hügelstrecken verdrängenden fremden Eroberern nur tributpflichtig gemachten Urbevölkerung in den Gebirgen. Sie hatte nie einen Begriff von Staat und Civilisation, weil sie nie eine Erfahrung davon machte. Die jeweiligen Eroberer stellten sich zu ihr wie die türkische Herrschaft zu den kriegerischen Stämmen entfernter Berglande. Wie hier die Haiducken und die Klephten, so hielten sich im Apennin stets Banditenelemente. Auch in den bevölkerten, unter der Regierungsgewalt stehenden Küstenstrecken herrschte nicht das Gesetz, sondern Hofwillkür und Bestechung in den Gerichten. Rechtschaffene wurden mishandelt, glückliche Betrüger, bereicherte Räuber lebten, wenn sie nur die Gunst Gewaltiger genossen, geehrt. Massari als Berichterstatter der zu Anfang des Jahres 1863 in das innere Neapel geschickten Commission des Parlaments sagt in seiner „Relazione letta alla camera nel comitato segreto dei 3 e 4 Maggio 1863": „Wo der Mantel des Gesetzes sich nicht gleichmäßig über alle ausbreitet, da verdient jeder, der sich erhebt ihn zu zerreißen, in den Augen der Menge vielmehr Bewunderung als Schmach; da ist der Brigante nicht mehr der Meuchelmörder, der Dieb, sondern der Mann, welcher sich und andern die Gerechtigkeit zu schaffen weiß, welche ihm die Gesetze nicht verschaffen. Der Missethäter wird zum Heroen. In den Augen der phantasievollen, ganz rohen, stets in bitterer Noth lebenden Volksklassen wird der Brigante ein ganz anderes phantastisches Wesen, das Sinnbild ihrer eigenen niedergedrückten Gelüste, der Rächer des Unrechts, welches sie dulden oder unschuldig zu erdulden sich einbilden." Die populärsten Volkslieder verherrlichen den Banditen als die letzte Zuflucht des „Unglücklichen", d. h. des in der Leidenschaft zum Morde Hingerissenen. Besonders dem bittere Noth leidenden, abgehärteten Proletariat erscheint das Banditenleben in diesem idealen Lichte und zugleich als ein reiches, genußvolles, die Strapazen sind glorreich. Es ist eine freie rohe süditalienische Uebersetzung von Schiller's Reiter- und Räuberlied, deren Grundton selbst ein verbildetes, verweichlichtes Geschlecht kitzelte, bei rohen Kraftnaturen zu tollen Schritten führt. Der Großvater deutet auf einen reichen geachteten Nachbar, dessen Großvater einst auch bitterarm war wie wir, der aber 1799 oder später mordend oder durch Erpressung von Lösegeldern sich Schätze erraffte. Der Name Brigante bedeutet Tausenden einen Menschen, der keine Mühe und keine List sich verdrießen läßt, keinen noch so gewagten Kampf scheut, um in seinem Vermögen und damit auch in der öffentlichen Achtung vorwärts zu kommen.

Alle diese Ursachen, die natürlichen und die von socialen Verhältnissen ausgehenden, vereinigen sich in dem Lande zwischen den vom Apennin herab ostwärts fließenden Ofanto und Fortore, jener südlich, dieser nördlich von Manfredonia sich ins Meer ergießend. In Tavogliere di Puglia besteht Grundbesitz beinahe nur als Lehn. In Foggia und unweit davon in Cerignola lebt eine Kaste von ganz besitzlosen Terrazzani, ein aus Tausenden bestehendes städtisches wildes Proletariat, welches nur von Diebstahl und Raub

lebt. Wo der Großbetrieb, besonders der mit vorherrschender Viehzucht, Tausende ohne Arbeit läßt, da ist der Brigantaggio nicht auszurotten. Dieses gilt besonders auch von der Provinz Basilicata. In den Gefängnissen derselben befanden sich am 15. April 1863 volle 375 Briganten; 293 derselben gehörten zu jener ganz besitzlosen Klasse der Braccianti. Sie erinnern uns an die verachtetsten indischen Unterkasten, welche sich unmöglich selbst aus ihrem Elend erlösen können. Aber auch für den Staat ist es sehr schwer, in die Eigenthums- und in die herkömmlichen Productionsverhältnisse einzugreifen.

Der Mangel an sittlich-religiöser Erziehung, eine Hauptursache des Brigantenthums, ist größtentheils die Schuld der Kirche, besonders der Klöster. Da in vielen Gemeinden die Erfahrung von dem Nutzen der Volksschule fehlte, erklärten in der Basilicata fünf Gemeinderäthe selbst neuern liberalen Datums, sie bedürften keiner Volksschule. Die ansehnliche Gemeinde Bisaccia in der Provinz Avellino, welche ein jährliches Einkommen von 20000 Ducati hat, besaß im Jahre 1862 nur eine Knabenschule.

Ueber die Entstehung des bourbonischen Brigantenwesens seit 1860 gibt uns Abbate Coppi in seinen „Annali d'Italia" (1860, Kap. 256) wie gewöhnlich zuverlässige, aber nicht tiefer auf die Sache eingehende Nachricht. Er sagt: „Beim Sturz der bourbonischen Regierung entwichen viele aus den Gefängnissen und aus den Galeren; sie vereinigten sich größtentheils in bewaffneten Banden, um vom Raube zu leben, und suchten der öffentlichen Gewalt zu widerstehen. So geschah es hauptsächlich in den Provinzen Avellino (östlich von der Hauptstadt in Principato ulteriore) und Foggia (in der Provinz Capitanata an der Adria) und in der Nähe des Berges Gargano (des «Sporns» am italienischen Stiefel, nördlich vom Golf von Manfredonia). In diesen Gegenden machte sich bald ein Cipriano la Gala einen Namen; er war von der Galere entwichen, zu welcher er wegen Diebstähle auf 20 Jahre verurtheilt war. Im October 1860 vereinigte ein (deutscher) Abenteurer (Gleischt?) unter dem Namen Lagrange eine Bande von Miserabili in der Terra di Lavoro (nordwestlich von der Hauptstadt, zwischen dem Apennin und dem Mittelmeere bis Terracina und Frosinone). Andere Banden wurden von einem Alonzi, benannt Chiavone, und von einem Giorgi, Führer von Feldarbeitern, gesammelt. Mit der Zeit sammelten noch andere Führer Banden, welche mehrere Jahre lang verschiedene Provinzen verheerten. Einige dieser Bandenhäuptlinge verkündeten, daß sie sich für die Sache des Königs schlügen, und die bourbonische Regierung (in Rom), ohne die Verheerungen und den Raub zu billigen, begünstigte sie, indem sie sich schmeichelte, durch das Mittel eines Volksaufstands den Thron wiederzubekommen, wie es 1799 geschehen war." So schreibt der in Rom lebende Abbate Coppi.

Vom Jahre 1799 und wieder von 1806 an war Calabrien die Basis des bourbonischen Brigantenthums gewesen; wie kam es, daß die Basis und die Operationslinie desselben seit Ende des Jahres 1860 in den von fleißigen Arbeitern bewohnten abruzzischen Provinzen war? Dies kam daher, daß von dieser Zeit an im Kirchenstaat, wie unter englischem Schutz früher auf Sicilien, sich die bourbonischen Kräfte sammelten und von hier aus in die nördlichen neapolitanischen Provinzen warfen; die nördlichsten aber in die Abruzzen. Schon im September 1860, während Garibaldi das bourbonische Heer in Capua bekämpfte, erhob sich die Bevölkerung der Städte, zum Theil auch die des flachen Landes der Abruzzen, also längs der Adria gegen die Bourbonen. Auf einem bis auf 800 Meter über die Umgebung sich erhebenden, einige Stunden von der päpstlichen Grenzstadt Ascoli liegenden Felsen ragt die Burg Civitella del Tronto, welche sich 1806 erst nach mehrmonatlicher Belagerung an die Franzosen ergab, als die Besatzung auf 7 Mann herabgeschmolzen war. Im Jahre 1860 hatte sie 26 Geschütze und eine Besatzung von kaum 100 Invaliden. Sie waren der Anlehnungspunkt für die Bergbewohner, welche von Ferdinand und vom Klerus, besonders von den Mönchen in

dem Glauben bestärkt waren, die Städter lebten auf ihre Kosten, sie seien Feinde der Religion und des Armen. Zwei Tage vor der Abstimmung der neapolitanischen Bevölkerungen über die Union mit Norditalien am 19. Oct. 1860 wälzten sich starke bewaffnete Haufen von den Gebirgen herab. Der Bürgerkrieg entbrannte zwischen ihnen und den jungen Nationalgarden, welche, von Militär unterstützt, ihrer Meister wurden. Die meisten Bergbewohner ergaben sich in ihr Schicksal, unterwarfen sich dem Könige von Italien. Sie unterstützten die Briganten nicht mehr als sie mußten. Allein die rohern Hirten, entlaufene Galerensklaven, fremde Abenteurer begannen jetzt den Brigantenkrieg. Der bourbonische Commandant von Civitella wollte capituliren. Allein ein Minoritenmönch, Leonardo Zilli, mit eingedrungenen Nichtsoldaten terrorisirte die Besatzung. Zwei Offiziere verließen die Felsenburg. Umsonst war die Anzeige, daß König Franz II. Gaeta durch Capitulation übergeben und das Königreich geräumt habe. Die Piemontesen sahen sich genöthigt, eine regelmäßige Belagerung unter dem trefflichen Geniegeneral Mezzacapo einzuleiten, wozu ein Straßenbau von 10 Kilometern nöthig war. Umsonst schickte, von der Diplomatie gedrängt, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und diesem Rath bereitwillig folgend, da er von Gaeta nach Rom mit dem Entschluß gekommen war, vorerst auf Waffenversuche zu seiner Restauration zu verzichten, Franz II. aus Rom einen General, welcher die Besatzung zur Uebergabe aufforderte. Die Fanatiker erklärten ihn für einen Verräther. Auf wiederholtes Bombardement antworteten sie mit ihren wohlgezielten Geschützen. Erst am 20. März 1861, als ihnen die Lebensmittel ausgegangen waren, zogen sie die weiße Fahne auf. Der Mönch und zwei Unteroffiziere, diese, weil sie selbst ihren bourbonischen Offizieren den Gehorsam verweigert hatten, wurden von den Piemontesen erschossen.

Dieser wüthende Widerstand hatte indeß die Briganten im Gebirge, welche den Strick stets vor Augen hatten und bei ihren Raubzügen die den kleinen Gemeinden abgeängsteten Lebensmittel „mit Kugeln bezahlten“, noch hartnäckiger gemacht. Es war ihnen indeß ein neues Element der Kraft zugewachsen. Durch das Heranrücken der piemontesischen Heersäulen von Norden hatte sich König Franz zu Ende October 1860 in Gefahr gesehen in Capua eingeschlossen und gefangen zu werden. Er zog sich daher mit seiner Hauptmacht gegen die Meerfestung Gaeta zurück. Diese vermochte aber nur 10000 Mann zu fassen. Das übrige neapolitanische Heer, durch die Piemontesen gedrängt, zog sich auf der einzigen offenen Straße bei Terracina in den Kirchenstaat. Die Piemontesen schätzten seine Zahl auf 16000 Mann. Die päpstliche Regierung ließ diese Colonne bis in das Albanergebirge vorrücken, wo sie entwaffnet und aufgelöst wurde. Es kamen noch andere versprengte Corps nach. Das „Giornale di Roma“ vom 9. Nov. rechnete die ganze Masse auf 30000 Menschen mit 5000 Pferden und 40 Geschützen. Die päpstliche Regierung sorgte nach Kräften für ihre Verpflegung, die Franzosen schickten aus ihren Magazinen Lebensmittel. Nichtsdestoweniger sah man neapolitanische Offiziere in Rom betteln. Die Auflösung der Truppe erschwerte natürlich die Unordnung und die Noth. Vielleicht hätte Victor Emanuel durch rasche, milde Bedingungen dies verhindern können; vielleicht! Allein König Franz setzte in der Hoffnung auf eine günstige Wendung noch einige Monate seinen Widerstand in Gaeta fort. Die päpstliche Regierung suchte sich natürlich jener Bürde sobald wie möglich zu entledigen und zwar so, daß sie, ohne sich zu sehr zu compromittiren, den Piemontesen Schwierigkeiten bereitete. Seit den Zeiten der Normannen und der Hohenstaufen war es ja einer der Erbgrundsätze der Curie, ihr stärkstes Interesse verlange, nie einen Fürsten zugleich nördlich von Rom und in Neapel herrschen zu lassen. Dadurch würde der Unabhängigkeit der Curie der Todesstoß gegeben. Diese Politik machte die Curie zu allen Zeiten zur Erbfeindin

der Einheit Italiens, bestimmte sie wiederholt fremde Mächte nach Italien, besonders nach Neapel zu rufen. Und nun vollends die Piemontesen, welche daheim den maßlosen von der Curie geschützten Vorrechten des Klerus Schranken gesetzt hatten, welche durch Annectirung von drei Viertheilen des Kirchenstaats sich die Bahn zur Vereinigung ganz Italiens gebrochen hatten.

So dornenreich auch die Geschichtschreibung gleichzeitiger Ereignisse ist, so hat sie doch auch ihre besondern Annehmlichkeiten. Man ist als Forscher auf diesem Gebiete in den Stand gesetzt, beinahe überall Personen zu treffen, welche als Augenzeugen unsern Schatz der Anschauungen erweitern. Vor fünf Jahren lebte ich in einem Vogesenbade mit zwei ältern französischen Hauptleuten zusammen, welche eben während jener Krise an der kirchenstaatlich-neapolitanischen Grenze ihre Compagnien führten. Der eine hatte sogar seine entschlossene Frau in Frosinone untergebracht. Sie konnte viele Thatsachen beobachten, welche die Solidarität der päpstlichen Behörden mit den bourbonischen, das Brigantenthum fördernden Agenten bewiesen. Denn kaum waren die französischen Soldaten aus einem Orte ausgerückt, so trat diese Solidarität unverhüllt hervor. Die durch die Franzosen bedrohten bourbonischen Zuzügler, die Briganten, wurden durch fliegende Boten, durch Feuerzeichen vor der gegen sie heranrückenden Gefahr gewarnt. Einer dieser Hauptleute war beauftragt, in der Gegend von Subiaco die Sammlung von aufgelösten bourbonischen Soldaten, ihre Bewaffnung, die Bildung von Banden durch sie, ihren Einmarsch ins Neapolitanische zu verhindern. Aber umsonst machte er einen Theil seiner Leute beritten. Ueberall kam er, oft nur um ein paar Stunden, zu spät. Päpstliche Behörden, der Klerus, die Agenten von ultramontanen Vereinen aller katholischen Nationen waren ihm mit reichen Geldmitteln und Waffenvorräthen zuvorgekommen. Durch die Erzählung dieser Hauptleute wurden mir die Angaben jener 1863 zur Erforschung der Ursachen des Brigantaggio abgesandten Commission im ganzen und in vielen Einzelheiten bestätigt. Einer dieser Hauptleute sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, einen kaum 15 Jahre alten kecken, schlauen Jungen, welcher oft dem Standrecht getrotzt hatte, erschießen zu lassen. Auf Zusprache seines Vaters bekannte der zum Tode Verurtheilte, daß er nicht blos wiederholt in Rom im Palast Farnese bei König Franz gewesen sei, sondern daß er auch zweimal im Vatican die Befehle eines ihm unbekannten hohen geistlichen Herrn entgegengenommen habe. Die Lage der französischen Offiziere war eine üble; sie wurden an der Grenze von einer ausgedehnten Verschwörung zur Beförderung des Brigantenthums auf jedem Schritt und Tritt überwacht und umstrickt, in Rom, wenn sie ihre Schuldigkeit gethan hatten, in der Gesellschaft von fanatischen legitimistischen, ultramontanen Landsmänninnen beinahe insultirt. Die Offiziere waren über die Rolle, welche die Beamten der von ihnen beschützten Curie in der Brigantensache spielten, so entrüstet, daß einige die ihnen von der Curie angebotenen päpstlichen Orden ablehnten.

Solange der unglückliche König Franz II. und seine wackere Gattin noch in Gaeta Widerstand leisteten (bis zum 13. Febr. 1861), konnten die Banden in den Abruzzen und weiter herab als die Kämpfer eines berechtigten Bürgerkriegs erscheinen. Als solchen betrachtete Franz, welcher in Rom bald wieder ganz in die Hände der Legitimistenpartei und ihrer fanatischen Complote gefallen war, das Brigantenthum auch ferner noch. Die feurige, opferreiche Sympathie der ganzen ultramontanen Partei und der meisten Cardinäle mußte ihn in der Ansicht bestärken, daß er einen heiligen Kampf für Thron und Altar führe. Allein die Abenteurer aus aller Herren Ländern, zum Theil Auswürflinge der Gesellschaft, die Solidarität mit den tonangebenden, weil landeskundigen eingeborenen Bandenführern, welche durch ihre frühern Verbrechen zu grausamer Frechheit gestachelt wurden, die häufigen Morde Unbewaffneter, das Sengen und Brennen, berechtigte die

italienische Regierung vollkommen, den Brigantaggio als ein großes Räuberwesen mit allen Mitteln des Standrechts zu verfolgen. Dagegen ist die italienische Regierung nicht von dem Vorwurfe freizusprechen, daß sie längere Zeit diesem ungeheuern Elemente gegenüber mit Planlosigkeit handelte. Pianell, bis König Franz die Hauptstadt und, wie es damals erschien, sein Königreich verließ (den 6. Sept. 1860), dessen getreuer Kriegsminister und, wie er bei Custozza 1866 bewies, einer der tüchtigsten italienischen Generale, jetzt Commandant von Verona, versicherte uns, daß die Regierung lange unschlüssig umhertastete, was sie mit den aus dem Albanergebirge entlassenen 30000 bourbonischen Soldaten anfangen sollte. Die Mehrzahl war nach Hause gegangen. Hier fanden, nachdem sie den ihnen ausbezahlten Sold verzehrt hatten, nur die wenigern Arbeit und Brot. Die Regierung mußte daher befürchten, daß sie aus Noth Localräuberbanden bilden und sich einer größern bourbonischen Schilderhebung anschließen würden. Daher wurden sie in Garnisonen einberufen. Allein hier fehlte es beinahe an allem. Die alten neapolitanischen Offiziere waren ausgetreten oder unzuverlässig, viele durch das alte System corrumpirt. Die norditalienischen Offiziere konnten sich mit diesen Mannschaften kaum verständigen, eine tiefe Kluft trennte sie. Mit Hülfe der eingerissenen Camorra war aus diesen Massen alles zu machen, von ihnen alles zu befürchten. Daher entließ man sie wieder. Sodann wurden sie aus den aufständischen Provinzen provisorisch wieder einberufen und so fort. Der Plan, sie nach Norditalien zu verpflanzen, war das Signal zur massenhaften Desertion ins Gebirge zu den Briganten. Der Neapolitaner, von kindischem Localheimweh erfüllt, glaubt in Norditalien zu erfrieren. Nur um endlich einmal ein festes Unterkommen zu haben, liefen viele zu den Briganten. Die in den Garnisonen zurückgehaltenen seufzten unter einem schweren Alpdrücken. Sie fürchteten von Victor Emanuel gegen die Oesterreicher geführt zu werden! Im Vergleich damit erschien das Brigantenleben noch sicherer. Die alte Erfahrung, daß in Neapel leicht umzustürzen, daß es sehr schwer, beinahe unmöglich ist, etwas Neues fest aufzubauen, weil die socialen Elemente zu roh, zu zerfressen sind, stellte sich wieder in ihrer ganzen furchtbaren Realität dar.

Marc-Monnier hat in seiner „Histoire du brigandage dans l'Italie méridionale" (Paris 1862) eine Reihe von Zügen des Brigantaggio und von Porträts der Bandenführer gegeben. Uns liegt indeß zunächst ob, aus zuverlässigen Urkunden den Charakter des Brigantaggio, seine Quellen und Hülfsmittel zu schildern. Ueberdies haben wir einige Präfecten der unglückseligsten Bezirke gesprochen. Die Vorbereitungen zum Menschenschub nach Neapel wurden jahraus jahrein besonders im Kirchenstaat, in Rom gemacht; die allwissende päpstliche Polizei verlangte nach ihrer Gewohnheit nur Vermeidung der Oeffentlichkeit. Seit Franz in seinem Palaste Farnese in Rom residirt, werden bei einem Apotheker und in andern Häusern auf dem anstoßenden Platze Campo di Fiore oder auf Piazza Montanara Deserteure und Conscriptionsflüchtige aus den Abruzzen und Gesindel aus allen Nationen, brotlose Gebirgsbewohner angeworben. Die Geschichte einer Bande gleicht seitdem der jeder andern wie ein Ei dem andern. Sie bekommen Handgeld und einige Tage oder Wochen Verköstigung. Bei Nacht wird in kleinen Truppen abmarschirt, man trifft sich an einem Kreuzwege, wo Montur und Waffen in Menge ihrer harren. Diese Waffen kommen aus Marseille oder sie sind vom päpstlichen Kriegsminister zum Schein an einen Abbé verkauft. Päpstliche Gensdarmen und Vertraute des Antonelli wachen und geben Zeichen, damit die Colonne nicht auf französische Streifcorps stößt. Klöster im Gebirge unweit der neapolitanischen Grenze, nördlich von Ceprano, besonders Casamari, dienen als Kasernen und Arsenale. In ihrer Nähe gewöhnen sich einige hundert Mann an das Bivuakiren und erhalten regelmäßig aus einem benachbarten Städtchen ihre Rationen. Endlich macht man einen Einfall, plündert, schließt sich Banden

im Gebirge an, oder zieht sich öfter vor italienischen Soldaten über die sichere päpstliche Grenze zurück. Die sie verfolgenden italienischen Soldaten, sobald sie sich der päpstlichen Grenze nähern, müssen des herübertragenden Feuers der im Hinterhalt liegenden päpstlichen Gensdarmen und Zuaven gewärtig sein.

Persönlicher und Familienhaß hatte zur Zeit der Bourbonen die Verdächtigung des Gehaßten als Liberalen wie einen Dolch geführt und manchen dadurch so gefährdet, daß er sich zu den Briganten flüchtete. Als im Herbst 1860 der politische Umschwung durch Garibaldi zu neuer Besetzung der Gemeindewürden führte, waren die Wahlen beinahe überall ein Kampf persönlicher Interessen. Von nun an suchte man seinen Privatfeind bourbonischer Gesinnung zu verdächtigen. Die bourbonischen Localaufstände waren hauptsächlich Ausbrüche solcher Familienhändel, und schließlich sahen sich nicht wenige genöthigt, als Bourbonisten ins Gebirge zu flüchten, während die Besorgung der Gemeindeangelegenheiten wegen der Unwissenheit der neugewählten Gemeinderäthe in den Händen der ältern meistens bestechlichen bourbonischen Schreiber blieb. Trotz neuer, ehrlicher Präfecten blieb auch die Provinzialverwaltung in der Hand der alten bureaukratischen Camorra; und die neueingetheilten Schreiber waren häufig entweder faul und unwissend oder ließen sich auch zum Betrug verleiten, und steigerten so den Mismuth und den Trieb zur Selbsthülfe und Rache. So konnte der Glaube sich verbreiten, die Regierung befördere eher das Brigantenthum und seine Ursachen, um auf diese Landplage verweisend von den Franzosen die Räumung Roms als einziges Heilmittel verlangen zu können. Während große Gemeinden durch die Uneinigkeit ihrer Bürger in die Hände der Briganten fielen und der Schauplatz blutiger Privatrache wurden, widerstanden ihnen kleine Gemeinden, in welchen Einigkeit herrschte.

Unter den Bourbonen hatten die Gerichte sehr unter dem Einflusse der Polizei gestanden. Die Bestechlichkeit der die meisten Geschäfte besorgenden schlecht bezahlten jüngern Beamten machte aus der Warnung der mit Verhaftung Bedrohten ein einträgliches Geschäft. Die Gewarnten flohen über die Grenze oder ins Waldgebirge. Die mit dem 1. Mai 1862 in Kraft tretende piemontesische Gerichtsordnung umgab den Angeklagten mit reichen Schutzmitteln, welche manche der vielleicht fälschlich als Schädiger Angeklagten vor ungerechter Strafe bewahrten. Aber die Untersuchung der eingebrachten Briganten zog sich kraft dieser humanen Gesetze in die Länge, sodaß viele Briganten Gelegenheit fanden, aus den schlecht bewachten Gefängnissen zu entkommen. Mancher saß einige Jahre lang in Untersuchungshaft, länger als die Gefängnißstrafe im Falle der Verurtheilung gewesen wäre; während Subjecte, welche von der öffentlichen Meinung verurtheilt waren, wegen Mangels an Beweisen infolge der Einschüchterung der Belastungszeugen freigesprochen wurden. Viele Geschworene erprobten wenigstens eine Zeit lang Unerschrockenheit. Aber die Gefahr ihrer eigenen oder der Person ihrer Angehörigen, das Niederstechen ihrer Heerden, das Abhauen der Fruchtbäume, das Anzünden der Pächterhäuser war doch für viele eine zu harte Probe. Stadtbürger machten daher die Lieferanten, die Bankiers und die Administratoren für die Räuber. Sie kassirten die Dispensgelder für die verschonten Ländereien, dieses Haupteinkommen der Banden, ein. Die Namen derer, welche sich weigern auf solche Weise ihr Eigenthum zu sichern, werden als Beispiel des Heroismus ausgezeichnet, da durch allgemeine Befolgung ihres Beispiels bald die Existenzmittel der Briganten aufhören würden. Ein Bürgermeister, unter Drohung aufgefordert, für sein Pächterhaus in diese Feuerversicherung den Beitrag zu bezahlen, schickte nur eine Kapsel Schwefelhölzer. Aber dieses war natürlich nur die Minderheit. Der Schrecken lähmte und blendete auch die meisten Ortsvorsteher, welche die Polizeiaufsicht auszuüben hatten. Obgleich infolge der Revolution und größtentheils als Fürsprecher derselben gewählt, lassen sie die Briganten selbst in Städten aus- und

eingehen, um sich mit Munition zu versehen. Wie soll man da den Stab über die Bewohner der Pächterhäuser brechen? Sie müssen die Helfershelfer (manutengoli), die Warner der Banditen machen, ihre Verwundeten oder Kranken verbergen und pflegen. Rückt eine Truppe heran, so werden die Flinten der gelagerten Bande verborgen; sie arbeitet fleißig mit dem Spaten, bis die Uniformen verschwunden sind. Wenn der städtische Grundbesitzer sein Recht, sein Interesse wahren will, so muß er zur Zeit der Ernten, des Abbrechens der Maulbeerblätter, auf sein Pachtgut gehen. Daß er daran durch die Banditengefahr verhindert wird, begünstigt den Betrug des Pachters, und so liegt es im Interesse desselben, daß der Brigantaggio sich erhalte. Es ist daher stets nur ein glücklicher Zufall, selten ein Fingerzeig der Gemeindepolizei, welche die Truppe auf eine bewaffnete Bande stoßen läßt. Nur die Carabinieri (Gensdarmen) erproben sich als zuverlässig. Dagegen sind die Briganten selbst von den Städten aus durch verabredete Zeichen genau über die beabsichtigten Bewegungen der Truppen unterrichtet, sodaß sie leicht ausweichen oder sich in Hinterhalt legen können. Durch eine solche Warnung schützt man ja seine Güter. Die Briganten theilen mit ihren ansässigen Vertrauten ihren Raub und bezahlen die Spione besser als die Regierung. Daher konnten sie z. B. 125 Stück Rindvieh, welche sie einem Parlamentsabgeordneten der Basilicata geraubt hatten, verborgen halten. Deshalb sehen sich die Bewohner ganzer Landstriche für preisgegeben durch die Regierung an und suchen sich allen Pflichten gegen sie zu entziehen. „Gebt uns Sicherheit und wir wollen gern alle Steuern bezahlen", sagen die Bessern. Der Glaube an die Kraft, an die Schutzkraft der Gesetze war in Neapel zuvor schon sehr gering, die Furcht vor willkürlicher Vergewaltigung um so mächtiger.

Daher kann es nicht verwundern, daß, wo immer es den Truppen gelungen ist, in einen Hauptversteck einer größern Bande einzudringen, sie reiche Vorräthe von guten, ja delicaten Lebensmitteln, Luxus meist geraubter Kleidung, musikalische Instrumente, ja neuere Zeitungen, wüthende Oppositionsjournale vorfanden, Dinge, welche die Mehrzahl der Briganten früher kaum dem Namen nach gekannt hatte. Vertrauter waren die meisten schon zuvor mit den Galeren und mit den Klöstern und mit beiden stehen sie in fortgesetztem Verkehre. Sind jene die Pflanzschule der zuverlässigsten Briganten, indem die Zeichensprache und ein goldener Schlüssel den gefangenen Verbrechern meisten Orts das Entweichen ermöglicht, so würde schon die Neutralität des Klerus zwischen Staat und Brigantenthum diesem zum Vortheil gereichen. Denn im Beichtstuhl könnte der Priester auf die Familie des Briganten und auf ihn selbst warnend einwirken. Aber dieses geschieht in der Regel nicht. Von vielen Geistlichen werden die bourbonische Restauration und das Brigantenthum, ja das Interesse des Klerus als solidarisch betrachtet. Im December 1862 rief der Prediger von der Kanzel einer der besuchtesten Kirchen der Stadt Neapel: „Unsere Brüder, die Briganten, tragen in mehrern Provinzen von Italien Siege davon und werden es immer thun, weil sie gegen einen König Usurpator kämpfen. Die Madonna muß uns das Wunder thun, daß wir die Usurpatoren aus dem Königreich vertrieben sehen." Und am folgenden Feste der Unbefleckten Empfängniß rief ebendaselbst ein anderer Priester: „Unbefleckte Jungfrau, ich werde nicht mehr glauben, daß du Jungfrau bist, wenn du uns nicht sogleich die angebeteten Souveräne Franz und Maria zurückführst!" In bestimmten Kapellen fehlte es nie an einem Kaplan, welcher zu einer „Räubermesse" bereit war. Die Briganten bezahlen dafür reichlich. Ein Brigante des Monte-Gargano, „Principe Luigi", ließ seine Rettung aus einem Handgemenge mit königlichen Ulanen als ein Wunder der Madonna von Carmine malen. Der Pfarrer, welcher das Gemälde in seiner Kirche aufhängen ließ, wurde in Lucera vor Gericht gestellt und von diesem freigesprochen. Als besonders fromm zeigte sich der Bandenführer Romano, ein früherer Unteroffizier, der seine Bande als Eidsgenossen des heiligen Glaubens in

Eid nahm. Seine Frömmigkeit hält den Briganten nicht von Mordbrennerei und Nothzucht zurück. Er trägt das Scapulier der Madonna del Carmine, welches, wenn es geweiht ist, vor Gefangenschaft schützt und Sündenvergebung sichert. Wiederholt wußten königliche Soldaten in Banditenkleidern die Mönche zu täuschen, wodurch ihnen die beste Verpflegung gesichert war; man lud dann ihre Bande in das Kloster und zeigte ihnen die für solche Fälle aufgespeicherten Vorräthe. Derselben List der Verkleidung bedienten sich wiederholt mit Glück Soldaten, indem sie sich durch die getäuschten Spione zu einer Bande führen und von dieser ihre Verstecke zeigen ließen, um verstärkt sie hier zu überfallen. Der ehrenfeste Baron de Martino, welcher als Diplomat Ferdinand's II. diesem stets zur Milde rieth und 1860 als constitutioneller Ministerpräsident Franz' II. auf ein Bündniß Neapels mit Piemont und dem Papste, auf einen italienischen Staatenbund zielte, aber nur das Vertrauen der wackern, unglücklichen Königin Maria genoß, sagte mir: „Da in Neapel jede Familie einige ihrer Glieder in Klöstern untergebracht hatte, da ganze Landschaften, in welchen bei der großen Theilung des Grundeigenthums und bei dem Mangel jeder Industrie die Armen keinen Taglohn finden, von dem Almosen der Klöster abhingen, wurde durch die Aufhebung der Bettelklöster der Brigantaggio verstärkt." Er ist überzeugt, daß der Brigantaggio nur durch die Versöhnung des Staats und der Kirche ausgerottet werden kann.

Die Bandenführer waren früher größtentheils arme Hirten und Feldhüter, wie Nino Nanco, welcher 1856 wegen Mordes verurtheilt aus dem Kerker entlief. Von Garibaldi abgewiesen wurde er bourbonisches Brigantenhaupt. Crocco, eine Zeit lang garibaldinischer Freiwilliger, entzog sich der Verhaftung wegen früherer Verbrechen durch Entweichen zu den Briganten. Die Deserteure sind zahlreich. Die spanischen und französischen Abenteurer, welche eine Rolle spielten, waren größtentheils nicht viel menschlicher oder hatten nicht mehr Autorität, Unmenschlichkeiten zu verhindern. Manchmal hatte auch einer der namhaftern Führer nur 10—20 Mann, welche sich aber plötzlich auf 100 verstärken können. Manchmal vereinigten sich auch einige Banden zu einem Streich. Doch waren sie eifersüchtig aufeinander und keiner wollte sich dem andern unterordnen. Manche Führer bestraften übertriebene Grausamkeit gegen Gefangene und das Fressen von Menschenfleisch. Der frühere Sergeant Gioca, welcher in seiner kirchlich-legitimistischen Schwärmerei einen heiligen Krieg führen wollte, wurde, laut seines Tagebuchs „Le mie disgrazie", wegen seines Verbots gegen Plünderung von seinen Leuten verspottet und mit dem Tode bedroht. Er starb tapfer kämpfend. Die mit Waffen in der Hand Gefangenen werden sofort erschossen; sie sterben in der Regel mit stumpfer Gleichgültigkeit. Die Grausamsten sind nicht selten die Feigsten. Die Spanier, welche sich zu Bandenführern aufwarfen, z. B. Tristany, gaben sich pomphafte Titel, wenigstens den eines Generals, seit 1862 „Feldmarschalls" Franz' und ertheilten Offizierspatente aller Grade. Die Neapolitaner hofften, auf die Vorgänge von 1799 gestützt, bei der Restauration zu Marchesen erhoben, große Pensionen zu verzehren. Die Deutschen — denn fehlen je deutsche Abenteurer, wo es eine verrottete Sache zu verfechten gibt? — prahlten mit einer demnächst einrückenden österreichischen Armee. Ihnen rühmte man fabelhafte Ausdauer im Durchreiten großer Strecken nach. Die Baiern, von denen man viel fabelte, bestanden nahezu nicht.

Baiern und die Adreßdebatte des Landtags 1870.

Von Wilhelm Müller.

Zweiter Artikel.

Der Reichsrath hatte gesprochen. Er hatte sich in seiner Sitzung vom 28. Jan. sehr deutlich und vernehmlich ausgedrückt. Seine Adresse enthielt ein Mistrauensvotum gegen das ganze Ministerium, selbst den neueingetretenen Minister Braun mit eingeschlossen. Und da in Baiern die Minister nicht aus den Kammermajoritäten hervorgehen, sondern von dem Könige diejenigen Männer hierzu ernannt werden, welchen er sein Vertrauen schenkt, so enthielt die Adresse auch einen Tadel gegen den König selbst, daß er sein Vertrauen unwürdigen Männern schenke, nicht eine bessere Auswahl zu treffen verstehe, nicht die Thüngen, die Schrenk, die Bomhard, die Harleß zu den Ministerposten berufe. Und gesetzt, daß die Abgeordnetenkammer anderer Ansicht gewesen wäre, so hätte man das Schauspiel erleben können, daß die Herren Reichsräthe ein feudal-ultramontanes, die Abgeordneten ein national-liberales Ministerium forderten. Es war aus diesem und aus andern, von Dr. Völk in der Abgeordnetenkammer später berührten Gründen nicht gut, daß die Reichsrathskammer in dem Mistrauensvotum die Initiative ergriff und dies nicht jener überließ. Die Herren hatten es gar zu eilig.

Zunächst fragte es sich, was der König dazu sage. Auffallend war es, daß derselbe am 30. Jan. eben jene 12 Reichsräthe, welche gegen den Adreßentwurf gestimmt hatten, nebst den Ministern zur Tafel laden ließ, sich dabei, wie man hörte, sehr wohlwollend mit ihnen unterhielt und ihnen seine Uebereinstimmung mit ihrem Votum ausdrückte. Zugleich erfuhr man, daß der König seinem Oheim, dem Prinzen Luitpold, und dessen beiden Söhnen, den Prinzen Ludwig und Leopold, mittheilen ließ, daß sie bis auf weiteres vom Besuche des Hofes dispensirt seien. Als Familienhaupt, welches über die Mitglieder des königlichen Hauses eine „besondere Aufsicht“ zu führen hat, wollte er in solcher Weise diesen Prinzen sein Misfallen darüber ausdrücken, daß sie in einer ihn so nahe berührenden Sache ihm offen, vor allem Lande Opposition machten und das häusliche Zerwürfniß aufs neue bloßlegten, vollends bei einer Abstimmung, welche auch ohne ihre persönliche Theilnahme das nämliche Resultat geliefert hätte. Denn wenn sie, was billige Rücksichten und die Disciplin erforderten, des Abstimmens sich enthalten hätten, so wäre der Entwurf, statt mit 32, mit 26 Stimmen gegen 12 angenommen worden. Dies wäre um so schicklicher gewesen, als der König ihnen ausdrücklich seinen dahin lautenden Wunsch hatte zu erkennen geben lassen. Auch sagte man, daß der Bruder des Königs, Prinz Otto, in die Sitzung mit der Absicht gegangen sei, gegen die Adresse zu stimmen, und erst bei Beginn der Sitzung infolge der Bemühungen seines Oheims, des Prinzen Adalbert, seine Absicht geändert und dies dem Könige sofort brieflich angezeigt habe.

Zu diesen schlimmen Anzeichen kam auf die Anfrage des Präsidenten des Reichsraths, wann Se. Majestät die Deputation derselben empfangen und die Adresse entgegennehmen wollte, am 31. Jan. die Antwort, daß Se. Majestät zu keinem von beiden Lust habe. Am andern Tage, am 1. Febr., lief beim Präsidium des Reichsraths folgendes Schreiben ein: „Die Adresse der Kammer der Reichsräthe hat durch principielle Angriffe auf den Gesammtbestand des gegenwärtigen Ministeriums ohne jede thatsächlich oder gesetzlich greifbare Begründung dem Geiste der Versöhnung nicht entsprochen, welchen ich in meiner Thronrede der Landesvertretung entgegengebracht habe, und hierdurch die Möglichkeit ihrer Annahme für mich ausgeschlossen. Uebrigens werde ich deshalb nicht vermeiden, dem Lande die durch das Uebermaß der Parteibewegung gestörte Ruhe wieder-

zugeben. Von dieser meiner Entschließung ist der erste Präsident der Kammer der Reichsräthe sofort zu verständigen. München, 1. Febr. 1870. Ludwig." Dieses Schreiben wurde der Reichsrathskammer am 4. Febr. in geheimer Sitzung mitgetheilt, und dieselbe beschloß, da die königliche Entschließung nicht discutirt werden könne, die Adreßangelegenheit auf sich beruhen zu lassen.

Daß nicht blos im Cabinet des Königs, daß auch in andern Kreisen eine tiefe Misstimmung über das Gebaren des Reichsraths herrsche, dafür bekam zunächst Harleß einige unzweideutige Beweise. In den bedeutendsten Städten, in München, Augsburg, Nürnberg, Würzburg, Baireuth und andern wurden Versammlungen von Protestanten gehalten, Adressen an den König beschlossen, welche die Enthebung des Hrn. von Harleß von der Stelle eines Oberconsistorialpräsidenten bezweckten, oder offene Sendschreiben an letztern erlassen. Ein Aufruf von Oberfranken ging mit einigem Humor davon aus, daß Harleß in der Adresse andere Minister verlangte, welche in gleicher Weise das Vertrauen des Königs wie das des Landes, also des Volks, besitzen, und fuhr dann fort: „Wohlan denn! auch die Stelle des Hrn. von Harleß ist eine solche, die ebenfalls das Vertrauen des Volks, d. i. der protestantischen Bevölkerung unsers Königreichs erheischen müßte. Daß aber Hr. von Harleß der Vertrauensmann desselben nicht ist, haben ihm schon anlaßlich seines Schulreferats so manche öffentliche Kundgebungen gezeigt, und nun setzt der protestantische Oberconsistorialpräsident dem Ganzen noch die Krone auf, indem er die Stimmen aus den Provinzen, wo Schulbildung auf der niedersten Stufe steht, die Statistik aber das höchste Maß der Verbrechen nachweist, über die Meinungen der Landestheile und Bevölkerung erhebt, als deren Organ er eigentlich berufen ist." Ein Schreiben aus Würzburg vom 20. Febr. erinnerte ihn daran, daß er schon einmal, als er „außer der Liturgie und dem neuen Gesangbuch auch noch Kirchenzucht und Privatbeichte den Gemeinden aufdrängen wollte, einen Sturm von Petitionen hervorgerufen habe, welche an die Weisheit des Königs Max II. appelliren mußten", und protestirte gegen die Unterstellung, daß er als Reichsrath eine andere als seine eigene persönliche Ueberzeugung ausgesprochen habe. Ebenso erklärte ihm ein Schreiben aus München, daß die dortige protestantische Gemeinde „weder zu seiner kirchlichen noch zu seiner politischen Thätigkeit das mindeste Vertrauen fernerhin haben könne". Die Regierung hat zwar diesen Kundgebungen und Petitionen vorderhand keine praktische Folge gegeben und den Mann, welcher seine Aufgabe so sehr verkannte, daß er sich von der patriotischen Partei als Sturmbock gebrauchen ließ, auf seinem Posten gelassen; aber sie wird gut daran thun, die Rücksicht auf das Wohl des Landes höher zu stellen als die auf eine Partei oder gar einen einzelnen Parteiführer.

Auch vor dem Schwurgericht zu Augsburg zitterte die Aufregung über die Adreßdebatte im Reichsrathe nach. Dort wurde am 23. März die Anklage gegen Karl Wirth, Redacteur der „Augsburger Abendzeitung", „wegen eines Vergehens der Beleidigung der Reichsrathskammer, wegen sechs Vergehen der Beleidigung von königlichen Prinzen in ihrer Eigenschaft als Reichsräthe und sechs Vergehen der Beleidigung von sechs königlichen Prinzen in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des königlichen Hauses" verhandelt. Veranlassung hierzu gab eine in Nr. 33 dieser Zeitung erschienene münchener Correspondenz, in welcher, unter Hinweisung auf einen Artikel in Nr. 28 der augsburger „Allgemeinen Zeitung", das Mistrauensvotum des Reichsraths einer und zwar durchaus maßvollen Kritik unterzogen war. Darin hieß es unter anderm: „Einen viel drastischern Einblick in diese Bestrebungen gewinnen wir, wenn wir die Zusammensetzung dieser Kammer näher ins Auge fassen. Dort sitzen nämlich nicht nur die Spitzen unserer Hierarchie, nicht nur die Herren der hohen Aristokratie, von deren größter Anzahl wir schon ihrer steten Versicherungen felsenfester Treue wegen ein anderes Votum zu erwarten

berechtigt waren, es sitzen dort auch sieben Prinzen des Hauses, von welchen sechs, darunter zwei Oheime und der eigene Bruder des Königs, dem Majoritätsvotum beitraten und damit, wie der Artikel in der augsburger «Allgemeinen Zeitung» unumwunden ausspricht, sich dem Versuche beigesellten, «ein Recht ihres Königs zu confisciren und es auf eine Oligarchie, auf den Klerus und auf den landsässigen Adel zu übertragen». Wohin soll es kommen, wenn sich solche Auflehnung selbst an den Stufen des Thrones breit machen darf? Fürwahr, diese Versammlung von Notabeln, die sich in den loyalsten Versicherungen überstürzen, in Wahrheit aber die Krone nur nach ihrem Willen lenken wollen, macht einen unangenehmen Eindruck. Jeder einzelne bemüht sich, wenn er das Ohr des Königs gewinnen kann, ihm seine eifrigste Bemühung zu betheuern, sein Herrscherrecht gegen die kleinste Antastung von außen mit Gut und Blut, wie die stereotype Phrase heißt, verfechten zu wollen, im Innern aber wollen jene Herren es nur im Sinne ihrer Genossenschaft ausbeuten. Wenn wir schließlich das Gebaren der Mehrheit der Reichsrathskammer, das Votum der Prinzen des Hauses lesen, so finden wir vielleicht auch den Schlüssel zu gar manchem Artikel in wiener Schandblättern, welche sich's zum Geschäft machen, einzelne durch allzu lebhafte Phantasie veranlaßte Aeußerungen und Handlungen unsers Königs, welche höchst unschuldige Privatliebhabereien betreffen und die Staatsangelegenheiten auch nicht im entferntesten berühren, auf die widerwärtigste Weise zu vergrößern, zu entstellen und zu wahren Zerrbildern zu gestalten, Artikel, von denen einer der Redacteure jener Zeitungen hier unumwunden zugab, daß er keinen Anstand genommen, sie in seine Spalten aufzunehmen, da sie ihm aus hohen Kreisen zugekommen."

Die hier angeführten Stellen, welche die Sachlage so treffend charakterisiren, erregten, eben weil sie die Wahrheit sagten, das Misfallen des Präsidenten der Reichsrathskammer Freiherrn von Stauffenberg. Derselbe wandte sich an den Justizminister Lutz, und dieser, wie begreiflich, erließ sogleich ein Schreiben an den Oberstaatsanwalt in Schwaben und verlangte Rechenschaft darüber, was bisjetzt gegen diesen Artikel geschehen sei. Sofort wurde eine Untersuchung gegen die „Abendzeitung" eingeleitet. Das Appellationsgericht in Augsburg fand die Klage begründet und verwies die Sache vor das Schwurgericht. Rechtsanwalt Dr. Völk von Augsburg, der Vertheidiger des Angeklagten, welcher selbst auch das Wort ergriff, erklärte bei der Verhandlung, daß es bei der Beurtheilung dieses Falles schlechterdings nothwendig sei, sich den Zusammenhang der Handlung mit den sie veranlassenden Vorgängen zu vergegenwärtigen. Er gab darauf einen Rückblick jener Reichsrathssitzung, führte mehrere Reden der Minorität wörtlich an und erklärte, daß er, ohne eine Zurechtweisung erfahren zu haben, in der Abgeordnetenkammer das Benehmen der Majorität der Reichsräthe als eine ungerechtfertigte Anmaßung bezeichnet habe. „Denn die Erste Kammer ist nach ihrem Zweck gedacht als Wall, als Schirm, der sich vor den König stellen soll, um die sich aufbäumenden Wogen der Volksvertretung von ihm abzuhalten und in kritischen Zeiten ihn zu decken. Sie ist aber nicht geschaffen als erste Angriffswaffe, welche sich gegen den König kehrt und das Land erst recht geflissen in zwei Parteien spaltet; sie ist nicht geschaffen, principiell dem Regenten gegenüber dessen ganzes Regierungssystem in Frage zu stellen und zuerst anzugreifen und da Haß zu predigen, wo er Versöhnung will. Das war ein leidenschaftliches Verkennen aller Grundsätze constitutionellen Wesens."

Mit glücklichem Griff stellte Dr. Völk dem Urtheil der „Abendzeitung" über die Reichsrathssitzung die Auslassungen „patriotischer" Blätter über die Zurückweisung der Reichsrathsadresse entgegen. Er führte das „Bayerische Vaterland" an, von welchem er einige Wochen später im Zollparlament sagte, daß man es in Baiern nur mit Handschuhen anzufassen pflege. Dieses Blatt sprach von dem constitutionellen Baiern, dessen

König Ludwig II. und nicht Ludwig XIV. heiße, und gab sich den Schein, zu meinen, daß an jener Einladung der 12 Minoritäts-Reichsräthe zur königlichen Mahlzeit nicht der König, sondern nur der Hofmarschall schuld sei, um unter des letztern Firma dem erstern desto derber den Text zu verlesen. Bei Angabe des Gerüchts, daß von einer neuen Kammerauflösung die Rede sei, sprach sich das Blatt noch deutlicher aus: „Was? Wegen dieses einzigen Hohenlohe soll das Land nochmals den Stürmen eines Wahlkampfes ausgesetzt werden? Unmöglich! Nur kindischer Trotz, nur der Wahnsinn könnte angesichts der bekannten Thatsachen, angesichts des stillen Volkszornes einen so unseligen Versuch machen. Aber man rechnet vielleicht auf die Preußen. Man hofft vielleicht, daß es da und dort zu Unruhen kommen werde, die eine schöne Gelegenheit böten, die Preußen als «Retter» ins Land zu rufen. Landesverräther! Feinde Baierns und seines Volks! So weit wolltet ihr in euerer bettelpreußischen Wuth gegen «diese Schwarzen» gehen? Aber wißt ihr denn auch, was ihr thätet? Ihr brecht den Frieden Europas, ihr stürzt uns und Europa in Blut und unsagliches Elend. Sobald ein Preuße die Grenzen Baierns überschreitet, setzen sich 600000 Franzosen und 400000 Oesterreicher in Bewegung, den Preußen wieder hinauszuwerfen. Das bairische Volk wird also nicht ohne Schutz sein gegen euere und der Preußen Plane. Aber wie ihr dabei, wie die Krone dabei fährt, das überlegt euch wohl. Haus Wittelsbach darf nicht untergehen, weil ihr Verräther sein wolltet. Ueberlegt es euch, daß, wenn ihr den Feind ins Land rufen wolltet, wir berechtigt wären, den Schutz des Auslandes nicht zurückzuweisen. Baiern muß den Baiern gehören, der Preuße hat kein Recht darauf, und jeder muß uns als Freund willkommen sein, der Baiern den Baiern erhält."

Dr. Völk hob den „frechen Unterschied" hervor, welcher durch das durchschossen gedruckte Wort „Haus" zwischen „Haus Wittelsbach" und dem jetzigen Träger der Krone gemacht wird, und erklärte, die „Abendzeitung" hätte einem solchen Tone gegenüber recht gehabt, auch wenn sie viel weiter gegangen wäre; denn nach solchen Angriffen auf die Person des Königs sei es Pflicht der liberalen Presse gewesen, sich vor den König zu stellen und zu sagen, es sei nicht wahr, was jene sagen, das sei nicht das echte und rechte Gefühl des Landes. Auch sprach er von den Mittheilungen, welche von München aus an auswärtige Zeitungen, besonders in Wien und in Rom, ergangen seien. Wiener Blätter bemühten sich schon seit längerer Zeit, aus verschiedenen Kleinigkeiten und Liebhabereien den König so darzustellen, als ob er nicht regierungsfähig sei. Die „Unità cattolica" geht noch einen Schritt weiter. Dr. Völk las folgende Stelle aus derselben vor: „Sie werden vielleicht wissen, daß der König aus bloßer Manie, den Ruhm zu haben, von einem Minister-Fürsten bedient zu werden, wenn es auch nur ein Fürst des Schillings ist, den Fürsten um jeden Preis halten will. Es ist nothwendig zu wissen, daß der intimste Rathgeber des Königs sein Stallmeister Hr. Holnstein ist. Dieser gewohnt, die constitutionellen Principien bei den Pferden anzuwenden, die immer nach seinem Willen abstimmen müssen, hat geglaubt, daß er nicht im geringsten die bairische Constitution verletze, wenn er alle Reichsräthe als so viele Rosse betrachte und darunter hauptsächlich die Prinzen der königlichen Familie. Er hat deshalb dem Könige gerathen, diesen gegen den königlichen Willen rebellischen Geistern eine gute Lection zu geben. Der König, welcher, wenn es sich darum handelt, seine königliche Macht geltend zu machen, sich niemals bitten läßt, ließ sich diesen Rath nicht wiederholen. Er hat mit seinem Betragen das Land ungemein aufgeregt, und wenn er nicht zu klügern Rathschlägen zurückkehrt, so setzt er seine Krone aufs Spiel, die ohnedies für sein leichtes Haupt viel zu schwer ist. Dem Fürsten Hohenlohe, welcher den König bat, die Reichsrathsadresse und seine Entlassung anzunehmen, hat derselbe, wie mich ein Abgeordneter versichert, verneinend geantwortet und hinzugefügt, daß er noch Soldaten habe, auf die er zählen

könne. Wenn das wahr ist, ich zweifle jedoch sehr daran, so ist es augenscheinlich, daß der gute Ludwig aufgehört hat König zu sein."

Solchen Ausführungen und Citaten gegenüber konnten, trotz der Aufforderung des Staatsanwalts, von den politischen Motiven und von der Aufregung jener Tage ganz abzusehen und die Anklage vom streng juridischen Sinne aufzufassen, die Geschworenen nicht anders, als gerade das Gegentheil zu thun und denjenigen für straflos zu erklären, welcher für das Recht und die Ehre seines Königs in die Schranken getreten war. Sie sprachen einstimmig ein Nichtschuldig aus.

Außer der Vorliebe des Königs für den Fürsten Hohenlohe ist jenem Jesuitenblatt, der „Unità cattolica", auch seine Achtung vor dem Stiftspropst Döllinger zuwider. Es hat „durch die göttliche Vorsehung einen tüchtigen Correspondenten, der namentlich über die theologischen Fragen Mittheilungen zu geben im Stande ist", gefunden (wahrscheinlich den Verfasser obigen Citats), und diesem göttlichen Sendboten bereitete das Schreiben, womit der König dem unerschrockenen und gelehrten Stiftspropst zu seinem Geburtstag gratulirte, solches Aergerniß, daß er sich zu neuen Schmähungen aufgelegt fühlte. Er stellte in seiner Correspondenz zwischen König Ludwig I. und Lola Montez einerseits und König Ludwig II. und Döllinger andererseits eine Parallele an, bei deren Ausführung er den bairischen Theologen als weit gefährlicher für Ludwig II. bezeichnete, als es einst die spanische Tänzerin für Ludwig I. gewesen war, und schloß mit folgendem Prognostikon: „Diese Hoftheologie hat es schon so weit gebracht, daß man von der Abdankung Ludwig's II. spricht. Bis dahin hat ihn Döllinger mit seinen Rathschlägen à la Hohenlohe geführt. Wenn der Souverän sich nicht eines bessern besinnt und für sich selbst vorsieht, so wird er sein Handschreiben noch ebenso bereuen wie sein Großvater seine Diplome und Decrete. Gewiß, viele Fürsten wurden durch Tänzerinnen ins Verderben gestürzt, aber noch viel mehr von Theologen, welche den Höfen gefielen."

So hatte die Reichsrathsadresse mit ihrer Vor- und Nachgeschichte viele kranke Stellen an dem Staate Baiern bloßgelegt. Wie sollte es vollends kommen, wenn die Abgeordnetenkammer in die Arena trat? wenn die 80 Patrioten ihren Siegesjubel anstimmten? wenn die 20 und etliche Geistliche ihren alttestamentlichen Zorn austoben ließen? Man durfte sich auf eine tüchtige Ladung unverhüllten Hasses und parlamentarischer, ja auch gesellschaftlicher Anstandlosigkeit gefaßt machen. Aber die Herren Patrioten haben es verstanden, alle Erwartungen noch zu übertreffen.

Die Adreßdebatte der Abgeordnetenkammer fand einen Tag nach der Reichsrathskammer, am 29. Jan., statt. Die patriotische Mehrheit des Adreßausschusses ließ durch ihren Referenten Dr. Jörg, Archivconservator in Landshut, einen Entwurf einbringen, dessen bedeutendste Stellen folgende sind: „2) Ew. Majestät königliches Wort: «Alle Verträge, welche ich mit Preußen und dem Norddeutschen Bunde geschlossen, sind dem Lande bekannt», legt den Grund zur Beruhigung der durch ein schweres Schicksal erschütterten Gemüther. Nie wird eine Lockung zum Vertragsbruch bei unserm Volke Eingang finden. 3) Aber wir leben in einer Zeit, die zu entscheidenden Krisen führt, und wo von europäischen Rechtszuständen kaum mehr die Rede sein kann. Die Verträge mit Preußen sind erfahrungsgemäß der Deutung fähig, und die möglichen Deutungen verbreiten Beängstigung im Volke. Daraus entspringt unwillkürlich das Verlangen nach einem Leiter unserer auswärtigen Angelegenheiten, dem das Vertrauen des Landes entgegengetragen würde. 4) Wir stehen ein wie Ein Mann für die Integrität der deutschen Grenzen, und auch die Hoffnung ist in uns nicht erloschen, daß eine nationale Verbindung auf der Basis des gleichen Rechts der deutschen Stämme dereinst sich verwirklichen werde. In den erhabenen Worten Ew. königlichen Majestät finden wir das eigene Programm unserer ebenso deutsch- als bairisch-patriotischen Hoffnung wieder." Die übrigen Absätze des

Entwurfs betonten die Nothwendigkeit einer Verminderung der Staatsausgaben, die Zweckmäßigkeit eines neuen, auf der Grundlage des allgemeinen Wahlrechts basirenden Wahlgesetzes, sprachen die Erwartung aus, daß die neuen Gesetzentwürfe nicht den Gefühlen und Anschauungen des Volks entgegen seien wie das „Schulgesetz“ und versicherten: „Das bairische Volk, monarchisch von Natur, kann und wird nicht verstehen, daß die Machtmittel des Staats einer Partei dienstbar sein könnten. Das bairische Volk ist constitutionell von Geburt, aber es will keine Parteiregierung.“

Der Unterschied zwischen dieser und der Reichsrathsadresse war nicht bedeutend, der wesentlichste der, daß das Mistrauensvotum nicht gegen das ganze Ministerium, sondern nur gegen den Fürsten Hohenlohe als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten gerichtet war, und daß die Bildung einer Parteiregierung ausdrücklich, als nicht zu den Zielen der Patrioten gehörig, desavouirt wurde, während die Reichsrathsadresse das Geheimniß ihrer Ministerliste kaum zu verhüllen vermochte. Daß übrigens die Patrioten trotz ihrer bestimmten Erklärung nicht selbst gern das Staatsruder in die Hand genommen hätten und nicht vielleicht unter einer Parteiregierung nur die Regierung einer der beiden liberalen Parteien, nicht die ihrer eigenen verstanden, soll damit nicht gesagt sein. Im übrigen gleichen sich beide Adressen hauptsächlich darin, daß sie in gleichem Grade an Unklarheit, an Zurückhaltung, an Hintergedanken leiden und sich viele Mühe geben, das wahre Bild des Adressestellers, eines Mannes, der eine Faust in der Tasche macht, mit einigem parlamentarischen Anstand zu verhüllen. Oder lautet diese Adresse, in ihre Ursprache zurückübersetzt, nicht etwa so: „Ew. königlichen Majestät Regierung hat leider ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen geschlossen. Diesen Vertrag müssen wir nun, wenn wir nicht vor Gott und Welt als elende Strolche dastehen wollen, freilich halten. Aber in dem Sinne, wie ihn Fürst Hohenlohe halten will, gedenken wir dies nicht zu thun. Also muß der fort und ein anderer her, der sich dazu hergibt, den Vertrag so zu halten, daß an demselben nicht mehr übrigbleibt als das Stück Papier, auf dem er geschrieben ist“?

Die Gegenadresse, welche auf den Antrag der Abgeordneten Völk, M. Barth, Fischer, Makowitzka, von Stauffenberg und Genossen von der Fortschrittspartei eingebracht wurde, zeigte Vertrauen in die Zukunft und in die Leiter der Regierung, sprach von der Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Hebung der Volksschule und einer Aufbesserung der finanziellen Lage der Volksschullehrer und wollte das neue Wahlgesetz nicht auf der Grundlage des allgemeinen, sondern nur des directen Wahlrechts aufgebaut sehen. In der deutschen Frage empfahl sie offen und entschieden den Anschluß an den Norddeutschen Bund und sah nur in diesem die Sicherheit Baierns gewahrt. Die Absätze 3 und 4 erhielten daher in der Gegenadresse folgende Fassung: „Weder durch die Verträge mit Preußen und dem Norddeutschen Bunde, noch auch durch eine enge nationale Vereinigung der süddeutschen Staaten mit dem Norden sehen wir die berechtigte Selbständigkeit der deutschen Stämme bedroht. Möge es Ew. königlichen Majestät Regierung gelingen, durch entgegenkommende Mitbegründung der bundesstaatlichen Neugestaltung Deutschlands die Gefahren, welche in der jetzigen Isolirung Baierns liegen, abzuwenden und zugleich den Einheitsstaat fern zu halten. Dann wird die festbegründete Macht und Größe, die Freiheit und Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes an den wohlberechtigten und wohlverdienten Fortbestand der Einzelstaaten gebunden sein. Infolge der veränderten Gestalt, welche die Ereignisse des Jahres 1866 Deutschland gegeben haben, ist der Weg nahe gelegt, welcher zur Lösung des im Jahre 1848 gegebenen und vom Volke mit Jubel aufgenommenen Fürstenworts führt. Mit der Ausbildung des völkerrechtlich anerkannten Norddeutschen Bundes zu einem deutschen Bundesstaat ist die Wahrung der Grundlagen unsers Staatshaushalts und die Selbständigkeit im Innern, insbesondere die freiheitliche Entwickelung Baierns sehr wohl vereinbar.“

Referent Dr. Jörg leitete die allgemeine Discussion damit ein, daß er sagte: „Die maßvolle Haltung, zu der wir aus königlichem Munde gemahnt worden sind, hindert uns nicht, auch unserer Stellung gegenüber dem Lande gerecht zu werden und offen und freimüthig hier alles das zu sagen, was uns das Herz beschwert. In meinem Entwurfe habe ich dies freilich nur im allgemeinen und andeutungsweise gethan. Unser Herz vollends auszuschütten und ins Detail einzugehen, dazu ist die Adreßdebatte da." Damit waren die Schleusen geöffnet. Da er aber seinen Entwurf nicht von Anfang an, weder im allgemeinen noch im speciellen, begründete, sondern die Motivirung desselben erst am Ende der Generaldiscussion und bei der Debatte über einzelne Absätze eintreten ließ, so trat die üble Folge ein, daß die Gegner der Adresse nicht genau wußten, an was sie sich bei ihren Angriffen zu halten halten. Die Debatte verlor sich dadurch in ihrer ersten Hälfte zu sehr ins Allgemeine und tastete zugleich an Speciellem herum; ihre Endlosigkeit ermüdete auch die stärksten Nerven.

Fürst Hohenlohe war somit genöthigt, wie am 28. Jan., so auch am 29. gegen ein durchaus unmotivirtes Mistrauensvotum sich zu vertheidigen. Dies konnte er nicht besser thun, als wenn er seine politische Thätigkeit während seiner dreijährigen Amtsführung kurz darlegte. Er führte dies etwas weitläufiger als in der Reichsrathssitzung aus, und verhehlte den Patrioten nicht, was er über die von ihnen so sehr betonte Unmöglichkeit eines Vertragsbruches denke: „Es gibt eine zweifache Art des Vertragsbruches, eine offene und eine versteckte." Und indem er die Kammer daran erinnerte, daß er stets erklärt habe, die norddeutsche Bundesverfassung sei in ihrer gegenwärtigen Fassung für Baiern unannehmbar, warnte er sie zugleich vor einer allzu einseitigen Pflege der staatlichen Selbständigkeit, „welche mit den Pflichten nicht vereinbar ist, die uns die Thatsache auferlegt, daß Baiern einen Theil unsers großen deutschen Vaterlandes bildet". Er fand einen Widerspruch darin, daß die Adresse sich mit allen Grundsätzen der Thronrede einverstanden erkläre und doch ein Mistrauen gegen den Minister des Aeußern ausspreche, welcher seit drei Jahren nach diesen Grundsätzen gehandelt habe. Daß er dieses Mistrauen verdient habe, werde ihm niemand durch Thatsachen nachweisen können. „Wenn aber dieses Mistrauen darin besteht, daß man von mir annimmt, ich sei unfähig, ein doppeltes Spiel zu spielen, ich sei unfähig, Jahre hindurch freundliche Gesinnung gegen Norddeutschland zu heucheln und dieselbe bei gelegener Zeit in feindliche umzuwandeln, dann hat dieses Mistrauen allerdings Grund. Zu einer solchen Politik bin ich nicht fähig, aber ich kann dann verlangen, daß man auch klar, deutlich und ohne Umschweif sage, daß ich deshalb das Vertrauen der patriotischen Partei nicht besitze."

Der gelehrte Dr. Sepp zeigte deutlich, wie sehr er die Wichtigkeit seiner Abgeordnetenexistenz fühle, nannte sich und seine Gesinnungsgenossen „Donnerskinder, welche es an gelindem Donner nicht fehlen lassen werden", und hielt eine historische Vorlesung, die bei den Karolingern anfing und auf dem Schlachtfelde von Sadowa schloß. Er klagte, daß die dreizehnhundertjährige Selbständigkeit Baierns jetzt für ihren Fortbestand fürchten müsse, und seufzte, daß „wir nicht lieber 1849 die deutsche Reichsverfassung angenommen haben sammt dem preußischen Erbkaiser und sammt den Grundrechten, die am Ende auch nicht schlimmer waren als unsere Socialgesetze". Der ultramontane Redacteur Dr. Schleich sprach von den Besorgnissen, die man vor einem alten Herrn zu haben vorgebe, der die Vormundschaft über alle europäischen Könige und Fürsten übernehmen, an die Stelle unserer modernen Gesetze das Mittelalter setzen, den Zehnt und die Stockprügel wieder einführen und Baiern zu einer römischen Provinz machen wolle. Diese Besorgnisse seien schon deswegen unbegründet, da seine Partei die Aufrechthaltung der bairischen Staatsverfassung an der Spitze ihres Programms habe. „Dieses Palladium halten wir hoch gegen die beiden Pontifices, nicht blos gegen den in Rom, sondern auch

gegen den an der Spree. Der Schwerpunkt der herrschenden Besorgnisse fällt nicht nach Rom, sondern anderswohin. Wir wollen auch kein militärisches Concordat." Appellationsrath Kurz von Aschaffenburg richtete seinen Angriff hauptsächlich gegen das Hörmann'sche Wahlausschreiben, in welchem der „sogenannten" patriotischen Partei der Vorwurf ultrakirchlicher, demagogischer Tendenzen gemacht sei. Daß es in Baiern einen Ultramontanismus gebe, gab er nicht zu, und die demagogischen Tendenzen fand er ausschließlich in der Fortschrittspartei, welche am 30. Aug. 1866 in der Abgeordnetenkammer den Antrag gestellt habe: „Se. Majestät wolle auf jeden Versuch der Bildung eines süddeutschen Staatenbundes verzichten, dagegen eine organisch-politische Verbindung des Südens und Nordens mit einheitlicher Centralgewalt und gemeinsamem Parlament zum Zielpunkt der bairischen Politik machen, bis zur Erreichung dieses Zieles aber ein enges Bündniß mit Preußen abschließen, für die Erhaltung des Zollvereins mit den erforderlichen Reformen seiner Verfassung wirken lassen." Dagegen stellte er als „Zielpunkt der nationalen Begeisterung des deutschen Volks die kräftige Zusammenfassung aller deutschen Stämme zum Schutze gegen etwaige äußere Feinde, zum Schutze der freiheitlichen, aber auch der friedlichen Entwickelung im Innern" auf, ein Programm, das wol von sämmtlichen Parteien Deutschlands Unterschriften bekäme. Dem Fürsten Hohenlohe warf er vor, daß er in der Reichsrathskammer erklärt habe, er habe für den Bamberger'schen Antrag gestimmt, weil er sich geschämt, damals mit der Süddeutschen Fraction zu stimmen. Gegen diese Beleidigung verwahrte er sich „nachdrücklichst" im Namen der Süddeutschen Fraction. „Wir haben damals bei unserer Abstimmung die Wahrung der süddeutschen Staaten gegen Bedrückung in Bezug auf ihre innere Besteuerung im Auge gehabt. Wir haben durch unser Votum unsern bairischen Malzaufschlag im voraus vertheidigt, und ich glaube nicht, daß sich Se. Durchlaucht damals unserer hätten zu schämen gehabt." Seine weitere Erklärung: „Ich glaube, wir haben nicht nothwendig, uns auf geradezu entstellende und lügenhafte Behauptungen zu berufen, wie jenes Wahlcircular enthält, wenn wir unsere Vertheidigung gegen diese Vorwürfe erheben und zu begründen suchen", mußte den Verfasser jenes Wahlcirculars, Hrn. von Hörmann, in die Schranken rufen. Derselbe rechtfertigte in längerer, trefflicher Rede die Wahlkreiseintheilung und das Rundschreiben und hob hervor, daß das letztere ausdrücklich nicht die ganze patriotische Partei, sondern nur ihre Extreme angreife und zwar auf Grund von Thatsachen, die er zu erweisen bereit sei, daher er den Vorwurf der Lügenhaftigkeit auf den Abgeordneten Kurz selbst zurückschleudere. Zugleich forderte er die patriotische Partei auf, ihre Misbilligung über die Verleumdungen und Lügen, welche sich die extreme Presse gegen die Minister und die Regierung tagtäglich erlaubt habe, auszudrücken. Denn darunter leide die Moral des Landes, und das Ansehen der Regierung werde für immer untergraben. Durch eine solche Misbilligung würde diesen Tendenzen die Spitze abgebrochen. „Allein solange das nicht der Fall ist, solange Sie die Organe der Presse, die ein derartiges Verfahren systematisch verfolgen, benutzen, ja vielleicht selbst empfehlen lassen, so lange sind Sie mehr oder weniger alle verantwortlich für das, was daraus entsteht."

Hr. von Hörmann fand einen sehr wackern Bundesgenossen an Dr. Völk. Dieser ergriff unmittelbar nach ihm das Wort und entledigte sich der von ihm gestellten Aufgabe, alle die Vorwürfe, welche die Patrioten als unbegründet von sich weisen wollten, zu begründen, in seiner bekannten liebenswürdigen Weise. Er fand, daß Hr. von Hörmann mit den Behauptungen seines Rundschreibens vollständig recht gehabt habe, „und wenn er noch etwas stärker aufgetragen hätte, und wenn er noch mehr gesagt hätte, so hätte er auch noch recht gehabt". Den Beweis blieb er nicht schuldig. Er machte das Geständniß, daß er eine Sammlung der für den Landtag brauchbaren Blätter sich anzulegen pflege und nun im Besitz einer solchen sei, welche die Ueberschrift trage: „Klerikale Aufführungen

seit den Zollparlamentswahlen." Da sei es nun sehr auffallend, daß in neuerer Zeit häufig gerade Geistliche hätten verurtheilt werden müssen, weil sie in Conflict mit des Königs Majestät und mit den Gesetzen gekommen seien. Der eine habe geäußert: „Der Staatsminister von Hohenlohe ist ein preußischer Spitzbube und die Mitglieder der Abgeordnetenkammer sind Landesverräther", ein anderer habe den König etwas geheißen, was gar nicht nachgesagt werden könne, und habe die Minister und Abgeordneten Tröpfe und Luder genannt. Das „Algäuer Volksblatt", welches eigens zu Wahlzwecken im Algäu gegründet worden sei, dessen Eigenthümer der Abgeordnete Bucher, dessen Redacteur ein Kleriker aus Niederbaiern sei, habe am 11. Nov., am Vorabend der Wahlen, eine Ansprache an die Algäuer gebracht, worin es unter anderm heiße: „Ihr wollt keine religionslosen Schulen, wie dieselben schon in einigen Orten der Pfalz eingeführt sind und wie sie die vorige Kammer im Sinne hatte. Da könnte euch die Regierung einen Judenbuben in euer neues Schulhaus setzen und dieser müßte euere Kinder lehren, wie sie unsern Herrn Jesus verhöhnen und verspotten sollten, gerade wie es die Juden in Jerusalem getrieben haben. Und wenn dann euere Kinder dem Judenbuben, der ihr Lehrer ist, etwa «Hep hep!» zurufen würden, dann müßten die Väter dafür eingesperrt werden und eine Geldbuße zahlen. Doch das hieße Schindluder mit dir treiben, du katholisches Volk." Man werde ihm entgegenhalten: „Das sind einzelne Persönlichkeiten, wir sind mit diesen Leuten solidarisch nicht verbunden." — „Das ist wahr; aber wahr ist, daß, wenn über derartige Vorkommnisse eine Misbilligung nicht ausgesprochen wird, wenn sie mit einer Häufigkeit statistisch eintreten, wie sie früher nicht da waren, dieses einen Rückschluß auf den Geist thun läßt, der im ganzen bei einer solchen Partei herrscht."

In früherer Zeit habe die Gegenpartei, wenn die Liberalen auf Erweiterung des Wahlrechts gedrungen hätten, immer entgegengehalten: „Die Massennummern sind es nicht, welche das Haupt des Volks und den Verstand derselben darstellen; man müsse die Stimmen wägen und nicht zählen." Seitdem diese Partei bei den Zollparlamentswahlen den Erfolg einer wohlorganisirten Agitation kennen gelernt habe, sei das anders. Früher habe man die Ansicht gehabt, wenn die Mehrheit gegeben sei, sei nicht immer auch die Weisheit dabei. „Sie haben die Mehrheit, meine Herren, aber sie haben erst noch zu beweisen, daß auch die Weisheit dabei ist." Auf die deutsche Frage übergehend, fand Dr. Völk es erstaunlich naiv, daß man als Grund des Mistrauensvotums gegen den Fürsten Hohenlohe, statt der Thatsachen, immer nur das „Gefühl" des Volkes anführe; daß man immer an diesen Verträgen rüttele, welche Freiherr von der Pfordten „wahrhaftig nicht leichtsinnig seinem Lande aufgehalst habe"; daß man die Annexionen von 1866 immer als ein so charakteristisches Specificum Preußens hinstelle. „Wenn die Geschichte ihre Schritte geht, so hält sie nicht immer die Vorschriften des Staatsrechts und noch weniger des Civilrechts ein. Bei der Zusammensetzung dieses Königreichs Baiern sind wol ungefähr ebenso viele völkerrechtliche, staatsrechtliche und civilrechtliche Grundsätze verletzt und Souveränetäten absorbirt worden, als bei der Zusammensetzung des Norddeutschen Bundes. Es war nothwendig, daß man mit den wuchernden, überall üppig sich ausbreitenden Souveränetäten aufräumte; aber wenn Sie die Sache unter den Rechtsstandpunkt nehmen, so hat das Königreich Baiern dem Fürsten Fugger von Babenhausen und dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein gegenüber ganz dasselbe gethan, was der König von Preußen dem Kurfürsten von Hessen und dem Könige von Hannover gegenüber gethan hat, und die Maus hat auch Schmerzen, wenn man ihr den Balg abzieht, so gut wie der Elefant." Wenn Dr. Sepp von der einstigen Ausdehnung Baierns, von dem Adriatischen Meer bis zur Nordsee gesprochen habe, so sage er, daß er, wenn derselbe diese Ausdehnung wiederherstellen könne, der größte bairische Particularist von der Welt werden, daß er sich ganz in Weißblau kleiden, sogar auf den Namen Deutschland ver-

zichten wolle. „Dann soll Deutschland Baiern heißen, aber es soll auch die große, gewaltige, gebietende Nation, es soll der Staat sein, den das deutsche Volk braucht, damit es zu sich selbst komme, damit es sich fühle, und damit es sich entwickele und seine Zukunft sichere.“ Und wenn Dr. Sepp ferner es so sehr beklage, daß man nicht die Reichsverfassung mit dem preußischen Erbkaiser und dem Parlament angenommen habe, so frage er ihn, warum er denn als Reichsabgeordneter dagegen gestimmt habe. Jetzt wäre wieder einmal Zeit zur Bildung des deutschen Staats. „Aber jetzt, meine Herren, jetzt thut ihr's ja wieder nicht.“ Man mache Preußen zum Vorwurf, daß es, während es noch vor zwei Jahrhunderten voll Slawen gesteckt habe, nun auf einmal über die schwäbischen und fränkischen Stämme in Hochdeutschland herrschen wolle. Aber gerade dadurch, daß Preußen dem deutschen Fleiße, der deutschen Cultur und dem deutschen Gedanken weite Strecken erobert, daß es germanisirt habe, habe es ein Anrecht auf den ersten Platz in Deutschland, namentlich Oesterreich gegenüber, dessen Aufgabe es Jahrzehnte hindurch gewesen sei, zu entgermanisiren. „Eins aber ist wahr: Selbstbewußtsein, Selbstgefühl hat man im Norden, und das geht uns ab. Wissen Sie, warum? Alles hat seinen Grund. Weil man im Norden Ursache dazu hat und bei uns keine. Sie sagen, es sei dort ein starkes Königthum, man schätze sich dort selbst. Ja, das ist wahr. Man hat dort eben eine Geschichte hinter sich; man weiß, was man geleistet, und man weiß, was man gethan hat. Nur dadurch, daß auch wir vorwärts schreiten, dadurch, daß wir nicht immer hintendreinhinken hinter den andern Staaten, dadurch allein kann man es am Ende zu Wege bringen, daß man ebenfalls mit Selbstgefühl von seinem Staate und mit Selbstachtung von demselben spricht. Wenn man aber das, was in den letzten 10 oder 12 Jahren mit Mühe nachgeholt worden ist, um uns annähernd auf die Stufe der Culturstaaten zu stellen, jetzt wiederum abbrechen will; wenn man darauf ausgeht, ein Gesetz nach dem andern zu zerschlagen und uns zurückzuführen hinter das Jahr 1847, so wird das unserm Lande jenes Selbstgefühl nicht geben, das wird nur dazu beitragen, das Gefühl immer mehr hervorzurufen, welches gestern ein Reichsrath bezeichnet hat, das Gefühl, daß Baiern gleich der Türkei ein kranker Mann sei.“ Die Einrichtung einer Parteiregierung im Sinne der patriotischen Partei wäre der erste Nagel zum Sarge des Königreichs Baiern. Auch auf jener Seite heiße es zwar: „Deutschland über alles und der nationale Gedanke über alles.“ Aber wenn nur ein Theilchen von Befugniß für ihn abgegeben werden solle, dann sei es nichts, dann solle alles beim alten bleiben. Wenn die Herren Particularisten sich kurzsichtig von den Ultramontanen ins Schlepptau nehmen lassen und gegen den Norden agitiren, so „werden Sie ihrem geliebten Baiern gerade die schlechtesten Dienste erwiesen haben. Wenn die Wege betreten werden, welche Sie rathen, so würde ich mich darüber freuen, wenn ich ein Feind dieses Landes und seines Herrscherhauses wäre; so aber kann ich nur warnen“. Ueber das Mistrauensvotum äußerte er, daß dasselbe nach seiner und anderer Ansicht deswegen gegeben werden solle, „weil man glaube, daß Fürst von Hohenlohe die Verträge nicht breche“.

Gegen diese Rede wußte Militärprediger Lukas von Regensburg, welcher durch seine in der „Donau-Zeitung“ veröffentlichten Zollparlamentscorrespondenzen hinlänglich bekannt ist, nichts Bemerkenswerthes vorzubringen. Es ließ sich nichts dagegen sagen, daß er aus der Polemik der liberalen Blätter eine kleine Blumenlese zum besten gab. Der „Fränkische Kurier“ habe gesagt: „Ein Pfaff ist in jedem Land genug, und den muß man einsperren und nur herauslassen, wenn er sein Amt verrichtet“, und der „Kurier für Niederbaiern“: „Es sei für eine Stadt besser, eine Zweigniederlage der Hölle als ein Jesuitenkloster in seinen Mauern zu haben.“ Nur bedachte er dabei nicht, daß von Dr. Völk und seiner Partei die oben angeführten Aeußerungen der Patrioten, sei's mündliche, sei's

schriftliche, nicht blos als solche gerügt wurden, sondern ganz besonders deswegen, weil sie von Geistlichen ausgingen. Auch ging Lukas in seiner Vertheidigung der patriotischen Presse so weit, daß er sagte, „in München sei auf Staatskosten eine wahre Schwefelbande von Literaten unterhalten worden, deren Aufgabe es war, die patriotische Partei zu beschimpfen". Da sei es nun nicht zu verwundern, wenn von seiner Partei hier und da einer über die Schnur gehauen, wenn hier und da einer einen „Sauhieb" gemacht habe. Bischof Senestrey von Regensburg, der Jesuitenfreund, war in seinen Augen ein untadelhafter Mann; von dem durch seine Toleranz ausgezeichneten Bischof von Passau wußte er nicht, ob derselbe, wie Dr. Völk meinte, mit seinem Klerus sein Kreuz habe oder ob der Klerus mit ihm.

Mit diesem gelungenen Versuch des Hrn. Lukas, Kneipausdrücke und Kasernenwitze in einer parlamentarischen Versammlung einzuschwärzen, schloß die Sitzung. Sie hatte vier Stunden lang gedauert, und wenn man frug, was zur Begründung des Mistrauensvotums gegen Hohenlohe vorgebracht worden sei, so war nicht das mindeste anzuführen. Gerade so war es zwar auch bei der Reichsrathsdebatte gewesen; aber bei dieser war man doch mit einer einzigen Sitzung weggekommen. Wenn es aber in der Abgeordnetenkammer in dem Stile des 29. Jan. fortging, so bedurfte es immerhin noch ein Dutzend Sitzungen, um zu einem Resultat zu kommen, und ob dann das Resultat ein anderes war als nach der ersten Sitzung, war mehr als zweifelhaft. Es wäre eine Wohlthat gewesen, wenn die Kammer nach den Lukas'schen Classicitäten sogleich zur Abstimmung geschritten wäre. Das Zahlenverhältniß war ja schon längst ausgemacht, und wen mochte nach den Reden dieser Kleriker gelüsten? Aber diese waren unerbittlich wie das Schicksal.

Am 31. Jan. begann der zweite Act der Adreßdebatte, und noch immer war man an der Generaldiscussion. Zuerst erwiderte Ministerialrath von Völderndorff auf den in der vorigen Sitzung gemachten Vorwurf, daß die Abmachungen der Liquidationscommission geheimgehalten und daß in denselben die Selbständigkeit Baierns geschädigt worden sei. Die Beschlüsse vom 6. Juli 1869, sagte er, seien wörtlich in den Zeitungen abgedruckt, und es gebe hierzu keine geheimen Artikel. Ueber die Aufgabe des Jahres 1868, wo es galt, diese Liquidationscommission zu schaffen, drückte er sich ebenso treffend wie launig aus: „Wer die Schwierigkeiten kennt, die es hat, die drei süddeutschen Staaten auch nur zu einem einzigen gemeinsamen Schritte zu veranlassen; wer es einmal durchgemacht hat, diese ewig neuen Einwendungen zu beseitigen, diesen Anforderungen, die jeder Staat auf die verschiedenste Art stellt, gerecht zu werden, und, wenn man glaubt, am Ende zu sein, immer wieder von vorn anfangen zu müssen, der allein weiß zu würdigen, welche Aufgabe damals der Fürst von Hohenlohe sich gestellt hatte. Ich bin überzeugt, wenn die griechische Mythologie noch einmal zu machen wäre, würde anstatt des steinrollenden Sisyphus sicherlich als warnendes Exempel ein Diplomat aufgestellt werden, welcher die angenehme Aufgabe hat, Baiern, Würtemberg und Baden unter Einen Hut zu bringen. Ich habe damals dem Herrn Fürsten wol zwanzigmal gesagt: «Geben Sie es auf, es ist rein unmöglich, geben Sie sich keine weitere Mühe!» Er hat sich aber daran nicht gekehrt, und der 10. Oct. 1868 hat mich glänzend widerlegt." Ueber die Thätigkeit, welche die Liquidationscommission im Jahre 1869 entfaltete, sagte Hr. von Völderndorff, daß sie zwei Wege habe einschlagen können: entweder das gesammte Festungsmaterial in den süddeutschen Staaten für ein gemeinsames Eigenthum Norddeutschlands und Süddeutschlands zu erklären oder dasselbe allein zu behalten, wofür möglicherweise Baiern die kleine Herauszahlung von etwa 15 Millionen hätte treffen können. „Aber freilich, es hätte auch noch einen andern Weg gegeben: wir hätten die süddeutschen Fe-

stungen auf den Abbruch versteigern können, wir hätten die Kanonen und das Pulver, was in ihnen liegt, unter den Hammer bringen können; dann wäre freilich die Verbindung mit Norddeutschland gründlich gelöst worden, und wir hätten vielleicht ein gutes Geldgeschäft auch noch gemacht. Ich muß gestehen, dazu hätte man allerdings andere Commissare gebraucht, als in der letzten Commission saßen. Ich wenigstens hätte mir lieber meine Hand abhauen lassen, als daß ich ein solches Schmachprotokoll unterzeichnet hätte." Daß die Interessen Baierns und der andern süddeutschen Staaten nur gar zu sehr gewahrt worden, und daß diejenigen recht hatten, welche sich von dieser Commission nur wenig oder gar keinen Vortheil für Gesammtdeutschland versprachen, zeigte die weitere Ausführung des Redners: „Es besteht ein Besatzungsrecht eines andern Staats in den Festungen nicht. Nicht einmal eine Inspicirung der Festungen ist zugegeben worden. Nach meiner Ueberzeugung ist das vielleicht zu particularistisch gewesen. Aber auch nicht einmal die Verwaltung des gemeinsamen Eigenthums ist eine gemeinsame. Auch hier sind die Territorialregierungen allein berechtigt, die Verwaltung des in ihren Festungen befindlichen Materials zu führen. Das einzige, was zugegeben worden ist, besteht darin, daß die Miteigenthümer sich über den Zustand ihres Miteigenthums alljährlich einmal überzeugen dürfen, und daß man sie fragen muß, bevor man über ihr Eigenthum verfügt. Das, meine Herren, ist doch das mindeste, was man Miteigenthümern zugestehen muß." Man sieht, die bairische Selbständigkeit war in guten Händen, wenn sie auch nicht gerade in den Händen der Patrioten war. Welch beschränkte Wirksamkeit für eine Inspicirungscommission, die aus vier süddeutschen und drei norddeutschen Offizieren zu bestehen hat! Welch großer Sprung von hier bis zu einer deutschen Militärcommission, dem nothwendigen Endziel der Bestrebungen aller deutschen Männer!

Lycealprofessor Greil von Passau hielt ein Eintreten in den Norddeutschen Bund oder auch nur ein Anlehnen an die Mauer des Palastes, wie er da gebaut ist, für Baiern nicht für möglich, da diese Mauer mit Bruderblut gekittet sei und wegen dieses schlechten Kittes frühzeitig einstürzen werde. Daß wegen des Allianzvertrags mit Preußen keine Aenderung in dem bairischen Militärwesen eintreten solle, machte ihn bedenklich und war ihm ein Zeugniß dafür, daß „wir nicht mehr selbständig sind, daß wir bereits das Vasallenthum angetreten haben". Dies allein schon berechtige zu einem Mistrauen in die Haltung des Ministers des Auswärtigen. Dazu komme noch, daß er einen großen Theil seiner Güter in Preußen, also an diesem Lande ein größeres Interesse als an Baiern habe. Hierüber beruhigte ihn Fürst Hohenlohe mit den Worten: „Ich bin dem Herrn Vorredner sehr dankbar, wenn er mir diese Vergrößerung meines Vermögens wünscht; ich muß aber erklären, daß ich zur Zeit in Preußen keine Güter besitze." Ueber das „Vasallenthum" bemerkte er ihm: „Die Verträge verpflichten ihrem Wortlaut nach uns nicht zu einer bestimmten Heeresorganisation; aber die Pflichten, welche uns das Gesammtinteresse Deutschlands auferlegt, zwingen uns zu denjenigen Leistungen, welche erforderlich sind, um in einer der Würde und Machtstellung Baierns entsprechenden Weise auf dem Kriegsschauplatze auftreten zu können, und darin wird wol niemand ein Vasallenthum erblicken." Dagegen seien allerdings zwischen den drei Südstaaten die bekannten stuttgarter Vereinbarungen über gleichmäßige Heeresorganisation getroffen worden.

Die Reden der Minister von Schlör und von Lutz, welcher letztere den den Gerichten gemachten Vorwurf der Parteilichkeit zurückwies, boten so wenig etwas Bemerkenswerthes dar als die Angriffe des Buchhändlers Bucher von Passau und die Vertheidigung von Hörmann's. Professor Gerstner von Würzburg bezweifelte, daß es den Patrioten bei ihrer Feindschaft gegen Preußen um die Freiheit zu thun sei, da sie weder bei der Berathung des Schulgesetzes noch bei andern Gelegenheiten Liebe zu freiheitlichen Einrichtungen gezeigt hätten.

Damit endigte der zweite Tag der Generaldiscussion, und soviel man auch schon gehört hatte, so hatte man doch von einem thatsächlichen Grunde zu einem Mistrauensvotum noch kein Wort vernommen. Die Discussion war überhaupt gar keine Generaldiscussion über die Adresse zu nennen, sondern eine Discussion über alle möglichen politischen, religiösen und socialen Fragen, reichlich gespickt mit Klatschgeschichten und Persönlichkeiten, welche so ziemlich den Hauptinhalt der patriotischen Reden ausmachten.

In der dritten Sitzung (am 1. Febr.) stellte Gastwirth Föckerer von Vilshofen in Niederbaiern die Frage auf, woher es denn komme, daß ein Volksstamm, der gewohnt ist, mit dem größten Vertrauen nicht allein am Throne, sondern auch an der Regierung zu hängen, einen so plötzlichen Umschlag seiner Gesinnungen zeige. Seine Antwort war, daß die katholische Geistlichkeit jedes Mittel zur Agitation unter den Bauern in Niederbaiern benutzt, die Katholischen Casinos und Patriotischen Bauernvereine gegründet, Kanzel und Beichtstuhl misbraucht habe, für welche Angaben er einige drastische Beispiele aus seiner Provinz anführte. An diese Thatsache knüpfte Gutsbesitzer von Stauffenberg aus Geißlingen, Bruder und politischer Gegner des Reichsrathspräsidenten, an und sagte, es dürfe niemand wundern, wenn infolge dessen der geistliche Stand aufs heftigste angegriffen, zum Theil auf unverantwortliche Weise heruntergezogen worden sei. Der Grund hiervon liege darin, daß der geistliche Stand als solcher in die politische Agitation eintrat, was er früher nicht gethan habe. Aber der geistliche Stand steige herab, wenn er sich in den Dienst einer politischen Partei begebe; der innere Friede in den Gemeinden und im Staate werde gestört, Moral und Religion geschädigt. Zur deutschen Frage bemerkte er: „Die meisten Redner von jener Seite des Hauses haben den Allianzvertrag immer so dargestellt, als ob wir durch denselben lediglich Preußen und dem Norddeutschen Bunde einen Gefallen thäten, als ob es gewissermaßen eine Großmuth von uns wäre, daß wir diesen Vertrag eingegangen und daß wir diesen Vertrag halten. Nichts kann falscher sein als dieses. Wer die Geschichte dieses Vertrags kennt, weiß, unter welchen Gefahren speciell für Baiern er geschlossen worden ist, und welchen Gefahren wir durch seinen Abschluß entgangen sind. Dieser Vertrag legt Preußen und dem Norddeutschen Bunde ganz gewiß eine größere Pflicht auf, eine weiter gehende Pflicht, als er uns auferlegt. Der Schutz, welchen wir vom Norden erhalten können, ist gewiß ein anderer als der, welchen wir dem Norden gewähren können, und dadurch, daß uns der Norden seine Gesammtmacht zur Disposition stellt, um unser Gebiet zu schützen, mit seiner Macht unser Territorium garantirt, hat er uns eine Wohlthat erwiesen, hat er eine patriotische Pflicht erfüllt, für die wir ihm dankbar sein müssen." Woher denn, frug er, auf einmal eine Beunruhigung über den Allianzvertrag kommen solle, nachdem man drei Jahre lang nichts davon geäußert habe. Man werde keine neuen Thatsachen anführen können, und daß er uns besondere Lasten auflege, sei nicht richtig. Er verbiete uns nur das Eine, unser Land wehrlos zu machen, das Schwert, das unser Land zur Vertheidigung der Integrität Deutschlands führen solle, aus der Hand zu legen, nicht aber die goldenen und überflüssigen Verzierungen herunterzunehmen.

Als Beweis dafür, daß von der patriotischen Partei die Misstimmung in einem Theile des Landes erst künstlich gemacht, erst durch Täuschung als Mittel zum Zweck errungen worden sei, führte Dr. von Schauß, Advocat in München, eine Stelle aus einer Wahlrede des Abgeordneten Lukas an. Derselbe habe in einer Volksversammlung von dem „ministeriellen Stimmvieh in den größern Städten, das nach Ordre stimmen müsse", im Gegensatz zu dem unabhängigen Landvolk, den freien Männern der Berge, gesprochen. Den eigentlichen Grund des Mistrauens der Patrioten gegen den Fürsten Hohenlohe fand er nicht in seinem Verhalten in der deutschen Frage, sondern in dem Erlaß seiner Circulardepesche. Man habe gestern gesagt, es gebe über dem staatlichen

Gesetze noch ein anderes, es gebe Fälle, in denen der Mensch nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet sei, das Gesetz nicht zu befolgen. Dieser Doctrin, daß es über dem Rechte der Krone und der Kammern noch ein anderes, über dem Staatsoberhaupte noch eine Revisionsbehörde gebe, der man untergeordnet sei, stelle sich jene Depesche entgegen. „Wer überzeugt ist, daß es sich im bairischen Lande darum handelt, ob der Priester und das Römerthum regiere, oder ob eine bairische und deutsch-nationale Regierung bestehen soll, der weiß auch recht gut, warum das Ministerium gestürzt werden soll."

Der Statistiker G. F. Kolb aus Speier zeigte jetzt schon, was man von ihm als Referenten über das Militärbudget zu erwarten habe. Denn der patriotische Finanzausschuß hatte den demokratischen Kolb zum Referenten hierfür ernannt, um sich seiner Zahlen als Angriffscolonnen gegen das neue Militärwesen zu bedienen und dadurch die patriotisch-römischen Batterien zu maskiren. Man sieht hier das nämliche Bündniß wie in Würtemberg, die Allianz zwischen Ultramontanismus und Demokratie gegen den gemeinschaftlichen Feind Preußen. Der Allianzvertrag soll nicht gebrochen werden; man würde sich ja dadurch vor Gott und Welt, vor jedem anständigen Menschen als perfid und wortbrüchig blamiren. Nein, er soll gehalten werden, aber er soll so gehalten werden, daß er Preußen nichts nützt. Dazu gibt es kein besseres Mittel, als das Militärwesen durch Verweigerung der nothwendigen Ausgaben und durch Herabsetzung der Präsenz hinsichtlich der Technik und Disciplin so schlecht als möglich zu machen, womöglich eine demokratische Bummelwirthschaft, das Milizheer, einzurichten. Die Debatten in den bairischen und würtembergischen Landtagen des Jahres 1870 werden hierüber vollständig genügende Aufklärung geben. So erklärte denn Kolb schon bei der sogenannten Adreßdebatte, daß einem Budget, das 30 Proc. Steuererhöhung im Werthe von etwa $3\frac{1}{2}$ Mill. Fl. und für Gewehre und Kasernenbauten $6\frac{1}{2}$ Mill. Fl. fordere, halt zu gebieten sei. Er werde daher auf Ersparungen dringen, und diese seien in recht ausgiebigem Maße nur beim Militärbudget möglich. Auch hätte er, obgleich er den Eintritt Baierns in den Norddeutschen Bund bei seiner dermaligen Organisation für eine Unmöglichkeit halte, doch gewünscht, daß von seiten des Ministeriums des Aeußern in den letzten Jahren an Preußen die Frage gerichtet worden wäre, welches die Bedingungen seien, unter welchen Baiern in den Norddeutschen Bund aufgenommen werden könnte, damit man endlich wisse, woran man sei, ob Preußen Zugeständnisse an Baiern machen wolle oder nicht, ob es Baiern wie die thüringischen Staaten oder wie einen Fünfmillionenstaat zu behandeln willens sei. Einen praktischen Grund zum Anschluß an den Norddeutschen Bund konnte Kolb nicht finden. Werde Deutschland angegriffen, so seien alle (?) Parteien einig in der Vertheidigung deutschen Gebiets und deutscher Ehre. Aber für rein dynastische Interessen, etwa wegen des Fürsten von Rumänien, werde man wol nicht mitgehen wollen. Des Schutzes wegen brauche Baiern keine engere Verbindung; denn kleinere Staaten wie Holland, Belgien, die Schweiz bestehen ganz ohne Bündnisse. Und welchen Schutz könne denn Preußen uns gewähren. Schon Arcolay habe bewiesen, daß Süddeutschland von Preußen nicht vertheidigt werden könne. „Befreien wir also das Volk von diesem Wehrgesetz, unterziehen wir es einer durchgreifenden Aenderung, damit wir uns dem Milizsystem nähern; denn ein unmittelbares Ueberspringen in das Milizsystem halte auch ich für unmöglich. In dem Augenblick, in welchem der Cäsarismus in Frankreich zum Wanken gebracht ist, kann doch wahrlich bei uns nicht die Rede sein, den Cäsarismus in Deutschland zu erweitern und zu stärken."

Diesem Redner, welcher über die große Politik mit der Naivetät eines Kindes sprach und urtheilslose Zuhörer durch seinen Zahlenapparat bestechen konnte, erwiderte am vierten Tage der Generaldiscussion, am 3. Febr., Fürst Hohenlohe. Er sagte: „Die preußische

Regierung hat nie erklärt, daß sie von den süddeutschen Staaten den Eintritt in den Norddeutschen Bund verlangen, oder daß sie nur in dieser Form die nationale Verbindung mit dem Süden eingehen wolle. Sie hat uns auch keine andern Bedingungen vorgeschlagen, von welchen sie das Zustandekommen einer solchen Verbindung abhängig machen würde. Sie geht vielmehr von dem Standpunkte aus, daß sie es uns anheimstellt, wann und unter welchen Bedingungen wir eine Verbindung mit dem Norden anzustreben für gut finden, und sieht unsern Vorschlägen entgegen." Bevor diese gemacht werden könnten, müßten die süddeutschen Staaten über ihr gemeinschaftliches Verhältniß zu dem Norddeutschen Bunde sich untereinander einigen. Denn er habe die entschiedene Ueberzeugung, daß es nicht im süddeutschen Interesse liegen würde, wenn Baiern oder ein anderer Staat einseitig hierin vorginge. Vor der Erneuerung der Zollverträge hätten sich über ein gemeinschaftliches Programm Baiern und Würtemberg vollständig, Baiern und Baden zum Theil geeinigt. Diese Verhandlungen seien durch die Zollvereinsverträge verändert worden, und seitdem rücken die Arbeiten nur langsam vorwärts. Zum Schluß bemerkte er, daß er auf die verschiedenen Gerüchte und Entstellungen seiner Handlungen und Aeußerungen nicht eingehen könne. Er sei zu stolz, ein Wort darauf zu erwidern.

Dies machte sich Pfarrer Mahr von Ebermannstadt zu Nutze und griff in einer alles Bisherige noch überbietenden Weise seine Gegner an, warf dem Fürsten Hohenlohe vor, daß seine Wahl zum Zollparlamentsabgeordneten in Forchheim durchgesetzt worden sei, weil der Antragsteller die erste Bürgermeisterstelle in München für seine Agitation zu erhalten hoffte, und sagte dem Dr. von Schauß, er habe nicht nöthig, dem Abgeordneten Lukas Unwissenschaftlichkeit gegenüber dem Bischof von Passau vorzuwerfen, da er ja im Jahre 1852 im Staatsexamen durchgefallen sei. Dies war selbst dem gegen seine Gesinnungsgenossen sehr geduldigen Herrn Präsidenten zu arg, und er frug den hochwürdigen Hrn. Pfarrer Mahr, ob er denn glaube, daß das Hereinziehen von solchen Persönlichkeiten der Sache etwas nütze. Er hätte weiter gehen und die ganze Kammer fragen dürfen, ob sie denn glaube, daß eine Fortsetzung dieser Debatte etwas nütze, oder ob er nicht lieber sogleich die Abstimmung über die beiden Adreßentwürfe vornehmen lassen solle. Freilich! wer wußte noch etwas von diesen Entwürfen? Waren sie ja bereits ganz in den Hintergrund getreten und hatten unschönen Märchen aus Baierns Tausendundeiner Nacht Platz gemacht.

Sehr würdig, streng sachlich und versöhnlich sprach noch der wackere Bürgermeister Fischer von Augsburg. Er machte an dem Adreßentwurfe des Ausschusses mehrere Ausstellungen. Leute, welche sich so sehr auf ihr Gefühl berufen, sollten in ihrer Anrede an den König mehr Zartgefühl beweisen. Was man denn gegen Hohenlohe vorzubringen wisse? Nichts; es sei immer nur von Gefühl und von Instinct die Rede. Ihm habe man gesagt: „Gerade das macht dieses Ministerium und macht insbesondere den Minister des Auswärtigen verdächtig, daß ihr ihn nicht angreift; da steckt etwas dahinter." Aber das ganze Geheimniß, warum „wir einen Minister, der unserer Partei nicht angehört, trotzdem nicht systematisch angreifen, sondern unter Umständen zu unterstützen bereit sind, besteht darin, daß wir ihn als einen ehrlichen Mann kennen und das Vertrauen zu ihm haben, er werde das Wort, das er gegeben, auch halten". Wenn die Adresse in ihrem jetzigen Wortlaute, nach einer Discussion, wie man sie gehört habe, angenommen werde, so müsse dies im Auslande den Eindruck hervorbringen, es handle sich nunmehr in Baiern darum, eine Regierung an das Ruder zu bringen, welche die Verträge zu brechen vorhabe. Schöne Worte über Vertragstreue helfen hier nichts.

Nachdem noch der fünfte Tag der Generaldiscussion angebrochen war und an diesem Professor Edel von Würzburg den Vorwurf, daß zu viele Norddeutsche an den bairischen Universitäten angestellt werden, mit Zahlenangaben widerlegt, übrigens das Recht der

Universitäten, ganz Deutschland (Oesterreich, die Schweiz, die russischen Ostseeprovinzen mit eingeschlossen) als ihr Rekrutirungsgebiet anzusehen, gewahrt hatte, trat endlich der hochwichtige, längstersehnte Moment ein, wo der Referent Dr. Jörg seinen Adreßentwurf rechtfertigte und sein Mistrauen motivirte. Er selbst hatte in der ersten Sitzung gesagt, es sei ein feierlicher Moment, und „ganz Europa schaue auf diesen Saal". Vor einer solchen Galerie sprach Hr. Dr. Jörg, nachdem er Europa fünf Tage lang auf sich hatte warten lassen und mit Schauspielern zweiten, dritten und zwanzigsten Ranges abgespeist hatte, sicherlich höchst weise, nachdrucksvolle Worte. Die Generaldiscussion war geschlossen. Niemand hatte mehr das Wort als er und die Minister. Die sechste Sitzung über die Adresse begann. Es war der 5. Febr., und Hr. Dr. Jörg hatte das erste Wort.

Nicht wegen irgendetwas, was er im streng politischen Sinne gethan hätte, klage er den Fürsten an, denn er habe im streng politischen Sinne eigentlich nichts gethan; auch nicht wegen einer Unterlassungssünde; denn die Errichtung des Südbundes hätte bisjetzt auch keiner von seiner Partei fertig gebracht. Auch auf die Concilsdepesche lege er kein Gewicht; dagegen erlaube er sich, die politischen Gesinnungen des Ministers, wie sie sich in seinen Reden kundgegeben haben, einer genauen Prüfung zu unterziehen. Dabei griff er bis zum 12. Nov. 1849 zurück, wo der Fürst „der Neugestaltung Deutschlands im Sinne der damaligen Vorschläge Preußens, im Sinne eines engern Anschlusses an Preußen, das Wort redete, und wenn er sich damals der anders gesinnten Majorität gefügt habe, so habe er es blos gethan, um unter günstigern Umständen seine ursprüngliche Meinung wieder mehr hervortreten zu lassen. Diese sah er in allen spätern Erklärungen des Fürsten durchschimmern, auch in der vom 19. Jan. 1867, wo als die Aufgabe der bairischen Politik die Anbahnung eines Verfassungsbündnisses mit den übrigen Staaten Deutschlands bezeichnet ist, wobei die stereotype Clausel nicht gefehlt habe: „Soweit dies unter Wahrung der bairischen Souveränetätsrechte und der Unabhängigkeit des Landes möglich sei." Aber wo sei von letztern noch die Rede, wenn Baiern immer auf die Bundesgenossenschaft Preußens hingewiesen und im Kriegsfalle auf dessen Führerschaft angewiesen sei? Vollends wenn der Fürst „als Grundlagen dieses Verfassungsbündnisses die in Art. 3 und 4 des ursprünglichen Entwurfs der norddeutschen Verfassung enthaltenen Gegenstände" anführe? Ein solches Verfassungsbündniß und daneben noch Souveränetät und Unabhängigkeit sei ein Widerspruch, das sei „ein Spiel mit Worten in den wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten unsers Landes". Ebenso sei es mit dem Verhältniß der Thronrede zu der „Sonnabenderklärung" (29. Jan.) des Fürsten. Wenn der Bauer höre und lese: „Die Thronrede Sr. Maj. hat die Patrioten tief befriedigt, und die Sonnabend-Erklärung Sr. Durchlaucht hat die entgegengesetzte Seite zu einem hellen Bravo aufgerufen", so verstehe er, was das heiße. Da brauche man nicht mehr zu fragen, wie er sein Mistrauen motiviren solle. Hätte er seinen Entwurf nach jener Sonnabend-Erklärung geschrieben, so hätte er hineingeschrieben: „Die Verträge, die uns an Preußen binden, sind der Deutung fähig; das Volk will einen Minister, der es nicht auch ist, einen Minister, der immer einerlei Rede führt." (Dazu hätte die Kammer bemerken können: „Und wir wollen einen Referenten, welcher nicht blos von einem Widerspruch zwischen der Thronrede und der Sonnabend-Erklärung spricht, sondern denselben auch mit klaren Worten aufdeckt, damit wir ihn nicht auch «der Deutung fähig» halten müssen.") Auch auf die Rede, welche der Fürst am 4. Juni 1869 gehalten, als er sich im Zollparlament für die Wahl zum Vicepräsidenten bedankt habe. müsse er noch zurückkommen. Damals sagte bekanntlich der Fürst: „Wenn Sie mich dennoch heute gewählt haben, so geben Sie mir damit das Recht, das Motiv Ihres Vertrauens in der Beurtheilung meiner außerhalb dieser hohen Versammlung liegenden Thä-

tigkeit zu suchen. Damit aber gewinnt Ihr Votum für mich eine höhere politische Bedeutung." Welche Verheerungen diese Rede in den Reihen der Süddeutschen Fraction angerichtet hat, beschrieb Dr. Jörg selbst mit folgenden Worten: „Nun, meine Herren, kann ich Sie versichern, als wir, die wir auf den Bänken der Opposition saßen, diese Worte hörten, da waren wir wie angedonnert, um nicht zu sagen, wie begossen. Wir saßen auf den Bänken der Opposition und zwei würtembergische Minister saßen mitten unter uns, sie hielten zu uns in Leid und Freud. Der Minister unsers eigenen Staats aber saß nicht auf der Gegenseite, sondern er benutzte auch die erste Gelegenheit, um den Dank einer auf fremdem Boden tagenden Versammlung, die, wenn wir Süddeutsche draußen sind, nichts anderes ist als der norddeutsche Reichstag, zu provociren für die Art und Weise, wie Se. Durchlaucht die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Baierns in München führt und treibt. Meine Herren! Ich kann Sie versichern, verabredet haben wir uns nicht, es bedurfte dessen nicht; aber jeder von uns war in seinem Innern einig mit sich, daß Se. Durchlaucht dafür zur Rechenschaft gezogen werden müsse vor dem Richterstuhl, vor welchem er sich über die Leitung der bairischen Angelegenheiten allein zu verantworten hat, und dieser Richterstuhl steht in München, es ist der Thron Sr. Maj. des Königs, es ist die bairische Landesvertretung, und wir, meine Herren! sind dieser Richterstuhl." Als Repräsentant eines großen Hauses mit sozusagen deutsch-internationaler Stellung sei der Fürst dem keimenden Mistrauen von vornherein mehr ausgesetzt gewesen als jeder andere Staatsmann aus ihrer Mitte. Er in seiner hohen socialen Stellung könne sich an mehrern Orten Deutschlands zu Hause fühlen; sie, die einfachen Leute, die sich an die Scholle gebunden fühlen, nicht. Sie hätten nur Einen König und nur Ein Vaterland zu verlieren unter allen Umständen. Und endlich sei ein gar schlimmes Gerücht im Lande verbreitet, das man ihm, während er immer abgewehrt habe, ein Dutzend mal in die Ohren geflüstert: „In Beziehung auf den Fürsten Hohenlohe seien Sr. Maj. dem Könige die Hände gebunden, er könne und dürfe den Fürsten nicht entlassen, weil Preußen es nicht wolle."

Hat sich denn Dr. Jörg nicht geschämt, in einem Saale, auf welchen „ganz Europa schaute", mit solch elenden Klatschereien um sich zu werfen? ein Gerücht, dem die Unwahrheit auf der Stirn geschrieben steht, mit der nämlichen heimlichen Malice, mit dem nämlichen Hintergedanken des Semper aliquid haeret, wie es die Bauern hinter dem Wirthstische oder gewisse Frauen hinter dem Kaffeetisch zu treiben pflegen, in der Kammer der Abgeordneten in Gegenwart des Fürsten und fast vor den Ohren des Königs selbst anzuführen? Wenn Dr. Jörg, welchen die Patrioten als ihr größtes Licht bezeichnen, solcher Waffen sich bedient, was soll man dann von den Mahr, den Westermayer, den Pfahler erwarten? Dieser Schlußsatz drückt, wenn es auch sonst nicht sichtbar gewesen wäre, der ganzen Rede des Referenten ein jesuitisches Gepräge auf.

Fürst Hohenlohe bedauerte in seiner Erwiderung, daß man das Mistrauen gegen einen Minister mit seiner Standeseigenschaft in Verbindung bringe, was man billigerweise doch nur dann thun könne, wenn man ganz bestimmte, positive Anhaltspunkte habe, daß sich der Minister in irgendeinem Falle von dieser Standeseigenschaft habe beeinflussen lassen. Daß ihm Dr. Jörg aus seinem Streben nach Anbahnung eines Verfassungsbündnisses mit den übrigen Staaten Deutschlands einen Vorwurf mache, müsse ihm sehr auffallen, da derselbe in Absatz 4 seines Adreßentwurfs auch von einer nationalen Verbindung der deutschen Stämme, auf deren Verwirklichung er noch hoffe, spreche. Hierzu gebe es aber keinen andern Weg als den, welchen die bairische Regierung versucht habe. Es sei möglich, daß man vorderhand aufs Abwarten angewiesen sei. Aber es gebe zwei Arten des Abwartens. „Die eine besteht darin, daß wir die gegebenen Verhältnisse offen und rückhaltslos acceptiren und sie nicht als solche ansehen, die wieder

zu zerstören wären; daß wir aufmerksam beobachten, ob und wann der Augenblick gekommen sein wird, in welchem an der großen nationalen Aufgabe mitgewirkt werden kann unter Wahrung der Rechte und Interessen unseres engern Vaterlandes; die andere Art besteht darin, mit Ungeduld nach dem Augenblick zu spähen, wo man das Geschehene ungeschehen, wo man die Ereignisse rückläufig machen und Revanche für das Erduldete nehmen könnte." Die Erklärung am 4. Juni 1869, wovon der Referent die Schlußworte weggelassen habe, habe er nicht in einem fremden Lande, sondern in einer deutschen Versammlung abgegeben. „Ich habe nicht im Sinne der national-liberalen Partei gesprochen, sondern ich habe meine Thätigkeit dahin bezeichnet, daß ich für Versöhnung, Eintracht und Verständigung der deutschen Stämme fortarbeiten werde, und insofern konnte ich mich auch auf meine Thätigkeit als bairischer Minister des Aeußern beziehen. Wahrlich, meine Herren, es wäre weit gekommen, wenn man von Versöhnung und Eintracht deutscher Stämme nicht mehr reden könnte, ohne sich die Vorwürfe eines Theils seiner Mitbürger zuzuziehen. Ich bin überzeugt, daß ein anderer Minister nicht anders gesprochen hätte; aber wie etwa ein Minister hätte sprechen müssen, der nach dem Sinne des Herrn Referenten gewesen wäre, das will ich Ihnen sagen. Er hätte sprechen oder wenigstens denken müssen: «Dank meinen Bemühungen, dank den Bemühungen der Presse meiner Partei ist es nicht möglich, von Versöhnung, Verständigung und Eintracht der deutschen Stämme in diesem Saale zu reden.» Daß ich so nicht sprechen konnte und so nicht gesprochen habe, darauf bin ich stolz."

Damit schloß die allgemeine Discussion und es wurde zur speciellen übergegangen. Daß diese, nachdem die allgemeine so viele Specialitäten zum voraus weggenommen hatte, ihrerseits nun vielfach wieder auf das Allgemeine zurückgehen und so die Debatte sich wieder ins Unbegrenzte verlieren werde, war nach den sechstägigen Erfahrungen über das Bellen und Kläffen einzelner Patrioten sehr klar. Dr. Völk hatte als Antragsteller die beiden ersten Sätze der Gegenadresse zu vertreten, welche von den „irrthümlichen und beunruhigenden Vorstellungen, die unter dem Volke verbreitet seien, sprachen, aber auch die Hoffnung ausdrückten, daß die Regierung, getragen von der aufgeklärten Volksmeinung, mit Erfolg an der Lösung der hohen Aufgaben arbeiten werde". Der Redner mahnte die Gegenpartei, auf ihre Majorität nicht gar zu sehr zu pochen und sich zu erinnern, daß diese lediglich auf ihrem Siege im kemptener Wahlkreise beruhe. Dort hätten aber 10253 liberale und 9754 ultramontane Urwähler abgestimmt, also 499 liberale Urwähler mehr als ultramontane. Dies hätte bei dem directen Wahlrecht, wofür die Patrioten ja so sehr schwärmen, einen Sieg der Liberalen zur Folge gehabt. „Dann wären wir 80 und Sie wären 74." Aber die eigenthümliche Vertheilung der Urwähler habe ein sonderbares Resultat herbeigeführt. „Wenn in 4 Urwahlbezirken 27 Urwähler anders gestimmt hätten, so wären dort 20 liberale Wahlmänner mehr gewählt worden, und dann wäre kein einziger der Ultramontanen im Wahlbezirke Kempten (der 6 zu wählen hat) gewählt worden." Wenn sich die Majorität auf 27 algäuer Bauern stütze, so habe man nicht das Recht, von einem Systemwechsel, von einem Parteiministerium zu sprechen. Freilich sagten sie immer, sie wollten ja kein Parteiministerium. Wenn aber der König weder aus der patriotischen, noch aus der Fortschrittspartei, noch aus der Mittelpartei seine Minister nehmen solle, woher solle er sie denn dann nehmen? Denn es gebe sicherlich in Baiern keinen bedeutenden Mann, keinen regierungsfähigen Minister, der nicht zu den großen Fragen der Gegenwart Stellung genommen habe, also einer Partei angehöre. Die Herren Patrioten möchten daher praktisch zu Werke gehen und die Namen der Minister, welche sie wollen und welche keiner Partei angehören, auch gleich in die Antwortsadresse schreiben, damit der König nicht fehlgreife. Nicht um die Person des Fürsten Hohenlohe, überhaupt nicht um das, was hier vorgebracht werde, handle es sich

hier, sondern um die Frage, ob die starre curialistisch-römische Anschauung, welche jetzt in der Kirche obenaufkommen will, hier in Baiern ihre Eroberungen machen, Baiern zu einer römischen Provinz machen solle. „Diesen Bestrebungen stellen wir uns gegenüber, dem gegenüber stellt sich mehr als die Hälfte des Volks, das ist der principielle Gegensatz, der hier auszukämpfen und auszutragen ist." Von der Vorlage des Schulgesetzes an sei jene wohlorganisirte Hetze gegen die Regierung losgegangen, welche ihr Centrum und ihre Leitung in dem bischöflichen Palais in Regensburg hatte und hat. Mit derjenigen Fraction der patriotischen Partei, welche die Nothwendigkeit des Gehorsams gegen das Staatsgrundgesetz anerkenne, sei eine Verständigung möglich. „Aber mit der Partei, welche den modernen Staat negirt, welche die römische Allgewalt über die Landesgesetzgebung stellt, und welche ihren neuesten Ausdruck in dem positiven Syllabus und den 21 Flüchen derselben gefunden hat, mit der Partei kann sich der Staat nicht verständigen, mit dieser Partei kann sich unsere Partei, kann sich eine Regierung, welche ihr Vaterland und Volk achtet, niemals, niemals vertragen."

Einen nicht geringen Sturm erregte Dr. Völk, als er in der Sitzung vom 7. Febr. die Patrioten aufforderte, sich auf die Seite des Stifspropstes Döllinger zu stellen, welcher die Unfehlbarkeit des Papstes, mit der die Gewissensfreiheit unvereinbar sei, in seinen Schriften bekämpft. Solange dies nicht geschehe, werde seine Partei sich beunruhigt fühlen, da sie nicht wisse, was sie über das Verhältniß von Staat und Kirche denken und im Schilde führen. Das „Giornale di Roma" spreche ja bereits davon, daß die Kammer, wenn das Ministerium nicht entlassen werde, „sich weigern würde, die Steuern zu votiren". Dies sei zwar vorderhand blos eine Prophezeiung, aber oft komme es vor, daß man das, was man sehr wünsche, prophezeie. Nach einer leidenschaftlichen Entgegnung des Dr. Jörg, welcher Döllinger einer maßlosen, krankhaften Leidenschaftlichkeit bezichtigte, bei der dieser gar nicht mehr im Stande sei, eine dogmatische Frage so zu formuliren, wie ein Theologe sie formuliren müsse, und nach einem vergeblichen Versuche, sich wegen Anführung des über Hohenlohe und den König umlaufenden Gerüchts gegen den Vorwurf des Klatsches zu rechtfertigen, wurde über die zwei ersten Ziffern der Gegenadresse abgestimmt. Die Patrioten erhoben sich wie Ein Mann gegen dieselbe und für den Entwurf ihres Referenten.

Nun kam die Debatte an die Absätze 2—4, in welchen von der Vertragstreue des bairischen Volks, von der Deutungsfähigkeit der Verträge, von dem Verlangen nach einem andern Minister des Aeußern, von dem Einstehen für die deutschen Grenzen und von der einstigen nationalen Verbindung der deutschen Stämme die Rede war. Ein seltsames Conglomerat von Aussprüchen und Sätzen, unter welchen sich jeder Patriot etwas anderes denken mochte, wenn er anders nicht auf Commando dachte. Referent Dr. Jörg bemerkte hierzu, daß er unter den Verträgen beide, den Allianz- und den Zollvereinsvertrag verstehe, den letztern, solange noch Competenzüberschreitungen zu befürchten seien. Unter den etwaigen Deutungen verstehe er die Rückwirkung dieses Vertrags in Bezug auf unsere innern Angelegenheiten, auf die Militärorganisation und die Frage von dem casus foederis. Als Beleg für seine Befürchtungen führte er einen Artikel der in Berlin erscheinenden „Militärischen Blätter" an, in welchem es heißt, nach dem Allianzvertrage könne es gar nicht zweifelhaft sein, „daß, wer den Oberbefehl des Heeres im Kriege führt, doch auch das Recht hat, im Frieden bei dessen Formation, Ausrüstung und Ausbildung mit einzureden". Ueber den casus foederis habe sich die „Kreuzzeitung" dahin ausgesprochen: „Ebenso wenig wie Baiern, ebenso wenig hat Preußen eine Berechtigung, zu prüfen, ob der casus foederis vorliege, ob die Pflicht der Hülfeleistung eingetreten sei, wenn Baiern von einem andern Staate bedroht wird. Der Vertrag ist ein allgemeiner, beide Contrahenten für alle Fälle bindender." Das heiße nichts anderes

als: „Wenn Preußen einen Krieg anfängt, müssen wir mitthun, und wenn Baiern einen Krieg anfängt, muß Preußen mitthun. Nun, meine Herren, zu der letzten Eventualität würde ich Baiern nicht gratuliren.“

Die eingehendste und bedeutendste Rede gegen diese drei Absätze hielt Advocat Dr. Marquard Barth aus Kaufbeuren. Derselbe tadelte zunächst die Fassung des Satzes: „Die Verträge mit Preußen sind erfahrungsgemäß der Deutung fähig.“ Dieser Satz lasse sich so auffassen, als ob die Adresse sagen wollte, erfahrungsgemäß könne man mit Preußen keine Verträge schließen, die nicht allerlei Deutung fähig seien, als ob man mit andern Worten Preußen eine fides punica vorwerfen wollte. Wenn dies auch nicht beabsichtigt sei, so müsse man auch die Möglichkeit einer solchen Auslegung zu vermeiden suchen. Und nach dem, was in diesem Saale in der allgemeinen Debatte gegen Preußen gesprochen worden sei, sei eine solche Auslegung auswärts sehr wohl denkbar. Aber wenn man so sprechen wolle, müsse man eine halbe Million Soldaten auf dem Piket haben, müsse entschlossen sein, morgen marschiren zu lassen und gegen Preußen die Offensive zu ergreifen. „Wie aber die Dinge jetzt stehen, werden wir dieses Preußen noch sehr oft brauchen und uns mit demselben in friedlichen Beziehungen verhalten müssen, sodaß ich gestehen muß, eine solche Sprache hätte ich nicht erwartet.“ Darauf ging er über zu einer Rechtfertigung des politischen Charakters des Fürsten Hohenlohe und betonte, daß alle Reden desselben von 1849—70 den nämlichen Grundgedanken enthalten: enges Zusammenhalten Baierns mit Preußen unter vollständiger Wahrung der bairischen Selbständigkeit.

Am interessantesten wurde die Rede Barth's dadurch, daß er ein vollständiges Programm der Fortschrittspartei über die Bedingungen des Anschlusses an den Norddeutschen Bund mitgetheilt hat, was bekanntlich bisher noch nie geschehen ist: „Wir wollen nicht unbedingten Eintritt in den Norddeutschen Bund, wir wollen eben, daß man durch Unterhandlungen, welche man mit dem Norden pflegen könne, eine solche Organisation dieses Bundes, eine solche Revision der Verfassung dieses Bundes herbeiführe, daß wir mit Anstand, mit Aufrechthaltung unserer berechtigten Selbständigkeit und mit Aufrechthaltung der Würde der bairischen Kammer diese Bedingungen annehmen könne. Diese Selbständigkeit fasse ich nicht als unbedingte und schrankenlose Selbständigkeit auf; denn die verträgt sich mit keinem Bundesverhältnisse. Die Revision der Bundesverfassung müßte in dreifacher Richtung geschehen. Sie müßte Rücksicht nehmen 1) auf Beseitigung derjenigen Mängel, welche die Verfassung des Norddeutschen Bundes als Ganzes an sich trägt; 2) auf den Unterschied zwischen den Kleinstaaten und den Mittelstaaten; 3) auf unsere specifisch bairischen Verhältnisse.“ Zu den wesentlichen innern Mängeln dieser Verfassung rechnet er den Mangel eines verantwortlichen Bundesministeriums, die Beschränkung der Volksvertretung im Budgetrecht und den Art. 78, wonach Veränderungen der Verfassung im Wege der Gesetzgebung erfolgen können unter der Bedingung einer Zweidrittelsmehrheit im Bundesrathe. Dieser Artikel müßte dahin abgeändert werden, daß eine Verfassungsänderung nur mit Einwilligung sämmtlicher Staaten geschehen könnte. Ueber den Unterschied in den Verhältnissen der Kleinstaaten und Mittelstaaten bemerkte er, daß für alle diejenigen Dinge, welche nicht mit dem Wesen des Bundesstaats unzertrennlich zusammenhängen, z. B. Civilproceß, Obligationenrecht u. s. w. Baiern ein liberum veto vorbehalten werden möchte. Baiern würde solche Gesetze annehmen, wenn es sie brauchen könnte, nicht, wenn es das Gegentheil fände. Es sei nicht einzusehen, warum Deutschland nicht recht gut bestehen könnte, wenn der Norden in dem einen oder andern Punkte ein anderes Gesetz hätte als der Süden. Jetzt natürlich, wo der Norddeutsche Bund außer Preußen und Sachsen nur Kleinstaaten umfasse, von denen keiner so viele Einwohner habe als Berlin allein, gehe Preußen mit den einzelnen Staa-

ten etwas freier um, als man es mit Baiern, falls es im Bunde wäre, thun könnte. Zu den specifisch bairischen Interessen endlich rechne er namentlich die Wahrung der Grundlagen unsers Staatshaushalts. Dahin gehöre in erster Reihe der Malzaufschlag. Den müsse Baiern unter allen Umständen sich vorbehalten, nicht etwa durch eine allgemeine Biersteuer sich entziehen lassen. Aber eben aus dieser Zusammensetzung des Norddeutschen Bundes, welcher aus 1 Großstaat, 1 Mittelstaat und 20 Kleinstaaten bestehe, erwachse die Gefahr, daß der Norddeutsche Bund zuletzt in einen förmlichen Einheitsstaat übergehe. Der Bundesstaat mache am Main halt, der Einheitsstaat nicht. Diese Gefahr könne durch baldigen Eintritt der süddeutschen Mittelstaaten beseitigt werden. Geschehe dies nicht, so werde das einheitliche, aber vielleicht leider auch centralisirte Deutschland die Folge sein.

Vor der Abstimmung über diese drei Absätze, welche am 10. Febr. erfolgte, verstand sich Dr. Jörg nur zu der einen Veränderung seines Textes, daß er das Wort „erfahrungsgemäß" nach eingeholter hoher Erlaubniß seiner Partei ausstrich. Fürst Hohenlohe resumirte noch mit kurzen, schlagenden Worten seine Vertheidigungsrede und äußerte die Befürchtung, daß die treibende Consequenz der Thatsachen seine Gegner weiter führen werde, als sie jetzt vielleicht alle wollen. Die Abstimmung ergab 77 Stimmen für und 62 gegen den Entwurf des Ausschusses. Der Militärgeistliche Lukas hatte um des einen Wortes „erfahrungsgemäß" willen, das er nicht ausgestrichen wissen wollte, auch mit Nein gestimmt. Nachdem auch die andern Absätze gehörig besprochen und wörtlich angenommen waren, wurde endlich am 13. Febr. die Schlußabstimmung unter Namensaufruf vorgenommen. Es stimmten 78 Mitglieder mit Ja, 62 mit Nein. Lukas hatte diesmal trotz des fehlenden „erfahrungsgemäß" ein „Ja" ausgesprochen.

Ganz Europa, das ja beständig „auf den Saal des Abgeordnetenhauses schaute" und besonders den Hrn. Referenten Dr. Jörg scharf fixirte, rief ein freudiges „Gottlob!" aus, als die Zeitungen die Nachricht brachten, die bairische Adreßdebatte sei zu Ende. Hatte sie doch 12 Sitzungen hindurch gedauert, vom 29. Jan. bis 12. Febr., und über die brennendste Frage, die Frage nach den Gründen des Mistrauensvotums, keine Antwort gegeben als die sokratische: sie wisse, daß sie nichts wisse, oder vielleicht richtiger: sie möge nicht sagen, was sie wisse und wolle. Denn worin lag der ganze Unterschied zwischen dieser und der Reichsrathsdebatte? Von compromittirenden Thatsachen wußte ja auch der Scharfsinn und die Combinationstaktik des Hrn. Jörg nichts anzuführen. Die Reichsräthe beriefen sich bei ihrem Votum auf ihr und des Volkes Gefühl, die Patrioten auf ihren und ihrer Bauern Instinct. Dies war nicht das einzige Unerhörte in diesem Curiosum von Adreßdebatte. In welchen Ausdrücken bewegten sich diese patriotischen Heißsporne Lukas, Mahr, Westermayer und wie sie alle heißen! Wie wurde aller Unrath, alles persönliche Gift, das sich seit Jahren in diesen Kreisen angesammelt hatte, mit dem Hohn eines pariser Gamins aufgerührt und mit plumper Hand, mit grinsendem Lächeln in die Versammlung hineingeworfen. Auch das war bemerkenswerth, daß von den anwesenden Ministern auch kein einziger sich für seinen Collegen und Präsidenten erhob und seine Zustimmung zu seiner Politik, zu seinen politischen Actionen erklärte. Sie ergriffen nur das Wort, wenn die Verwaltung ihres Departements einen Angriff erlitt, als wollten sie recht auffällig zeigen, daß sie nur Ressortminister seien; daß von einer politischen Solidarität des Ministeriums keine Rede sei; daß es ihnen gleichgültig, vielleicht gar nicht unangenehm sei, wenn Hohenlohe weggedrängt und durch eine mehr particularistische Persönlichkeit ersetzt werde. Hier rächte sich, daß Hohenlohe nicht schon längst sein Verbleiben von der Bildung eines in der deutschen Frage durchaus einheitlichen Ministeriums abhängig gemacht hatte.

Aber so monströs auch diese Debatte war, so hatte sie doch sehr großen Werth. Zwar wäre es für die Würde Baierns und speciell für diejenige dieser Versammlung besser gewesen, wenn höchstens der hundertste Theil von diesen Reden gesprochen worden wäre; aber für die Kenntniß der Persönlichkeiten und Zustände in Baiern war es doch sehr wichtig, wenn alles herauskam, was diese Patrioten auf dem Herzen hatten. Nach dieser Adreßdebatte und etwa noch nach den infolge der Greil'schen Anträge über den „Culturetat" geführten Debatten wird es niemand mehr geben, der über die Verhältnisse in Baiern im Unklaren ist. Denn alle Licht- und Schattenseiten des Landes sind aufgedeckt, der Culturzustand ganzer Provinzen, einzelner Stände und bestimmter Persönlichkeiten scharf gezeichnet, die Plane und Ziele der Ultramontanen trotz allen Ableugnens verrathen, die vielen Wunden des Staatskörpers unbarmherzig bloßgelegt und dem deutschen Mittelstaate Baiern die Rolle des „kranken Mannes", wie Döllinger am 28. Jan. sich ausdrückte, zugetheilt. Die Krankheit wird um so acuter werden, je mehr sich die Plane der Patrioten verwirklichen. Dazu ist nun freilich wenig Aussicht vorhanden.

Wenn die Partei derer, welche auf eine Loslösung von Preußen und dem Norddeutschen Bunde hinarbeiten, noch sehr fern von ihrem Ziele ist, so sind diejenigen nicht viel näher, welche den Eintritt Baierns in diesen Bund nur unter Bedingungen offeriren. Das Programm der Fortschrittspartei wird so wenig verwirklicht werden als das des Fürsten Hohenlohe, welches die augsburger „Allgemeine Zeitung" mitgetheilt hat. Das liberum veto, welches Dr. Marquard Barth für alle einzelnen Staaten anstatt der Bestimmung des Art. 78 und speciell für Baiern für den Civilproceß u. s. w. beansprucht, wird, wenn auch seine andern Ausstellungen und Wünsche erhört würden, niemals zugestanden weder von der Präsidialmacht noch von dem Reichstage. Wie schwer wird es dem süddeutschen Wesen, aus diesem liberum veto, das doch von der Geschichte längst gerichtet ist, hinauszukommen! Auf einen Unterschied von Mittel- und Kleinstaaten, auf eine Schaffung von zweierlei Bundesgenossen, von zwei Klassen deutscher Bürger kann nie eingegangen werden. Man kann dem Norddeutschen Bunde nicht zumuthen, sich selbst eine Quelle von Widerwärtigkeiten und Streitigkeiten zu eröffnen. Man sehe auf die Union in Nordamerika, man sehe auf den eidgenössischen Bund, an welchem Bern und Zürich unter keinen günstigern Bedingungen theilnehmen als der kleine Canton Zug. Es ist echt süddeutsch, immer besondere Bedingungen, etwas ganz Apartes für sich und seine hohe Stellung in Anspruch zu nehmen. Baiern soll nicht blos auf Reuß und Meiningen, es soll auch auf Sachsen sehen; andere Bedingungen als Sachsen wird und kann es nie bekommen. Damit ist auch das Urtheil über den Hohenlohe'schen Plan hinsichtlich des Verhältnisses der vereinigten süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bunde ausgesprochen. Um von allem andern nichts zu sagen: aber ein Bundesverhältniß, bei welchem über die gemeinsamen Angelegenheiten nicht in einem gemeinsamen Parlament berathen und nach der Majorität desselben beschlossen wird, sondern die Entscheidung nur dann erfolgt, wenn die Majorität sowol des norddeutschen als des süddeutschen Parlaments sich dafür ausspricht; dieser engere und weitere Bund ist fürwahr nicht dasjenige, was man unter einem einigen Deutschland versteht, nicht dasjenige, was der nationale Wille zu schaffen entschlossen ist. Es gehört dies zu den Unklarheiten und Unentschlossenheiten, welche man der Hohenlohe'schen Politik stets vorgeworfen hat. Und doch, wenn der Augenblick des Eintritts infolge zwingender Umstände heute an Baiern heranträte, so dürfen wir gewiß sein, daß weder Hohenlohe noch Marquard Barth und seine Gesinnungsgenossen der Macht des Augenblicks sich entziehen würden. Fürst Hohenlohe ist ein echter Gentleman, ist deutsch vom Scheitel bis zur Fußsohle, hat keine falsche Ader an sich, und die Antwort, welche er am 2. März, als die vereinigte Fortschritts- und Mittelpartei ihren Sieg bei den münchener Neuwahlen bei einem Diner feierte, auf

einen ihm ausgebrachten Toast gab: „Wir sind bei aller Verschiedenheit einig in drei Worten: Deutschland über alles!" diese Antwort mag jeden Zweifler über die künftige Haltung Hohenlohe's beruhigen. Und wie sehr die Fortschrittspartei für ein einiges, großes Deutschland begeistert ist, wie sehr sie sich sehnt, von den drückenden Fesseln der ober- und niederbairischen Patrioten erlöst zu werden, zeigt unter anderm auch die bekannte Rede Völk's, welche er am 18. Mai 1868 im Zollparlament unter dem lauten Beifall aller deutschen Männer gehalten hat.

Es ist uns um unsere bairischen Freunde nicht bange, wenn sie sich auch jetzt noch nicht so aussprechen, wie wir es gern hätten. Und wenn die Heißsporne der Patrioten in dem bisher beliebten Tempo fortfahren, ist es uns auch um einen Sieg über diese Partei nicht bange. Sie hat auf ihre Adreßdebatte manches zu hören bekommen. Eine sehr deutliche Antwort kam von Berlin. Dort wurde am 14. Febr. der Reichstag eröffnet. Die Thronrede enthielt folgende Stelle: „Die Gesammtheit der Verträge, welche den Norden Deutschlands mit dem Süden verbinden, gewähren der Sicherheit und Wohlfahrt des gemeinsamen deutschen Vaterlandes die zuverlässigen Bürgschaften, welche die starke und geschlossene Organisation des Norddeutschen Bundes in sich trägt. Das Vertrauen, welches unsere süddeutschen Verbündeten in diese Bürgschaften setzen, beruht auf voller Gegenseitigkeit. Das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, dem die bestehenden Verträge ihr Dasein verdanken, das gegenseitig verpfändete Wort deutscher Fürsten, die Gemeinsamkeit der höchsten vaterländischen Interessen verleihen unsern Beziehungen zu Süddeutschland eine von der wechselnden Woge politischer Leidenschaften unabhängige Festigkeit." Auch König Ludwig sprach sich ziemlich deutlich aus. In der Sitzung vom 16. Febr. verkündigte Präsident Weis, daß er sich wegen der Ueberreichung der Adresse durch eine Deputation an den Oberstceremonienmeister gewandt und von diesem im allerhöchsten Auftrage die Mittheilung erhalten habe, „daß Se. Maj. der König die Deputation der Kammer der Abgeordneten nicht bemühen wolle, und daher der Einsendung der Adresse entgegensehe". Auf dieses hin wurde die Adresse am gleichen Tage an das Ministerium des Innern zur Vorlage an den König übersandt. In diesen Tagen entschied sich auch die Frage über das Verbleiben des Fürsten Hohenlohe auf seinem Ministerposten. Er hatte bis zur Abstimmung über das Mistrauensvotum am 10. Febr. in der Kammer ausgehalten, von da an die Sitzungen nicht mehr besucht. Für einen Mann von so feinen Formen, von solcher Ehrlichkeit des Benehmens, von solcher Achtung für parlamentarische Würde mußte es etwas ungemein Drückendes sein, in einer Versammlung zu sitzen, wo Leute, die das gerade Gegentheil von ihm waren, das große Wort führten. Auch war unter solchen Umständen von einer fernern erfolgreichen Wirksamkeit des Fürsten keine Rede. Die Herren Patrioten hätten, um ihm alle Existenzmittel abzuschneiden, zu all seinen Vorschlägen und Forderungen „Nein" gesagt. Somit war ein Wechsel geboten, freilich weniger des Systems als der Person. Denn hierin blieb der König fest. Am Abend des 14. Febr. hatte Hohenlohe eine fast zweistündige Unterredung mit dem Könige, in welcher er mit diesem die ganze Lage besprach, seine persönliche Stellung zu den Parteien beleuchtete und die Opportunität einer Personalveränderung betonte. Er bat den König, welcher von seinem treuen, zuverlässigen Berather durchaus nicht lassen wollte und ihn mit allem Nachdruck zu beschützen versprach, davon Abstand zu nehmen und ihm zu erlauben, daß er sein Entlassungsgesuch einreiche. Als seinen Nachfolger empfahl er ihm den Grafen Bray, den bairischen Gesandten in Wien, dessen Vater, aus Frankreich abstammend, zuerst französischer Diplomat in Deutschland, dann als bairischer Gesandter an verschiedenen Höfen angestellt war. Der Sohn, im Jahre 1807 geboren, Besitzer des Majorats Steinburg-Irlbach in Niederbaiern und erblicher Reichsrath, war schon öfters im bairischen Staatsdienste als Diplomat verwendet

und hatte bereits im Jahre 1848 bis zum 5. März 1849 das Ministerium des Auswärtigen geleitet. Dies schien der rechte Mann zu sein, um den bairischen Staatswagen in deutschen Gleisen zu halten. Sofort reichte Hohenlohe am 15. Febr. seine Entlassung ein, und die Unterhandlungen mit Graf Bray begannen. Derselbe traf am 3. März in München ein und hatte sogleich eine Unterredung mit dem Könige. Längere Unterredungen mit dem Fürsten Hohenlohe und den übrigen Ministern folgten. Am 7. März endlich waren alle Terrainschwierigkeiten beseitigt. Unter diesem Datum erhielt Hohenlohe folgendes eigenhändige Schreiben seines Königs: „Mein lieber Fürst! Sie haben wiederholt an mich die Bitte um Enthebung als Staatsminister des königlichen Hauses und des Aeußern gebracht. Nach eingehender Prüfung der Verhältnisse habe ich in Würdigung der von Ihnen vorgebrachten persönlichen Motive diesem Ihrem Gesuche heute Folge gegeben. Indem ich Ihnen dies eröffne, fühle ich mich gedrungen, Ihnen für die opferwillige Hingebung und bewährte Treue, wodurch Ihre Amtsführung ausgezeichnet war, aus vollstem Herzen meine Anerkennung auszusprechen. Dieser Anerkennung thatsächlichen Ausdruck zu verleihen, habe ich Sie, mein lieber Fürst, in die Zahl der Capitulare meines Ritterordens vom heiligen Hubertus aufgenommen. Indem ich Ihnen die erneuerte Versicherung meines freundlichen Wohlwollens ertheile, verbleibe ich fortan Ihr sehr gewogener König Ludwig." Zugleich wurde am 7. März Graf von Bray-Steinburg durch allerhöchstes Handschreiben an die Stelle des Fürsten Hohenlohe berufen.

Jedermann war gespannt, aus dem Munde des neuen Ministers ein Wort über seine Politik zu vernehmen. Als bei Berathung des außerordentlichen Militäretats die Allianzverträge neue Anfechtungen erlitten, ergriff er diese Veranlassung und sprach sich in der Sitzung vom 30. März über sein Programm aus. Die Haltung der Verträge, aber zugleich die Wahrung der berechtigten Unabhängigkeit und freien Selbstbestimmung Baierns bildeten natürlich die Grundlage. Die Lage Baierns hielt er keineswegs für schlimm. Wie in ganz Europa, so gebe es auch hier viel Unfertiges und Schwieriges. „Aber deswegen ist die Lage des Staats nicht unhaltbar, und ich sage mehr, sie ist unangreifbar. Baiern liegt im Centrum von Europa und von Deutschland; jeder Angriff, jede ernste Bedrohung Baierns würde Complicationen hervorrufen, welchen auch die größte Macht sich nicht wird aussetzen wollen. Dazu kommt als erster Factor, daß ein Staat von nahezu 5 Millionen mit dem Kernvolk, wie das unserige ist, mit einer tapfern und tüchtigen Armee; einer äußern Gefahr nicht so leicht unterliegt." Er werde sich an das Erreichbare halten, freundschaftliche Beziehungen mit allen Nachbarn, in erster Linie mit den deutschen Stammesgenossen in Nord und Süd, im Osten und im Westen, unterhalten, die Gemeinsamkeit der Interessen Süddeutschlands, auch ohne Südbund, cultiviren, eine offene und ehrliche und zugleich praktische Politik befolgen. „Was wir wollen, was wir anstreben, was wir wünschen, darf die ganze Welt erfahren: wir wollen Deutsche, aber auch Baiern sein."

Dies war eine Rede, wie sie Fürst Hohenlohe nicht zu halten vermocht hätte. Die Patrioten waren zwar nicht ganz befriedigt, glaubten aber doch bei diesem Tausch gewonnen zu haben. Gegenüber den Hohenlohe'schen Aeußerungen betonte diese Rede zu sehr die europäische Stellung des Fünfmillionenstaats, pochte zu sehr auf dessen Unangreifbarkeit, hielt das Verhältniß zu Norddeutschland für allzu wenig entwickelungsfähig, und zeigte eine solche Lust, Baiern recht viele Freunde zu verschaffen, Oesterreich und Preußen auf die gleiche Linie zu setzen, daß sie nothwendig das eine, was noththat, und den einen und mächtigsten Freund, der noththat, vernachlässigen, fast verletzen mußte. Das Dictum von der Unangreifbarkeit ist nur dann mehr als eine bloße Phrase, wenn Baiern den Allianzvertrag nicht blos nach dem Buchstaben, sondern auch nach seinem Geiste hält, also so, wie Dr. Jörg es befürchtet. Im andern Falle wird Preußen zwar

Baiern nicht gleich am nächsten schönen Morgen angreifen, aber beim nächsten europäischen Kriege, im Fall des Sieges, ihm die Bedingungen des Eintritts in den deutschen Bundesstaat (oder Einheitsstaat?) nicht abfordern, sondern dictiren. Wie nach den neuesten Erlebnissen von einem „Kernvolk", nach den Erfahrungen von 1866 von einer „tüchtigen Armee", wozu selbstverständlich auch tüchtige Generale gehören, gesprochen werden kann, ist manchem, der nicht die Ehre hat, zu den „Patrioten" zu gehören, etwas unklar. Und in welch glänzenden Zustand wollen eben jetzt die Patrioten nach den Vorschlägen ihres militärischen Orakels, des Statistikers Kolb, diese „tapfere und tüchtige Armee" bringen! Kolb steuert dem Milizsystem zu und glaubt erst dadurch Baierns Unangreifbarkeit zu einer überall, im Norden und Süden, im Osten und Westen bekannten und respectirten Thatsache zu machen.

Der Unterschied zwischen der Politik des Fürsten Hohenlohe und der des Grafen Bray ist, soviel sich bisjetzt beurtheilen läßt, kurz der, daß Hohenlohe immer bestrebt war, die Wege zu einer nationalen Einigung Süddeutschlands mit dem Norddeutschen Bunde aufzusuchen, und Preußen offen als den Staat bezeichnete, an welchen Baiern, wenn es nicht für seine Existenz fürchten wolle, sich anlehnen müsse, während Graf Bray von der Entdeckung solcher Wege nichts wissen will, eine weitere Anlehnung an Preußen, als schon im Allianzvertrage liegt, für unnöthig erklärt und den Statusquo streng aufrecht erhält. Hierin stimmt er mit den Politikern vom Resenbach, mit Hrn. von Varnbüler und seinen Freunden vollständig zusammen. Daher plötzlich die Intimität der münchener und stuttgarter Regierung, welche sich neuerdings in einem Besuche des Grafen Bray und des Justizministers Lutz in Stuttgart kundgegeben hat. Auch hier scheint der Rücktritt Hohenlohe's nicht beweint worden zu sein. Man wird sich von nun an darauf gefaßt zu machen haben, daß das von Demokraten unterwühlte Würtemberg an das unangreifbare Baiern sich anlehnt, daß beide Staaten bei etwaigen Unterhandlungen mit dem Norddeutschen Bunde und dem Zollvereine als eine Art kaufmännische Compagnie auftreten und im Annehmen und Ablehnen eine süddeutsche Gemeinsamkeit zur Schau tragen. Wie lange diese bairisch-würtembergische Allianz dauern wird, wird sich zeigen. Bei der bekannten Eifersüchtelei dieser beiden Cabinete ist der Bund ein unnatürlicher zu nennen und seiner Lebensdauer kein günstiges Prognostikon zu stellen. Doch hat gerade in dem Abschlusse solch unnatürlicher Bündnisse in den letzten Jahren Süddeutschland, am allermeisten Würtemberg, seine Regierung und sein Volk, Großes und Unglaubliches geleistet.*)

Victor Hugo als Romanschriftsteller.

Von Rudolf Gottschall.

Zweiter Artikel.

Wenn Victor Hugo in seinem umfangreichsten Roman „Les misérables" in den Erinnerungen an Paris schwelgte und sich in das Straßennetz der Weltstadt und ihre verlorensten Winkel mit jener Andacht versenkte, welche dem Verbannten jede Stätte der Heimat werth und theuer macht, so sehen wir ihn in seinen spätern Romanen: „Les

*) Der inzwischen (im Juli 1870) ausgebrochene Krieg mit Frankreich hat alle derartige Befürchtungen über Separatbündnisse und Sonderinteressen in den Hintergrund gedrängt und kann nach dieser Seite hin als ein luftreinigendes Gewitter betrachtet werden. D. Red.

travailleurs de la mer“ und „L'homme qui rit“, bereits heimisch auf den Kanalinseln und bestrebt, ihre Seekarte poetisch zu coloriren. Das Meer hatte an dem Dichter einen Proselyten gemacht; man sah auf seiner Staffelei vorzugsweise Marinebilder stehen; wie Goethe's Biograph in England, Lewes, wandelte der Dichter am Strand und studirte die großen und kleinen Meerungeheuer, weihte sich in alle Geheimnisse der Schiffsbaukunst auf den Werften ein und suchte die Wetterkunde, die Launen der Lüfte und des Meeres aus den aufgezeichneten und nicht aufgezeichneten Erfahrungen der Schiffskapitäne und Steuermänner zu erforschen.

„Les travailleurs de la mer“ ist ein Seeroman mit farbenreichen Marinegemälden; aber er unterscheidet sich wesentlich von den Romanen Marryat's und seiner Schüler, welche auf dem Ocean in die Weltweite schweiften und auf Abenteuer bei den Antipoden ausgingen, welche große See- und Kriegsschiffe mobilmachten und mit ihnen in ihren poetischen Naumachien Kämpfe und Schlachten aufführten. Die Muse Victor Hugo's bewegt sich innerhalb beschränkter Localitäten; sie schweift nicht über den Kanal hinaus; sie besteigt nur einen kleinen Kanaldampfer und macht keine Weltreise auf einem Great Eastern; aber die Poesie des Meeres ist im Kanal La Manche dieselbe wie im Stillen Ocean; die Gewalt seiner Stürme ist hier nicht minder großartig und zerstörend; seine riesigen Felsenklippen sind hier nicht minder verhängnißvoll für die Schiffahrt. Ein Auge, gewohnt in die Tiefen und Fernen des Meeres zu blicken, findet hier den gleichen unermeßlichen Stoff wechselnder Gestaltung, und ein Sinn, gewohnt das Erhabene und Göttliche zu suchen im Wechsel der Erscheinungen, im Spiel der Naturgewalten, im Geheimniß der Naturwunder, gewohnt das Vergängliche zu schauen sub specie aeterni, wird für begeisterten Hymnenschwung hier die gleiche Anregung finden.

In der That ist die Poesie des Meeres der eigentliche Inhalt des Victor Hugo'schen Romans; eine Poesie, deren Hauch auch die feinste und sorgfältigste Detailmalerei desselben durchdringt. Die Erzählung selbst, die Fabel, greift nicht über den Bereich der Novelle hinaus. Es ist die Geschichte einer treuen, aufopfernden Liebe, welche zu jenen Heldenthaten der Arbeit entflammt, wie sie das Zeitalter des ritterlichsten Liebescultus nicht kannte. Diese Liebe wird, nachdem sie dem Meere die unglaublichsten Erfolge abgekämpft hat, mit schnödem Undank belohnt; aber in aufopfernder Hingebung gründet sie das Glück der Geliebten und fällt dann als ein freiwilliges Opfer der steigenden Meeresflut. Es ist dies eine überaus rührende Geschichte, deren Gefühlsmomente in ein Zeitalter der Romantik passen würden, die sich aber in dem Jahrhundert der Arbeit an Vorgänge des realen Lebens knüpft. Daß der französische Romantiker dennoch in die unmittelbarste Nähe der Marinetechnik die Wunder aus dem mondbeglänzten Zauberreiche der Romantik zu versetzen weiß, werden wir noch später sehen.

Der Mittelpunkt des epischen Gemäldes ist die Robinsonade der Douvresklippen, jedenfalls eine der merkwürdigsten Darstellungen, welche neuere Romane enthalten. Um diesen Mittelpunkt rotirt die ganze Handlung des Romans. An abenteuerliche Piratengeschichten erinnert der Schiffskapitän Clubin, welcher einem Diebe seines Rheders Letthierry die gestohlene Summe abjagt, um sie aber für sich behalten zu können, seinen Dampfer an einem Nebeltage absichtlich an die Klippen steuert. Die Mannschaft wird gerettet; der Kapitän bleibt auf dem Schiffe wie ein Krieger auf der Walstatt, dem Anschein nach, um als Opfer seiner Pflicht zu sterben, in Wahrheit aber, um sich und seinen Raub durch Schwimmen zu retten und dann in die Ferne zu flüchten. Doch in seiner Rechnung zeigt sich ein verhängnißvoller Fehler. Er glaubte an den Hanrisfelsen angelaufen zu sein, von wo er durch eine Stunde Schwimmen das Land erreichen konnte — statt dessen befand er sich auf den einsamen, verlorenen Douvresklippen, welche fünf Seemeilen vom Lande entfernt waren.

Wir verlassen den kunstvollen Arrangeur des Schiffbruchs, wie er, von fern ein Segel erspähend, sich nackt, nur mit dem Gurt und der Geldtasche um den Leib, ins Meer stürzt und hier plötzlich am Fuß ergriffen wird. Victor Hugo befolgt die alten Regeln epischer Dichtung, wie sie schon Homer in den unsterblichen Gesängen seines Seeromans, der „Odyssee", beobachtet hat. An einer spannenden Stelle, wo wir auf etwas Unerklärliches stoßen, bricht er plötzlich den Faden der Erzählung ab, um ihn an einer spätern Stelle wieder aufzunehmen. In der Zwischenzeit bleibt auf dem Grunde unserer Seele ein dunkler Rest von Neugier zurück, der uns fortzulesen treibt. Es sind dies die geheimen Klammern, mit denen uns die Romanautoren aller Zeiten zu fesseln wissen.

Der Rheder Lettbierry ist durch den Verlust seines Dampfers, des ersten Kanaldampfers in der Zeit, in welcher die Handlung sich zuträgt, ins Elend gestürzt. Wenn wenigstens die Maschine gerettet werden könnte! Zu dieser Rettung erbietet sich ein junger Inselbewohner, Gilliat, als er hört, daß Deruchette, des Rheders Tochter, die er insgeheim liebt, dem Retter der Maschine ihre Hand verspricht, und er geht allein auf ein Abenteuer aus, bei welchem die Mächte der Mechanik und ihre wohlberechneten Kräfte dieselbe Rolle spielen wie die Hünenschwerter, mit denen die alten Recken die Drachen köpften.

Die Fabel des Romans erfordert, daß Gilliat die unglaubliche, dem Anschein nach unmögliche Rettung allein ausführt. Jeder Leser von gesundem Menschenverstand macht zunächst den Einwurf: Aber warum allein? Was für den einzelnen eine Unmöglichkeit ist, kann vereinter Kraft ein Leichtes sein. Eine Association von Meeresarbeitern, ausgerüstet mit den nöthigen Hülfsmitteln, kann in kürzerer Zeit die Maschine des zwischen die Felsen geklemmten Wracks erobern und flottmachen. Dann freilich wäre der Handlung des einzelnen ihr märchenhafter Reiz genommen worden und die ganze Fabel des Romans aus den Fugen gegangen. Der Dichter war auf den Einwurf gefaßt und sucht ihn durch die folgende Darstellung der Sachlage zu widerlegen, welche die Erörterungen der berathenden Seemänner zusammenfaßt und zugleich die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten des Unternehmens und damit den Heldenmuth desjenigen, der sie zu besiegen wagt, in helles Licht stellt:

„Die Maschine war sehr wichtig; man konnte vielleicht ein neues Fahrzeug bauen; doch die Maschine ließ sich nicht erneuern. Es gab keinen Ersatz für sie. Zur Anfertigung einer ähnlichen fehlte das Geld und mehr noch die Arbeiter. Man wußte, daß der Erbauer der Maschine gestorben war. Sie hatte 40000 Frs. gekostet. Niemand würde in Zukunft ein solches Kapital an eine so unsichere Sache setzen, und zwar um so weniger, als sich herausgestellt hatte, daß Dampfer ebenso leicht zu Grunde gehen als Segelschiffe. Das neueste Schicksal der Durande hob alle ihre frühern Erfolge auf. Dennoch war es zu beklagen, daß jene Maschine, gegenwärtig noch unbeschädigt, nach fünf bis sechs Tagen wahrscheinlich unbrauchbar sein würde wie das Schiff. Solange sie noch vorhanden war, konnte man eigentlich von keinem Scheitern sprechen. Nur der Verlust der Maschine ließ sich nicht ersetzen. Sie retten, würde das Unglück gut machen heißen. Retten! Dies war leicht gesagt. Wer aber würde sich dazu hergeben? Ließ sich die Sache überhaupt ausführen? Unternehmen und Gelingen sind zweierlei, wie ein Traum leicht geträumt, aber schwer verwirklicht wird. Gab es irgendein unverständiges, unsinniges Phantasiegebilde, so war es der Plan, die an den Douvres gescheiterte Maschine zu retten. Es wäre albern gewesen, ein Fahrzeug mit Arbeitern nach jenem Felsen zu schicken, denn die Jahreszeit der Stürme war da. Der erste Orkan hätte die Ankerketten an den Graten der unterseeischen Klippen zersägt und das Schiff wäre an dem Felsen zerschellt. Dies hieße, dem ersten Wrack ein zweites nachschicken. In der Ver-

tiefung des Plateau der höchsten aller Douvresklippen, in welcher jener sagenhafte Schiffbrüchige einst Schutz fand und endlich Hungers starb, hatte kaum eine Person Platz. Um die Maschine zu retten, mußte also ein Mann nach dem Felsen schiffen und dort — in vollständiger Meereseinsamkeit fünf Meilen vom Strande, ganze Wochen verleben, allein inmitten dieser furchtbaren Region hausen, unerwarteten und ungeahnten Ereignissen entgegensehen, ohne Erfrischungsmittel an Speise und Trank bei körperlicher Erschöpfung zur Hand zu haben, ohne sich in seiner Einsamkeit irgendeiner Hülfsleistung anderer zu erfreuen, geschieden von jeder Spur des Daseins menschlicher Wesen, außer jener allein, die der vor Hunger und Durst dahingeschiedene Schiffbrüchige, sein Genosse, auf dem Felsen zurückgelassen hatte. Und wie war, selbst wenn sich jemand dazu bereit fände, diesen Gefahren zu trotzen, die Rettung der Maschine zu bewerkstelligen? Der Betreffende müßte Matrose und Schmied in Einer Person sein. Und welch eine Arbeit würde es sein? Der Mensch, welcher sich ihr unterzogen, hätte mehr als ein Held sein müssen. Ein Narr! Denn bei gewissen riesigen Unternehmungen, die übermenschliche Kräfte erfordern, ist der Muth der Unternehmung nicht Muth, sondern Wahnsinn. Wäre es, die Sache nach allen Seiten erwogen, nicht eine Ueberspannung, altem Eisen zu Liebe sein Leben aufs Spiel zu setzen? Nein, niemand würde sich entschließen, nach den Douvresfelsen zu gehen. Die Maschine mußte, wie das übrige, den Wellen preisgegeben werden. Ein Retter, wie man ihn brauchte, konnte nicht erscheinen. Wo wäre solch ein Mensch zu finden?"

Und doch findet sich ein solcher Mensch, der das Uebermenschliche nicht nur auszuführen unternimmt, sondern auch wirklich ausführt, und es findet sich ein Dichter, der uns schildert, wie das „unverständige, unsinnige Phantasiegebilde" dieses Plans verwirklicht wird. Gilliat lebt als Robinson wochenlang auf den Douvresfelsen und kehrt als Sieger mit der eroberten Maschine heim. Diese Schilderung nimmt mehr als einen ganzen Band des Romans ein. Eine der wichtigsten Partien derselben ist die technisch-mechanische. In welcher Weise vollbringt Gilliat das Wunderwerk, mit zwei Armen die schwere Maschine aus dem in den Felsen festgekeilten Wrack in das Boot zu bringen? Es ist dies jedenfalls eine moderne Herculesarbeit; aber die Kraft eines Herakles, welcher einer Schlange die Köpfe abzuhauen und einen Augiasstall zu reinigen vermochte, hätte dazu nicht ausgereicht. Es bedurfte einer mechanischen Erfindungskraft, eines nie verlegenen Genies, um zum Ziel zu gelangen. Wenn wir erwägen, daß wir die Dampfmaschine, alle Eisenschienen und Locomotiven der Erde nur einer einzigen Idee verdanken, die an und für sich keinen größern Aufwand von Erfindungskraft nöthig hatte, als jede der mechanischen Ideen, durch welche Gilliat das anscheinend Unmögliche möglich zu machen suchte, so haben wir zugleich den Maßstab für die Bedeutung, welche der Dichter selbst diesen Schilderungen beilegt, indem er seinen Helden zu einer Art naturwüchsigem James Watt macht, zuletzt aber alle Ehren dieses mechanischen Genies für sich selbst in Anspruch nimmt.

Es ist eine eigenthümliche Koketterie eines Dichters, ein großer Mechaniker sein zu wollen. Dieser Koketterie verdanken wir lange Abschnitte des Victor Hugo'schen Romans.

Zweierlei empfinden wir indeß als störend in diesen Schilderungen. Einmal das unvermeidliche technische Detail, welchem eine in mechanischen Anschauungen ungeübte Phantasie keineswegs bereitwillig folgt. Man hat oft das Gefühl, als müßte eine erläuternde Zeichnung die Darstellung des Dichters begleiten, um uns klar zu machen, durch welche höchst scharfsinnige Manipulationen Gilliat sich die einfachen Naturkräfte, wie die der Schwere, dienstbar macht, wie er die beiden Hauptklippen durch Balken verbindet, Krane, Flaschenzüge, Kloben sich schafft, die Maschine von dem Wrack loslöst und in das Wrack hinabsenkt u. s. w. Die Werkthätigkeit Robinson's, die uns ein so großes

Interesse einflößt, ist eine so einfache, daß jeder Leser sie leicht begreifen kann; wir bewundern seinen Erfindungsgeist um so mehr, je mehr wir seinen Gedanken und ihrer Ausführung folgen können. Was er thut und schafft, ist wie das Ei des Columbus. Doch der verwickelten, mit allerlei mechanischen Problemen belasteten Thätigkeit eines Gilliat vermag unsere Phantasie nicht zu folgen, und die Schilderung selbst wird eine äußerliche Beschreibung, trocken und unpoetisch.

Dann aber bleibt in uns immer ein Zweifel an der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der vorgeführten Thatsachen lebendig, um so mehr, je mehr Mühe der Dichter sich gibt, die unglaublichen Wagstücke, Kraftproben und Wunderthaten seines Helden glänzend zu beleuchten und sachverständig zu erläutern. Wir ertappen ihn von Haus aus auf einigen Erschleichungen der dichterischen Erfindung, gegen welche wir uns zur Wehr setzen. Wenn Robinson sich seine Werkzeuge selbst zurechtmacht, so finden wir das ganz in der Ordnung; wenn aber Gilliat sich eine kunstvolle Schmiede auf irgendeiner Einsattelung der Klippe einrichtet und dort Werkzeuge zurechtschmiedet, so fragen wir, warum er sie nicht von der Insel Guernsey sich mitgebracht hat? Es handelt sich ja nicht um die Noth und Verzweiflung eines Schiffbrüchigen, sondern um ein vorbedachtes Unternehmen, zu welchem die unerlaßlichen Vorbereitungen wol getroffen werden konnten.

Die complicirte Arbeit des Maschinenretters übt daher keine reine Wirkung auf die Phantasie aus. Gleichwol verkennen wir nicht, daß Victor Hugo sehr genaue technische Studien gemacht hat, damit seine Darstellung vor Fachmännern bestehen könne, und daß, vorausgesetzt eine fast übermenschliche Körperkraft und Gewandtheit, die mechanischen Hülfsmittel zur Lösung der Aufgabe zweckentsprechend erfunden sind.

Doch die Robinsonade des 19. Jahrhunderts, welche dem Erfindungsgeiste und den Fortschritten desselben Rechnung trägt, hat eine poetische Seite mit der Dichtung Defoe's gemein, die Natureinsamkeit, die auf den Douvresklippen noch bei weitem grandioser erscheint als auf der unbewohnten Insel des verschlagenen Seefahrers. Dort mußte das kleinste Plätzchen Erde erobert werden, um nur die Möglichkeit eines festen Standpunktes, eines Nachtlagers, einer Aufbewahrungsstätte für Proviant und Werkzeuge zu gewinnen, während die Insel Robinson's für Aufenthalt und Lagerstätten eine bequeme Gastlichkeit gewährt. Auf den Douvresklippen wächst keine Frucht, und der einsame Bewohner muß, als sein Proviant zu Ende gegangen ist, von den Meerthieren leben. Dieser wochenlange Verkehr eines vereinzelten Menschen mit der wild ungastlichen Natur gewinnt an Gefährdung und an Großartigkeit, als die entfesselten elementarischen Gewalten den Menschen selbst und sein halbvollendetes Werk zu vernichten drohen. Die Nothwehr gegen den Sturm wird uns in anziehender Weise geschildert; vor allem aber ist die Schilderung des Orkans selbst ein Meisterstück der Marinemalerei, von glänzendem Colorit und hinreißender Lebendigkeit. Mit welcher feinen Beobachtungsgabe sind die Vorbereitungen des hereinbrechenden Unwetters am Himmel, die Taktik und Strategie der himmlischen Heerscharen vor dem Beginn der Schlacht geschildert:

„Gilliat sah, wie sich über seinem Haupte alle Dunstmassen anhäuften und zu misgestalteten Wolken zusammenballten. Ueber den Horizont drückte und breitete sich ein aschfarbenes Nebelband und am Horizont ein bleifarbenes aus, bleiche Fetzen hingen von den Wolken oben auf die Nebel unten herab. Der ganze Grund der Wolkenmauer sah bleich, häßlich, finster, unbeschreiblich aus. Eine kleine weißliche Wolke, welche entstand, ohne daß man wußte, wie sie gekommen war, schnitt schräg von Nord nach Süd die hohe und dunkle Mauer. Das eine ihrer Enden streifte das Meer, und an dem Punkte, wo es das Labyrinth der Wogen berührte, nahm man den Rauch rothen Dampfes wahr, Unter der langen bleichen Wolke flogen kleine, sehr niedrig und ganz schwarz, gegeneinander, als wenn sie nicht wüßten, was aus ihnen werden sollte. Das mächtige Gewölk

am Horizont wuchs mit einem mal auf allen Theilen, nahm an Krümmung zu und behielt seine drohende Stellung bei. Nur im Osten noch, hinter Gilliat, gab es eine klare Stelle am Himmel, die sich aber auch allmählich schloß. Ohne daß man irgendeinen Luftzug wahrgenommen hätte, ging eine merkwürdige Zerstauung, Zertheilung und Zerstückelung des graufarbenen Gefieders vor sich, als wenn ein Riesenvogel hinter jener Mauer der Finsterniß federte. Eine Decke von dichtem Schwarz hatte sich gebildet, sie berührte am äußersten Horizont das Meer und mischte sich dort in das Schwarz der Nacht. Man fühlte, daß etwas heranrückte. Es lag etwas Gewichtiges, Schweres, Aufgeregtes in der Luft. Die Dunkelheit nahm zu. Plötzlich brach ein gewaltiges Donnern los."

Aus der Schilderung des Orkans selbst, die noch ähnliche Schilderungen Sealsfield's übertrifft und zu welcher die Lyrik und Epik aller Zeiten, was grandiose Auffassung und das Hineinfühlen in die beseelten Naturgewalten betrifft, kaum ein gleich bedeutsames Seitenstück aufweisen dürfte, heben wir noch die folgende Stelle als Probe der poetisch-grandiosen Darstellung hervor: „Die ganze tobende Unermeßlichkeit fiel über die Douvresklippen her. Man hörte zahllose Stimmen. Wer schreit denn so? Es entstand der panische Schrecken des Alterthums. Augenblicke hindurch glaubte man so sprechen zu hören, als ob jemand Befehle austheile, dann Rufen, Schreien, sonderbares Erzittern und jenes großartige und majestätische Heulen, welches die Seeleute den Ruf des Weltmeeres nennen. In unendlichen Kreislinien pfiff der flüchtige Wind über die kreisenden Fluten; die Wogen, unter seinem Drucke zu Wurfscheiben geformt, wurden gegen die verborgenen Klippen geschleudert, wie riesige Geschosse von unsichtbaren Athleten. Unendlicher Schaum bespritzte alle Felsen. Stürme in der Höhe, Fluten in der Tiefe. Dann verdoppelte sich das Brüllen. Der Ton keines Menschen und keines Thieres kann eine Vorstellung von dem Lärmen geben, welches sich in diese Aufregung des Meeres mischte. Die Wolken donnerten, die Winde knatterten, die hohle See zischte. Einzelne Punkte schienen unbeweglich, an andern legte der Wind 100 Fuß in der Secunde zurück. Das Meer war bis über den Gesichtskreis hinaus weiß; zehn Meilen Schaumwassers füllten den Horizont. Feuerthore öffneten sich. Die einen Wolken schienen von den andern verbrannt zu werden, und auf den Massen rother Wolken, welche Kohlen glichen, sahen sie wie Rauch aus. Wogende Gebilde stießen aneinander und verschmolzen sich, indem sie dabei gegenseitig ihre Gestaltungen vernichteten. Unermeßliches Wasser strömte herab. Man hörte Gewehrfeuer am ganzen Himmel. Gerade in der Mitte befand sich eine Art großer umgestülpter Bütte, aus welcher in buntem Gemisch Wasser- und Lufthosen, Winde und Wolken, Farben und Phosphor, Finsterniß und Licht, Donner und Blitze herausfielen."

Die dramatische Dichtung bedarf eines Zauberers Prospero, um uns den Kampf der Elemente, den „Sturm" auf der Zauberinsel, interessant zu machen; die moderne Poesie weiß größere Wirkungen zu erzielen durch eine pantheistisch beseelte Naturdarstellung, durch die feinsten Detailbeobachtungen, die in poetische Münze umgesetzt werden, durch die Schilderung, wie ohne Hülfe eines Zauberstabes Menschenkraft der verheerenden Gewalt des Sturmes einen Damm entgegenstellt.

Auch für die sagenhaften Ungeheuer der Romantik sucht und findet moderne Dichtkunst einen Ersatz; jene Drachen und Greife, jene verzauberten Riesen- und Wunderthiere können im 19. Jahrhundert keine Rolle mehr spielen. Dennoch gibt es unter den Geschöpfen der Natur unheimliche und seltene Ungeheuer, welche namentlich der Abgrund des Oceans verbirgt, welche aber die Poesie für irgendeine Situation aus seiner Tiefe heraufbeschwören kann. Die Abenteuer, welche Gilliat in der Meeresgrotte der Douvresklippen erlebt, haben eine durchaus phantastische Beleuchtung und den Reiz des Wunderbaren, obschon der Dichter nur Naturerscheinungen und Wesen der Naturreiche benutzt, um diese Wirkung zu erzielen. Nicht Ariost, nicht Tasso haben uns eine Grotte ge-

schildert, die mit so poetisch-originellem Reiz ausgestattet wäre wie diese Grotte der Klippen, die uns Victor Hugo schildert. Und gleichwol nimmt er alle Farben nur von der Palette der Naturgeschichte. Da sehen wir Wasserpflanzen von mehr als Klafterlänge mit den Schwingungen eines von Wind bewegten Haares im Schos des Wassers schwimmen, die Mauer der Grotte überwuchert von der Wölbung der Decke bis an die Stelle, wo das Gestein sich in die Tiefe verliert, von der üppigen Flora des Oceans, von kräftigem olivenfarbigen Moos, aus dem sich feine streifenartige Meergrasspitzen hervordrängen. Unter diesen Pflanzen verbergen sich die seltensten Juwelen aus dem Schmuckkasten des Oceans: Elfenbein- und Flügelschnecken, Bischofsmützen, Purpurmuscheln, thurmartige Hornschnecken, mit Stickereien und Posamentierbesätzen geschmückte Mollusken. An manchen Punkten im Wasser entstehen durch die Anhäufung funkelnden Muschelwerks Ausstrahlungen, die ein Gewühl von Perlenmuscheln, Azur- und Goldschnecken durchschimmern lassen. Eine herrliche, schwärzliche Pflanze schließt wie eine Randverzierung die Seegraskegel ab. Aus ihren breiten, teppichartigen, dunkeln Geflechten leuchten überall kleine lapislazulifarbene Blüten. Im Wasser scheinen die Blumen sich zu entzünden und man hält sie für blaue Flämmchen. Ueber denselben sind sie Blüten, in ihnen gleichen sie Saphiren, sodaß die Flut, indem sie stieg und die Grundmauern der Grotte in ihren Schos versenkte, den Fels mit Karfunkeln bedeckte. Das Gestein, stellenweise roh und nackt, zeigte an andern Stellen die zierlichste natürliche Meißelarbeit. Der Fels war wie der Schild eines Sarazenendamasc. „Man sah Felder, die korinthischer Bronze glichen, und Arabesken, wie sie die Pforten der Moscheen zieren; geheimnißvolle und unleserliche Runenschrift zeigte sich an andern Steinflächen. Pflanzen mit feinem rankigen Gezweig spannten ein Netz von Filigran über die goldschimmernden Moosflechten der Mauer. Die Grotte entfaltete die Pracht einer Alhambra. Wilde Formlosigkeit und die Kunst der Goldschmiede begegneten sich hier in der erhabenen und misgestalteten Architektur des Zufalls. Prächtiger Meerschimmel bekleidete die Kanten des Granits mit Sammt und großblühende Lianen bildeten mit einem Geschick als besäßen sie Verstand, an den steilen Felswänden Festons. Seltsam gestaltete Sträuße von Mauerglaskraut blickten hin und wieder anmuthig hervor. Die Grotte hatte alle ihr zu Gebote stehende Koketterie entfaltet. Das fremdartige paradiesische Licht, welches durch das Wasser drang und ein Gemisch aus Meeresdämmerung und Himmelsonnenglanz war, vergrößerte und erweiterte die Umrisse aller Gegenstände auf eine übernatürliche Weise. Sie erschienen unter diesem Irisschleier in dem Farbenspiel der Linsengläser, welche übermäßig runderhaben geschliffen sind. Im Wasser gaukelten Farbenbilder der Sonne und man glaubte in diesem durchsichtigen, aurorafarbenen Element ertrunkene Regenbogenbruchstücke sich winden zu sehen. An manchen Punkten gewahrte man im Schos des Wassers eine Art Mondschein. Alle Pracht schien sich dort verschmolzen zu haben, um ein namenloses Gemisch aus blendendem Glanz und Nachtdunkel zu erzeugen. Es gab nichts Beängstigenderes und Räthselhafteres als die Pracht dieser Grotte."

Das sind die mit magischer Pracht ausgemalten Decorationen; doch für die Meeresgrotte fehlt noch das Meerungeheuer, ihr Bewohner. Die Phantasie der mittelalterlichen Dichter hat sich sehr angestrengt, scheußliche Gestaltungen zu erfinden, misgebildete Wesen, mit denen die Helden und Ritter einen unheimlich gräßlichen Kampf bestehen. Auch die antike Mythologie zeigt uns eine Fülle von Meerungeheuern, welche die Poesie theils erfand, theils benutzte. Die antiken Chimären und Hydren haben in der Gegenwart das Bürgerrecht verloren. Der moderne Dichter sucht an der Hand der Naturforschung lebende Wesen auf, welche jenen Erfindungen der Phantasie durch unheimliche Widerwärtigkeit, schauder- und ekelerregende Eigenthümlichkeiten und dabei durch gefahrdrohende und schreckenerregende Kraft ebenbürtig sind.

Was sind alle Molche und Drachen gegen den Alp, den Pulpen, den riesigen Meerpolypen, welchen Victor Hugo in seine Felsengrotte einquartiert und zwar nicht als müßige Staffage, sondern als eins der mit in die Handlung eingreifenden Wesen. Wie ein Romanheld, wird er vorher bereits in geheimnißvoller Weise angekündigt. Wir verließen den Kapitän Clubin, wie er nach seinem Sprunge von dem gescheiterten Dampfer von irgendetwas plötzlich am Fuß ergriffen wird; wir sehen mit Gilliat bei dem ersten Besuch der unterirdischen Grotte einen Lumpen, der einer Narrenkappe mit plätschernden Zipfeln glich, durch das Wasser schnell dahinschwimmen.

Jener mysteriöse Angreifer, diese schwimmende Narrenkappe — es ist der Alp, le pieuvre, das Ungeheuer der Victor Hugo'schen Dichtung. Man hat diesen Riesenpolypen für ein Fabelwesen erklärt und von naturhistorischer Seite Zweifel gegen seine Existenz erhoben. Gewiß mit Unrecht; man weiß, daß Polypen von 4—5 Fuß Umfang existiren, welche den Badenden bisweilen gefährlich werden. Der Dichter will mit eigenen Augen gesehen haben, wie bei Berk ein solches Unthier in der sogenannten Bodenhöhle einen Badenden schwimmend verfolgte. Nach dem Tode maß man das völlig ausgebreitete Thier; es war 4 Fuß groß und zeigte die 400 Saugapparate ganz deutlich. Victor Hugo nennt das Thier einen großen Schröpfkopf und schickt seinem Helden das folgende naturhistorische Signalement voraus: „Ein grauer Gegenstand bewegt sich im Wasser dick wie ein Arm und ungefähr eine halbe Elle lang, er gleicht einem Zweige mit Verästelungen oder einem Regenschirme ohne Stock. Dieses Knäuel nähert sich allmählich. Plötzlich öffnet es sich und acht Strahlen schießen jäh von einem Kopfe fort, in welchem sich zwei Augen befinden; diese Strahlen leben und bewegen sich blitzartig. Das ganze Wesen hat Aehnlichkeit mit einem Rade und enthält völlig entfaltet 4—5 Fuß im Durchmesser. Furchtbares Entsetzen, wenn diese Hydra sich auf einen Menschen wirft und ihn harpunirt! Dies Thier schließt sich fest an seine Beute an, bedeckt sie und umschließt sie mit seinen langen Fangarmen. Unten ist es gelblich, oben erdfarben; nichts gleicht dieser unbeschreiblichen Hautfarbe; man möchte es für ein aus Asche geformtes Thier halten, welches das Wasser bewohnt. Wie eine Spinne gestaltet, wechselt es seine Farbe gleich einem Chamäleon. Aufgeregt wird es veilchenblau, und — furchtbar zu sagen — es ist ein Weichthier. Seine Schläge ersticken, seine Berührung lähmt den Gegner. Sein Aussehen ist wie Skorbut, sodaß man es eine zum Ungethüm verkörperte Krankheit nennen könnte. Seine Saugapparate und Schröpfköpfe sind walzenförmige, hornige, todtenfarbene Knorpel, welche das Thier durch den leisesten Antrieb, nach Art einer Sensitive, vorstrecken und zurückziehen und in seine Beute über Zolltiefe einbohren kann.“ Victor Hugo nennt das Thier „einen Schlamm, der Willen hat, einen Saft, der mit Haß getränkt ist“. Es zieht sein Opfer in sich hinein und trinkt es lebendig aus.

Das ist das Porträt des Pieuvre, des Meeralp, wie es der Dichter zum Theil aus eigener Anschauung entwirft. Enthält es nicht Züge von ekelerregender Gräßlichkeit, origineller, als sie die Phantasie der Dichter zu schaffen vermag? Wie widerwärtig ist der Kampf mit einem weichen, schlampigen Fetzen, der uns mit würgenden klebrigen Armen umklammert und uns das Blut aussaugt! Die Darstellung, wie Gilliat von diesen unheimlichen Pfriemen und Riemen umschlungen wird, wie diese Bänder aus der Tiefe ihn peitschen, sich an ihm befestigen, auf ihm hin- und herklettern, bis ihn zuletzt die Augen des runden, flachen Schleimkörpers ansehen, darf sich mit der Virgil'schen Schilderung der von Schlangen umwundenen Laokoonsgruppe wol vergleichen und bietet überdies einen wichtigen Beitrag zur Aesthetik des Häßlichen, welche jetzt neben die Camöen, Medusen, Chimären, Harpyen und Phorkyaden, dies keineswegs mythologische Seeungethüm, den Pulpen, mit aufnimmt.

Gilliat geht indeß aus dem Kampfe mit demselben siegreich hervor. Er wußte, daß

das Thier am Kopfe verwundbar ist, und reißt ihm mit Hülfe seines Messers den Kopf ab. Das Thier fiel hin wie eine Leine, die sich loslöst; nichts blieb als zwei gallertartige, ungestaltete Massen; der Kopf und das übrige des Thiers.

Doch nach dem Siege wird ihm erst eine unverhoffte Beute zutheil. Er erblickt ein Skelet in der Grotte, umgeben von todten Krabben, die mit der Genauigkeit eines anatomischen Messers den menschlichen Körper bis auf die Knochen abgenagt hatten. Die Krabben selbst fielen wieder dem Heißhunger des Polypen zum Opfer. Das Skelet ist das des Schiffskapitäns Clubin, und noch ist der Ledergurt und das Kästchen vorhanden, in welchem sich das geraubte Geld befindet.

Diese jedenfalls pikante Romanerfindung läßt die unterseeische Grotte nicht als einen müßigen Aufputz, als eine durch sich selbst wirkende Decoration erscheinen, sondern sie wird in den Gang des Romans mit verwebt, der nun elegisch dem Abschluß zueilt. Gilliat erobert die Maschine und das Geld, doch nicht Hand und Herz der hübschen Deruchette, die, ihres Versprechens uneingedenk, einen jungen englischen Geistlichen liebt. Da weiht sich Gilliat, nachdem er die Trauung des Paares und ihre Abreise befördert, dem melancholischen Untergang durch den Ocean. Auf einem Felsenthron der Insel Guernsey, den er zur Zeit der Ebbe erklettert, sieht er das abfahrende Schiff, unverwandten Blicks, ein zweiter Toggenburger, bis das Segel am Horizont verschwindet und zugleich die steigende Flut ihn und den Meerfelsen in ihren Wogen begräbt.

Man kann absehen von den glänzenden Schilderungen, welche beweisen, wie Victor Hugo in seinem Exil auf der Meeresinsel den dichterischen Blick für das Große und Kleine der Natur geübt hat, und die Frage aufwerfen, ob die „Travailleurs de la mer" einen Grundgedanken haben, welcher im Zusammenhang steht mit den socialen Tendenzen der andern Victor Hugo'schen Romane? Und die Antwort auf diese Frage wird hervorheben müssen, daß zwar dem Anschein nach die einfache Erzählung des Romans sich Selbstzweck ist, daß aber die Handlung wol eine weiter reichende allegorische Bedeutung hat. Der Roman kann betrachtet werden als eine elegische Dichtung, welche uns darstellt, wie die eifrigste, aufopferndste Arbeit um ihren Lohn gebracht wird. Nichts rührender als diese grenzenlose Hingebung, als dies Aufgebot aller Kräfte, mit welchem Gilliat die Maschine rettet — und doch wird ihm der verheißene Lohn nicht zutheil. Vertritt Gilliat nicht die Arbeit, und die anmuthige Deruchette nicht die Humanität, welche sich abwendel von der Arbeit, von ihren Mühen und Erfolgen, und statt ihr das ersehnte Glück zu bereiten, in der Ferne verschwindet?

Wir wissen nicht, ob diese Allegorie von dem Dichter beabsichtigt worden ist; aber wenn dies auch nicht der Fall war, der Eindruck, den die Erzählung macht, die Bewunderung und das Mitleid, welche wir für eine unerschrockene und rastlose Arbeit empfinden, die des versprochenen Lohnes nicht theilhaft wird, überträgt sich von selbst auf die arbeitenden Klassen der Menschheit, die nach der Ansicht der Socialisten von der immer wachsenden Flut des Elends so begraben werden wie Gilliat auf dem Felsen von Guernsey.

Victor Hugo ist ein Socialist de pur sang; dies beweist auch sein neuester Roman „L'homme qui rit". Er bildet die erste Abtheilung einer Romantrilogie, welche uns ein Bild menschlicher Gesellschaftsverhältnisse auf geschichtlicher Grundlage entrollen soll. Der wahre Titel dieses ersten Romans würde nach Victor Hugo's Vorrede „Die Aristokratie" sein. Der nächste Roman soll die „Monarchie" behandeln und beide zusammen die Vorläufer eines dritten sein, welcher den Titel „Dreiundneunzig" führen wird. Wir sehen, der Dichter schreibt nicht blos für die Unterhaltung seiner Leser; auch tritt er nicht blos in die Fußstapfen Eugène Sue's und schildert uns, wie in den „Misérables", das Elend der Gegenwart in den verkommenen Gesellschaftsklassen; er stellt sich auf einen

geschichtsphilosophischen und socialphilosophischen Standpunkt und erläutert die Gegenwart aus der Vergangenheit. „Les misérables" sind ein socialer Roman in der üblichen Bedeutung des Wortes; der neue Romancyklus hat einen politisch-socialen Charakter. Die Gesellschaftsklassen erscheinen als Stände und als Träger politischer Principien.

Die Aristokratie, welche uns der Dichter in dem ersten Roman vorführt, ist die englische. „Alles, was aus England kommt, ist groß, selbst das was nicht gut ist, selbst die Oligarchie. Das englische Patriciertthum ist das einzig wahre Patriciertthum. Es gibt keinen erlauchtern, keinen schrecklichern, keinen lebensfähigern Feudalismus. Ja, dieser Feudalismus ist zu seiner Zeit nützlich gewesen. In England will das Phänomen des Heroenthums studirt werden, ebenso wie man in Frankreich das Phänomen des Königthums studiren kann." So wird die zweite Abtheilung des Gesammtromans wahrscheinlich unter den Bourbons in Frankreich spielen und die politisch-sociale Phänomenologie in der dritten Abtheilung in der großen Revolutionskrisis einen vorläufigen Abschluß finden, der mit seiner blutigen Dialektik die bestehenden Großmächte der Gesellschaft zersetzt und auflöst. Die „Légende des siècles" war eine poetische Geschichtsphilosophie in großartigen Fresken und krausen Arabesken, wo das Erhabene und Wunderliche eine befremdende Mischung bildete und der apokalyptische Schwung durch das barockste archäologische Detail gelähmt wurde. Man könnte diese Legende einen französischen Hegel in Versen nennen; aber einen Hegel, in welchem die Noten den Text überwucherten. Der neue Romancyklus beschränkt die weltweiten Perspectiven der Legende auf einen engern Raum, auf die politisch-socialen Fragen der Neuzeit und beleuchtet sie nicht mit den Blitzen einer visionären Offenbarung, sondern mit dem verweilenden Licht eingehender Darstellung.

Freilich, in Bezug auf dichterische Erfindung gehört der neue Roman Victor Hugo's wol zu seinen schwächern Erzeugnissen; es gelingt dem Dichter nicht, für seine Gestalten ein tieferes Interesse einzuflößen. Ueberdies haben sie etwas Absonderliches und Barockes und die ganze Fabel hat etwas Verzwicktes, was uns ebenso oft abstößt wie anzieht.

On revient toujours à ses premiers amours — Victor Hugo's Phantasie hat sich, ohne es zu wissen und zu wollen, wieder in die Gestaltenwelt von „Notre-Dame" vertieft und von der Romantik des Vagabundenthums sowie der körperlichen Häßlichkeit umstricken lassen. Es sind andere Variationen im „L'homme qui rit"; aber das Grundthema ist dasselbe. Der wandernde Schaubudenbesitzer Ursus, die blinde Dea und der Wolf rufen uns alsbald Esmeralda und die Ziege in die Erinnerung, sowie der Held des Romans, Gwynplaine, unwillkürlich die Gestalt des Quasimodo vor unsere Phantasie führt.

Es ist allerdings nicht dieselbe Schablone, nach welcher die beiden gezeichnet sind; aber gemeinsam ist ihnen doch die körperliche Entstellung. Gwynplaine hat einen schönen Körper, während Quasimodo ein buckeliges in jeder Hinsicht misgestaltetes Wesen ist; aber Gwynplaine hat dafür in seiner Physiognomie einen widerwärtig abstoßenden Ausdruck durch das stereotype verzerrte Lachen, welches äußere Gewalt ihr aufgeprägt hat. Er war nämlich als Kind den „Comprachicos" in die Hände gefallen, einer grauenhaften, umherirrenden Genossenschaft, die im 17. Jahrhundert berühmt war. Sie kauften und verkauften Kinder und machten Ungeheuer aus ihnen, welche zur Unterhaltung der Menschen dienen sollten; sie verstanden die Kunst, das Ebenbild Gottes im menschlichen Antlitz auszulöschen; sie waren Meister dieser umgekehrten Chirurgie und Orthopädie. Denjenigen, die zu Possenreißern bestimmt waren, wurden die Gelenke in umgekehrter Weise verrenkt. Diese Gesellschaft, die ihre Statuten und Geheimlehren hatte, entstellte die Gesichter und gab ihnen statt der eisernen Masken Masken von Fleisch; sie hatten allerlei Kniffe, schläferten die kleine Dulder vermöge eines berauschenden Pulvers ein und bearbeiteten dann ihre Gesichter durch Schnitte mit dem Messer, durch Brandwunden, die sie ihnen mit glühendem Schwefel beibrachten.

Diese Comprachicos, meistens Basken aus Nordspanien, sind eine geschichtliche Curiosität, welche einer nach allerlei Sonderbarkeiten umhersuchenden Geschichtsforschung ein willkommener Fund ist. Victor Hugo hat schon in seiner „Légende des siècles" ein ganzes derartiges Curiositätencabinet aufgespeichert. Zum Helden seines neuen Romans macht er ein durch die Comprachicos entstelltes Kind, dem zeitlebens ein derartiges „unauslöschliches Gelächter" im Gesicht geschrieben steht. „Zwei Augen, wie Bodenluken, eine klaffende Spalte, statt des Mundes, ein stumpfgedrückter Höcker mit zwei Vertiefungen, welches die Nasenlöcher waren, ein plattgedrücktes Gesicht, und das alles zusammen ein ewiges Lachen hervorbringend" — das war das von den Comprachicos geschaffene Kunstwerk. Ihre in Secirungen, Quetschungen und Verbänden geschickte Wissenschaft hatte den Mund gespalten, die Lippen erschlafft, das Zahnfleisch entblößt, die Ohren ausgereckt, die Knorpel verschoben, Brauen und Wangen aus ihrer Lage gebracht, den Jochbeinmuskel erweitert, die Nähte und Narben vertuscht, die Haut wieder über die verletzten Stellen hinüberlegt und dabei doch das Grinsen des Gesichts aufrecht erhalten. Aus solcher kräftigen und tiefdurchdachten Schnitzarbeit war diese Maske Gwynplaine hervorgegangen, welche alles dadurch zum Lachen zwang, daß sie selbst lachte. Ein automatisches, versteinertes Lachen! Alle Theile seines Gesichts trugen zu diesem Grinsen bei; seine ganze Gesichtsbildung zielte darauf ab, wie das Rad sich um die Nabe dreht. Alle seine Empfindungen, von welcher Natur sie auch waren, verschlimmerten dies befremdend freudige Gesicht. Sein Erstaunen, sein Schmerz, sein Zorn, sein Mitleiden würden diese Fröhlichkeit der Muskeln nur gesteigert haben. Wenn er geweint hätte, so hätte er gelacht. Man denke sich einen heitern Medusenkopf. Seine Haare waren ein für allemal ockerfarben gemacht worden, ein Geheimniß, das man in unsern Tagen wieder entdeckt hat. Gwynplaine hatte gelbe Haare. Diese offenbar durch ein ätzendes Mittel erzielte Haarfärbung hatte sie wollig und rauh gemacht. Die gelblichen Borsten, mehr Mähne als Hauptthaar, bedeckten und verbargen einen tiefen Schädel, der gemacht war, Gedanken zu fassen.

Quasimodo ist ein Scheusal, aber auch Gwynplaine ist eins, und es fragt sich noch, wer von beiden den Preis erhielte in einer Prämienausstellung von Ungeheuern. Quasimodo's Häßlichkeit ist aus Einem Guß; sie ist ein Naturwunder. Diejenige Gwynplaine's ist ein Kunstwunder. Der unheimliche Gedanke der gewaltthätigen Entstellung erhöht den Eindruck medusenhafter Scheußlichkeit. Gwynplaine ist noch larvenhafter als Quasimodo. In das häßliche Gesicht des letztern vermag doch noch die Seele hineinzustrahlen; Gwynplaine's Seele wird durch das eigene Antlitz wie durch ein fremdes verhöhnt. Quasimodo mag Abscheu erregen, Gwynplaine erregt Schauder.

Noch auffallender aber ist der Gegensatz in der Geschichte der beiden Helden, wie sie der Dichter uns vorführt. Quasimodo liebt unglücklich mit inniger Empfindung, mit hingebendem Opfermuth die liebliche Esmeralda. Diese sentimentale Liebe adelt den Caliban von Notre-Dame, so wenig wir an so zarte Empfindung in einem so misgeborenen Geschöpfe glauben mögen. Shakspeare's Ungethüm liebt naturwahrer, kannibalischer; die einzige logische Form solcher Liebe ist die Nothzucht. In seinem neuesten Roman aber unternimmt Victor Hugo das Wagniß, einen so grauenhaft entstellten Helden zum Gegenstande einer doppelten Liebe zu machen, ganz als ob es sich um einen Adonis oder Antinous oder mindestens um den wohlgeborenen Helden eines vierbändigen Liebesromans handelte. Die erste ideale Liebe des Vagabunden auf dem Räderkarren zu der mitwirkenden Collegin erscheint uns sinnig erfunden. Diese Dea, welche der Knabe Gwynplaine vom Tode in der Schneewüste errettet hat, als er selbst kraftlos und dem Untergange nahe sie durchirrte, ist blind, und in ihrer Blindheit liebt sie Gwynplaine, dessen abschreckende Gesichtszüge sie nicht erblickt. Solche Liebe ist glaubwürdig und

könnte als Beweis dafür dienen, wie die Vorsehung für alle ihre Geschöpfe sorgt. Nur ein blindes Mädchen kann ein so entstelltes Menschenbild lieben, und auf demselben Räderkarren finden sich zwei Wesen, die füreinander prädestinirt zu sein scheinen. Das ist rührend, wie jede Harmonie der Welt, die aus Dissonanzen ersteht. Es ist die Ahnung einer Theodicee, welche der Skepticismus alsbald als Zufallswerk verspottet.

Dea vertritt das Princip himmlischer Seelenliebe, doch Victor Hugo hat nicht versäumt, den dämonischen Gegensatz zur Geltung zu bringen. Er schildert uns eine Fee Titania, welche mit sehenden Augen das Ungeheuer liebt, es liebt gerade wegen seiner Häßlichkeit. Dies erscheint absurd; aber absurd ist die Wollust in ihrem Raffinement; sie berauscht sich in dem Naturwidrigen wie in dem Vernunftwidrigen. Wie eine Aesthetik des Häßlichen, gibt es auch eine Gourmandise des Häßlichen. Der Hautgout des Lasters hat seine pikanten Reize. Noch immer lebt die rachelustige Aphrodite, welche die Königin von Kreta, Pasiphaë, in einen Stier verliebt machte, und noch immer gibt es Dichter, welche, wie der Künstler Dädalus, für solche abschreckenden Liebeshändel das nöthige Gehäuse bauen.

Die Liebe der schönen Herzogin Josiane zu dem häßlichen Gaukler mit der lachenden Maske bedurfte indeß für den Dichter doch näherer Motivirung; er durfte sich dabei nicht allein auf die Lehrsätze einer raffinirten ars amandi berufen. Die Sitten der Zeit und der Charakter der Herzogin mußten einen Schlüssel hierfür geben. In den Sitten der Zeit aber lag es, daß der Geschmack am Häßlichen herrschte, namentlich bei den Frauen und in hervorragender Weise bei den schönen Frauen. Wozu ist man schön, wenn man nicht seinen Pavian hat? Was hat es für einen Zweck, Königin zu sein, wenn man nicht von einem häßlichen Zwerge geduzt wird? Maria Stuart hatte sich zu einem alten häßlichen Kerl, Rizzio, herabgelassen; Marie Therese von Spanien war mit einem Neger zu vertraut gewesen, daher stammte „die schwarze Aebtissin“. In den Schlafzimmern des großen Jahrhunderts war der Buckel gern gesehen, wie der Marschall von Luxemburg beweist. Und vor Luxemburg Condé: „Ce petit homme tant joli.“ Die Schönen selbst konnten ohne Schaden misgestaltet sein. Die Lavallière war krummbeinig. In moralischer Beziehung herrschten dieselben Verirrungen. In jeder Agnes steckte eine Melusine. Man war bei Tage eine Frau und bei Nacht ein Vampyr. Man ging zum Hochgericht und küßte die am eisernen Pfahle aufgespießten, frisch abgeschlagenen Köpfe.

Ja, der Curiositätensammler Victor Hugo hat sogar entdeckt, daß es damals einen „Club der Häßlichen“ gab. Man verpflichtete sich in ihm, sich nicht für eine schöne Frau, sondern für einen häßlichen Mann zu schlagen. Der Schmuck des Clubs waren entsetzliche Porträts, Thersites, Triboulet, Duns, Hudibras, Scarron; auf dem Kamin stand Aesop zwischen zwei Einäugigen, Cocles und Camoens. Da Cocles mit dem linken und Camoens mit dem rechten Auge nicht sah, so war jeder von seiner nichtsehenden Seite dargestellt, und diese beiden augenlosen Profile standen einander gegenüber. An dem Tage, wo die schöne Madame Visart die Pocken bekam, brachte der Club ihr ein Hoch aus. Er blühte noch am Anfange des 19. Jahrhunderts; er hatte Mirabeau ein Diplom als Ehrenmitglied übersendet.

So lag ein gewisser Cultus des Häßlichen in den Sitten des Jahrhunderts. Die schöne Herzogin Josiane aber hatte noch eine besondere Anlage, sich demselben hinzugeben. Sie war groß, hatte purpurblonde Haare, fett, frisch, kräftig, rothbäckig mit ausnehmend viel Kühnheit und Geist, zu verständliche Augen. Liebhaber hatte sie nicht, Keuschheit ebenso wenig. Nie war ihr eine Leidenschaft nahe getreten, und sie hatte sie alle geprüft. Sie empfand Ekel vor den Verwirklichungen der Phantasie und hatte Geschmack dafür. Alle Verderbnisse steckten im Zustande der Ahnung in dieser Jungfrau. Sie war eine mögliche Astarte in einer wirklichen Diana. Sie schwärmte einen Augenblick

für Louis de Bouflers, der ein Hufeisen mit den Fingern zerdrückte, sie bedauerte, daß Hercules todt war. Sie lebte in der dunkeln Erwartung eines höchsten Ideals von Lüsternheit. So wird die Heldin dieses merkwürdigen Liebesabenteuers geschildert, nicht eine übersättigte Mänade, welche nur nach dem Ungewohnten noch gierig ist; nein, eine Jungfrau, deren Phantasie sich in der Hingabe an das Unerhörte gefällt. Sie sucht Gwynplaine in seiner Bude; er wird der Held ihres Phantasieromans, den sie in Wirklichkeit zu übersetzen sucht.

Victor Hugo schildert uns die Begegnung der beiden in dem Marmorsaale und dem damit verbundenen Schlafgemach, und er malt das Cabinet mit dem Oberlichte und den venetianischen Spiegeln mit derselben Genauigkeit aus wie die Meereshöhle des Polypen. Er malt in den Kapiteln „Eva" und „Satan" die Wollust und den Teufel dazu. Diese schöne, in fast durchsichtiger Gewandung und göttlicher Nacktheit schlummernde Herzogin wird uns mit dem Colorit eines Tizian, mit allem verlockenden Schmelz fleischfarbiger Herrlichkeit vor das Auge gezaubert. Gleichwol erinnert uns diese Melusine etwas an den Pieuvre, wenn sie erwacht mit ihren Fangarmen das Opfer umschlingt. Und in ihren Delirien gemahnt sie uns an die geheimnißvollen Weisheitssprüche der Hexen, denen „schön" „häßlich" und „häßlich" „schön" ist. Nirgends hat die Romantik den Wahnwitz des Contrastes so auf die Spitze getrieben als in diesen Bekenntnissen einer schönen Seele. Sie ist Vestalin und Bacchantin zugleich. Sie bedurfte der Liebe einer Medea und Canidia. Was ihr an Gwynplaine misfällt, ist der liebliche Ton seiner Stimme. Sie meint, daß ein unvergleichliches Wesen wie er nicht sprechen, sondern heulen müßte. „Du singst harmonisch; das hasse ich. Alles übrige an dir ist furchtbar, alles übrige ist prachtvoll. In Indien würdest du ein Gott sein." Und dann wieder sagt sie ihm: „In deiner Nähe fühle ich mich entwürdigt, was ist das für ein Glück! Wie fade ist es, Hoheit zu sein. Wie langweilig ist es, erlaucht zu sein. Man ruht aus, wenn man sinkt. Ich habe den Respect so satt, daß ich der Verachtung bedarf. Ich liebe dich nicht allein, weil du häßlich bist, sondern weil du niedrig bist. Ich liebe das Ungeheuer und ich liebe den Komödianten. Ein gedemüthigter, verhöhnter, grotesker, gräßlicher Liebhaber, welcher auf dem Pranger, den man Theater nennt, dem Lachen preisgegeben ist, hat eine außerordentliche Süßigkeit; das heißt in die Frucht des Abgrundes beißen. Ein erniedrigender Liebhaber ist etwas Auserlesenes. Unter den Zähnen nicht den Apfel des Paradieses, sondern der Hölle zu haben, das führt mich in Versuchung. Diesen Hunger und diesen Durst empfinde ich, diese Eva bin ich, die Eva der Tiefe. Du bist, wahrscheinlich ohne es zu wissen, ein Teufel. Für eine traumhafte Maske habe ich mich aufbewahrt." Und weiterhin gehen die Antithesen der Circe, deren Wollust darin gipfelt, sich an das Verächtliche fortzuwerfen, bis zu einem naturphilosophischen Taumel fort: „Weißt du, warum ich dich vergöttere? Weil ich dich verschmähe. Du stehst so tief unter mir, daß ich dich auf einen Altar setze. Das Oben und das Unten vermischen, ist das Chaos, und das Chaos gefällt mir. Alles beginnt und endigt mit dem Chaos. Was ist das Chaos? Ein unermeßlicher Schmuz, und aus diesem Schmuz hat Gott das Licht, aus dieser Kloake hat er die Welt gemacht. Du weißt nicht, wie verderbt ich bin. Knete einen Stern in Koth, dann werde ich daraus." Und zuletzt findet sie den Schlüssel ihrer Neigung darin, daß sie inwendig das Ungeheuer ist, welches Gwynplaine auswendig ist.

Offenbar befindet sich die schöne Herzogin unter der Macht desselben Zaubers, den in Shakspeare's „Sommernachtstraum" das milchweiße, durch Amor's Wunde purpurne Wunderblümchen Lieb' im Müßiggang ausübt, dessen Saft Mann und Weib in jede Creatur verliebt macht, welche sie zuerst erblicken. Oberon drückt die Blume aus über den Augenlidern seiner Titania mit dem Sprüchlein:

Was du wirst erwachend sehn,
Wähl' es dir zum Liebchen schön,
Seinetwegen schmacht' und stöhn'.
Sei es Brummbär, Kater, Luchs,
Borst'ger Eber oder Fuchs,
Was sich zeigt an diesem Platz,
Wenn du aufwachst, wird dein Schatz,
Sähst du gleich die ärgste Fratz.

Doch wie findet bei Victor Hugo die Entzauberung statt? Wo sucht er die Knospe der Cynthia, welche Amor's Blume besiegt?

Dem haarsträubenden Contrast folgt ein pikanter Contrast; die abenteuerliche Phantasie nimmt reißaus vor dem bürgerlichen Gesetz, die Zügellosigkeit vor dem Erlaubten. Gwynplaine, den Josiane für einen Gaukler hält, ist inzwischen ein Pair geworden, und die Königin selbst bestimmt ihn ihr als Gatten. Mitten in die Scene des wüsten Rausches platzt diese Bombe. Josiane ist rasch gefaßt und weist dem Gatten die Thür. Sie will das Abenteuer, das sie verächtlich macht. Ein Scheusal, welches Pair ist und ihr Gatte werden soll, entwaffnet ihre aussaugenden Fangarme.

Herzogin Josiane ist eine „Aristokratin". Wir erinnern uns, was wir über dem Vagabundentreiben fast vergessen hatten, daß der Roman die „Aristokratie" schildern soll. Große Register von Titeln, Besitzungen, Curiositäten und Merkwürdigkeiten des englischen Adels sind mehrfach in den Romantext eingefügt, oft mit sehr lockerer Verknüpfung. Erst allmählich wird uns der Zusammenhang dieser anscheinenden Extrablätter mit dem durchgehenden Faden des Ganzen klar. „L'homme qui rit", das verkaufte und entstellte Kind, der Gaukler, ist selbst ein geborener Pair; eine im Meere gefundene und auf der Admiralität entkorkte Flasche stellt dies außer Zweifel; noch mehr die Aussage eines grausam gefolterten Comprachico, dessen Folterqualen der Dichter mit einem wollüstigen Behagen schildert. Gwynplaine ist Pair und wird in das Oberhaus eingeführt. Das ist die große Wendung des Romans, durch welche sein Grundgedanke hervortritt. Die Aristokratie des Oberhauses wird uns recht geistreich und frappant geschildert. Gwynplaine, der lachende „Mann", hält eine Jungfernrede. Der Erfolg derselben besteht in dem schallenden Gelächter des ganzen Hauses, in der einmüthigen Verhöhnung des Redners. Da hängt Gwynplaine seine Pairswürde in den Schrank und begibt sich wieder zu seiner Räderbude, die sich indeß, von ihrem alten Platze verbannt, auf einem nach Rotterdam segelnden Schiffe befindet. Gwynplaine findet sie mit Hülfe des Wolfs; er findet die fieberkranke Dea, die auf der Fahrt dem Tode verfällt, und stürzt sich selbst in das Meer.

Worin besteht nun die Charakteristik der englischen „Aristokratie", welche das Vorwort des Romans verheißt? Eine verbuhlte, stolze Herzogin, ein Haus lachender Lords und eine Menge von anekdotischen Notizen über Titel und Besitzthümer der reichen Feudalherren Albions, das soll uns ein Gemälde dieses für alle Aristokratien der Welt typischen Adels geben? Die tragische Peripetie im Oberhause ist im Grunde nur tragikomisch, und wenn durch dies Gelächter im Hause der Lords, nach der Absicht des Dichters, die hochgestellten Pairs sich selbst an den Pranger stellen sollen, so wird der Leser doch bei ruhiger Erwägung Bedenken tragen, ein derartiges Verdammungsurtheil auszusprechen. Daß dieser lachende Possenreißer als Pair befremdet und Aufsehen erregt, ist wohl begreiflich, und wenn sein Gesicht überhaupt eine unwillkürliche Wirkung auf die Lachmuskeln ausübt, so sind die Lords ja von jeder Schuld freizusprechen. Der Dichter aber meint, daß der Inhalt von Gwynplaine's Rede die Staatsmänner angreifen und erschüttern mußte, wenn sie nicht verhärteten Herzens waren. Diese Jungfernrede, mit welcher der neue Pair sich sogleich als Demosthenes einführt, hielt Gwynplaine

bei einer Abstimmung über die Vermehrung des Jahrgehalts des damaligen prinzlichen Gemahls um 100000 Pfd. St. Er motivirt seine ablehnende Stimme durch ein socialistisches Programm, in welchem er die Noth des Volks schildert und für seine „Brüder aus der Tiefe“ spricht, aus der er selbst emporgestiegen ist. Dies Programm des 19. Jahrhunderts hat nicht nur einen leisen anachronistischen Beigeschmack in seiner Färbung, so wenig die Noth der Menschheit an und für sich jemals zu den Anachronismen gehört hat; es erscheint überdies sehr taktlos, daß Gwynplaine, den sowol seine Leiden wie seine Antecedentien und sein ganzes ungewöhnliches Geschick zur Vorsicht mahnen mußten, gleich ein oratorisches Feuerwerk losläßt und mit kecken revolutionären Schwärmern den Lords in die knisternden Perrüken fährt. Er mußte sich die Wirkung eines solchen Auftretens voraussagen, und hätte lieber gleich zu Homo, dem Wolf, und Ursus, dem Schausteller, zurückkehren sollen. Ein Marquis Posa, der eine Feuerflocke Wahrheit in die Seele der „Aristokraten“ werfen will, mußte wenigstens ein minder lächerliches Gesicht und minder herausfordernde Antecedentien besitzen, wenn sein Wagniß auch nur einen leisen Schimmer des Erfolgs gewinnen sollte.

So ist Peripetie und Katastrophe des Romans so absonderlich, so bizarr wie seine Voraussetzungen; das Bild ist barock und in einen Barockrahmen gefaßt. Ein unausbleibliches Unbehagen verfolgt uns bei diesen merkwürdigen Figuren, die wie aus den Spiritusflaschen eines Raritätencabinets zu entspringen scheinen und zu denen auch der eigentliche Hofintriguant Brokilphedro, eine gnomenhafte Erscheinung, gehört. Es ist keine Frage, Victor Hugo's Darstellungsweise ist hier zur Manier geworden; die Seltsamkeiten von „Notre-Dame“ erscheinen hier in höherer Potenz, aber grillenhaft, verholzt und saftlos; die Fabel selbst gewinnt unsere Theilnahme nicht, sie ist paradox und auf die Spitze gestellt; und der Grundgedanke selbst steht in einem schiefen Lichte. Das Volk, welches der Aristokratie gegenübertritt, ist ja nur ein Volk von Gauklern; das Zigeunerthum bildet keinen schlagenden Gegensatz zu den Gewaltigen der Erde, am wenigsten in einem politisch-socialen Roman, wo der Adel als geschlossener Stand auftritt.

Gleichwol ist das Werk reich an tiefsinnigen Aperçus und Reflexionen. Alles, was Victor Hugo schreibt, hat einen apokalyptischen Zug, hat symbolische Flammenzüge und geniale Blitze. Neben dem Verwunderlichen und Ungeheuerlichen findet sich das Tiefbedeutsame. Ein großer Dichter kann alt, aber er kann nie klein werden. Das Auge mit dem Lichte des Genius bleibt unwandelbar, wenn auch hier und dort das frische Leben verknöchert.

Und ein Gemälde, eines großen Dichters würdig, enthält das Werk; seine Einleitung entrollt es uns. Die Schilderung des Schneesturms auf dem Meere ist von düsterer und großartiger Erhabenheit, ähnlichen Schilderungen in den „Travailleurs de la mer“ ebenbürtig und wie diese eine Inspiration, die der Verfasser seinem langjährigen Exil, seinem Studium des Meeres und seiner Klippen verdankt, und die Wanderung des armen ausgesetzten Kindes in diesem Sturme ein Nachtbild, wie es mit solcher Energie düsterer Farbengebung, mit so grauenhafter Beleuchtung wol selten ausgeführt worden ist.

Hoffen wir, daß die zweite Abtheilung des Cyklus, welche die „Monarchie“ schildert, ihre Hauptaufgabe gewissenhafter erfülle, ohne den Effect zu suchen im Grillen- und Fratzenhaften. Denn die Vignette des lachenden Mannes ist die „Fratze“, und wenn diese auch als Symbol der mishandelten Menschheit erscheint, so wenden wir uns doch mit Schauder von ihr ab.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Der berühmteste Homöopath der Jetztzeit, Arthur Lutze, starb am 11. April 1870 in Köthen. Wie ausgedehnt seine Wirksamkeit war, beweisen die folgenden Zahlen. Vom Januar 1868 bis Januar 1869 haben seine Poliklinik besucht 21360 Kranke. Durch die Post sind 58729 Briefe eingegangen, worin 182793 Krankenberichte enthalten waren. In Summa wurden 204153 Kranke behandelt. Im Jahre 1869 wurden 3765 Haus- und Reiseapotheken versandt; außer in Europa nach Nord- und Südamerika, West- und Ostindien, China und Australien. Im October 1862 wurde Lutze Verlagsbuchhändler, und der Verlag der Lutze'schen Klinik hat sich in erfreulicher Weise erweitert. Das „Lehrbuch der Homöopathie", welches in englischer und polnischer Uebersetzung bereits vor fünf Jahren erschienen ist, wurde fortwährend stark verlangt, sodaß die Hälfte der 6. Auflage (10000) beinahe vergriffen ist. „Hahnemann's Todtenfeier" hat die 39., „Lebensregeln der reinen naturgemäßen Heilkunst" die 47. Auflage erlebt. Das Büchlein „Die Schutzpockenimpfung u. s. w.", liegt in 18. Auflage vor uns. Außer diesen und noch andern medicinischen Schriften ist Lutze auch noch der Verfasser von Gedichten und belletristischen Schriften. Seine „Gedichte" in zwei Theilen, der erste Theil mit dem Bildniß des Dichters, haben schon mehrere Auflagen erlebt. Seine Schauspiele, z. B. „Graf Evremont", „Das Galgenmännlein", „Herzog Heinrich und Marie" u. a., dann seine „Selbstbiographie" erfreuten sich eines lebhaften Absatzes. Seine eigenen Lebensschicksale beschreibt er ausführlich in seiner „Selbstbiographie". Das ist ein Buch, in dem uns aus all den Widerwärtigkeiten des Lebens, mit denen er so harten Strauß oft zu bestehen hatte, seine originelle, selbstbewußte und charakterfeste Persönlichkeit im Kampf gegen Niedrigkeit, Selbstsucht und Erbärmlichkeit, Klatschsucht und hohles Phrasenthum anziehend entgegentritt.

Arthur Lutze wurde am 1. Juni 1813 in Berlin geboren, mitten in der bewegten, schrecklichen Kriegszeit. Als er zwei Jahre alt war, kehrten seine Aeltern, die sich nur zeitweise in Berlin aufhielten, nach Züllichow bei Stettin zurück, wo sie eine anmuthige Landbesitzung innehatten. Lutze war, wie er selbst sagt, als Kind ungemein lebhaft und wild und bereitete dadurch der liebevollen, ängstlichen Mutter oft Sorge und Angst. Seine Eltern waren in begünstigter Lage. Sein Vater war ein thätiger Kaufmann, hatte sich ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben und wurde später zum amerikanischen, großbritannischen und hannoverischen Consul ernannt, führte auch ein glückliches Leben, bis das Misgeschick plötzlich von allen Seiten auf ihn hereinbrach. „Ein großer Theil seines Vermögens", schreibt Lutze, „ging durch Stranden und Zertrümmern einiger seiner beladenen Schiffe verloren, und nach der Rückkunft füllte das Unglück die Schale bis zum Rande, indem im Jahre 1811 eine blühende Tochter von 17 Jahren, eine jüngere von 9 Jahren und ein hoffnungsvoller Sohn von 12 Jahren durch den Tod an schweren Krankheiten auf einmal den unglücklichen Aeltern, der untröstlichen, innigliebenden und nun so tief gebeugten Mutter entrissen wurden."

Lutze war seit seiner Geburt die einzige Sorge der betrübten Mutter, ihr ganzes Leben lang. Bis zum siebenten Jahre erhielt er den Unterricht von seinen Aeltern, dann besuchte er die Schule zu Stettin und kam schließlich im Jahre 1827 nach Prenzlau in die königliche Schulanstalt. Zwei ebenso glückliche als segensreiche Jahre verlebte er hier, wie er selbst schreibt, die einen entscheidenden Einfluß auf sein ganzes Leben ausübten. „Weit entfernt von aller Kopfhängerei, lebt dort derjenige fromme Sinn, der in allen Lagen des Lebens noththut und ohne welchen man beim geringsten Windhauch der Noth des Lebens wankt und schwankt und fällt." So schildert er uns den edeln Sinn, der auf der Anstalt herrschte. Aus der prenzlauer Anstalt schied Lutze 1829 und besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, wo er sich zur Erreichung seines höchsten Herzenswunsches, zu dem Studium der Theologie vorbereiten wollte. Sein Lehrer Seebek hielt ihn nicht zum Studiren geeignet, sondern meinte, daß er sich zum Apotheker passen würde. Eine Freundin seiner Mutter jedoch ging zum damaligen Geh. Postrath

Schmückert und bat ihn, Lutze im Postdienste anzustellen. Da er englisch und französisch sprach, auch aus literarischem Interesse italienisch und spanisch zu lernen begann, so war er nicht unwillkommen. Sein Vormund, der Geheimrath Klaatsch, beschloß nun, daß Lutze unter diesen Umständen noch einige Zeit das Französische Gymnasium besuchen sollte. Plötzlich kam eine Ordre des Generalpostamts, daß er eintreten könne, was im Frühjahr 1831 geschah. Er wurde anfangs Volontair im Bureau des Hofpostmeisters Geheimrath Schadow, schließlich erhielt er aber die Weisung, in dem Postamte zu Nordhausen beim Postdirector einzutreten. In Nordhausen war es, wo er zuerst die Homöopathie kennen lernte. Er fing schon an Kranke zu besuchen, und seine Curen wurden vom Glück begünstigt. Von Nordhausen wurde Lutze nach Neustadt-Eberswalde beordert. In Nordhausen hatte er noch keinen Gehalt bezogen; hier bezog er monatlich 8 Thlr. und einige Groschen. In Neustadt-Eberswalde schrieb er seine erste dramatische Scene: „Karl X. im Jahre 1832 in Schottland", die er dem Drucke übergab. Das Manuscript war schon gedruckt, als er es vom Censor in Berlin mit 13 gestrichenen Versen zurückerhielt.

Lutze erzählt hierüber selbst: „Mir fiel nur Ein Ausweg ein, und der gelang. Ich ließ ein gedrucktes Exemplar dieses Buches elegant einbinden und überschickte es mit einem Schreiben dem Könige nach Berlin. Es kam zur glücklichen Stunde an, die Fürstin von Liegnitz las ihrem hohen Gemahl beim Theetisch sowol die Dedication als auch die dramatische Scene vor, derselbe bezeigte sein Wohlgefallen darüber."

In Eberswalde schrieb auch Lutze sein Kinderschauspiel in Versen: „Emilie oder das rothe Kleid", welches seitdem unzähligemal in Kinderkreisen aufgeführt wurde. Nach einem Jahre kam die Versetzung nach Erfurt. Hier gab er die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Winterblüten" heraus. Am 3. April 1837 reiste er nach Berlin ab, wohin er seine Berufung zum Examen am 28. März erhalten hatte. Er bestand gut und wurde als Diätar beim Postamte in Halberstadt angestellt. Hier lernte er den Pastor Lautsch kennen, dessen Tochter Auguste nach zehn Jahren seine Gattin wurde. Nach fünf Monaten wurde Lutze schon wieder versetzt, und zwar nach Magdeburg. Es schmerzte ihn tief, schon wieder aus der Familie scheiden zu müssen, die ihn so gut aufgenommen und in der er so angenehme Tage verlebt hatte. Von Magdeburg kam er nach Merseburg, von hier nach Berlin in die Generalpostamts-Calculatur; er nahm seinen Weg über Dresden, um Tieck und Tiedge kennen zu lernen, die damals der Mittelpunkt der lebhaften und geselligen Residenz waren. Er war gegenwärtig bei einer Vorlesung Tieck's und besuchte den Sänger der „Urania". In Dresden benutzte er auch die freie Zeit zum Studium der Natur- und Kunstschätze, die Elbflorenz in reichem Maße darbietet. In Berlin war Lutze's Bleiben auch nicht von langer Dauer; er wurde zur Stellvertretung nach Stettin beordert, dann kam er wieder nach Berlin, mußte wieder Zahlen addiren und subtrahiren und wurde dann nach Halle gesandt. In Berlin machte er seine erste homöopathische Cur, und in Halle fühlte er erst mit Klarheit, welches sein eigentlicher Beruf war. Hier machte er die Bekanntschaft von de la Motte-Fouqué, dem Dichter der reizend-lieblichen Zaubererzählung „Undine", correspondirte von hier aus mit Karoline von Woltmann, einer geistreichen Schriftstellerin in Berlin, und mit Felix Mendelssohn-Bartholdy; hatte auch in der alten Hallorenstadt Audienz beim Kronprinzen von Preußen und der Kaiserin von Rußland. Von Halle kam er nach Langensalza und bald darauf nach Mühlhausen in Thüringen. In Langensalza fehlten Lutze beim Kassenabschluß circa 200 Thlr., und in Mühlhausen wurde die Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Er wurde verurtheilt zur Amtsentsetzung, zu zwei Jahren Festungsarrest, aber Beibehaltung der Nationalcocarde und aller Ehrenrechte. Noch in Mühlhausen schrieb er seine Vertheidigung zur Appellation zweiter Instanz, und als er nun hier fortging und in Potsdam im Hause des Hrn. von Türck, der ihm eine Wohnung einräumte, anfing ordentlich zu practiciren, erhielt er die Nachricht von seiner völligen Freisprechung. Die Praxis wuchs ungemein, sodaß sich das Gericht ins Mittel legte und ihm verbot, Kranke anzunehmen. Sofort begab sich Lutze mit diesem Gerichtsbefehl nach Sanssouci und stellte dem Cabinetsrath Müller die Sache vor. Der König befahl, daß Lutze's persönliche Freiheit nicht bedroht werden dürfte. Nun curirte er mit ungeschwächtem Muthe weiter, wie feindlich sich auch der Geh. Regierungs-Medicinalrath, der ein Feind und Verfolger der Homöopathie war, geberdete. Später erhielt Lutze auf sein Gesuch

die freie Praxis, sollte sich aber noch einem Examen unterwerfen. In Potsdam verfaßte er auch die Schrift „Hahnemann's Todtenfeier“. In Klein-Glienicke errichtete er auf Wunsch des Hrn. von Türck unter dem Namen „Hahnemannia“ ein Kinderlazareth, dessen Leitung er besorgte. Die Praxis wurde ihm inzwischen wieder entzogen, infolge der Anklagen der berliner Aerzte. Außerdem wurde Lutze auch noch zu sechs Wochen Gefängniß verurtheilt, weil er an den Polizeidirector geschrieben hatte, er hoffe, daß endlich die Verfolgungen der Regierung aufhören würden.

Am 24. Aug. 1846 zog Lutze nach Köthen, am 30. Oct. desselben Jahres erhielt er durch eigenhändige, wie er sagt, ebenso weise als leutselige Cabinetsordre des Herzogs Heinrich Erlaubniß, sich zeitweise im Herzogthum Anhalt aufzuhalten. Erst im Spätherbst 1854 erhielt er die Erlaubniß zum Bau der Klinik. Im Jahre 1847 hatte er sich mit der schon erwähnten Auguste Lautsch vermählt und noch in demselben Jahre das Haus eines köthener Mundkochs gekauft. Die neue Klinik ist ein Prachtbau in jeder Hinsicht. Musiksaal und Eßsaal sind gleich schön und geräumig. Die Klinik hat im ganzen 72 Zimmer und ist einem Schlosse nicht unähnlich. Den 10. April 1855, als am hundertjährigen Geburtstage Hahnemann's, wurde dessen überlebensgroßes Standbild in dem Garten der Heilanstalt enthüllt.

Im Jahre 1850 wurde Lutze von der medicinischen Facultät in Jena zum Doctor, von der homöopathischen Akademie in Palermo zum correspondirenden und im Jahre 1853 zum Ehrenmitgliede der homöopathischen Akademie zu Rio-de-Janeiro ernannt. Eine gleiche Ehre erzeigten ihm die homöopathischen Vereine zu Darmstadt 1854 und auch andere naturwissenschaftliche Vereine.

An Bekanntschaften mit berühmten Männern hat es Lutze auch nicht gefehlt, wie wir theilweise schon gesehen haben. Zu Tieck, Tiedge, Mendelssohn-Bartholdy, Fouqué kommen noch Oskar von Redwitz, der Verfasser der „Amaranth“, Graf Pocci, Karl Löwe, der Dichter Nera und Isabella Braun in München. Im Jahre 1865 wurde Lutze zum Ehrenmitgliede und Meister des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt ernannt. Der Grund seines Charakters war Offenheit, Ehrlichkeit, tiefe Religiosität; er war ein Feind aller Schmeichelei und hohlen Phrase. Seine Gedichte sind nicht großartig angelegt, auch nicht Erzeugnisse eines tiefen Dichtergeistes, aber immerhin von Bedeutung für seine Entwickelung. In einzelnen Gedichten schlägt er einen herzlichen Ton an. Seine Selbstbiographie, die mit vielem Fleiße gearbeitet ist, dürfte wol zu speciell gehalten sein; auch leuchtet unverkennbar starkes Selbstgefühl hindurch. Die Lustspiele „Emilie“ und „Der alte Fritz“ sind gewiß nicht ohne Geschick angelegt und durchgeführt. „Das Galgenmännlein“ ist eher eine große Skizze als ein Schauspiel und leidet an einer großen Zerrissenheit. „Graf Evremont“ und „Herzog Heinrich und Marie“ sind Schauspiele, die mit vielem Fleiß ausgearbeitet sind, doch fehlt es beiden an großen und leidenschaftlichen Charakteren, die auf der Bühne doch am meisten Effect machen. Die Würdigung von Lutze's Verdiensten wird mit dem Urtheil zusammenhängen, das man über die Homöopathie fällt, deren jedenfalls erfolgreichster Vertreter er gewesen ist.

Am 2. März 1870 starb in Weimar der kaiserlich russische Wirkliche Geheimrath Freiherr Apollonius von Maltitz. Ueber 24 Jahre hindurch hatte derselbe die russische Regierung am großherzoglichen Hofe zu Weimar vertreten und war durch langjährigen Aufenthalt so sehr in Weimar heimisch geworden, daß er auch noch im Jahre 1865, wo ihm die erbetene Enthebung von seinem Posten zutheil wurde, seinen Wohnsitz daselbst beibehielt. Apollonius von Maltitz ist im Jahre 1795 geboren und begann seine diplomatische Laufbahn bei der russischen Gesandtschaft in Rio-de-Janeiro, worauf er im Jahre 1836 zum Legationssecretär in München ernannt wurde. Im Jahre 1841 erhielt er seine Beglaubigung als Geschäftsträger am großherzoglichen Hofe zu Weimar. Vielfache poetische Arbeiten haben seinen Namen in weitern Kreisen bekannt gemacht: zwei Bände „Gedichte“ (1838), „Drei Fähnlein Sinngedichte“ 1844) und die Dramen „Virginia“ (1858), „Anna Boleyn“ (1860) und „Spartacus“ (1861).

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verfassung und innere Politik des zweiten Kaiserreichs.

Historisch-kritischer Essay von Heinrich Blankenburg.

Dritter Artikel.

Die Jahre der Transaction.

Die Tragweite des Reformactes von 1860 kam erst in der Legislaturperiode des aus den Wahlen von 1863 hervorgegangenen Gesetzgebenden Körpers zur vollen Geltung. Das sich unter dem Einfluß der verstärkten Opposition lebendiger entfaltende parlamentarische Leben hatte den Reiz des Neuen, das öffentliche Interesse war durch die Wahlkämpfe geweckt und wandte sich nach dem jähen Scheitern des Congreßplans mit geschärftem kritischen Blick den innern Angelegenheiten zu. Schon die Wahlprüfungen lenkten die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich. Mit einschneidender Kritik und doch nicht ohne eine gewisse Mäßigung legte die Opposition die seitherige Praxis der Regierung bloß, namentlich richtete sie ihre Angriffe gegen die künstliche Abgrenzung der Wahlbezirke, den Misbrauch der Amtsgewalt, das Hineinziehen der Person des Kaisers in die Agitation und die mangelhafte Controle der Abstimmungen. Diesem Vorspiel folgte unmittelbar die Discussion zweier wichtiger Finanzvorlagen, deren eine die Genehmigung zu einer Anleihe von 300 Millionen forderte, um die bis zu 972 Millionen angewachsene schwebende Schuld zu ermäßigen, und deren andere Supplementarcredite im Betrage von 93 Millionen verlangte. Unter dem Eindrucke der Verhandlungen erwachten in der öffentlichen Meinung plötzlich sehr ernste Zweifel an dem vielberufenen Worte: „Frankreich ist reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen.“ Aus den Darlegungen des Vertreters der Regierung im Gesetzgebenden Körper ergab sich, daß das Kaiserreich während der letzten zehn Jahre für seine Kriege im Orient und in Italien, für die Expeditionen nach China, Cochinchina, Kabylien und Syrien und für die Aufrechterhaltung der Occupation von Rom nicht weniger als 3000 Millionen verausgabt hatte. Außerdem hatten die extraordinären öffentlichen Arbeiten allein dem Staate 780 Millionen gekostet. Diese Riesensummen waren der öffentlichen Schuld zugewachsen, da die laufende Verwaltung, die inzwischen erfolgte sehr erhebliche Steigerung der Staatseinnahmen vollständig absorbirt hatte. Daß die Majorität alle Forderungen der Regierung bewilligte, änderte wenig an dem Eindrucke der Kritik der Opposition, und die Ueberzeugung, daß dem Lande das Recht zutheil werden müsse, sich in directerer und wirksamerer Weise an den Acten der Regierung zu betheiligen, begann in immer weitern Kreisen Wurzel zu fassen.

Auf die Dauer vermochten indeß die parlamentarischen Verhandlungen das allgemeine Interesse nicht zu fesseln. Bei dem Mangel des Rechts der legislatorischen Initiative und des Interpellationsrechts beschränkte sich die Gelegenheit zur freien Discussion innerer Fragen auf die Adreßdebatte und die Budgetberathung. Erstere artete in Redeschlachten aus, die Wochen und Monate füllten, und bestand schließlich doch nur in Dialogen zwischen dem Redeminister und den einzelnen Oppositionsmitgliedern; die Majorität be-

obachtete theils aus Armuth an oratorischen Talenten, theils im Bewußtsein ihres sichern Sieges bei den Abstimmungen eine schweigende Zurückhaltung. Die Budgetverhandlungen gipfelten alljährlich in einer großen Rede Thiers', der sich schließlich auch nur zu wiederholen vermochte. Reale Erfolge bei der Votirung der Gesetze zu erfechten war der Opposition angesichts einer ihr in achtzehnfacher Stärke gegenüberstehenden Majorität unmöglich. Zu einer eingreifenden Wirkung auf die öffentliche Meinung fehlte ihr überdies die Mitwirkung der Presse, welcher durch das mit eiserner Strenge gehandhabte Gesetz jedes Mittel entzogen war, das Interesse an den parlamentarischen Vorgängen lebendig zu erhalten. Auszüge aus den Reden durften nicht mitgetheilt werden; selbst allgemeine Besprechungen der Verhandlungen waren untersagt; wer den amtlichen „Compte rendu" nicht lesen wollte, blieb von allem, was innerhalb des Palais Bourbon in Scene ging, ohne Kenntniß. Nur wenn sich die Verhandlungen auf dem Boden der auswärtigen Politik bewegten, erwachte plötzlich die allgemeine Theilnahme. Nordamerika, Mexico, Italien, Dänemark und vor allem Deutschland lenkten das Interesse Frankreichs wieder in viel höherm Maße auf sich als die eigenen Angelegenheiten des Landes. Und gerade in Sachen der auswärtigen Politik konnten Senat und Gesetzgebender Körper auch in Wahrheit als Repräsentanten des Nationalwillens gelten; die chauvinistische Tendenz, die sich in ihren Verhandlungen kundgab, entsprach durchaus dem Geiste, den das Kaiserreich in den Massen großgezogen hatte. Ohne lebhaften nationalen Ehrgeiz kann ein imperialistisches Regiment überhaupt nicht bestehen; in der ganzen Haltung der Regierungsvertreter war daher stets das Bestreben zu erkennen, diesen Ehrgeiz auch dann lebendig zu erhalten, wenn es galt, politische Acte zu vertreten, die den Anforderungen desselben nicht vollständig entsprachen. Die lauten Kundgebungen des Nationalstolzes in den Kammern und die gleichzeitige Schürung desselben in der officiösen Presse gaben der friedlichen Politik des Kaisers in den Augen des Auslandes eine Folie, die ihr nur günstig sein konnte, andererseits aber erwuchs daraus auch eine Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung, die verhängnißvoll werden konnte, sobald die äußern Erfolge der kaiserlichen Politik dem überreizten nationalen Ehrgeiz nicht mehr genügten.

Unter diesen Umständen sah man der Eröffnung der Session von 1865 mit allgemeiner Spannung entgegen. Der Kaiser hatte diesmal dem nationalen Ehrgeiz auf dem Gebiet der äußern Politik nichts zu bieten, seine Politik in der deutsch-dänischen Frage hatte denselben sogar aufs tiefste verletzt, die Niederlage Dänemarks galt mit verschwindenden Ausnahmen in den Augen der Nation als eine Niederlage Frankreichs. Ganz allgemein erwartete man daher einen Ersatz auf dem Gebiete der innern Politik. Die Thronrede vom 15. Febr. 1865 aber erwies diese Hoffnungen als eitel. Arm an prononcirten Momenten, schloß sie mit den Worten: „Indem wir uns zu eifrigen Förderern wahrhaft nutzbringender Reformen machen, halten wir die Grundlagen der Verfassung mit Festigkeit aufrecht und widersetzen wir uns den ausschreitenden Bestrebungen derjenigen, welche, indem sie Veränderungen fordern, einzig das Ziel verfolgen, zu untergraben, was wir aufgebaut haben. Die Utopie verhält sich zum Guten wie die Illusion zur Wahrheit; der Fortschritt besteht nicht in der Verwirklichung mehr oder weniger geistreicher Theorien." Vergebens drängte die Opposition auf Aufhebung des Polizeiregiments über die Presse, auf Gewährung des Versammlungsrechts, auf das Recht, das Budget in seinen einzelnen Details zu votiren, und auf Zugeständnisse im Sinne der Decentralisation, namentlich auf Beschränkung der Allmacht der Präfecten und auf Aenderung des Art. 57 der Verfassung, betreffend die Ernennung der Maires. Im allgemeinen waren zu jener Zeit die Ansprüche noch bescheiden, und die Initiative des Kaisers galt noch so ausschließlich als der einzige Quell, aus dem eine Aenderung der Dinge fließen konnte, daß sich mit geringen Zugeständnissen viel hätte erreichen lassen — aber

sie erfolgten nicht. Wie wenig der Kaiser damals noch geneigt war, auf eine Entwickelung seines Systems im Sinne der Freiheit einzugehen, zeigen die öffentlichen und scharf prononcirten Beweise der Ungnade, die er dem Prinzen Napoleon wegen einer Rede zutheil werden ließ, welche derselbe im Mai 1865 gelegentlich der Einweihung der Denkmäler des ersten Kaisers und seiner drei Brüder in Ajaccio auf Corsica gehalten hatte. Der Prinz hatte allerdings sehr entschieden im Sinne der Freiheit geredet, aber nur derjenigen Freiheit, die Louis Napoleon ehedem selbst als die mit seinem politischen System vereinbar hingestellt hatte. „Ich liebe die Freiheit in allen Formen", hieß es in jener Rede, „aber ich verleugne die ausgesprochenen Vorgänge nicht, welche ich ihr in derjenigen Gestalt zuerkenne, in der ich sie als die Freiheit aller bezeichnen möchte. Ja, ich ziehe eine Politik, die von der freien öffentlichen Meinung, wie sie sich in der Presse und in den Versammlungen manifestirt, getragen wird, jenem Ministerregiment vor, das nur allzu häufig das Resultat einer parlamentarischen Coterie ist, die sich dem Souverän aufdrängt." Mochte an der Rede des Prinzen immerhin viel Tadelnswerthes sein, so richtete sich die harte Reprimande, welche ihr Autor durch Veröffentlichung eines kaiserlichen Briefes im „Moniteur" erfuhr, doch wesentlich nur gegen die kundgegebenen liberalen Tendenzen.

Der ganze Verlauf der Session von 1865 zeigte, daß das Vertrauen in das persönliche Regiment des Kaisers bereits tief erschüttert war und daß Frankreich für cäsarische Ideen keinen fruchtbaren Boden mehr bot. Der Bericht der aus der Majorität hervorgegangenen Budgetcommission sprach sich unumwunden gegen alle Expeditionen in der Ferne aus, verlangte sofortige Beendigung des mexicanischen Unternehmens und empfahl Vereinbarungen mit den übrigen Mächten behufs Reduction des Militäretats. Thiers wandte sich in einer umfassenden und zu seinen hervorragendsten rhetorischen Leistungen zählenden Rede speciell gegen das System der kaiserlichen Finanzverwaltung; am Schlusse derselben sprach er geradezu aus, daß Frankreich, auf dem Wege den es gegenwärtig gehe, nothwendig zum Staatsbankrott gelangen müsse. So übertrieben auch diese letztere Behauptung sein mochte, so war der Eindruck der einschneidenden Dialektik Thiers' doch ein gewaltiger. Eine Vorlage der Regierung, welche die Genehmigung für eine neue Anleihe der Stadt Paris forderte, gab Gelegenheit, das System der öffentlichen Bauthätigkeit einer scharfen Kritik zu unterziehen. Die Genehmigung wurde nur mit einer Majorität von 173 gegen 50 Stimmen ertheilt, was unter den damaligen Verhältnissen fast als eine Niederlage der Regierung gelten mußte. Ein Gesetzentwurf, der für außerordentliche öffentliche Arbeiten 360 Millionen verlangte und zu diesem Behufe 100 Millionen als Erlös aus dem Verkaufe von Staatswaldungen in Aussicht nahm, stieß auf allgemeine Misbilligung und blieb unerledigt; im nächsten Jahre wurde derselbe von der Regierung zurückgezogen.

Noch eines andern Zeichens der Zeit sei hier gedacht, das die Stimmung nicht wenig charakterisirt, in welcher Frankreich dem für das persönliche Regiment so verhängnißvollen Jahre 1866 entgegenging. Der Kaiser veröffentlichte im Februar 1865 den ersten Band seines „Vie de Jules César". Die Vorrede, ein Panegyrikus des Imperialismus, regte in der Presse eine lebhafte Discussion der Frage an, ob den Cäsaren überhaupt eine sittliche Berechtigung in der Weltgeschichte zuzuerkennen sei. Noch haftete das Interesse aller Gebildeten an diesen tendenziösen Erörterungen und der scharfen Kritik, die das Geschichtswerk des Kaisers überhaupt erfuhr, als ein geistvoller Satiriker, Rogeard, unter dem Titel „Le Propos de Labiénus" ein Pamphlet gegen den Cäsarismus schleuderte, das in weiten Kreisen eine ungeheuere Wirkung übte. Soweit die Massen sich für das Verständniß desselben nicht reif zeigten, interessirten sie sich wenigstens für das Märtyrerthum des Autors, der sich genöthigt sah, nach Belgien zu fliehen, und auch hier nicht

ohne Beunruhigung blieb. Es war dies der erste Feldzug, der mit der Waffe der Satire gegen den Kaiser geführt wurde, eine Waffe, die in Frankreich tödlich wirken kann. Diesmal wurde der Schlag noch leidlich parirt, später sollte es einem andern Pamphletisten, der in Bezug auf Geist und Wissen an Rogeard nicht im entferntesten hinanreichte, gelingen, mit derselben Waffe die großartigsten Wirkungen zu erzielen.

Das Jahr 1866 ließ in seinem Beginn die gewaltige Katastrophe kaum ahnen, die es in seinem Schose bergen sollte. „Auswärts scheint der Friede überall gesichert", hieß es in der Thronrede, mit welcher der Kaiser am 22. Jan. die Kammern eröffnete. Sehr eingehend beschäftigte sich der Kaiser in dieser Rede mit dem System seiner Regierung, nicht um Aenderungen desselben in Aussicht zu stellen, sondern um die Grundideen desselben noch einmal in pathetischer Sprache zu verherrlichen. Jede weitere Entwickelung desselben, erklärte er, sei vor allem der Zeit anheimzugeben, eine Beschränkung der Macht der kaiserlichen Initiative, wie sie von unruhigen Geistern angestrebt werde, könne den freisinnigen Gang der Regierung nicht beschleunigen, sondern nur hemmen. Nächstes Ziel sei die Förderung des allgemeinen Wohlstandes auf materiellem wie auf sittlichem Gebiete. Was in jüngster Zeit zur Emancipation der arbeitenden Klassen von der Herrschaft des Kapitals und für die Invaliden der Arbeit geschehen war, wurde besonders betont und auch nach der politischen Seite hin in ein helles Licht gesetzt; die weitere Verfolgung des hier gesteckten Zieles bezeichnete der Kaiser als das sicherste Mittel, die Leidenschaften zu beschwichtigen, und alle, welche die Verfassung mit politischen Rechten ausgestattet habe, zu befähigen, die Wahrheit von trügerischen Theorien zu unterscheiden. Die für uns interessanteste Stelle jener Rede ist die folgende: „Die vom Volke sanctionirte Verfassung von 1852 unternahm es, ein vernünftiges und auf das gerechte Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Staatsgewalten weislich berechnetes System zu begründen. Sie hält sich gleich fern von zwei extremen Situationen. Mit einer Kammer, als Herrin des Geschicks der Minister, ist die Executivgewalt ohne Autorität und ohne innere Consequenz (sans esprit de suite); sie ist dagegen ohne Controle, wenn die aus der Wahl hervorgegangene Kammer nicht unabhängig und nicht im Besitze der ihr gebührenden Vorrechte ist. Unsere constitutionellen Formen, die eine gewisse Aehnlichkeit mit denen der Vereinigten Staaten haben, sind deshalb nicht mangelhaft, weil sie sich von denen Englands unterscheiden. Jedes Volk soll die seinem Genius und seiner Ueberlieferungen entsprechenden Einrichtungen haben. Gewiß hat jede Regierung ihre Fehler, aber werfe ich einen Blick auf die Vergangenheit, so kann ich mit freudiger Genugthuung sagen, daß, nach Verlauf von 14 Jahren, Frankreich nach außen geachtet, im Innern ruhig ist, daß es keine politischen Gefangenen in seinen Kerkern und keine Verbannten außerhalb seiner Grenzen hat.*) Hat man nicht seit 80 Jahren über die Regierungstheorie discutirt? Ist es heute nicht nützlicher, nach praktischen Mitteln zu suchen, um das moralische und materielle Geschick des Volks zu bessern?"

Alle wesentlichen Grundgedanken des demokratischen Imperialismus, wie wir sie in unserm ersten Artikel zu entwickeln versucht haben, sind hier in wenige Worte zusammengedrängt. Der Kaiser sagt rundheraus, daß das constitutionelle System Großbritanniens, dessen charakteristisches Moment er in der Abhängigkeit der Minister von der Kammer erkennt, dem Geiste und den Ueberlieferungen des französischen Volks widerspreche. Selbstverständlich ergriff die Presse, der jede Discussion der Verfassung untersagt war, die ihr hier gebotene Gelegenheit, sich über das Wesen der kaiserlichen Institutionen auszusprechen. Die Analogie derselben mit den republikanischen Einrich-

*) Des Grafen von Chambord und der Prinzen aus dem Hause Orleans scheint der Kaiser zu vergessen.

tungen wurde anerkannt, freilich aber auch der Unterschied zwischen einem periodisch gewählten Präsidenten und einem erblichen Souverän sehr entschieden betont. Mit der einzigen Ausnahme des „Journal des Débats", das an seinen orleanistischen Traditionen streng festhielt, sprach sich indeß kein irgend beachtenswerthes Journal dahin aus, daß dieser Unterschied nur durch das vom Kaiser verpönte parlamentarische Regiment ausgeglichen werden könne, vielmehr wurde allseitig anerkannt, daß Frankreich kein Boden für britische Institutionen sei. Die Oppositionsblätter stellten sich größtentheils auf den republikanischen Standpunkt. Ebenso wenig Hinneigung zum modernen Parlamentarismus wie in der Presse gab sich in der Kammer kund. Die Majorität glaubte der öffentlichen Meinung genugzuthun, wenn sie in der Beantwortung der Thronrede „einen weisen Fortschritt der Freiheit mit der Stabilität der Institutionen nicht unvereinbar" erklärte. Von wesentlich höherm Interesse sind die Forderungen der Opposition und die Wünsche des Centrums, wie sie bei dieser Gelegenheit, also unmittelbar vor demjenigen Moment zum Ausdruck gelangten, in welchem die Fortdauer des cäsarischen Regiments durch eine weltgeschichtliche Krisis zur Unmöglichkeit wurde.

Die reine Linke formulirte in der Adreßdebatte ihre Ansprüche an die Regierung in vier Punkten. Als Verwirklichung der in der Verfassung von 1852 proclamirten Volkssouveränetät und der darin enthaltenen Garantie der Principien von 1789 verlangte sie 1) Befreiung der periodischen Presse von der administrativen Willkür und Verweisung der Preßprocesse vor die Geschworenen; 2) Freiheit der Wahlen, bedingt durch Aufgebung der officiellen Candidaturen und Gewährung des Versammlungsrechts; 3) Befreiung des communalen Lebens, insbesondere durch Gewährung des Rechts an die Gemeinden, ihre Maires zu wählen und durch Wiederherstellung der Selbstverwaltung in Paris und Lyon, deren Gemeinderäthe von der Regierung ernannt wurden und der Allmacht der Präfecten vollständig überantwortet waren; 4) Beseitigung der (aus dem Art. 75 der Verfassung vom Jahre VIII stammenden) Bestimmung, wonach Beamte wegen Misbrauchs ihrer Gewalt nur mit Autorisation der Regierung verfolgt werden können. Alle diese Postulate fassen ausschließlich die persönliche Freiheit des Bürgers ins Auge, keins derselben zielt auf ein parlamentarisches Regiment im Sinne des modernen Constitutionalismus. Die Principien des Napoleonischen Systems blieben also von seiten der radicalen Opposition unangetastet, dieselben erfuhren sogar durch die Berufung auf die Verfassung von 1852 eine gewisse Anerkennung.

Nur der einzige Thiers vertrat, seinen Antecedentien getreu, die dem demokratischen Imperialismus diametral entgegenstehende constitutionelle Doctrin, wie sie sich zur Zeit der Orleans theoretisch entwickelt hatte. In einer Meisterrede begründete er zunächst alle Forderungen der Linken, dann aber warf er die Frage auf, welches Gesetz und welches Tribunal die persönlichen Freiheiten allein zu sichern vermöchte. Und er beantwortete diese Frage wie folgt:

„Das Gesetz, das Tribunal sind Sie, meine Herren! Man hat noch kein anderes entdeckt, und ich, der ich seit beinahe 40 Jahren in den französischen Kammern sitze, habe immer gefunden, daß diese Autorität hinreicht." Aus der Freiheit der Volksvertretung und der Verantwortlichkeit der Regierung folgert Thiers zunächst das Recht der Interpellation. Wenn nun durch die individuelle Freiheit, durch die Preß- und Wahlfreiheit sowie durch die unbedingte Discussions- und Interpellationsfreiheit in den Kammern die öffentliche Meinung sich allmählich herausbilde, so erlange sie durch den Majoritätsbeschluß der Vertreter der Nation ihren gesetzlichen Charakter, und könne sich nicht auf das, was man unter der alten Monarchie eine „Vorstellung" (rémonstrance) nannte, zurückführen lassen. Diese gesetzlich gewordene öffentliche Meinung aber dürfe kein leerer Schall bleiben, sie müsse das Ziel erreichen, welches die Principien von 1789 sich ge-

steckt haben, sie müsse die Regel für die Handlungen der Regierung werden. Wenn sich die öffentliche Meinung in vollkommener Uebereinstimmung mit den Inhabern der Autorität befinde, dann sei an Personen und Dingen nichts zu ändern; wenn sie aber nicht mit der Autorität übereinstimme, dann ändere man in der Republik das Staatsoberhaupt, in der Monarchie aber, die in Europa allein Geltung habe, die Minister der Krone. Daraus ergebe sich, auch ohne daß ein specielles Gesetz erlassen sei, die Ministerverantwortlichkeit von selbst. Gegen den Einwand, das parlamentarische Regiment stelle die Krone eines großen Landes unter das Joch der Versammlungen, bemerkte der Redner: „Es hat ja die Krone das ungemein große Vorrecht, die Kammer aufzulösen und an das Land zu appelliren. Hat nun die königliche oder die kaiserliche Krone von diesem allerhöchsten Rechte, und andererseits das Land von dem seinigen Gebrauch gemacht, hat dieses über seine Vertreter zu Gericht gesessen und sie wieder auf ihre Bänke zurückgeschickt, so trägt die Krone nicht mehr das «Joch der Versammlung», sondern das Joch des Landes selbst. Entweder muß man die moderne Monarchie, die von 1789, in Abrede stellen, oder man muß anerkennen, daß das Joch des Landes kein demüthigendes, sondern ein nothwendiges ist."

Die Dialektik Thiers' fand alle Anerkennung, dennoch verfehlte seine scharfe Deduction jegliche Wirkung; für eine Rückkehr zu dem System des parlamentarischen Regiments, das in Frankreich nie ein volksthümliches gewesen, waren und wurden wenig Sympathien lebendig. Nur der sich bei dieser Gelegenheit von der Majorität abzweigende Tiers-Parti (die sogenannten „Sechsundvierzig", welche wir in unserm vorigen Artikel als eine Art von Centrum bezeichneten) formulirte ein Amendement, das den Wunsch nach Erweiterung der Rechte der Legislativen, wenn auch in äußerst zurückhaltender Weise, zum Ausdruck brachte. Es hieß darin: „Der Gesetzgebende Körper glaubt der Dolmetscher der öffentlichen Meinung zu sein, wenn er zu den Stufen des Thrones Ew. Majestät den Wunsch bringt, dem großen Acte von 1860 die Entwickelung zu geben, welche er in sich schließt. Die Nation, indem sie durch Ew. Majestät liberale Initiative in intime Beziehungen zu der Führung ihrer Angelegenheiten tritt, wird der Zukunft mit vollkommenem Vertrauen entgegensehen."

Nur mit Ueberwindung stimmte die Opposition für dieses Amendement, das infolge dessen 63 Stimmen auf sich vereinigte, welchen die Majorität 206 Stimmen gegenüberstellte. Der Tiers-Parti stimmte seinerseits gegen die von der Opposition eingebrachten Amendements zur Adresse, was für den damaligen Liberalismus dieser Constitutionellen, die heute vorwiegend im linken Centrum vertreten sind, kein glänzendes Zeugniß gab.

Nicht nur die Regierungspresse, sondern auch der größte Theil der unabhängigen Blätter trat dem Tiers-Parti, der sich, wenn auch in sehr bescheidener Form zum Vertreter des Justemilieu aufgeworfen hatte, in der allerentschiedensten Weise entgegen. Von conservativer Seite wurde den in der Theorie schwer anfechtbaren Argumenten gegenüber, an deren Hand Thiers den modernen Constitutionalismus als die einzig vollendete monarchische Staatsform hingestellt hatte, auf die achtzigjährigen Erfahrungen Frankreichs hingewiesen, welche das parlamentarische Regiment nie als den correcten Ausdruck des nationalen Willens hätten erscheinen lassen. Insbesondere wurde entwickelt, daß die Forderung verantwortlicher, d. h. von der Majorität abhängiger Minister alle Stabilität aufheben und das Land nur den jeweiligen Strömungen der öffentlichen Meinung, dem zufälligen Uebergewicht einer oder der andern Partei aufs neue preisgeben würde. Was in England, wo in den aristokratischen Elementen des Oberhauses eine Garantie für das conservative Princip und die Continuität der Regierung gegeben sei, als national und segenbringend anerkannt werden müsse, das sei im demokratischen Frankreich antinational und verderblich. Von seiten der Oppositionspresse wurde dem Tiers-Parti

Mattherzigkeit und Principlosigkeit vorgeworfen; erkenne man, hieß es, das Princip der Volkssouveränetät einmal an, dann müsse man auch dessen Consequenzen wollen, die als Endziel einzig die Republik in Aussicht nehmen könnten. Der Weg zur Republik aber könne nur durch Erweiterung der persönlichen Freiheiten erschlossen werden. Eine Ausdehnung der parlamentarischen Rechte wurde als wünschenswerth, nicht aber als wesentlichste Bedingung hingestellt. Sobald Presse, Versammlungsrecht und Wahlen dem Einfluß der Regierung entgegen seien, würde man eine Kammer erhalten, die sich alle Rechte selbst nehmen werde, deren sie bedürfe. Von beiden Seiten angefochten und ohne solide Grundlage im Volksbewußtsein blieb der Tiers-Parti in der unhaltbarsten Position. Die hochgehenden Wogen der äußern Politik drängten ihn bald wieder zur Majorität, und der Anlauf, den er genommen hatte, erwies sich vorläufig wenigstens als ein verfehlter.

Wären die verschiedenen Parteien der Legislativen in ihren Wünschen nicht weit auseinandergegangen, hätte sich die Majorität, das, was die Linke und das Centrum forderten, in maßvoller, aber entschiedener Weise zu eigen gemacht, dann würde es kaum einem Zweifel unterlegen haben, daß der Kaiser einer derartigen Vorstellung nachgegeben hätte. Die überraschende Wendung, welche die europäischen Angelegenheiten im Laufe jener Verhandlungen nahmen, waren durchaus dazu angethan, ihn zu Concessionen geneigt zu machen. Schon als der Senat seine Adresse überreichte, hatte Napoleon Gelegenheit genommen, gerade vor dieser hochconservativen Körperschaft zu bekunden, daß er eine „vernünftige, fortschreitende Entwickelung der Institutionen“ wünsche. Er selbst erinnerte bei dieser Gelegenheit an sein vor 13 Jahren gesprochenes Wort von der Krönung des Gebäudes. „Meine Regierung“, sagte er, „ist nicht stationär, sie will vorwärts gehen, aber auf dem festen Boden, welcher Macht und Freiheit zu tragen vermag. Bekennen wir uns zum Fortschritt, bauen wir aber nur Stufe für Stufe jene große Pyramide auf, deren Grundlage das allgemeine Stimmrecht, deren Scheitel Frankreichs civilisatorischer Genius ist.“ Zwischen dieser Kundgebung und der Thronrede lag nur ein einziger Monat, innerhalb dieser kurzen Frist aber hatte sich der Antagonismus zwischen Preußen und Oesterreich zum brennenden Conflict zu entwickeln begonnen, und Frankreich war, was damals kaum ein anderer als sein Kaiser wußte, für einen Weltkrieg nicht gerüstet.

Nachdem um die Mitte des Jahres 1866 die große Entscheidung gefallen war, welche dem Uebergewicht Frankreichs in Europa ein Ziel setzte und damit die Fortdauer des an diese Bedingung geknüpften cäsarischen Regiments unmöglich machte, zeigte sich, welch unvergleichlich höhern Werth die Nation auf ihre Machtstellung nach außen legte als auf freiheitliche Institutionen im Innern. Einen günstigern Augenblick, Reformen im großen Stil vom Kaiser zu fordern, hätte das französische Volk nicht erfassen können als den, in welchem Preußen seine Siegesfrucht einheimste und gleichzeitig Italien sich durch eine wahrhaft stolze Haltung von der französischen Vormundschaft zu emancipiren suchte. Von jenen Regungen aber, wie sie sich in Preußen nach dem Tilsiter Frieden und in Oesterreich sofort nach der Schlacht von Königgrätz kundgaben, war in Frankreich nichts zu erkennen. Das ganze Sinnen und Trachten der Nation wandte sich den äußern Angelegenheiten zu, und noch fast zwei Jahre hindurch beschäftigte sich die öffentliche Meinung vorwiegend mit dem Gedanken, durch Niederwerfung der aufstrebenden Macht Deutschlands das alte Uebergewicht wiederzugewinnen. Napoleon III. allein unter allen Franzosen schien die neue Situation richtig erkannt und ruhig ins Auge gefaßt zu haben. Sein unter dem Namen des Lavalette'schen Rundschreibens bekanntes Manifest berechtigte durchaus zu dieser Annahme.*) Aber die Wogen des Chauvinismus gingen zu hoch, um

*) Siehe den Wortlaut dieses Actenstücks in der Artikelfolge „Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage“ („Unsere Zeit“, Neue Folge, IV, 1., 498 fg.).

durch einen Appell an die besonnenern Geister in ihr Bett zurückgedrängt werden zu können. Das Manifest verfehlte seine Wirkung. Jetzt hieß es einen großen Entschluß nach der einen oder der andern Richtung hin fassen: entweder galt es, fest dabei zu beharren, daß Frankreich aus der Wandlung der Dinge, die sich in Deutschland vollzogen, kein Anspruch erwachse, und die Interessen der Nation auf dem Gebiete der innern Politik durch Erschließung eines selbstthätigen freien politischen Lebens zu fesseln, oder kühn ans Schwert zu schlagen und trotz der mangelhaften Rüstung noch einmal das Glück der Schlachten zu versuchen.

Weder nach der einen noch nach der andern Seite hin gelangte der Kaiser zunächst zu einem solchen Entschlusse; seine Politik wurde unsicher und schwankend, sie erging sich in Experimenten. Durch Einfädelung des luxemburger Handels glaubte er dem nationalen Ehrgeiz eine Genugthuung verschaffen zu können, die wenigstens so lange ausreichte, bis Frankreich wieder gerüstet dastand; durch beschränkte Zugeständnisse an das im Laufe der Jahre mehr und mehr hervorgetretene Freiheitsbedürfniß hoffte er weitergehenden Forderungen zu begegnen. Ueber das, was nach letzterer Richtung hin geschehen sollte, wurden lange Berathungen gepflogen, deren Gang deutlich erkennen läßt, daß die Energie und das Selbstvertrauen des Kaisers durch die Vorgänge des letzten Jahres nicht wenig erschüttert waren. Morny, ehedem sein vertrautester Rathgeber, der an den kühnen Entschließungen früherer Jahre einen sehr bedeutenden Antheil hatte, lebte nicht mehr; seit seinem Tode war Rouher der in die Plane des Kaisers zumeist Eingeweihte. Aber Rouher war bei allem Talent ein einseitiger starrer Imperialist, dem Morny's freisinnige Regungen und geistige Beweglichkeit fehlten. Aus Napoleon's nächster Umgebung trat nur Walewski, gleich Morny ein Blutsverwandter des Kaisers, für ein kühnes Vorgehen im liberalen Sinne ein. Diesem Staatsmanne, damals Präsident der Legislativen, gelang es, den Kaiser dafür zu gewinnen, daß der damalige Deputirte Ollivier, dessen Biographie diese Zeitschrift bereits geliefert hat*), zu den Berathungen herbeigezogen und demselben der Eintritt in das Cabinet angeboten wurde. Ollivier's Reformvorschläge gingen nicht über das Maß dessen hinaus, was der Kaiser zu bewilligen für möglich hielt; dennoch gelang es dem Staatsminister Rouher, die bereits in Aussicht genommenen Zugeständnisse wesentlich zu kürzen und den Eintritt Ollivier's ins Cabinet zu verhindern. Was der Kaiser gewährte, reichte nicht aus, das Empire seines cäsarischen Charakters zu entkleiden und ein frisches politisches Leben wach zu rufen, das die Schwierigkeiten zu paralysiren vermocht hätte, welche die auswärtigen Angelegenheiten der Regierung im Innern bereiteten.

Am 19. Jan. 1867, wenige Wochen vor Eröffnung der Kammern, brachte der „Moniteur", zu jener Zeit das amtliche Organ der Regierung, das Resultat, und zwar in der Form eines Briefes des Kaisers an den Staatsminister Rouher.**) Es hieß darin, daß nunmehr die Stunde gekommen sei, „den Einrichtungen des Kaiserreichs die volle Entwickelung zu geben, deren sie fähig seien, und der öffentlichen Freiheit eine neue Ausdehnung zutheil werden zu lassen, ohne daß dadurch die Macht gefährdet werde, welche die Nation dem Staatsoberhaupte anvertraut habe". Der Plan, den der Kaiser sich vorgezeichnet habe, bestehe darin, die Unvollkommenheiten, welche mit der Zeit hervorgetreten seien, zu verbessern und jedem mit den Sitten des Landes vereinbaren Fortschritte Raum zu geben. Den Inhalt der auf diese Gesichtspunkte gestützten Entschließungen bildeten folgende vier Punkte:

---

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, V, 1., 561 fg.

**) Der volle Wortlaut ist der Abhandlung „Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage" als Note beigefügt („Unsere Zeit", Neue Folge, IV, 1., 503).

1) Die Gewährung eines „weise geregelten" (bien réglémenté) Interpellationsrechts an die beiden parlamentarischen Körperschaften, wogegen indeß das Recht der Adresse in Wegfall kommen solle.

2) Das Zugeständniß, daß in gewissen Fällen und zwar jedesmal auf Grund besonderer kaiserlicher Vollmacht, die einzelnen Ressortminister im Senat und im Gesetzgebenden Körper erscheinen sollten, um an gewissen Discussionen theilzunehmen, wobei indeß die in der Verfassung gegen den modernen Constitutionalismus aufgerichteten Schranken noch besonders gewahrt wurden. Der kaiserliche Brief citirte ausdrücklich jene Stelle der Constitution, nach welcher keine Solidarität unter den Ministern gestattet ist und diese einzig vom Staatsoberhaupte abhängen.

3) Die Verheißung eines Gesetzes, durch welches die Presse der discretionären Gewalt entzogen und die Aburtheilung der durch sie begangenen Vergehen den Zuchtpolizeigerichten überwiesen werden solle.

4) Endlich die Gewährung eines durch ein Gesetz mit den durch die öffentliche Sicherheit gebotenen Garantien zu umgebenden Versammlungsrechts.

Der in der Einleitung dieses Schreibens enthaltene Ausspruch, daß damit den Staatseinrichtungen des Kaiserreichs die volle Entwickelung gegeben sei, deren sie fähig seien, wurde am Schlusse noch durch die weiter gehenden Worte bekräftigt, „daß damit die Krönung des Gebäudes vollendet sei". Napoleon hat nie ein weniger glückliches und weniger zu rechtfertigendes Wort gesprochen. Nur bei der allerengherzigsten Auffassung der Verfassung von 1852 und gänzlicher Preisgebung aller liberalen Ideen, die mit den Principien des demokratischen Imperialismus vereinbar erscheinen und zu denen sich Napoleon ehedem selbst bekannt hat, war die Behauptung möglich, daß das Kaiserreich jetzt am Ziele dessen stehe, was es zu gewähren vermöge, daß Frankreich keinen weitern Hoffnungen auf eine freiheitliche Entwickelung Raum geben dürfe. Die ganze Presse von Paris, gut kaiserliche Blätter nicht ausgeschlossen, war auch von vornherein darin einig, daß man es mit diesen Worten nicht zu ernst zu nehmen habe, daß der Kampf für den Fortschritt nicht aufzugeben sei. Nachdem einige Zeit darauf Ollivier's Schrift über den Gang der Verhandlungen, aus denen das Decret vom 19. Jan. erwachsen, zur Oeffentlichkeit gelangt war, konnten diese Worte Napoleon's nur noch als das Product eines momentanen Sieges der streng imperialistischen Partei über die bessern Ueberzeugungen des Souveräns betrachtet werden. Der Kaiser hat auch in keiner seiner spätern Kundgebungen auf den unglücklichen Ausspruch, daß das Gebäude nunmehr gekrönt sei, Bezug genommen, vielmehr hat er sich im rechten Moment des in demselben Briefe an Rouher enthaltenen weisen Wortes erinnert: „Regieren heißt, aus den erworbenen Erfahrungen Nutzen ziehen und voraussehen, was die Zukunft erfordert." Das politische System des Kaisers würde nicht den Namen eines solchen verdienen, wenn es nicht weitere Zugeständnisse an die in jedem Culturvolke lebendigen Bestrebungen gestattete, als sie hier gegeben waren. Mit dem demokratischen Imperialismus, wie ihn Napoleon selbst erfaßt hat, ist nicht nur das reichste Maß persönlicher Freiheit, sondern auch ein hochentwickeltes parlamentarisches und überhaupt politisches Leben vereinbar; nur die unmittelbaren Beziehungen des Staatsoberhauptes zur Nation sollen nicht gelöst, der Schwerpunkt der Staatsgewalt nicht den Schwankungen parlamentarischer Parteisiege preisgegeben werden. Ohne an seinem System zu rütteln, konnte der Kaiser den Kammern die Wahl der Präsidenten und die Regelung der Geschäftsordnung anheimgeben, ihnen das Recht der Adresse belassen, ein unbeschränktes Interpellationsrecht und speciell dem Gesetzgebenden Körper auch das Petitionsrecht zugestehen. Vor allem aber war das Recht, Gesetzesvorschläge einzubringen, ein solches, das unbeschadet der Autorität der Krone verliehen werden konnte und sehr wesentlich dazu beigetragen haben würde, den Kaiser einer Ver-

antwortung zu entkleiden, welche er auf die Dauer unmöglich zu tragen vermochte. Die Verhältnisse waren ausreichend consolidirt, um von einem wilden Anstürmen der dem Empire feindlichen Parteien keine Gefahren mehr befürchten zu lassen; je mehr dies zum Bewußtsein der Nation gelangte, um so gewagter war es, dieselbe noch länger jeden Fortschritt ausschließlich von der Initiative eines Einzigen erwarten zu lassen. Die ängstliche Verwahrung gegen eine zu prononcirte Stellung der Minister gegenüber den Kammern erscheint bei einer so selbstbewußten Persönlichkeit wie die des Kaisers geradezu unbegreiflich. Außerdem aber wäre das Ansehen und die Machtfülle der Krone wahrlich nicht beeinträchtigt worden, wenn die einzelnen Minister von Amts wegen und nicht erst kraft besonderer Mandate die Angelegenheiten ihres Ressorts vor den Kammern vertreten hätten.

An und für sich betrachtet, waren die Concessionen vom 19. Jan. indeß immer ein belangreicher Fortschritt. Das Recht der Interpellation war schon darum von höherm Werthe als die durch dasselbe verdrängte Adresse, weil seine Uebung während der ganzen Dauer der Session zulässig war; überdies darf nicht verkannt werden, daß die viele Wochen und Monate füllenden, meist rein theoretischen Debatten, welche auf die Adresse verwendet wurden, eine Zeitverschwendung waren. Die Verclausulirung des Interpellationsrechts ging indeß über jedes billige Maß hinaus. Sie gab die Minderheit ganz in die Hand der Mehrheit, da Interpellationen nur dann zulässig waren, wenn sich von den neun Bureaux des Gesetzgebenden Körpers fünf, oder von den fünf Bureaux des Senats drei für deren Annahme entschieden hatten. Schon die Weitläufigkeit dieses Verfahrens nahm dem gewährten Rechte viel von der Bedeutung, die dasselbe anderwärts hat. Dennoch hat dasselbe dem 1869 gewählten Gesetzgebenden Körper das Mittel zu einer Kundgebung geboten, welche den Ausgangspunkt für die großen Reformen der jüngsten Zeit bildete. Von ganz unzweifelhafter Bedeutung waren die der Presse zugestandenen Erleichterungen und die Gewährung eines, wenn auch noch so beschränkten Versammlungsrechts. Die Entwürfe zu den bezüglichen Gesetzen wurden alsbald publicirt, ihre Berathung indeß der Session von 1868 vorbehalten, weshalb wir ihrer erst später zu gedenken haben werden.

Den Concessionen, welche der Kaiser um diese Zeit an das parlamentarische Wesen zu machen sich herbeiließ, ist noch eine weitere beizuzählen, die zwar rein formeller Natur, indeß doch nicht ganz ohne Bedeutung ist. Sie bestand in der Wiederaufrichtung der ihm so verhaßten Rednerbühne, welche seit dem Sturze der Republik aus den Parlamentsräumen verschwunden war.

Während der kurz nach der Publication des Reformactes vom 19. Jan. 1867 eröffneten Session trat die innere Politik vollständig in den Hintergrund. Der luxemburger Handel, die Katastrophe in Mexico, die Monarchenbesuche zur Zeit der Industrieausstellung, die Reise des Kaisers nach Arras, Lille und Amiens, welche zu jener berühmten Rede von den „den Horizont Frankreichs verdunkelnden schwarzen Punkten" Anlaß gab, die Entrevue in Salzburg, das Aufbrausen des Chauvinismus nach dem Bekanntwerden der Bismarck'schen Note vom 7. Sept., die neue römische Expedition mit der Chassepotprobe von Mentana, endlich das Rouher'sche Jamais, mit dem die Regierung sich zur dauernden Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des Papstes verpflichtete — diese einander drängenden Ereignisse, welche in der mehrerwähnten, bis zum Schlusse des Jahres 1867 reichenden Abhandlung bereits ihre eingehende Darstellung gefunden, ließen das Januardecret fast in Vergessenheit gerathen. An diesen zahlreichen und durchweg gewichtigen Momenten erprobte indeß das parlamentarische Leben seine Kraft, und unleugbar ist, daß sich diese Kraft bereits als eine gewaltige erwies. In ihrem chauvinistischen Drange, dem tiefen Haß gegen den mehr und mehr erstarkenden deutschen Nationalstaat, dem

Mismuth über das jetzt auch dem blödesten Auge erkennbare Hinabsteigen Frankreichs von seiner gebietenden Stellung in Europa, wie nicht minder in dem Widerstreben gegen die auf Rom gerichteten Tendenzen Italiens waren die Kammern der treue Ausdruck der Gefühle und Anschauungen des Landes. Soweit Deutschland in Betracht kam, stimmte die Opposition mit einer einzigen Ausnahme, derjenigen des heutigen Justizministers Ollivier, in die chauvinistischen Expectorationen der großen Majorität mit ein, wobei sie freilich weniger von der Absicht geleitet war, eine kriegerische Action zu provociren, als von der, die Politik des Kaisers zu schmähen. Mehr als jeder andere Monarch hatte Napoleon die öffentliche Stimme zu respectiren. Durch die Verhältnisse behindert, einen europäischen Krieg heraufzubeschwören, und überdies im Herzen dem Frieden zugethan, blieb er zunächst darauf angewiesen, die öffentliche Meinung zu beschwichtigen. Dennoch blieb die Situation eine unhaltbare, und das Wort „Freiheit oder Krieg", mit welchem Ollivier in jener Session die beiden Alternativen bezeichnete, zwischen denen die Regierung zu wählen habe, behielt auch für die Folgezeit seine Geltung. Napoleon aber blieb unentschlossen; der Hoffnung, durch einen glänzenden Act der äußern Politik, sei derselbe nun kriegerischer oder diplomatischer Natur, der Nation volle Genugthuung zu geben und damit alle innern Schwierigkeiten zu heben, vermochte er noch immer nicht zu entsagen. Ganz hatten ihn die cäsarischen Ideen noch nicht verlassen.

Am 18. Nov. eröffnete der Kaiser die Session für 1867/68 mit einer Rede, welche durchaus vom Geiste des Friedens getragen wurde, und in der mit einem anerkennenswerthen Freimuth ausgesprochen war, daß Frankreich die jenseit des Rheins eingetretenen staatlichen Veränderungen offen hinzunehmen und sich jeder Einmischung zu enthalten habe, selbstverständlich mit der Clausel: solange seine Interessen und seine Würde nicht bedroht werden. Diese Rede fand eine nicht ungünstige Aufnahme. Handel und Verkehr verlangten nach Ruhe, und eine friedliche Strömung trat zeitweise an die Stelle der maßlosen Erregung, welche seit dem Tage von Sadowa geherrscht hatte. Nachdem der Gesetzgebende Körper in der durch die Mentana-Affaire wieder in den Vordergrund gedrängten römischen Frage seinen ersten wahrhaften parlamentarischen Sieg gegen die Regierung erfochten hatte (denn als solcher ist die Erzwingung des Rouher'schen Jamais zweifellos zu erachten), wandte er sich unter allgemeiner Aufmerksamkeit seinen legislatorischen Aufgaben zu. Dieselben umfaßten drei wichtige Gesetzentwürfe, deren einer die Armeereform, deren zweiter die Presse und deren dritter das Versammlungsrecht betraf.

Das Wehrgesetz kam in erster Reihe zur Verhandlung. Von liberalen Tendenzen wurde dabei in der Majorität der Kammer wenig erkennbar, nur aus den Reihen der Opposition erhoben sich einige Stimmen für die Schöpfung eines Volksheeres nach preußischem Muster. Ueber diese Frage aber war der Streit von seiten der öffentlichen Meinung bereits ausgetragen. Schon im Jahre 1866, kurz nachdem sich die Trefflichkeit der preußischen Institutionen in so überraschender Weise erwiesen hatte und in ganz Frankreich das Bewußtsein lebendig wurde, daß die bisherigen Wehrinstitutionen dem Bedürfnisse nicht mehr genügten, hatte der Kaiser (gegen allen Usus) im amtlichen „Moniteur" einen Gesetzentwurf publiciren lassen, der eine vollständige Umgestaltung der Heeresinstitutionen auf Grund des Princips der allgemeinen Dienstpflicht und unter enger Anlehnung an das preußische Vorbild ins Auge faßte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß damit nur die öffentliche Meinung herausgefordert werden sollte, sich über eine solche Reform auszusprechen. Wurde das Princip der allgemeinen Dienstpflicht, wie vorauszusehen war, verworfen, so öffnete sich die Regierung die sichersten Chancen, unter Festhaltung an dem seitherigen System des Berufsheeres weitreichende Zugeständnisse zu erlangen. Bei der entschiedenen Abneigung der höhern und der mittlern Gesellschaftsklassen Frankreichs gegen persönliche und insbesondere militärische Leistungen hatte sich

denn auch alsbald ein so allgemeiner Sturm gegen das proponirte System erhoben, daß dasselbe von vornherein als beseitigt gelten konnte. Das darauf dem Gesetzgebenden Körper vorgelegte und nach einzelnen Modificationen um die Jahreswende von 1867 zu 1868 zur Annahme gelangte Gesetz behielt die seitherige Friedenspräsenz von 400000 Mann bei, verlängerte aber die bis dahin nur sechs Jahre umfassende Dienstzeit auf neun. Von diesen neun Jahren verbringt der Soldat dem Gesetze gemäß in Friedenszeiten nur die ersten fünf bei der Fahne, die letzten vier aber in einem Reserveverhältniß, aus dem er jeden Augenblick durch kaiserliches Decret zu seinem Truppentheil berufen werden kann. Das Recht, sich zu verheirathen, ist auf die letzten 30 Monate seines Reserveverhältnisses beschränkt. Durch die Verlängerung der Gesammtdienstzeit wurde die Kriegsstärke des Heeres von 600000 Mann auf 750—800000 Mann gesteigert. Obgleich dem Gesetz eine theilweise rückwirkende Kraft beigelegt wurde, gehört eine Reihe von Jahren dazu, bis diese Ziffer erreicht sein wird. Von politischer Wichtigkeit ist es, daß durch die neuen Einrichtungen an dem Charakter des französischen Heeres als einer Berufsarmee, in der, abgesehen von den Freiwilligen, nur die untern Volksklassen vertreten sind, nichts geändert wird. Loskauf und Stellvertretung sind nach wie vor Regel. Nur insofern trat eine Modification ein, als die Regierung auf das Recht verzichtete, die Höhe der Loskaufsumme alljährlich durch ein Decret festzustellen und das Remplacirungswesen dann ihrerseits zu regeln; dem allgemeinen Wunsche entsprechend, löste sie die aus den Loskaufgeldern gebildete „Dotationskasse" auf und gab den Handel mit Menschenfleisch wieder ganz ebenso frei, wie dies zu den Zeiten Ludwig Philipp's der Fall gewesen war. Bis dahin hatte ihr die vielangefeindete Dotationskasse, eine Schöpfung Napoleon's III., das Mittel geboten, sich durch fixirte Gehaltszulagen für die Remplacirten und Zusicherung hoher Pensionen einen Kern mit der Armee festverwachsener Veteranen zu sichern. Einen zweiten sehr wesentlichen Theil des Reorganisationswerkes bildet die Schöpfung der mobilen Nationalgarde, durch welche dem einmal die Zeit beherrschenden Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht ein gewisser Ausdruck gegeben, gleichzeitig aber ein Institut geschaffen werden sollte, welches der eigentlichen Armee im Kriegsfalle einen großen Theil des Besatzungsdienstes u. s. w. im Inlande abnehmen und deren möglichst vollständige Verwendung im freien Felde ermöglichen sollte. Diese Schöpfung thatsächlich ins Leben zu rufen, ist bisjetzt (d. h. bis zum Kriege von 1870) nicht gelungen; alle Versuche sind an dem Widererstreben des Bourgeoisthums gescheitert, sich auch nur wenige Tage im Jahre der militärischen Disciplin und der strengen Pflichtübung zu beugen. Nur insofern ist das Institut von Bedeutung, als es der Regierung im Falle des Krieges eine halbe Million ausgemusterter, encadrirter und dienstpflichtiger Leute, also ein großes, vollständig organisirtes Rekrutendepot zur Verfügung stellt. Zur Berufung der mobilen Nationalgarde gehört also die Zustimmung der Kammern, jedoch ist der Regierung für dringende Fälle ein vorläufiges Aufgebot derselben gestattet.*)

Die Debatten über das Militärgesetz zeigten aufs neue, daß der Gesetzgebende Körper an Macht und Einfluß erheblich gewachsen war; in nicht wenigen Punkten hatte die Regierung mit dem Plenum und insbesondere mit der Commission ernste Kämpfe zu bestehen, und vielfach war sie dabei zur Nachgiebigkeit gezwungen. Im ganzen aber wurde das Gesetz unter der Einwirkung des vom Kriegsminister in stetem Hinweis auf Preußen mächtig geschürten Chauvinismus ohne tiefgreifende Aenderung des Regierungsentwurfs mit 199 gegen 60 Stimmen angenommen. Die stärkste Stütze des Imperialismus war damit aufs neue und auf die Dauer befestigt. Auf militärischem Gebiet

*) Einiges Nähere über die neue Organisation der französischen Armee findet sich in „Unsere Zeit", Neue Folge, V, 2., 119 fg.

kamen die Kammern der Regierung auch in anderer Weise bereitwillig entgegen. Um die Neubewaffnung des Heeres zu vollenden, das Festungswesen den Forderungen der Zeit entsprechend zu vervollkommnen und die Lücken zu füllen, welche der mexicanische Krieg in die Bestände der Armee und der Flotte gerissen hatte, wurde ihr noch in derselben Session ein außerordentlicher Credit von 158 Millionen eröffnet. Mit diesen Mitteln gelang es der nicht unbedeutenden Energie Niel's, das Rüstungswerk derart zu fördern, daß schon gegen das Ende des Jahres 1868 Frankreich einen Krieg nicht mehr glaubte scheuen zu dürfen. Die Regierung erfuhr dadurch nicht nur nach außen eine bedeutende Stärkung, sondern wesentlich auch nach innen; namentlich sah sie sich der Pressionen derjenigen ihrer Gegner enthoben, die nur deshalb auf einen Krieg hindrängten, weil sie dessen Führung für unmöglich erachteten oder den Untergang des Empire von demselben erwarteten.

Das Gesetz über die Presse enthielt in seinem Art. 1 die wichtige Bestimmung, daß bei der Gründung neuer Journale die seither erforderliche Autorisation préalable wegfallen und jeder im Vollbesitze der bürgerlichen Rechte befindliche Franzose befugt sein solle, nach Erfüllung gewisser rein formaler Bedingungen Journale und periodische Zeitschriften zu veröffentlichen. Es war dies die erste und eine wirklich große Concession, welche das Kaiserreich der persönlichen Freiheit machte. Das Schicksal dieses Artikels schwebte der reactionären Kammermajorität gegenüber tagelang in Gefahr, und zum ersten mal kam der Staatsminister Rouher in die Lage, die volle Kraft seiner Beredsamkeit im Dienste der Freiheit verwerthen zu müssen; selbst der Kaiser brachte in gleichem Sinne seinen ganzen persönlichen Einfluß zur Geltung. Dennoch widerstrebte die Rechte der Kammer: sieben der sogenannten Arkadier stimmten gegen das Gesetz, einige dreißig enthielten sich der Abstimmung. Die Annahme des Art. 1 erfolgte mit 215 Stimmen. Der Eindruck war in ganz Frankreich ein ungeheuerer, und der Kaiser wurde, als er folgenden Tags, wie nach jedem Ereigniß, die Straßen von Paris durchritt, mit lautem Jubel empfangen. Es war dies die letzte Ovation dieser Art, deren er sich ungetrübt erfreuen sollte.

Eine zweite wesentliche Concession, die in dem neuen Gesetze ihren Ausdruck fand, war die Verweisung sämmtlicher Preßvergehen vor die Gerichte, womit die bisher im polizeilichen Disciplinarwege erfolgten Verwarnungen, Suspendirungen und Unterdrückungen in Wegfall kamen. So bedeutsam aber auch der hierin wie in dem Art. 1 des Gesetzes enthaltene Fortschritt war, so sehr wurde derselbe durch die übrigen Bestimmungen großentheils paralysirt. Der Freiheit, Zeitungen zu gründen, fehlte zunächst das Correlat der Freigebung des Buchdruckergewerbes, sodaß die Redactionen nie selbstständig werden konnten. Infolge dessen ist es denn auch mehr als einmal vorgekommen, daß Journale nicht erscheinen konnten, weil die betreffenden Drucker eine Concessionsentziehung fürchteten. Eine weitere Beschränkung lag in der theilweisen Erhöhung der Cautionen und der Beibehaltung des Stempels, der in Paris für jede einzelne Nummer 5 Cent. beträgt. Die Presse blieb infolge dessen nach wie vor ein Monopol des Kapitals. Noch belangreicher waren die drakonischen Strafbestimmungen. Zwar war die Körperstrafe für Preßvergehen in Wegfall gekommen, die (stets im Verhältniß zur Caution festgesetzten) Geldstrafen aber waren in einer Höhe bemessen, daß sie die Existenz der Unternehmungen dauernd in Frage stellten. Eine Verurtheilung in Preßsachen ist kaum denkbar, ohne daß drei Personen, Autor, Gérant und Drucker, davon betroffen werden. Für Paris aber, wo die Cautionen 100000 Frs. betragen, berechnet sich das Minimum der Strafe auf 3333 Frs., also für drei Personen auf 10000 Frs., das Maximum auf 25000, also für drei Personen auf 75000 Frs., zu welchen Summen noch die Proceßkosten hinzutreten. Bei der Verurtheilung eines Preßvergehens im ersten Rückfalle tritt eine Sus-

pension des Journals auf 14 Tage bis auf 2 Monate, bei der im zweiten Rückfall eine solche auf 6 Monate ein; das erste Preßverbrechen hat die völlige Unterdrückung des Journals zur Folge. Andere, wenn auch minder wesentliche Beschränkungen liegen darin, daß die Mitglieder beider Kammern nicht als verantwortliche Gérants zeichnen können, daß Artikel von exilirten oder ihrer politischen Rechte beraubten Personen nicht aufgenommen werden dürfen, und daß Mittheilungen aus dem Privatleben selbst dann straffällig sind, wenn ein Dolus nicht nachgewiesen werden kann. Letztere Bestimmung war nicht in der Gesetzesvorlage enthalten, sondern wurde der Regierung von der Majorität (mit 135 gegen 105 Stimmen) octroyirt. Es geschah dies jedenfalls mehr im Interesse der Politik als in dem der Moral. Das schon in der Gesetzgebung von 1852 enthaltene Verbot, Kammerverhandlungen der Discussion zu unterziehen, blieb in vollem Maße aufrecht erhalten. Ein Antrag, den Journalen die Besprechung der parlamentarischen Verhandlungen wenigstens dann zu gestatten, wenn dieselbe in derselben Nummer von dem amtlichen Sitzungsberichte begleitet sei, wurde mit 192 gegen 62 Stimmen verworfen.

Was speciell die Ueberweisung der Preßvergehen vor die Gerichte anbelangt, so wurde der darin enthaltene Fortschritt zwar allgemein anerkannt, das Vertrauen in denselben aber dadurch abgeschwächt, daß die schon früher zu dem speciellen Zwecke der Aburtheilung politischer Delicte constituirte und mit besonders ausgewählten Richtern besetzte sechste Kammer des Zuchtpolizeigerichts das Forum für die Presse des Seinedepartements bildete. Ob dies Mistrauen in den französischen Richterstand, der seine Integrität im großen und ganzen stets zu wahren gewußt hat, gerechtfertigt war, mag dahingestellt bleiben; so viel aber steht fest, daß unter denjenigen Preßprocessen, die von 1852—66 zur richterlichen Entscheidung gelangt waren, kein einziger mit einer Freisprechung geendet hatte. Innerhalb jener Frist hat es 12 Processe wegen Aufreizung zum Haß gegen die Regierung und 12 Verurtheilungen, 9 Processe wegen Aufregung der Bürger gegeneinander und 9 Verurtheilungen, 5 Processe wegen Beleidigung des Kaisers und Eingriffs in seine constitutionellen Rechte und 5 Verurtheilungen, 13 wegen falscher Nachrichten und 13 Verurtheilungen und endlich 2 wegen verbotener Berichterstattung und 2 Verurtheilungen gegeben. Für die Zukunft mußte die Forderung größerer Garantien für den Angeklagten ein weit bedeutenderes Gewicht erlangen, da sich nach Aufhebung des administrativen Regiments die Zahl der Processe außerordentlich mehren mußte, und die enorme Höhe der Geldstrafen stets die Existenz der Personen wie der Unternehmungen aufs Spiel stellte. Der Gedanke, die Preßprocesse den Geschworenen zu überweisen, wurde nur aus der äußersten Linken laut; ein dahin zielender Antrag wurde mit 199 gegen 15 Stimmen verworfen. Der Tiers-Parti hatte nicht den Muth für denselben einzutreten. Berryer machte den Vermittelungsvorschlag, die Besetzung der Richtercollegien für Preßangelegenheiten dem Lose anheimzugeben; indeß auch dieser Antrag fiel. Schließlich sei noch bemerkt, daß die in erster Instanz verhängten Suspensionen auch dann sofort in Kraft treten, wenn Berufungen auf die höhere Instanz angemeldet werden, was die Existenzbedingungen der Journale in kaum geringerm Grade gefährdet als die seitherige administrative Disciplin, bei welcher doch in manchen Fällen Billigkeitsrücksichten zur Geltung kamen, denen sich der Richter verschließen muß.

Trotz all dieser Beschränkungen aber blieb das Gesetz immer ein wesentlicher Schritt zum Bessern, und auch die Opposition hat dies anerkannt. Indem sie bei der Schlußabstimmung mit einziger Ausnahme Berryer's für das Gesetz eintrat, vollzog sie in gewissem Sinne einen Versöhnungsact mit der Regierung, sie erklärte sich im Princip bereit, die allmähliche freiheitliche Entwickelung der Dinge im Wege der kaiserlichen Initiative anzunehmen.

Das dritte der in der Session von 1868 zu Stande gebrachten Gesetze betraf das **Versammlungsrecht**, ein Recht, dessen Frankreich seit dem Sturze der Republik von 1848 vollständig entbehrte. Das neue Gesetz, welches noch heute unverändert in Kraft steht, statuirt nun zwar ein solches Recht, macht aber mit einziger Ausnahme sehr verschränkter Wahlversammlungen die Erlaubniß, eine Versammlung zur Besprechung **politischer und religiöser** Angelegenheiten zu berufen, **in jedem einzelnen Falle** von dem Ermessen der polizeilichen Gewalt abhängig. Politische Vereine können sich daher nicht constituiren. Die parlamentarischen Verhandlungen bieten nichts von besonderm Interesse; wir beschränken uns daher auf eine kurze Analyse des Gesetzes, wie es schließlich zur Annahme gelangte. Dasselbe zerfällt in drei Titel. Der erste handelt von öffentlichen, nichtpolitischen Versammlungen und bestimmt, daß alle öffentlichen Versammlungen, welche keine politischen oder religiösen Angelegenheiten zum Gegenstande haben, ohne vorherige Erlaubniß gehalten werden dürfen. Jede Versammlung muß zuvor bei dem Präfecten oder Souspräfecten angemeldet werden. Die Anmeldung muß von sieben Personen unterzeichnet sein, die in der Gemeinde domicilirt sind, wo die Versammlung stattfinden soll, sie muß Ort und Zeit und den speciellen und bestimmten Zweck der Versammlung angeben. Alle Versammlungen müssen in einem geschlossenen Raume gehalten und von einem Präsidenten und wenigstens zwei Beisitzern geleitet werden, welche die Ordnung aufrecht zu erhalten verpflichtet sind; dieses Bureau darf keine dem angegebenen Gegenstande der Versammlung fremde Frage zur Verhandlung kommen lassen. Ein Gerichts- oder Verwaltungsbeamter kann von der Behörde bestimmt werden, welcher der Versammlung beizuwohnen hat; dieser Beamte kann die Versammlung sofort auflösen, wenn die Vorsitzenden dem Gegenstande fremde Fragen verhandeln lassen oder wenn die Versammlung tumultuarisch wird. Der zweite Titel handelt von den Wahlversammlungen. Derartige Versammlungen können nur vom Augenblicke der Ausschreibung der Wahl bis fünf Tage vor Eröffnung des Scrutiniums gehalten werden; es dürfen denselben nur die Wähler des Wahlbezirks beiwohnen und diejenigen Candidaten, welche die Vorschriften des Senatsbeschlusses vom 17. Febr. 1858 erfüllt, d. h. sich auf Eidschwur zur Treue gegen den Kaiser und zum Gehorsam gegen die Verfassung verpflichtet haben. Um zugelassen zu werden, muß man Namen, Stand und Wohnung angeben. Die Versammlung darf nur einen Tag nach der Anmeldung gehalten werden. Der dritte Titel enthält allgemeine Bestimmungen und fängt gleich mit Strafandrohungen an. Bestraft werden, wenn sie den Bestimmungen des Gesetzes zuwidergehandelt haben, diejenigen, welche eine Versammlung organisirt, geleitet oder ihr vorgesessen haben, diejenigen, welche das Local dazu hergeliehen oder vermiethet haben, diejenigen, welche das Bureau der Versammlung bildeten, diejenigen, welche fremde Fragen zur Verhandlung gebracht haben, diejenigen, welche einer Wahlversammlung beiwohnten, ohne die vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen. Alle diese unterliegen Geldstrafen von 2—5000 Frs. und Gefängnißstrafen von sechs Tagen bis zu sechs Monaten, ohne Präjudiz für etwaige Verfolgung wegen sonstiger Strafbestimmungen bezüglich unerlaubter Versammlungen oder Vereine. Jedes Mitglied des Bureau einer Versammlung, welches nicht der Auflösung der Versammlung durch den Vertreter der öffentlichen Behörde sofort Folge leistet, verfällt in eine Geldstrafe von 3—6000 Frs. und eine Gefängnißstrafe von 14 Tagen bis zu einem Jahre, ohne Präjudiz für die sonstigen im Strafcodex bestimmten Strafen für Widersetzlichkeit, Ungehorsam oder andere Vergehen gegen die öffentliche Obrigkeit. Wer mit offenbaren oder verborgenen Waffen erscheint, wird mit Geldstrafe von 300—10000 Frs. belegt. In allen diesen Fällen können die Gerichte den Verurtheilten seiner Wahlrechte für wenigstens ein und für höchstens fünf Jahre verlustig erklären. Der Polizeipräfect von Paris und die Präfecten in den Provinzen können jede Versammlung, welche ihnen für die

Ordnung oder öffentliche Sicherheit gefährlich scheint, vertagen; verboten kann die Versammlung nur durch Entscheidung des Ministers des Innern werden.

Bei der Schlußabstimmung enthielten sich 40 Mitglieder der äußersten Parteien der Stimmabgabe, 22 Deputirte stimmten gegen, 209 für das Gesetz. Im ganzen war man mit dem Umfange des Gebotenen unzufrieden. Ein Vereinsrecht war gar nicht, ein politisches Versammlungsrecht nur zum Zwecke der aller sechs Jahre wiederkehrenden Wahlen zum Gesetzgebenden Körper gewährt, und selbst dies beschränkte Recht blieb noch von der discretionären Gewalt der Präfecten des Ministers abhängig. Ein Antrag, dies Recht wenigstens auf die Wahl zu den General- und Bezirksräthen auszudehnen, hatte nur 65 Stimmen auf sich vereinigt. Eine der wesentlichsten Schwächen des Gesetzes ist die darin liegende Aufforderung, dasselbe zu umgehen. Unter das Rubrum nichtpolitischer Versammlungen lassen sich bei geschickter Formulirung des Themas mit Leichtigkeit politische oder religiöse Stoffe einschmuggeln. Wird beispielsweise ein Vortrag über die Erziehung des Staatsbürgers oder über die Wandlung Roms zum Kaiserreich angemeldet, so liegt es ganz in der Hand des Redners, vom philosophischen oder historischen Gebiete sofort auf das politische zu gelangen. Die Lage des anwesenden, gewiß nur in den seltensten Fällen zu einem richtigen Urtheil befähigten Polizeibeamten wird dadurch eine so schwierige, daß es kaum in seiner Hand liegt, die Grenze zwischen Misbrauch der Autorität und Zulassung einer Gesetzesüberschreitung zu finden. Noch schwieriger ist es für die Behörden, zwischen politischen und Privatversammlungen, für welche letztere es keiner Autorisation bedarf, zu unterscheiden. Nachdem das Versammlungswesen einmal in Schwung gekommen, bildete sich rasch die Praxis heraus, daß die Veranstalter von Versammlungen in öffentlichen Localen Einladungskarten zu Tausenden auslegten, die jeder beliebige Empfänger mit seinem Namen ausfüllte; in dieser Weise gab man den öffentlichen Versammlungen den äußern Anstrich von Privatversammlungen. Diese Schwächen des Gesetzes haben denn auch bald darauf wesentlich dazu beigetragen, einem anarchischen Treiben Thür und Thor zu öffnen.

Mit der Emanirung vorgedachter Gesetze war das Kaiserreich bis zu demjenigen Punkte seiner politischen Entwickelung gelangt, bis zu dem es die ausschließliche freie Initiative des Kaisers zu führen vermochte. Wir stehen also vor einem neuen und zwar einem sehr ernsten Wendepunkte. Ehe wir uns den Ereignissen zuwenden, die denselben zum Ausgangspunkte dienen sollten, sei noch ein Blick auf die auswärtige Politik gestattet, die für das Jahr 1868 in dieser Zeitschrift ihre Darstellung noch nicht gefunden hat, wegen ihrer steten Wechselwirkung mit der innern aber nicht außer Acht gelassen werden darf.

Das Jahr 1867 hatte unter den beruhigendsten Anzeichen geschlossen; ganz im Sinne der Thronrede vom 18. Nov. gestaltete sich die Accreditirung des preußischen Botschafters als Vertreters des Norddeutschen Bundes zu einer Friedensmanifestation. Während der ersten Hälfte des Jahres 1868 nahmen die Berathungen der Legislativen über die beiden zuletzt erwähnten Gesetze die Aufmerksamkeit der politischen Kreise vollauf in Anspruch, und die chauvinistische Erregung, welche die Berathung des Wehrgesetzes wach gerufen hatte, kühlte sich wesentlich ab. Erst als gegen Ende des Juni die Budgetverhandlungen an die Reihe kamen und es sich um eine Anleihe von 540 Millionen handelte, die zur Deckung der Kosten der römischen Expedition, des Rüstungswerkes und der öffentlichen Arbeiten und zur Begleichung früherer Ausfälle erforderlich waren, begann der Chauvinismus in der Kammer wieder laut zu werden und in der Presse sein Echo zu finden. In der ganzen Nation gab sich ein Gefühl der Befriedigung darüber kund, daß Frankreich in militärischer Beziehung wieder allen Staaten gewachsen und, wie man allgemein glaubte, durch seine intimen Beziehungen zu Oesterreich jederzeit eines Bundesgenossen gewiß sei.

Dies Gefühl wurde zur höchsten Potenz durch das einzig in der Geschichte dastehende Ereigniß gesteigert, daß die aufgelegte Anleihe vierunddreißigfach überzeichnet wurde. Trotz des forttobenden Kriegslärms wurde der Regierung die Riesensumme von $15\frac{1}{2}$ Milliarden angeboten. Mit Recht erkannte darin der gesunde Sinn der englischen Presse eine gewaltige Versuchung für den Kaiser. Diese Versuchung war indeß schon früher ernstlich an ihn herangetreten, und man wird nicht fehlgreifen, wenn man auf den Anfang des Monats Juli den Beginn einer gefahrdrohenden Krisis datirt. Die Haltung der Regierung in der Budgetdebatte, namentlich gegenüber einer Aeußerung Thiers', daß Frankreich in dem deutschen Föderalismus seinen Bundesgenossen zu suchen, jeder neuen „Usurpation" aber seine imposante Macht entgegenzustellen habe, war mehr als verdächtig. Es blieb auch nicht lange ein Geheimniß, daß die französische Politik bereits vor einer Frage stand, die den casus belli im Schose trug. Noch im Laufe des Juli tauchte das Project eines militärischen und handelspolitischen Bündnisses Frankreichs mit Holland, Belgien und der Schweiz auf, ein Project, das seine Spitze augenscheinlich gegen Preußen kehrte. Daß ein solcher Plan wirklich existirte, dafür hat die französische officiöse Presse und zum Theil auch die Diplomatie vollgültige Zeugnisse beigebracht. Gewisse Keime eines solchen Planes enthielt schon das unmittelbar nach der Abweisung der Compensationsforderungen erlassene Lavalette'sche Rundschreiben, welches nur noch große nationale „Agglomerationen" in Europa für lebensfähig erklärte und allen kleinen Staaten das Todesurtheil sprach. Der entschiedene Refus der Schweiz und die Unzugänglichkeit Belgiens schreckten Napoleon nicht ab. Er rechnete fest auf den Hof im Haag und auf die Thätigkeit seines Großchauvinisten Laguéronnière, den er eben zum Diplomaten und Gesandten in Brüssel improvisirt hatte.

Gleichzeitig mit dem nach den kleinen Nachbarstaaten ausgestreckten Fühler, dem man übrigens von Deutschland aus etwas unsanft begegnete, ging in Italien die bekannte Lamarmora'sche Interpellation in Scene (21. Juli). Daß dabei Frankreich die Hand im Spiele hatte, ist nicht zu bezweifeln. Es galt, die Sympathien Italiens für Preußen, die sich im vorangegangenen Frühling gelegentlich des einem Triumphzuge gleichenden Besuches des preußischen Kronprinzen so laut manifestirt hatten, wieder nach der andern Seite zu lenken und gleichzeitig Oesterreich im Hinblick auf das nahe bevorstehende wiener Schützenfest in die richtige Stimmung zu bringen. Beides schlug fehl. Italien blieb der Tage von Königgrätz und Mentana eingedenk, und Hr. von Beust hielt für gut, die von den Herren Frese und Consorten ganz im Sinne der französischen Politik angefachte Wuth gegen Preußen zu calmiren. Leitete den Reichskanzler bei seiner unstreitig meisterhaften Schützenrede auch nicht das vielgerühmte deutsche Herz, so war es doch die Einsicht des Staatsmannes, der Ungarns Gesinnungen kannte, der sein Werk der innern Politik noch zu vollenden hatte und überdies weder über volle Kassen noch über ein Heer des Xerxes verfügte. Eine für jeden Fall gesicherte Allianz bot Oesterreich offenbar ebenso wenig wie Italien. Auch mislangen die gelegentlich der Durchreise des seine Königin nach der Schweiz begleitenden britischen Premierministers, Lord Stanley, gemachten Versuche, sich der Neutralität Englands bei einem Kriege gegen Deutschland zu versichern. Dennoch wurde bis in den Herbst hinein die Kriegsfrage tagtäglich in der Presse discutirt. Ueber den Gedanken, daß es eines casus belli bedürfe, hatte man sich bereits vollständig hinweggesetzt. Der neuerdings zum Senator ernannte Hr. von Girardin erfand an jedem Tage eine andere Manier, denselben vom Zaune zu brechen. Einmal sollte man mittels einer Sommation den Rhein als Grenze fordern, das andere mal nur die Schleifung aller deutschen Grenzfestungen. Auch die Partei der Orleanisten sandte in Prevost-Paradol, dem Jünger Thiers', einen mächtigen Kriegsherold in die Scene.

Seine Broschüre „La France nouvelle" machte bedeutenden Eindruck. Wie in Frankreich, so wurde auch im Auslande nach Kräften in der Presse gewirkt; der luxemburger „Avenir" wurde zu einem großen Blatte umgestaltet, das nicht nur für die Annexion des neutralisirten Landes, sondern vornehmlich für das völkerrechtliche Bündniß Frankreichs mit Holland und Belgien zu wirken hatte. Eine sehr besonnene pariser Correspondenz der „National-Zeitung" charakterisirte die damalige Stimmung von Paris dahin, „daß in allen Kreisen, den bürgerlichen sowol wie den eigentlich politischen, die Ueberzeugung walte, die Tage des Friedens seien gezählt".

Mochte man sich nun immerhin über den leicht vom Zaune zu brechenden casus belli keine Sorgen machen, so blieb für den Kaiser doch die Frage der Allianzen und, wollte er große positive Erfolge erzielen, die von der Neutralität Englands zu erwägen. Bezüglich der erstern scheint ein neues wunderbares Project den Kaiser beschäftigt zu haben, während bezüglich der letztern die damalige Durchreise Stanley's abgewartet wurde. So unglaublich es klingen mag, so unterstützen doch auffällige Indicien das zu jener Zeit allgemein verbreitete Gerücht, daß der Kaiser Napoleon es auf eine Allianz mit den Resten der alten bourbonischen Dynastien abgesehen hatte. Die Rücksicht auf die klerikale Partei des eigenen Landes, an Zahl die mächtigste und seit dem glorreichen Tage von Mentana und Rouher's Jamais die herrschende, mag einen Erklärungsgrund dafür abgeben. Dennoch bleibt der Gedanke schwer faßbar, daß der Kaiser ernstlich gewillt gewesen, seinen eigenen Ursprung zu verleugnen und die durch seinen glorreichsten Krieg, wenn auch gegen seine Voraussicht und seinen Wunsch erstandene einheitliche Gestaltung Italiens mit Hülfe der Contrerevolution zu zertrümmern. Daß es aber Napoleon wenigstens auf eine Allianz mit dem königlichen Spanien abgesehen hatte, ist kaum mehr in Zweifel zu ziehen. Das pariser Journal „Gaulois", welches beim Ausbruch der spanischen Revolution bewiesen hat, wie trefflich es mit den dortigen Verhältnissen vertraut war, berichtete schon gegen Ende August: „Die Grundlagen einer geheimen Convention sind zwischen Frankreich und Spanien aufgestellt worden. Nach derselben verpflichtet sich die letztere Macht, falls der Krieg zwischen irgendeinem europäischen Staate und Frankreich ausbrechen sollte, 40000 Mann Soldaten und einen Theil ihrer Flotte nach den päpstlichen Staaten zu senden." In unverkennbarem Zusammenhange mit der ins Auge gefaßten Convention stand eine Annäherung an die entthronte Dynastie des Königs Franz von Neapel. Der mit der Tochter Isabellens vermählte Bruder dieses depossedirten Monarchen, der k. k. österreichische Rittmeister Graf von Girgenti, erschien zu Anfang des Monats September in Paris und Fontainebleau und ward dort eines Empfanges gewürdigt, der in seiner Solennität die Grenzen des Ueblichen und durch die Etikette Gebotenen so außerordentlich überstieg, daß der Gedanke an eine politische Bedeutung jenes Besuches nicht zurückzudrängen war. Bald darauf begab sich der kaiserliche Hof nach Biarritz, und die Königin von Spanien erschien in dem nahen San-Sebastian. Am 18. Sept. meldeten die pariser Abendblätter, am genannten Tage seien Ihre Majestäten der Kaiser der Franzosen und die Königin von Spanien zu einer freundschaftlichen Unterredung zusammengetroffen. Am Morgen des folgenden Tages hieß es, die Zusammenkunft sei verschoben, am Abend wußte man, was sich in Cadix begeben hatte. Spanien stand in voller Revolution, wenige Tage darauf hatten die Bourbonen den ihnen einzig noch verbliebenen Thron geräumt.

Unsere flüchtige Ueberschau hat hier nur an das anknüpfen können, was in der Tagespresse und in den Parlamenten verlautet hat und durch offen zu Tage getretene thatsächliche Erscheinungen zur Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist. Mag auch manches daran irrig sein, so liegt es doch außer allem Zweifel, daß dem Kaiser Napoleon im Sommer von 1868 die Versuchung, zum Schwerte zu greifen und die frühere Präponderanz in

Europa wiederherzustellen, sehr nahe gelegen hat. Einen untrüglichen Beweis dafür bietet eine Aeußerung, zu welcher sich Graf Bismarck im December desselben Jahres in einer Commissionssitzung des preußischen Abgeordnetenhauses veranlaßt sah. Anknüpfend an seine Mittheilung, daß die Agitationen des Kurfürsten von Hessen dahin gerichtet gewesen seien, „eine herannahende Kriegsgefahr zur Wiedererlangung seiner Krone zu benutzen", constatirte der Bundeskanzler die wichtige Thatsache: „daß die Besorgnisse vor einem drohenden Kriege im vorigen Sommer nicht zu unterschätzen gewesen seien, und daß, wenn im Volke das Gefühl vorgeherrscht habe, daß der Friede nicht gesichert sei, dieses Gefühl keineswegs unbegründet gewesen. Ein Ereigniß, das unverhofft eingetreten, habe diese Besorgnisse allerdings beseitigt." Nicht unwahrscheinlich ist, daß der preußische Staatsmann damit die spanische Revolution im Auge hatte, jedenfalls aber war dieselbe nicht das einzige Ereigniß, das die Kriegsgefahr von Europa abwandte. Der besonnenen Politik Preußens, der Haltung Englands, Belgiens und der Schweiz, dem Nationalstolz Italiens und nicht minder dem unverzagten Patriotismus des großen Kernes des deutschen Volkes ist das Verdienst dafür gleichmäßig beizumessen. Den ewigen Schwankungen aber, der dauernden Beunruhigung hat „das unverhofft eingetretene Ereigniß" der spanischen Revolution allerdings zunächst einen gewissen Abschluß gegeben. Daß schon um die Mitte des Septembers, also vor Ausbruch der Revolution in Spanien die Situation sich wieder friedlicher gestaltet hatte, davon geben die Reden des preußischen Königs bei seinen Besuchen in Kiel und Hamburg beredtes Zeugniß. Der Empfang, welcher dem Könige von Preußen in den neuerworbenen Landestheilen und in den Gebieten seiner Bundesgenossen allerwärts bereitet worden war, mag überdies nicht wenig dazu beigetragen haben, die Illusionen zu zerstreuen, in welche die Agitation der Welfen und der süddeutschen Demokratie den Chauvinismus eingewiegt hatte. Auch die Vorgänge beim Verfassungsfeste in Baden und die unzweideutigen Kundgebungen des guten Einverständnisses zwischen Preußen und Rußland haben zweifellos in gleichem Sinne ihren Einfluß geübt. Sehr belangreich hatte es ferner gewirkt, daß Preußen zu Anfang September für den Norddeutschen Bund die Anordnung traf, daß die normalmäßig für den 1. Oct. bevorstehenden Rekruteneinstellungen zum größten Theile um drei Monate hinausgeschoben werden sollten. War diese Maßregel auch wesentlich durch finanzielle Rücksichten bedingt, so machte sie doch angesichts des Kriegslärms in Frankreich einen bedeutenden Eindruck und bot der dortigen Friedenspartei Gelegenheit sich zu rühren. Der Erfolg war nicht zu verkennen, so sehr sich auch die kaiserliche Regierung dagegen sträubte, dem preußischen Vorgange eine politische Bedeutung beizumessen. Der Ruf nach Abrüstung ward allgemeiner, selbst Guizot stimmte später in denselben ein, und die Kriegsidee verlor um so mehr an Popularität, als die kleinliche und von vornherein misliebige Idee einer Allianz mit Spanien die Nation nur in der Ueberzeugung bestärken konnte, daß Frankreich in der Reihe der Großmächte Europas isolirt dastehe. Von Wien aus hatte man zwar unausgesetzt mit dem Tuilerienhofe geliebäugelt, die wohlwollende Neutralität Oesterreichs auch deutlich genug in Aussicht gestellt, diejenige Unterstützung aber, welche Frankreich wünschen mußte, war keineswegs gesichert. Lord Stanley gab bei seiner zweiten Anwesenheit in Paris die Erklärung ab, daß England entschieden die Erhaltung des Friedens wolle und für den Fall eines Bruches desselben keinerlei Engagements zu Gunsten Frankreichs übernehmen könne.

Nach dem Ausbruche der spanischen Revolution, welche auf die politische Stimmung Frankreichs eine bedeutende Wirkung äußerte, kühlte sich die bis dahin von seiten der Regierungspresse dauernd geschürte kriegerische Stimmung vollständig ab, und seit jener Zeit ist es den officiösen Organen nicht wieder gelungen, dieselbe aufs neue wach zu rufen. Der Gedanke, das verlorene Prestige in Europa wiederzugewinnen, trat wenigstens

zeitweise zurück, der Ruf nach Gloire verhallte, der nach Freiheit ward mit jedem Tage lauter und allgemeiner. Dieser in den Anfang des Herbstes von 1868 datirende Umschwung ward vom Kaiser nicht sofort erkannt, derselbe glaubte vielmehr auch zu jener Zeit noch, sich vor der Nation wegen der Erhaltung des Friedens gewissermaßen rechtfertigen und ihr aufs neue die Beruhigung verschaffen zu müssen, daß die jüngsten Veränderungen in Europa das europäische Gleichgewicht nicht zu Frankreichs Nachtheil verändert hätten. Das Mittel, welches er dazu wählte, war durchaus originell, echt französisch. Er ließ drei illuminirte Karten von Mitteleuropa veröffentlichen, welche die allgemeine Situation, wie sie sich zur Zeit der Restauration, der Julidynastie und des zweiten Kaiserreichs vom politischen und strategischen Gesichtspunkte gestaltet hatte, versinnlichen sollten und in ihren Renvois natürlich sehr zu Gunsten der letztern sprachen. Mit ganz besonderer Auszeichnung waren auf diesen Karten Holland und Belgien behandelt, die in den jüngsten Conceptionen des Kaisers eine hervorragende Rolle gespielt hatten und von denen bald darauf auch noch einmal die Rede sein sollte. Daß der Gedanke, in Belgien, sei es durch unmittelbaren Erwerb, sei es durch Gründung einer französisch-niederländischen Allianz, Frankreich ein Aequivalent für die Machtstärkung Deutschlands zu bieten, in Napoleon lebendig gewesen ist, unterliegt absolut keinem Zweifel.*)

Das Jahr 1868 sollte nicht zu Ende gehen, ohne Ereignisse ans Licht treten zu lassen, die, obwol an sich unscheinbar, doch als die Vorboten, sogar als der unmittelbare Ausgangspunkt der großen politischen Wandlung betrachtet werden müssen, die sich in neuester Zeit in Frankreich vollzogen hat. Der ewig wiederkehrende und immer wieder im Sande verlaufende Appell an den Chauvinismus hatte die Bevölkerung ermüdet und die gewerbtreibenden Klassen geschädigt, ein Gefühl des Unbehagens wurde erkennbar, das sich speciell in Paris unter dem Eindruck der Ereignisse in Spanien rasch zu einer merkbaren Misstimmung gegen die Regierung steigerte. Diesen Moment benutzte die bis dahin kleine und nur in ihrer Erbitterung große Partei der persönlichen Feinde des Kaisers zu einer Demonstration, die unter andern Verhältnissen der Lächerlichkeit verfallen wäre, jetzt aber eine belangreiche Wirkung äußerte. Wie alljährlich wurden auch diesmal am Allerseelentage (2. Nov.) von einem kleinen Häuflein dieser Unversöhnlichen auf dem Kirchhofe Montmartre am Grabe Cavaignac's und anderer Republikaner Demonstrationen veranlaßt. Diesmal gipfelten dieselben vorzugsweise in Huldigungen, welche man den Manen des am 3. Dec. 1851, dem Tage nach dem Staatsstreiche, auf den Barrikaden gefallenen Volksrepräsentanten Baudin darbrachte. Die Polizei machte den Fehler, gegen dieselben einzuschreiten, was den an sich unbedeutenden Vorgang zu einem Ereigniß stempelte. Der Name Baudin, in welchem der Protest gegen den Staatsstreich und seinen Veranstalter in der bittersten und tiefeinschneidendsten Weise zum Ausdruck gelangte, beherrschte auf Monate vollständig die Situation. Der „Avenir national", ein Hauptorgan der Republikaner, eröffnete eine Subscription behufs Errichtung eines Denkmals für diesen plötzlich der Vergessenheit entrissenen Märtyrer der Republik, und alsbald folgten einige andere Blätter seinem Beispiel. Als darauf die Regierung mit Beschlagnahmen und Anklagen einschritt, ward die Eröffnung einer Baudin-Subscription zu einer Ehrensache für die gesammte Oppositionspresse. Nicht nur in Paris, sondern auch in den Provinzen füllten sich die Listen mit einer täglich wachsenden Zahl von Subscribenten. Der alte Berryer sandte vom Sterbelager seine

*) Der Leser wolle beachten, daß diese Skizze vor der großartigen Enthüllung der Napoleonischen Plane geschrieben wurde, zu der sich Graf Bismarck im Juli 1870 veranlaßt sah.

Unterschrift; andere Rechtsgelehrte veröffentlichten wissenschaftliche Gutachten für die Gesetzlichkeit der Subscription. Die an der Demonstration auf dem Kirchhofe Betheiligten wurden von der (6.) politischen Kammer des pariser Zuchtpolizeigerichtes wegen „Aufreizung zu Haß und Verachtung gegen die kaiserliche Regierung durch angestiftete Umtriebe" zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt, aber die darin liegende kleine Genugthuung für die Regierung ward tausendfach aufgewogen durch den Eclat, welchen die öffentliche Verhandlung machte. Der junge Advocat Gambetta sprach sich bei Gelegenheit der Vertheidigung eines der angeklagten Journale über den Kaiser und seine Regierung in einer Weise aus, die an Bitterkeit gegen die „Propos de Labiénus" nicht zurückstand. Kaum war diese Rede bekannt, so war es auch zweifellos, daß bei den bevorstehenden Wahlen der Opposition in Gambetta eine neue Kraft zuwachsen werde. Auch gegen die Journale erfolgten zahlreiche Verurtheilungen, einzelne Freisprechungen aber, die in den Departements stattfanden, fielen zum Nachtheile der Regierung mit tausendfacher Schwere ins Gewicht.

In die Zeit, als die Erregung ihren Höhepunkt erreichte, fiel der 20. Jahrestag des Barrikadenkampfes vom 3. Dec., bei welchem Baudin seinen ehrenvollen Tod gefunden hatte. Die Polizei erwartete neue Demonstrationen, vielleicht Acte der Gewalt. Uebereifrig bot der Minister des Innern die ganze Garnison von Paris auf, um jede Erhebung im Keime zu ersticken. Aber im Lager der radicalen Demokratie war man klug genug, einen Kampf zu vermeiden, dessen Ausgang bei der neuen Bewaffnung der Armee und im Hinblick auf die Umgestaltung von Paris keinem Zweifel unterliegen konnte. Solange die Armee treu bleibt, kann der Appell an die rohe Gewalt in den Straßen nicht mehr zum Siege führen, die gerade gelegten, ihres Pflasters größtentheils entkleideten Straßen mit den durch Kasernen und andere Gebäude gebildeten Reduits, die in Verbindung mit den Kloaken hergestellten unterirdischen Communicationen, welche es gestatten, an allen Punkten beliebige Truppenmassen unerwartet erscheinen zu lassen und von vornherein starke Reserven aufzustellen, haben Paris in ein Schlachtfeld verwandelt, auf dem mit den seitherigen Waffen der Revolution nichts mehr auszurichten ist. Der 3. Dec. ging denn auch ohne jede Demonstration vorüber und die großartigen Anstalten des Ministers verfielen dem Geschick der Lächerlichkeit, in Frankreich dem furchtbarsten. Obgleich die Staubwolken, welche die kleinliche Demonstration vom Allerseelentage aufgewirbelt hatte, allmählich zerstoben, sollte sich doch schon wenige Monate später zeigen, daß sie die Vorboten eines Gewitters gewesen. Die radicale Demokratie hatte eine Kraftprobe gemacht, mit deren Erfolg sie zufrieden sein konnte. Die Opposition gegen das Empire war populär geworden; den Parisern machte es wieder Freude, die Regierung zu ärgern oder auch nur zu necken, eine Lust, aus der die meisten Revolutionen ihren unmittelbaren Ausgang nehmen.

Napoleon nahm keinen Anstand, in seiner Thronrede vom 11. Jan. 1869 unmittelbar an die Vorgänge der letzten Zeit anzuknüpfen, ein Beweis, daß er deren Bedeutung keineswegs so geringschätzte, wie dies vielseitig geschah. Obgleich in fester und zuweilen hochklingender Sprache gehalten, ließ diese Thronrede in den Augen dessen, der die Worte wog, doch das starke Selbstbewußtsein vermissen, das sich in seinen frühern öffentlichen Kundgebungen so bestimmt ausspricht. Der Souverän ließ sich herbei, sein Regiment unter Hinweis auf das, was es Frankreich geleistet, vor der Nation zu rechtfertigen. „Man soll den Baum an seinen Früchten erkennen", sagte er mit unverkennbar gutem Gewissen, aber gleichzeitig mit der kaum verhehlten Ueberzeugung, daß der Geist der Unzufriedenheit Boden gewonnen habe. Trotz dessen aber sprach sich in der ganzen Rede unzweideutig aus, daß er keineswegs gewillt war, auf seine ausschließliche Initiative zu verzichten; noch glaubte er sich auf der Höhe seiner Macht behaupten

und sein System unangetastet aufrecht erhalten zu können. Zeugniß dafür geben folgende Worte, die letzten des Kaisers, welche den vollen Stempel des Imperialismus trugen: „Gestützt durch Ihre Zustimmung und Ihre Mithülfe, bin ich fest entschlossen, auf dem Wege, den ich mir vorgezeichnet habe, zu beharren, d. h.: Ich werde jeden wirklichen Fortschritt annehmen, aber auch außerhalb jeder Discussion die Fundamente der Verfassung halten, welche das Votum der Nation vor jedem Angriff sichergestellt hat.“

Die Jahre, in denen kaiserliche Thronreden zu den hervorragenden Ereignissen zählten, gehörten bereits einer weit zurückgetretenen Vergangenheit an; auch diese Rede, so unmittelbar sie sich an das französische Volk wandte, blieb unbeachtet. Der Glaube in die kaiserliche Initiative war tief erschüttert, der an die Macht der Verhältnisse war der herrschende geworden. Diese Thatsache fand auch in der kurzen parlamentarischen Session, mit welcher die Legislaturperiode von 1863/69 schloß, einen sehr bestimmten Ausdruck.

Selbst im Senat, derjenigen Körperschaft, die dem Imperialismus stets den correctesten Ausdruck gegeben, erhoben sich Stimmen — unter ihnen die des ehemaligen Polizeipräfecten Maupas, eines der Matadore des Staatsstreichs —, welche offen erklärten, daß die einmal in der Gesetzgebung betretene Bahn, namentlich die Entfesselung der Presse, ihre nothwendigen Consequenzen für das gesammte Regierungssystem fordere. Diese Stimmen gingen sogar so weit, verantwortliche Minister zu verlangen, damit die Person des Kaisers gegen Angriffe gedeckt werde. Rouher antwortete in einer glänzenden Rede; er gestand zu, daß die Verantwortlichkeit des Kaisers sich unbedingt nicht auf jedes Detail der Regierung beziehen könne, daß hier vielmehr die Minister einzutreten hätten; für die großen Acte der Politik aber dürfe niemand sich anmaßen, den Kaiser decken zu wollen; niemand sei groß genug, diese Aufgabe zu übernehmen. Der Staatsminister verwies dabei auf die Dienste, welche der Kaiser Frankreich geleistet, auf die Erfahrungen, welche das Land unter der Julidynastie gemacht habe, auf den klaren Wortlaut der Verfassung. Seine hervorragende rhetorische Leistung vermochte indeß vor der öffentlichen Meinung den Einwand nicht zu beseitigen, daß verfassungsmäßige Institutionen nicht auf eine einzelne Persönlichkeit berechnet sein dürften, und selbst in den Reihen der treuesten Anhänger des Kaisers faßte die Ueberzeugung mehr und mehr Wurzel, daß eine Annäherung an die politischen Ordnungen anderer Länder unabweisbar sein werde.

Im Gesetzgebenden Körper gaben die Angelegenheiten der Stadt Paris noch kurz vor Schluß der Session Anlaß zu einer sehr eingehenden Debatte, die das allgemeine Interesse weit über die Grenzen Frankreichs hinaus auf sich lenkte und durch ihre moralische Wirkung eine weite Bresche in das System des persönlichen Regiments legte. Es handelte sich um einen Vertrag der Stadt mit der Bodencreditgesellschaft (Crédit foncier), durch welchen im Wege der Anleihe eine Summe von circa 466 Millionen flüssig gemacht werden sollte, um die durch künstliche Finanzoperationen zu einer schwindelnden Höhe gesteigerte schwebende Schuld ausgleichen und die begonnenen Bauten fortsetzen zu können. Dieser dem Gesetzgebenden Körper zur Genehmigung vorgelegte Vertrag fand allseitigen Widerstand; die Regierung sah sich zum ersten mal in einer internen Angelegenheit einer Opposition gegenüber, der sie große Concessionen machen mußte, wollte sie keine Niederlage erleiden. In der Anhäufung der schwebenden Schuld lag ein illegales Verfahren, das sie anerkennen mußte; gleichzeitig sah sie sich zu dem Eingeständniß gezwungen, daß die Staatsverwaltung den Haushalt von Paris der erforderlichen Controle nicht unterworfen habe. Sechzehn volle Jahre hindurch hatte, einem Budget gegenüber, das in seinen Summen den Etat eines Mittelstaates weit überstieg, die unumschränkte Macht eines Einzelwillens gewaltet. Ueber dem allmächtigen Seinepräfecten Haußmann, einem Manne, dessen Genialität und Thatkraft gerechte Bewunderung herausfordert und dessen moralischer Inte-

grität sich kein Flecken anheften ließ, hatte in der That nur der Kaiser gestanden. Beider Wollen und Streben fiel in Eins zusammen, in seinem Handeln aber war Haußmann an keine Controle gebunden. Der sogenannte Gemeinderath von Paris wurde (ebenso wie der von Lyon) von der Regierung ernannt; dem Präfecten gegenüber ohne Macht noch Autorität, konnte er als eine Vertretung der Bürgerschaft in keiner Weise gelten. Mit einer unerbittlichen Kritik erhob sich der ganze liberale Flügel der Kammer, dem es selbst aus der conservativen Majorität an Unterstützung nicht fehlte, gegen dieses Willkürregiment, und wenn man auch mit Takt die Person des Kaisers aus dem Spiele ließ, so trafen die grellen Streiflichter der Debatte doch das ganze System seiner Regierung. Die Summen, welche Paris verschlungen hatte, wirkten wahrhaft erschreckend. Thiers wies nach, daß die Ausgaben für die außerordentlichen Bauten der Stadt seit 1852 nicht weniger als 1865 Millionen in Anspruch genommen hatten und daß zur Verzinsung und Tilgung der daraus erwachsenen Schuld fortan jährlich 46 Millionen erforderlich seien. Die Vertreter der Regierung mäkelten im allgemeinen nicht an diesen Ziffern, einer derselben äußerte sogar wörtlich: „In 15 Jahren haben wir aus Paris die schönste, die gesundeste, die für den Fremden anziehendste Stadt gemacht. Vom finanziellen Standpunkte ist es richtig, daß das neue Paris zwei Milliarden gekostet hat. Aber eine davon haben wir ohne neue Auflage von den Ueberschüssen unserer Einnahme bezahlt. Allerdings wälzen wir die zweite Milliarde auf die folgenden Generationen. Aber ist das nicht gerecht?" Trotz dieser enormen Zahlen gelang es den Vertretern der Regierung indeß doch, dem gewaltigen Unternehmen eine gewisse Rechtfertigung zu verleihen, der gegenüber die Angriffe der Opposition vielfach als von kleinlichen Gesichtspunkten geleitet erschienen. Der Minister Forcade zählte die Ausgaben auf, welche für Kirchen, Hospitäler, Mairien, Schulen, Hallen und Märkte, Promenaden, Gasbeleuchtung, Wasserleitung, Kanalisirung und endlich für Straßenanlagen gemacht worden waren. Von den im ganzen verausgabten 1865 Millionen blieben danach für die Straßenanlagen allerdings nur 980 Millionen; die Verwendung der zu den erstgenannten Zwecken verausgabten Summen mußte selbst Thiers als eine im großen und ganzen unanfechtbare anerkennen. Außerdem wurde darauf hingewiesen, wie sehr sich die Steuerkraft der Stadt gehoben, wie sich der Gesundheitszustand gebessert, die mittlere Lebensdauer der Bevölkerung verlängert und die Zahl der Unterstützungsbedürftigen gemindert habe. Eins der schlagendsten Argumente war, daß sich nach Ausweis des amtlichen Katasters der Werth des Grundeigenthums seit 1852 von 2557 Millionen auf 5000 Millionen gesteigert, also nahezu verdoppelt hatte. Je freimüthiger die Regierung dabei zugestand, daß sich die städtische Verwaltung in ihren Voranschlägen geirrt, ihre Arbeiten übertrieben und die Grundsätze administrativer und volkswirthschaftlicher Ordnung vielfach außer Acht gelassen, um so günstiger war der Eindruck ihrer Darlegungen in Bezug auf das technische Moment.

Mit richtigem Blick erkannten die maßvollern Elemente der Opposition, daß es unfruchtbar sein werde, sich angesichts des einmal Geschaffenen rein auf dem Boden der Kritik zu bewegen, sondern daß es gelte, reale Concessionen zu erlangen. Und an diesen sollte es denn auch nicht fehlen. Nur der von der stricten Opposition gestellten Forderung gegenüber, Paris gleich den übrigen Städten eine freigewählte und autonome Gemeindeverwaltung zu gewähren, verhielt sich die Regierung entschieden ablehnend, und hierin war sie unbedingt mit den Anschauungen der großen Mehrheit nicht nur der Kammer, sondern auch des Landes im Einklange. Die spanische Revolution hatte eben aufs neue gezeigt, wie leicht es in Zeiten der Bewegung den Gemeindevertretungen wird, die Grenze ihrer Competenz zu durchbrechen und sich als politische Körperschaften, sogar als Autoritäten zu geriren. Einer Stadt von 2 Mill. Einwohnern, wie Paris, communale Selbständigkeit zu gewähren, würde sich daher so leicht keine Regierung entschließen. Noch

unter jedem Regiment hat Paris eine Ausnahmestellung gehabt, und das Kaiserreich war am allerwenigsten in der Lage, von diesem Princip zu lassen. Das Höchste, was man anstreben konnte, war die Feststellung seines Budgets durch den Gesetzgebenden Körper, wodurch unbedingt der Präfectenwillkür in wirksamster Weise Schranken gezogen werden konnten. Aber gerade hiergegen erhob sich in Paris selbst eine nicht gering anzuschlagende Opposition. Man wollte die Capitale nicht, wie der Kunstausdruck lautete, „der Discretion der Provinzen preisgeben". Einestheils fürchtete man eine übertriebene Knickerei, damit ja nicht einmal der Staat einzutreten habe, anderntheils waltete das Bedenken ob, daß die Legislative im Interesse des Imports der Provinzen das Octroi aufheben oder auf ein Minimum reduciren, dagegen die directen Auflagen erhöhen würde. Die Theorie erklärt nun freilich das System der directen Besteuerung für das richtigste, die Praxis aber macht laute Opposition. Der Arbeiter zahlt das Doppelte und Dreifache im indirecten Wege ohne Murren, während jede directe Auflage ein Misvergnügen erregt, das namentlich in Paris leicht gefährlich werden kann. Außerdem läßt sich der Theorie die Thatsache entgegenstellen, daß die Löhne der Arbeiter sich stets nach den Lebensbedürfnissen richten und daß erfahrungsmäßig die Lage der arbeitenden Klassen fast durchweg da am günstigsten ist, wo das Leben am theuersten. Die Seehandelsplätze Nordamerikas, Englands und Deutschlands erweisen dies. Faules und entkräftetes Gesindel findet dort keinen Boden. Die Aufhebung des Octroi würde überdies Paris zur Fabrikstadt machen. Vom Gesichtspunkte der modernen volkswirthschaftlichen Theorie darf dem nun freilich kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, politische, sanitätliche, sittliche und auch hochwichtige ästhetische Gründe sprechen aber entschieden dagegen. Angesichts dieser Gründe befriedigte es im allgemeinen, daß die Regierung — freilich nur von der durch Haußmann's gewaltige Bauthätigkeit hervorgerufenen Geldnoth gezwungen — sich entschloß, das außerordentliche Budget von Paris fortan der Legislativen behufs gesetzlicher Feststellung zu unterbreiten. Gleichzeitig erklärte sie sich bereit, auch das ordentliche Budget dem Gesetzgebenden Körper zur Kenntnißnahme vorzulegen.

Wer bedenkt, was der Parlamentarismus Frankreichs noch wenige Jahre zuvor war, der wird in diesen äußerst belangreichen Concessionen den gewaltigen Umschwung erkennen, der sich in dieser kurzen Frist vollzogen hatte. Und bei diesen Concessionen ist es nicht verblieben; bald darauf erfolgte das weitere Zugeständniß, daß der Gemeinderath von Paris nicht mehr von der Regierung ernannt, sondern von der Legislativen gewählt werden solle, während Lyon, den im Gesetzgebenden Körper kundgegebenen Wünschen gemäß, die volle Autonomie zugestanden wurde. Allen billigen Forderungen war damit genügt; der Absolutismus aber hatte an einer seiner empfindlichsten Stellen einen Stoß erhalten, den er nicht zu überwinden vermochte. Einer der Wege, auf denen Napoleon den römischen Cäsaren nachahmte, war endgültig verschlossen.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß ein sehr wesentliches Moment, das gerade bei den eingehenden Debatten über die pariser Bauten ganz besonders hätte zur Geltung kommen müssen, das System der künstlichen Beschäftigung der arbeitenden Klassen auf öffentliche Kosten, bei dieser Gelegenheit fast gar nicht zur Sprache kam. Die imperialistische Majorität hatte selbstverständlich keinen Grund, auf dasselbe hinzuweisen, im Centrum aber und auf der Linken übte die Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen ihren unverkennbaren Einfluß aus. In Paris war zur Zeit die socialistische Tendenz die herrschende, und mit den Massen wollte man es nicht verderben. Außerdem aber ist es Thatsache, daß in Frankreich gesunde volkswirthschaftliche Ideen noch bei weitem nicht den Boden gewonnen haben wie in Deutschland. Unter den Franzosen, deren wissenschaftlicher Ruhm überhaupt nur in der Ausbildung von Specialitäten besteht, gibt und gab es zu allen Zeiten Celebritäten der Nationalökonomie, im großen und ganzen aber ist

ihre Anschauung auf diesem Gebiete eine äußerst beschränkte. Für die Linke, deren Häupter zu den Männern von 1848 zählen, mochte überdies die Erinnerung an die maßlosen Verirrungen der zweiten Republik Grund genug sein, jenen schwächsten Punkt ihrer eigenen politischen Vergangenheit unberührt zu lassen.

Weiteres von Bedeutung hat die kurze Session von 1869 nicht aufzuweisen. Dieselbe vermochte überhaupt nur in ihren Brennpunkten die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. In Paris selbst lag das politische Schwergewicht bereits außerhalb des Gesetzgebenden Körpers. Im gesammten öffentlichen Leben hatte eine politische Bewegung platzgegriffen, die sich nicht mehr ausschließlich gegen die Institutionen des Empire, sondern direct gegen die Dynastie richtete. Im Sommer 1868, also lange vor der Baudin-Affaire, hatte ein untergeordneter Journalist und ehemaliger Subalternbeamter der städtischen Verwaltung, der vielgenannte Rochefort, unter dem Titel „Lanterne“ eine periodische Flugschrift begründet, welche, alle Schranken der guten Sitte durchbrechend und stets in einer Sprache redend, die auch den rohen Massen verständlich war, die ausschließliche Aufgabe verfolgte, den Kaiser in seinem Privatleben, seiner Politik und seinen Familienangelegenheiten mit den Waffen der Satire, des Hohns und selbst der rücksichtslosesten Verleumdung anzugreifen. Hier und dort durch einen Anflug von Witz gewürzt, hatte das Unternehmen von vornherein einen glänzenden Erfolg, der durch das Einschreiten der Gerichte und die Unterdrückung der Zeitschrift nur noch gesteigert wurde. Die antiimperialistische Stimmung, welche in der Baudin-Affaire bereits sehr klar hervortrat, muß in ihren Anfängen unbedingt auf Rochefort zurückgeführt werden. Später wurde dieselbe in den pariser socialistischen Versammlungen, die sich in geschickter Umgehung des Gesetzes stets mit Politik befaßten, aufs neue genährt und aufs äußerste gesteigert. Während des Frühjahres 1869 gestalteten sich diese Versammlungen zu förmlichen Clubs, die in religiöser, socialer und politischer Beziehung dem äußersten Radicalismus huldigten. In den untern Volksschichten von Paris wurde durch dieselben der bitterste Haß gegen den Kaiser wach gerufen, ein Haß, der geradezu endemisch wirkte und allmählich auch in den mittlern und höhern Bevölkerungsschichten der Hauptstadt Eingang fand. Lenker der Tagesströmung waren die sogenannten Unversöhnlichen, d. h. die Männer, welche in ihrem Protest gegen den Staatsstreich verharrt hatten und Rache schnaubten wegen der Folgen, die er für sie selbst gehabt hatte. Die Mehrzahl derselben hatten die Verbannung, einige sogar die Deportation gekostet. Die Opposition des Gesetzgebenden Körpers bestand in den Augen dieser Unversöhnlichen aus Männern der finstern Reaction.

Daß die Witze und Schmähungen eines Rochefort, die Demonstrationen auf dem Kirchhofe Montmartre, die Komödie der Subscription für das Baudin-Denkmal und die Agitationen in den Versammlungen durch ihre Wirkung auf die Stimmung von Paris und der großen Städte des Landes zu politischen Ereignissen werden konnten, die einer tiefgreifenden Wendung der Dinge zum unmittelbaren Ausgangspunkte dienen sollten, lag unbedingt nur in der Thatsache begründet, daß das persönliche Regiment unmöglich, die seitherige Stellung des Kaisers unhaltbar geworden war. Die Transactionen der letzten Jahre hatten den wankenden Bau nicht zu stützen vermocht. Die Nation war im Laufe der Zeit zu dem vollen Bewußtsein gelangt, daß die Schlacht von Königgrätz das Prestige des Empire gestürzt hatte; alle Hoffnungen, es werde gelingen, dasselbe wieder aufzurichten, hatten sich als eitel erwiesen. Nach außen wie nach innen war die Politik des Kaisers eine unsichere geworden, der Glaube an die zweite Vorsehung in den Tuilerien hatte in denjenigen Kreisen, die den politischen Dingen näher stehen, jeden Boden verloren. Wenn Frankreich vor den übrigen großen Staaten Europas an Macht und Einfluß nichts voraushaben sollte, dann war kein Grund mehr ersichtlich, warum es

einen absoluten Herrscher an seiner Spitze sehen, warum es seine politischen Angelegenheiten nicht selbst in die Hand nehmen sollte.

Eine große Reform von der vielberufenen freien Initiative des Kaisers zu erwarten, war man nach dessen eigenen Worten vom 19. Jan. 1867, die das Gebäude für gekrönt erklärten, nicht mehr berechtigt; was der Nation an jenem Tage geboten worden war, hatte das Verlangen nach einer tiefgreifenden Umgestaltung des Bestehenden mit jedem Tage nur lebendiger erwachen lassen. Die Regierung entbehrte jeden ausgesprochenen Charakters, sie war ein Despotismus der Ohnmacht. Man wälzte die Schuld für diese krankhafte Halbheit ausschließlich auf den Kaiser, vergaß aber dabei, daß der größere Theil daran der Nation selbst zufiel. Wollte Frankreich — soweit seine Bevölkerung überhaupt einen Willen in politischen Dingen hat — aufrichtig, daß sich das Kaiserreich zu einem freiheitlichen Verfassungsstaat umwandle, so mußte es diesem großen Ziele sein ganzes Interesse, seine volle Kraft zuwenden. Das aber hat es nicht gethan, seine Interessen schwankten dauernd zwischen den äußern und den innern Angelegenheiten, blieben dabei aber den erstern zum weit überwiegenden Theile zugewandt. Der Gedanke an die Gloire und das Prestige war der herrschende, der an die Freiheit stand in der Regel weit im Hintergrunde. Die ewig wiederkehrenden krankhaften Regungen der Nationaleitelkeit, nicht selten von der Regierung zu politischen Zwecken geschürt, häufiger aber noch spontan erwachsend und die Regierung ins Schlepptau nehmend, waren unvereinbar mit ernstem nachhaltigen Streben nach politischer Freiheit. Wenn Napoleon III. einst in seinen Memoiren niederschreibt, daß er dem französischen Volke die Freiheit deshalb so lange vorenthalten und nur in kleinen Dosen sparsam zugemessen habe, weil er dies Volk nicht für fähig gehalten, die Freiheit zu tragen, dann wird sein Ausspruch in der Geschichte der Jahre, die der Katastrophe von 1866 gefolgt sind, keine geringe Rechtfertigung finden. Selbstverständlich aber lag ein solcher Gedanke an den eigenen Theil der Schuld dem französischen Volke in der Periode, von der wir reden, vollständig fern, dem Kaiser allein wurde alle Verantwortung aufgebürdet.

So sehr auch in der ersten Hälfte des Jahres 1869 die Angelegenheiten der innern Politik im Vordergrunde der Interessen standen, so wenig darf die Thatsache verkannt werden, daß der Ruf nach Freiheit für Tausende und aber Tausende nur ein Vorwand, der Zorn über das Herabsinken Frankreichs von der Ruhmeshöhe früherer Jahre aber das wahre Motiv ihrer Opposition war. Solange man der Erwartung lebte, daß es gelingen werde, durch eine glückliche Evolution in der äußern Politik, sei es mit den Mitteln des Kriegs oder denen der Diplomatie, das Verlorene wieder einzubringen, war es der Regierung stets gelungen, die innere Bewegung durch einen zeitweisen Appell an den Chauvinismus zu zügeln. Seit dem Herbst von 1868 aber waren die Aussichten auf eine baldige Wendung der Dinge in diesem Sinne fast vollständig geschwunden. Obgleich das kaiserliche Cabinet alles aufgeboten hatte, die Experimente, in denen sich seine diplomatische Action während des Sommers jenes Jahres bewegt hatte, in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, war doch genug davon bekannt geworden, um das Vertrauen in die staatsmännische Ueberlegenheit des Kaisers ebenso tief zu erschüttern wie den Glauben an sein Glück. Folge davon war, daß der Regierung für den Augenblick wenigstens das Mittel aus der Hand gewunden war, die Interessen abermals durch Eröffnung großer Perspectiven von den innern Angelegenheiten auf die äußern abzulenken.

An einem Versuche, diesen vielbetretenen Weg noch einmal zu gehen, sollte es indeß nicht fehlen. Der Umschwung der öffentlichen Meinung, der sich selbst in den Verhandlungen der loyalen parlamentarischen Körperschaften kundgab, in der Presse und den Versammlungen aber einen sehr entschiedenen Ausdruck fand, vor allem aber die bevorstehen-

den Neuwahlen zum Gesetzgebenden Körper ließen eine Wiederbelebung des Geistes, von dem die cäsarische Epoche des Empire getragen worden war, in hohem Grade wünschenswerth erscheinen. Anlaß dazu bot ein Conflict mit Belgien, der sofort benutzt wurde, um den Gedanken an eine directe oder indirecte Annexion dieses Landes neu zu beleben, hinter dem widerstrebenden Belgien aber das Gespenst Bismarck's zu zeigen und dadurch das Kriegsgelüst der Nation wieder wach zu rufen.

Der specielle Anlaß zu diesem Conflict bestand darin, daß die französische Ostbahn-Gesellschaft im Januar 1869 mit zwei belgischen Eisenbahnen, der Großluxemburger und der Lüttich-Limburger, Verträge abgeschlossen hatte, durch welche diese Bahnen in ihren Besitz übergehen und der Betrieb derselben unter französischer Verwaltung mit durchgehendem Material bewerkstelligt werden sollte. Infolge dieser Verträge hätte die französische Gesellschaft außer andern Vortheilen auch den erzielt, daß sie in den Besitz eines Flügels des Bahnhofes von Antwerpen gelangt wäre. Daß die kaiserliche Regierung aus militärisch-politischen wie aus wirthschaftlichen Gründen an diesen Verträgen ein sehr belangreiches Interesse hatte, war jedermann erkennbar; auch unterlag es keinem Zweifel, daß sie bei dem ganzen Unternehmen die Hand im Spiele hatte. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß sie der Ostbahn für die bis dahin schlecht rentirenden belgischen Bahnen dieselbe Zinsgarantie wie für die französische Hauptbahn ($4\frac{1}{2}$ Proc.) in Aussicht gestellt hatte. Dies erregte in Brüssel ein gerechtes Mistrauen und hatte schon in der zweiten Hälfte des Februar das Zustandekommen eines Gesetzes zur Folge, welches die Uebertragung von Eisenbahnconcessionen von der Ermächtigung der Regierung abhängig machte. Darüber erhob sich in der französischen Regierungspresse ein wahrer Sturm; nicht nur die Interessen, sondern auch die Würde und die Ehre Frankreichs, so hieß es allgemein, seien durch dieses Vorgehen der belgischen Regierung verletzt worden. Aber nicht auf den kleinen Nachbarstaat wälzte man die Hauptschuld, sondern auf Preußen, dessen Pressionen das brüsseler Cabinet gefolgt sein sollte. Die Sprache derjenigen Journale, welche von den Ministerien ihre Inspiration empfingen, oder mit der chauvinistisch-klerikalen Hofcoterie in Verbindung standen, erging sich in den frechsten Herausforderungen, ihr Losungswort war: Rache für Sadowa an den Besiegten von Jena. Nie ist es handgreiflicher gewesen, daß es nicht etwa die Empfindlichkeit der grande nation war, die in dem Kriegslärm der Presse ihren spontanen Ausdruck fand, sondern daß das Ganze ein Werk der Regierung war. Das vertrauteste Organ des Kaisers, das von seinem Leibchauvin Clément Duvernois redigirte und aus der kaiserlichen Privatchatoulle subventionirte „Peuple français", das in besonderer Gunst der Kaiserin stehende „Journal de l'Empire", die dem französischen Gesandten in Brüssel, Laguéronnière, als Eigenthum gehörende „France" und die streng ministerielle „Patrie" waren es, die in der schamlosesten Weise zur Rache gegen Preußen herausforderten.

Diesmal aber, zum ersten und einzigen mal seit dem Tage von Königgrätz, predigten diese Blätter tauben Ohren. Die bevorstehenden Wahlen, von denen man namentlich in Paris bei der herrschenden antiimperialistischen Stimmung Großes erwartete, fixirten das allgemeine Interesse, und der officielle Kriegslärm verfiel der Lächerlichkeit. Die ganze unabhängige Presse machte Front gegen die Regierungsorgane, und wenige Tage reichten hin, die Nation zu überzeugen, daß sie mit den Verdächtigungen Preußens dupirt worden. Für die Regierung konnte es sich fortan einzig noch darum handeln, wenigstens Belgien gegenüber eine diplomatische Niederlage zu vermeiden. Sie proponirte eine internationale Commission, zusammengesetzt aus Bevollmächtigten beider Staaten, welche den Streitpunkt entscheiden sollte. Belgien ging indeß nicht darauf ein, das bereits publicirte Gesetz in Frage stellen zu lassen, wohl aber ließ es sich durch das britische Cabinet zu dem Zugeständniß bestimmen, daß eine gemischte Commission zusammentrete, welche die ver-

schiedenen, beide Länder interessirenden wirthschaftlichen und Verkehrs-Interessen prüfen und Vorschläge zu deren Förderung machen solle. Der belgische Finanzminister und Conseilpräsident Frère-Orban folgte einer Einladung nach Paris, um dort mit den betreffenden Ressortministern über die dieser Commission zu unterbreitenden Fragen in Vorberathung zu treten. Die Hoffnung der kaiserlichen Regierung, auf diesem Wege die Verträge der Ostbahn aufrecht zu erhalten, schlug vollständig fehl. Frère-Orban weigerte sich entschieden, einen Act der belgischen Gesetzgebung überhaupt zum Gegenstande der Discussion zu machen. Gegen Ende April, nachdem die Verhandlungen bereits länger als drei Wochen unausgesetzt geschwebt hatten, rüstete er sich zur Abreise. Da plötzlich schritt der Kaiser persönlich ein. Richtig erkennend, daß ganz Europa hinter Belgien stehen würde, wenn er aus der schwebenden Streitfrage den casus belli ableiten wollte, gab er die von seinen Ministern bis dahin hartnäckig festgehaltenen Forderungen preis und ließ seine Vollmachtträger ein Protokoll unterzeichnen, in welchem Frère-Orban die Weigerung einer Sanction der von der Ostbahn geschlossenen Verträge vollständig aufrecht erhielt. Die Aufgabe der gemischten Commission, die, wie auf Frère-Orban's Verlangen ausdrücklich stipulirt wurde, nicht aus Diplomaten, sondern aus technischen und Finanzbeamten bestehen sollte, wurde auf die Regelung eines durchgehenden Eisenbahndienstes und ähnliche irrelevante Dinge beschränkt, ihr Zusammentreten aber bis nach der Zeit der Wahlen vertagt.

Die mit so viel Lärm in Scene gesetzte Affaire verlief also vollständig im Sande und die kaiserliche Regierung hatte einen unverkennbaren Echec zu registriren. Diesmal brachte derselbe die Nation nicht in Aufregung. Von dem Augenblicke an, da es evident geworden war, daß Preußen an der ganzen Sache unbetheiligt war, hatte die öffentliche Meinung sogar mit einer gewissen Schadenfreude auf die Verhandlungen hingeblickt. Niemand sah die Ehre Frankreichs compromittirt, das Fiasco fiel in den Augen aller nur auf die Regierung, besonders aber auf Rouher, den Hauptträger des herrschenden Systems, zurück. In Bezug auf die Stimmung, in welcher die Nation den auf den 23. und 24. Mai anberaumten Wahlen entgegenging, blieb dieser Vorgang nicht ohne Wirkung. Er bestärkte nur in der Erkenntniß, daß auch die auswärtige Politik in dasselbe unsichere Schwanken gekommen sei, das die innere seit Jahren charakterisirte.

Blicken wir zurück auf die Periode, welche den Uebergang vom starren Cäsarismus zu der sich mit den Neuwahlen von 1869 erschließenden ereignißreichen neuen Aera vermittelt, so ist ein Umschwung im Fühlen und Denken der Nation unverkennbar. Das Joch des Imperialismus wird ihr drückend, das Freiheitsbedürfniß beginnt sich zu regen. Aber eine tiefe innere Wandlung, ein gereiftes Erkennen der Bedingungen zu einem gesunden, den Forderungen der Zeit und der Gesittung entsprechenden innern Staatsleben ist in der großen Mehrheit der Nation trotz dessen nicht zu constatiren. Nur in Einem Punkte war eine entschiedene Wendung eingetreten: Napoleon III. war vor den Augen der Nation nicht mehr was er ehedem gewesen. Das Vertrauen in seine staatsmännische Kraft war in der öffentlichen Meinung erschüttert, das Ansehen seiner Person geschädigt. Frankreich fühlte, daß Napoleon alt geworden. Es mußten große Dinge geschehen, sollte sich der Glaube an ihn wieder aufrichten.*)

---

*) Der im Juli 1870 zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochene große Krieg lenkt die Interessen von Frankreichs innern Angelegenheiten ab, sodaß wir diese Artikelfolge vorläufig abbrechen und erst später wieder aufnehmen werden, um so mehr, als möglicherweise ein entscheidender Abschluß für die Verfassungsgeschichte des second empire durch diesen Krieg selbst gegeben wird. D. Red.

Das italienische Brigantenthum.

Von Hermann Reuchlin.

Zweiter Artikel.

Den tiefsten Einblick in den Zusammenhang der bourbonischen Reactionspartei in Frankreich, Rom und Neapel mit dem Brigantenthum gewähren uns die Proceßacten der neapolitanischen Gerichte, aus welchen der Abgeordnete Castagnola, ein ausgezeichneter Jurist, im Auftrage des Parlaments die Hauptpunkte heraushob, welche er demselben in der geheimen Sitzung am 4. Mai 1863 mittheilte.

Einer der interessantesten dieser Processe war der in Neapel schwebende gegen den Prälaten Cenatiempo, welcher mit dem Expeditor der „Curia romana" in Correspondenz stand, und gegen den französischen Legitimisten de Christen und Genossen, d. h. gegen die bourbonische Verschwörung von Posilippo oder Frisa (wie sie nach einem Landhause hieß, wo sie sich versammelte) verhandelt wurde. Der Schriftführer dieser Verschwörung hatte sich zu Anfang des September 1861 bei der Behörde gestellt und, ohne seine schwere Schuld erleichtern zu wollen, das ganze Gewebe enthüllt. Mit seinen Aussagen stimmten die Angaben der Verhafteten und die Schriftstücke, nachdem der Schlüssel zu ihrer Chiffreschrift sich gefunden hatte, überein. Daraus erhellt, daß das leitende Comité in Neapel, welches sich bei einer Madame Laton versammelte, theils durch die Post, theils durch ein eigenes Küstenschiff mit dem Könige Franz II. in Rom in regelmäßigem Briefwechsel stand. Der abgesetzte Director des königlichen Telegraphen in Neapel erhielt täglich durch die dort Angestellten die Telegramme, welche von den Präfecten über die Stimmung, über das Brigantenthum eingesandt wurden. Auch diese wurden an Franz befördert. Franz empfing die von dem Comité an ihn beglaubigten Vertrauten in seinem Palast um Mitternacht. Im Mai 1861 sagte Franz einem derselben, es sei noch nicht Zeit. Er erhob mehrere der Comitémitglieder in den Adelstand, ertheilte Orden und versprach ihnen bei seiner Restauration hohe Würden. Er versicherte, daß es ihm an Geld nicht fehle. Vor dem Ausbruche sollten 200000 Ducati von Rom kommen.

Die meiste Energie entwickelten die bourbonischen Comités des Auslandes, besonders das in Marseille, von wo namentlich Waffensendungen nach Civita-Vecchia und an einige neapolitanische Küstenpunkte gingen. Sie waren sehr unzufrieden mit der Unentschlossenheit der Bourbonisten in Rom und in Neapel. In einem Briefe von französischen an französische Legitimisten schon vom 23. März 1861 heißt es: „Ihr letztes Schreiben hat uns sehr entrüstet und mußte uns sehr entrüsten gegen die Schwachköpfe (imbéciles), welche Franz umgeben (wol besonders der schwache General Clary und General Vial). Wenn Sie nicht einen Rückhalt an den französischen Freiwilligen hätten, so wäre es Ihnen nicht möglich, etwas mit solchen Leuten zu thun, ja nicht einmal etwas zu sagen."

Dreizehntausend Flinten waren von Marseille aus angesagt; sie wurden in Civita-Vecchia von dem besten bourbonischen General, Bosco, erwartet, um sie über die Grenze zu schaffen. Vorerst gingen von Rom und Neapel Vertraute an die Häupter der Briganten, bei welchen sie sich durch eine Hälfte einer rothen Kugel beglaubigten, die zu der andern Hälfte passen mußte, welche diese Häupter hatten. Man suchte diese zu bewegen, sich miteinander zu vereinigen. Nach der von General Vial ertheilten Instruction sollten die Banden nur dann angreifen, wenn sie in der Uebermacht wären, die Postwagen überfallen, die Briefe verbrennen und des Geldes sich bemächtigen, in den Dörfern plündern und sengen, die öffentlichen Kassen wegnehmen und eine Quittung zur Abrechnung bei der Wiederkehr Franz' hinterlassen. Exkönig Franz bestätigte das Modell einer Uniform

einer zu bildenden Bande, bei Avellino, um Schrecken einzuflößen, sollte sie schwarz sein, mit einem Todtenkopf an der Mütze. Auch große Bärte waren befohlen. Um die Restauration zum Ausbruche zu bringen, wurden zu Ende Juni 1861 drei Franzosen, der General de Gottedon, der Vicomte de Lupé und de Christen, nach Neapel geschickt. Auch Schweizeroffiziere wollte man gesehen haben, wie sie mit der Eisenbahn zu den Banden abreisten. Offenbar fanden aber auch die eifrigen französischen Legitimisten wenig Stoff für eine Contrerevolution vor, und es war die Aussichtslosigkeit und die aus der zweimonatlichen Verzögerung erwachsende Gefahr der Entdeckung, welche jenen Schriftführer bewog, die Verschwörung dem Gerichte anzuzeigen. Exkönig Franz führt in den Schriftstücken den Namen Luisella, ein Mitverschworener den Namen Fra Diavolo. Dieser Freund der blutigen Karoline war also das Ideal. Auch die Mittel dieser legitimistischen Fanatiker waren ganz entsprechend. Boccadoro Vater und Sohn erhielten vom Comité 120 Ducati für ihr Versprechen, General Cialdini zu ermorden, und viel größere Belohnung wurde ihnen im Falle des Gelingens zugesagt; General de Gottedon bezahlte einem armen sicilianischen Grafen 114 Ducati zum Ankauf der dazu bestimmten zwei Paar Pistolen und 8 Ducati für die Munition. Es ist, als ob man Copien von Instructionen Mazzini's läse. Denn auch Sicilien war bereits besonders von Malta aus für die Contrerevolution in Arbeit genommen. Marino Caracciolo theilte dem Exkönig in Rom mit, daß er den Einfluß des garibaldinischen Majors Pagani in Parlermo sich zu Nutze zu machen suche. Franz II. bevollmächtigte ihn, demselben den Grad eines Brigadiere (Generalmajors) zu versprechen, wenn er eine größere Anzahl Garibaldiner gewönne. Hatte man doch einem Exsergeanten der bourbonischen Garde, später zeitweisen garibaldinischen Hauptmann, mit 130 Ducati in das Cilento (im neapolitanischen Principato citeriore) geschickt, um eine bourbonische Bande zu bilden.

Aus einer Reihe von Proceßurkunden erhellt, daß trotz aller Verhaftungen stets ein Centralcomité in der Stadt Neapel bestand, daß es einerseits mit dem Exkönig in Rom, von dessen Comité es Weisungen und Bestätigung seiner Beschlüsse erbat, andererseits mit Provinzialcomités und selbst mit den verworfensten, grausamsten Bandenführern in Verbindung stand und sie unterstützte. Besonders thätig war es in den Zeiten vor Einberufung der Conscribirten, um sie zum Entweichen in die Berge zu bewegen. In Neapel hielt das Comité eine Schenke, um Soldaten durch Freiwein, Geld und bourbonische Bons zur Desertion zu verleiten. Ihre Angaben über die Zahl der Anhänger wechselte sehr, bald berichtete man von Hunderten, bald (im April 1862) durch den Engländer James Bishop von 16353 Bewaffneten und 64449 Unbewaffneten, auf die man rechnen könne. Dieser Beförderer von werthvollen Briefschaften hatte von Franz II. seine Photographie mit seiner autographischen Namensschrift, womit dieser freigebig war, erhalten. Franz wurde besonders um viele Adelsdiplome für Anhänger und um Pardonbriefe für Verbrecher gebeten. Eine Herzogin in Neapel und der General der Minimen in Rom hielten die Fäden in ihrer Hand fest zusammen. Aber es waren auch Unmenschen betheiligt, welche sich rühmten, sie tränken einen Becher mit Menschenblut ebenso gern als einen Becher Wein. Leute, welche durch erheuchelten Liberalismus Hauptleute der Nationalgarde geworden waren, boten ihre Dienste an. Dies war wol Folge der Angst, Opfer der in Neapel stets furchtbaren Reaction zu werden. Daher waren die Comités bemüht, diesen Schrecken zu verbreiten, dazu besonders dienten die Banden als Vorläufer der Contrerevolution, deren blutige Werke sie vor Augen stellten. Besonders genau war der Verkehr des Comité mit dem Bandenchef Pilone, welcher vor den Thoren Neapels reiche Leute raubte, um schweres Lösegeld zu erpressen. Die ganze gebildete Welt war erstaunt über die Kühnheit, womit er am 30. Jan. 1863 den Marchese Avitabile auf seinem Landgute, am Fuße des Vesuv, gefangen nahm und binnen wenigen Stunden ein

Lösegeld von 20000 Ducati erhielt. In der Zwischenzeit gab ihm Pilone, welcher den Cavalier spielte, einen Brief seines „Herrn" (Franz) zu lesen, welcher ihm in mysteriösen Worten die Vollmacht ertheilte, durch solche Mittel die nöthigen Gelder zu schaffen. Die Bande sagte ihm zum Trost, in einigen Monaten, wenn die Oesterreicher in Turin ständen und Franz nach Neapel zurückkehre, würde Pilone den Marchese unter seinen Schutz nehmen und ihm damit Ersatz für den Geldverlust geben.

Besonders glaubwürdig erscheinen die Aussagen eines frühern bourbonischen Oberoffiziers Capitaneo, welcher bei seinem Exkönig in Rom gewesen war und die Comités bis Bari, wo ein Franzose an der Spitze desselben stand, bereist hatte. Er versichert, auf Anstiften des Comité von Foggia wäre die parlamentarische Commission nahe dabei gefangen genommen worden, wenn nicht eine Verzögerung von einer Stunde vorgekommen wäre. Die Briganten hätten Franz ein Geschenk von 16000 Ducati machen wollen, was dieser aber mit Würde abgelehnt habe. Die Comités, welche der Sicherheit wegen nur aus je drei Personen bestanden, sammelten Geldbeiträge, welche auf den Fall der Restauration den Bezahlenden sicherstellten, und schickten sie zum Theil nach Rom. Es wird aber 1863 über die pecuniäre Erschöpfung der Getreuen geklagt. Im März 1863 wird vom römischen Comité die Hoffnung ausgesprochen, man werde doch 20—30000 Ducati zu Händen des Königs zusammenbringen, um einen großen Schlag nachhaltig zu führen. Diese Getreuen bestanden immer nur aus einem Kreise früherer bourbonischer Civil- und Militärbeamten. Als Mittelpunkt der Verschwörung erscheint immer Rom. Eins der drei Mitglieder des römischen Comité schreibt den 13. März 1863 an das in Neapel sich aufhaltende Mitglied: „Seien Sie doch viel vorsichtiger mit Ihren Zusendungen. Wenn Sie wüßten, wie viele Infamien hier täglich begangen werden, wie zahlreich die Canaille an diesem gebenedeiten Hofe ist, so würden Sie begreifen, wie viel Ursache ich habe zu befürchten, daß Ihre Mittelsperson an den schmachvollen Schmuz (vergognosa fanga) verkauft sei, von dem wir umgeben sind."

Einige neapolitanische Geistliche hatten ihre besondere Correspondenz mit Rom, welche an den Cardinal Riario lief. Vor Gericht wollten sie sich das Ansehen geben, als ob ihre Berichte für den Papst bestimmt seien, was aber als Ausflucht behandelt wurde. Der Cardinal suchte schriftlich einige Scrupel von Priestern über ihre Betheiligung an der Verschwörung zu heben. Viele Pfarrer fuhren fort, auf ihre Weise den Fanatismus zu schüren. Die Bettelmönche, welche alle Thüren aufzustoßen wissen, begnügten sich, seit die ersten Schritte zur Säcularisirung ihrer liegenden Güter geschehen, nicht mehr, Lilien aus Zuckerteig als Erkennungszeichen der Guten zu backen. Aus den chiffrirten Papieren, welche bei der Principessa Sciarra-Barberini auf dem Wege von Neapel nach Rom gefunden wurden, erhellt, daß man seit dem Herbst 1862, als das Brigantenthum in den Provinzen erlahmte, ganz besonders durch die Pfarrer der Stadt das Volk aufzuwiegeln suchte und daß die Verhaftung einiger derselben, namentlich des Pfarrers von Santa-Lucia, von der Restaurationspartei als ein schwerer Schlag empfunden wurde. Zugleich suchte man die verbissenen Republikaner zu gewinnen; die Fürstin Sciarra wollte lieber Republik als Victor Emanuel und führte drei Photographien Mazzini's mit sich. Nach dem Beispiele der alten revolutionären Verschwörungen wurden die Eingeweihten in verschiedene Grade eingetheilt; für die Aufnahme in einen höhern Grad wurden Taxen erhoben. Es war in Neapel eine reactionäre Presse geschaffen: „Il Napoli" war auf die gebildetern Reactionäre berechnet, „Il Ciabattino" (der Schuhflicker) und „Il papa Giuseppe" auf den rohen, blut- und beutedürstigen Pöbel. Kirchliche Zeitungen waren ganz im Sinne der Einheit des Kreuzes und des Dolches geschrieben. Die Verfassung und die Autonomie beider Sicilien wurden in nächtlichen Anschlägen versprochen. Die

französischen Legitimisten hofften von einer bourbonischen Restauration in Neapel eine solche in Frankreich, die römischen Prälaten ihre Restauration im ganzen Kirchenstaat.

Die urkundlichen Nachweise über den nicht blos bourbonischen, sondern auch curialen Charakter des Brigantenthums sind weit mehr als hinreichend. Ein Theil derselben ist in den Acten der italienischen Parlamentscommission gesammelt. Andere finden sich in der Schrift eines in diesem Kampfe selbst erprobten italienischen Offiziers: „Il brigantaggio alla frontiera pontificia dal 1860 al 1863, del conte Alessandro Bianco di San-Jorioz.“ Es scheint, daß in diesem Punkte die sich sonst in Rom bekämpfenden Merode und Antonelli Eins waren.

Die schriftlichen Beweise besonders über das vertraute Einvernehmen päpstlicher Offiziere und Beamten mit den Brigantenchefs, ihre Correspondenzen wurden öfters von den italienischen Truppen aufgefangen und von deren Führer manchmal dem französischen General in Rom überschickt. So schrieb den 2. März 1862 der Bandenführer Chiavone an den Befehlshaber der päpstlichen Gensdarmen in Frosinone, er möchte für den Durchmarsch von 300 Briganten sorgen, welche von Terracina herkommen würden. Dieser antwortete bejahend und ermahnte nur, vor den französischen Soldaten auf der Hut zu sein. Diese Warnung wiederholt sich manchmal, z. B. in einem Schreiben eines bourbonischen Offiziers vom 13. Mai 1863, welche Fürsorge nie verweigert wurde. Die Franzosen, sagt Butler, schützten den Papst gegen seine Unterthanen, die päpstlichen Beamten und Offiziere beschützten die Banditen gegen die Franzosen.

Die Wachthäuser der päpstlichen Gensdarmen längs der Grenze nördlich vom Gariglianothale (oder Liris) wurden theils von den Briganten allein bezogen, theils in Gemeinschaft mit den päpstlichen Gensdarmen. Es liegt vor uns das Verzeichniß der Vertrauten, an welche sich die Bandenführer in päpstlichen Gariglianothale zu wenden hatten; es sind Comités von Pfarrern, Kanonikern, päpstlichen Richtern, auch ein Hausvogt Antonelli's. Nach der Instruction haben sich die bourbonischen Agenten im Neapolitanischen am meisten auf die Mönche zu verlassen, außer auf die Kapuziner, welche einen Schnurrbart trugen. Besonders viele Vertraute zählte man in dem den Hohenstaufen verhängnißvollen Tagliacozzo. Auch unter den jenseitigen italienischen Offizieren glaubte man noch einige Vertraute zu besitzen. Die größentheils von Rom aus herbeigeführten Mannschaften der Briganten selbst bestanden meist aus Gesindel und aus Conscriptionsflüchtigen aus dem Neapolitanischen, aus päpstlichen Grenzbewohnern, aus Franzosen, Belgiern, Schweizern. So sehr Franz, nach Aussage der Unterhändler, mit seiner Umgebung sein Geld für den entscheidenden Schlag sparte, so sehr waren die Agenten angewiesen, den Leuten auf beiden Seiten der Grenze schweres Geld besonders das Gut der Liberalen zu versprechen, wenn er demnächst als Sieger einzöge. Personen, welche Einverständnisse ablehnten, wurde angekündigt, sie würden dann zuerst erschossen werden.

Die Berichte der beiderseitigen Spione sind widerlich und durch Aufschneiderei unzuverlässig. Ein scharfes Auge auf alle einschlagenden Vorfälle im Kirchenstaate, vorzüglich in Rom, hatte das römische Nationalcomité, besonders auf die Werbungen. Indem die päpstliche Behörde dies begünstigte, suchte sie Rom von den Resten des neapolitanischen Heeres zu säubern, welche, einmal sich auf 1100 Mann belaufend, den Winter über Rom mit Raubanfällen erfüllten. Es wird genau angegeben, wie der päpstliche Waffenminister die Bandenführer mit Waffen, mit Kleidungsstücken versah. Brigantenhaufen an der Grenze erhielten Rationen täglich durch päpstliche Behörden, z. B. die Briganten im März 1862 im Kloster Trisulti von Veroli aus täglich 131 Rationen. Diese Sammelplätze lagen im Kirchenstaate. Hochgeborene französische, belgische Legitimisten, Vertraute Antonelli's und Merode's, gaben Geld zu den Rüstungen her, jene lauschten bei ihren Offizieren auf die Maßregeln, welche von ihren Truppen den Briganten drohten, warnten

diese und entschuldigten ihre Missethaten. Dies verhinderte jedoch nicht, daß die Greuel, welche die Briganten unter Gola und Ciprano begangen hatten, auf Verlangen des französischen Commandos im „Osservatore romano" veröffentlicht werden mußten.

Die Religion der Briganten, welche als die Haupttriebfeder ihres fürchterlichen Treibens vorangestellt wird und welche wirklich etwaige Gewissensregungen auch angesichts eines sichern Todes beschwichtigte, enthüllt ihr Wesen in einem Verhör, welches de Luca, Präfect von Avellino, am 23. Febr. 1863 mit dem zum Tode verurtheilten Brigantenführer Frigenti vornehmen ließ. Der Beamte: „Ihr sagt, ihr streitet für die Religion, aber die Religion verbietet Raub, Mord und Brandstiftung." Der Brigante: „Wir stritten für den Glauben, wir sind vom Papst gesegnet, und wenn ich nicht ein von Rom gekommenes Papier verloren hätte, so würdet ihr euch selbst davon überzeugen, daß wir für den Glauben stritten. Auf dem Papier stand, daß, wer für die heilige Sache des Papstes und Franz' II. streite, keine Sünde begeht, daß wir vom Papst gesegnet, die Piemontesen als die wahren Briganten von ihm verflucht sind. Das Papier, worauf «Rom» stand, war zugleich mein von einem General unterzeichnetes Patent. Sie sagen mir, daß die Bersaglieri, die mich erschießen sollen, schon commandirt sind; angesichts des nahen Todes bestätige ich diese meine Erklärung." Der Beamte: „Daß ihr einen Piaster Franz' II. als Medaille auf die Brust bandet, ist nicht zu verwundern, da ihr meintet durch Mord und Raub für ihn zu kämpfen. Aber wie konntet ihr die allerheiligste Jungfrau zur Zeugin, und ich würde, wenn es nicht albern wäre, sagen, zur Mitschuldigen euerer Verbrechen machen, indem ihr das Bild der Madonna del Carmine auf dem Leib trugt? Ist dies nicht eine teuflische Religion, eine höllische Verhöhnung Gottes?" Der Brigante: „Ich und meine Genossen haben die Madonna zur Beschützerin, und wenn ich das geweihte Patent noch hätte, so wäre ich nicht in euere Hände gefallen." Als dazwischen die Schußbereitschaft der Bersaglieri gemeldet wurde, sagte der Brigante: „Ich werde alles das jetzt noch dem Beichtiger bestätigen." So war denn Rom in den Augen der durch die schrecklichen Blutthaten im Neapolitanischen erhitzten öffentlichen Meinung Italiens das Rendezvous von Räubern und von Mördern, welche von hier aus wie Meuten von Bluthunden auf das unglückliche Land losgelassen wurden. Der italienischen Regierung wurden von der Presse, im Parlament die bittersten Vorwürfe gemacht, daß sie das geschehen lasse. Auch aus diesem Grunde wurde Rom als Hauptstadt Italiens gefordert, da nur so der Herd des Brigantenthums zerstört werden könne. Dies war der Stachel, der Garibaldi im August 1862 von Sicilien zu dem tollkühnen Marsche auf das von den Franzosen besetzte Rom trieb, welcher schon auf Aspromonte sein Ziel fand. Dadurch wurde aber nur die Lage der italienischen Regierung dieser complicirten Frage gegenüber verschlimmert, da Frankreich es jetzt erst recht als Ehrensache ansah in Rom zu bleiben. Mit Feinheit griff Visconti-Venosta als Minister des Aeußern die Sache in seiner am 21. April 1863 an das französische Cabinet gerichteten Note an. Er sagte mild, durch den von der Curie dem Exkönige Franz in Rom gewährten Aufenthalt, möge nun dieser es wollen oder nicht, werde dem neapolitanischen Brigantenthum ein politischer Anstrich und ein Rückhalt gegeben. „Dieses anerkennend hat Frankreich diesen Fürsten mehreremal ersucht, Rom zu verlassen, und dem päpstlichen Hofe begreiflich zu machen gesucht, daß der Vorschub, den er dem Exkönige leistet, ihn dem aussetzt, was Drouin de l'Huys (der französische Minister) jüngst selbst «unangenehme Vorwürfe» nannte. Trotz dieser Bemühungen bleibt Franz II. in Rom, und in Rom organisirt sich fortwährend ein Theil der Banden, welche das Neapolitanische verwüsten. Umsonst stellt Antonelli alle Betheiligung in Abrede. Das päpstliche Gebiet bleibt das Asyl, das unsere Truppen respectiren müssen. Die

schwer darunter leidenden Bevölkerungen können sich kaum erklären, wie das mächtige Frankreich nicht im Stande sein solle zu verhindern, daß von einem Gebiete, welches es besetzt hält, fortwährend so schreckliche Expeditionen ausgehen. In ihren Augen kann etwas, was die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit verlangt, für Frankreich nicht unmöglich sein. Braucht man noch hinzuzufügen, daß die Parteien (die klerikal-reactionäre und die radicale), deren Interesse die Zerstörung des guten Einvernehmens zwischen Frankreich und Italien ist, die Confusion der Ideen noch vermehren, indem sie durch Verbreitung aller möglichen falschen Ideen Mistrauen zwischen den beiden Nationen auszusäen suchen?" Wir sehen, der Brigantaggio mit seinen römischen Wurzeln mußte Frankreich der civilisirten Welt, namentlich England gegenüber in ein so zweideutiges Licht stellen, daß er eins der Motive zu dem Septembervertrage von 1864 wurde, durch welchen Frankreich sich verpflichtete den Kirchenstaat zu räumen, während Italien sich verpflichtete seine Hauptstadt nach Florenz zu verlegen, ein verfrühter, verhängnißvoller Schritt für den jungen Staat.

Die an das italienische Abgeordnetenhaus gerichtete Relation erkennt an, daß einerseits Frankreich in der Brigantenfrage eine ohne Vergleich loyalere Haltung beobachte als die päpstliche Regierung. „Alle von den Franzosen gefangenen Briganten, welche sie den päpstlichen Behörden übergaben, wurden von diesen immer in Freiheit gesetzt." — „Der Brigante Cucitto, welcher gegen Ende des Jahres 1861 den Syndikus von Molo di Ganta grausam ermordet hatte, rühmte sich in Rom dieser That an öffentlichen Orten und zeigte die Uhr desselben, ohne daß er von der päpstlichen Polizei behelligt worden wäre. Sodann hielt er sich einige Monate im päpstlichen Gebiete in und bei Terracina auf. Hier wurde er von den Franzosen nebst einigen Malviventi gefangen genommen und auf Verlangen der italienischen Behörde an diese ausgeliefert. Sie machte ihm den Proceß." Allein auch die Relation erklärt, daß alle Anstrengungen der Franzosen die von ihnen beabsichtigten Erfolge nicht haben, weil es an einer mit den italienischen Generalen combinirten Action fehle. „Diesen mangelhaften materiellen Erfolgen", heißt es darin, „steht ein großer moralischer Misstand zur Seite. Denn die fortwährende Besetzung des Kirchenstaats durch die Franzosen gibt den Feinden des Bestandes Italiens einen Vorwand, den Glauben an diesen zu erschüttern. Das Lieblingsthema der Bourbonisten ist, Frankreich sei der italienischen Einheit abgeneigt und wolle, was es auch koste, auf den Vertrag von Villafranca (Restauration der vertriebenen Fürsten) zurückkommen. Der Kaiser der Franzosen, sagen sie, läßt seine Truppen in Rom, weil er kein einheitliches Italien will. Dies macht einen großen Eindruck auf die Bevölkerungen des Südens und gibt dem Gefühl des Mistrauens, der Zweifelhaftigkeit, wozu sie von Natur so sehr geneigt sind, Nahrung. Sehen sie doch, daß die Missethäter, von unsern Truppen mit äußerster Anstrengung verfolgt, beinahe erreicht, hinter einer von der französischen Fahne gedeckten Grenze ein darum für uns unantastbares Asyl finden." Die italienische Regierung mußte die in wohlunterrichteten Kreisen verbreitete Ueberzeugung, daß in sehr hohen Damenkreisen in den Tuilerien Sympathie für die Briganten herrsche, als für Kämpfer der Legitimität, natürlich ganz verschweigen. Dagegen wurde die französische Regierung im Mai 1863 im englischen Parlament der Connivenz zu den damals wieder über die Grenze gehenden Banden verdächtigt. England war die französische Occupation der Küsten des Tyrrhenischen Meeres ein Dorn im Auge. Sein scharf beobachtender Agent in Rom, Odo Russell, hatte nur berichtet, daß das legitimistische Comité in Rom für die Banden bei den Juden im Ghetto alte französische Uniformen gekauft habe, um die Neapolitaner an französische Hülfe glauben zu machen. Die Engländer sollten aber nicht vergessen, daß sie 1799 und von 1806—15 das Brigantenthum in Neapel auf jede Weise geschürt haben, wie sie seit Jahrzehnten beflissen waren, die Kraft und das Ansehen der griechischen Regierung herunterzusetzen.

Indem wir das neuere neapolitanische Brigantenthum in seinen Wurzelverwachsungen, nach seinen mannichfaltigen Charaktereigenthümlichkeiten und Folgen darstellten, mochte es für wol manchen Leser scheinen, als ob wir oft Eulen nach Athen trügen, als ob wir des Guten zu viel thäten. Sind doch nicht wenige zum voraus überzeugt, daß „Pfaffenthum, Legitimisten und die Scheusale der Menschheit ein zähe zusammenhängender, chemisch nicht voneinander zu scheidender Unrath seien". Andere aber zweifeln daran und wollen die Solidarität derselben nur auf genauen Nachweis, nur unter besondern Umständen als möglich, kaum als thatsächlich zugestehen. Wir selbst, nicht geneigt von ganzen Klassen, von ganzen Parteien, ja von einzelnen leichthin schlecht zu denken, zählen uns eher der letztgenannten Geistesverwandtschaft zu. So konnten wir uns denn auch nur dadurch, daß wir uns durch einen Haufen von Documenten durcharbeiteten, von der Solidarität dieser Elemente im vorliegenden Falle überzeugen.

Um so kürzer gedenken wir uns in der Erzählung der einzelnen Schilderhebungen zu fassen, wo sich auf das von Rom aus gegebene Zeichen, unter Führern, die von dort kamen, mit von dorther geschickten Mitteln die heimischen Briganten zu vielversprechenden Streichen sammelten. Dabei stellt sich immer heraus, daß das mit politischem Programm Begonnene sofort brigantisch wurde. Und wie im einzelnen, so auch in der mehrjährigen Entwickelung der Sache, sofern von einer Entwickelung überhaupt bei solchen Elementen gesprochen werden kann. Daher ist der Stoff zu einer Geschichte nicht vorhanden. Es sind von außen her veranlaßte Ausbrüche der entmenschten Verwilderung, für welche nicht blos die bourbonische Dynastie allein, sondern eine lange Kette, gleichsam eine Galerensklavenkette von anjouischen, von ungarischen, auch von aragonesischen, namentlich von spanischen Tyrannen verantwortlich zu machen ist. Sie waren die Teufel in diesem Paradiese. Der Teufel hat wol eine Geschichte und zwar eine interessante, nicht aber jene seine niederste Descendenz. Dazu kommt, daß die Documente über diese Erhebungen spärlich, die Berichte der Behörden wie die der Zeitungen unzuverlässig, übertrieben sind. Allerdings ist zuzugestehen, daß viele schmähliche Dinge, welche in andern Ländern beinahe jeder Wahrscheinlichkeit entbehren, in Neapel durchaus wahrscheinlich sind. Die Masse des Volks blieb meistens passiv, theils aus Gewohnheit, theils „weil die Bourbonen immer wiedergekehrt, weil ihre Restaurationen stets viel grausamer waren als die liberalen Revolutionen", und weil die durch Garibaldi gebrachte Revolution und die Union Italiens lange nicht die versprochenen Früchte getragen hatten, welche der Neapolitaner in seinen Schos fallen zu sehen hoffte.

Als Franz Mitte Februar 1861 sein schönes Königreich in Gaeta verließ, hatte er offenbar die Absicht, auf dasselbe vorerst zu verzichten, wenigstens keine Banden mehr dahin loszulassen. Allein in Rom wurde er bald von seiner Stiefmutter und von allen jenen fanatischen Elementen beherrscht. Der Einfluß seiner Gattin auf ihn, welche seine persönlichen Gefahren in Gaeta getheilt hatte, wurde durch die alte Hof- und Priestercamarilla verdrängt. Sie, sein guter Engel, verließ daher diese Atmosphäre. Und aus Neapel kamen sehr vergrößerte Nachrichten von dem herrschenden Misvergnügen über die neue Regierung, welches als ein Verlangen nach der Restauration ausgelegt wurde, als ob das Schelten auf die Regierung nicht längst zu dem Wohlbehagen der Neapolitaner gehörte. Gerade die Wiederherstellung der Ordnung gefiel Tausenden viel weniger als die ihnen gemüthliche Unordnung unter Garibaldi. Die aus allen bei seinem Anmarsch geöffneten Kerkern entflohenen alten Missethäter hatten sich zum Theil unter Garibaldi's Fahne gestellt und zum Theil sich vor Capua gut geschlagen. Mit jenem echt süditalienischen Optimismus waren sie überzeugt, daß sie dadurch Vergessenheit ihrer Vergangenheit erlangen, ja ehrliche Leute werden würden. Die italienische Regierung konnte jenes unmöglich allen verbürgen. Daher flüchteten sich ihrer viele, auch weniger stark

Gebrandmarkte ins Gebirge und lebten vom Raube. Die Anwendung der piemontesischen Gesetze auf die weder der Seelsorge, noch dem Unterricht, noch der Krankenpflege sich widmenden Klöster, besonders auf die Bettelmönche, d. h. ihre Auflösung als Corporationen, veranlaßte ein weitverzweigtes Complot derselben und ihres Anhangs. Sie eröffneten viele Werbebureaux und theilten Erkennungszeichen aus. Jene Exgaribaldiner waren bereit, ihrem nackten Räubertreiben diese politische Medaille anzuhängen. Sie wagten kraft derselben Contributionen an Geld und Pferden zu erheben. In der Basilicata, im Apennin östlich von Neapel steckten sie die rothe Cocarde der rothen Restauration auf. Sie versprachen dem rohen Landvolk reichen Sold, Plünderung der Liberalen. Und so geschah es. Der Mord aus Privatrache geberdete sich als politische That. Man ermordete besonders Offiziere der Nationalgarde. Alles unter dem Rufe: Es lebe Franz II.! Nardi nahm den Namen Oberst Amati an. Er war wegen vier Mordthaten und zahlreicher Diebstähle auf den Galeren gewesen. Er sprach das große Wort: „Man sagt, Franz II. sei ein Dieb. Nun, so wollen wir Diebe von Profession ihn auf den Thron setzen." Di Rionero, genannt Crocco, warf sich, da er durch die meisten Verbrechen Bürgschaften seiner Unversöhnlichkeit gab, als General auf. Gegen Mitte Aprils 1861 waren diese Helden Meister in Venosa, der Geburtsstadt des Horaz, und in den Gemeinden im Quellengebiet des Ofantobaches. Tedeums wurden selbst von einigen Bischöfen gesungen, Illuminationen, Glockengeläute wie an einem Heiligenfeste. Die angesehensten Einwohner, langsam am Strange erstickend, sahen der Plünderung ihrer Habe, der Mishandlung ihrer Familie zu. Eine provisorische Regierung wurde ausgerufen, große Summen Lösegeld nach der dreitägigen Plünderung erhoben. Widerstand wurde nicht gewagt, weil verbreitet war, Franz, von einer französischen Flotte begleitet, sitze wieder auf dem Throne in Neapel, sein bester General Bosco und die Oesterreicher rücken heran. Als die Briganten mit ihren Leuten abgezogen waren, plünderte der Pöbel fort. Hatte er ihnen doch auch hier die Thore geöffnet. Die Gemeinden, selbst die Pfarrer hatten sehr verschiedene Gesinnung. Mehrere Pfarrer mußten flüchten, einer wurde von den Briganten erschossen. Neben vielen Schandthaten kommen einzelne große Züge vor. Eine Mutter von sieben Kindern, deren Mann soeben in politischem Zusammenstoße getödtet worden war, nahm einen verfolgten Gegner in ihr Haus und unter ihren Schutz. Die Nationalgarden wurden überall entwaffnet, bestanden sie doch meist aus dem bessern Bürgerthum. Kaum waren die Banden abgezogen, so wurden die weißen Fahnen durch die nationalen ersetzt, sobald man das Anrücken benachbarter Nationalgarden erwartete. Nur die Stadt Melfi kam dem Einmarsch Crocco's durch eine legitimistische Demonstration, welche von einigen angesehenen Familien inscenirt war, zuvor. Crocco, im Triumph empfangen, dankte der Madonna feierlich für seine Siege, legte aber der Stadt eine schwere Kriegssteuer auf. Wenige Tage vor dieser Komödie hatte Melfi den alten Radicalen Guerrazzi in das Parlament gewählt. Sobald zwei Compagnien piemontesischer Truppen in der Gegend erschienen und den Banden Gefechte lieferten, ermannten sich die Nationalgarden, die glorreichen Banden lösten sich in ihre Elemente auf, der Pöbel trug seine Beute nach Hause, Crocco und seine Gesellen wurden wieder Räuber. Nicht blos das Porträt der Gattin Franz' II., auch das seiner früh gestorbenen Mutter, einer piemontesischen Prinzessin, „der Heiligen", von der Kirche für selig erklärt, wurden auf den Fahnen der Briganten getragen. Aber im Handumdrehen erschienen die Porträts Garibaldi's und Victor Emanuel's, welche den Autos de Fé entgangen waren, wieder.

Die Bizarrerie des neapolitanischen Charakters: Großsprecherei, ein Zug von Großmuth, List, personificirte sich in dem alten Waldhüter Chiavone, einem wahren Policinell. Er hat vielleicht die Kassen der Legitimisten um mehr geprellt als die der Liberalen. Er hielt sich stets in der Nähe der päpstlichen Grenze, und nach jeder seiner burlesken Pro-

menaden, Feldzüge genannt, stieg er um einige Grade bis zum General. Er wollte durchaus den bourbonischen Garibaldi spielen. Seine Heldenthaten bestanden aber meist nur in Proclamationen, welche von den Beichtstühlen aus verbreitet wurden. Er amusirte die Neapolitaner aller Parteien, zumal weil die europäische Presse, und nicht blos die legitimistische, aus ihm eine Art von neapolitanischem Helden machte. Als der fremde Freibeuter Tristany im Sommer 1862 in Rom die Anzeige machte, daß er Chiavone und einige seiner Gesellen wegen gemeiner Verbrechen habe erschießen lassen, soll (nach einem Berichte vom 4. Juli) Franz sein Bedauern über den Tod dieses treuen Dieners ausgedrückt haben.

Durch jene blutigen Komödien wurde Franz überzeugt, daß sich das Volk aus freien Stücken für seine Wiedereinsetzung rühre. Eigentlich war es nur die Einberufung der Conscribirten durch die Regierung, welche noch viele den Briganten zuführte. Die Norditaliener hatten längst Gelegenheit gehabt sich zu überzeugen, daß mit Güte die einmal an das Plündern gewöhnten Schächer nicht zu bessern seien. Sie hatten 30 solcher Gesellen gefangen genommen. Ein Priester wurde ins Vertrauen gezogen. Dieser verkündete ihnen in der Kirche, sie seien zum Tode verurtheilt, bereitete sie darauf vor; schließlich ließ er Pardon hoffen, wenn sie auf das Crucifix schwören würden, friedliche Bürger zu werden. Alle schwuren und wurden freigelassen. Nach 14 Tagen wurde die feine Gesellschaft beim Plündern wieder gefangen und diesmal nicht mehr geschont. Der rechtschaffene, gebildete Administrator, der piemontesische Graf Ponza di San-Martino, trat die Regierung Neapels an. Er wollte versöhnen und lud auch die legitimistischen Familien in seine Salons. Sie kamen zahlreich, gaben ihm Rathschläge, spionirten seine Absichten aus und berichteten sie nach Rom. Hier hatte eben der Oheim Franz', der Graf von Trapani, mit dessen Zustimmung, unterstützt von dem einfältigen General Clary, die „Religiöse Association" gegründet, welche über alle Provinzen Neapels ein Netz von Restaurationscomités verbreitete. Diese nahmen Tausende in Eid, „den Höllenlucifer Victor Emanuel" zu stürzen. Cardinal Merode stand der Liga mit seinem starken Einflusse in Rom bei. Die zahlreich in Rom Angeworbenen gelangten zum Theil in den Uniformen päpstlicher Gensdarmen an die Grenze.

So waren denn die beiden seit Jahrzehnten an den Eingeweiden Italiens zehrenden Schlangen, das Verschwörungswesen und der Brigantaggio, wieder in Einen Knoten verschlungen. Die hohe Prälatur war die dritte im Bunde, mit offenem Trotz der Cardinal-Erzbischof Riario Sforza in Neapel. Er excommunicirte national gesinnte Pfarrer und brachte sie dadurch an den Bettelstab. Im Andenken an den Cardinal Ruffo von 1799 glaubte man, ein Cardinal sei über die römische Grenze herabgekommen. Es war nur ein kurzer Versuch eines römischen Prälaten. Die Madonnenbilder thaten Wunder zum Zeichen ihres Zorns gegen die Piemontesen.

Allein der natürliche Verstand des Bürgerstandes und die Nationalgarden verhinderten, daß in irgendeiner Stadt eine Schilderhebung versucht wurde. Indeß wurden die kleinen Gemeinden von den Briganten geplündert. San-Martino wollte diese nicht ausrotten, sondern durch Umzingelung aushungern und zur Unterwerfung nöthigen. Allein die verlangten 60 Bataillone (eins 500 Mann stark) zögerten zu kommen, während das Land auf klerikalem Wege mit Nachrichten vom Erscheinen russischer und englischer Flotten zur Hülfe von Thron und Altar überschwemmt wurde. Wer in den kleinen Gemeinden Unglauben verrieth, wurde von den Briganten geplündert, oft auch erschossen. In ihnen herrschte der Schrecken von der päpstlichen Grenze bis zum Silawalde in Südcalabrien. Die humanen Strafen der Piemontesen gegen die gezwungenen Helfer kamen dagegen gar nicht in Betracht. Patrioten wie der Exministerpräsident Massimo d'Azeglio zweifelten, ob Neapel für Italien zu behaupten sei. Da erschien General Cialdini Mitte Juli 1861

als Generalstatthalter, und am ersten Tage kam es zwischen ihm und dem edeln San-Martino zum Bruche. Letzterer mußte weichen. Die 60 Bataillone kamen mit Dampf zu Land und See an. Die Federhüte der flinken Bersaglieri wallten durch die Straßen der Städte, nach einigen Tagen auf den Gebirgspfaden. Cialdini war der Mann, die Nationalgarden zur Selbsthülfe zu entflammen. Diese wußten, daß sie ihre Güter, ihr Vieh, ihre Familien der kannibalischen Rache der Briganten aussetzten. Und furchtbar fiel diese auf angesehene Familien. Ein Indianerkrieg entbrannte von Flecken zu Flecken. Tollkühnheit trat an die Stelle der Verzagtheit. Greise, langjährige Märtyrer des Carbonarithums, wurden von Exgaribaldinern verbrannt. Fanatisirte Weiber verbrannten lieber selbst, als daß sie sich von den Bersaglieri, „diesen soldatisch maskirten Teufeln", aus ihren Häusern retten ließen. Ganze Klumpen von Briganten wurden, wenn sie umzingelt die Waffen nicht streckten, erschossen und verbrannt. Mund und Hand sträuben sich, die Greuelthaten der an stumme Unterwerfung gewöhnten Briganten zu melden. Sie erhielten Zuzüge bethörter, gedungener Rotten vom Kirchenstaat aus. Minister Ricasoli hielt vor Europa dem Antonelli vor, wie dadurch aller kirchliche Sinn in Italien ausgerottet werden müsse. Was machte dies Antonelli, solange der Peterspfennig in Strömen in die römischen Kassen rollte?

Aber die eigentlichen Briganten unterwarfen sich theils, theils flüchteten sie in ihre heimlichsten Gebirgswinkel und hielten den Athem an sich. Cialdini war der Held, der Abgott nicht blos der Städter, auch der erlösten Dorf- und Hofbewohner. Während die Legitimisten durch ihren geheuchelten Zorn über den von Victor Emanuel an Garibaldi geübten Undank eine gewisse Sympathie bei der Bevölkerung, selbst bei den demokratischen Schwärmern sich erschlichen hatten, wußte man, daß Cialdini an der Seite Garibaldi's gefochten hatte. Deshalb gelang es dem Generalstatthalter, diese Elemente für sich und seine Aufgabe zu begeistern, die Hauptkraft der Neapolitaner, ihre Phantasie, welche von den Piemontesen nicht verstanden, sondern durch trockene Behandlung verletzt worden war, zu fassen, zu entzünden. Nur auf diesem Wege ist ein gewisses Zutrauen der Neapolitaner zu gewinnen. Erst auf dieser volksthümlichen Basis konnten die langsam, aber nachhaltig wirkenden Mittel: Straßen, Eisenbahnen, Schulen, von der Regierung durchgesetzt werden.

Zwar warf die alte ultramontan-legitimistische Partei von Marseille und von Rom aus immer noch fremde Abenteurerhäufchen an den Strand Neapels. Unter ihnen hat der Spanier Borjes sich mit Recht einen Namen gemacht. Nach seinem Urtheil war in der ganzen alten neapolitanischen Armee, wenigstens unter den bourbonischen Offizieren, nicht ein zum Kriege tüchtiger. Nur zwei derselben gingen zu ihm nach Malta; als sie aber sahen, daß man sich nur an die Spitze von Briganten stellen sollte, trennten sie sich von ihm mit der Erklärung, wenn sie dieses gewollt hätten, so würden sie vom Kirchenstaat aus über die Grenze gegangen sein, dann hätte ihnen stets die Rückkehr dahin offen gestanden. Dieser Spanier, ein Don Quixote der Legitimität, tapfer, uneigennützig, ausdauernd wie der Ritter von der Mancha, belogen von jener fanatischen Partei, war im September 1861 von Malta aus in Südcalabrien gelandet, um sich an die Spitze der „zahlreichen, nur eines Führers harrenden Legitimisten" zu stellen. Sein Tagebuch ist rührend zu lesen, wahrhaftig, auch von landschaftlichem Reize. Er fand das Landvolk an der Arbeit auf den Feldern. Einige Adeliche versprachen Hülfe, gaben sie aber höchst selten und knapp. So schlich er mit einigen treuen Genossen durch die Gebirge und Wälder gegen Norden herauf. Die Brigantenchefs, eifersüchtig auf ihre Selbständigkeit und Localsouveränetät, wollten nichts von ihm wissen. Sie sahen ihn für einen Narren an. Er mußte froh sein, wenn sie ihm seine Werthsachen nicht abnahmen. Der „General" Crocco spaßte über seine Würde und sagte, er wisse wohl, daß die Bourbonen,

sobald sie fest auf dem Throne säßen, ihn und seine Gesellen gerade so verfolgen würden wie die italienische Regierung. Leider wurde Borjes nahe der römischen Grenze von den italienischen Truppen gefangen und mußte als ein Opfer des Standrechts fallen. Doch hätte wol auch sein wahrheitsgetreuer Bericht auf die Hofgenerale, Weiber und Prälaten im sichern Palast Farnese zu Rom wenig Eindruck gemacht. Ihre Anklagen, ihr Undank blieben ihm erspart. Europa erfuhr durch sein von der italienischen Regierung veröffentlichtes Tagebuch, was an den Briganten gewesen, „an den gehetzten Streitern für Thron und Altar".

Ausgerottet war natürlich das Brigantenthum durchaus nicht. Wann war es dies je in Neapel? Aber es war so ziemlich in seine alten Schranken gewiesen. Jedes Frühjahr, bei jeder neuen Conscription gibt es wieder Lebenszeichen. Doch die Generale Pallavicini (welcher Garibaldi auf Aspromonte gefangen nahm), der nur weindürstige Pinelli birschten die bald in einer, bald in der andern Provinz sich erhebenden Briganten fleißig weg. Der Zorn Europas konnte zwar nicht verhindern, daß von Rom aus noch die alten Mittel über die Grenze geschmuggelt wurden. Aber das Verhör des Carabinier Pozzi, welcher mit fünf italienischen Soldaten im Jahre 1862 von einer Bande gefangen genommen und von der Grenze an durch päpstliche Gensdarmen nach Rom gebracht wurde, zeigt, daß die alte Wildheit sich abgestumpft hatte. Diejenigen Gefangenen, die sich fest weigerten, in ein päpstliches oder bourbonisches Corps zu treten, wurden zu Schiff nach Genua gebracht. Der Plan, durch Schrecken die Bevölkerungen auf die Restauration vorzubereiten, mußte selbst den Fanatikern als gescheitert erscheinen. Man setzte nur noch aus Consequenz das alte Geschäft mit sehr geschwächten Mitteln fort, um die Fühlung und die Kundschaft nicht ganz zu verlieren. Die Erschöpfung der Mittel des Exkönigs, sein Aufenthalt in deutschen verwandten Fürstenkreisen mit ganz andern Anschauungen mußten auf den unglücklichen, infolge seiner Miserziehung zwischen Mistrauen und blindem Glauben an seine Rathgeber lange hin- und hergezerrten Fürsten ihren Einfluß üben. Hier erst mag gar mancher in seinem Namen geübte Greuel zu seiner Kenntniß gekommen, ihm die europäische Constellation klarer geworden sein. Jeder Aufenthalt in Rom ist wol eine neue Versuchung, allein jedes Jahr muß ihn dagegen stärker machen.

Die Statistik der Opfer des Brigantenkriegs ist, besonders soweit sie die Nationalgarde betreffen, nicht festgestellt. Nach amtlichen Berichten wurden in den ersten acht Monaten von 1861 8 Offiziere und 89 Soldaten, im ganzen Jahr 1862 8 Offiziere und 156 Soldaten, während des ersten Vierteljahrs von 1863 5 Offiziere und 41 Soldaten getödtet. Es charakterisirt diesen Kampf, daß die Zahl der verwundeten Soldaten kaum ein Fünftel der Zahl der Getödteten beträgt. Auch ein Feldkaplan und ein Chirurg wurden ermordet. Ein Theil der Opfer starb unter den grausamsten Foltern. Nur 6 Soldaten blieben Gefangene der Briganten. Die Briganten verloren während der ersten acht Monate von 1861 im Kampfe 1343 Todte, 1571 wurden gefangen; außer diesen 365 standrechtlich erschossen. Im Jahre 1862 fielen im Kampfe 950, 1106 wurden gefangen, 594 erschossen. In den ersten drei Monaten von 1863 fielen 120, wurden gefangen 91, erschossen 79. Die Briganten hatten in den genannten Zeitabschnitten also einen Verlust von 3451 Todten und 2768 Gefangenen. Im ersten der obigen Zeitabschnitte stellten sich 267, im zweiten 634 Briganten. Daß sie sich nur infolge des Schreckens energischer Verfolgung und blutiger Strenge stellen, beweist die Capitanata (Foggia): im Jahre 1861, wo nur 30 Briganten im Kampfe fielen und 7 erschossen wurden, stellte sich keiner. Im folgenden Jahre, wo die Zahl jener auf 322, die Zahl der Erschossenen auf 136 stieg, stellten sich ihrer 281. Ueberdies verendeten natürlich nicht wenige durch Wunden und Krankheiten, besonders durch die Blattern, ohne

daß es zur Kenntniß einer Behörde kam. Angesichts der vergossenen Ströme Bluts konnten sich auch Abgeordnete des Gedankens nicht erwehren, daß die Todesstrafe für die Briganten abgeschafft werden sollte. Allein diese hätten eine solche Humanität nur als ein Zeichen der Schwäche und Entmuthigung verhöhnt, und dadurch wäre eine Zunahme des Brigantenthums in sichere Aussicht gestellt gewesen; die Soldaten hätten den Mördern ihrer Kameraden keinen Pardon mehr gegeben, und die in einigen Städten, selbst an Briganten, welche ohne Waffen gefangen waren, durch Erbrechung der Gefängnisse geübte Volksjustiz hätte große Verhältnisse angenommen. Man konnte daher nur bestimmen, daß die mit den Waffen in der Hand gefangenen Briganten sofort vor ein Militärgericht zu stellen und erst nach dessen Ausspruch zu erschießen seien.

Züge aus dem Leben der Briganten lassen uns in das Herz dieses verwilderten Land- und Gebirgsvolks schauen, welches sonst nur seinen Priestern bekannt ist. Sie zeigen uns alle, daß diese Wilden nur vor der mit der strengsten Gerechtigkeit gepaarten Humanität Achtung haben; sie übt dann auch wie ein höheres Wesen eine magische Gewalt über sie aus. Eine Brigantenbande in der Terra di Lavoro bei Neapel wurde von den Truppen in solche Bedrängniß und Schrecken versetzt, daß sie schworen, wenn man ihnen das Leben schenke, so würden sie eine Messe lesen lassen und sich dann freiwillig stellen. Vierzehn von ihnen legten vor dem Bersaglierihauptmann Arri die Waffen nieder; sie baten, noch das nahe bevorstehende Weihnachtsfest in ihren Häusern zubringen zu dürfen und dann erst in das Gefängniß zu gehen. Der Hauptmann erhielt von seinem General Vollmacht dazu; die Briganten sollten sich den Tag nach Weihnachten in Nola auf den ersten Eisenbahnzug stellen. Dreizehn erschienen zur Zeit, und auch der vierzehnte kam noch athemlos, in der Angst, den Zug zu verfehlen. Ja noch zwölf andere Briganten stellten sich mit ihnen zu Händen der Gerechtigkeit. Der General fragte sie, ob sie wüßten, daß sie sich damit der Criminaluntersuchung stellten und daß sie wahrscheinlich verurtheilt würden. Sie bejahten es, und einer sagte, er wisse, daß er durch seine Verbrechen die Galere verdient habe. Der General ertheilte ihnen nochmals die Erlaubniß, heimzukehren und über das Neujahr bei den Ihrigen zu bleiben, sich aber den 2. Jan. wieder zu stellen. Diesmal stellten sich statt der 25 Briganten 46. Das Parlament nahm von dieser und noch ähnlichen Thatsachen Veranlassung, die Selbstübergabe der Briganten als einen Milderungsgrund für die Bestrafung ihrer Verbrechen gesetzlich anzuerkennen.

Für die Truppen ist der Kampf oder vielmehr das Streifen und Wachestehen gegen die Briganten eine Probe der äußersten Aufopferung, bei welcher die Reize, die Ehre eines offenen Krieges wegfallen. Nur wenn sie in großer Mehrzahl sind, greifen die Briganten Streifpatrouillen an; grausame Ermordung ist häufig das Los der gefangenen Soldaten. Der Kampf ist daher stets ein verzweifelter, die Anstrengung und häufig die Entbehrungen erreichten ihre äußerste Grenze. Das 8. Linieninfanterieregiment zählte im Sommer 1862 in der Capitanata auf 1800 Mann manchmal bis auf 560 Kranke, manche Compagnie hatte nur ein Drittheil ihrer Mannschaft verfügbar. In einem Monate starben 80 Mann und 3 Offiziere an Erschöpfung. Ganze Monate kam man nicht aus den Kleidern, auf keine Matratze zu schlafen. Die reifen Ernten mußten jede Nacht gegen Brandlegung, die den Acker wieder Bestellenden gegen Gefangenschaft geschützt werden. Die Musikbande mußte zur Bewachung der Gefangenen bewaffnet werden. Eine Hauptaufgabe bleibt die Verbindung von Stadt zu Stadt offen zu erhalten. Der Aufwand an Uniformen, an Fußzeug und Arzneien, wie an Pferden war ein enormer. Und mit alledem wurde dem Brigantenthum die Axt nicht an die Wurzel gelegt. Angesichts häufiger Verwüstung muß dem Soldaten seine äußerste Anstrengung als erfolglos erscheinen. Und dennoch kam kein Fall von Auflehnung gegen die solche Opfer

fordernde Disciplin vor. Diesem Beispiel besonders war es zu verdanken, daß der Aushebung im Jahre 1862 außer den schon zuvor dem Brigantenthum Verfallenen nicht blos verhältnißmäßig wenige sich zu entziehen suchten, sondern daß auch die zum ersten male mit gleicher Herbeiziehung der Armen und der Reichen vollzogene Aushebung einen sehr guten Eindruck bei der Bevölkerung machte.

Die Besatzung von Neapel belief sich im Frühjahre 1863 auf 86000 Mann, wovon 85875 mobil waren. Den 31. März waren nur 4855 Kranke abzurechnen, im Sommer verdreifachte sich ihre Zahl. Viele in der Genesung hatten beurlaubt werden müssen. Sieben leichte Reiterregimenter theilten den harten Dienst, größentheils auf dem apulischen Tavoliere. Dazu kamen 5200 zum Theil berittene Carabinieri. Die regelmäßigen Truppen sollten nicht sowol als Garnisonen, sondern vielmehr zum nöthigen Ausruhen von Strapazen auf kürzere Zeit in Städte verlegt werden. Die Städter sollten dadurch genöthigt werden ihre Familien und ihre Landgüter selbst zu vertheidigen. Es scheint, daß die in der Eile aus zum Theil bedenklichen Elementen gebildete Nationalgarde in einer Reihe kleinerer Städte wirkliche Schlagfertigkeit erlangte. In den größern Gemeinden thaten sich die energischern Männer in Schützencompagnien zusammen. Eine wahre Ritterschaft der Cultur und der Nationalität sammelten einige hervorragende Bürger um sich. Mennuni, Hauptmann der Nationalgarde zu Genzano in der Basilicata, führte 100 freiwillige Reiter, welche 1861 gegen die Banden Crocco's ausrückten und die Briganten unermüdet bis in ihre Schlupfwinkel verfolgten, indem sie nicht blos ihre Person, sondern auch ihre Familien und Güter jeden Augenblick der Rache des grausamen Feindes preisgaben. Das übrige Europa dürfte kaum in der Lage sein, diesen Männern der kühnsten Aufopferung welche an die Seite zu stellen. Wie aber in Italien Licht und Schatten stark sind, so kennen wir auch Gemeinden, deren Räthe und Nationalgarden, mehr aus Feigheit und Uneinigkeit als aus legitimistischem oder kirchlichem Fanatismus, im Jahre 1861 mit einem Crocco fraternisirten, welche Mörder von Offizieren unangefochten ließen. Bloße Auflösung derselben war offenbar eine zu leichte Strafe. War dieselbe doch selbst bei der Nationalgarde von Foggia nöthig. Das reizbare Ehrgefühl oder die Eifersucht solcher Gemeinden mußte angefacht werden, indem ihre Selbstverwaltung durch einen von der Regierung ernannten zuverlässigen Vorsteher auf einige Jahre ersetzt wurde.

Die auf den Antrag der parlamentarischen Enquêtecommission von der Regierung und dem Parlament beschlossenen Heilmittel gegen das Brigantenwesen waren Befreiung des Grund und Bodens von den verschiedensten Lehns- und Zehntenverhältnissen. Wie einige Städte bereits ihr Gemeindeland an die ärmsten Bewohner gegen eine leichte Abzahlung gegeben hatten, wurden auch Domänen so in Pacht gegeben, daß sie Eigenthum des Fleißigen wurden. Natürlich machten nicht alle guten Gebrauch davon. Tiefgewurzelte Gewohnheiten sind auch durch die besten Gesetze und Handreichungen noch langsamer auszurotten als die Dornlabyrinthe im Gebirgswalde. Auch die theuern Wegebauten stellen vielerorten nur einen entfernten Ertrag in Aussicht; im Garganogebiet und anderwärts aber erschlossen sie „in ihrem Fett erstickende" Landschaften dem Verkehre. Instinctmäßig widersetzten sich die Briganten dem Eisenbahnbau, der ihnen durch Arbeitsgelegenheit viele Zuläufer entzog. Muster von Fleiß und Sparsamkeit waren einige Colonien aus Norditalien. Um des Princips der Selbstverwaltung der Gemeinden willen ging man nicht auf den Rath vieler Südländer ein, den Bürgermeistern die Polizeiverwaltung zu nehmen und diese den königlichen Richtern zu übertragen. Es ist im Geiste Cavour's, wenn man, Ausnahmsmaßregeln und Bevormundung möglichst vermeidend, die Heilung von der Anwendung freiheitlicher Principien erwartet. Eine am Fuße des Vesuvs errichtete Polizeistation machte der bis vor die Thore Neapels schweres Lösegeld erpres-

senden Bande Pilone's bald ein Ende. Nur auf solche Weise geleitet und unterstützt hatten die Strapazen der Truppen einen nachhaltigen Erfolg. (Mehrere einschlägige Correspondenzen des „Schwäbischen Merkur“ sind von einem apulischen Präfecten.) Ein großer Unternehmer in Verkehrsmitteln in der Lombardei, welcher mit mehrern Eisenbahnunternehmern im Neapolitanischen intim befreundet ist, machte mir kürzlich folgende mündliche Mittheilung.

Die Stellung der Offiziere und der Unternehmer von Eisenbahnbauten war den Briganten gegenüber eine sehr fatale. Wenn ein Offizier mit der allein erfolgreichen Energie auftrat, so wurde er in den radicalen Blättern als Blutmensch angegriffen und die Opposition im Parlament stellte Interpellationen. Ein Offizier, welcher mit einem Dutzend Soldaten ein von einer Brigantenbande vertheidigtes Haus wiederholt angegriffen hatte, steckte es endlich in Brand, um das Blut seiner Leute zu sparen. Er mußte bestraft werden. Bauunternehmer von Eisenbahnbrücken accordirten mit Brigantenhäuptlingen, damit ihre Ingenieure nicht weggefangen, ihre Arbeiter nicht zersprengt würden. Von Civilbehörden zur Rede gestellt, erklärten sie, entweder müsse man ihnen gestatten, sich auf die billigste Weise mit den Briganten abzufinden, oder ihnen immerfort hinreichende Truppen zum Schutze geben. Wenn die Briganten ihnen dann die Brückengerüste, das Schienenholz anzündeten, so könnten sie ihre Termine nicht einhalten und sie müßten von der Regierung Schadenersatz fordern. Es werde ihnen nur dann möglich sein, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, wenn man sie nach ihrer Art walten lasse. So drückten denn die Behörden endlich ein Auge zu. De Martino, 1860 getreuer, humaner, constitutioneller Rathgeber des Königs Franz, ist seit mehrern Jahren sehr beflissen, die Volksschulen der Stadt Neapel und den Eisenbahnbau des Südens zu fördern. Er fand es sehr wirksam, in den Gegenden, aus welchen sich die Briganten zu rekrutiren pflegten, Eisenbahnarbeiter zu werben, zugleich aber in der Nähe ihrer Arbeitslinie eine Abtheilung Soldaten als Reserve zu haben. Diese an sehr wenig Bedürfnisse, an ein hartes Leben gewöhnten Halbwilden lassen dann als Arbeiter der großen Mehrzahl nach wenig zu wünschen übrig. — Wir erinnern uns lebhaft, wie der edle Steffens in seinen spätern Jahren für ackerbauende Verbrechercolonien in Preußen unter ganz gleichen Bedingungen Feuer und Flamme war.

Am schwersten war es, der antinationalen Verschwörung zahlreicher Mitglieder des Welt- und Klosterklerus beizukommen und sie zu entwaffnen. Ließ man sie unangefochten ihren Einfluß gegen den Staat gebrauchen, so misbrauchten sie die Freiheit; setzte man ihnen Schranken, so schrien sie über Verfolgung und Märtyrerthum. Im einen wie im andern Falle erreichte der reactionäre Klerus seinen Zweck, die Geister zu beunruhigen und die Gewissen zu verwirren. Dasselbe that die Presse beider verbundener Extreme, ohne den geringsten Sinn für Wahrheit und Anstand. Aber auch die Regierung suchte die Presse und die Oeffentlichkeit zur Einschüchterung der noch nicht verhärteten Verbrecher zu gebrauchen, indem sie die Namen der Briganten und ihrer manutengoli (Handlanger) veröffentlichte. Dadurch wurden diese für Feinde der menschlichen Gesellschaft erklärt. Die Extremen bekämpften die Aussetzung von Geldbelohnungen für das Einbringen solcher Proscribirten, weil dadurch eine unedle Leidenschaft, die Geldgier, entzündet werde. In den meisten Fällen waren jedoch die Geldbelohnungen nur Schadenersatz. Mit Recht wurden die Gefängniß- und die Geldstrafen der Geistlichen wie der Staats- und Gemeindebeamten, welche sich der Unterstützung des Brigantenthums oder der Desertion schuldig gemacht hatten, höher angesetzt als die der bloßen Bürger. Da Habsucht oft zu den Briganten führte, so war es natürlich, daß man das Vermögen des Briganten, welches nicht selten die Frucht des Raubes und des Diebstahls war, unter Sequester legte.

Ein Theil des neapolitanischen Klerus, theils Pfarrer, theils Mönche, z. B. die Benedictiner von Monte-Cassino, erprobte seine Anhänglichkeit an die national-liberale Idee oder trat doch gegen den Brigantaggio und seine Greuel mit Muth auf. Da die Frage der Restauration der bourbonischen Legitimität mit der der weltlichen Prälatenherrschaft im Kirchenstaate genau zusammenhängt, erinnern wir nur daran, daß 1861 einige tausend neapolitanische Kleriker sich gegen das weltliche Fürstenthum des Papstes erklärten. Allein die entgegengesetzte Haltung des hohen Klerus und vieler Mönche und Priester gab Veranlassung zu immer weiter gehenden Einziehungen nicht blos von Kloster-, sondern auch von Kirchengütern. Das große Grundeigenthum zur Todten Hand sollte nicht blos der Finanznoth des Staates steuern, sondern durch parcellirten Verkauf aus besitzlosen Landbewohnern, aus Bettlern, aus Klostersuppenessern, aus Gelegenheitsräubern kleine Grundbesitzer schaffen. Dadurch wurden allerdings auf Jahre hinaus die Nahrungsverhältnisse weiter Bezirke über den Haufen geworfen, die Trägen und viele Mittellose zur Verzweiflung gebracht. Ganz besonders gilt dies von Sicilien, wo die Klöster, diese Findelhäuser für nachgeborene Kinder stolzer und bigoter Familien, etwa die Hälfte des bessern Bodens besaßen. Doch können wir auf die ganz eigenthümlichen Verhältnisse dieser meist nur Städte bewohnenden Insulaner nicht näher eingehen. Gewisse enge alte Quartiere der Städte dienen Dieben und Gelegenheitsräubern zum Neste, die Schwefelgruben sind die Asyle der verfolgten Missethäter. Der Adel kauft die feil gewordenen Kirchengüter zusammen, um sich wahrer Fürstenthümer zu rühmen. Um damit keine Mühe zu haben, verwandelt er sie in weite Viehweiden ähnlich der römischen Campagna. Hirten und Räuber müssen sich aber verstehen. Noch mehr als in Neapel sind auf Sicilien viele große Vermögen unehrlich erworben und reizen zu Diebstahl und Raub. Ein Präfect, ein ganz zuverlässiger Mann, erzählte uns, gar manche Familie an der allein gut bevölkerten Nord- und Ostküste habe seit Menschengedenken sich dadurch bereichert, daß sie in Sturmnächten an gefährlichen Küstenstellen falsche Leuchtfeuer anzündete. Wenn, dadurch getäuscht, ein Schiff strandete, wurde es geplündert, die Mannschaft ermordet. Medici, der rechte Mann, welcher jetzt die Insel unter dem Daumen hält, eilte wiederholt selbst auf den Platz; allein schon wenige Tage nach dem Verbrechen waren alle Spuren verwischt, da alles bei diesem Strandsegen betheiligt ist. Gegen die Ordnung schaffenden „Italiener" bilden die meisten blind stolzen Insulaner ein großes Complot. In der Nordhälfte Italiens herrscht das Sprichwort: „Auf Sicilien kann man in wenigen Jahren ein großes Vermögen machen, wenn man nicht ermordet wird." Dennoch hebt sich durch die Straßenbauten der Productenexport aus dem lange verödeten Hafen von Palermo.

Der neueste Aufstand vom Mai 1870 in Calabrien ist von Mazzinisten angeschürt. Aber charakteristisch ist, daß ihm große Verheerungen an Fruchtbäumen vorangingen. Ein paar hundert bethörte, mit Offizierspatenten für die künftige europäische Republik ausgestattete arme Landleute bildeten den Kern. Aber einige schwache Compagnien zersprengten sie. Es kann nicht fehlen, daß manche von den Zersprengten Briganten werden. Leider hat der jüngste Prinz Garibaldi sich dabei als frecher Volksjunker geberdet und das Ministerium, das eine zu gute Meinung über ihn im Parlament äußerte, insultirt. Und doch ist für die Wohlfahrt Italiens, für die Ausrottung und für die Ausheilung des Brigantenthums nichts unentbehrlicher, als daß die Regierung sich wieder Autorität verschaffe. Aber nicht blos Mazzini, auch Garibaldi und ein Theil seiner alten Freischärler thun alles Mögliche, um sie zu untergraben. Geblendet durch ihre republikanischen Ideale, in der glühenden Erinnerung an ihre außerordentlichen Thaten, verachten viele von ihnen die ordentliche Arbeit, welche den Wohlstand, weil die Ordnung des privaten wie des Staatshaushalts schafft und nährt. Ein kaum Zwanzigjähriger glaubt sein Leben ver-

lottert zu haben, weil er noch keinen tollkühnen Coup mitgemacht hat. Die niedern, rohen Klassen legen sich dies auf ihre Weise aus, zumal im Süden. Die Kehrseite dieser Phantasterei ist der bodenlose Kriticismus der parlamentarischen Opposition, welche um die Wette mit der kleinen Presse jede Autorität als betrügerisch verleumdet. So hängen die politische und die sociale Frage innig zusammen. Der Brigantaggio aber ist der herkömmliche Communismus des Südens.

Mag England das größte Interesse haben, ein blühendes freihändlerisches Italien mit seinen Manufacturen zu überschwemmen, fort und fort achtmal mehr zu importiren als es daraus exportirt, kein Volk hat ein so großes Interesse an der Erstarkung Italiens als Deutschland. Denn nur die innere Schwäche Italiens macht es zu Frankreichs Vasallen. Und wir, besonders wenn wir daran denken, wie es vor 70 Jahren bei uns selbst aussah, wir dürfen, wir wollen nicht am Erstarken Italiens verzweifeln, zumal der Privatwohlstand in den meisten Provinzen sich sehr hebt, die große Masse des Volks den Putschen und dem Terrorismus der Verbrecher eine, allerdings zu passive Ruhe entgegensetzt. Es fehlt nur eine starke Hand. Die Dynastie verspricht nicht mehr sie zu reichen. Ob sie vielleicht Cialdini, der Sicilianer Rudini zeigen werden, wer darf es zu prophezeien wagen? Wenn vorerst nur das Heer fest bleibt!

Die Freigebung der Advocatur

und die neuesten Ergebnisse der Gesetzgebung und Literatur darüber.

Vom Rechtsanwalt Finanzprocurator J. H. Beschorner.

> Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
> Quos ultra citraque nequit consistere rectum.

Wir leben wieder in einer Zeit der schroffsten und unerbittlichsten Negation, d. h. die alte Ordnung der Dinge gefällt nicht mehr, gilt nicht mehr als passend für die Jetztzeit; es wird daher an allem Bestehenden gerüttelt, die alten Anschauungen, Einrichtungen und Gesetze werden aufgehoben und machen neuen Platz. Der Geist größerer Freiheit und Ungebundenheit, der Selbstregierung, der mildern Anschauungen im Strafrechte, leitet den sich entwickelnden Proceß der Reformen auf allen Gebieten des Staatslebens, und vergeblich kämpft der Conservatismus gegen die beflügelten Fortschritte der Jetztzeit. Wir können nicht so unbedingt in der überstürzten Aufhebung älterer Zustände und gesetzlicher Bestimmungen, in dieser zu immer neuen Zielen fortschreitenden, oft ungestümen Bestrebung das wahre Heil für das Staatswohl erblicken; diese Fortschrittstheorie, wie sie von Hegel und seiner Schule ausgebildet wurde, die in jedem Neuen im menschlichen Leben, nur weil es neu und zur Existenz gelangt ist, auch unbedingt das Bessere, Höhere, Vollkommenere, Berechtigtere dem Alten gegenüber anerkennt, vermögen wir nicht zu billigen. Aber was würden hier alle Lamentationen helfen, es ist dies einmal der Zug der Zeit. Wie ein hinbrausender Sturm in der Natur nicht aufgehalten werden kann, so wenig ist es möglich, diesem Drange der Neuzeit zu widerstehen, den Flug der Ideen zu hemmen. Die Factoren der Gesetzgebung und die Lenker der Staaten müssen sich vielmehr nur darauf beschränken, Aufsicht zu führen, daß der Strom in seinem Bette bleibe und nicht Verwüstungen in seinen Umgebungen anrichte. Wir haben gesehen, wie in den letzten Jahren Fragen zur Lösung gekommen sind, deren Realisirung wir noch in weiter Ferne glaubten.

Man hat, um nur einiger Beispiele zu gedenken, nachdem man in Frankreich damit den Anfang gemacht, die Schuld- und Wechselhaft aufgehoben; der Zinsfuß ist freigegeben worden, nachdem man die Gesetze über den Wucher abgeschafft. Um dem Arbeiterstande und den Dienstboten Erleichterungen zu gewähren, hat man die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohnes derselben für unstatthaft erachtet, und dies in den Ländern des Norddeutschen Bundes ausgesprochen. Auf dem Gebiete der Strafrechtspflege sind allenthalben die strengen Bestimmungen mildern gewichen, ja in mehrern Ländern, wie im Königreiche Sachsen, hat man die Todesstrafe aus dem Criminalgesetzbuche entfernt, der norddeutsche Reichstag hat sich ganz neuerdings gegen dieselbe erklärt. Man versucht die Kirche von der Schule zu trennen, will sie auch von der Ehe entfernt wissen, und führt die Civilehe ein; man glaubt immer mehr der rechtsgelehrten Richter entbehren zu können und will das bürgerliche Element bei der Rechtsprechung vertreten sehen, wodurch man zu einer immer allgemeinern Verbreitung der Schwurgerichte gelangt, die nun auch in Sachsen eingeführt sind. Ueberall tönt der Ruf nach Selfgovernment, nach größerer Freiheit bei allen Einrichtungen im Staate, besonders auch im Gewerbewesen. Was wunder daher, daß sich diese Strömung der Zeit auch des Advocatenwesens bemächtigt hat und dadurch eine Frage zum Abschlusse zu bringen sucht, die seit 20 Jahren bereits in Versammlungen, in Worten und in Schriften discutirt worden, wir meinen die über Freigebung der Advocatur. Sie ist jetzt das Schibboleth der freisinnigen Partei unter den Rechtsanwälten geworden.

Die Frage tauchte zuerst bei der in Dresden zu Ende August 1848 stattgehabten Generalversammlung deutscher Anwälte auf und wurde insbesondere von den damaligen Koryphäen der preußischen Rechtsanwälte, z. B. Geppert, Gall, Pfeiffer aus Berlin, Löwe aus Breslau u. a., bekämpft, welche geradezu den Verfall des Standes prognosticirten, wenn die Beschränkung der Zahl aufgehoben würde. Es kam zu keinem durchgreifenden Beschlusse, man vereinigte sich vielmehr dahin, eine Commission mit Sammlung von Materialien zu beauftragen, welche der nächsten Anwaltversammlung darüber Bericht erstatten sollte. Da es aber zu einer solchen nicht kam, so blieb die Sache unentschieden.

Seitdem hat der Kampf in Preußen zwischen den Anhängern des alten Systems und den Freunden der Freigebung bis jetzt fortgedauert. Es ist zur Zeit noch beim alten geblieben, trotzdem die Presse ihr Möglichstes versucht hat, die Advocatur auf die neue Bahn zu lenken. Im Jahre 1861 machte der im Druck erschienene, von den Rechtsanwälten Damm, Dürre und Jungwirth in Magdeburg verfaßte Entwurf einer Anwaltsordnung für die Theile des preußischen Staates, in welchen die Allgemeine Gerichtsordnung Gültigkeit hat, Aufsehen.

Es liegt demselben das alte System der Fixirung der Zahl der Rechtsanwälte zu Grunde, er stellt dieselben unter Aufsicht des Oberstaatsanwalts. In einer am 1. Febr. 1862 stattgefundenen Generalversammlung der preußischen Rechtsanwälte wurde der Entwurf abgelehnt. Die Motive desselben sind mit außerordentlichem Fleiße und mit großer Ausführlichkeit unter sorgfältiger Benutzung einer reichhaltigen Literatur ausgearbeitet. Gewiß ist das Princip richtig, daß über die Bedürfnißfrage rücksichtlich der Zahl der Anwälte das vorher zu vernehmende Gutachten der Anwaltskammer mit maßgebend sein soll. (§§. 9 und 13 des Entwurfs und S. 31 fg. der Schrift.)

Auch kann man nur beistimmen, wenn den Gerichten die Aufsichtsgewalt über die Advocaten entzogen und dieselben dem Justizministerium unmittelbar untergeordnet werden (§§. 79—83 des Entwurfs und S. 51 fg. der Schrift); denn die Unabhängigkeit der Rechtsanwälte von der richterlichen Gewalt ist eins der ersten Erfordernisse der Advocatur. Wie vermag jemand freimüthig und unerschrocken gegen den Richter aufzutreten, der ihn

nachher im Disciplinarwege maßregeln und bestrafen kann! Es gehört wenigstens ein seltener Muth, eine große Selbstverleugnung dazu, die man nicht häufig antrifft.

Der Schrift sind die braunschweigische und oldenburgische Advocatenordnung sowie die hannoverischen legislativen Bestimmungen über Advocaten und Advocatenkammern beigefügt.

Eine unverdiente, scharfe und bittere, in der Form unangemessene Kritik hat der Entwurf in einem Aufsatze der „Deutschen Gerichtszeitung" vom Jahre 1862, Nr. 15, S. 57 fg., gefunden, weil er sich nicht für unbedingte Freigebung der Advocatur aussprach.

Die bedeutendste, am tiefsten eingehende Schrift über die Freigebung der Advocatur in Preußen ist die von dem rühmlichst bekannten Professor Dr. Rudolf Gneist, betitelt: „Freie Advocatur, die erste Forderung aller Justizreformen in Preußen." Gneist liefert zuerst ein historisches Bild, eine Genesis der Rechtsanwaltschaft von den Assistenzräthen Friedrich's des Großen an bis auf die neueste Zeit. Er schildert die Verhältnisse der Justizcommissarien der Allgemeinen Gerichtsordnung, geht sodann zu der Justizreform bezüglich der Rechtsanwälte in den Jahren 1846—49 über, behandelt die Fragen der damaligen angeblichen Ueberfüllung des Standes, die Beschwerden und Reformvorschläge und erwähnt die Resultate, welche in der preußischen Kammer und auf dem Deutschen Juristentage in den Jahren 1861 und 1862 zum Vorschein kamen. Letzterer sprach bekanntlich in Mainz seine Ueberzeugung dahin aus, daß die Ausübung der Advocatur ohne Unterscheidung zwischen den Gerichten und ohne Unterschied der Rechtssachen jedem geprüften Rechtsverständigen freistehen solle.

Weiter bespricht Gneist sehr ausführlich die innere Zerrüttung der Personalverhältnisse der Justiz und gelangt im Kap. 5 zur Beantwortung der Frage nach der rechten Organisation der Advocatur. Sie soll sich, seiner Ansicht nach, am sichersten aus ihrer lebendigen Wirklichkeit bei den großen Culturvölkern England und Frankreich ergeben. Er verlangt, daß die Advocatur kein Staatsamt sei, wenn sie auch der staatlichen Gesetzgebung und Einwirkung bedürfe. Ebenbürtig dem Richteramte soll sie genossenschaftlich organisirt sein und in überwiegender Mehrzahl dem Richteramte die Spitze bieten. Dabei wird eine gesetzliche Regelung der wissenschaftlichen Bildung der Advocatur vorausgesetzt. Es müssen Garantien für die Ehrenhaftigkeit des in die Advocatur eintretenden Personals vorhanden sein. Das „brutale" System völliger Freigebung ohne alle Prüfung, wie in Frankreich zur Zeit der ersten Revolution und in der Nordamerikanischen Union, wird verworfen. Die juristisch-technische Bildung der Anwaltschaft muß auf völlig gleicher Stufe mit der des Richters stehen.

Für die Ehrenhaftigkeit der Berufserfüllung soll die Selbstdisciplin der Genossenschaft mit concurrirendem Anklagerecht der Oberstaatsanwaltschaft sorgen. Eine Taxordnung für die eigentlich processualen Geschäfte des Advocaten, die als Aushülfe gilt, wenn eine freie Vereinigung über das Honorar nicht erfolgt ist, und darüber ein Streit entsteht, hält der Verfasser für nöthig.

Ihm ist aber die Advocatur kein gewöhnliches fungibles Gewerbe*), weil sie in nothwendiger Verbindung mit der Verwirklichung des Rechtes als der höchsten Aufgabe des Staates steht. Ihre Thätigkeit kann, wie Gneist treffend bemerkt, nicht blos auf Angebot und Nachfrage beruhen, der Advocat kann, soll und will nicht jede Sache übernehmen. Er ist ein Diener des Rechts, und dieser Dienst für eine höhere Idee legt ihm Vorbedingungen und Beschränkungen auf, die dem gewöhnlichen Gewerbe fremd sind. Der Gelderwerb darf der Advocatur niemals Selbstzweck sein. Dieselbe ist vielmehr eine

*) Die norddeutsche Bundesgewerbeordnung vom 21. Juni 1869 findet daher keine Anwendung auf die Advocatur. Vgl. §. 6 derselben, Bundesgesetzblatt, 1869, S. 246.

freie Wissenschaft und Kunst. Deshalb verlangt der Verfasser freie Mitbewerbung um die Advocatur. Das geistige Leben bedarf des Wetteifers; die Concurrenz ist die Lebensluft der Advocatur. Nur müssen bei Freigebung derselben strenge Anforderungen an die geistige und sittliche Qualification ihrer Mitglieder gestellt werden.

Gneist führt weiter den Satz aus, daß das Bedürfniß des rechtsuchenden Publikums an erster Stelle über die Gestaltung der Rechtsanwaltschaft entscheiden müsse. Er erwähnt hierbei, wie bei der geschlossenen Zahl der Rechtsanwälte in Preußen die Winkeladvocatur sich ausgebildet habe, sodaß z. B. in Berlin neben einer Rechtsanwaltschaft von 59 Personen 3—400 Winkeladvocaten existirten. Statt dieser müßten die Sachwalter mit kundiger Hand die Aufnahme von Verträgen und Testamenten, die Vermittelung der Grundstückskäufe, der Hypotheken, der großen Geschäfte des Real- und Personalcredits übernehmen. Der Advocat in Deutschland müsse wie in England die Stellung eines juristischen Beichtvaters einnehmen.

Bei freier Advocatur werde auch beim beginnenden Rechtsstreite rücksichtlich der Informationseinziehung und bei dem eigentlichen Geschäfte der Proceßführung eine zweckmäßigere Thätigkeit der Rechtsanwälte herbeigeführt, indem, wie in England, die ältern Advocaten durch die jüngern unterstützt, und der Winkeladvocatur dadurch am besten würde gesteuert werden. Die Vertheidigung in Criminalsachen, besonders in Schwurgerichtsfällen, welche jetzt oft in den Händen junger, noch ungeübter Juristen sich befände, werde durch Anwendung erfahrener Advocaten ihre richtige Stellung erhalten. Die Gesammtverhältnisse Preußens bestimmten das Bedürfniß der Zahl der Rechtsanwälte in ganz anderer Weise als früher. Die Centralstelle der Justizverwaltung wäre außer Stande, das örtliche Bedürfniß des Publikums rücksichtlich der Zahl der Advocaten zu bemessen. Der Maßstab fehle. Gneist sucht dies ausführlich nachzuweisen. Nur die Nachfrage könnte das Maß der Dinge bestimmen. Nur die Erfahrung in Ländern, wo die freie Advocatur gelte, sei zu Rathe zu ziehen. Hierauf folgen statistische Nachrichten aus verschiedenen Ländern, England, Frankreich, Baiern, Sachsen u. a.

Weiter sucht Gneist (Kap. 7) auszuführen, daß zu dem Bedürfnisse des rechtsuchenden Publikums die für die Zukunft ebenso bedeutungsvolle politische Rücksicht komme, nach welcher die Advocatur nichts Geringeres bedeute als eine Vorbedingung für alle Selbständigkeit des Gemeindelebens, des Selfgovernment, des constitutionellen Verfassungslebens im größten Maßstabe.

Der Privatmann erhalte durch stärker besetzte Advocatur eine rechtskundige Berathung, unabhängig von dem Kreise des Staatsbeamtenthums. Die Rechtsanwaltschaft werde sich dann auch dem öffentlichen Rechte zuwenden.

Gneist erklärt sich daher für unbeschränkte Zulassung zur Advocatur für jeden, der die dritte Prüfung bestanden hat. Er sucht dagegen zu erhebende Bedenken zu widerlegen; er fürchtet nicht die Rückkehr zu den alten Advocatenmisbräuchen, die vielmehr aus dem schriftlichen und geheimen Processe entstanden wären.

Dieselben irrigen Gründe, die man gegen die Gewerbefreiheit vorgebracht hätte, würden auch ohne Erfolg gegen die Freiheit der Advocatur geltend gemacht. Ebenso wenig fürchte er bei einer größern Anzahl von Advocaten, die unbeschäftigt und vom politischen Parteiwesen ergriffen wären, daß die Ruhe des Staates gefährdet werde. Ueberfüllung des Standes und ein Proletariat unter den Advocaten sei nicht zu besorgen.

Uebrigens spricht sich mit Recht Gneist gegen die Trennung der Advocatur von der Anwaltschaft aus und meint, daß wie bisher das Notariat bei der Advocatur beibehalten werden könne, da man daran gewöhnt sei.

Schließlich bespricht Gneist noch die verschiedenen Consequenzen, die gerade für Preußen, wo das Personal des gesammten Juristenstandes in einer verschobenen, unnatürlichen und

darum kraftlosen Stellung sich nach Ansicht Gneist's befinden soll, aus einer freien Rechtsanwaltschaft entstehen müssen, was weniger von allgemeinem Interesse ist. Wir vermissen in der Schrift die Hervorhebung der Unabhängigkeit der Rechtsanwaltschaft von den Behörden, in welcher von uns ein Haupthebel der ersprießlichen Wirksamkeit derselben erblickt wird.*)

Auch in Oesterreich, wo ein neues Leben erwacht ist, hat man sich mit der Reorganisation der Advocatur beschäftigt.

Eine der neuesten Schriften über diesen Gegenstand ist die von Dr. Heinrich Jaques in Wien: „Die freie Advocatur und ihre legislative Organisation" (Wien 1868), eine mit frischem jugendlichen Muthe, mit Geist und Sachkenntniß verfaßte Abhandlung, die jedoch in manchen Dingen zu weit geht, zu viel sanguinische Hoffnungen ausspricht, und die Erfahrung, die man in andern Ländern gemacht hat, oft zu wenig berücksichtigt.

Der Verfasser wirft die Frage auf: welche Stellung, welche legislative Organisation der Advocaten erheischt der Fortschritt, das Gedeihen, die Würde der Rechtspflege, mit andern Worten, welche Stellung derselben erheischt das Interesse der Rechtsuchenden, das materielle und das geistige Wohlsein der Gesammtheit?

Die Antwort darauf ist: der Rechtsanwalt muß völlig selbständig und unabhängig sein von den Gerichten, die er überwachen und deren Verfahren er der Prüfung und Kritik unterwerfen soll. Diese Unabhängigkeit wird nach Jaques' Ansicht besonders dadurch gefördert, daß für alle diejenigen, welche ihre theoretische und praktische Befähigung zur Ausübung des Advocatenberufs in legaler Weise beigebracht haben, eine völlig freie Concurrenz eintreten und sie zur Ausübung ihres Amtes lassen müsse. Er weist jede Beschränkung der Zahl, auch wenn sie von der Regierung nach erfordertem Gutachten von seiten der Advocatenkammer über das Bedürfniß ausgeht, zurück.

Hierin weichen wir von dem Verfasser der Schrift ab und bekennen ganz offenmüthig und schämen uns dessen nicht, daß wir unsere frühere Ansicht hierüber**) modificirt haben.

Robert Peel hat einmal bei Veränderung seiner politischen Ansicht gesagt, daß kein Mann, der es mit seinem Vaterlande treu und ehrlich meine, seine einmal gefaßten und ausgesprochenen Ansichten starr festhalten dürfe und könne. Er wenigstens werde sich nur stets nach den Bedürfnissen des Landes richten und nur den Maßstab an seine Meinungen anlegen, ob eine Veränderung derselben aus persönlichen, verwerflichen Motiven hervorginge, oder das Beste des Landes erstrebe. Ist man hiernach berechtigt, seine Politik zu ändern, so begeht man gewiß auch kein Unrecht, in legislativer Beziehung seine Ansicht zu läutern und zu modificiren.

---

*) Inzwischen ist (Ende 1869) der Entwurf einer Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für den Norddeutschen Bund erschienen. In den Vorbemerkungen ist gesagt: „Die Rechtsanwaltschaft, umfassend sowol die Advocatur als die Anwaltschaft, wird mit der Beschränkung freigegeben, daß sie von dem Nachweise des Studiums der Rechte und von der Ablegung einer Prüfung abhängig bleibt, vorbehaltlich der Entscheidung, ob in Anwaltsprocessen (d. i. in solchen, die in größern Rechtssachen vor den künftig einzurichtenden Landgerichten geführt werden) nur diejenigen Rechtsanwälte als Parteivertreter zuzulassen seien, welche bei dem Proceßgericht immatriculirt sind und am Sitze oder im Bezirke desselben wohnen." Nach dem norddeutschen Bundesgesetz betreffend die Errichtung eines Obersten Gerichtshofes für Handelssachen vom 12. Juni 1869, §. 10, sind dagegen zur Praxis bei dem letztern alle in einem Staate des Norddeutschen Bundes zur gerichtlichen Praxis fest zugelassenen Rechtsanwälte und Advocaten berechtigt.

**) Vgl. Archiv für civilrechtliche Praxis, XXXI, 474 fg.; Deutsche Gerichtszeitung, Jahrg. 1860, S. 191, 210; Jahrg. 1861, S. 17 fg.

Es können allerdings Zeiten eintreten, wo sich die Zahl der Mitglieder des Advocatenstandes in einem so unverhältnißmäßigen Grade vermehrt, daß dadurch Unheil für die Rechtsuchenden und die Rechtsanwälte selbst hervorgebracht wird. Warum soll einem solchen Uebelstande durch die Advocaten selbst nicht abgeholfen werden können? Die Würde des Advocatenstandes erheischt es, daß der Advocat aus Mangel an Arbeit nicht zu Geschäften greife, die seinem Berufe fern liegen, daß er nicht Processe künstlich schaffe, aus einer Mücke einen Elefanten mache, die Sachen breit trete und einmal angefangene Processe nicht ungebührlich ausdehne, und wol gar aus dem beendigten wieder einen neuen hervorrufe, nur um Geld zu verdienen und seine Existenz zu fristen. So stellt sich aber die Lage der Sache in Ländern heraus, wo die Zahl der Advocaten jedes Verhältniß überschritten hat, wie in Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Hamburg, Frankfurt a. M. u. a.

Jaques spricht noch de lege ferenda, wir Sachsen kennen die lex lata und ihre Folgen. Der Advocatenstand nimmt in Sachsen gegenwärtig nicht die Stufe ein, auf der er stehen sollte, er ist offenbar überfüllt, und es treten bei ihm alle schlimmen Erscheinungen zu großer Concurrenz ein.

Die Bestimmung in §. 5 der sächsischen Advocatenordnung vom 3. Juni 1869, wonach das Justizministerium unter Vernehmung des Gutachtens der Advocatenkammern die Zahl der jedes Jahr zu creirenden Advocaten nach dem Bedürfnisse des Verkehrs und Geschäftslebens zu bemessen hatte, war eine sehr heilsame und ersprießliche, und wir können es nicht billigen, daß sie durch die Bekanntmachung vom 18. Jan. 1868 bis auf weiteres aufgehoben worden ist.

Was Jaques S. 12 fg. seiner Schrift auszuführen versucht, um nachzuweisen, daß die Freigebung der Advocatur in seinem Sinne keine Ueberflutung des Standes, kein Proletariat unter den Mitgliedern, und infolge dessen keine Demoralisation des Standes zur Folge haben werde, hat uns von der Richtigkeit seiner Behauptung keineswegs überzeugen können. Die Erfahrung steht ihm nicht zur Seite.

England und Frankreich, wo allerdings die Zahl der Advocaten auch unbeschränkt und mithin groß ist, können für Deutschland nicht als Vorbild gelten.

In England und Frankreich, wie auch in Nordamerika, wird der Advocatenstand als ein Uebergangsposten zu den höchsten politischen Stellen im Staate, zum Unterhause, in das Haus der Lords, zu den höchsten Richterstellen, zum Gesetzgebenden Körper u. s. w. betrachtet. Reiche Privatleute lassen ihre Söhne nur der Ehre und des Ansehens wegen die Rechte studiren und in die Klasse der Advocaten aufnehmen.

Was Jaques S. 32 fg. zur Widerlegung meiner an verschiedenen Orten ausgesprochenen Ansichten über die Zustände Sachsens bezüglich der Advocaten vorbringt, ist nicht allenthalben richtig*), und muß ich denn doch das Gewicht für meine Behauptungen in Anspruch nehmen, daß ich als sächsischer Advocat, der die sorgfältigsten Beobachtungen in seinem Vaterlande darüber angestellt hat**), besser unterrichtet sein muß als ein Ausländer.

---

*) Ein hervorragender sächsischer praktischer Jurist, Hr. Generalstaatsanwalt Dr. Schwarze (vgl. die Zeitschrift Der Gerichtssaal, Jahrg. 20, S. 152), stimmt mit uns darin überein, daß Jaques über die Einrichtungen und Erfahrungen in Sachsen nicht völlig zutreffende Aeußerungen gethan.

**) Vgl. meine Aufsätze in Schletter's Jahrbüchern der deutschen Rechtswissenschaft (1857, II, 36); Archiv für civilistische Praxis (1862, XLV, 180 fg.) und Deutsche Gerichtszeitung (Jahrg. 1862, Nr. 9), sowie die in Wien erscheinende Gerichtshalle (Jahrg. 1863, VII, 531 fg.).

Wenn sich Jaques unter anderm darauf beruft, daß auf dem vierten Juristentage in Mainz von einem sächsischen Advocaten ausgesprochen worden sei, der Wunsch nach Freigebung der Advocatur in Sachsen sei im vollsten Umfange ein allgemeiner und daß von den zahlreich anwesenden sächsischen Juristen nicht die mindeste Einsprache dagegen erhoben worden sei, so weiß es jedermann, wie vorsichtig dergleichen Urtheile, in einer großen Versammlung ausgesprochen, aufgenommen werden müssen. Nur wenigen ist das Organ, der Muth und die Geschicklichkeit zutheil geworden, in größern Versammlungen das Wort zu ergreifen. Oft schweigt gerade der, dem die gediegensten, gründlichsten Kenntnisse beiwohnen, während andere, mit weniger tiefen Fonds, die aber eine gewisse Dreistigkeit, Redefertigkeit und Selbstvertrauen besitzen, eine Ansicht aussprechen, die von wenigen nur getheilt wird.

Ich protestire dagegen, wenn Jaques meine Behauptung als eine „leichtfertige“ (S. 34 seiner Schrift) bezeichnet hat; es ist mir schwer genug geworden, meine Ansicht, die sich allerdings in meinen jüngern Jahren mehr der Ansicht Jaques' zuwendete, zu modificiren und, durch die Erfahrung belehrt, zuzugestehen, daß ich zu weit gegangen war. Es muß gegen die Ueberzahl unserer Standesgenossen ein Correctiv geben, und dieses liegt darin, daß die Regierung in Verbindung mit dem von den Advocaten selbst gewählten Ausschusse, der Kammer, zu sagen berechtigt ist, bis hierher und nicht weiter. Das liegt ebenso im Interesse des Publikums als in dem der Rechtsanwälte selbst.

Im Princip kann man mit der Freigebung der Advocatur sich einverstanden erklären, solange sie gute Früchte trägt und nicht ausartet. Nur wenn sie kranke Verhältnisse herbeiführt, muß eine Medicin dagegen existiren. Insofern stehen Jaques und ich in unsern Anschauungen gar nicht so weit auseinander.

Im sogenannten cisleithanischen Oesterreich ist bekanntlich der Wunsch der jüngern Rechtsanwälte bezüglich der Freigabe der Advocatur in Erfüllung gegangen.*)

Die neue Advocatenordnung vom 6. Juli 1868, welche am 1. Jan. 1869 in Wirksamkeit getreten ist, hebt die zeither fixirte Zahl der Advocaten in Oesterreich in den im Reichsrathe vertretenen Ländern auf.

Zur Ausübung der Advocatur bedarf es künftig keiner behördlichen Ernennung mehr, sondern lediglich der Nachweisung der Erfüllung bestimmter Erfordernisse und der Eintragung in die Listen der Advocaten.

Diese Erfordernisse sind: a) das Heimatsrecht in einer Gemeinde; b) die Eigenberechtigung; c) die erfolgte Zurücklegung der juridisch-politischen Studien, sowie die nach Ablegung der vorgeschriebenen Prüfungen an einer Universität des Inlandes erlangte juridische Doctorwürde; d) die praktische Verwendung in der gesetzlichen Art und Dauer; e) die mit Erfolg zurückgelegte Advocatenprüfung. Zum Nachweise der praktischen Verwendung ist eine siebenjährige (Dienstzeit) Uebung nachzuweisen (ein Jahr bei einem Gerichtshofe, sechs Jahre bei einem Gerichte oder Advocaten, wovon drei wenigstens bei letzterm).

Sehr beachtenswerth sind übrigens in der angezogenen Jaques'schen Schrift, S. 3, 39—92 fg., dessen Bemerkungen über die Unabhängigkeit des Advocatenstandes als erstes Erforderniß einer gedeihlichen Rechtspflege. Sie ist so nothwendig wie die Unabhängigkeit des Richteramtes, um gegen administrative Willkür zu schützen. Der Rechtsanwalt hat die Aufgabe, die Behörden zu controliren, ihnen entgegenzutreten, wenn sie in ihrem

---

*) Die prager Advocatenkammer sprach sich im Jahre 1862 gegen die Freigebung der Advocatur aus. Sie äußerte dabei die Befürchtung, daß die Rechtsstreite vermehrt und ein gefährliches Proletariat unter den Rechtsanwälten werde geschaffen werden. Dagegen erfolgte im März 1862 in Wien in der Unterhaussitzung die Annahme des Princips der Freigebung der Advocatur.

Verfahren oder in ihren Entscheidungen vom Rechte abweichen, freimüthig ihre Schwächen und Fehler aufzudecken. Wie kann er dies mit Erfolg thun, wenn er nach der jetzt bestehenden Gesetzgebung von den Behörden gemaßregelt, in Untersuchung genommen und bestraft wird, nach Befinden von der Praxis suspendirt oder gar removirt werden kann?

Die Mitglieder dieser Behörden müßten nicht Menschen sein und deren Schwächen theilen, wenn sie nicht vorzugsweise gegen diejenigen Sachwalter eingenommen wären und besonders streng bei Beurtheilung derselben sich zeigten, welche durch ihre Wirksamkeit und eifrige Pflichterfüllung ihnen unbequem werden und Unannehmlichkeiten bereiten. Steht nun, wie in den meisten Staaten, ihnen vollends das Recht zu, die Liquidationen der Rechtsanwälte zu prüfen und zu moderiren, so liegt es bei der Unzulänglichkeit einer auch nur einigermaßen zweckmäßigen Taxordnung auf der Hand, daß der Willkür gegen einen misliebig gewordenen Advocaten Thor und Thür geöffnet ist. Wir könnten Beispiele anführen, die hinreichend darthun, daß die Behörden diese ihre Disciplinargewalt nicht selten misbrauchen und den Rechtsanwälten, deren Beruf, wie niemand verkennen kann, ein dornenvoller, nicht beneidenswerther ist, das Leben schwer machen und ihr Amt verleiden.

Ganz einverstanden sind wir daher auch mit Jaques, wenn er S. 62 fg. auszuführen sucht, daß jede Taxordnung, jede Beurtheilung geistiger Arbeit ungerecht und unzweckmäßig ist, und daß das einzig Richtige in freier Vereinbarung über das Honorar zwischen dem Sachwalter und Clienten zu suchen ist. Nur wenn darüber Streit entsteht, mag subsidiär allenfalls eine Taxordnung errichtet werden, die aber von Fachgenossen, nicht von den Richtern, die gar nicht die richtigen Sachverständigen dafür sind, zu handhaben ist.

Mit der Frage der Umgestaltung der Advocatur beschäftigt sich die Schrift des Dr. Alexander Brix: „Organisation der Advocatur“ (Wien 1868).*) Dieses interessante und lehrreiche Buch unterrichtet uns von dem Zustande und der legislativen Einrichtung der Advocatur in Preußen, Oesterreich, Sachsen, Oldenburg, Braunschweig, Baden, Würtemberg, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz, Schweiz, Frankreich und England.

Nach einer Einleitung, in welcher unter anderm auch eine kurze Kritik der neuen österreichischen Advocatenordnung gegeben wird, liefert der Verfasser eine Geschichte der Advocatur in Preußen und theilt die über die Justizcommissarien (wie die dortigen Rechtsanwälte früher hießen) gegebenen gesetzlichen Bestimmungen sowie die Gesetze über den Ehrenrath, die Prüfung und das Regulativ über die Prüfung der Auscultatoren und Referendarien ausführlich mit.

Ebenso verfährt Dr. Brix rücksichtlich Oesterreichs und verbreitet sich auch über die Advocatur in Ungarn.

Weiter werden die Advocatenordnungen von Oesterreich vom 6. Juli 1868, von Sachsen vom 3. Juni 1859, von Oldenburg vom 18. Juni 1858, von Braunschweig vom 19. März 1850, von Baden vom 22. Sept. 1864, von Luzern vom 27. Oct. 1852 und von Aargau vom 10. Dec. 1833 in ihrem ganzen Umfange wörtlich mitgetheilt, und die auf den Advocatenstand bezüglichen, zerstreuten gesetzlichen Bestimmungen in Preußen, Würtemberg, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz, Zürich, Genf, übersichtlich zusammengestellt.

Endlich ist die Gesetzgebung bezüglich der Advocatur in England und Frankreich mit großer Vollständigkeit und Ausführlichkeit dargestellt. Auch über die Prüfung und Zulässigkeit zur Advocatur in den verschiedenen Ländern gibt die Schrift die umfassendste

*) Vgl. die Schrift von Dr. Ignaz Posko: Zur Organisation der Advocatur (Wien 1868); Separatabdruck aus der Gerichtshalle.

Auskunft, sodaß sie ein ziemlich vollständiges Bild des Advocatenwesens in den civilisirtesten Ländern Europas entrollt.

Wir vermissen nur z. B. das Großherzogthum Hessen, Belgien, Weimar, Koburg. Mit Recht spricht sich übrigens Dr. Brix gegen das Taxwesen als ein Unwesen aus.

Von großer Bedeutung ist das Gutachten des obersten Gerichtshofes in Oesterreich über die künftige Stellung der Advocatur, das der Advocatenordnung vom 6. Juli 1868, vorausging. Es ist S. 51 fg. der Brix'schen Schrift wörtlich mitgetheilt. Es gewinnt an Werth dadurch, daß demselben die Vota sämmtlicher Appellationsgerichte und Advocatencollegien zu Grunde gelegt sind. Mit Ausnahme des tiroler Appellationsgerichts und Advocatencollegiums hatten alle für Aufhebung der geschlossenen Zahl der Advocaten gestimmt. Das Gutachten sprach sich auch für möglichste Unabhängigkeit der Advocaten von richterlicher Disciplinargewalt aus, und war der Ansicht, dem Disciplinarrathe die Competenz für alle Disciplinarvergehen einzuräumen und den Gerichten nur die Polizei bei den Gerichtsverhandlungen zu überlassen. In der neuen Advocatenordnung ist in §. 33 ausdrücklich verordnet, daß der Advocatenstand von den Gerichten unabhängig sei.

Die Disciplinargewalt soll durch Organe des Advocatenstandes ausgeübt werden. Ein besonderes Gesetz wird das Verfahren hierbei, die Art und das Maß der Strafe, der Berufungsinstanz und der Rechtsmittel regeln. Bis zur Erlassung dieses Gesetzes können Ordnungs- und Disciplinarstrafen nur vom obersten Gerichtshofe verhangen werden.

Wir wenden jetzt unsern Blick auf das Königreich Baiern. Bei dem am 6. Dec. 1868 in Nürnberg abgehaltenen neunten Anwaltstage kam die Frage wegen Freigebung der Anwaltschaft zur Berathung.*) Das Gutachten des Anwaltstages war nicht einstimmig. Durch Majoritätsbeschluß wurden dem Anwaltstage folgende drei Resolutionen unterbreitet: 1) die Freigabe der Advocatur und Anwaltschaft ist durch ein praktisches Bedürfniß der Rechtsuchenden nicht geboten; 2) die Rechtsuchenden haben ein höheres Interesse an dem Zustandekommen eines auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gebauten Processes, als an der Freigebung der Advocatur und Anwaltschaft. Die Neuorganisation des Anwaltstandes kann darum nur im Einklange mit dem neuen Civilprocesse ihre gesetzliche Regelung finden; 3) die Freigebung der Advocatur und Anwaltschaft aus theoretischen und politischen Gründen ist jedenfalls von folgenden Voraussetzungen abhängig zu machen: a) Organisation des Standes auf Grund der Autonomie; b) Nichteinführung der Localisirung; c) Beseitigung tarifirter Anwaltsgebühren; d) gesetzliche Feststellung der wissenschaftlichen und moralischen Vorbedingung der Ausübung der Anwaltspraxis. Dagegen war von den in der Minorität gebliebenen Mitgliedern des Anwaltsrathes, Hänle aus Ansbach, Mark und Nidermauer aus Nürnberg, ein Gegenantrag dahin gestellt worden. Bei der Organisation des Anwaltsstandes ist das System der Freigabe zu Grunde zu legen und anzustreben, aber es soll dasselbe jedenfalls von folgenden Voraussetzungen abhängig gemacht werden. (Die Voraussetzungen sind mit denen des Majoritätsvotums gleichlautend.) Berathung und Abstimmung ergab für den ersten Theil des Minoritätsvotums: „Bei der Organisation der Anwaltschaft ist das System der Freigabe zu Grunde zu legen und anzustreben", nur eine Minorität von 24 Stimmen.

Die Regierung ist der Freigabe der Advocatur abhold. Obwol in Baiern ein neues Proceßgesetz seit dem 1. Juli 1869 existirt, hat man eine neue Advocatenordnung noch nicht in das Leben treten lassen. Das Proceßgesetz geht von einer Localisation der

*) Vgl. die Schrift von Franz von Seybold: Der Nürnberger Allgemeine Anwaltsverein und der Ruf um Freigebung der Advocatur (München 1861).

Advocatur aus. Auch geht man damit um, Advocaten zweiter Klasse zu schaffen, welche lediglich für die Landgerichte arbeiten dürfen.*)

Die Frage wegen Reorganisation der Advocatur, insbesondere Freigebung derselben, ist bekanntlich auch auf dem siebenten Juristentage in Hamburg, auf Anregung des Dr. Jaques in Wien, Gegenstand von Discussionen und Erörterungen gewesen.

Der Antrag desselben ging dahin: „Freie Concurrenz unter allen zur Parteivertretung Befähigten. Unabhängigkeit der Advocatur von den Verwaltungsbehörden und den Gerichten, in dem Sinne, daß jedes Erinnerungsrecht der erstern, sowie jedes Ueberwachungs- und Expensenbestimmungsrecht der letztern (mit Ausnahme der Sitzungspolizei) wegfalle. Ueberwachung der Advocatur, ausschließlich durch die Oeffentlichkeit und durch die von Advocaten selbst auszuübende Disciplinargewalt. Gleichheit der Vorbedingungen für das Richteramt und den Advocatenstand."

Justizrath Dorn in Berlin hatte in Abwesenheit des Antragstellers das Referat übernommen und formulirte die Anträge, die, nachdem sie in der Abtheilung discutirt und modificirt worden waren, in folgender Form vom Plenum angenommen wurden: 1) zur Ausübung der Advocatur ist jeder geprüfte Rechtsverständige, sobald derselbe die gesetzlich vorgeschriebene Vorbereitungspraxis zurückgelegt hat, berechtigt. Die Dauer der Vorbereitungspraxis ist nur nach dem unabweislichen Erforderniß mit Ausschluß jeder andern Rücksicht zu bemessen; 2) alle Unterscheidungen verschiedener Erfordernisse rücksichtlich der Befugniß zur Parteivertretung vor Einzel-, Collegial- und vor Obergerichten, sowie alle Beschränkungen der Freizügigkeit entbehren der Begründung; 3) die Ueberwachung der Advocatur wird durch die Advocatenkammern ausgeübt, vorbehältlich näherer Bestimmungen.

Ein weiterer, vom Justizrath Dorn formulirter Antrag, der dahin lautete: „Bezüglich des Honorars steht es den Parteien frei, eine Vereinigung zu treffen. Ist keine Vereinigung getroffen, so hat eine Taxordnung zu gelten, deren Feststellung und periodische Revision im Gesetzgebungswege zu erfolgen hat", wurde bis zur nächsten Generalversammlung ausgesetzt. Auf dieser, die im Jahre 1869 in Heidelberg stattfand, wurde beschlossen, diese Anträge fallen zu lassen.**)

Im Königreich Sachsen, in welchem seither die Zahl der Sachwalter beschränkt war, indem daselbst nur jährlich eine gewisse Zahl immatriculirt wurde, hatten sich kurz vor der oberwähnten Generalversammlung im Jahre 1848 in Dresden die Rechtsanwälte in einem dem Justizministerium überreichten Entwurfe zu einer Advocatenordnung (Tit. II, §§. 4—10) für Freiheit der Advocatur in dem Sinne erklärt, daß, wer seine Universitätsstudien beendigt, eine dreijährige Uebungszeit und das zweite Examen glücklich überstanden, in die Reihe der Sachwalter ohne Beschränkung solle eintreten können.

In einer im Juni 1857 abgehaltenen Generalversammlung des Allgemeinen Sächsischen Advocatenvereins kam jedoch die Ueberfüllung des sächsischen Advocatenstandes zur Sprache, und es wurde in einem Berichte der Versammlung anheimgestellt, beim Justizministerium zu beantragen, eine weiter gehende Beschränkung der jährlichen Normalzahl der zu creirenden Sachwalter eintreten zu lassen, oder auf Zeit die Ernennung neuer Sachwalter gänzlich zu sistiren. Die Generalversammlung entschied sich dafür, bei der Staatsregierung sich dahin zu verwenden, daß die gesetzliche Normalzahl von 18 jährlichen Immatriculationen eine längere Reihe von Jahren hindurch möchte aufrecht erhalten, nach Befinden noch weiter herabgesetzt, jedenfalls aber die Zahl 18 als Maximalzahl möchte betrachtet werden.

---

*) Ganz neuerdings ist in Baiern eine neue Advocatenordnung erschienen, nach welcher die Advocatur an dem Bezirks-, Handels- und Appellationsgericht nicht freigegeben ist. Für solche Ernennung ist an dem Rechte der Krone festgehalten worden, die übrige Advocatur ist freigegeben.

**) Verhandlung des achten Deutschen Juristentags, II, 122. 123.

Am 3. Juni 1859 wurde endlich, wie oben schon angedeutet wurde, in Sachsen eine neue Advocatenordnung erlassen. Nach §. 5 dieses Gesetzes hatte das Justizministerium die Zahl der Rechtsanwälte nach Einholung des Gutachtens der Advocatenordnung nach dem Bedürfnisse des Verkehrs und Geschäftslebens zu bemessen. Das ist unsers Erachtens die allein richtige, zweckmäßigste Maßregel, welche die Advocaten und das rechtsuchende Publikum befriedigt. Zu bedauern ist daher, daß auf Grund ständischer Ermächtigung das Justizministerium mittels Bekanntmachung vom 18. Jan. 1868 bis auf weitere Bestimmung jenen Paragraphen der Advocatenordnung aufgehoben und angeordnet hat, daß diejenigen, welche die Prüfung für die juristische Praxis mit Erfolg bestanden haben, dafern seit derselben drei Jahre verflossen sind, zu Advocaten ernannt werden sollen.

Diese Verordnung, und daß schon früher jährlich viel mehr Advocaten ernannt wurden, als das Bedürfniß erheischte, haben zu Wege gebracht, daß das Königreich Sachsen in wahrhaft Besorgniß erregender Weise mit Advocaten überschwemmt ist. Ein Drittel derselben würde vollkommen genügen, um diejenigen Geschäfte zu bewältigen, welche rein advocatorisch sind. Mit Recht ist daher in der im Jahre 1869 tagenden Ständeversammlung von einem Standesmitgliede über diesen Nothstand geklagt und die Regierung aufgefordert worden, die Quellen desselben durch Sistirung neuer Ernennungen zu verschließen.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß nach der neuen Anwaltsordnung für die Herzogthümer Koburg und Gotha vom 2. Juni 1862 die Zulassung zur Advocatur an keine bestimmte Anzahl von Anwälten gebunden ist. Die Ernennung geschieht durch den Landesfürsten. Die Anwaltskammer ist vorher mit ihrem Gutachten zu hören. Für die Zulassung als Rechtsanwalt gelten dieselben Vorbedingungen, welche zur Erlangung des Richteramtes gesetzlich vorgeschrieben sind. Nach seiner Zulassung kann der Anwalt seinen Wohnsitz nach seinem Ermessen wählen.

Russisches Unterrichtswesen.

Von Dr. Nikolaus von Gerbel.

Eine bildungsunfähige Nation wird sich nie sonderlich entwickeln. Daher gewährt nichts ein so sicheres Kriterium für die dauernde, welthistorische Mission eines Volkes, als der regelmäßige Fortschritt, welchen es in der Bildung zurücklegt. Aus der Art, wie die Culturmittel, sobald sie zugänglich geworden, aufgenommen sind, erkennt man gleich, ob ein Volk einzig durch physische, brutale Gewalt eine vorübergehende Rolle in der Weltgeschichte zu spielen berufen ist, oder ob es vielmehr durch die Macht der Intelligenz einen dauernden Einfluß auf die Geschichte der Menschheit zu erwerben vermag. Dies rechtfertigt die Beleuchtung des Unterrichtswesens selbst in solchen Ländern, wo es leider nur ein klägliches Gemälde gewährt.

Der Nationalrusse gehört zu den begabtesten Nationen und erscheint darum auch keineswegs bildungsunfähig. In allen Schulen, wo man nationalrussische Kinder unter andern unterrichtet, zeichnen sie sich durch leichte Auffassungsgabe, gutes Gedächtniß, schlagfertige Antworten, mit Einem Wort durch alles dasjenige aus, was man als einen „offenen Kopf" bewundert; sie übertreffen gewöhnlich ihre Mitschüler durch rasches Aneignen des zu Erlernenden. Freilich bewahrt das nicht vor dem ebenso eilfertigen Vergessen. Nehmen wir auch russische Schauspieler, welche französische Stücke einstudiren, so leisten sie nach einigen wenigen Proben gewiß mehr als die Franzosen nach einem

ganzen Dutzend von Repetitionen; während der Franzose jedoch nach immer mehr gehäuften Repetitionen sich vervollkommnet, verschlechtert dagegen der Russe sich sofort, wenn die Zahl der Proben ein gewisses Maß übersteigt und ihm die Sache langweilig wird. Ganz so geht es auch mit den Schulfächern. Man kann durch praktische Methoden das Erlernen nothwendiger Kenntnisse erleichtern, aber es wird darum immer nicht amusanter. Der Russe möchte gern alles Mögliche lernen, was ihm in den Weg kommt, was momentan seine Aufmerksamkeit fesselt, aber er möchte das nur so im Fluge thun, und in einer Weise, die ihn zugleich amusirt. Es ist das ein weiblicher Zug in seinem Gesammtwesen, derselbe Zug, welcher einer vollständigen Emancipation der Frauen am meisten entgegentritt, denn er verträgt sich nicht mit dem zu einer gediegenen gründlichen Bildung erforderlichen methodischen Ernste. „Zur Geometrie gibt es auch für Könige keinen bequemen Weg", sagte Euklides, als er einen Königssohn unterrichten und es ihm dabei möglichst leicht machen sollte. So ist bei den Russen eine unüberwindliche Abneigung vor dem „Trockenen", und „trocken" erscheint ihm so ziemlich alles, was er gerade zu erlernen hat. Vom obligatorischen Fachgegenstande schweift er beständig zu Nebendingen, von der Geschichte zur Anekdote.

Dieser Charakterzug würde an sich manche Ausnahmen gestatten, namentlich wenn scharfe Aufsicht und gute Propädeutik zu Hülfe kämen. Leider stehen ihm andere Nationaleigenthümlichkeiten zur Seite, welche jede wohlthätige Einwirkung meist paralysiren. So hat der Russe eine seltsame Neigung zum Formalismus, die nicht zur Pedanterie, sondern zur Caricatur führt. Es liegt hierbei nicht die Verwechselung von Wichtigem und Unwichtigem, sondern die von Sein und Schein zu Grunde. Weil das Wissen großer Privilegien sich erfreut, so studirt und lernt der Russe ausschließlich auf das Examen und auf die Rangklasse, welche dadurch erworben wird. Selten hat er einen Begriff davon, wie das Wissen ein Ding ist, dessen er zur Ausübung seines Berufs bedarf. Es stehen ja alle dienstlichen Functionen in bestimmten Rangklassen, und so sucht man die Anstellung nur auf Grundlage der zustehenden Rangklasse des Tschin zu erlangen, ohne Rücksicht, ob das erbetene Amt in einem Verhältniß steht zu dem Studium, welches man absolvirt. So hält der Russe sich mit der größten Naivetät als zu allen Aemtern befähigt, welche gerade vacant sind und der eingenommenen Rangklasse entsprechen. Oberlehrer der russischen Sprache sind Präsidenten von Domänenhöfen geworden, Militärs Inspectoren und Directoren von Gymnasien, denn die Rangklasse entscheidet.

Weil die Rangklasse aber so in das Leben einschneidet und als Endzweck alles Studirens und Lernens erscheint, ohne daß das Materielle der erworbenen Kenntnisse in Frage tritt, so möchte der Russe gern eben alles klassificiren. Wenn es möglich wäre, die ganze Menschheit dergestalt in Nummern einzutheilen, daß man aus der bloßen Ziffer allein die Höhe der zukommenden Ehrerbietung bestimmen könnte, dann wäre das Ideal des Moskowiters erreicht. Sehr nahe kam man darin unter Nikolaus I., unter welchem ohne Rangklasse dem anständigen Menschen der Henkel fehlte, woran ihn die Gesellschaft anzufassen hatte. Die gegenwärtige Regierung kennt allerdings einige Functionen, die nicht als in bestimmten Rangklassen des Tschin stehend angesehen werden und doch geachtet sind — aber auf andere Weise bricht der Formalismus immer wieder durch. So wird denn auch das Wissen wie ein Gebiet betrachtet, in welchem man durch willkürliche Striche Reviere abtheilt: wie der Corporal die Kaserne, die Patrouille ihren Bezirk nicht verläßt, soll auch weder der Lehrer oder Docent, noch der Schüler oder Student über die Grenzen des angewiesenen Reviers hinausgehen. Außer der Universität Dorpat (wo die Wissenschaften in deutscher Weise betrieben werden) sind die russischen Universitäten demgemäß nur eigentliche Schulen ohne Freiheit des Studiums. Der ganze Kreis der auszulernenden und abzuhörenden Fächer wird in jährliche Curse abgetheilt, und man

unterscheidet darum auch Studenten des ersten, des zweiten und anderer Curse. Am Ende des jährlichen Cursus besteht der Student eine Prüfung und wird infolge derselben zum folgenden Cursus in derselben Weise befördert, wie ein gewöhnlicher Schulknabe in eine höhere Lehrklasse versetzt wird.

Hiermit hat sich der Scharfsinn der russischen Bureaukratie noch nicht zu begnügen vermocht. In andern Ländern ist die Oberleitung der Bildungsanstalten in den Händen des Cultus- oder Unterrichtsministers concentrirt. In Rußland fällt die Oberaufsicht in Cultusangelegenheiten ohnehin nicht mit dem Unterrichtsministerium zusammen. Die religiösen Angelegenheiten der griechisch-russischen Kirche stehen unter der Heiligen Synode, die der übrigen Confessionen aber unter dem Ministerium des Innern, welches zugleich als oberste Reichspolizeibehörde erscheint. Trotzdem führt das Unterrichtsministerium nur über einen Theil der Bildungsanstalten die Aufsicht. Man schematisirte so lange, bis man eine Menge Anstalten ganz andern Ressorts überweisen zu müssen glaubte: man that das zuweilen aus Rücksicht auf die Bestimmung der Zöglinge, zuweilen aus Rücksicht auf besondere Eigenschaften des Stifters. So gibt es in Petersburg eine medico-chirurgische Akademie, deren Zöglinge vorwiegend als Militärärzte fungiren sollen. Man hat nunmehr Militärärzte von der medico-chirurgischen Akademie und Militärärzte von verschiedenen Landesuniversitäten: die Studien der letztern werden vom Unterrichtsminister überwacht und geregelt, die der erstern aber vom Kriegsministerium. Ebenso werden auch die Professoren für die eine Sorte Mediciner vom Unterrichtsminister angestellt, für die andere vom Kriegsminister. Jurisprudenz kann man auf allen Universitäten Rußlands studiren, aber man erlernt sie auch nach Analogie des Gymnasialunterrichts in der Rechtsschule in Petersburg. Die Unterrichtsgegenstände der petersburger Rechtsschule stehen im Gegensatze zu den Universitäten unter dem Justizminister. In dieser Weise stellt es sich nach den Angaben des Jahres 1866 heraus, daß von den vom Unterrichtsminister unabhängigen Anstalten verbraucht ward:

Für Schulanstalten im kaukasischen Gebiet	55123	Rubel	28	Kopeken
„ Pensionäre und Pensionärinnen im Ressort des Ministeriums des kaiserlichen Hauses	199352	„	—	„
in den Schulen des Kriegsministeriums	4,354966	„	70	„
in den Schulen des Marineministeriums	380525	„	—	„
in den Schulen des Ministeriums der Reichsdomänen . .	708691	„	15	„
in der vom Justizministerium abhängigen Rechtsschule circa	190000	„	—	„
in den Schulen des Finanzministeriums	302215	„	80	„
in den Lehranstalten des Ministeriums des Innern . . .	77856	„	—	„
in den Lehranstalten der Oberverwaltung der Wege- und Wassercommunication	118251	„	—	„

Das macht für Lehranstalten außer dem Ressort des Unterrichtsministeriums einen Aufwand von circa 6,386980 Rubeln 93 Kopeken, während das Unterrichtsministerium selbst in derselben Zeit 5,327455 Rubel 66 Kopeken für die ihm zugewiesenen Anstalten verausgabte. Man hatte von 1865 auf 1866 somit 11,714435 Rubel 59 Kopeken für Unterrichtszwecke ausgegeben, aber die überwiegende Mehrzahl davon stand unter einer recht buntscheckigen Controle, ohne Betheiligung des Unterrichtsministers.

Dagegen belastete man das Unterrichtsministerium mit einer andern Commission, mit der Censur. Wenn man bedenkt, daß das russische Unterrichtsministerium officiell den gewiß vielsagenden Titel führt: „Ministerium der Volksaufklärung", so paßt die Administration der Censur schlecht genug dazu. Dazu trat, daß die Censoren für dasjenige, was sie aus dem Reiche des Wissens und der Literatur austilgten, meist einen größern Gehalt bekamen (circa 3—5000 Thlr. jährlich), als die bestbesoldeten Professoren (von welchen keiner über 3000 Rubel erhält) für ihre Mühen und Forschungen. So fand sich jedermann

leicht versucht, denen beizustimmen, welche ironisch das Wort „Volksaufklärung" in das Gegentheil travestirten. Die unvermeidliche Ironie nahm dermaßen überhand, daß das Unterrichtsministerium im Jahre 1864 ernstlich gegen Fortführung der Censur remonstrirte. Es sei selbst zu sehr mit den Fortschritten der Wissenschaften verbunden, ward geäußert, als daß es stets für das Ausstreichen des Producirten unparteiisch zu sorgen vermag; besser wäre es, die Censur dem Ministerium des Innern als der Reichspolizeibehörde zu übertragen. Nach dem neuen Reglement von 6. (18.) April 1865 gelangte die Administration der Censur definitiv an das Ministerium des Innern. Nur darf die Censur nicht mehr in alles mit ihrer polizeilichen Streichmanier dreinfahren. Bücher von mehr als 20 Bogen sind von der Präventivcensur befreit, und in den beiden Hauptstädten auch die Zeitungen, sobald sie eine Caution einlegen, und sich den Verwarnungen und Preßprocessen aussetzen wollen. Wie aber russischer Schematismus in nichts eine übersichtliche Ordnung zuläßt, sondern so lange klassificirt, bis alles recht confus wird, so ist die Censur religiöser Schriften und bildlicher Darstellungen in russischer Sprache eigens der russischen geistlichen Oberbehörde (der Synode) überwiesen. Beispiele der größten Verwirrung zeigten sich, sobald in censurfreien Büchern einzelne biblische Stellen vorkamen: welcher Theil des Reglements trat dann eigentlich in Geltung?

Die kaiserliche öffentliche Bibliothek gehörte von 1849—63 zum Ministerium des kaiserlichen Hofes, und ward erst dann unter Aufsicht des Unterrichtsministers gestellt. Letzteres Arrangement war völlig gerechtfertigt, und obendrein gab es dem Substituten des Unterrichtsministers einen speciellen Wirkungskreis. Für sehr viel Geld stellt man den Ministern in Rußland Substituten an die Seite (der Kriegsminister hatte sich solchen allerdings verbeten), ohne daß sie etwas zu thun haben: sie vertreten den Minister, wenn er krank oder verreist ist. Durch specielle Uebertragung der Bibliothek erhielt der Substitut des Unterrichtsministers eine angemessene Sphäre besonderer Thätigkeit, und die Bibliothek in dem Geheimrath Delianow (einem Armenier) einen Chef, vor welchem man alle Achtung haben darf. Es gibt nicht viele Würdenträger in Rußland von dem Fleiße und wohlwollenden Eifer dieses Gehülfen des Unterrichtsministers. Nur wird diese kaiserliche öffentliche Bibliothek in Petersburg nach höchst antiquirten Bestimmungen verwaltet; ihre Mittel sind bescheiden und ihre Benutzung mit manchen Umständlichkeiten verknüpft, von welchen man in Deutschland sich keine Vorstellung macht. Erst hatte die Bibliothek 17627 Rubel jährlich zur Disposition zur Anschaffung von Büchern und Manuscripten, um 1860 gegen 35625 Rubel, 1866 circa 45227 Rubel (1870 erhöhte man ihren Gesammtetat auf 75000 Rubel). Doch werden ihr gratis von hohen und höchsten Herrschaften Bücher und Manuscripte gespendet, sodaß sie 960000 Bände, 33000 Manuscripte und 75000 Kupferstiche zählt. Dieser zufälligen Freigebigkeit entsprechend ist manches Fach übertrieben vollständig, manches übertrieben mangelhaft vertreten.

Schon hieraus ist ersichtlich, wie sprunghaft, inconsequent und karg im allgemeinen mit dem Bildungswesen in Rußland verfahren wird. Peter der Große unterschätzte keineswegs die Macht der Bildung, er zog gebildete Ausländer ins Land und schickte talentvolle Männer auf Reisen zu weiterer Vervollkommnung. Nur wollte er ebenso, wie jeder Russe, die Resultate seines Schaffens gleich fertig vor sich sehen, von heute auf morgen. Er gründete daher eine Akademie der Wissenschaften, füllte sie mit diversen ausländischen Kräften, von denen manche sich im Reiche des Wissens ausgezeichnet hatte, gab ihnen Titel und hohe Rangklassen, und damit war alles gethan. Er baute das Haus von oben und meinte, das Fundament werde sich schon finden. Dann auch war Peter keineswegs von demjenigen russischen Zuge frei, welcher den äußern Glanz dem reellen Gehalte vorzieht. Eine Akademie fällt dem Auslande mehr auf als Tausende von Volksschulen,

trotzdem bleibt ein Land, wo nur eine verschwindende Minderheit lesen und schreiben kann, dennoch stets im Stande der Roheit, und wenn man dort noch so viele Akademien und Universitäten etablirt. Die 1755 gegründete Universität Moskau gibt daher auch keine Handhabe zur Beurtheilung der russischen Volksbildung nach ihrem allgemeinen Niveau.

Alexander I. ging allerdings weiter als Peter der Große. Er begnügte sich nicht mit der decorativen und glänzenden Krönung des Gebäudes: er sorgte auch für Fabrikation des Daches und für die oberste Etage. Die untern Etagen durften einmal später nachfolgen. Er schuf das „Ministerium der Volksaufklärung", stellte die Universität Dorpat wieder her, und zwar in deutschem Stile, und schuf eine Menge neuer Universitäten, welche allerdings einen von der dorpater durchaus abweichenden Charakter annahmen. Zugleich befahl er, in jeder Gouvernementsstadt ein Gymnasium zu errichten, und theilte das Land in zehn Lehrbezirke: Petersburg, Dorpat, Wilna, Kiew, Moskau, Odessa, Charkow, Kasan, West- und Ostsibirien. Später kamen Polen und Finland hinzu, welche eine separate Entwickelung durchmachten. Von den sogenannten zehn Bezirken haben Ost- und Westsibirien bei ihrer Menschenleere nie eine Universität gehabt, der von Odessa hat erst kürzlich (1865) eine Universität erhalten durch Reorganisation des sogenannten Lyceums des Herzogs von Richelieu, welches Woronzow zum Andenken an den bekannten Generalgouverneur von Südrußland gestiftet hatte. Außerdem besitzen noch die Städte Jaroslaw und Njeshin im Ressort des Unterrichtsministers stehende besondere Lyceen. Die Universität Wilna endlich fiel dem bildungsfeindlichen Streben Nikolaus' I. zum Opfer. Bis 1835 residirten sämmtliche Curatoren der acht Bezirke des europäischen Rußland in Petersburg und bildeten unter dem Vorsitz des Unterrichtsministers ein „oberstes Schulcomité", welches seine Berichte dem Kaiser direct zu unterlegen hatte. Nikolaus I. schuf ein besonderes Oberschulcomité, indem er die Curatoren zur Residenz in ihren Bezirken verpflichtete, ohne jedoch ihre persönliche Machtvollkommenheit zu vermehren. Oberschulcomité und Curatoren störten einander gegenseitig nach Kräften, und da Nikolaus ausgediente Haudegen an die Spitze der Bezirke stellte und die Vorschläge des Oberschulcomité erst an das Ministerconseil verwies, so war die gewünschte Neutralisirung der Volksbildung vollständig verwirklicht. Diese Methode ward recht kostspielig, denn die endlosen Schreibereien bedingten für den Unterrichtsminister eine Kanzlei von 101 Beamten, und je mehr geschrieben ward, um so ärger gestaltete sich die Confusion. Um 1863 gab man im neuen Statut den Curatoren mehr Freiheit und reducirte die Kanzlei des Unterrichtsministers auf 28 Personen. Das Register des Archivs allein hatte sich seit 1802 bis 1860 auf 130000 Nummern belaufen: man fing die Schreibereien seit 1864 an zu prüfen und warf drei Viertel des Vorraths als irrelevant über Bord.

Offenbar hat die Regierung für die Universitäten sich noch am meisten interessirt. Das beweist vor allem folgende kleine Tabelle über alle, für die höhern, mittlern und Elementarlehranstalten in den Jahren 1864, 1865, 1866, 1869 ausgeworfenen Summen:

	1864. Rubel	1865. Rubel	1866. Rubel	1869. Rubel
Universitäten und Lyceen	1,352500	1,544900	1,846626	2,211925
Gymnasien	2,401935	3,350814	2,366000	3,785000
Elementar- und Kreisschulen. . .	1,293798	1,424122	1,583173	2,351920
Dazu kämen vergleichsweise:				
Kosten der Centralverwaltung . .	161158	160095	151861	190379
Verwaltung der Lehrbezirke . . .	229491	228036	295180	392400

In einem Lande, wo das Lesen und Schreiben so daniederliegt, daß kaum der zweihundertfünfundvierzigste Mensch dieser Bildungselemente kundig ist, und wo alles auf Initiative der Regierung ankommt, erscheinen im Verhältniß zum Elementarunterricht die für

Universitäten und Lyceen ausgesetzten Summen demnach recht hoch. Auch ist der Universitätsunterricht mit großem Privilegium ausgestattet: das kleinste Examen nach absolvirtem Studium gibt den Titel „graduirter Student" und damit das Anrecht auf die zwölfte Rangklasse des Tschin (im Range eines Unterlieutenants) bei Eintritt in die Armee oder in den Civilstaatsdienst. Der Grad der Candidaten, des Magisters, des Doctors erhöht die bei der Anstellung zu berücksichtigenden Ansprüche, und der ordentliche Professor der Universität beginnt folgerichtig seine Carrière mit der zwölften Rangklasse, mit dem Range eines Hofraths. Nur die petersburger Rechtsschule hat noch Privilegien, an welche der beste Student nicht denken darf: denn die Zöglinge der Rechtsschule machen ihren Cursus auf der Lebensstufe des Gymnasiastenalters durch und erhalten das Anrecht auf Rangklassen, die überaus hoch sind, und im 30. Lebensjahre die Carrière eines Wirklichen Staatsraths oder einer Excellenz in Aussicht stellen. Daher dürfen auch nur Söhne von Excellenzen (nebst einigen besonders privilegirten Familien) in die Rechtsschule aufgenommen werden, und die zwanzigjährigen, kindlich unerfahrenen Untersuchungsrichter, die von dort hervorgehen, gereichen nicht wenig zum Schrecken der übrigen Menschheit.

Im Geiste des ganzen russischen Régime verlangt man auch von den Universitäten und höhern Lehranstalten nur Außerordentliches. Wer das Programm einer Facultät, einen vorschriftsmäßigen Studiencursus betrachtet, erstaunt mit Recht über die enormen und vielseitigen Leistungen, welche den Zöglingen und Studenten zugemuthet werden. Jedes Fachcollegium, welches auch nur von weitem einmal einem Studenten in irgendeiner Richtung wünschenswerth erscheinen könnte, muß gehört werden und wird theilweise zur Gradual- und Candidatenprüfung verlangt. Selbst die Universität Dorpat, die einzige wirklich productive in Rußland, konnte sich von dieser Ueberhäufung nicht frei erhalten: 1860 mußte der Studirende der Jurisprudenz ungefähr 48 Fächer binnen 4 Jahren sich angeeignet haben. Diese erfinderische Haarspalterei brachte eine grandiose Ungründlichkeit hervor, bei welcher man im besten Falle vieles oder vielerlei, aber nicht viel gelernt hatte. Beim Magister- und Doctorexamen ward die Prüfung in den zahlreichen Fächern im einzelnen stufenweise verschärft. Die Folge war, daß nach officiellen Ueberschlägen anerkannt ward, wie man 1860 die geringeren Grade mit Kenntnissen erreichte, welche 1840 durchaus unzureichend gewesen wären. Um in allen Fächern befriedigende Kenntnisse vorzuweisen, mußte das Niveau für das Ganze erniedrigt und überhaupt in gar keinem Fache eine gründlichere Leistung verlangt werden. Der Russe fordert gern das Unmögliche, um sich mit dem mindest Erreichbaren zu begnügen — vorausgesetzt, daß er aus Indolenz oder aus sonst welchem Grunde keine Rancune gegen den Examinanden hat. Der Examinand hat so und so viel vorschriftsmäßige Jahre studirt, folglich besteht er das Examen! Anders wird die Sache, wenn der Professor irgendeinen Groll gegen den Examinanden hat. Da macht er das Programm in vollem Umfange geltend, und „quetscht" den unglücklichen Aspiranten, d. h. er fordert so viel von ihm, wie viel er selbst versteht, und nach Umständen noch mehr — der Buchstabe des Gesetzes gestattet dies.

Es ist eine bekannte Thatsache, wie Humboldt einst das Programm des Pagencorps (einer privilegirten Militärschule für Söhne von Excellenzen) in die Hände bekam und seufzend ausrief: „Ach, wenn ich doch nur die Hälfte davon im Kopfe hätte!" Dabei steht die Vielwisserei der von Humboldt beneideten Zöglinge des Pagencorps ungefähr in demselben Rufe wie die Weisheit der petersburger Rechtsschüler — nur daß sie alle ein elegantes Französisch sprechen. Es zeigt sich eben auch hier überall die Consequenz der programmäßigen Vielgestaltigkeit, welche das Examen und die zukünftige Stellung von etwas ganz anderm abhängig macht als von solidem Studium. Seit dem 4. (16.) Jan. 1864 ward nun allerdings eine Aenderung in der Universitätspraxis getroffen, und die beim Magisterexamen erforderliche Prüfung auf einen Cyklus mehr verwandter Fächer

beschränkt, in welchem um so schärfer examinirt ward. Beim Doctorexamen sah man hierauf von der mündlichen Prüfung ab und begnügte sich mit scharfer Kritik einer zur öffentlichen Vertheidigung eingereichten Dissertation. Seit der Zeit gibt es Magister und Doctoren der Chemie, der Mineralogie, der Physik, des Römischen Rechts, der Agricultur und anderer Specialitäten. Doch hielt man trotzdem den schwerfälligen Grundsatz fest, daß die Candidaten-, Magister- und Doctorgrade (mit einziger Ausnahme für die Mediciner) einzeln und nach bestimmten Zwischenräumen und Fristen zu erwerben seien.

Diese schwerfällige Prüfungsmethode, mit dem ungründlichen Studium verbunden, hat viele Nachtheile. Erst zieht sich endlos das studienplanmäßige Abfragen unverdauter Kenntnisse hin, und dann vermeint man, es genüge blos das Examen, um die zur Lehrthätigkeit nöthigen Fähigkeiten zu documentiren. Selten entschließt sich daher jemand zur Bewerbung um die höhern Grade, wenn er sich nicht zur akademischen Laufbahn neigt; dabei ist die Liebhaberei für eine Universitätscarrière gar schwach vertreten. Die Universität Dorpat ist die einzige, welche fast immer ein vollzähliges Personal besitzt, weil sie ihre Lehrkräfte ausschließlich unter den Deutschen und vielfach aus dem Auslande rekrutirt. Auch in Petersburg waren stets viele Deutsche angestellt und das Personal auch dort leidlich vollzählig bei allerdings viel geringern Leistungen. Bei den übrigen sieht es um so trauriger aus. Die historisch-philologische Facultät in Kiew bestand 1867 aus zwei Docenten, von welchen man den einen anstellte, ohne daß er die akademischen Qualificationen besaß, weil sich sonst niemand dazu fand. In Kasan waren 1867 die Lehrstühle für allgemeine Geschichte ohne Ersatz, der für Philosophie ward nach siebenjähriger, der für Botanik nach vierjähriger Vacanz besetzt und andere ebenso wichtige blieben ohne Aussichten erledigt. In Charkow war von 14 etatmäßigen außerordentlichen Professuren 1868 nur eine besetzt. Die historisch-philologische Facultät mußte auf einer Universität sich Mitglieder von andern Facultäten borgen, um beschlußfähig zu sein. Zur leichtern Uebersicht fügen wir eine kleine Tabelle hier ein, welche wir nach den mildesten Angaben zusammenstellen, wobei wir neben der Besetzung der Universitäten vergleichsweise auch ihre Frequenz vom Jahre 1869 andeuten:

Universität	Etatsmäßige Lehrkräfte	Effectiv vorhandene Lehrkräfte	Immatriculirte Studenten	Nichtimmatriculirte Frequenz (Freie Zuhörer)
Dorpat	73	73	546	33
Petersburg . .	91	90	944	126
Moskau . . .	114	95	1611	118
Kiew	114	67	563	39
Kasan	117	64	404	37
Charkow . . .	114	76	563	45
Odessa	54	42	340	21

Demnach etatsmäßig 676 Lehrkräfte, aber nur 507 effectiv vorhanden bei 4971 Studenten und 419 freien Zuhörern (1864 gab es 4084 Studenten und 569 freie Zuhörer, 1867 4537 Studenten und 538 freie Zuhörer).

Hiernach constatiren wir an den 7 Universitäten Rußlands einen Mangel an 169 Lehrkräften, wobei wir nur das Nothwendigste berücksichtigen; zieht man noch eine Summe von Lehrkräften in Betracht, deren Dasein wünschenswerth wäre, so muß man die officielle Chanykow'sche Ziffer adoptiren, nach welcher 220 Lehrstühle an den 7 Universitäten noch zu besetzen sind. Wie machen die jungen Leute aber ihren Cursus, wenn viele Hauptfächer jahrelang unbesetzt bleiben, und wie füllen sie nachher ihre Stellung aus? Ja, das ist ein russisches Regierungsmysterium; die jungen Leute haben ihre Diplome, und da darf man nicht weiter forschen.

Es hat die Regierung nach dem Statut von 1863 dem Unterrichtsministerium das Recht vorbehalten, von sich aus (d. h. ohne Betheiligung des Professorencollegiums) einen Lehrstuhl zu besetzen, wenn seine Vacanz über 1 Jahr lang anhält. Aber das hilft alles nichts, weil der Russe die Lehrthätigkeit verabscheut. Als Universitätsprofessor steht ihm eine hohe Carrière offen, aber es genügt ihm nicht Staatsrath zu heißen, und dabei doch keine eigentlichen Unterbeamten zu haben, über die er auf moskowitisch dominirt. Ebenso widerlich ist ihm die Perspective, fortwährend arbeiten zu müssen, um nicht in seinem Fache zurückzubleiben; hat der Russe eine gute Stelle, so will er ausruhen, und darum verlieren alle Emolumente in Bezug auf Avancement, großen Gehalt und glänzende Pensionirung (nach 25 Dienstjahren) bald jede Anziehungskraft für die Professorencarrière. Seit man russificirt, will man aber keine Ausländer, während diese sonst die Zierde der russischen Universitäten vorgestellt. So sinken die russischen Universitäten immer tiefer, und die Erhebung der warschauer Hauptschule zur Universität wird auch keine andere Folge haben, als daß eine gute polnische Hochschule in eine miserable russische Anstalt sich umformen wird.

Seit 1862 begann man daher von solchen Studirenden, welche ihre Prüfungen gut bestanden, einige auszuwählen und auf kaiserliche Kosten zur Ausbildung ins Ausland zu schicken. Sie erhielten viel Geld zu ihren Studien und ihrem Aufenthalte im Auslande, denn der Versuch kam jährlich auf 100000 Rubel zu stehen, wobei man 1862 46, 1863 14, 1864 12, 1865 12, also von 1862—65 zusammen 84 junge Leute hinausschickte, um sie zu künftigen Professoren abrichten zu lassen. Dafür mußten die jungen Leute (welche somit ungefähr je 1200 Rubel jährlich zu ihrer Ausbildung erhalten hatten) sich verpflichten, wenigstens sechs Jahre lang gegen guten Gehalt als Professoren zu fungiren. Nach und nach stieg die Zahl dieser Stipendiaten auf 169, doch konnte man bei der Rückkehr von ihnen bisher nur 17 für die Universitäten gebrauchen. Sobald die obligatorischen sechs Dienstjahre um sind, suchen auch die meisten von diesen die Versetzung in ein anderes Dienstressort zu bewirken.

Die enragirtesten russischen Blätter erklären deshalb das Hinausschicken der jungen Leute, um sie zu Professoren abrichten zu lassen, für eine verfehlte Maßregel und die dazu verwandten 100000 Rubel jährlich für verlorenes Geld. Nur begreifen sie den Grund nicht, warum man so schlimme Erfahrungen darin machen mußte, und bemühen sich vielmehr, auch die Universität Dorpat baldigst ebenso weit zu bringen wie die national-russischen Hochschulen. Sie begreifen nicht, daß die Auswahl der jungen Leute, die ins Ausland geschickt werden, nicht deren künftige Docentenfähigkeiten verbürgt, denn einen Docenten kann man leider nicht abrichten wie ein gutes Pferd. Sie begreifen nicht, daß der Gelehrte erst fertig sein muß, ehe man wahrnimmt, ob er wol einen guten Docenten abgibt. Sie begreifen endlich nicht, daß man einen Russen auch mit den höchsten Geldbelohnungen nicht auf die Dauer in einer Carrière festhalten kann, welche ihm von Grund der Seele zuwider ist und obendrein anhaltenden Eifer erfordert. In ihrer absoluten Rathlosigkeit wandte 1869 das Ministerium, welches ebenso wenig die wahre Ursache der Calamität sich klar macht, sich mit der Bitte um ein Gutachten an den Professor Droysen. Professor Droysen erkannte ganz recht, daß im Prüfungsmodus der Fehler liege, und schlug mehr ein systematisches Zusammenarbeiten zwischen Professoren und Studenten vor, wodurch die Fähigkeiten der letztern außerordentlich deutlich zu Tage treten müßten. Es ist das ein ungemein geistvoller Vorschlag, welcher bei jedem Freunde der Wissenschaft allgemeine Billigung hervorrufen muß. Aber weder der russische Student noch der russische Professor ist an und für sich ein Freund der Wissenschaft; beide arbeiten nur für Carrière und Rangklasse, und das empfohlene Zusammenarbeiten würde der Liebedienerei und Protectionslust noch mehr Thür und Thor öffnen, als es schon

gegenwärtig bei den Russen der Fall. Wie wenig reif die russischen Universitäten, die russischen Ministerien, das russische Publikum für Droysen's Vorschläge geworden, beweist unter anderm alles, was bei der Feier des funfzigjährigen Jubiläums der petersburger Universität 1869 vorging. Man taxirte den wissenschaftlich anregenden Einfluß der petersburger Universität nach der Lösung der Preisaufgaben. Was beweisen aber Preisarbeiten wirklich für das wissenschaftliche Genie von Studenten? Der höchste Stolz der Petersburger bestand insbesondere darin, daß bei der Jubelfeier ein Student des sogenannten ersten Cursus sich bei der Lösung einer Preisaufgabe betheiligt, zu welcher eigentlich erst der zweite Cursus befähigt. Was hilft es bei solcher Geistesrichtung, wenn der Kaiser für arme Studenten Stipendien aussetzt im Betrage von 30000 Rubel jährlich? Wie viel an Geld, Rang und Vorrechten der Kaiser auch spende, der Russe bleibt immer ein Russe. Es ist trotz seiner leichten Auffassungsgabe seine Bestimmung, immer in Abhängigkeit zu bleiben von der soliden deutschen Intelligenz. Will er sich ihr entziehen, so werden solche traurigen Resultate ganz unausweichlich, wie sie in der gegenwärtigen Russificationsperiode sich kundgeben.

Um sich eine kleine Uebersicht über das Verhältniß der mittlern Lehranstalten (der Gymnasien) zu bilden, schicken wir eine Tabelle voran, welche wir auf Grundlage guter Berichte (wobei auch die „Nordische Presse“ zu erwähnen) zusammenstellen. Am Anfang des Jahres 1869 verhielt es sich mit dem Gymnasialunterricht und den mittlern Lehranstalten überhaupt folgendermaßen:

Lehrbezirke: Gouvernements, die dazu gehören	Geographische □M.	Einwohnerzahl	Zahl der mittlern Lehranstalten	Zahl der Schüler	Eine Anstalt auf □M.	Ein Schüler auf □M.
Dorpat: Livland, Estland, Kurland	1678	1,800000	9	1974	186	1000
Petersburg: Petersburg, Nowgorod, Olonez, Wologda, Archangel .	27611	4,600000	15	3363	1800	1338
Moskau: Moskau, Twer, Smolensk, Jaroslaw, Kostroma, Tula, Kaluga, Wladimir, Räsan . . .	7587	11,000000	13	4767	583	2346
Wilna: Wilna, Kowno, Grodno, Witebsk, Minsk, Mohilew . .	5496	5,500000	16	3475	343	1600
Kiew: Kiew, Volhynien, Podolien, Tschernigow, Poltawa	4844	9,000000	15	3922	322	2265
Kasan: Perm, Wjätka, Kasan, Nishnji-Nowgorod, Pensa, Simbirsk, Samara, Saratow, Ufa, Orenburg, Astrachan.	27508	15,300000	13	3006	2000	5000
Charkow: Charkow, Orel, Kursk, Woronesh, Tambow, Land der donischen Kosacken	7886	9,800000	10	3266	788	3000
Odessa: Bessarabien, Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien	4261	4,400000	8	2796	533	1480
West- und Ostsibirien	262595	4,650000	4	688	65000	6758

Dazu kommt noch die nikolajewsche Schuldirection mit 399 Gymnasialzöglingen, welche erst kürzlich dem Unterrichtsministerium zur Beaufsichtigung unterworfen worden, während sie bisher nur unter der Aegide eines Kriegsmanns, des Admirals Glasenapp, sich befanden.

Von diesen 27656 Zöglingen der mittlern Lehranstalten gehören 67 Proc. dem Adel, dem Offiziers- und Beamtenstande an, 23 Proc. sind bürgerlicher, 5½ Proc. geistlicher und 4½ Proc. bäuerlicher Herkunft. Dieser Umstand dient mit zu ganz besonderer Bestätigung unserer Ansicht, daß es für das geistige Niveau eines Landes nichts nützt, wenn viele Universitäten und Gymnasien da sind, aber der Elementarunterricht daniederliegt.

Im Gymnasialunterricht zeigen sich sonst dieselben Calamitäten wie in der Universitätspraxis. Die Regierung des Kaisers Nikolaus I. leistete dem Triebe nach Rangklassen besonders Vorschub. Man beschloß die jungen Leute daher möglichst so zu erziehen, daß sie an den Geist soldatischer und bureaukratischer Fügsamkeit frühe gewöhnt würden. In den kaiserlichen Gymnasien bestand eine vorschriftsmäßige Uniform, und die Inspectoren mußten darüber wachen, daß die Haare nicht über 1½ Zoll lang wurden. Wenn ein hoher Würdenträger des Unterrichtsministeriums die Gymnasien einmal revidirte, so war man sogar im dorpater Lehrbezirk daran gewöhnt, daß er sich nicht viel darum kümmerte, was die jungen Leute im Kopfe hatten, um so mehr aber um alles, was sie am Kopfe hatten, den Haarwuchs, das Halstuch, die Uniformsknöpfe. Außerdem sorgte man (allerdings mit Ausnahme des dorpater Lehrbezirks) dafür, daß Elemente von Jurisprudenz, von Naturwissenschaften und verschiedenen praktischen Fächern in den Gymnasien obligatorisch vorgetragen wurden, ohne daß die jungen Leute dafür reif gewesen wären. So kam ein Conglomerat von oberflächlichen Kenntnissen zusammen, welches ein Studium für die Zukunft ohnehin erschwerte; die Gymnasialzöglinge standen im besten Falle in dem Verhältniß von unreifen Köpfen, welche ohne Auswahl alles zusammenlesen würden. Alle Tage erschienen außerdem neue Ukase, welche das, was man aus der Gymnasialzeit vom Jus im Gedächtniß behielt, vollends leicht zu Makulatur machten. Oberflächlichkeit, Neigung zu fortwährender Ungründlichkeit war das einzige, was übrigblieb, nebst ausschließlichem Streben nach Rangklassen.

In Bezug auf Uniformswesen und fragmentarische Vorträge aus allerhand praktischen Fächern hat die gegenwärtige Regierung dem alten Standpunkte entsagt und sich zu gesundern Ansichten bekehrt. Das ungründliche Wesen der Zöglinge ist aber geblieben, und nach wie vor berechnet man auf den Schulbänken, welche Rangklasse des Tschin jeder in diesem oder jenem Lebensjahre wol einnehmen würde. So geschah es, daß von 997 Zöglingen der Gymnasien, welche 1864 zur Universität abgehen wollten, blos 491 die Maturitätsprüfung bestanden. Seit dem neuen Reglement vom 19. Nov. (1. Dec.) 1864 suchte man das Gymnasialwesen im ganzen zu reorganisiren; man erkannte, daß das Gymnasium nicht künftige Beamte abzurichten, sondern vielmehr eine passende Vorbildung für das höhere Studium zu liefern habe, man erhöhte die an sich nicht schlechten Gehalte der Gymnasiallehrer und beschloß Verbesserungen in jeglicher Hinsicht. Um alle Verbesserungen ins Werk zu setzen, hätte die Regierung aber 800000 Rubel jährlich mehr aussetzen müssen. Der Staat Rußland, welcher für Slawencomités und ähnliche chimärische Zwecke Geld übrig hat, hielt sich jedoch außer Stande, die erwähnte Summe aufzubringen, wo es sich nur um Bildungszwecke handelte. Es blieb daher bei der Erhöhung der Lehrergehalte, und beim Aussetzen einer Summe von je 4—800 Rubeln für die Bibliotheken und Sammlungen der Gymnasien, welche Sammlungen indeß meist mit schatzgräberischer Eifersucht vor jedem Blick der Zöglinge gehütet werden.

Das Traurigste ist, daß trotz erhöhter Gehalte die Lehrkräfte nicht in genügender Anzahl beschafft werden können. Die deutschen Gymnasien des dorpater Lehrbezirks, die Schulen der petersburger deutschen Kirchen mit Gymnasialcursus machen davon freilich eine rühmliche Ausnahme, weil sie vielfach auf ausländisch gebildete Lehrkräfte reflectiren. Es werden daher von echten Russen und oft von den privilegirtesten Würdenträgern des Reichs die deutschen Lehranstalten für ihre Kinder vorgezogen. Auch sonstige Privatschulen mit ganzem oder theilweisem Gymnasialcursus werden gern benutzt; doch wachen besondere Autoritäten darüber, daß in den betreffenden Klassen der Privatanstalten das vorschriftsmäßige Quantum des Wissens ja nicht überschritten werde.

Dieselbe Nationaleigenthümlichkeit, welche die Ausbildung russischer Docenten so erschwert, stellt auch dem Wirken nationalrussischer Gymnasiallehrer sich entgegen. Selbst

Chanykow bezeichnet das Los eines Gymnasiallehrers als monotonie désolante, während ein Mann der Wissenschaft, der sich gern seinem Berufe widmet, über die sorglose Stellung entzückt sein würde, welche ihm allen Spielraum zu gedeihlicher Forschung darbietet. Der Russe widerstrebt dagegen trotz aller materiellen Lockungen, es ist ihm unerträglich, in einem ruhigen Wirkungskreise thätig fortarbeiten zu müssen. Gewöhnlich machen es nationale Lehrer daher so mit ihrem Unterrichte: sie nehmen irgendeins der Handbücher, welches in allen Wissenschaften auf Befehl des Unterrichtsministers zusammengestellt oder aus fremden Sprachen übersetzt worden. Dieses lassen sie Wort für Wort auswendig lernen und stückweise auffagen. Ist das Semester oder Schuljahr zu Ende, so steht man am Ende des befohlenen Abschnittes der Wissenschaft. In den deutschen Gymnasien des dorpater Lehrbezirks machen es die russischen Lehrer für Sprachkunde, Geschichte und Literatur Rußlands ebenso; daher kommt es, daß man in den baltischen Provinzen die russische Sprache nie erlernt, trotz administrativer Anstrengungen und verheißener Vorzüge. So hat der Verfasser selbst sich schon sogar auf dem Gymnasium eine Rangklasse erworben, weil ein glückliches Gedächtniß ihn mehr als andere in den Stand setzte, ganze Kapitel aus einem unfreiwillig komischen Handbuch der Geschichte Rußlands buchstäblich herzusagen. Eine Lehrkraft russischer Nationalität ohne das Herleiern von Handbuchsphrasen ist eben undenkbar, und dann petitionirt sie bei jeder schicklichen Veranlassung um Versetzung in ein anderes Ressort des Staatsdienstes.

Am auffälligsten ist der Mangel an Lehrkräften gerade in Bezug auf russische Sprache. Im Sprachunterricht muß man am meisten die betreffende Nationalität berücksichtigen, da man Russisch doch von keinem Ausländer oder Fremden lehren lassen kann. Aus der Aversion der Russen vor der Lehrthätigkeit folgt naturgemäß auch die Thatsache, daß in den Lehrerstellen für russische Sprache die Vacanzen stets am zahlreichsten sind. Außer dem todtgeborenen russischen Alexander-Gymnasium befinden sich nur 4 Nationalrussen unter den 25 Lehrern der russischen Sprache in Riga. Die wenigen Nationalrussen werden gewöhnlich, vermöge ihrer auffälligen Eigenthümlichkeiten, in den baltischen Provinzen zur Zielscheibe des Witzes, ihre Auseinandersetzungen zu unfreiwilliger Satire. Im rigaschen (classischen) Gymnasium wirkte ehemals ein sonst kenntnißreicher Oberlehrer, welcher folgendermaßen die Vorzüge der russischen Sprache vor der deutschen nachwies: „Warum ist im Russischen oknó (das Fenster) sächlichen Geschlechts? — Weil es sich auf o endigt. Das ist ein rationeller Grund. Warum sagt man nun im Deutschen gerade d a s Fenster, aber nicht auch d e r Fenster? — Warum? — Sehen Sie, meine Herren, die deutsche Sprache hat gar keinen Grund für ihre Ausdrucksweise, steht darum auch sehr tief unter der russischen." Als besonders charakteristisch für die russische Lehr- und Vortragsweise citiren wir die Expectoration eines frühern russischen Oberlehrers in Mitau (mit Namen Tschaschnikow, wenn wir nicht irren), welcher die Ueberlegenheit des russischen Dichters Lomonossow über Schiller in einem Vortrage über russische Literatur darthat: „Ach, was ist Schiller im Vergleich mit Lomonossow! Auf einer herzoglichen Akademie gebildet, hat Schiller sich eben nur weiter gebracht und schön schreiben gelernt. Lomonossow war eines Fischers Sohn und starb als kaiserlich russischer Wirklicher Staatsrath. Schiller war eines Hauptmanns Sohn und wurde nichts als weimarischer Hofrath. Schiller hatte gar keinen Orden, Lomonossow aber fünf, und von diesen besitze ich einen." Lomonossow — Staatsrath, Schiller — Hofrath, Lomonossow — fünf Orden, Schiller — ohne Orden; das ist der Käfig, aus welchem die russische Intelligenz nicht heraus will, und so muß man eine gediegene Entwickelungsfähigkeit der russischen Nationalität geradezu absprechen.

Auch für die Kreis- und Bezirksschulen bestand der Modus des Auswendiglernens fort. Wegen Mangels an Lehrkräften, der sich auch hier offenbart, ließ die Regierung die Leitfäden und Handbücher für alle Fächer so einfach einrichten, daß ihre Erlernung par coeur der erste beste Unteroffizier oder Corporal zur Noth übersehen konnte. So geriethen die Kreisschulen auch in gehörigen Miscredit: wem es nur möglich war, der schickte seine Kinder lieber in eine Privatanstalt; nach und nach zeigte sich meist eine Abnahme in der Anzahl der Kreisschulzöglinge. Besonders auffällig ist das Misverhältniß der Schüler, welche ihren Unterrichtscursus beendigen, gegen die überwiegende Masse derer, welche auf halbem Wege stecken bleiben und abgehen. Nichts wäre dafür bezeichnender als eine Tabelle, welche wir nach den Angaben des regierungsfreundlichen Chanykow vom Jahre 1864 in den Grundzügen reproduciren:

Lehrbezirke	Zahl der Kreisschulen	Zahl der dazu gehörigen Lehrer	Zahl der Schüler	Zahl der Schüler, welche 1864 abgegangen waren.	
				Nach Beendigung des Cursus	Vor Beendigung des Cursus
Dorpat	20	87	1449	76	471
Petersburg	43	300	2400	277	754
Moskau	86	560	5158	511	1982
Wilna	20	148	1357	166	316
Kiew	42	303	2408	302	527
Kasan	82	531	4783	554	2024
Charkow	67	434	3378	380	980
Odessa	33	246	1649	163	511
Westsibirien	13	78	635	78	222
Ostsibirien	10	56	735	74	203

Das macht im Jahre 1864 im ganzen 416 Kreisschulen mit 2743 Lehrern und 23952 Schülern, mit einem Abgange von 10611 Schülern, von welchen blos 2621 den Cursus ganz durchgemacht hatten. Auch bestätigt Chanykow, daß im allgemeinen in den Bezirksschulen, welche drei Klassen zählen, von den Schülern blos 17 Proc. die oberste Klasse erreichen und 31 Proc. die zweite, sodaß 52 Proc. nie über die unterste Klasse hinausgelangen. Von 23013 Offizieren der Armee hatten im Jahre 1868 sogar 7350 nicht einmal die Kreisschulbildung genossen.

Auf dem Gebiete des Kreisschulen- und des Elementarunterrichts beging die russische Regierung von jeher Fehler über Fehler. Erst gab es fortwährend Collisionen unter den verschiedenen Ressorts, welchen die Beaufsichtigung der Schulen zustand. Dann gab es in einigen Städten besondere Commissionen, welche auf Aufforderung der Regierung sich mit der Beaufsichtigung oder Beförderung des Elementarunterrichts befassen sollten. Diese Commissionen wurden durch Wahlen gebildet, und da nicht jeder in die Commission gewählt werden konnte, der sich geltend machen wollte, so benutzten die Zurückgesetzten alle Gelegenheit, um den gewählten Mitgliedern ihre Wirksamkeit zu erschweren. Dazwischen fahren sonderbare Gesetzesbestimmungen. Weil die Regierung sich allein für maßgebend und fähig genug hält, um alle Details des Unterrichts zu übersehen, so ist eigentlich niemand Unterricht zu geben befugt, welcher nicht dazu Brief und Siegel, d. h. ein vollständiges Diplom von einer Schulbehörde erhalten. Strenggenommen ist nach dem Strafgesetzbuche nicht nur jeder ein Delinquent, welcher eine Privatstunde gibt, ohne wenigstens das Hauslehrerdiplom zu besitzen, sondern auch jeder, welcher seine Kinder von jemand ohne das erforderliche Diplom unterrichten läßt. Im Strafgesetzbuche sind die gesetzlichen Sühnen für beide Sorten von Delinquenten ausdrücklich aufgezeichnet. Ebenso wird ein Bauer straffällig, welcher sich vom ersten besten guten Freunde ohne Schullehrerdiplom im Lesen und Schreiben unterrichten läßt.

Diese drakonischen Strafbestimmungen werden freilich nicht executirt, indem man allgemein für den Elementarunterricht in Privathäusern gern Gymnasiasten und Studenten benutzt und die Bauern sich gern an gute Freunde, alte verabschiedete Militärs u. dgl. wenden. Nichtsdestoweniger stehen solche exorbitante Grundsätze im Strafgesetzbuche; man trägt jedoch Bedenken, in den vorgezeichneten Fällen einzuschreiten, weil der ohnehin schlimme Verdacht, die Regierung agitire gegen die Volksbildung, die beste Nahrung dadurch erhalten würde. Dem Bauer ist überdies alles Bureaukratische verhaßt: wurden ihm bei dem absoluten und drückenden Mangel an Lehrkräften diejenigen noch entzogen, zu welchen er Vertrauen hatte, so entstand eine Opposition, welche ein Abstehen von jeglicher Verfolgung gewiß zur Nothwendigkeit machte. Auch sind eine Menge directer Reglements, wie die vom Juli 1834, vom Januar 1835 in Bezug auf Ausbreitung der Volksbildung durch Privatmittel blos in prohibitivem Sinne aufzufassen. Jetzt wurden die Gesetzesbestimmungen über Anlegung von Privatelementarschulen allerdings milder, doch ohne den bewußten Straffätzen zu entsagen, und unter Beibehaltung von gewissen Autoritäten, welche jedes Ueberschreiten des geistigen Niveau zu verhüten haben.

Als Belege zu dem Gesagten dienen folgende Beispiele. Seit dem Jahre 1859 breiteten sich in Rußland die Sonntagsschulen aus, in welchen arme Leute in den Anfangsgründen von Freiwilligen und Liebhabern, die sich dazu fanden, unentgeltlich unterrichtet wurden. Solche Einrichtungen bestanden lange im dorpater Lehrbezirke, in den deutschen Provinzen, und in den übrigen Lehrbezirken fand man sie endlich nachahmenswerth. Nach und nach zählte man, binnen drei Jahren, an 316 solcher Sonntagsschulen. Als den Sonntagsschülern, welche sich bereits auf 20000 beliefen, auch einige politische Grundbegriffe beigebracht wurden, schloß man im Juni 1862 die Anstalten sämmtlich, mit Ausnahme des dorpater Lehrbezirks, wo man sich vom politischen und religiösen Gebiete ganz fern hielt. Das neue Gesetz über den Elementarunterricht vom 14./26. Juli 1864 gestattet unter guter Beaufsichtigung aufs neue die Einrichtung von Sonntagsschulen, aber sie kommen nicht mehr recht empor.

Bekanntlich zerfallen die Bekenner der russischen Kirche in eine Menge Sekten, welche die Staatskirche förmlich in Bann thun. In Riga, wo die Sekten der wenigen Russen, die dort leben, ganz unschädlich sind, gestattete man ihnen, besondere Schulen zu ihrem Gebrauch zu errichten. Die Sektirer besuchen nämlich deshalb nicht die officiellen Schulen, weil sie dort den Religionsunterricht von den Priestern der Staatskirche, die sie verabscheuen, empfangen müssen. Kaiser Nikolaus I., von den selbständigen Schulen der Sektirer in Riga hörend, befahl, sie sofort zu schließen, obwol man ihm vorstellte, daß die ärmern Sektirer oder „Altgläubigen" nun ganz ohne Unterricht aufwachsen würden. Kaiser Nikolaus blieb unbeweglich, und da nur die Reichen sich Privatlehrer nach ihrem Geschmack halten konnten, wuchsen wirklich die Kinder der ärmern Altgläubigen in Riga in einer beispiellosen Barbarei und Vernachlässigung auf, die um so grauenvoller war, als sie muthwillig heraufbeschworen ward. Zuletzt gestaltete sich das Unwesen so arg, daß das Unterrichtsministerium 1864 einen besondern Beamten, mit Namen Ljeskow, zur Untersuchung dieser Verhältnisse abschickte: Dieser Beamte brauchte in seinem Mémoire, das wegen seiner energischen Sprache trotz bureaukratischer Heimlichkeit in weiten Kreisen bekannt geworden, folgende Wendungen: „Man verurtheilt den König Herodes wegen des bethlehemitischen Kindermordes. Die Schließung der Schulen für die rigaschen Altgläubigen ist aber eine so barbarische Handlung gewesen und hat so schlimme Folgen nach sich gezogen, daß die Unthat des Herodes als wahrhaft menschenfreundliche Handlung dagegen zu betrachten ist." Trotz dieser Verurtheilung von seiten ihres eigenen Vertrauensmannes sorgte die Regierung noch im Jahre 1869 außerdem für Aufhebung

der deutschen Kirchenschulen in Litauen, unter dem Vorwande, ihre deutschen Lehrer genügten nicht den gesetzlichen Anforderungen.

Unter solchen Umständen dürfte mancher sich versucht fühlen, die Anstrengungen Rußlands für das Unterrichtswesen als eine bloße Mystification anzusehen, selbst wenn das Ministerium der „Volksaufklärung" im Jahre 1869 sein Budget auf 10,124000 Rubel gesteigert hat. Dem muß man in der That widersprechen. Das jetzige Régime will wirklich das Gute, aber es soll sich nicht in natürlicher Weise entwickeln, sondern nach einem aprioristischen Schema, und nur diejenigen Resultate hervorbringen, welche im Reglement vorgeschrieben sind, und das auch nur mit bestimmt vorgezeichneten Kräften. Kommt irgendwo eine selbständige Handlung, Unfähigkeit der erwählten Lehrkräfte oder sonstige Abweichung vom Reglement zum Vorschein, so erwacht die tatarische Berserkerwuth. Dann soll lieber das ganze Ziel in Frage gestellt, als eine naturgemäße Entwickelung geduldet werden; diesem Gedanken allein darf man die drakonischen oder retrograden Schritte zuschreiben, indem man, unfähig genügende Schulen herzustellen, so viele schon bestehende und segensreich wirkende vernichtet.

Wie viele Volksschulen müßte Rußland aber wenigstens haben, um nach und nach eine gewisse Abnahme der Barbarei in Aussicht zu stellen? Das europäische Rußland, ohne Polen und Finland, wo es überhaupt mit der Volksbildung besser beschaffen, zählt circa 61 Mill. Bewohner, auf welche wir 9 Mill. Kinder annehmen dürfen. Rechnen wir auf 50 Kinder eine Schule, was bei den gewaltigen Entfernungen recht hoch gegriffen, so wird man wenigstens 180000 Volksschulen brauchen. Das ganze Rußland zählt aber keine 31000 derartige Schulen im ganzen; eine Zahl, welche sogar von der Türkei übertroffen wird, bei etwa 30 Mill. Gesammtbevölkerung. Dazu müssen wir alle diejenigen Landstriche abziehen, wo die baltische und polnische Bevölkerung dominirt: bleiben für das specifische Rußland nun nicht einmal 21000 Volkselementarschulen übrig. Man übersehe danach die Trostlosigkeit der russischen Civilisation. Setzen wir die Schulpflicht der Kinder vom sechsten bis dreizehnten Lebensjahre, so besuchen von 100 Kindern die Schule wirklich: in Preußen, Sachsen, Würtemberg 96—99, in der Schweiz 95—96, in Baiern und Dänemark 89, in Frankreich 78, in den Niederlanden, England und Belgien 75—77, in Mecklenburg 64, Oesterreich 51, Spanien 46, Polen und Italien 35, Griechenland 29, Portugal 14, Türkei 11 und in Rußland 6. Somit steht Rußland in Bezug auf Volksbildung sehr weit hinter allen übrigen europäischen Ländern ohne Ausnahme zurück.

Wenn man die Berichte officieller Zeitungen liest, wie sich die Landschaftsversammlungen und Privatvereine der Volksbildung annehmen, sollte man Wunderdinge erwarten. Im Jahre 1867 haben die Landschaftsversammlungen zu solchem Zwecke 408000 Rubel geopfert, im Jahre 1869 gar 726800 Rubel. Der „Verein zur Verbreitung elementarer Schriftkunde" (Komitet gramotnosti) verschickte 1869 unentgeltlich 45200 Bände, und 40000 gegen pecuniäre Entschädigung. Nur zeigt sich bei allen diesen Opfern ein sehr verschiedener Grad von Betheiligung: ein Kreis des kalugaschen Gouvernements opferte blos 28 Rubel für Volksbildung, ein Kreis des Wjätkaschen (Sarapul) dagegen 17000 Rubel. Doch vermag das Geld freilich nicht alles, und wer die Russen auch nicht kennt, braucht blos mehrere Zeitungen in die Hand zu nehmen, um sich von den kläglichen Resultaten der gewaltigen Anstrengungen zu überzeugen. Volhynien hat wol 1087 Schulen, aber sie sind vorwiegend polnischen Ursprungs und keineswegs das Verdienst russischer Verwaltung. Im Charkowschen gibt es ein Dorf mit 2800, und ein anderes mit 1470 Einwohnern; beide haben Schulen, nämlich jedes Dorf eine, und zwar ersteres mit 5, letzteres mit 3 Schülern. Im Gouvernement Archangel kommt ein Mensch, der

lesen kann, auf 1166 Bewohner. Im Kreise Alexandrowsk (Gouvernement Jekaterinoslaw) gab es auf 130000 Bewohner nur 4 Schulen; man beschloß 1868 daselbst 47 neue Lehranstalten zu errichten, vermochte aber für 21 davon aller Anstrengungen ungeachtet keinen Lehrer aufzutreiben. Solche Beispiele lassen sich ins Unendliche vermehren. Seit Einführung der Geschworenengerichte treten oft ganze Jurys zusammen, von deren Mitgliedern niemand zu lesen oder zu schreiben versteht.

Eine Schulpflichtigkeit, wie in Deutschland, ist in Rußland ganz unmöglich, weil die Regierung nicht die nöthigen Lehrer herbeizuschaffen im Stande ist. Von den nationalen Russen will einmal niemand Schullehrer werden, dem noch ein anderes Gebiet offen steht. Wenn man Seminarien errichtet, so geschieht es manchmal, daß niemand sich zur Aufnahme meldet, trotz günstiger Bedingungen. Auch findet jeder, der lesen und schreiben kann, allenthalben eine Anstellung, welche ihm mehr einträgt und nicht die dem Russen lästige Tugend der Geduld in solchem Maße erfordert. Wer also nirgends Beschäftigung findet, oder allenthalben wegen Trunksucht ausgewiesen worden, nur der entschließt der Regel nach sich zum Schulfache, bis er eine bessere Stellung erlangt. Die Moralität der Schullehrer steht darum in schlechtem Credit, und keine Mutter in Rußland mag das Vorurtheil so weit überwinden, daß sie ihre Tochter einem nationalen Schullehrer anvertraut. Von dem sänftigenden Einflusse des Weibes darf man im russischen Bauernstande nicht reden, so sehr in den höhern Sphären die Frauen auch frei gestellt sind. Der russische Bauer, welcher den Ackerbau nicht liebt und sich so viele Monate im Jahre allenthalben herumtreibt, um sich als Zimmermann, Droschkenkutscher, Bootsmann, Tagelöhner zu beschäftigen, kommt mit Erfahrungen nach Hause, welche den Abstand zwischen ihm und dem ununterrichteten Weibe immer größer machen. Der ausgezeichnete Publicist Schedo-Ferotti schlug daher vor, verarmte und unversorgt gebliebene Honoratiorentöchter und Frauen als Schulmeisterinnen anzustellen, um einerseits dem Mangel an Lehrkräften etwas abzuhelfen und andererseits den Besuch der Volksschulen auch für Mädchen zu ermöglichen. Beim Wanderungstriebe der Russen bleibt das Kindesalter dem weiblichen Einflusse im russischen Volke mehr noch als in andern Ländern ausgesetzt, und da ist die augenblickliche Sachlage in allen Punkten recht trübselig.

Ein trauriges Gemälde haben wir vor den Augen des Lesers entrollt. Es ist ganz unmöglich, aus den Thatsachen irgendeinen günstigen Schluß für die Zukunft zu ziehen. Die trostlosen Unterrichtsverhältnisse Rußlands geben ein Beispiel davon, wie man mit unerhörter Verblendung eine an sich begabte Nation in einer Weise leitet, daß der Abstand zwischen ihr und allen andern Völkern von Jahr zu Jahr immer unausfüllbarer wird. Mangel an Initiative, an Fleiß und Ausdauer auf seiten des Volks, falsche Speculation auf seiten der Regierung, arbeiten zusammen an der Zerstörung der nöthigen Grundlagen eines geordneten Staatswesens. Während man mit unmöglichen Weltherrschaftsgelüsten sich trägt, wird die Barbarei täglich eher größer als kleiner, und mit tatarischer Berserkerwuth verfolgt man die Angehörigen des deutschen Volks, welches als culturbringendes und culturförderndes Element allein den zerfallenden Organismus zu beleben vermag.

Das statistische Vereinsnetz für die Länder deutscher Zunge.

Von dem hochverdienten Director des königlich preußischen Statistischen Bureau zu Berlin, Dr. Engel, wurden im Jahre 1863 dem Internationalen Statistischen Congreß zu Berlin folgende Grundgedanken zur Erwägung anheimgegeben:

1) Es ist dahin zu streben, daß in jedem Lande außerhalb der organisirten amtlichen Statistik sich auch die Privatstatistik kräftig entwickele und ihr eine bestimmte Organisation gegeben werde, derart, daß beide einander stützen und tragen.

2) Am angemessensten dürfte die Erschaffung großer statistischer Landesvereine sein, welche sich innerhalb des Landes in Provinzial-, Bezirks-, Kreis- und Ortsvereine gruppiren können, ähnlich wie dies hinsichtlich der landwirthschaftlichen Orts-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialvereine fast überall und längst der Fall ist. In Ländern, wo statistische Centralcommissionen bestehen, würden die Präsidenten der statistischen Provinzialvereine damit zugleich Mitglieder der Centralcommission sein können.

3) Unbeschadet dieser Gliederung ist jedem einzelnen Vereine (bis zum Ortsvereine herab) in der Leitung seiner Angelegenheiten die erforderliche Selbständigkeit unbedingt zu wahren, insoweit als die Verfolgung gemeinsamer statistischer Ziele dadurch nicht behindert oder unmöglich gemacht wird.

4) Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Vereinsmitglieder im Lande ist außerdem noch durch regelmäßige Versammlungen rege zu erhalten. Selbstverständlich werden es verschiedene Arten von Versammlungen sein müssen, um diesen Zweck zu erreichen.

5) Die Regierungen aller Länder sind zu ersuchen, der statistischen Vereinsthätigkeit nicht nur nicht hindernd in den Weg zu treten, sondern sie zu fördern und die Mitwirkung derselben in allen geeigneten Fällen, zunächst bei den Volkszählungen und Volksbeschreibungen, vertrauensvoll in Anspruch zu nehmen.

Die Anregung zu diesen durch Dr. Engel dem Statistischen Congreß 1863 gemachten Vorschlägen war hervorgegangen aus der Ueberzeugung, daß gegenüber dem überwältigenden Stoffe socialer Thatsachen, deren systematische Beobachtung Aufgabe der Statistik ist, die bisherigen Kräfte, namentlich die staatlichen Einrichtungen, weitaus nicht ausreichen. Während heutzutage die kunstgerechte und systematische Beobachtung der Erscheinungen und Thatsachen der physischen Welt in Hunderten von Anstalten aufs gründlichste gelehrt wird, während Tausende, die auf solchen Anstalten ausgebildet worden, sich Tag für Tag derselben in wohlorganisirter Theilung und Verbindung der Arbeit befleißigen und ihre Thätigkeit sich der allgemeinsten Unterstützung erfreut, beschäftigen sich mit der Beobachtung der Erscheinungen im Leben der Menschheit berufsmäßig nur sehr wenige Personen; ihre Methoden werden nur sehr nothdürftig auf einigen Universitäten gelehrt, und die Erhebung der Thatsachen selbst begegnet vielem Mistrauen und geschieht meist ebenso planlos als unwissenschaftlich. Die Folge dieser Ungleichheit ist, daß die Beobachtung der Natur, die Erforschung ihrer Gesetze, die Anwendung und Nutzbarmachung ihrer Eigenschaften und Kräfte blüht, während die Beobachtung der menschlichen Thatsachen nicht über die Anfänge hinauskommt und eine Erforschung der diesen Erscheinungen zu Grunde liegenden Principien daher bis zur Stunde unmöglich ist.

Diesem auffallenden Misverhältniß muß Abhülfe gebracht werden. Von welcher Seite aber kann diese Abhülfe kommen? Nicht vom Staate, jedenfalls nicht vom Staate allein; seine Organe sind weder geeignet noch zahlreich genug, um die bedeutungsvollen Erscheinungen in dem Leben jedes einzelnen beobachten, registriren, das Registrirte sammeln, gruppiren und weiter verarbeiten zu können. Auch hat es sich sogar gezeigt, daß der Staat mit seinen Organen nicht einmal seinen eigenen statistischen Bedarf zu

beschaffen vermag, wie das die Vorgänge neuester Zeit in der deutschen Statistik hinlänglich bewiesen haben. Die Vervollkommnung der Volkszählungen, der Grund-, Gebäude- und Personalsteuerkataster, der Nachweise über die Production und Consumtion u. s. w. datirt von dem Zeitpunkte, wo die Gesellschaft selbst zur Mitwirkung an jenen Aufnahmen herbeigezogen worden ist. Es ist allbekannt, daß die Volkszählungen, die Bodenbonitirungen u. dgl. vergleichsweise da am vollkommensten und raschesten ausgeführt wurden, wo man zur Mithülfe bei solchen Arbeiten besondere Zählungs- resp. Einschätzungscommissionen eingesetzt hatte. Bei dem Grundsteuerveranlagungswerk in Preußen waren zur Zeit des größten Umfanges der Geschäfte 7200 Personen beschäftigt, wovon im Maximum 3500 dem geodätischen Personal angehörten, sodaß also gegen 4000 Personen als freiwillige statistische Organe mitwirkten. Bei den Volkszählungen ist die Mitwirkung der Bevölkerung eine noch viel stärkere gewesen. In Berlin z. B. waren im Jahre 1867 in 1747 Zählungsdistricten gleichzeitig 6688 Zählungsrevisoren thätig, und ihrer Mitwirkung wird ein Resultat der Erhebung verdankt, das man, wie die städtische Volkszählungscommission in ihrem Berichte über die Zählung sagt, nicht vollkommener wünschen kann. Und dennoch läßt sich nicht annehmen, daß dieser Apparat in seiner dermaligen Zusammensetzung das Höchste wirklich geleistet hat. Der Grund davon liegt einfach darin, daß zu jeder Zählung von neuem, im Zollverein also alle drei Jahre, das Experiment mit diesem freiwillig mitwirkenden Apparat gemacht werden muß. Von der einen Zählung bis zur andern ist die Uebung in der Technik der Zählung u. s. w. geschwunden, die Zählungscommissionen sind aufgelöst, zerstreut, die neugebildeten sind andere als die vorigen, die Tradition der Zählungstechnik geht um so mehr verloren, je länger die Perioden sind, in welchen sich die Zählung wiederholt und anerkanntermaßen ist die dreijährige Periode der Zollvereinszählungen eine zu kurze.

Was folgt hieraus also? Jene freiwillige Mitwirkung statistischer Organe aus der Gesellschaft, aus der Bevölkerung selbst, muß eine feste, dauernde Organisation erhalten. Der Erfolg jeder größern statistischen Aufnahme ist wesentlich von der Uebung der Mitwirkenden in statistischen Operationen abhängig, und sowol die erforderliche Uebung als auch das wünschenswerthe Interesse sind nur das Product ununterbrochener Beschäftigung und unausgesetzter Anregung: die Liebe für die Statistik, die Einsicht in ihren Nutzen und der rechte Gebrauch ihrer Resultate wollen anerzogen sein. Hierzu eben ist ein Rahmen von Vereinen für Statistik, ein ineinandergreifendes Ganzes solcher Vereine nothwendig.

Jene Anregung, welche Engel damals im Jahre 1863 auf dem Statistischen Congreß zu Berlin gab, blieb bisher ohne Folge. Im November 1869 hat derselbe Mann die gleichen Gedanken wieder aufgenommen und einen „Aufruf zur Begründung eines statistischen Vereinsnetzes für die Länder deutscher Zunge" erlassen. Die dauernde organisirte Mitwirkung der Bevölkerung für die Statistik ist es, welche Engel als Ziel im Auge hat: ihr Ausdruck die statistische Vereinsthätigkeit in jedem Lande, und als nächstes Ziel des deutschen Statistikers die statistische Vereinsthätigkeit in den Ländern deutscher Zunge.

In jedem Lande, ja man könnte fast sagen in jedem Orte gibt es Leute, welche täglich einer gewissen statistischen Thätigkeit schon ihres Berufs wegen obliegen. Abgesehen von Vereinen und Corporationen, wie beispielshalber die landwirthschaftlichen Vereine, die Gewerbevereine, die Handelskammern, und den für diese thätigen Beamten und Mitgliedern, kommen auf amtlichem oder halbamtlichem oder privatem Wege fast täglich mit der Bevölkerung in eine für statistische Zwecke brauchbare Berührung: die Rechtsanwälte, die Geistlichen, die Lehrer, die Aerzte, die Fabrikanten, die Kaufleute, die Agenten von Credit- und Versicherungsgesellschaften, die Leiter von Sparkassen, Spar- und

Vorschußvereinen, Gewerkvereinen, Bildungsvereinen, Turnvereinen, Gesangvereinen u. s. w. Einer jeden dieser Personalkategorien stellt sich die Bevölkerung unter einer andern Phase ihres Seins dar; ihrer Gesammtheit aber treten sämmtliche Phasen vor die Augen, weshalb sie vereinigt wol im Stande sein werden, ein zutreffendes Bild der Bevölkerung zu entwerfen. Neben den erwähnten Kategorien fehlt es auch sonst nicht an Persönlichkeiten, welche gleichfalls, unabhängig von ihrem Berufe und der damit gegebenen unwillkürlichen Veranlassung zur Beobachtung socialer Thatsachen, aus eigenthümlichem Interesse den Erscheinungen im Völkerleben folgen und die eine oder andere bestimmte Seite derselben zum Gegenstande ihres besondern Studiums machen.

Diese vereinzelten vortrefflichen Organe für eine sorgfältige Beobachtung und sachkundige Zustandsschilderung aufzusuchen, zu vereinigen, ihrer Thätigkeit bestimmte einheitliche Ziele anzuweisen, mit ihrer Hülfe wichtige Probleme der öffentlichen Wohlfahrt, der öffentlichen Gesundheit, der öffentlichen Sittlichkeit u. s. w. zu lösen, das ist es, worauf es bei der Organisation und Nutzbarmachung der Thätigkeit der statistischen Vereine ankommt.

In der Statistik wie im Staatsleben kommt es darauf an, die rechte Centralisation mit der rechten Decentralisation zu verbinden: eine zum höchsten entfaltete gemeinnützige Betheiligung aller Kreise der Gesellschaft und doch keiner autonom, sondern im Dienste des einen gemeinsamen Ganzen, des einen gemeinsamen Zweckes, jedes Glied nur am rechten Orte als ein eingreifender Theil des alles umfassenden Organismus, diesen tragend und von ihm wiederum getragen. Mit andern Worten, die gesammte statistische Thätigkeit der Bevölkerung, der Gesellschaft muß zusammengehalten werden durch einen Mittelpunkt, auf den hin alle einzelnen, in Vereinen organisirt, zusammenwirken. Die statistische Thätigkeit soll sich decentralisiren, die Statistik selber muß sich zugleich je mehr und mehr centralisiren. Am dringendsten ist gerade in der Statistik ein einheitlicher Gedanke, eine planmäßige Vollständigkeit und eine Beseitigung alles Ueberflüssigen geboten. Solcher Aufgabe entspricht eine angemessen gestaltete statistische Centralcommission für jeden Staat, in welcher die gesetzgebenden Factoren, die Organe der Verwaltung, die Vertreter der entsprechenden Wissenschaften Platz finden, damit durch sie die Statistik in Wahrheit der Prüfstein der Gesetze, die Controle und Leitung der Verwaltung und, was mehr als alles das ist, am Ende das Observatorium für die Wissenschaften vom sittlich-socialen Leben der Menschheit werde. Eine vollkommene statistische Centralcommission ist der persönliche Ausdruck des Bestrebens von Staat und Volk nach bester Selbsterkenntniß. In dem statistischen Vereinsnetze werden sie die Wurzeln ihrer Kraft finden; von dem Volke selber die Belehrung über seine statistischen Bedürfnisse empfangend, haben sie neben anderm auch dahin zu wirken, daß diesen Bedürfnissen in vernünftiger Weise Rechnung getragen werde. In dem statistischen Vereinsnetze werden sich die tüchtigsten Kräfte zur Ausführung jeder administrativen und parlamentarischen Enquête finden. Hiernach ist ein einmüthiges Zusammengehen des Vereinsnetzes, d. h. der organisirten Privatstatistik, mit der amtlichen Statistik selbstverständliche Voraussetzung.

Dem Aufrufe zur Begründung eines statistischen Vereinsnetzes für die Länder deutscher Zunge hat der Director Dr. Engel sogleich einen vollständigen Statutenentwurf beigefügt. Als Zweck des zu gründenden Vereinsnetzes wird darin zuvörderst bezeichnet:

1) Selbständige Beschaffung statistischer Notizen aus allen Gebieten des Staats- und Volkslebens, zur Beantwortung von Fragen der Wissenschaft, der Gesetzgebung und Verwaltung und des öffentlichen Interesses.

2) Werkthätige Unterstützung der Staats- und Gemeindebehörden bei allen größern statistischen Operationen, namentlich aber bei den periodischen Volkszählungen, bei den Gebäude- und Viehzählungen, bei den Aufnahmen für die landwirthschaftliche, gewerbliche,

Handels- und Verkehrsstatistik, ferner bei statistischen Untersuchungen über einzelne Zeitfragen u. dgl. m.

3) Verbreitung richtiger Ansichten über den Nutzen der Statistik und Darlegung des rechten Gebrauches ihrer Resultate durch Wort und Schrift.

4) Mündlicher Gedankenaustausch und gegenseitige Belehrung über statistische Fragen und Angelegenheiten und endlich

5) Gedeihliches Zusammenwirken der amtlichen mit der privaten Statistik.

Die Grundsätze für die Organisation des Vereinsnetzes sind folgende:

In jeder größern Stadt, in jedem Kreise oder sonst wie benannten, entsprechenden Bezirke können statistische Vereine ins Leben gerufen werden. Diese einzelnen Vereine heißen Zweigvereine. Die Centralleitung aller dieser einzelnen Zweigvereine hat ihren Sitz in Berlin und führt den Titel „Centralvorstand des statistischen Vereinsnetzes der Länder deutscher Zunge".

Mitglied des Zweigvereins kann jede männliche, mündige und unbescholtene Person werden, welche Interesse an der Statistik nimmt; die Aufnahme hängt von der Majorität der Vereinsmitglieder ab. Oeffentliche Behörden, Corporationen, Vereine, Institute, Gesellschaften sowie Gemeinden können gleichfalls Mitglieder werden und können sich in dem Vereine durch eins ihrer Mitglieder vertreten lassen. Jedes Mitglied ist befugt, an allen Versammlungen des Vereins seines Bezirks (Kreises, Ortes) mit beschließender Stimme theilzunehmen und besitzt das active und passive Wahlrecht zu den Aemtern des Vereins. Desgleichen ist es zur Theilnahme an den Generalversammlungen der Gesammtheit der Zweigvereinsmitglieder berechtigt, zur Abstimmung, Wahl und zum Gewähltwerden für die Aemter des Centralvorstandes. Jedes Mitglied empfängt ferner ein Exemplar der von seinem Zweigvereine wie von dem Centralvorstande herausgegebenen Schriften. Der jährliche Vereinsbeitrag soll auf 3 Thlr. preußisch Courant normirt werden.

Geleitet wird jeder Zweigverein durch einen Vorstand, welcher von den Mitgliedern aus ihrer Mitte mit absoluter Majorität gewählt wird, und zwar soll derselbe aus mindestens drei Personen bestehen und jährlich neu gewählt werden. Zur Ausführung der schriftlichen Arbeiten wählt der Vorstand jedes Zweigvereins einen Schriftführer, welcher ein festes Gehalt bezieht, während die übrigen Aemter des Vereins unbesoldete Ehrenämter sind.

Wenigstens alle drei Monate, außerdem aber so oft als es nöthig ist, findet eine Versammlung sämmtlicher Mitglieder des Zweigvereins statt.

Die Gesammtheit aller Zweigvereine wird von dem in Berlin seßhaften Centralvorstande geleitet. Diese Centralleitung erstreckt sich auf folgende Punkte: 1) den Verkehr mit der Staatsregierung und Bundesregierung sowie mit den statistischen Centralcommissionen; 2) die Unterbreitung geeigneter Vorlagen zur Berathung und Erforschung für die einzelnen statistischen Vereine; 3) die Delegation einzelner seiner Mitglieder zu den Versammlungen der statistischen Zweigvereine; 4) die Zusammenfassung der Thätigkeit der statistischen Zweigvereine innerhalb gewisser Fristen zu einem Gesammtbilde und die Berichterstattung hierüber an die Generalversammlung; 5) die Veranstaltung regelmäßiger, alljährlich stattfindender sowie etwaiger außerordentlicher Generalversammlungen der Mitglieder sämmtlicher statistischer Vereine und die Besorgung aller Geschäfte, welche die angemessene Vorbereitung und Abhaltung solcher Versammlungen betreffen; 6) die Sorge um Ausführung der Beschlüsse und die Realisirung der Wünsche der Generalversammlungen; 7) die Mitwirkung bei der Redaction des Centralorgans der statistischen Vereine; 8) die Einbringung von Vorschlägen bei der Generalversammlung behufs Ernennungen zu Ehrenmitgliedern des statistischen Vereinsnetzes für Persönlichkeiten, welche

sich um die Statistik in hervorragender Weise verdient gemacht haben; 9) endlich im allgemeinen jede Förderung der Zwecke des Vereinsnetzes, wo sich die Gelegenheit dazu bietet.

Der Centralvorstand besteht aus 18 Mitgliedern, davon werden 9 von der Generalversammlung gewählt und diese 9 cooptiren weitere 9 Mitglieder. Die Amtsdauer der gewählten und der cooptirten Mitglieder ist 2 Jahre. Der Centralvorstand verwaltet sein Amt als unentgeltliches Ehrenamt. Er wählt aus seiner Mitte einen Präsidenten und einen Stellvertreter desselben, ebenfalls auf die Dauer von 2 Jahren; deren Wiederwahl ist gestattet. Außerdem aber erwählt der Centralvorstand, es ist ihm überlassen, ob aus seiner Mitte oder aus allen übrigen Vereinsmitgliedern, einen Generalsecretär, dessen Amt ein besoldetes ist.

Regelmäßig findet jährlich eine Generalversammlung statt, an welcher sämmtliche Mitglieder aller Zweigvereine theilzunehmen berechtigt sind. Erforderlichenfalls kann der Centralvorstand auch außerordentliche Generalversammlungen anberaumen.

Als Centralorgan des Vereinsnetzes wird eine „Zeitschrift des statistischen Vereinsnetzes der Länder deutscher Zunge" ins Leben gerufen, welche die sämmtlichen Mitglieder über die wichtigsten Vorgänge auf dem Gebiete der Statistik in fortlaufender Kenntniß erhält, namentlich aber den regen Gedankenaustausch unter ihnen erhält und sie ununterbrochen von der gesammten Vereinsthätigkeit zu unterrichten hat. Die Redaction der Zeitschrift liegt dem Generalsecretär des Vereinsnetzes ob. Die speciellen Rubriken der Zeitschrift sind: Anzeigen der Generalversammlungen sowie der Quartalsversammlungen der Zweigvereine; Mittheilung der Tagesordnung und der Vorlagen für die Generalversammlungen; Mittheilung der von den Generalversammlungen und Versammlungen der Zweigvereine ausgesprochenen Resolutionen, Wünsche und der von ihnen gefaßten Beschlüsse; Vorschläge zu Forschungs- und Berathungsgegenständen für einzelne Länder oder Gegenden; Erörterungen über Plan und Methode von auszuführenden statistischen Arbeiten, welche das gesammte Vereinsnetz oder einzelne Zweigvereine freiwillig unternehmen, oder wozu deren Mitwirkung in Anspruch genommen wird; endlich statistische Schilderungen von Ländern, Landestheilen u. s. w. durch Mitglieder des Vereins. Die Vorstände der Zweigvereine haben die Verpflichtung, der Redaction des Centralorgans regelmäßig diejenigen Nachrichten aus ihrem Vereinsnetze zukommen zu lassen, welche von allgemeinem Interesse sind und zu deren systematischer und übersichtlicher Darstellung das Organ gegründet ist.

Angesichts der großen statistischen Arbeiten, welche für das Jahr 1870 den Bestimmungen des Zollvereins gemäß nach der üblichen dreijährigen Frist wiederkehren, darf mit der Bildung des Vereinsnetzes nicht gezögert werden. Die allgemeine Volkszählung findet in den Ländern des Deutschen Zollvereins am 3. Dec. 1870 statt, die Vorbereitungen dazu werden erheblich früher beginnen müssen, wenn sie genügen sollen. Die erste Generalversammlung der Vereine ist deshalb auf das Frühjahr 1871 in Aussicht genommen, ein Centralvorstand hat sich provisorisch durch die Gründer des Vereinsnetzes constituirt, um einer definitiven Constituirung durch die Generalversammlung Platz zu machen.

Das Gedeihen des ganzen Unternehmens, welches von dem unablässig schöpferischen ersten Statistiker Deutschlands angeregt worden, hängt nun offenbar wesentlich, ja zum großen Theil lediglich von dem Sinne und der Theilnahme der gebildeten Schichten in der Bevölkerung ab. Ist es erst dahin gekommen, daß von jedem größern Orte in jedem Lande deutscher Zunge sich ein Kern angesetzt hat im Geiste jenes oben ausgeführten großartigen Vorschlages, so wird es nicht fehlen, daß durch das wechselseitige Ineinandergreifen aller dieser embryonischen Vereine ihnen allen auch wechselseitig Kraft und Gedeihen und Erweiterung zugeführt wird. Das in der neuesten Zeit so glücklich entfaltete

und weiter sich entfaltende Vereinsleben in den deutschen Landen wird in einer neuen Richtung sich Bahn brechen und immer zahlreichere Kräfte zur Betheiligung heranziehen. Es wird mit den statistischen Vereinen um so mehr gelingen, als ihr Gegenstand zum Theil an die bereits vorhandenen, aber mehr oder weniger latenten Interessen, anknüpft; der offenbare Nutzen für Leben und Wissenschaft, für Staat und Gesellschaft, für weitere und engere Kreise, für das Ganze und den Einzelnen, welchen die Förderung der Statistik mit sich führt, wird immer mehr begriffen werden, und je mehr das der Fall ist, in demselben Maße wird das Leben der statistischen Vereine sich erhöhen und ausbreiten. Schon bisher hat sich ein bewundernswerther Eifer gelegentlich der deutschen Volkszählungen, welche in dreijährigen Perioden wiederkehren, in der Bevölkerung kundgegeben, in dem Maße als sie intelligent und gemeinsinnig geweckt war. Die großen Städte haben sich, zum Theil in großartiger Weise, hierbei ausgezeichnet; wir verweisen auf das oben bereits angeführte Beispiel der Stadt Berlin bei der Zählung des Jahres 1867. Es hat aber sehr viel gefehlt, daß selbst in dem erwähnten Falle das Höchstmögliche geleistet worden; lähmenden Widerstand vielmehr fanden hier, mitten in der Hauptstadt Deutschlands, der um ihrer Intelligenz willen so viel berühmten, die statistischen Aufnahmen in einem großen Theile der minder gebildeten Bevölkerung. Eine erstaunliche Unwissenheit, ein fast unbegreifliches Mistrauen in vielen Häusern gegen die Zählungen, die doch obenein etwas Gewohntes, alle drei Jahre Wiederkehrendes seit langer Zeit sind! Die Folge davon absichtliche Täuschung, bewußt falsche Angaben und wo dergleichen nicht der Fall war, doch nachlässige, wenig gewissenhafte Auskünfte. Welch ein Gebiet ist hier allein gegeben für die aufklärende, erziehende Thätigkeit jener Vereine; wie können sie hier vorbereiten, unterrichten und so zu gleicher Zeit den besondern Interessen der Statistik dienstbar sein und der Sache der Volksbildung.

Möge jeder dieses neue Werk nach seinen Kräften unterstützen, möge er seine Kraft hinzuthun zu der Gesammtkraft des öffentlichen Lebens, welches mit jedem Tage mehr die Bestrebungen zum Ganzen hervorruft aus philiströser Isolirtheit, aus beschränktem Egoismus!

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Das größte musikalisch-dramatische Talent der Gegenwart ist unbestreitbar Richard Wagner, dessen Principien wir zwar in einzelnen Punkten angegriffen, in mehrfacher Hinsicht aber auch als werthvolle Errungenschaften der scenischen Tonkunst vertheidigt haben. Die letzte bedeutende That des Dichtercomponisten ist das musikalische Drama „Walküre", um dessen Inscenesetzung sich das münchener Hoftheater ein nicht geringes Verdienst erwarb; denn es ist durch die münchener Aufführungen die Lebensfähigkeit des Werkes, die Möglichkeit der Wiedergabe bewiesen worden und die Reproduction hat die Schöpferkraft des Tondichters wiederum in dem Maße offenbart, daß für die deutschen Bühnen der „Ring des Nibelungen" als ein Object regen Interesses und gespannter Aufmerksamkeit erscheinen muß. Bei weitem mächtiger als im „Rheingold" wirken in der „Walküre" Text und Musik, welche beiden Factoren in innigster Zusammengehörigkeit die Entwickelung des ganzen Stoffs darlegen und sowol die zu Grunde liegende Idee, als auch die musikalisch-dramatische Conception in fertigen, abgerundeten Tableaux zur Geltung bringen. Der Dichtercomponist baut sein Werk durchaus logisch auf und benutzt dazu die Charaktere nach der „Edda" und „Wölsunga-Saga" mit einem außerordentlichen scenischen Geschick, welches sich in noch höherer Potenz und in noch größerer

Abklärung zeigt als im „Lohengrin". Wie Wagner aber in letztgenanntem Bühnenwerke das Princip der musikalischen Declamation auf die Spitze treibt und den Wortausdruck auf Kosten der geschlossenen Form nicht selten der Art anwendet, daß er vom Kothurn der Tondichtung zur musikalischen Prosa herabsteigt, in welcher er nur durch gehobene Accentuation die Tonkunst an dem Fortgange theilnehmen läßt, so verfällt der Meister auch in dem neuen Kunstwerke oft in jenes extreme Verfahren und vernachlässigt dann die Form zu Gunsten des Wortaccents in der ausgedehntesten Weise. Daß aber die metrische Form im engsten Bunde mit dem richtigen, der sprachlichen Schönheit entsprechenden Accente auftreten kann, ist von den classischen Meistern, besonders von Robert Schumann in der Liedcomposition oft genug bewiesen worden, weshalb sich auch kein Grund finden läßt, jene durch unendlich lange Recitative erzeugte Monotonie in einzelnen Partien der „Walküre" zu rechtfertigen. Indem wir uns vorbehalten, auf die Bedeutung Richard Wagner's und auf die Schöpfungen desselben später einmal näher einzugehen, berühren wir hier in dieser Uebersicht nur kurz die Vorzüge und Schwächen der Walküre, als deren Träger Siegmund und Sieglinde, Hunding (der Gegner Siegmund's), Wotan, Brunhilde, Fricka und acht Walküren auftreten. Von diesen hat der Dichtercomponist besonders das Schwesterliebespaar Siegmund und Sieglinde bedacht, deren Begegnung und Liebesscene im ersten Acte als die Perle des Werkes zu bezeichnen sind. Auch die Sprache erhebt sich hier weit über die Opernlibrettoschablone, sie wächst bis zu tragischer Größe empor und wirkt durch dramatischen Schwung, durch Macht der Empfindung und formellen Aufbau schon an sich bedeutend auf den Zuhörer, welcher zugleich durch die wahrhaft geniale Steigerung in der musikalischen Conception, durch den Zauber in der reichen Entfaltung der Klangfarben unwiderstehlich fortgerissen wird. Daß dem Tondichter die Scenen zwischen Wotan und Fricka, wie zwischen jenem und Brunhilde theilweise weniger gelungen sind und nur der Schluß des Werkes, wo Brunhilde auf Wotan's Befehl die Schar der Walküren verlassen und als Sterbliche in den Schlaf versinken muß, aus welchem sie nur der Tapferste erlösen kann, an das erwähnte Liebesduett hinanreicht, darf nicht verschwiegen werden, wohl aber könnten die entschieden vorhandenen Schwächen den Autor bewegen, durch Zusammenziehungen und leicht zu bewerkstelligende Kürzungen die Monotonie zu mildern und dadurch den dramatischen Aufbau noch prägnanter zu gestalten; denn es sind auch in diesen verhältnißmäßig schwächern, durch lange Recitative ausgedehnten Partien so viele interessante und fesselnde Momente vorhanden, daß die alle Selbstüberschätzung abstreifende Meisterhand durch geschickte Reducirung auf die Pointen bald den Kern in feinerer Abschälung vorführen könnte. In der moralischen Weltordnung gibt es nun einmal keine „Infallibilität", und Wagner würde sich gewiß nur nützen, wenn er bei Betrachtung des Selbstgeschaffenen zuweilen mit „non placet" aburtheilen wollte. Abgesehen von diesen Schwächen ist aber, wie bereits angedeutet, die scenische Zusammenfassung des Vorgangs außerordentlich gelungen, ja dieselbe muß unbedingt bei einigermaßen einsichtsvoller Verwerthung der activen Kräfte einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Die münchener Reproduction darf also das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dem Werke den Weg in die Oeffentlichkeit gebahnt zu haben und zwar in so ehrenvoller Weise, daß der lebhafte Dank des Publikums, wie er sich in der von uns besuchten Aufführung äußerte, nur als gerechtfertigt anerkannt werden muß. Die Liebe zwischen Siegmund und Sieglinde, welche Charaktere Herr und Frau Vogl vorzüglich zur Geltung brachten, die Eifersucht Hunding's (Hr. Bausewein), der auf Wotan's Anordnung seinen von Brunhilde beschützten Gegner Siegmund erschlägt, die Macht Wotan's (Hr. Kindermann), die Kühnheit der Walküre Brunhilde (Frl. Stehle) und deren Mitgefühl beim Schmerze Siegmund's, wie dieser sein trauriges Schicksal aus ihrem Munde vernimmt, und die Rührung Wotan's beim Abschiede von Brunhilde, alle diese Eigenschaften traten in der Handlung, gehoben durch die Leitmotive und durch den Schmuck der Orchesterfarben, oft überwältigend an den Zuhörer heran und drängten das Bedauern über manche störende Längen in den Hintergrund. Da Fricka an sich schon eine nebensächliche Figur im musikalischen Drama ist und durch ihre Haltung dem Wotan gegenüber das Interesse nur in sehr geringem Grade zu erwecken vermag, so erhielt auch Frl. Kaufmann nicht dieselbe stürmische Acclamationen, mit welchen das Publikum die übrigen Darsteller und

den Chor der Walküren, bestehend aus den Damen: Frl. Possart, Leonoff, Müller, Hemauer, Eichheim, Ritter, Seehofer und Tyroler, ehrte. Von den scenischen Anordnungen erwähnen wir kurz die Wohnung Hunding's, welche am Schluß des Liebesduetts vom Mondlicht übergossen wird. Dadurch gewinnt das Auge einen Blick auf die hinter dem Wohnraume ausgebreitete Frühlingslandschaft, deren Schönheit im entscheidenden Momente wahrhaft zauberisch wirkt. Auch das wilde Felsengebirge zum Aufenthalt für die Walküren, die großen Wolkenzüge, durch welche Walküren (d. h. verkleidete Cavaleristen) auf wirklichen Pferden dahinsprengen, die elektrischen Lichteffecte und das schützende Feuer, welches Wotan um die geliebte Tochter Brunhilde zaubert, damit sie nicht von einem Schwachen im Schlafe überwältigt werde, sind prächtige Effecte zur Erhöhung des Glanzes. Sie sind aber durchaus nicht so enorm schwierig herzustellen, daß kein anderes Theater als das münchener dieselben anwenden könnte. Im Gegentheil glauben wir, daß man mit verhältnißmäßig nicht zu bedeutenden Mitteln auf allen großen Bühnen bei weiser Fürsorge und richtiger Berechnung den scenischen Apparat leicht aufzubringen vermöchte, sodaß dann die Ausstattung mit der münchener getrost concurriren dürfte.

Wie Wagner trotz seiner durchaus nicht zu billigenden Excentricitäten vermöge der seinen Werken innewohnenden Kraft der Gestaltung auch auf andern Bühnen zur Geltung kommt, beweisen z. B. die sogenannten Musteraufführungen Wagner'scher Opern auf der weimarischen Hofbühne, wo der „Fliegende Holländer", „Tanhäuser", „Lohengrin" und „Die Meistersinger" das Publikum von nah und fern herbeilockten. Man hat zwar den Ausdruck „Muster"-Aufführungen bestritten; indessen sind doch alle Sachverständigen darüber einig, daß in Anbetracht der Stellung des weimarischen Theaters die Reproductionen mit vollster Achtung vor dem Streben und der Thatkraft der dortigen Direction entgegenzunehmen waren. Als Solisten zeichneten sich Hr. von Milde (Bariton) und Frl. Reis (Sopran) aus Weimar, Frau Mallinger, Hr. Niemann und Frl. Brandt aus Berlin, Hr. Scaria aus Dresden, Hr. Dr. Gunz aus Hannover und Hr. Hasselbeck (früher in München) ganz besonders aus, gleichwie auch Chor, Orchester und Inscenirung dem Ganzen zur Ehre gereichten.

Vor diesen Vorführungen Richard Wagner'scher Werke hatte der „Allgemeine Musikverein" eine Beethoven-Feier in Weimar veranstaltet, welche vom 26. bis 29. Mai die zahlreichen Besucher festhielt und als Hauptwerke brachte: Beethoven's „Missa solemnis" unter Direction des Hrn. Professor Riedel aus Leipzig und unter Mitwirkung der Damen Frau Otto-Alvsleben und Frau Krebs-Michalesi aus Dresden, der Herren Schild und von Milde aus Weimar, des Hrn. Concertmeister David aus Leipzig, des Riedel'schen Gesangvereins, des Kirchenchors wie der Singakademie in Weimar und eines aus den Hauptkapellen von Sondershausen und Weimar zusammengesetzten Orchesters, verstärkt durch Tonkünstler aus Breslau, Dessau, Dresden, Erfurt, Leipzig, Meiningen; ferner die neunte Symphonie von Beethoven, Lieder dieses Meisters und Streichquartette desselben, Op. 135 und 131, welche letztern bezüglich der Ausführung durch die Herren Hellmesberger, Kömpel, David und Grützmacher als die Glanzpunkte des Festes bezeichnet werden. Neben Beethoven'schen Werken kamen eine Menge anderer Productionen jüngerer und älterer Tonsetzer zu Gehör, welche zur eigentlichen Beethoven-Feier wol nicht gehörten, sondern deren Aufführung vermuthlich nur deswegen angeordnet wurde, weil einmal die vorhandenen Kräfte eine solche leichter als zu andern Zeiten ermöglichte. Dieselben sollen bald mehr, bald weniger angeregt haben; bei einigen bemerkte man, wie wir hören, eine gewisse Negation Beethoven'scher Principien, welche sich besonders in der Composition des Franzosen Saint-Saëns aussprach. Die Beethoven-Feier in Königsberg gestaltete sich mit Hinweglassung aller Nebenmotive und Selbstvergötterungen zu einem bedeutungsvollen Ereignisse der nordischen Stadt, welche mit Begeisterung während der drei Festtage den Aufführungen ihre rege Theilnahme widmete. Der erste Tag brachte die „Missa solemnis", der zweite Tag war zur Wiedergabe der Egmont-Ouverture, der Arie „Abscheulicher" aus Fidelio, des Es-dur-Pianoforteconcerts, des Terzetts „Tremate" für Sopran, Tenor und Baß, Op. 116, des Violinconcerts, Op. 61 und der „Neunten Symphonie" bestimmt; der dritte Tag endlich enthielt viele Lieder, die Cellosonate, Op. 69, Streichquartette und das Trio, Op. 70, D-dur. Die Directoren Hr. Laudien aus Königsberg und Hr. Nikolaus Rubinstein aus Moskau, welcher sich auch als Klavierspieler be-

theiligte, ferner die Solisten Frau Bellingrath-Wagner (Sopran) aus Dresden, Frau Musikdirector Würst (Alt) aus Berlin, und die Herren Geyer (Tenor), Krause (Baß), de Ahna (Violine), W. Müller (Violoncello) aus Berlin und die musikalische Akademie mit ihrem Obervorsteher Professor Dr. Zander vereinte sich zu einem herrlichen Tonkörper, welchen der Beethoven'sche Geist beseelte und zu hohen Leistungen kräftigte. Auch Aachen hatte bei Gelegenheit des 47. Niederrheinischen Musikfestes auf den hundertjährigen Geburtstag Beethoven's Rücksicht genommen und das Programm für den ersten Concerttag mit der „Missa solemnis" und „Sinfonia eroica" des Meisters geschmückt. Das zweite Festconcert eröffnete ebenfalls ein Beethoven'sches Werk: die große Leonoren-Ouverture Nr. 3, worauf Händel's Oratorium „Deborah" folgte, und am dritten Tage, an welchem — wie üblich — das sogenannte Künstlerconcert stattfand, enthusiasmirten die engagirten Solokräfte durch ihre Leistungen das in der akustisch so trefflichen Concerthalle zusammengedrängte Publikum, indem Frl. Orgeny die große Arie der Agathe aus dem „Freischütz", Frau Joachim eine Scene aus Gluck's „Alceste" und Hr. Joachim das Beethoven'sche Violinconcert mustergültig zu Gehör brachten. Die Direction lag in den Händen des vorzüglichen Altmeisters Franz Lachner und des verdienstvollen aachener Musikdirectors Breunung, von welchen der erstere seine Kräfte auch dem vom 2.—4. Juli stattgehabten manheimer Musikfeste widmete. Neben demselben fungirten hier als Solokräfte Frl. Ritter aus München, Frl. Pappenheim aus Braunschweig, Frau Ullrich-Rohn aus Manheim, Hr. Vogl aus München und Hr. Hill aus Schwerin. Das Programm des Festes enthielt Beethoven's Ouverture in C-dur, Op. 124, dessen „Missa solemnis", „Neunte Symphonie" und Concertarie „A perfido", außerdem Werke von Mendelssohn, Schumann, Lotti, Vittoria, Weber, Schubert u. s. w.

Während in den genannten Residenz- und Provinzialstädten die deutsche Musik nach Kräften gepflegt wurde, feierten auch die großen Hauptstädte Berlin und Wien keineswegs. Auf den Hauptbühnen beider erschienen Richard Wagner's „Meistersinger" und errangen einen nicht zu unterschätzenden Erfolg. Zwar hat sowol die maßgebende berliner als auch wiener Presse mit Schärfe die Mängel des Werkes gegeiselt und mit Recht darauf hingewiesen, daß jenes dem Dichtercomponisten eigenthümliche, zuweilen extreme Verfahren nicht als Ausgangspunkt für die Fortentwickelung der Tonkunst zu betrachten sei. Wohl aber konnte man doch nicht die durchgreifende Macht vieler Schönheiten ableugnen, welche sich, wie wir an diesem Orte übereinstimmend mit Ludwig Hartmann's Urtheil bemerkten, in jedem Acte und namentlich in den Abschnitten der letzten Abtheilung geltend machen. Daß sich vielleicht in Dresden, trotz der Zerstörung des schönen Kunsttempels, die „Meistersinger" selbst auf dem Interimstheater länger halten als in der preußischen und österreichischen Metropole, liegt besonders an der Vorliebe des dresdener Publikums für Wagner'sche Erzeugnisse, welche hier bekanntlich stets mit großem Enthusiasmus aufgenommen worden sind. Ferner ist zu bedenken, daß in Berlin und Wien die Kunstinteressen sich zersplittern, in Dresden aber das Hoftheater für Oper und Schauspiel den hauptsächlichsten Anziehungspunkt bildet. In Berlin dirigirte das Werk Hr. Hofkapellmeister Eckert, neben welchem geistreichen Führer sich Frau Mallinger (Eva), Hr. Betz (Hans Sachs), Hr. Niemann (Walther), Hr. Basse (Beckmesser), Hr. Krüger (David), Frl. Brandt (Lene), Hr. Fricke (Pogner), Hr. Krause (Kothner), die wohleinstudirten Chöre und Hr. Regisseur Hein verdient machten. Zugleich fügen wir hinzu, daß in Berlin Gluck's „Armide" mit Frau von Voggenhuber in der Titelrolle und die 400. Aufführung von Mozart's „Don Juan" als glänzende Thaten des königlichen Opernhauses hervorgehoben zu werden verdienen, während Kroll's Bühne in neuerer Zeit durch theilweise recht gelungene Opernvorstellungen das Publikum zu interessiren suchte. Die üblichen Concerte der Hofkapelle, der Singakademie, des Domchors, der verschiedenen Virtuosen (Joachim, Tausig u. s. w.) erhöhten den Reiz des musikalischen Lebens in Berlin, welches durch die rege Thätigkeit der musikalischen Leiter in Wien nicht in den Schatten gestellt werden konnte. Hier erlebten die erwähnten „Meistersinger" im neuen prachtvollen Opernhause die erste wiener Aufführung, welche — wie in Berlin — theils warme Verehrer, theils nicht zu bekehrende Gegner des Autors fand. Leider stellte es sich heraus, daß die Akustik des herrlichen Raumes mit der äußern Pracht nicht im Einklang steht, weshalb auch so manche Züge der geistvollen Composition nicht ganz ver-

ständlich waren. Wenn wir von unverständlichem Ausdruck bezüglich der Reproduction sprechen, so nehmen wir natürlich keine Rücksicht auf den „Prügelchor", dessen Stimmführung an sich schon so wenig den Gesetzen der Kunstschönheit entspricht, daß von einer verständniß- und ausdrucksvollen Wiedergabe gar keine Rede sein kann; denn man möge diesen Chor richtig oder falsch vortragen, er ertöne in einem dem Vortrage günstigen oder ungünstigen Raume, immer wird derselbe unmusikalisch wirken. Das Werk leitete Hr. Hofkapellmeister Herbeck, dessen Directionsgaben die höchste Anerkennung verdienen, unter seiner Führung verrichteten die Truppen „Wunder an Tapferkeit und Ausdauer". Besonders erwarben sich die Chöre und das Orchester die vollste Hochachtung und auch die Solisten wetteiferten miteinander zu Ehren des Autors. Hr. Walter (Ritter Stolzing), Frl. Ehnn (Eva), Hr. Beck und Hr. Pirk (Sachs und David), Frl. Gindele (Magdalene), Hr. Rokitansky (Pogner) boten ihre besten Kräfte zum Gelingen des Werkes auf und es blieb nur zu bedauern, daß der Beckmesser wegen vorhergegangener Krankheit des Darstellers nicht den jener schwierigen Aufgabe gewachsenen Interpreten gefunden hatte. Brioschi's Decorationen erhöhten den äußern Effect, wie überhaupt die Intendanz alle Mittel zur würdigen Vorführung der Schöpfung in Bewegung setzte. Kleine Mängel, wie sie in jeder Aufführung bemerkt werden können, sind hier nicht weiter zu berühren, da sie auch von der Specialcorrespondenz nicht in den Vordergrund gestellt wurden.

Daß man in Wien gern und gut musicirt, ist hinlänglich bekannt und die verschiedenen Concertunternehmungen, Gesellschaften u. s. w., wie die Abonnementconcerte im neuen Opernhause, die Philharmonischen Concerte, die Productionen der Florentiner (Jean Becker), des Hellmesberger'schen und des Grün'schen Quartetts, die Singakademie, die Tonkünstlergesellschaft Haydn, der wiener Männergesangverein, der akademische Gesangverein, die Concerte der namhaftesten Virtuosen beweisen hinlänglich die Mannichfaltigkeit des dortigen Musiklebens. In Dresden finden neben den als gediegen und tüchtig oft hervorgehobenen Leistungen der Oper ebenfalls regelmäßige Aufführungen der königlichen Hofkapelle statt, und nicht selten vereinigen sich die besten Kräfte, wie z. B. die Singakademie, der Opernchor, die Solisten der Oper zu großen Reproductionen von Oratorien, welche entweder Hofkapellmeister Dr. Rietz oder dessen College Hr. Hofkapellmeister Krebs mit Umsicht leitet. Die Quartettproductionen der Herren Lauterbach und Genossen, die Einzelconcerte nahmen nach dem unglücklichen Brande des Hoftheaters einen noch höhern Aufschwung als sonst und leisteten den musikliebenden Dresdenern zum Theil Ersatz für das verlorene Kleinod.

Hinsichtlich der Einrichtung, Menge und Bedeutung stehen jedoch die leipziger Gewandhausconcerte allen voran und bisjetzt hat noch keine andere Stadt in dieser Hinsicht der musikalischen Metropole Deutschlands den Sieg streitig machen können.

Allerdings hat Paris, wo Pasdeloup's Wagner-Bestrebungen vor dem größten Theile des Publikums wenig Gnade fanden und die Einbürgerung Schumann'scher Musik nur langsam vorwärts schreitet, auch die berühmten Conservatoireconcerte. Wie wir aber aus eigener Erfahrung wissen, kann sich das pariser Orchester hinsichtlich der Vielseitigkeit bei weitem nicht mit dem leipziger messen, sondern es spielt jahraus jahrein die einmal festgesetzten Ouverturen und Symphonien, beschränkt sich hauptsächlich auf die technisch virtuose Ausführung derselben und bleibt deshalb von der eigentlichen Strömung, von dem innern, tiefen und vielgestaltigen Geiste der deutschen Musik ziemlich unberührt. Die Oper in Paris dagegen bringt wol manche Novitäten, diese sind aber in der Regel werthlos und können auf irgendwelche Bedeutung kaum Anspruch erheben. Auch Köln, wo Ferdinand Hiller wirkt, und Hamburg, wo Julius von Bernuth das musikalische Leben fördert, besitzen ihre regelmäßigen Abonnementconcerte, welche nach dem Muster der Gewandhausconcerte in Leipzig schon seit langen Jahren bestehen und nicht wenig zur Bildung des Geschmacks im Publikum beitragen. Dennoch vermochten die trefflichen Concertinstitute jener Städte noch bei weitem nicht den Ruhm und die Leistungsfähigkeit in dem Grade zu erwerben, wie er der künstlerischen Pflanzstätte, dem leipziger Gewandhausconcertinstitut, welches bereits längst das hundertfunfzigjährige Jubiläum feierte, zugesprochen werden muß. Fassen wir die Leistungen desselben in der letzter Saison 1869—70 zusammen, so ergibt sich, daß die Herren Concertmeister David und Kapellmeister Reinecke fort und fort dem Alten wie dem Neuen Aufmerksamkeit widmeten und mit ausdauern-

der Arbeitskraft die Interessen des Instituts zu wahren wußten. Das Orchester leistete wie immer ganz Vorzügliches und auch die Chöre erfüllten ihre Pflicht in sorgsam vorbereitetem Ensemble. An Chorwerken gelangten zur Aufführung von Brahms: zwei Frauenchöre mit Begleitung von zwei Hörnern und Harfe; von Cherubini: „Requiem aeternam" (aus dem Requiem in C-moll); von Händel: Cäcilienode; von Hiller: zwei Lieder für Sopran und Männerchor; von Mendelssohn: Musik zu „Athalia", Musik zu „Antigone"; von Reinecke: zwei Gesänge in kanonischer Weise für Frauenchor; von Mozart: Chor „O Isis" aus der „Zauberflöte"; von Richter: Kyrie und Gloria aus der „Missa solemnis"; von Weber: Scene aus „Euryanthe"; von Schubert: „Mirjam's Siegesgesang".

Von Ouverturen hörten wir von Gluck: „Iphigenie in Aulis"; von Mozart: „Zauberflöte"; von Beethoven: „Leonore" Nr. 3 und „Coriolan"; von Cherubini: „Medea", „Abenceragen", „Anakreon"; von Weber: „Euryanthe", „Oberon", „Freischütz"; von Spohr: „Jessonda"; von Mendelssohn: „Meeresstille und glückliche Fahrt"; von Schumann: „Manfred", „Genoveva"; von Berlioz: „Der römische Carneval"; von Gade: „Im Hochland"; von Bennett: „Paradies und Peri"; von Volkmann: „Fest-Ouverture"; von Reinecke: „Dame Kobold". Ferner gelangten zu Gehör die Suiten in D von Sebastian Bach und von Franz Lachner Nr. 2 und 5, das Octett von Mendelssohn für sämmtliche Streichinstrumente, und die Symphonien: von Haydn: „Oxford-Symphonie"; von Mozart: G-moll und C-dur mit der Schlußfuge; von Beethoven Nr. 2, 3, 4, 5, 7, 8 und 9; von Franz Schubert: C-dur; von Schumann: Nr. 1, 2 und 4; von Gade: Nr. 3; je 1 von Grimm, Bierling und Dietrich. Das Charakteristische des Grimm'schen Werkes bestand hauptsächlich in der Kanonform desselben. Es wurden auch reproducirt die Concerte für Violine in A-moll von Viotti, Nr. 5 von David und von Mendelssohn; die Concerte für Violoncell: von Schumann und von Goltermann, das Concertino für Flöte von Lobe, die Pianoforteconcerte und Concertstücke: von Beethoven: Es-dur (2 mal) und Phantasie mit Chor; von Chopin: „Allegro de Concert"; von Reinecke: in Fis-moll; von Schumann: Concertstück und Concert in A-moll; von Saint-Saëns; von Mendelssohn: G-moll; Hummel: H-moll; sodann Stücke für mehrere Instrumente: von Mozart: Serenade für Blasinstrumente; concertante Symphonie für Violine und Viola; von Bach: Concert für zwei Klaviere; von Reinecke: Improvisata für zwei Klaviere; Concert für zwei Violinen von Spohr (Adagio und Rondo); von Kalliwoda: Variationen für zwei Violinen; ferner kleinere Solostücke für Pianoforte, von Chopin: Notturnos in Cis-moll und Fis-dur; von Mendelssohn: „Gondellied" und „Rondo capriccioso"; von Schumann: Humoreske, Skizze (für Pedalflügel), Phantasiestück „Des Abends" (2 mal); von Mozart: Rondo in A-moll, Phantasie in F-moll; von Beethoven: Derwisch-Chor aus den „Ruinen von Athen" (Transscription); Weber: Rondo in C (aus der Sonate in C); von Scarlatti: Presto; von Rubinstein: Etude; von Gluck: Chor und Tanz der Scythen aus „Iphigenie in Tauris" (Transscription); von Alkan: Lied; von Bach: Toccata. Für Violine, von David: Andante und Scherzo capriccioso, Variationen über ein Thema von Mozart; von Bach: Präludium; von Beethoven: Romanze in F; von Ernst: Ungarische Lieder; von Spohr: Adagio; von Singer: „Rhapsodie hongroise". Für Violoncell, von Bach: Air, Gavotte. Für Clarinette: von Mozart: Adagio. Für Horn, von F. Strauß: Romanze.

Der Sologesang mit Orchester war vertreten durch folgende Werke: von Bach: Arie „Mein gläubiges Herz"; von Bruch: „Die Priesterin der Isis in Rom"; von Cherubini: „Ego te amo"; von Boieldieu: Arie aus „Jean de Paris"; von Graun: Arie aus „Der Tod Jesu"; von Gluck: Arie aus „Orpheus"; von Donizetti: Arie aus „La Favorite"; von Haydn: Arien aus „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten"; von Händel: Arien aus „Rinaldo", „Judas Makkabäus", „Susanne" (2 mal), „Acis und Galathea"; von Mozart: Arien aus „Don Juan" (2 mal), „Figaro", Arie mit obligater Violine, Concertarie; von Mendelssohn: Arien aus „Elias", aus „Paulus"; von Halévy: Arie aus „Les Mousquetaires de la reine"; von Rossini: Arien aus „Tancred", aus „La Donna del Lago", aus „Der Barbier von Sevilla"; von Weber: Arien aus „Euryanthe" (2 mal); von Spontini: Arie aus „Die Vestalin"; von Winter: Arie aus „Das unterbrochene Opferfest".

Von Liedern wurden vorgetragen: von Schumann 4, von Brahms 2, von Beethoven „Liederkreis", je 1 von Schubert, Walter, Kirchner, Heuchemer, Mozart, Mendelssohn, Franz, Grädener, Josephson, Lindblad, Tanzlied aus Dalekarlien.

Schon die „Signale" hoben in Nr. 22 mit Recht hervor, daß unter den genannten Werken 12 zum ersten male vorgeführt wurden und die verschiedenen Componisten in folgender Weise Vertretung gefunden hatten: Schumann 16 mal, Mozart 15 mal, Beethoven 14 mal, Mendelssohn 12 mal, Bach 7 mal, Händel 6 mal, Weber 6 mal, Cherubini 5 mal, Reinecke 4 mal, Rossini, Schubert, Spohr, Brahms, Chopin, Gluck, David, Haydn je 3 mal, Lachner, Gade, Hiller je 2 mal, Lindblad, Josephson, Donizetti, Bruch, Kalliwoda, Dietrich, Halévy, Rubinstein, Viotti, Boieldieu, Saint-Saëns, Walter, Paladilhe, Alkan, Vierling, Graun, Spontini, Ernst, Scarlatti, Volkmann, Singer, Hummel, Heuchemer, Kirchner, Goltermann, Richter, Grimm, Lobe, Strauß, Grädener, Bennett, Winter, Berlioz, Franz je 1 mal.

Auch ist die Reihe der virtuosen Kräfte zu erwähnen, deren Leistungen in den Gewandhausconcerten entgegengenommen wurden: 1) Gesang: die Damen Frau Josephine Zinck, Frau Amalie Joachim, Frl. Anna Steffan, Frau Peschka-Leutner, Frl. Lilli Lehmann, Frl. Minna Borré, Frau Walter-Strauß, Frl. Therese Schneider, Frl. Albertine Volkart, Frl. Murjahn, Frau Julienne Flinsch; die Herren Rebling, Ehrke, Wiedemann, Schmidt, Hill, Stägemann. 2) Pianoforte: Frl. Pauline Fichtner, Frau Jaëll-Trautmann, Frl. Emma Brandes, Frl. Luise Hauffe; die Herren Reinecke, Saint-Saëns, Delaborde, Jaëll, Blumner. 3) Violine: Frl. Bertha und Emmy Hamilton, Frl. Franziska Friese; die Herren David, Wilhelmj, Röntgen, Singer. 4) Violoncell: die Herren de Swert und Hegar. 5) Flöte: Hr. Barge. 6) Clarinette: Hr. Landgraf. 7) Horn: Hr. Gumpert.

Die von David geleiteten höchst interessanten Kammermusikabende mußten von 8 auf 10 erhöht werden und erweckten fortwährend das regste Interesse. Das Conservatorium entfaltete eine enorme Thätigkeit und glänzte durch sechs große öffentliche Prüfungen, welchen Michaelis noch Chorgesang- und Orgelprüfungen nachfolgen sollen. Endlich ist aber auch noch der Tod des berühmten Pianoforte-Altmeisters J. Moscheles zu erwähnen, welcher am 10. März 1870 den trefflichen Mann im Alter von beinahe 76 Jahren überraschte, nachdem schon während der Krankheit desselben sein Amt am Conservatorium von den übrigen Lehrern des Pianofortespiels verwaltet worden war.

Leider hat überhaupt in diesem Jahre der Tod so manche musikalische Kraft dahingerafft, deren Wirken in der Welt Achtung genoß. Wir erwähnen das Dahinscheiden des Begründers der sogenannten belgischen Schule des Violinspiels, Charles Auguste de Beriot, welcher am 10. April 1870, 68 Jahre alt, vom irdischen Schauplatz abtrat, nachdem er, schon längst erblindet, von öffentlicher Thätigkeit sich zurückgezogen hatte. Sein bedeutendster Schüler ist der bekannte französische Virtuos Henri Vieuxtemps, dessen Compositionen von Oberflächlichkeit nicht freizusprechen sind, aber durch eine gewisse Grazie und Eleganz den Fachmann wie den Laien interessiren. Ferner ist das Ableben des am 8. Mai im Alter von 80 Jahren entschlafenen Professors Dr. Johann Gottlob Töpfer in Weimar zu verzeichnen, dessen Ruhm besonders durch sein ausgezeichnetes Werk über den Orgelbau ausgebreitet wurde. Als Orgelvirtuos zählte er gleichfalls zu den ersten seines Faches, und als Beurtheiler von Orgelwerken behauptete er unter den Lebenden durchaus den Altmeisterrang. Nach England und Frankreich wurde er nicht selten zu Orgelproben als Begutachter berufen, und in Deutschland widmete man seinem scharfen Urtheile oft Worte der vollsten Anerkennung. Auch der Tod des jungen vorzüglichen Orgelvirtuosen Thomas in Petersburg, welcher kaum 30 Jahre zählte, ist sehr zu bedauern, zumal sich derselbe in den letzten zwei Jahren als musikalischer Bearbeiter zu entwickeln begann. Schließlich sei noch das Dahinscheiden des beliebten Tanzcomponisten Joseph Strauß, des brandenburger Cantors Stückenschmied und des dänischen Componisten Emil Hornemann, dessen Lied „Der tappere Landsoldat" beliebt wurde, hier erwähnt.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hegel als Säcularphilosoph.

Von Rudolf Gottschall.

Die Säcularfeier des großen Philosophen, die an seinem hundertjährigen Geburtstage, dem 27. Aug. 1870, stattfinden sollte, ist infolge des Kriegs vertagt worden; wir aber wollen an dieser Stelle seinen Gedenktag nicht spurlos vorübergehen lassen.

Eine Ungunst des Schicksals, welches stets die deutschen Philosophen verfolgt hat, läßt die hundertjährige Jubelfeier eines großen Denkers wie Hegel mitten hineinfallen in die Aufregungen eines deutschen Nationalkriegs. Der Rest einer nicht allzu eifrigen Theilnahme, welche schon die der Philosophie feindliche Richtung der Zeit beeinträchtigt, wird verschlungen durch den Sturm und Drang einer nationalen Bewegung, welche eine entscheidende Umgestaltung der politischen Verhältnisse Mitteleuropas in Aussicht stellt. Die Musen schweigen unter dem Lärm der Waffen; die stille Arbeit des Gedankens wird stets von neuem gestört durch den Hereinbruch kriegerischen Lebens, welches alles Sinnen, Trachten und Empfinden, das Recht der unmittelbarsten Gegenwart für sich in Anspruch nimmt, und immer wieder wird die Wissenschaft, schon an und für sich das Stiefkind der stets für den Krieg gerüsteten Staaten, zu dem Ausspruch des Archimedes genöthigt, welcher den mit dem Schwerte hereinbrechenden Soldatenscharen zurief: „Noli turbare circulos meos." Und ist der Krieg nicht überhaupt ein Hohn gegen die Lehren der Weltweisheit, welche den Ewigen Frieden und die Verbrüderung der Menschheit predigt?

Freilich, wenn wir dem großen Weisen von Königsberg glauben sollen, welcher ja die „Präliminar- und Definitivartikel des Ewigen Friedens" entworfen hat. Immanuel Kant nennt freilich den Krieg ein barbarisches Mittel und meint, daß nach einem beendigten Kriege, beim Friedensschlusse, es wol für ein Volk nicht unschicklich sein möchte, daß nach dem Dankfeste ein Bußtag ausgeschrieben würde, den Himmel im Namen des Staates um Gnade für die große Versündigung zu bitten, die das menschliche Geschlecht sich noch immer zu Schulden kommen läßt. „Die Dankfeste während dem Kriege über einen erfochtenen Sieg, die Hymnen, die (auf gut israelitisch) dem Herrn der Heerscharen gesungen werden, stehen mit der moralischen Idee des Vaters der Menschen im nicht minder starken Contrast, weil sie außer der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie Völker ihr gegenseitiges Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viel Menschen oder ihr Glück vernichtet zu haben." Unter den sechs „Präliminarartikeln zum Ewigen Frieden" lautet der dritte: „Stehende Heere (miles perpetuus) sollen mit der Zeit ganz aufhören", und zur Begründung dieses Artikels führt der königsberger Philosoph an: „Sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen, reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen, und indem durch die darauf verwandten Kosten der Friede wahrlich noch drückender wird als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen, um diese Last los zu werden, wozu kommt, daß zum Tödten oder getödtet zu werden in Sold genommen zu sein, einen Gebrauch von Men-

schen als bloßen Maschinen und Werkzeugen in der Hand eines andern (des Staates) zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen läßt."

Von den „Definitivartikeln zum Ewigen Frieden" lautet der erste: „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein", d. h. im Sinne Kant's „repräsentativ", und der zweite: „Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein." Ein geheimer Artikel zum Ewigen Frieden aber müßte nach Kant's Entwurf lauten: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rathe gezogen werden!"

Wie werden über die harmlose Kindlichkeit dieser Anschauungen unsere Fürsten, Kriegs- und Staatsmänner lächeln! Von allen Sterblichen, welche eine kriegslustige Regierung zu Rathe ziehen würde, dürften die Philosophen wol die allerletzten sein! Welch eine reformatorische Ader aber war in dem schüchternen Männlein, welches Deutschland zu seinen größten Denkern zählt, und wie spannte er seine Philosophie, ähnlich wie sein Diener Lampe, der ihn bei seinen einsamen Spaziergängen auf dem Philosophendamme begleitete, den Regenschirm, fürsorglich gegen alles bedrohliche Unwetter der Zeiten aus. Er brachte die Träume eines goldenen, völkerbeglückenden Zeitalters in Paragraphen und Artikel; aber die Weltgeschichte ging über dieselben zur Tagesordnung über; das eiserne Zeitalter erklärt sich seitdem in Permanenz, und zwei Napoleone als Genien des Kriegs, der erste mit offener Gewaltthat, der zweite die Lüge des Friedens auf den Lippen, haben aus Europa ein großes Heerlager gemacht.

In der That, eine Jubelfeier Immanuel Kant's in einer Zeit des Krieges wie die unserige könnte nur eine polemische Bedeutung haben.

Ganz anders verhält es sich mit einer Jubelfeier Hegel's, welche auch in einer eisernen Zeit, die von Waffen starrt, nicht als ein Anachronismus, noch weniger als eine polemische Demonstration betrachtet werden darf. Hegel ist, außer Fichte, dem Prediger des nationalen Krieges, der einzige von allen deutschen Philosophen, der, im Gegensatz zu Kant's Theorie des Ewigen Friedens, auch den Krieg philosophisch verherrlicht hat. Herbart und seine Schule kümmert sich nicht um die Weltgeschichte, Krause schwärmt in freimaurerischen Gedanken von humanen Associationen und einem großen Völkerbunde; Schopenhauer aber sieht auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen nur den Jammer der Menschheit und sucht hier nur Beweise für eine Weltanschauung, welcher der Optimismus als eine ruchlose Gesinnung gilt.

Hegel's Kriegsphilosophie findet sich in seiner „Rechtsphilosophie" und beruht auf den Principien der Einleitung, in welcher die Stellung der Philosophie zur Wirklichkeit ausgesprochen ist und der oft wiederholte und noch öfter misverstandene Satz sich findet: „Was wirklich ist, das ist vernünftig." Damit macht der Denker auch Front gegen das Friedensapostolat des Kritikers der reinen Vernunft; denn er verwirft eine philosophische Theorie, welche über ihre gegenwärtige Welt hinausgeht. Baut ein Philosoph „eine Welt, wie sie sein soll, so existirt sie wol, aber nur in seinem Meinen — einem weichen Element, dem sich alles Beliebige einbilden läßt". Hegel dagegen strebt die Versöhnung der Philosophie mit der Wirklichkeit an. Eine diesem Princip huldigende Philosophie muß sich auch mit dem Kriege versöhnen, der unter den Actualitäten des Staatslebens in erster Linie steht.

Kant mit seinem Friedensevangelium erscheint als ein Denker, welcher Dichter und Prophet einer schönern Zukunft ist: ein Recht, das der Menschheit kein Dictat einer imperatorischen Vernunft verkümmern darf, wenngleich ebenso unvergänglich wie die Träume der Denker und Dichter, die Wirklichkeit ist, die ihrer spottet.

Gleich lebhaft aber, wie der Wunsch des Herzens, ist das Bedürfniß des Geistes, in den Thatsachen der Geschichte und der Wirklichkeit nicht blos ein Vernunftwidriges zu sehen, das um jeden Preis aus der Welt geschafft werden muß. Hier tritt nun der Philosoph des Wirklichen, hier tritt Hegel vor mit einer so erhabenen und schwunghaften Auffassung des Krieges, daß mitten in einer ernsten, kriegerischen Zeit die Säcularfeier dieses Philosophen keineswegs aus der Stimmung herausfällt oder eine disharmonische Tonart anschlägt, sondern wie mit gedanklichen Feierklängen die große Bewegung begleitet, indem die Bildsäule dieses Denkers wol ein Piedestal verträgt, das mit Waffen, Kriegsgeräth und Trophäen geschmückt ist.

In seiner „Rechtsphilosophie", wo der Philosoph vom Staate spricht, sucht er auch die philosophische Idee des Krieges zu erfassen, freilich mit dem Vorbehalt, daß die wirklichen Kriege noch einer andern Rechtfertigung bedürfen. Der Krieg erscheint ihm nicht als ein absolutes Uebel und als eine blos äußerliche Zufälligkeit, welche, sei es in was es wolle, in den Leidenschaften der Machthaber oder der Völker, in Ungerechtigkeiten u. s. w., überhaupt in solchem, das nicht sein soll, seinen somit selbst zufälligen Grund habe. Was an der Natur des Zufälligen ist, dem widerfährt das Zufällige, und dieses Schicksal eben ist also die Nothwendigkeit — wie überhaupt der Begriff und die Philosophie den Gesichtspunkt der bloßen Zufälligkeit verschwinden macht und in ihr als dem Schein, ihr Wesen, die Nothwendigkeit erkennt. Es ist nothwendig, daß das Endliche, Besitz und Leben, als Zufälliges gesetzt werde, weil dies der Begriff des Endlichen ist. Diese Nothwendigkeit hat einerseits die Gestalt von Naturgewalt, und alles Endliche ist sterblich und vergänglich. Im sittlichen Wesen aber, dem Staate, wird der Natur diese Gewalt abgenommen, und die Nothwendigkeit zum Werke der Freiheit, einem Sittlichen, erhoben. Der Krieg, als der Zustand, in welchem mit der Eitelkeit der zeitlichen Güter und Dinge Ernst gemacht wird, hat die höhere Bedeutung, daß durch ihn die sittliche Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen das Festwerden der endlichen Bestimmtheiten erhalten wird, wie die Bewegung der Winde die See vor Fäulniß bewahrt, in welche sie eine dauernde Ruhe, wie die Völker ein dauernder oder gar ein ewiger Friede versetzen würde. Im Frieden dehnt sich das bürgerliche Leben mehr aus, alle Sphären hausen sich ein, und es ist auf die Länge ein Versumpfen der Menschen; ihre Particularitäten werden immer fester und verknöchern. Aber zur Gesundheit gehört die Einheit des Körpers, und wenn die Theile in sich hart werden, so ist der Tod da. Ewiger Friede wird häufig als ein Ideal gefordert, worauf die Menschheit zugehen müsse. Kant hat so einen Fürstenbund vorgeschlagen, der die Streitigkeiten der Staaten schlichten solle, und die Heilige Allianz hatte die Absicht, ungefähr ein solches Institut zu sein. Allein der Staat ist Individuum, und in der Individualität ist die Negation wesentlich enthalten. Wenn also auch eine Anzahl von Staaten sich zu einer Familie macht, so muß sich dieser Verein als Individualität einen Gegensatz creiren und einen Feind erzeugen. Aus den Kriegen gehen die Völker nicht allein gestärkt hervor, sondern Nationen, die in sich unverträglich sind, gewinnen durch Kriege nach außen Ruhe im Innern. Allerdings kommt durch den Krieg Unsicherheit ins Eigenthum; aber diese reale Unsicherheit ist nichts als die Bewegung, die nothwendig ist. Man hört so viel auf den Kanzeln von der Unsicherheit, Eitelkeit und Unstetigkeit zeitlicher Dinge sprechen; aber jeder denkt dabei, so gerührt er auch ist, ich werde doch das Meinige behalten. Kommt nun aber diese Unsicherheit in Form von Husaren mit blanken Säbeln wirklich zur Sprache und ist es Ernst damit, dann wendet sich jene gerührte Erbaulichkeit, die alles vorhersagte, dazu, Flüche über die Eroberer auszusprechen. Trotzdem aber finden Kriege, wo sie in der Natur der Sache liegen, statt; die Saaten schießen wieder auf und das Gerede verstummt vor den ernsten Wiederholungen der Geschichte.

Man wird dieser Auffassung des Krieges nicht die Erhabenheit absprechen können, welche aller Philosophie eigen ist, die consequent in dem Allgemeinen und Nothwendigen das Vernünftige sucht und von jeder Verzärtelung der Individualität freizusprechen ist, ja die Verliebtheit in die persönlichen Interessen mit zermalmendem Hohn verfolgt. So eisern die Zeit sei — eiserner ist der Gedanke, der in ihrem vernichtenden Gange nur das Walten und die Offenbarung einer Idee erblickt, welche das Einzelne und Vergängliche in ihrem läuternden Feuer verzehrt.

Mit Unrecht hat man der Hegel'schen Philosophie eine zeitfremde, olympische Unnahbarkeit zum Vorwurf gemacht. Hegel persönlich war durchaus, was man im modernen Leben einen „Realisten" zu nennen pflegt, einen so hohen Rang auch sein System unter den idealistischen Gedankenbauten der Neuzeit einnimmt. Mit aufgeschlossenem Sinn verfolgte er alle Erscheinungen der Zeitgeschichte, alle Entdeckungen der Naturwissenschaft, ja selbst alle zufälligen Begegnisse des täglichen Lebens; er hatte Sinn, Auge, Verstand für alles, und gerade dies umfassende Interesse machte die Ausbreitung seines Systems über alle Fächer des Wissens möglich. Mögen daher die Realisten die Selbstbewegung des Begriffs leugnen und verspotten, welche ein System bildet, indem sie aus sich heraus alle Realität spinnt; sie werden mindestens eine geistvolle Auffassung der letztern in der Hegel'schen Philosophie nicht verkennen.

Auch die Zeitgeschichte war für den Denker nichts Fremdes; hatte er doch einmal die Lebensstellung eines Publicisten eingenommen, und zwar in einer der Gegenwart verwandten Zeit, der Zeit der deutsch-französischen Kriege, deren Erneuerung uns das zweite Kaiserreich bringt.

So sind die Berührungen Hegel's mit der unmittelbaren Gegenwart größer, als dies bei irgendeinen andern deutschen Philosophen, Fichte ausgenommen, der Fall ist; gleichwol muß das, durch den deutschen Kriegszustand gewaltsam von der Arbeit des Geistes abgelenkte Interesse als eine Ungunst der Verhältnisse gegenüber der Hegel'schen Säcularfeier betrachtet werden. Doch auch sonst darf man in Bezug auf sie wol von einer Ungunst der Zeit sprechen, welche überhaupt den philosophischen Bestrebungen nicht mehr die frühere Theilnahme schenkt. Die sogenannte speculative Philosophie ist sehr in Miscredit gekommen, die Zahl der Indifferenten und der Gegner im Wachsen. Im Reich der Wissenschaft überwiegt die Specialität, eine Gründlichkeit und Tüchtigkeit der Forschung, der oft die allgemeinen Gesichtspunkte fehlen. Die exacten Wissenschaften haben jede philosophische Auffassung schon früher zurückgewiesen; die Epoche der Naturphilosophie, welcher auch namhafte Naturforscher wie Oken und Steffens huldigten, war eine kurze. Physik und Chemie wiesen die philosophischen Eindringlinge alsbald wieder zurück, und die „speculative Physik", welcher Schelling zwei Zeitschriften gewidmet hatte, erschien den Physikern und Chemikern als eine Verirrung, ja als eine Misgeburt. Die Astronomie triumphirte über Hegel, der den planetenleeren Abstand zwischen Mars und Jupiter als eine speculative Nothwendigkeit construirt hatte, während gleich darauf das Teleskop in diesem „leeren Raum" neue Planeten entdeckte, deren Zahl von Jahr zu Jahr anwuchs. Auf diesem Gebiet galt nur die Forschung und zwar nur die Detailforschung. Man verzieh einem Nees von Esenbeck seine „Naturphilosophie" nur weil er auch auf dem Gebiete der beschreibenden Pflanzenkunde Tüchtiges geleistet und das System der „Pilze und Schwämme" mit eingehender Specialkenntniß dargestellt hatte. Ueberall machte sich eine oft engherzige Begrenzung geltend, eine verdienstliche Thätigkeit, der aber leider oft das geistige Band fehlte. Dies „geistige Band" bildete eben in der Blütezeit unserer Classiker und unserer Philosophie diese letztere. Der Philosoph war der Meister vom Stuhl in dem Freimaurerbunde aller Wissenschaften; ihm gegenüber fühlten sie sich auf dem

Boden geistiger Gemeinsamkeit; die Philosophie war das Arsenal, aus dem alle geistig Strebenden ihre Waffen holten, nach welcher Seite hin sie dieselben auch kehren mochten.

Wenn die Naturforscher zuerst abfielen, so folgten in neuer Zeit die Geschichtsforscher dem Beispiele derselben. Die Geschichtsphilosophie gilt für eine Sammlung bodenloser Constructionen, in der Luft schwebender Allgemeinheiten. In der That mochte der todte Schematismus, welchem einige Schüler Hegel's huldigten und welcher die geschichtlichen Thatsachen auf das Prokrustesbette der abgeschmacktesten Trichotomien spannte, um gleichsam die Weltgeschichte mit speculativen Figuren zu überkleistern, abschreckend genug wirken. Leider verlief sich der Weg der Geschichtsforschung auf der entgegengesetzten Seite in ein nicht minder verworrenes Detail und führte zu einer Apotheose der Thatsache um jeden Preis. Der Sinn für das Relevante oder Irrelevante des Geschehenen ging verloren; die Geschichte als die Chronik des Geschehenen hatte für alles dies gleiche Recht. Der Staub wurde von den verlorensten Actenstücken der Archive fortgeblasen; die kleinste Stadt, das vergessenste Reichsritterschloß, die versteckteste Abtei fanden ihre Geschichtschreiber, welche alle wichtige Beiträge zur Culturgeschichte zu veröffentlichen meinten. Daher kam die Ueberbürdung des literarischen Marktes mit zahllosen Arbeiten der Specialgeschichte. Mit Einem Wort, das gelehrte Atelier wurde auf den Markt gestellt, die Wissenschaft machte ihre Toilette vor der Nation. Doch diese will nicht die Forschung selbst sehen, sondern nur ihre Resultate. Man vergaß, daß die Geschichtswerke zur Nationalliteratur gehören sollen, wie die großen Muster des Alterthums beweisen. Freilich, es fehlte auch nicht an Historikern, welche diesen Mustern nachstrebten und große Epochen der Geschichte in künstlerischer Darstellung der Lesewelt vorführten. Aber eine tonangebende Richtung dieser Geschichtschreibung befand sich doch in stillem Widerspruch gegen den Geist der Geschichtsphilosophie; sie faßte die Geschichte einerseits so undramatisch wie möglich auf, indem sie keine einheitlichen Motive für die Thaten der geschichtlichen Helden gelten ließ, sondern an Stelle dieser starken Pfahlwurzeln der Charaktere ein möglichst zerfasertes Wurzelwerk von allerlei sich kreuzenden Beweggründen und Verhältnissen setzte; andererseits aber war sie weit entfernt, ihre Helden zu Organen des Weltgeistes zu machen und sie in den Dienst großer Ideen zu geben, sondern sie suchte mit Vorliebe dieselben in den Pragmatismus diplomatischer Verwickelungen, die sie aus den Actenstücken der Cabinetspolitik herauslas, zu verstricken und nicht die List der Vernunft, welche sich nach Hegel der Leidenschaften der Menschen für ihre Zwecke bedient, sondern die Vernunft der List, welche mit allerlei kleinen Mitteln für kleine Zwecke wirkt, als die treibende Kraft der Geschichte darzustellen. Eine diplomatische und psychologische Detailmalerei vertritt auch hier das von der Idee al fresco gemalte Geschichtsbild.

Auch die Alterthumswissenschaft bevorzugt das archäologische Detail vor der geistigen Auffassung. Aehnliches gilt von den einzelnen Facultätswissenschaften. Ueberall erscheint die Philosophie als der Störenfried und man weist ihr mit mehr oder weniger Energie die Thür.

Die positiven Wissenschaften verhalten sich meist indifferent oder feindlich gegen die Philosophie, welche früher ein enges Bündniß mit ihnen eingegangen war oder mindestens mit ihnen im lebhaftesten Verkehr stand. Diese Indifferenz oder Feindlichkeit gilt in erster Linie der Hegel'schen Philosophie, welche nicht nur den Höhepunkt der von der Gegenwart abgelehnten Speculation bezeichnet, sondern auch am aufdringlichsten, vermöge der geistigen Universalität ihres Begründers, sich in die Theorien der einzelnen Wissenschaften mischte. Inzwischen haben die Naturwissenschaften aus sich heraus ein eigenthümliches System entwickelt, das mit philosophischen Prätensionen auftritt und der „speculativen Philosophie" feindlich gegenübersteht. Mindestens prägt sich hierin das Bedürfniß gedanklicher Begründung und das Streben nach allgemeinen Kategorien aus;

denn der Teig bedarf der Kruste, wenn er ein verwendbares und genießbares Nahrungsmittel bieten soll. Diese philosophische „Kruste“ der Naturwissenschaften ist der Materialismus. Er kräht wie der Hahn auf dem Miste und glaubt ein geistiges Morgenroth zu verkündigen; gleichwol ist sein übermüthiges Gebaren gegenüber der alten Philosophie mehr als überflüssig; denn was an ihm Wahres ist, das hat sie selbst längst in sich aufgenommen; nur hat sie diesen Standpunkt nicht zum absoluten gemacht.

Der Materialismus, wie ihn sein geistvollster Vertreter Moleschott verkündet, ist die Lehre des Stoffwechsels; wir finden sie als den „Chemismus“ in Hegel's System wieder, sowol in der „Naturphilosophie“ wie im dritten Bande der großen „Logik“. Hegel sagt: der chemische Proceß ist ein Analogon des Lebens; die innere Regsamkeit des Lebens, die man da vor sich sieht, kann in Erstaunen setzen. Könnte er sich durch sich selbst fortsetzen, so wäre er das Leben; daher liegt es nahe, das Leben chemisch zu fassen. Hiermit ist die Philosophie des Chemismus und zugleich ihre Schranke gesetzt. Diese Schranke überschreitet Moleschott, indem er jenes Princip auch für die geistige und sittliche Welt zur Geltung bringen will, für die es gänzlich ungenügend ist. Was die Kategorien von Kraft und Stoff betrifft, die bei den Materialisten mit so absoluter Geltung auftreten, so dürfen wir wol auf die geistreiche Darstellung derselben im dritten Abschnitt der „Phänomenologie“: „Kraft und Verstand, Erscheinung und übersinnliche Welt“, verweisen, eine Darstellung, welche den todten Begriffen dialektisches Leben gibt, sie aber in der Bewegung der geistigen Gestalten an eine untergeordnete Stelle setzt. Gegen den Dualismus von Leib und Seele protestirt Hegel ebenso wie der Materialismus. In seiner „Philosophie des Geistes“ wirft er zwar dem letztern vor, daß er das Denken als Resultat des Materiellen darstelle, die Einfachheit des Denkens aus dem Vielfachen ableite, aber er rühmt ihm auch das „begeisterungsvolle Streben“ nach, über den zweierlei Welten als gleich substantiell und mehr annehmenden Dualismus hinauszugehen, diese Zerreißung des ursprünglich Einen aufzugeben. Hegel konnte zwar nicht die neuern Materialisten kritisiren, aber er hatte die Vorkämpfer des französischen Materialismus, den Verfasser des „Système de la nature“ und die andern im Auge, vor denen die neuern Vertreter dieser Richtung in philosophischer Hinsicht nichts voraushaben, wohl aber durch die wesentlich erweiterten Erkenntnißgebiete der Naturwissenschaften im Vorsprung sind.

Außer dem Materialismus, der die Thatsachen gegen die Gedanken ins Feld führt, dabei aber mit Begriffen wirthschaftet, die logisch nicht legitimirt werden, stehen namentlich auch die andern philosophischen Systeme im Widerspruche gegen das Hegel'sche, in erster Linie das Herbart'sche, die sogenannte „Realphilosophie“, welche ein einheitliches Princip verwirft und die Welt auf „vielen Realen“ aufbaut. Sie ist mit ihren Berechnungen des Vorstellungslebens, dessen Exercirreglement, dessen Rottenmärsche und Evolutionen sie mit militärischer Genauigkeit entwirft; mit ihrer Fremdheit gegenüber der Religions- und Geschichtsphilosophie, sowie mit ihrer „praktischen Philosophie“, welche das Ideal des gesellschaftlichen Lebens nicht im Staate verwirklicht sieht, allerdings der Hegel'schen Philosophie auf das schroffste entgegengesetzt und steht mindestens ihr ebenso gegenüber, wie die frühern „nominalistischen“ Theorien den „realistischen“ in der ältern Bedeutung des Wortes, die mit der neuern nicht im Einklange ist. Hat doch der Stifter des Systems selbst die Hegel'sche Philosophie einer sehr eingehenden kritischen Analyse unterworfen! Noch heftiger geberdete sich der geistreiche Modephilosoph Arthur Schopenhauer, welcher Hegel als einen großen Charlatan bezeichnete und in seinem an Cynismen reichen Sprachschatze nicht Worte genug finden konnte, um die Erbärmlichkeit dieses speculativen Windbeutels scharf zu kennzeichnen. Die Schmähungen Schopenhauer's

fallen in eine Zeit, in welcher die Hegel'sche Philosophie preußische Staatsphilosophie geworden war und eine unleugbare Herrschaft über das geistige Leben der Nation ausübte. Schopenhauer's Haß gegen die Universitätsprofessoren überhaupt fand neue Nahrung, Hegel gegenüber, in der äußern Machtstellung des Systems und seinem Anspruche auf Allgemeingültigkeit, während Schopenhauer's Philosophie ganz beiseitegedrängt war und der Stifter derselben wol nur als ein Querkopf betrachtet wurde von denen, die sein Hauptwerk in die Hand nahmen, oder sich mit der Anerkennung eines geistreichen, aber von den Facultäten nicht approbirten Selbstdenkers wie Jean Paul begnügen mußte. Daß die Schüler Schopenhauer's meistens blind auf die Worte des Meisters schwören und ihren Abscheu vor Hegel nicht durch die nähere Kenntnißnahme von dessen Schriften zu verstärken suchen, ist eine leichterklärliche Thatsache. Eine glänzende Ausnahme macht nur F. von Hartmann, der „Philosoph des Unbewußten", welcher den engen Zusammenhang des Hegel'schen und Schopenhauer'schen Systems behauptet und zwar gerade deshalb, weil sie Zuspitzungen entgegengesetzter Systeme sind. Er stellt das Princip Hegel's indeß hoch über dasjenige Schopenhauer's. Diesem ist der Wille das Ding an sich, das Wesen der Welt, die Vorstellung nur ein Hirnproduct. Hartmann meint, damit sei das absolut Dumme als Princip gewonnen, während bei Hegel im Gegentheil die Idee das Wesen der Welt und die dialektische Selbstbewegung des Begriffs der Weltproceß ist. Dies Princip ist der vollständigen Armuth des Schopenhauer'schen gegenüber das absolut reiche. Hartmann sagt, daß Hegel in seiner Logik das platonische Reich der an sich seienden Idee durchmessen, ihre eigene Selbstgebärung aus dem barsten Sein belauscht habe, aber die alles erschöpfende Idee habe an der Realität ihre Grenze gefunden, sie sei ihr unerreichbar geblieben; denn reell sei eben, wie Schelling sagt, was durch das bloße Denken nicht geschaffen werden kann.

Außer den alten Systemen sind indeß neue aufgetaucht, welche über Hegel hinauszugehen meinen, indem sie namentlich einen pantheistischen Theismus oder ähnliche, den Junghegelianern scharf gegenübergestellte Mischungen der Weltanschauung vertreten. Aber diesen Theorien der sogenannten theistischen Schule klebt etwas Zwitterhaftes an, so große Verdienste sich auch der jüngere Fichte, Weiße, Ulrici u. a. auf bestimmten philosophischen Gebieten, der Psychologie, Aesthetik u. s. w. erworben haben mögen. Daß auch diese Schule gegen Hegel polemisirt und dessen Philosophie für einen überwundenen Standpunkt erklärt, vermag die Thatsache nicht zu widerlegen, daß in dem Hegel'schen System die starken Wurzeln ihrer Kraft sind und daß sie namentlich die Methode der Darstellung dem berliner Großmeister der speculativen Weltweisheit abgelernt hat.

Wir sehen auf allen Gebieten den Einfluß Hegel's dem Anscheine nach gebrochen oder mindestens im Abnehmen; die Indifferenten, die Materialisten und Realisten, die Anhänger der andern philosophischen Schulen theils von verächtlicher Gleichgültigkeit gegen Hegel's metaphysische Gedankenspinnereien und geistige Glasbläsereien erfüllt, theils in offenem Kampfe gegen seine Principien begriffen, die andern Wissenschaften stolz auf ihre Emancipation vom metaphysischen Gängelbande, kurz einen Abfall, der sich in so triumphirender Weise vollzieht, als ob der Bann einer langanhaltenden Geistesknechtschaft gebrochen wäre.

Wohl darf da die Frage aufgeworfen werden, ob die Säcularfeier eines Philosophen, der so von allen Seiten verleugnet wird, noch eine nationale Bedeutung in Anspruch nehmen darf?

Einer der treuesten Schüler Hegel's, Karl Rosenkranz, beantwortet diese Frage bejahend in seiner Schrift: „Hegel als deutscher Nationalphilosoph" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1870), und wir können dieser Beantwortung nur zustimmen.

Der Einfluß eines Philosophen ist nicht gerade danach zu bestimmen, wie weit verbreitet die Lektüre seiner Werke ist und wie viele aus dieser Quelle zu schöpfen pflegen. Der Kantianismus war Jahrzehnte hindurch in Deutschland eine geistige Großmacht und beherrschte die Geister, ohne daß die Anhänger dieser Lehre gerade die „Kritik der reinen Vernunft" und die „Kritik der praktischen Vernunft" als Hauspostille benutzt hätten. Je machtvoller eine Philosophie die Geister beherrscht, desto zahlreicher sind die Kanäle, die aus den geistigen Reservoirs der bedeutenden Denker hinausführen in die Nation. Es sind dies nicht immer die großen Arterien der Literatur, zahlreiche feine Capillargefäße besorgen die Verbreitung des geistigen Herzblutes in das ganze Lebensnetz einer Nation. Man kann sagen, derartige Philosophien liegen in der Luft; ihre Grundsätze fliegen die Menschen an; selbst der Andersdenkende kann sich ihrem Einflusse nicht entziehen; man merkt überall ihre Spuren, ohne zu wissen, woher sie kommen.

Was diese geheime Art nationaler Verbreitung und eine im stillen die Geister beherrschende Machtstellung betrifft, so kann sich kein nachkantisches System mit dem Hegel'schen messen.

Es war ein stolzes Wort Hegel's: „Die Weltgeschichte ist der Fortschritt der Menschheit im Bewußtsein der Freiheit", ein Wort, das nicht spurlos verhallt ist, sondern in den Geistern zündete. Schon seit Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" hatte man sich gewöhnt, die Geschichte als eine Fortentwickelung der Menschheit und des Geistes zu betrachten, obgleich die entgegengesetzte Ansicht, die, zum Theil an Spinoza anknüpfend, nur eine Kette todter Nothwendigkeiten in dem Gang der geschichtlichen Ereignisse sieht, stets eine bedeutende Zahl von Anhängern zählte. Hegel hat den Herder'schen Gedanken erweitert und vertieft; seine Philosophie, deren innerstes Wesen Bewegung und Entwickelung ist, wenngleich die Bewegung und Entwickelung oder vielmehr die Selbstentfaltung des Begriffs in einer jenseitigen Welt vor sich geht, die sich wie ein feinerer Aether über dem Gewirr der irdischen Ereignisse lagert, hatte diese Bewegung und Entwickelung auch im Gang der Geschichte nachgewiesen, das Walten einer höhern Vernunft gegenüber dem blinden Spiel des Zufalls. Die große europäische Restaurationsepoche, deren Losung die Hemmung des sogenannten Fortschrittes, das Zurückhalten der Geister, ja die Umkehr zu früher gültigen Normen und Zuständen war, hatte kaum einen gefährlichern Gegner als die Hegel'sche Philosophie oder vielmehr das Princip derselben, diesen unaufhörlichen heraklitischen Feuerfluß einer alles schmelzenden oder fortreißenden Bewegung des Geistes. Hegel selbst galt in den Kreisen der Heiligen Allianz als wohlbestellter Professor des Bestehenden und zeigte selbst wenig Lust, sein Princip auf die nächste Gegenwart anzuwenden; seine Geschichtsphilosophie schien in der Rechtsphilosophie zu erstarren und als Residuum des Processes blieb in der Retorte ein ständisch-constitutioneller Musterstaat zurück, der für das damalige Preußen noch ein anstrebenswerthes Ideal sein mochte, aber als absolutes Staatsideal nicht haltbar erschien. Gleichwol trat dieser Versöhnung mit der Wirklichkeit, über der noch ein Rest einer auf fernere Ziele hinweisenden Beleuchtung schwebte, alsbald eine aus dem tiefern Princip der Hegel'schen Philosophie schöpfende Auffassung der Gegenwart entgegen, die über sie hinaus eine schönere Zukunft anstrebte. Es erschien als eine Inconsequenz, daß die gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsformen als eine fest gewordene Wirklichkeit construirt, gleichsam dem Fluß der geschichtlichen Bewegung entnommen wurden. Schon aus dem ersten Kapitel der „Phänomenologie" hatte man ja das „Jetzt" als ein nicht festzuhaltendes, verschwindendes Moment erkannt — so ließ es sich auch in der Geschichte nicht fixiren! Vorwärts war die Losung, muthig hinein in den Fluß der geistigen Bewegung, für den das „Jetzt" nichts ist als eine von der nächsten Welle verschlungene Welle und die Gegenwart ein breiter Stromesspiegel, der sich von Moment zu Moment erneut.

Die Reform, die Revolution sind aber die großen Hebel geschichtlicher Bewegung. Und derselbe Philosoph, welcher in der Einleitung der „Rechtsphilosophie" die Aufgabe der Philosophie nicht als das Belehren, wie die Welt sein soll, hingestellt, sondern nur als Erfassung des Gedankens der Welt, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet und sich fertig gemacht hat, konnte doch in der „Philosophie der Geschichte" eine Art von triumphirender Hymne über die große Französische Revolution nicht unterdrücken, weil da zum ersten mal der menschliche Geist sich auf die Vernunft, auf den Gedanken gestellt und danach die Wirklichkeit zu gestalten versucht habe. Die philosophische Jugend, in Hegel's Schule herangebildet, hielt sich an diesen Ausspruch des Philosophen. Was der Menschheit am Ende des 18. Jahrhunderts so schön zu Gesicht stand, kann für die Gegenwart kein Verbrechen sein. Wohl, so stellen wir uns auch auf die Vernunft, auf den Gedanken und suchen danach die Wirklichkeit zu gestalten, statt uns blos mit ihr zu versöhnen, wie die „Rechtsphilosophie", dieser eine todte Arm des Hegel'schen Systems, es verlangt.

Keine Philosophie seit derjenigen Kant's, die in Schiller einen poetischen Apostel fand, hat so tief in die Literatur und Politik eingegriffen wie die Philosophie Hegel's. Er selbst hatte die romantische Schule und die Solger-Tieck'sche Ironie mit vernichtendem Sarkasmus angegriffen; die jungdeutsche Richtung der Literatur folgte auf diesen Bahnen des Meisters; der Vernichtungskrieg gegen die Romantik begann, den eine noch geharnischtere, noch mehr in den dialektischen Waffen des Systems prunkende Richtung, die junghegel'sche, zu Ende führte. Einige Führer der jungdeutschen Schule, namentlich Karl Gutzkow und Theodor Mundt, waren durchaus geistige Fechtmeister, die ihre vorzüglichen Terzen, Quarten und Finten der Hegel'schen Dialektik verdankten; auch an Laube's burschikosem Naturell war etwas Schulstaub haften geblieben. Die Vorliebe für das Mittelalter, für den Geister- und Puppenkram der Brentano-Arnim'schen Romantik, für den Märchenspuk eines Ludwig Tieck, für diese ganze sich breit in unsere Literatur einschiebende Zauberinsel, welche die freiere Strömung derselben zu hemmen sucht, wurde mit aller Entschiedenheit bekämpft — war es die Aufgabe der Philosophie, ihre Zeit im Gedanken zu erfassen, so war es noch mehr die Aufgabe der Poesie, den Gedanken ihrer Zeit in Gestalten zu bannen oder mit Begeisterung zu verkünden. Das Princip des Modernen wurde zuerst von Gutzkow als des Congruum des Antiken und Romantischen verkündigt. Hegel hat die ganze neuere Richtung unserer Literatur bestimmt; die „Hallischen" und „Deutschen Jahrbücher" ließen ihren Manifesten gegen die Romantik die Verherrlichung der politischen Lyrik folgen und riefen wiederum die jungdeutschen Autoren zur Ordnung, wenn diese in ihrem Weltgestaltungseifer zu weit gingen und Utopien zu Tage förderten, in denen die Welt auf den Kopf gestellt wurde, aber nicht auf die Vernunft im Hegel'schen Sinne, oder wenn sie für ihre Probleme und Reformgedanken nur eine brüchige künstlerische Form fanden.

So überwuchernd der romantische Singsang, die dilettantische Allerweltspoesie, die akademische Schablonendichtung, die Nachdichtungen aller Völker und Zeiten in jüngster Zeit auch geworden sind, der große Zug von unsern Classikern zu den literarischen Spitzen der Gegenwart geht doch nur durch das moderne Leben, und himmelweit verschieden ist das Pantheon unserer Nationalliteratur von dem Curiositätencabinet unserer Literarhistoriker, welche jeder stillen Liebhaberei ihr Plätzchen gönnen und auch die Monstrosität in Spiritus setzen zu müssen glauben. Durch diese ganze Literatur hindurch ist unter den imponderabeln Mächten die Hegel'sche Philosophie die mächtigste, und ihre umhersprühenden Gedankenatome haben in Millionen Geistern gezündet, welche nie daran dachten, diese Funkensaat auf das Centralfeuer eines philosophischen Systems zurückzuführen.

Hegel hatte in seiner „Aesthetik“ proclamirt, daß der Künstler seiner Zeit angehöre, in ihren Sitten, Gewohnheiten, Anschauungsweisen und Vorstellungen lebe, daß er für sein Volk und seine Zeit schaffen müsse, welche fordern dürfe, das Kunstwerk zu verstehen, um darin heimisch werden zu können. Die tonangebende Kritik und Literaturgeschichtschreibung der Gegenwart hat diesen Standpunkt zu dem ihrigen gemacht, wie überhaupt die „Aesthetik“ Hegel's wol wesentlich erweitert und ergänzt ist, aber in ihren großen Vorzügen noch unübertroffen dasteht. Wir stimmen ganz dem warmen Lobe zu, welches Karl Rosenkranz diesem Werke ertheilt: „Stilistisch steht die «Aesthetik» auf einer unvergleichlichen Höhe. Alles, was auf diesem Gebiete vorher existirt hat, ist durch sie überholt worden. Die Schlegel, Jean Paul, Solger und Schelling haben nach verschiedenen Seiten hin Ausgezeichnetes in der Darstellung der ästhetischen Ideen geleistet, aber eine solche vollständige Durcharbeitung des gesammten Kunstgebiets mit einer so gleichmäßigen Frische, mit einer so edeln seelenvollen Durchdringung des Tons war vor Hegel unbekannt. Wenn alberne Menschen sich auch jetzt noch von Hegel wol die Vorstellung eines abstracten Metaphysikers machen, der nur in dürren Abstractionen sich wohl befinde, so würden sie hier sehen, mit welch treffender Zeichnung, mit welch lebendigem Colorit, mit welcher Kraft sprachschöpferischer Individualisirung Hegel den ganzen Reichthum der Erscheinung zu schildern versteht.“

Nicht minder groß als der Einfluß Hegel's auf die Literatur war sein Einfluß auf die Theologie, welche Wissenschaft durch sein System in ganz neue Bahnen gelenkt wurde; denn der Rationalismus, welcher bisher als Hauptfeind der Orthodoxie galt, dessen Waffen aber, wie sich namentlich bei der Erklärung der Wunder zeigte, rostig und schartig genug waren, wurde abgelöst von einer weit tiefer gehenden Kritik, welche, gegenüber den rationalistischen Mäkeleien eine vornehmere Haltung behauptete, zugleich aber in Bezug auf die Thatsachen und Ueberlieferungen schonungsloser und radicaler zu Werke ging. Da indeß auch conservativere Richtungen an die Hegel'sche Philosophie anknüpften, so hat man gesucht, den Meister nicht für diesen Sündenfall seiner Jünger mitverantwortlich zu machen und die Consequenzen, welche David Strauß, Bruno Bauer u. a. aus der Hegel'schen Philosophie zogen. Rosenkranz indeß spricht sich über das Verhältniß Hegel's zu der biblischen Ueberlieferung in seinem neuesten Werke, so geneigt er sonst ist, seine vermittelnde Ansicht über das Leben Jesu auch bei Hegel vorauszusetzen, doch dahin aus, es sei von Hegel oft und offen genug geäußert worden, daß diejenige Gewißheit, um welche es in der Philosophie zu thun sei, nicht durch die Historie vermittelt werden könne, sondern daß wir umgekehrt die Wirklichkeit der Geschichte am Begriff ihrer Wahrheit messen. Rosenkranz meint, eine kritische Geschichte des Lebens Jesu, wie Paulus, Strauß, Neander, Lange, Hase, Renan, Schenkel u. a. sie neuerdings gegeben haben, würde Hegel aus dem speculativen Gebiet auf das der Gelehrsamkeit und ihres endlosen Streites versetzt haben. In Wahrheit konnte kein ungläubiger Mytholog vornehmer und geringschätziger von den biblischen Thatsachen denken. Man braucht nur den Abschnitt über die „offenbare Religion“ in der „Phänomenologie“ durchzulesen, um sich zu überzeugen, wie Hegel über dies äußere Geschehen, über die Form der Vorstellung denkt. Und auf solche Form führt es alles zurück, was als biblische Thatsache von dem orthodoxen Credo festgehalten wird. Dieser Standpunkt der „Phänomenologie“ ist in der „Religionsphilosophie“ festgehalten und vertieft. Ueber den „gestorbenen Gott“, das Klagelied des unglücklichen Bewußtseins, über den Tod des Todes finden sich sehr tiefe philosophische Betrachtungen, aber das Thatsächliche ist dabei mit großer Gleichgültigkeit behandelt. Ueber die Wunder sagt Hegel: „Man stellt sich vor, das Individuum habe sich beglaubigen müssen durch die glänzende Erscheinung der Wunder, durch die absolute Macht über die

Natur, denn der Mensch stelle sich gewöhnlich Gott als Macht der Natur vor." Christus sagt: „Ihr wollt Zeichen und Wunder sehen. Es kommt nicht auf Zeichen und Wunder an; er verwarf sie. Ohnehin ist es seiner Natur nach eine äußere Weise, eine geistlose Weise der Beglaubigung. Mit Recht wird gewußt, daß Gott und seine Macht in der Natur vorhanden ist in ewigen Gesetzen und nach denselben, das wahrhafte Wunder ist der Geist selbst. Schon das Thier ist ein Wunder gegen die vegetabilische Natur und noch mehr der Geist gegen das Leben, gegen die blos empfindende Natur. Aber eine andere Weise der Beglaubigung ist die wahrhafte durch die Macht über die Geister." Weiterhin stellt er das Verhalten des Geistes gegen die sinnliche Erscheinung als ein negatives dar und sagt in Bezug auf Auferstehung, Himmelfahrt u. s. w.: „Die Beglaubigung des Sinnlichen, sie mag einen Inhalt haben, welchen sie will, bleibt unendlichen Einwendungen unterworfen, weil sinnlich Aeußerliches zum Grunde liegt, was gegen den Geist, das Bewußtsein ist; hier ist Bewußtsein und Gegenstand getrennt und diese zum Grunde liegende Trennung, die mit sich führt die Möglichkeit von Irrthum, Täuschung, Mangel an Bildung, ein Factum richtig aufzufassen, sodaß man Zweifel haben kann. Der sinnliche Inhalt ist nicht an ihm selbst gewiß, weil er es nicht durch den Geist als solcher ist, weil er einen andern Boden hat, nicht durch den Begriff gesetzt ist. Man kann meinen, man müsse durch Vergleichung aller Zeugnisse, Umstände auf den Grund kommen oder es müssen Entscheidungsgründe für das eine oder für das andere sich finden, allein diese ganze Weise der Beglaubigung und der sinnliche Inhalt als solcher ist zurückzuführen auf das Bedürfniß des Geistes. Was für den Geist Wahrheit haben, was er glauben soll, muß nicht sinnliches Glauben sein; was für den Geist wahr ist, ist ein solches, für welches die sinnliche Erscheinung heruntergesetzt wird."

Nach diesen Aussprüchen wird wol niemand darüber im Zweifel sein, daß die Grundanschauung Hegel's von der biblischen Geschichte und ihren Wundern dieselbe war, wie die eines David Strauß, daß er aber als Philosoph die Arbeit theologischer Kritik für eine unbedeutende hielt und die Sichtung des Thatsächlichen geringschätzte. Wenn Rosenkranz indeß meint, Christus sei der absolute Mensch, der das Prius und Posterius der ganzen Geschichte in sich auf schlechthin einzige Weise zusammenfaßt, so finden wir bei Hegel nichts, was diese Anschauung eines einzelnen als des absoluten Individuums, eine Anschauung, die mit dem ganzen Geist des Systems im Widerspruch steht, rechtfertigen könnte.

Schon in der „Phänomenologie" hatte Hegel es ausgesprochen, daß der Geist der offenbaren Religion selbst und die in ihm sich unterscheidenden Momente in das Vorstellen und in die Form der Gegenständlichkeit fallen; das absolute Wissen hebt diese bloße Form auf. Aehnlich spricht er sich in der „Religionsphilosophie" aus. Im Glauben ist allein schon der wahrhafte Inhalt, aber es fehlt ihm noch die Form des Denkens. Formen, wie Gefühl, Vorstellung, können wol den Inhalt der Wahrheit haben, aber sie selbst sind nicht die wahrhafte Form, die den wahrhaften Inhalt nothwendig macht. Das Denken ist der absolute Richter, vor dem der Inhalt sich bewähren oder beglaubigen soll. „Der Zweck der Religionsphilosophie ist es, die Vernunft mit der Religion zu versöhnen."

Die Aufklärung hatte in dem religiösen Dogma nur Unvernunft gefunden; es mußte befremden, als ein Philosoph es unternahm, die Vernunft in demselben nachzuweisen. Doch dem Neuplatonismus Hegel's kam es nicht darauf an, die Dogmen durch die Speculation zu stützen, sondern im Gegentheil auch in den religiösen Dogmen die Grundlagen und Grundzüge seiner Philosophie nachzuweisen, das Walten des Begriffs als den durchschimmernden Kern aus dem Nebel der Vorstellungen herauszuschälen.

Nach zwei Seiten hin zeigten indeß die Constructionen seiner Religionsphilosophie eine Lücke, welche von den Jüngern ausgefüllt wurde. Es mußte von vornherein klar

sein, daß ein Inhalt, der nur im Gedanken seine wahrhafte Form hatte, in der Form der Vorstellung der Trübung und Schiefheit ausgesetzt war. Eine schärfere Kritik mußte die Entstellungen nachweisen, welche die Wahrheit durch die ungeeignete Form, in der sie erschien, zu erleiden hatte. Hegel aber hob nur die Uebereinstimmung des Inhalts in Vorstellung und Gedanken hervor. Die bei Hegel fehlende Kritik des Dogmas holte David Strauß in seiner „Christlichen Glaubenslehre" nach, indem er das Dogma in die Retorte scharfeingehender Analyse warf und den trüben Rest, an dem sich die Vorstellung befriedigt, von der geläuterten Wahrheit des Denkens schied. Die Voraussetzung, daß in jedem Dogma ein vernünftiger Inhalt sei, lag selbst dieser radicalen Kritik zu Grunde, gegenüber der Freigeisterei der Aufklärung, die für die Dogmen nur den einen Maßstab hatte: „Credo, quia absurdum est!"

Dann aber war der ganze Standpunkt Hegel's, namentlich gegenüber der absoluten Religion, ein einseitiger, seine Philosophie nur eine Philosophie der Dogmatik. Doch die Ursachen und Wirkungen der Religion sind keineswegs erschöpft mit einer vernunftmäßigen Begründung ihres Inhalts; sie ist herausgeboren aus dem Gefühl, und auf das Gefühl gehen ihre Wirkungen. Das Gefühl ist als religionsschöpferische Macht darzustellen oder vielmehr das ganze Wesen der Menschheit zu betheiligen bei der Schöpfung der Religion, indem die Menschheit ihr eigenes Wesen als ein jenseitiges erfaßt. Hegel hat in den Vorfragen der Religionsphilosophie die Sphäre des Gefühls wohl beachtet; aber als eine untergeordnete wieder beiseitegeschoben. Die Appellation an das Gefühl gilt ihm nichts in der Religion. Hier trat nun Ludwig Feuerbach zugleich widersprechend und ergänzend ein; doch Feuerbach, der in Berlin zu den Füßen des Meisters gesessen hatte, war, so sehr seine aphoristische Darstellungsweise von der Dialektik Hegel's abweicht, doch im Grunde von Hegel's Lehren abhängig; ja seine Correctur Hegel's geht nach einer leicht erlernbaren Schablone vor sich, indem er die Prädicate an die Stelle des Subjects setzt und so die Gottheit in eine Reihe göttlicher Mächte verwandelt.

Außerordentlich war der Einfluß, welchen Strauß und Feuerbach lange Zeit hindurch auf die Geister ausübten; unzählbar die theologischen Zeitschriften, die sie zu bekämpfen suchten; selbst der Materialismus, für den alle Philosophie ein überwundener Standpunkt war, ging bei ihnen in die Lehre. Daß sie indeß eine Hegel'sche Secundogenitur waren, ließ sich nicht abstreiten, so sehr auch diejenige Seite der Theologie, welche die Hegel'sche Philosophie mit der Dogmatik zu versöhnen suchte, dies in Abrede stellte. Jahrzehnte hindurch wurde die theologische Debatte, namentlich soweit sie sich auf das Gebiet größerer Publicität hinauswagte, durch Hegel gefärbt und bestimmt. Man mag nun in dieser Entwickelung der Schule den leibhaftigen Antichrist erblicken oder einen Triumph kritischen Scharfsinns — die Thatsache, daß keine Philosophie seit derjenigen Kant's, die in neuerer Zeit mit ihrem theologischen Inhalt dem Rationalismus der Schullehrerseminarien und Landpfarreien anheimgefallen ist, einen solchen Einfluß auf die religiöse Weltanschauung ausgeübt hat, läßt sich nicht ableugnen.

Gleichbedeutend war der Einfluß Hegel's auf dem Gebiete der Politik, so einseitig seine Rechtsphilosophie war; daß seine Jünger gerade mit stürmischem Reformdrang gegen die Unvernunft der Wirklichkeit sich wandten, mußte jeden befremden, welcher der andern obenerwähnten Aussprüche des Philosophen in seiner „Philosophie der Geschichte" nicht eingedenk war. Wenn man aber bisher Hegel's politischen Tiefblick geleugnet hat, so darf man dies wol nicht mehr mit gutem Gewissen thun, nachdem Rosenkranz in seinem Werke den Inhalt einer nicht zum Druck gelangten Schrift Hegel's, welche den Entwurf einer neuen Verfassung Deutschlands enthält, ausführlich analysirt hat.*) Diese

*) Vgl. Karl Rosenkranz, Hegel als deutscher Nationalphilosoph, S. 62—67.

nach dem Zusammenbrechen des Deutschen Reichs abgefaßte Schrift hat mit unserer unmittelbaren Gegenwart so tiefgehende Berührungspunkte, daß sie uns jetzt so verständnißvoll wie die restaurirte Urschrift eines Palimpsestes gemahnt, über welche die Zwischenzeit in verkehrter Richtung allerlei wirre Buchstaben gekritzelt hat.

Hegel beginnt mit der Klage, daß Deutschland kein Staat mehr sei, und analysirte zuerst die Verfassung des gestürzten Reichs. Mit einer beispiellosen Sachkenntniß aller Einrichtungen und ihrer Geschichte zeigte er, wie dieselben nichts als eine constituirte Anarchie waren, wie Deutschland eine Provinz nach der andern verloren und zuletzt das ganze linke Rheinufer an Frankreich hingegeben habe. Waren die Deutschen feig? Durchaus nicht, sie sind von Haus aus ein sehr kriegerisches Volk. Fehlte es ihnen an Mitteln? Keineswegs. Was also war die Ursache ihres Unterliegens gegen die fremden Waffen? Es war die Buntschecigkeit der Zusammensetzung der Reichsarmee, die Ungleichförmigkeit ihres Exercitiums, Commandos; es war der Mangel an symbolischer Einheit, an einsichtsvoller Führung. Die bravste Gesinnung, die größte Tapferkeit des einzelnen verschlug nichts gegen die fixirte Desorganisation des Ganzen, die alles mit Unsegen traf, wie „wenn der Ackersmann das Meer besäen oder den Felsen umpflügen" wollte. Die französische Armee wurde zur Siegerin über die Reichsarmee, weil sich in ihr der einzelne als Mitglied einer großen Armee, eines großen Volkes, eines nationalen Ruhmes fühlte. Was für eine Begeisterung konnte es aber erwecken, 20, 30 Jahre lang in der Stadtwache einer Reichsstadt, in der Leibgarde eines Abtes zu dienen?

Das erste daher, was Hegel forderte, war Einheit der Wehrverfassung. Die Armee muß einem einzigen Oberbefehl unterworfen sein; die Fürsten der einzelnen Staaten, welche die Contingente stellen, können als geborene Generale in die Armee aufgenommen werden, müssen sich also dem Generalcommando fügen. Eine Nation, meint Hegel, muß nicht nur die Absicht haben, sich zu vertheidigen, sondern sie muß sich auch wehren wollen. Die Erhaltung der Selbständigkeit des Staates ist die Grundbedingung aller andern Wohlfahrt. Da nun die Armee ohne Geld nicht hergestellt werden kann, so ist das zweite, was er fordert, die Einheit der Finanzen, sofern sie sich auf das allgemeine Staatsinteresse beziehen. Die Finanzlage des Römisch-Deutschen Reichs war die kläglichste von der Welt, weil sie von Auflagen abhing, die schwer beizutreiben waren. Die Reichstage beschlossen zwar die Erhebung von Steuern, aber die Fürsten und Städte leisteten oft nicht Folge. Es wurden dann Executionen verfügt, aber oft nicht ausgeführt. Die Finanzverwaltung muß daher durch eine Bundeskasse so eingerichtet sein, daß die Unterhaltung des Bundesheeres und der Entschluß zu einem Kriege nicht von dem guten Willen einzelner abhängig bleibe.

Ist hier nicht mit prophetischen Zügen die jetzige deutsche Wehrverfassung vorgezeichnet, die zum ersten male ein einheitliches Deutschland unter Führung des greisen Heldenkönigs Wilhelm I. im Kampfe mit Frankreich zusammenhält? Und welcher von den Philosophen und Publicisten am Anfange unsers Jahrhunderts kann sich rühmen, einen so ungetrübten Fernblick in eine schönere Zukunft bewährt zu haben?

Auch darüber, daß dieses Ideal sich nicht in friedlicher, unblutiger Weise verwirklichen werde, machte sich Hegel keine Illusion. Ueber die Schwierigkeit, die Deutschen lediglich durch das „Verstehen dessen, was ist", zum Entschluß zu treiben, mit dem Wiederaufbau ihres Staates durch eine Reinigung von allem mittelalterlichen Wust und durch Organisation der Idee des modernen Staates Ernst zu machen, täuschte er sich so wenig, daß er selbst den Gedanken ausspricht, sie nur durch Gewalt zu einer Wiedergeburt gezwungen zu sehen. Er wünscht ihnen einen Theseus, der mit der Gewalt, sie zur Einheit zusammenzufassen, die Großmuth verbände, die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stämme in dem zu schonen, was sie an wahrer Lebensfähigkeit besitzen. Bisjetzt habe

der Particularismus seine Berechtigung zum absoluten Zweck gemacht; seine Devise sei gewesen: „Fiat justitia, pereat Germania!“ Diese selbstische Gesinnung, die sich nicht von dem Buchstaben des positiven Rechts losmachen kann, welche die sonderthümliche Beschränktheit nicht mit dem allgemeinen Interesse zu verschmelzen vermag, müsse gebrochen werden, wenn die Deutschen durch reelle Einheit zu reeller Macht und damit zu derjenigen Freiheit und Anerkennung gelangen wollten, deren sie an sich würdig seien.

Goldene Worte, die in den Jahren 1866 und 1870 noch gemahnen wie frisch aus dem Quell der Zeit geschöpft! Was Hegel sonst über Selbstverwaltung und Repräsentativverfassung in dieser Schrift spricht, ist wol von der Gegenwart überholt. Am meisten ließ ihn indeß seine prophetische Ader damals im Stich, als es galt, die Adresse für das große Einheitswerk anzugeben. Hegel zeigte mehr Neigung, sich an Oesterreich als an Preußen zu wenden. Um dies zu begreifen, muß man die damalige für Preußen wenig ruhmvolle Zeit zwischen dem Baseler Frieden und der Schlacht bei Jena ins Auge fassen und zugleich erwägen, daß Hegel als Süddeutscher von Haus aus nicht gerade viel Sympathien für Preußen besaß. War dies eine Einseitigkeit, so hat er sie später durch die entgegengesetzte ausgeglichen; denn nachdem er nach Berlin berufen worden war, sah er in Preußen den „Musterstaat“, wenngleich derselbe sein rechtsphilosophisches Ideal nicht ganz deckte; ja er mußte sich die Bewunderung Preußens, in welchem neben den Altenstein die Kamptz und andere Demagogenriecher damals eine Hauptrolle spielten, als ein Zeichen serviler Gesinnung auslegen lassen. Ja daß die Hegel'sche Philosophie damals Staatsphilosophie und für die Prüfungen und die Carrière nöthig wurde, zog ihr die heftigsten Angriffe zu.

Diese Verketzerungen dauern fort bis in die Gegenwart. Wolfgang Menzel, der in seinem neuesten Werke: „Was hat Preußen für Deutschland gethan?“ (Stuttgart 1870), den Altenstein'schen Musterstaat einer vernichtenden Kritik unterwirft, sagt von Hegel: „Der zweite Handlanger Altenstein's ward Hegel, der Philosoph, der den Trumpf auswarf, die Studenten in Berlin würden durch Anhörung seiner Vorlesungen zu Göttern und wären von da an über alle Menschen hoch erhaben. In der That ein überraschender Coup. Daß die Aussicht, ein Gott zu werden, für viele dumme Jungen etwas außerordentlich Anziehendes hatte, ist leicht begreiflich. Es verband sich aber damit auch noch die irdische Aussicht, schnell zu einer Anstellung im Staate zu gelangen, wenn man Hegel gehört hatte und für ihn begeistert war oder sich wenigstens für ihn begeistert stellte. Denn weder Theologen noch Juristen noch Studenten der philosophischen Facultät hatten Aussicht auf Beförderung, wenn sie nicht Anhänger Hegel's waren, und solche Anhänger wurden massenhaft auf allen Universitäten und Gymnasien angestellt, um den Geist Hegel's so schnell und weit als möglich zu verbreiten. Nur die Regierung trifft dabei die Schuld. Unter andern Umständen würde Hegel mit seiner verrückten Selbstvergötterungslehre von der Regierung abgewiesen und von den Studenten selbst verlacht worden sein. Sofern aber Altenstein ihn zu seinem politischen Zwecke benutzte, ihn daher hochstellte, auf alle Art begünstigte und gewissermaßen mit der Autorität der Regierung selbst umkleidete, ja selbst Theologen und einige der ersten Würdenträger der unirten Kirche Hegelianer wurden, war es kein Wunder, daß auch die Studenten an ihn glaubten und in dem ungeheuern Hochmuthe von akademischen Prätorianern schwelgten.“

Es mag für die Hegel'sche Philosophie nicht vortheilhaft gewesen sein, daß sie in dem Altenstein'schen Preußen bei den Staatsprüfungen eine große Rolle spielte; denn ein Werk so außerordentlichen Tiefsinns, das sich nur schwer dem Verständniß des eifrig Forschenden erschließt, eignete sich nur wenig zu leerer Nachbeterei, und die unverstandene Phrase, mit welcher der künftige Mandarin sich schmückte, um nach höhern Knöpfen zu zielen, wie der künftige Civilmandarin vom Yang-tse-kiang bei einem Examen vor dem

„Wald der Pinsel“ in Nanking, mußte wie eine lächerliche Parodie klingen. Kotzebue hat das Phrasenthum, das die Kunstausdrücke der Kant'schen Philosophie verständnißlos und bei der unpassendsten Gelegenheit zur Anwendung bringt, in seinem satirischen Lustspiel „Die Sucht zu glänzen“ gegeiselt. Die Hegel'sche Philosophie hätte in dem Jahrzehnt nach Kotzebue's Tode einem Lustspieldichter noch willkommnern Stoff für solche Satire gegeben.

Auf der andern Seite war das Studium der Hegel'schen Philosophie für begabtere Köpfe doch eine glänzende Bildungsschule, und indem der Staat nicht blos die speciellen Fachkenntnisse, sondern auch Beweise allgemeiner Bildung von den Amtsbewerbern verlangte, legte er einen höhern Maßstab an die geistige Bedeutung des Beamtenthums, als ihn eine blos fachmäßige Dressur an die Hand gibt. Geistige Gewandtheit und eine freiere, höhere Weltanschauung mußten aus solchen philosophischen Bestrebungen unzweifelhaft hervorgehen. Wenn Preußen für den Staat der Intelligenz und das Beamtenthum für den Träger derselben galt, so beruht solcher zum großen Theil wohlbegründeter Ruf auf der Durchsäuerung, welche die Hegel'sche Philosophie dem ganzen geistigen Leben dieses Staates zutheil werden ließ. Wenn Wolfgang Menzel geneigt ist, dem Eichhorn'schen Cultusministerium den Vorzug vor dem Altenstein'schen zu geben, so zeigt dieser Schriftsteller damit nur seine orthodoxe Beschränktheit, welche stets die sonstigen Vorzüge seines schlagkräftigen Geistes verdunkelt. Wenn er darüber spottet, daß Altenstein Berlin zur Metropole der Intelligenz erhoben, den macedonischen Charakter in den atheniensischen, das martialische Preußenthum in ein akademisches, den rocher de bronze in Makulatur verwandelt habe, wenn er Hrn. von Raumer lobt, daß dieser den bis zur Caricatur gesteigerten sogenannten wissenschaftlichen Unterricht durch die Regulative in die richtigen Grenzen zurückgeführt habe, so verkennt er gänzlich, daß die starken Wurzeln jener Energie, durch welche Preußen seine geschichtliche Mission neuerdings so glänzend bekundet hat, nicht in dem aufgepfropften theologischen Scheinwesen liegen, gegen welches der gesunde Sinn des Volkes und seiner Lehrer stets auf das entschiedenste reagirte, sondern in der freien Geistesbildung, welche, trotz aller officiellen Hemmungen und Verdunkelungen, von den preußischen Hochschulen ausstrahlte.

Den Glauben an Preußens Bedeutung hat man dem nach Berlin berufenen Philosophen zum schwersten Vorwurf gemacht, und doch ist dieser Glaube durch den Fortgang der Geschichte so glorreich bestätigt worden. Daß Hegel in den damaligen burschenschaftlichen Bestrebungen die patriotische Gesinnung nicht nach Gebühr würdigte, daß er sie für ungeeignet hielt, irgendein Staatsideal zu verwirklichen, macht ihn noch nicht zum Mitschuldigen der damaligen Restaurationspolitik und ihrer polizeilichen Heimsuchungen; wohl aber wurde der Einfluß seiner Umgebungen insoweit mächtig über ihn, daß er in seiner Rechts- und Religionsphilosophie das Princip des weltgeschichtlichen Processes zurücktreten ließ gegen die speculative Reconstruction bestehender Staatseinrichtungen und Dogmen. Die jüngere Schule, namentlich Arnold Ruge, sprach von „faulen altpreußischen Fischen“ und meinte, daß er hier in schärfsten Widerspruch mit seinem eigenen Princip gerathen sei. Diesen Widerspruch aufzuzeigen und aufzulösen versuchten die „Hallischen“, später „Deutschen Jahrbücher“, die ein bedeutendes Ferment in der Entwickelung des deutschen Geistes wurden.

Man kann sagen, der Glaube an Preußens Sendung, an seinen Beruf zur Führung Deutschlands war ein philosophisches Dogma, ehe er ein politisches wurde. Von Hegel überkamen ihn die Junghegelianer, und wenn sie auch gegen die Einseitigkeiten der preußischen Bureaukratie und die staatliche Bevormundung, wenn sie auch gegen die Verherrlichung, welche der Altmeister selbst dem vom öffentlichen Geist verlassenen Staatswesen und solchen Verknöcherungen des Bestehenden, wie Majorate und Fideicommisse, zutheil

werden ließ, Protest einlegten, so war damit ihr Glaube an Preußens Bedeutung nicht erschüttert. Wie allmählich bei der Bildung politischer Parteien dieser Glaube zum Schibboleth einer einflußreichen Partei, wie er lange Zeit als unfruchtbarer Aberglaube von den Gegnern verhöhnt, in der letzten glorreichen Epoche Deutschlands, einer der größten, welche die Geschichte kennt, durch Zeichen und Wunder sich bewährte, welche auch dem verstocktesten Widersacher die Augen öffnen mußten, das bedarf für eine, selbst in große Geschicke verstrickte Gegenwart weder der Versicherung noch der Wiederholung.

Die Burschenschafter hatten den Glauben, die Vorstellung, die Formel, das einige Deutschland, aber sie sahen nicht die Brücke, die aus den Träumen zur Wirklichkeit führte und die gegenüber einem organisirten Staatswesen unmöglich durch studentische Verschwörungen geschlagen werden konnte, und die dunkle Vorstellung von Kaiser und Reich, die ihnen vorschwebte, war der Welt des Mittelalters entnommen und zeugungsunkräftig für die Gegenwart.

Hegel hatte bereits die jetzt zur Wirklichkeit gewordene Organisation eines starken Deutschlands mit prophetischen Zügen vorgezeichnet, und wenn er sich am Anfang des Jahrhunderts noch in der deutschen Macht irrte, welche diese Organisation ins Leben rufen sollte, so fand er, nach den Befreiungskriegen, in Preußen die Staatsmacht der Zukunft und hatte so beide Factoren zusammen für das Product — die Wiedergeburt Deutschlands. Die damaligen Burschenschaften haben ihren Proceß vor der Geschichte verloren, der preußische Staat hat ihn gewonnen — oder vielmehr, er hat das Erbe jener vagen Begeisterung angetreten — allerdings cum beneficio inventarii, indem er alle Passiva unreifer Jugendlichkeit beiseiteließ und mit der Energie einer wohlgeordneten Staatsmacht, von einen Erreichbarem zum andern, durch die Hegel'sche „List der Vernunft" unterstützt, Schritt für Schritt sich einem Ideal näherte, das allerdings aus dem Nebel burschenschaftlicher Träume in ganz andern Farben hervortrat, dafür aber auch keine Luftwurzeln mehr schlug, sondern in dem Boden der realen Verhältnisse wurzelte.

Welche andere Philosophie wie die Hegel'sche darf sich rühmen, so das Panier des geschichtlichen Fortschritts vorauszutragen, so in Uebereinstimmung zu sein mit der Entwickelung, die ja ihr eigenstes Princip ist? Und diese Philosophie sollte verrottet sein? Wir schätzen Herbart's praktische Philosophie, Krause's freimaurerische Associationsideale nicht gering; aber im unbestimmten Dämmer der Zukunft verschwindet eine Zeit, in welcher die beseelte Gesellschaft oder der große Menschheitsbund sich verwirklichen können; was diesem Systeme fehlt, ist das Verständniß der Geschichte, und in ihren Projectionen einer bessern Gesellschaftswelt unterscheiden sie sich wenig von den Socialisten, von Cabet's „Ikarien" und Fourier's „Phalanstèren".

Alle Anhänger des geschichtlichen Fortschritts müssen sich um das Panier Hegel's scharen. Für die Gegner dieses Fortschritts freilich weht eine andere Fahne, gestickt mit den Sinnsprüchen der uralten Veden und bemalt mit einem geheimnißvollen Memento mori. Zu allen Zeiten hat es Denker gegeben, die in der Geschichte nichts sahen als die ewigen Wiederholungen desselben Kreislaufs. Vertieft hat Schopenhauer solche Weisheit in seiner Lehre vom „Willen zum Leben". Die Geschichte ist gleichsam die Chronik der Lebensäußerungen dieses Willens; ihre Glanzepochen sind die elektrischen Schläge dieses Zitteraals. Der Rest aber ist das stets sich erneuende Elend der Menschheit in Krieg, Pest und Hungersnoth, auf Schlachtfeldern und in Lazarethen und die Weisheit der Weltentsagung. Dagegen protestirt allerdings ein Schüler Schopenhauer's, E. von Hartmann, in seiner „Philosophie des Unbewußten" und strebt, wie schon erwähnt, eine Concordanz desselben mit Hegel an, indem er zwar die Illusionen des Diesseits und Jenseits nachweist, aber doch die volle Hingabe der Persönlichkeit an den Weltproceß um des Zieles, der allgemeinen Welterlösung willen, verlangt.

Wir haben gesehen, wie eng der Zusammenhang der politischen Bestrebungen und des zeitgeschichtlichen Fortschrittes mit dem Hegel'schen System ist, und wenn auch der Radicalismus der Gegenwart die verbindende Nabelschnur abzuschneiden sucht — er vermag diesen Zusammenhang nicht aufzuheben. Doch auch über Deutschland hinaus erstrecken sich die Wirkungen des Systems, und während eine ungetreue Jugend in Deutschland sich von ihm abwendet, ohne sich von seinen in der ganzen Bildungsatmosphäre verbreiteten Einflüssen losmachen zu können, haben in England, Frankreich und Italien tüchtige Geister das Studium der Hegel'schen Philosophie zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Am auffallendsten ist wol ein in England auftauchendes Interesse für speculative Philosophie, indem bekanntlich in diesem Lande der praktischen Empirie die Wissenschaften der Physik und Mechanik als philosophische bezeichnet werden und Logiker und Staatsphilosophen wie Stuart Mill haben wenig gemein mit deutscher, am wenigsten mit Hegel'scher Philosophie. Eher könnte man in Henry Thomas Buckle, dessen berühmtes Werk „History of civilization in England" ja auch durch einen Hegelianer (Arnold Ruge) übersetzt worden ist, einen Geschichtsphilosophen erblicken, der in seiner Grundanschauung der Hegel'schen verwandt und auf den der deutsche Denker nicht ohne Einfluß geblieben ist. Für Buckle wie für Hegel sind die Individuen nur Repräsentanten des allgemeinen, jede Zeit beherrschenden Begriffs; ja seine Kritik der schottischen Philosophen Hutcheson, Hume, Adam Smith erinnert ganz an die Darstellungsweise in Hegel's „Geschichte der Philosophie", indem er auch die philosophischen Systeme nicht für Producte individueller Denker, sondern für nothwendige Erzeugnisse des Zeitgeistes ansieht. Die Grundansicht Buckle's: „Der Fortschritt der Erkenntniß allein ist es, was den Fortschritt in der Geschichte bewirkt", ist wol nicht viel mehr als eine etwas freie, populäre oder triviale Uebersetzung des Hegel'schen Axioms: „Die Weltgeschichte ist der Fortschritt der Menschheit im Bewußtsein der Freiheit."

Zu den schottischen Philosophen, deren Charakteristik einem Buckle so wohl gelungen ist, kommt ein neuer hinzu, Jonas Hutcheson Stirling, der sich in seinem Hauptwerke: „The secret of Hegel being the hegelian system in origin, principle, form and matter" (2 Bde., London 1865), als einer der begeistertsten Hegelianer des 19. Jahrhunderts zeigt. Wie er selbst in der Vorrede sagt, hat er sich jahrelang mit dem Studium Kant's und Hegel's beschäftigt, und in der That enthält sein Werk gerade für den Nachweis des Zusammenhangs zwischen den beiden Denkern manches Neue und Beachtenswerthe. Ein anderer englischer Metaphysiker, Professor Ferrier, hat den Ausspruch gethan: „Wer hat je ein verständliches Wort über Hegel geäußert? Keiner seiner Landsleute, kein Fremder — selten er selbst. Hier und dort leuchten in seinen Werken Spitzen hervor, strahlender als die Sonne, aber die Zwischenräume sind angefüllt mit einer See von Dunkelheit, die sich mit Hülfe keines Kompasses durchschiffen läßt und mit einer Atmosphäre oder vielmehr einem Vacuum, in welchem keine menschliche Intelligenz athmen kann. Hegel ist fast durchweg undurchdringlich wie ein Diamantfels." Stirling findet in dieser Aeußerung über den modernen Heraklit viel Wahres; gleichwol sucht er nach dem Kompaß für dies unschiffbare Meer. Er hält sich dabei nur an die „Logik" und „Encyklopädie", ja im Grunde übersetzt und erläutert er nur die beiden Abschnitte der großen „Logik" über „Qualität" und „Quantität"; aber er führt uns in das Atelier seiner geistigen Arbeit zur Bewältigung des deutschen Philosophen; wir folgen mit ihm über die Schwelle und er gibt uns für jedes Pentagramm, das uns Pein macht, den hülfreichen Rattenzahn. Die Art, wie er die Hegel'schen termini übersetzt und erläutert, ist musterhaft, nicht blos für ein schwerfälliges englisches Verständniß berechnet, sondern auch für ein deutsches, da nach seiner Ansicht die Deutschen Hegel ebenso wenig verstanden

haben, ja selbst ein Rosenkranz das Geheimniß von Hegel nicht ganz gelöst hat. Im übrigen ist Stirling ein Althegelianer de pur sang, der junghegel'schen Richtung vollständig abgeneigt, Gegner von Buckle, den er als einen Flachkopf zu betrachten scheint — eine Einseitigkeit, welche damit zusammenhängt, daß er einen wichtigen Theil der Hegel'schen Philosophie, gerade diejenigen Werke, in denen der Begriff als das Fluidum des geschichtlichen Processes sich zukunftsfreudig fortbewegt, außer Acht läßt. Inwieweit das wuchtige Werk Stirling's, eine Turnübung zur Stärkung der geistigen Muskeln, Nachfolge finden wird in Neuengland oder dazu beitragen, die Anschauungen der Engländer über deutsche Philosophie zu reformiren, wie sie im wesentlichen Mr. Lockhart in seinem Ausspruch „Verdammter Unsinn" zusammengefaßt hat — das muß die Zukunft lehren, wenngleich das Stirling'sche Werk schon jetzt als ein beachtenswerthes Symptom für die Lebenskraft einer vielfach todtgesagten Philosophie betrachtet werden muß.

Auch die Nordamerikaner beginnen sich mit Hegel'scher Philosophie zu beschäftigen. In Saint-Louis hat sich eine Philosophische Gesellschaft gebildet, von der ein „Journal of speculative philosophy" herausgegeben wird, welches nicht nur ausgewählte Stellen aus Hegel's „Aesthetik", sondern in einer noch immer fortgesetzten Reihe von Artikeln Hegel's „Phänomenologie" in ein glänzendes Englisch übersetzt. Ein italienischer Philosoph, August Vera (geb. 1817 zu Manlia in der Provinz Umbrien), hat sich Mühe gegeben, den Engländern durch seine in englischer Sprache abgefaßte Schrift „Inquiry into speculative and experimental science" Geschmack für die Hegel'sche Philosophie beizubringen. August Vera, jetzt Professor der Philosophie in Neapel an einer Universität, welche, die besuchteste in Italien, als eine Pflegstätte deutscher Wissenschaft betrachtet werden kann, ist im Auslande einer der eifrigsten Propagandisten Hegel's. Aehnlich wie Stirling hat er gerade Hegel's „Logik" zum Mittelpunkte seiner Erläuterungsversuche gemacht. Nachdem er schon im Jahre 1840 einen Artikel über die „Logik" von Hegel in der „Revue de Lyon" geschrieben hatte, gab er im Jahre 1859 eine Uebersetzung und Commentirung der Hegel'schen Logik in französischer Sprache heraus: „Logique de Hegel, traduite pour la première fois et accompagnée d'une introduction et d'un commentaire perpétuel", und ließ in den Jahren 1863—65 eine Uebersetzung von Hegel's „Naturphilosophie" folgen: „Philosophie de la nature de Hegel, traduite pour la première fois et accompagnée d'une introduction et d'un commentaire perpétuel" (3 Bde.), eine Bearbeitung, welche Karl Rosenkranz zur Grundlage einer selbständigen Schrift und einer Kritik von Hegel's Naturphilosophie gemacht hat.*) Wie Stirling den Engländern, so sucht Vera den Franzosen die Gedanken und Begriffe Hegel's durch die gründlichste und allseitigste Beleuchtung klar zu machen. Sehr zu statten kommt ihm hierbei, wie schon bei der Uebersetzung Hegel's, die Präcision und Logik, welche schon die französische Sprache mit sich bringt. Mit Recht hebt Rosenkranz hervor, daß Hegel's Gedanken in der französischen Sprache an Deutlichkeit gewonnen haben, was sie an Originalität der deutschen Sprachwendungen einbüßen mußten. Es ist eine Thatsache, daß die jüngste Entwickelung der Philosophie in Italien gänzlich unter dem Einfluß der Hegel'schen Schule steht und daß von diesem Centrum aus sich nach den Flügeln der schönen Literatur hin die Gemeinsamkeit geistigen Strebens zwischen einer edeln romanischen Nation und der deutschen Bahn bricht.

In Frankreich hat Victor Cousin in seinem „Eklekticismus" der deutschen Philosophie eine wesentliche Stelle eingeräumt, nachdem er das Geistesleben der deutschen Universitäten auf seinen Reisen im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums 1831

*) Vgl. Karl Rosenkranz, Hegel's Naturphilosophie und die Bearbeitung derselben durch den italienischen Philosophen A. Vera (Berlin 1868).

und 1832 näher kennen gelernt hatte. Anfangs ein Anhänger Hegel's, dessen persönliche Bekanntschaft er gemacht hatte und von dem er manche Formeln, wie die vom Verhältniß des Endlichen, sich angeeignet hatte, ging er nach Hegel's Tode ganz in das Lager Schelling's über und griff Hegel mit polemischer Schärfe an. Unverkennbar sind die Einwirkungen Hegel's auf Pierre Leroux, der in seinem Hauptwerke: „De l'humanité, de son principe et de son avenir" (1839) den Fortschritt der Menschheit zu einer vollkommenen Bildung durch wechselnde Formen hindurch lehrte. An Pierre Leroux richtete Rosenkranz ein „Sendschreiben über Schelling und Hegel" (1842). Eine Gemeinsamkeit deutsch-französischen Geistesstrebens auf einer von der Hegel'schen Philosophie gelegten Basis strebte Arnold Ruge in seinen „Deutsch-französischen Jahrbüchern" an. Seit jener Zeit hörte der geistige Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich, zwei zu gemeinsamer Friedensarbeit berufenen Ländern, welche das unhaltbare Regierungssystem des abenteuerlichen dritten Kaiserthums wieder gegeneinander in die Waffen gerufen hat, nicht auf; namentlich der Junghegelianismus hat in Renan, Littré, Taine begabte Proselyten gemacht, welche auf dem Gebiete der Theologie, der Aesthetik die erworbenen Grundanschauungen in Curs setzen. Als Kenner Hegel's bewährt sich auch Vachert, der in seinem großen Werke „Métaphysique et science" das Hegel'sche System das einzige von allen nennt, das sich gehalten habe. Auch in Spanien ist die Beschäftigung mit deutscher Philosophie im Zunehmen, obgleich die neuesten Abhandlungen in den spanischen Revuen größere Vorliebe für das Krause'sche System als für das Hegel'sche zeigen.

Diese Andeutungen mögen genügen für den Nachweis, daß die Hegel'sche Philosophie auch in der Gegenwart keine taube Frucht am Baum der Erkenntniß ist und hervorragenden Geistern aller Nationen Nahrung und Erquickung spendet. Wie alle Werke großer Genien enthält sie Vergängliches und Bleibendes; das Vergängliche, die Rücksichten auf die nächste Gegenwart und Umgebungen, die Irrthümer, aus positiven Wissenschaften aufgenommen und durch weitere Entdeckungen derselben berichtigt, das oft Spielerische und Schrullenhafte in der Entwickelung der Begriffe, die hier und da in ein leeres Schattenspiel an der Wand ausartet — das alles streift die Zeit ab wie welke Blätter des ermattenden Jahres; bleibend aber sind die ewigen Grundlagen des Systems, das auf der Gewißheit der Vernunft und Freiheit und des Fortschrittes der Menschheit ruht.

Karl Rosenkranz, der Hegel als den bedeutendsten aller neuern Philosophen feiert, findet in seiner Säcularschrift die Ueberlegenheit desselben über seine Nebenbuhler in folgenden Punkten: 1) daß er in der gesammten Philosophie den Zusammenhang mit Kant festgehalten; 2) daß er ebendeswegen den Begriff der Vernunft, das seiner Wahrheit selbstgewisse Denken als Princip an die Spitze gestellt und weiterhin durchgeführt hat; 3) daß er, wozu keiner jener Philosophen gekommen, eine vollständige Philosophie der Natur entwickelt und ihr eine feste Stellung inmitten seines Systems gegeben hat; 4) daß der Begriff des Geistes, der den der Vernunft und der Natur in sich aufhebt, durch die Unterscheidung in den subjectiven, objectiven und absoluten zum ersten male einheitlich und übersichtlich organisirt ist; 5) die Kritik der historischen Philosophie, deren Unruhe bei jenen Philosophen so oft den Fluß der dialektischen Continuität durchbricht, ist von Hegel in seiner „Geschichte der Philosophie" zu einem Moment des Systems selbst gemacht worden; 6) Hegel hat den Unterschied zwischen der Philosophie und den positiven Wissenschaften insofern aufgehoben, als er die Philosophie selbst durch die Dialektik zu einer methodischen, lern- und lehrbaren Wissenschaft gemacht und die Totalität des Wissens nicht nur in einem allgemeinen, encyklopädischen Zusammenhange, vielmehr auch jede Wissenschaft für sich in ihrer Besonderheit dargestellt hat; 7) die Weltanschauung

Hegel's schließt sich innerlich derjenigen an, die von Lessing und Winckelmann, Kant und Herder, Goethe und Schiller bei uns begründet worden, während die jener andern Philosophen durch Excentricitäten, ja Abnormitäten mehr oder weniger aus derselben herausschwankt. Dieser Zusammenhang ist nun auch der Grund, weshalb die Darstellung des Hegel'schen Systems sich in Sprache und Stil am innigsten der unserer großen Classiker als eine selber classische anschließt, durch welche die philosophische Anlage der deutschen Nation bisjetzt zur höchsten Form ihrer Entwickelung gelangt ist.

Wenngleich mehrere dieser von Rosenkranz angeführten Punkte bestritten werden dürften und z. B. gleich gegen den ersten sowol die Schüler Herbart's wie diejenigen Schopenhauer's einwenden dürften, daß nicht Hegel, sondern ihre Meister den Zusammenhang mit Kant festhalten, so würde doch der letzte Punkt allein genügen, Hegel's Bedeutung als Nationalphilosoph zu sichern. Rosenkranz widmet der Stellung Hegel's in unserer Literatur ein selbständiges Kapitel, ebenso Hegel dem Stilisten. Was die erstere betrifft, so kann man im wesentlichen mit den Darlegungen des königsberger Philosophen übereinstimmen; man fühlt die Gemeinsamkeit des Hegel'schen Standpunktes mit dem unserer großen Classiker wohl heraus, die nicht blos in der Geistesfreiheit des Protestantismus besteht, sondern auch darin, daß ihm wie Goethe und Schiller die hellenische Schönheit als maßgebend für die Freiheit des Lebens, der Kunst und Wissenschaft vorschwebte. Rosenkranz meint, Hegel's specielle Stellung in der deutschen Literatur sei durch sein Verhältniß zum Kampfe des romantischen Ideals mit dem classischen bestimmt; es sei gewiß, daß Hegel von seiten der Bildung im classischen Ideal wurzele, wie dies mannichfaltige Aeußerungen bewiesen, welche diesen Zug auf den verschiedensten Gebieten bekundeten; doch sei ein Irrthum, wenn man daraus geschlossen habe, daß das romantische Ideal von ihm verkannt worden sei. Dies sei nicht weniger mächtig in ihm gewesen; er habe in der Aesthetik und Religionsphilosophie ausführliche und gründliche Darstellungen desselben gegeben, und wir dürfen die Antipathie, die er gegen die Auswüchse der modernen deutschen Romantik, gegen das Krankhafte, Tendenziöse, albern Mysteriöse im Inhalt, sowie gegen das Schluderige, Verzerrte, Zerflossene vieler ihrer Formen gehegt habe, nicht mit seiner Auffassung der Romantik selbst verwechseln.

Uns scheint indeß Rosenkranz bei diesen Ausführungen selbst zweierlei zu verwechseln. Das Verständniß des romantischen Ideals hat Hegel in seiner „Aesthetik" allerdings in zweifelloser Weise dargelegt; aber er hat dasselbe nur als eine geschichtliche Form dargestellt und in dem Abschnitte, welcher das Ende der romantischen Kunstform behandelt, die Berechtigung desselben für die Gegenwart in Abrede gestellt. Ruge und Echtermeyer, welche Rosenkranz wegen ihrer bissigen Kritiken der Romantik tadelte, stehen dabei vollständig auf dem Boden des Hegel'schen Systems, und daß Hegel das moderne, auf der heutigen Gegenwärtigkeit des Geistes ruhende Ideal mit scharfen, für unsere Literaturentwickelung bedeutsamen Zügen geschildert, haben wir bereits oben gesehen. Von einem Philosophen, der von dem „Ende der romantischen Kunstform" spricht, kann man wol nicht sagen, daß „das romantische Ideal" in ihm mächtig gewesen sei. Der Philosoph der Romantiker ist Schelling. Wenn aber Rosenkranz meint, Goethe und Schiller seien im Princip wesentlich romantisch, so würde Hegel zuerst gegen diesen Ausspruch protestirt haben.

Die Ansichten von Rosenkranz über den Stilisten Hegel werden am meisten auf Widerspruch stoßen. Er entwickelt in einem besondern Aufsatze die Vorzüge von Hegel's Terminologie, die er sorgfältig gewählt, einfach, geschmackvoll und echt deutsch nennt, seine Periodologie mit ihrem plastischen Typus, ihrer kühlen, von rhetorischer Bewegtheit freien Ruhe, ihrer gediegenen logischen Verkittung der einzelnen Satzglieder und ihrer Composition, sowol was die architektonische Form, das für die einzelne Wissenschaft an-

gemessene, mit künstlerischem Takt gewählte Colorit, als auch was die geschmackvolle Ausstattung betrifft. So wird Hegel als der Schöpfer eines neuen Stils in der Logik und in der Wissenschaft des Geistes gepriesen. „Wie auf Klopstock's Vorgang in der deutschen Poesie, so folgte auf Kant in der deutschen Philosophie eine Sturm- und Drangperiode, deren Thyrsusschwinger Fichte und Schelling waren. Und wie jene sich in Goethe zur idealen Composition beruhigte und verklärte, so diese in den Werken Hegel's, der den Schluß jener classischen Epoche ausmacht. Die Sprache Hegel's ist mit allen Elementen gesättigt, welche das deutsche Volk von der Mystik des Mittelalters an bis zur Aufklärung durchlaufen war. Sie hat von unsern großen Dichtern, Historikern und Naturmalern die Kunst der Beschreibung aller möglichen Gegenstände und Zustände gelernt, sodaß sich ihr nichts versagt. Einfach, anspruchslos, ruhig, wie es der Wissenschaft geziemt, dringt sie unwiderstehlich in alle Gebiete; der ganze Wortvorrath der deutschen Zunge wird in ihr lebendig. Von der Goethe'schen und Schiller'schen Dichtung hat sie einen poetischen Hauch überkommen, der die Phantasie neben dem Verstande zu ihrem Rechte gelangen läßt. Kant hatte auch eine außerordentliche Phantasie theils reproductiv, theils productiv, letzteres aber nur in einzelnen Vergleichen und im heitern Witz, in dessen naivem Spiel er glänzte. Bei Hegel war aber eine wirklich poetische Intuition vorhanden, die sich in seiner gesammten Composition fühlbar macht und von welcher die originellen und großartigen Verbildlichungen, sowie die kecken, humoristischen Wendungen, die bei ihm mitten aus der abstracten Dialektik herausbrachen, nur ein untergeordnetes Moment sind."

Die ziemlich entgegengesetzte Ansicht über den Stilisten Hegel vertritt Julian Schmidt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod". Er sagt: „Schon Goethe bemerkt in seinen Briefen an Schiller, daß Hegel, den er übrigens sehr hoch stellt, an einer großen Unbehülflichkeit des Ausdrucks leide. Zwar gelingt es ihm an einzelnen Stellen, wo er den Gegenstand vollkommen beherrscht und wo zugleich, denn das ist wesentlich bei ihm, eine Erregung des Gefühls hinzutritt, sich zu einer Schönheit des Stils aufzuschwingen, wie sie wenig deutsche Schriftsteller erreicht haben; aber das sind Ausnahmen. Vieles, was sich vollkommen einfach ausdrücken ließe, ist bei ihm breit, weitschweifig und durch verworrene Construction und Ausdrücke dunkel geworden; bei vielem, wo man eine nähere Auseinandersetzung erwartet, ist die Erläuterung der Beziehungsbegriffe weggeblieben und man weiß nicht, woran man sich halten soll. Alle Augenblicke verwandeln sich die Begriffe in Individualitäten und umgekehrt, und nicht selten wird die steife scholastische Form durch ungenirte leichtfertige Wendungen unterbrochen, die vollends alle Fassung rauben. Das Merklichste ist die grammatische Incorrectheit. Hegel's Periodenbau ist schwerfällig, die Constructionen sind oft so bunt ineinander verstrickt, daß man erst mit einiger Mühe Subject und Prädicat herausfindet. Sein Bestreben, die lateinischen und griechischen Kunstausdrücke der bisherigen Scholastik durch deutsche zu ersetzen, war an und für sich gerechtfertigt, aber er vergaß, daß, wenn man die Kunstausdrücke aus der eigenen Sprache nimmt, man diese nur so nehmen kann, wie sie die Sprache gibt."

Wir meinen, daß die Hegel'schen Wendungen Ansichsein, Fürsichsein u. s. w. keineswegs dem Genius der deutschen Sprache widersprechen; auf der andern Seite können wir ihnen nicht mit Rosenkranz das Prädicat „geschmackvoll" einräumen. Daß Hegel nicht frei ist von Latinismen und Gräcismen des Stils, daß der Gebrauch der Pronomina bei ihm oft incorrect ist, daß seine Perioden oft verworren sind und daß er bisweilen so ins Abstruse verfällt, daß einzelne Seiten der „Phänomenologie" und der großen „Logik" ein unentwirrbares Gedankenknäuel zeigen, das zu lösen selbst dem gewiegtesten Metaphysiker Kopfschmerz machen muß, kann man ebenso zugeben, wie man hervorheben

muß, daß seine Darstellungsweise durchweg die originelle Kraft des Selbstdenkers verräth, daß sein Stil wahrhaft athletische Muskeln zur Bewältigung des schwersten Gedankenstoffs besitzt, daß sich in seinen Werken nicht nur Stellen von großer Grazie und zutreffender Schlagkraft des Ausdrucks finden, sondern auch von einer apokalyptischen Bildlichkeit, deren grandioser Wurf an die wahrhaft großen Dichter aller Zeiten erinnert.

Wir haben nachzuweisen gesucht, daß Hegel noch mitten in der Bewegung der Gegenwart steht, daß er die geistige Atmosphäre derselben mit tausend imponderabeln Geistesatomen erfüllt, daß selbst die große Zahl derjenigen, die sich von ihm losgesagt haben, noch von seinem Einflusse abhängig ist. Es mag für einen Vorzug gelten, daß seine Philosophie jetzt weder Staats- noch Modephilosophie ist; die leeren Köpfe, welche auf die Worte des Meisters, oft aus äußern Rücksichten, schwören, sind jetzt verschwunden, man hat das System kritisch durchleuchtet, den Schutt auf den Scherbenberg der Culturgeschichte geworfen, seine geistigen Juwelen neu gefaßt. Hegel bleibt eine Großmacht des deutschen Geistes, und selbst wenn er zum Mythos geworden wäre, würde der geistige Gehalt dieses Mythos noch spätern Geschlechtern unverloren bleiben. Sein Princip geistiger Entwickelung kann nie veralten; denn welche neuen Gestaltungen auch die Geschichte des Geistes zeigen möge, aus dem Kreise jenes Princips kann sie sich nie hinausbewegen. Je größer aber die Bereicherung ist, die den Erfahrungswissenschaften zutheil wird, desto reicher wird auch der Inhalt für die Bemühung des allumfassenden Denkens, und wenn hier und dort ein welkes Blatt abgestoßen wird, so treten hundert grüne alsbald an seine Stelle. Aus dem Kelche des Geisterreiches schäumt dem Hegel'schen Geiste in alle Zukunft seine Unendlichkeit.

Die Heerführer der französischen Armee.

Von H. Bartling.

1) Marschall Canrobert.*)

Der große deutsch-französische Krieg von 1870, welcher, der Aufgabe dieser Zeitschrift gemäß, erst nach seinem Abschluß und wenn die Beherrschung des einschlägigen Materials möglich ist, zu einer zusammenhängenden Darstellung kommen soll, lenkt in erster Linie die Aufmerksamkeit auf die französischen Heerführer, von denen einige bereits auf den ersten Schlachtfeldern des Kriegs die mühsam errungenen Lorbern eingebüßt haben. Unsere Aufgabe soll es sein, dieselben vor unsern Lesern Revue passiren zu lassen. Wir werden uns bemühen, ein möglichst unparteiisches Lebensbild von ihnen zu entwerfen, und es unter den obwaltenden Umständen zu vermeiden suchen, unsere eigene Ansicht über sie in den Vordergrund zu drängen, sondern wir werden dieselben dem Leser auf der Schaubühne vorführen, auf der sie bisjetzt handelnd aufgetreten sind, auf der sie sich eine mehr oder minder große öffentliche Anerkennung erworben haben. Wir beginnen unsere biographischen Skizzen mit dem Marschall Canrobert, da er der Anciennetät nach der älteste der Großoffiziere des Kaisers Napoleon ist.

Der Marschall Canrobert ist einer der Heroen der politischen wie der christlichen Ehre, sagt einer seiner Lobredner, und obgleich dieses Lob aus einer sehr zweifelhaften und mit großem Mistrauen aufzunehmenden Quelle stammt, so hat es doch im

*) Vgl. auch die Biographie Canrobert's in „Unsere Zeit", II, 470—477 (1858).

ganzen etwas Wahres. Canrobert ist nicht allein Soldat, er ist auch Enthusiast und entschiedener Ultramontaner; er gehört zu jener Klasse von französischen Offizieren, die in ihren Adern noch das alte Blut fühlen, das im Dienste der Bourbonen floß, er gehört zu jener Schule melodramatischer Krieger, an deren Spitze seinerzeit Lamoricière stand, und welche der andern, der eines Pélissier und Bosquet, geradezu entgegengesetzt ist.

François Certain de Canrobert wurde am 27. Juni 1809 im Departement Gers geboren, wo seine Familie ein kleines Besitzthum hatte. Seine Erziehung, die von seiner Mutter, einer frommen, aber äußerst strengen Dame, in fast klösterlicher Einsamkeit geleitet wurde, trug ohne Zweifel mächtig dazu bei, seinen Charakter frühzeitig zur Reife zu bringen und ernsten Ideen zuzuwenden. Sein Vater, der sich Certain Canrobert nannte, war ein alter Royalist, der mit Muth und Hingebung für die Sache der legitimen Prinzen seines Landes gekämpft hatte. Er gehörte der Armee des Prinzen Condé an und zählte zu denen, die mit der größten Wuth und Energie jene Revolution bekämpften, die ihre Familien verfolgt und ihren König gemordet hatte. Bretagner von Geburt, hatte er alle Fehler und Vorzüge dieser männlichen Rasse an sich, die mit so zäher Ausdauer und bis zum letzten Augenblick eine hoffnungslos verlorene Sache vertheidigte. Als aber später die Revolution niedergeschlagen und die glänzende Sonne des ersten Napoleon aufgegangen war, da wandte sich der alte Royalist diesem neuen Gestirn zu und diente ihm wie er den Bourbonen gedient, ehrenfest und treu. Der junge François Canrobert zeigte sich schon frühzeitig in jeder Beziehung seiner Vorfahren würdig und griff gleich ihnen zum Waffenhandwerk, zu dem er schon im Knabenalter zweifellosen Beruf zeigte. Im Alter von 16 Jahren trat er als Zögling in die Schule von Saint-Cyr ein. Freimüthig, offen und etwas schwärmerischen Charakters, erwarb er sich die Liebe seiner Vorgesetzten und Mitschüler. Als besonders charakteristisch muß es hier erwähnt werden, daß sein Betragen auf der Kriegsschule so exemplarisch war, daß er während der ganzen Zeit seines Aufenthalts dort auch nicht ein einziges mal bestraft wurde. Nach Beendigung seiner militärischen Studien wurde er, kaum 19 Jahre alt, als Unterlieutenant dem 47. Linien-Infanterieregiment zugetheilt. Auch hier, wo er nach den Aussagen alter Kameraden zuerst ein wenig den Hochmüthigen und Stutzer spielte, erwarb er sich durch seine hervorstechenden liebenswürdigen Charaktereigenthümlichkeiten gar bald die Liebe seiner Kameraden und die Gunst und Achtung seiner Vorgesetzten, was deutlich aus den Noten hervorgeht, die über ihn während dieser Periode an das Kriegsministerium eingesandt wurden. Wie es bei allen nach Avancement sich sehnenden Offizieren in Frankreich der Fall ist, war auch Canrobert von dem Wunsche beseelt, am Kampfe theilzunehmen, den die Armee so ruhmvoll in Algerien begonnen hatte. Doch leider war sein Regiment dazu bestimmt, in Frankreich in Garnison zu bleiben, und alle seine Bemühungen, mit einem Offizier der afrikanischen Armee zu tauschen, blieben fruchtlos. Wie er selbst oft erzählt hat, ist diese Zeit seines Dienstes die unangenehmste und drückendste gewesen, und seine Ernennung zum Oberlieutenant, die ihm im Jahre 1832 zutheil wurde, konnte ihn keineswegs darüber trösten, daß er sein Leben ruhmlos in einer Garnisonsstadt zubringen mußte; vielmehr trug sie im Gegentheil dazu bei, seinen Ehrgeiz und seinen Thatendurst nur noch mehr anzustacheln. Noch lange drei Jahre mußte er warten, bevor er zum frischen, thätigen Kriegsleben nach Algerien gerufen wurde. Seinen Unmuth über das einförmige und langweilige Leben in der Garnison, so fern vom Kriegsschauplatze, fern von den Orten, wo Ruhmeskränze und Beförderungen zu erringen waren, suchte er in ausgedehnten militärischen Studien zu beschwichtigen. Aus dieser Zeit seines Lebens rühmt man ihm nach, daß er ein lebendiges, umherwandelndes Instructionsbuch gewesen sei, das selbst den allerversessensten Gamaschenhelden von Oberst-

lieutenant hätte in Verwunderung setzen können. Wie schon erwähnt, konnte er nach einem Garnisonsdienst von fast sieben Jahren endlich, etwa 26 Jahre alt, dem Lande seiner Wünsche, dem vom Kriegsgeschrei Abd-el-Kader's widerhallenden Algerien zueilen. Sein erster Bestimmungsort war Oran, wo zu der Zeit Marschall Clauzel commandirte, der dazu auserlesen war, die Niederlage zu rächen, die der General Trézel an der Makta, unweit Arzew, erlitten hatte. Es war im December 1835, als sich die von Marschall Clauzel befehligte Expeditionsarmee gegen Maskara, das Hauptquartier des Emirs, in Bewegung setzte. Der Lieutenant Canrobert befand sich in der Avantgarde, die der junge General Oudinot, Sohn des Herzogs von Ragusa, commandirte. Hart und blutig waren die Kämpfe, die bei Sig, an der L'Habrah und in den Engpässen des Atlas stattfanden. Doch überall, wo es galt Muth und Entschlossenheit zu zeigen, da sah man den jungen Lieutenant Canrobert, und so war er denn auch einer der ersten, die am 6. Dec. in Maskara eindrangen. Nachdem die Hauptstadt des Emirs von den Franzosen geplündert und niedergebrannt war, trat die Armee ihren Rückzug nach Oran an.

Nach dieser, im allgemeinen für die Franzosen glücklichen Expedition war es die Absicht des Marschalls Clauzel, durch einen Angriff auf das reiche und bevölkerte Tlemcen der Macht Abd-el-Kader's einen letzten Schlag zu versetzen. Er verließ daher am 8. Jan. mit einer kaum 6000 Mann starken Armee Oran und langte nach einem Marsch von fünf Tagen, ohne dem Feinde begegnet zu sein, vor den Thoren der Stadt an. Abd-el-Kader hatte sich einige Meilen ostwärts in den Schluchten der Berge verschanzt, und Canrobert gehörte einer der Brigaden, geführt vom General Perrégaux, an, die dazu bestimmt waren, den Feind aus seinem Zufluchtsort zu verjagen. Er zeichnete sich in den heißen Gefechten von Sidi-Yacub, an der Tafna und der Sickak so aus, daß er wenige Zeit darauf zum Kapitän befördert wurde. Im nächsten Jahre, 1837, finden wir unsern jungen Kapitän vor Konstantine, wo General Damrémont die Scharte auszuwetzen suchte, die im Jahre vorher der Marschall Clauzel vor den Wällen dieser Stadt erlitten hatte. Es ist genugsam bekannt, daß dieser ebenso muthige als vorsichtige Heerführer wenige Tage, ehe die Belagerungsarbeiten gegen den Platz beendigt waren, von einer Kanonenkugel getödtet wurde. Der Wunsch, den Tod des geliebten Führers zu rächen, elektrisirte die Franzosen, und ungestüm verlangten sie vom General Vallé, der das Obercommando übernommen hatte, zum Sturm geführt zu werden. Die Compagnie des Kapitäns Canrobert gehörte der zweiten Sturmcolonne an, die unter dem Befehle des Obersten Combes stand. Dieselbe war aus 80 Sappeuren, 100 Mann vom leichten afrikanischen Bataillon, 100 Mann von der Fremdenlegion und 300 Mann vom 47. Linienregiment zusammengesetzt. Wenn man die Lage von Konstantine betrachtet, so findet man, daß der Bach Aled-el-Kebir von allen Seiten den steilen Felsen umgibt, der mit Ausnahme seiner Westseite fast unersteigbar ist. Es war daher ein Frontangriff, den man versuchen mußte, ein Angriff auf einen einzigen Punkt, auf den sich natürlicherweise auch alle Vertheidigung concentrirt hatte. Man muß es der französischen Armee zum Ruhme nachsagen, daß sie sich hier in ihrem vollen Glanze zeigte; der Sturm auf Konstantine ist ein Bravourstück und steht in jeder Beziehung weit über der Einnahme des Malakow. Kapitän Canrobert hatte sich von seinem Obersten die Ehre erbeten, an der Spitze der Sturmcolonne zu marschiren, und er war auch einer der ersten, die unter dem Ruf „Vive la France!“ den Felsen erkletterten.

Ein ununterbrochenes, mörderisches Feuer empfängt seine Truppen, doch muthig dringt er mit ihnen vor. Er reißt durch seinen ungestümen Muth die Colonnen unwiderstehlich mit sich fort und empfängt in dem Augenblick, wo er den von einer Kartätschenkugel tödlich getroffenen Obersten Combes in seine Arme nimmt, seine erste Verwundung. Doch der Impuls zum Siege ist gegeben; in kurzer Zeit weht die Tricolore auf der

von Blut triefenden, mit Leichen angefüllten Bresche. Konstantine ist genommen. Dasselbe Decret, das dem General Vallé den Marschallstab von Frankreich bringt, heftet auch auf die Brust des jungen Kapitäns den Orden der Ehrenlegion. Noch wenige Stunden vor seinem Tode läßt der Oberst Combes Canrobert zu sich bitten und stellt ihn dem Chef der Expedition mit folgenden empfehlenden Worten vor: „Hier, Marschall, ist einer Ihrer besten Offiziere. Ich habe seinen Muth und seine Standhaftigkeit im Feuer gesehen und bewundert; das ist ein junger Löwe. Ich sage gut für ihn für die Gegenwart wie für die Zukunft.“

Im Jahre 1839 wurde er nach Paris berufen, um die Organisation eines Bataillons der Fremdenlegion zu bewerkstelligen, welchen Auftrags er sich denn auch mit vielem Geschick entledigte. Nicht lange darauf kehrte er nach Afrika zurück, wo zu dieser Zeit General Bugeaud commandirte. Der neue Generalgouverneur war sehr wohl von den hervorragenden militärischen Eigenschaften und dem unbeugsamen Muth Canrobert's unterrichtet und gar bald erfreute sich denn auch der junge Kapitän der besondern Gunst und Freundschaft seines Chefs, der in ihm den Mann zu erblicken glaubte, dessen er zur Ausführung seiner schwierigen Unternehmungen bedurfte.

In der vordern Kette des Atlas diente seit mehrern Jahren eine gefährliche, fast unzugängliche Kluft, der Col de Muzaïa, den Arabern nach ihren Niederlagen als sicherer Zufluchtsort. Bis dahin hatte man es für unmöglich gehalten, diesen Paß zu stürmen, von dem aus der Feind, von allen Seiten gedeckt, die französischen Truppen durch ein wohlgezieltes Feuer niederwarf. Canrobert, der inzwischen zum Bataillonscommandanten bei den Jägern zu Fuß ernannt worden war, wurde vom Generalgouverneur ausersehen, diesen Posten den Arabern zu entreißen.

Nach einer Besichtigung des Orts entwirft er seinen Angriffsplan, überwindet alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellen, marschirt mit seinem Bataillon geradeswegs auf den in den Hinterhalt liegenden Feind los, wirft ihn vom Abhange des Berges herab, den er unter einem mörderischen Feuer der Araber erklettert, und in wenigen Stunden ist das einst für uneinnehmbar gehaltene Défilé gesäubert, das blutige Werk vollbracht. Diese neue muthige That bringt ihm seine Beförderung zum Oberstlieutenant und das Commando des 64. Linien-Infanterieregiments ein, und mit dieser Ernennung gelangen wir zu einer Episode in Canrobert's Leben, der er zuerst seinen Ruf in größern und außermilitärischen Kreisen zu danken hat.

Ein arabischer Chef Si-Mohammed-ben-Abdallah, besser gekannt unter dem Namen Bu-Maza, benutzte die Flucht Abd-el-Kader's nach Marokko, um sich des Einflusses zu bemächtigen, den der Emir bis dahin über die Stämme der Kabily und der Darha ausgeübt hatte. Fanatischer, exaltirter, sittenstrenger Derwisch, war er der rechte Mann, den flüchtigen Emir zu ersetzen. Während drei Jahren predigte er unter den Kabylen die Ausrottung der Christen; er spielte die Rolle eines von Allah inspirirten Propheten, er spricht im Namen des Himmels und verheißt Reichthum und Macht und das Paradies allen denen, die mit ihm ziehen wollen in den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen. Als ein geschickter und um kein Mittel verlegener Gaukler weiß es Bu-Maza denn auch endlich dahin zu bringen, daß die uncivilisirten, aber muthigen Söhne des Atlas, bis zur Raserei entflammt, zu den Waffen greifen. Drei gegen sie ausgesandte Expeditionscolonnen werden mit blutigen Köpfen und herben Verlusten in ihre Cantonnirungen zurückgetrieben, und es gelingt dem Kabylenchef, sich mit Abd-el-Kader in Einvernehmen zu setzen, der um diese Zeit sich gerade anschickte den Kampf zu erneuern; das Resultat davon war, daß nun fast alle Stämme der niedern Darha sich am Aufstande betheiligen. Canrobert erhält den Auftrag, den Aufstand zu unterdrücken, und ungesäumt machte er sich zur Verfolgung Bu-Maza's auf. Wir können nicht umhin, auf dieses Unternehmen,

das den militärischen Fähigkeiten Canrobert's erst den rechten Stempel aufdrückte, etwas näher einzugehen. Im Monat December 1845 hatte Canrobert den Befehl über die Stadt Tenès, in der Subdivision Orléansville, wo Oberst Saint-Arnaud als Commandant fungirte, erhalten. Er vereinigte hier eine Colonne von etwa 1200 Mann mit der Bestimmung, die Communication zwischen den beiden Städten Orléansville und Tenès offen zu halten und wenn möglich den Aufstand in diesem bergigen Theil der Darha niederzuwerfen. Seine Operationen begannen am 1. Dec. 1845, und am 26. Mai 1846 konnte er dem Generalgouverneur die freudige Nachricht verkündigen, daß alle aufrührerischen Stämme der Regierung unterworfen, der Einfluß Bu-Maza's gebrochen und derselbe flüchtig sei. Seinen Hauptschlag führte er gegen die aufständischen Kabylen in dem Gefecht von Sidi-Kalifa, wo er sich durch seinen persönlichen Muth und die geschickte Führung seiner Truppen mit Ruhm bedeckte. Nach so hervorragenden Erfolgen konnte eine schnelle Beförderung nicht ausbleiben; im Laufe des Jahres 1847 wurde er zum Obersten ernannt und mit dem Befehl der Fremdenlegion, die damals noch aus zwei Regimentern bestand, betraut. Er verblieb jedoch nicht lange an seinem Posten, aus welchen Gründen ist unbekannt, sondern wurde als Commandeur zum 3. Zuavenregiment versetzt. Im Laufe dieses Jahres leitete er eine neue Expedition und zwar die gegen Ahmet-Sghir, einen andern einflußreichen Araberchef, der die Provinz Konstantine fortwährend beunruhigte. Er schlug denselben in den Engpässen von Djerma, rieb fast alle ihm anhängenden Araber auf, nahm zwei Scheikhs gefangen und erreichte mit ungeheuerer Beute an Schlachtvieh und Korn den kürzlich angelegten Militärposten von Batna. Der junge Oberst wußte sich durch sein rasches, energisches Handeln, das bis jetzt mit stetem Erfolg begleitet war, die Liebe seiner Zuaven zu gewinnen, auch trug er nicht wenig dazu bei, den Ruf seines Corps zu vergrößern. Bugeaud, der indessen Marschall von Frankreich und Herzog von Isly geworden war, sagte eines Tages zu Canrobert, der im Begriff stand, einige energische Maßregeln gegen die etwas sehr lockere Disciplin seines Regiments zu ergreifen:

„Nichts davon, Oberst, machen Sie diesen Trotzköpfen hinsichtlich der Disciplin nur immerhin einige Concessionen, und Sie werden sehen, daß sie Ihnen am Tage der Schlacht und in der Stunde der Gefahr nur um so besser gehorchen.“

Im Jahre 1848 unterwarf Canrobert in einer blutigen Expedition die Kabylen sowie alle Stämme der Jurjura. Im November 1849 aber brach er von Aumale auf, wo er mit seinem Regiment in Garnison lag, um einen neuen gefährlichen Aufstand der Eingeborenen in der Provinz Konstantine zu dämpfen. Bu-Zian, ehemaliger Scheikh unter dem Khalifat Abd-el-Kader's, ein Mann von hervorragenden Talenten, großer Energie und weitreichendem Einfluß sowol im Tell als in den angrenzenden Districten der Sahara, hatte sich an die Spitze der Aufständischen gestellt, die sich in der Oase von Zaatscha, in der Hauptstadt Zaatscha und den beiden nahe liegenden Orten Lischana und Tarfar verschanzt hatten. Die mit Bu-Zian verbündeten Stämme des Tell, fast 10000 Mann an der Zahl, cernirten die Garnison der kleinen Stadt Bu-Sada so, daß man ihre Rettung französischerseits fast für unmöglich hielt. Doch Canrobert, muthig und unerschrocken, eilte zu ihrer Rettung herbei, und ihm ganz allein ist die Rettung der Garnison sowie die seiner Zuaven, die er wol mit mehr Kühnheit als Vorsicht großen Gefahren ausgesetzt hatte, zu danken. Wenige Tage nach seinem Abmarsch aus Aumale brach unter seinen Truppen die Cholera aus, die so schnell um sich griff, daß in kurzer Zeit alle Maulthiere, die zum Transport von Verwundeten bestimmt waren, mit Kranken beladen werden mußten. Als Canrobert sich nun der blokirten Stadt näherte, sah er sich plötzlich von allen Seiten von Aufständischen umgeben und einen Kampf vor sich, der, selbst wenn er ihn glücklich beendet hatte, entweder für seine Kranken oder seine Verwundeten ver-

derblich werden mußte. In dieser gefahrvollen Stunde kam ihm der Gedanke, ein letztes Mittel zu versuchen, um den Kampf zu vermeiden; er griff zur List und zwar zu einer List, die nur in dem Kopf eines Enthusiasten und Phantasten auftauchen konnte. Nachdem er sein Regiment in Quarré formirt und die Kranken in die Mitte genommen hatte, verließ er allein, nur von seinem Dolmetscher begleitet, die Reihen seiner Soldaten, ging auf die Araber zu und ließ ihnen zurufen: „Araber, an meinen Fersen haftet die Pest, und wenn ihr mich und meine Soldaten nicht unbelästigt vorüberziehen läßt, so werde ich diese Plage auf euch und euere Stämme werfen.“ Die Eingeborenen, die aus der Menge der frischen Gräber, die den Weg der Franzosen bezeichneten, die Wahrheit der Aeußerung des Generals leicht abnehmen konnten, zogen sich aus Furcht vor Ansteckung ohne Kampf zurück, und Canrobert konnte am nächsten Tage in Bu-Sada einziehen, sich mit der befreiten Garnison vereinigen und dann seinen Marsch gegen Zaatscha richten, wo die Lage der Franzosen nicht minder schlimm geworden war.

Hier hatte der General Herbillon seit dem Anfange des Monats October vergebens sich bemüht, des Aufstandes Meister zu werden und die Oase einzunehmen. Zwar waren die beiden kleinen Orte Lischana und Tarfar mit großem Verlust auf französischer Seite genommen worden, doch die Hauptstadt der Oase trotzte allen Anstrengungen des allerdings wenig fähigen Generals, der, als Canrobert zu seiner Hülfe herbeikam, nahe daran war, mit seiner ganzen Colonne aufgerieben zu werden. Von den Genieoffizieren, welche die Belagerungsarbeiten leiteten, waren nur noch zwei im Dienste, alle andern getödtet, die Truppen selbst aber erschöpft und verzweifelt. Doch Canrobert mit seinen Zuaven flößt den Soldaten neue Hoffnung, neues Vertrauen ein. Durch seine Thätigkeit und unter seiner Aufsicht bringt er die Belagerungsarbeiten in den kurzen Zeitraum von 18 Tagen zu Stande, sodaß man am 26. Nov. die Stadt, die sich seit 2 Monaten so tapfer gehalten hatte, stürmen konnte. Canrobert führte in eigener Person die erste Sturmcolonne und legte hier aufs neue Proben glänzenden Muthes ab. Die Stadt fällt, die ganze Besatzung mit Weibern und Kindern wird von den Franzosen niedergemacht, und Bu-Zian selbst in dem Augenblick, wo er schwer verwundet von einem Führer geleitet aus der Stadt flüchten will, verrathen und gefangen genommen. Auch er wird nicht verschont, sondern erschossen, sein Kopf abgeschnitten und von den wüthenden Soldaten vor die Füße ihres Generals geworfen. Für seine in diesem Feldzuge geleisteten Dienste wurde Canrobert am 11. Dec. 1849 mit dem Commandeurkreuz der Ehrenlegion decorirt, und vollendete dann diese gegen die Oase von Zaatscha unternommene Expedition in den ersten Tagen des Monats Januar durch die Einnahme der Stadt Nahra in der Oase von Nares, wofür er dann wenige Zeit darauf zum Brigadegeneral erhoben wurde. Im Herbst des Jahres 1851 rief ihn der Präsident Louis Napoleon nach Paris und nahm ihn als Flügeladjutanten in seinen persönlichen Dienst. Als solcher war er einer der thätigsten Helfershelfer des Staatsstreichs, als solcher lieh er seine Hülfe und seine Fähigkeiten, um seine eigenen Waffenbrüder gefangen zu nehmen, zu deportiren oder ins Exil zu schicken. Er zeichnete sich bei diesem Schergenhandwerk so aus, daß er von dem neuen Kaiser mit der wichtigen Mission betraut wurde, Frankreich zu durchreisen und in den Provinzen die Republikaner zur Ruhe zu bringen. Er entledigte sich dieses Auftrags mit vielem Geschick und diplomatischem Talent und zeigte sich so seinem Gebieter wie der Welt in einem neuen Lichte. Am 14. Jan. 1853 ernannte ihn der Kaiser zum Divisionsgeneral. Mit der Ernennung zu einem so hohen militärischen Posten tritt Canrobert nun in die Sphäre der Heerführer ein und auf den Schauplatz der großen europäischen Begebenheiten. Er hat jetzt, kaum 41 Jahre alt, vom Glücke in auffallender Weise begünstigt, die Staffel erreicht, wo es gilt, weniger seinen persönlichen Muth als seine Feldherrntalente in der Leitung größerer Truppenkörper zu bewähren.

Wir treten nun in die Periode der großen Feldzüge des zweiten Kaiserreichs, deren Erfolge die französischen Schriftsteller glorreiche, andere dagegen zweifelhafte nennen. Der orientalische Krieg ist ausgebrochen und Canrobert wird mit dem Commando der 1. Division der „Armee des Orients" beauftragt, die sich zu Marseille einschifft. Kaum in der europäischen Türkei ans Land gestiegen, erhält er auch schon den Befehl, mit den Generalen Martimpery, Brown und dem Admiral Lyons die Küsten der Krim zu untersuchen, um für eine spätere Expedition den geeigneten Landungsplatz aufzufinden. Zurückgekehrt von dieser Recognoscirung, schifft er sich wenige Tage später am 29. Juli 1854 auf dem Cacique ein, um den ihm gewordenen Auftrag, die Russen aus der Dobrudscha zu vertreiben, auszuführen. Dieses Vertreiben der Russen aus der Dobrudscha indessen verwandelte sich gar bald, wie es die französischen Berichte naiverweise nennen, in eine Recognoscirung (reconnaissance armée). Es würde hier zu weit führen, wollten wir den General Canrobert und seinen Waffenbruder Espinasse auf ihrem Wege von Varna über Kapalki, Kavarna, Mangalia nach Kustendje und wieder zurück begleiten. Obgleich Canrobert während dieser ganzen Expedition, wie bei allen frühern Gelegenheiten stets seine tüchtige Ausdauer, seinen ungebrochenen Muth bewährte, so waren doch seine Marschdispositionen sowie die Führung der Armee fehlerhaft; er zeigte bei dieser Gelegenheit nicht die Eigenschaften eines vorsichtigen Heerführers und Strategen. Die Expedition war eine ganz und gar verfehlte, kostete den Franzosen mehrere Tausende an Todten und Kranken, zwang sie zu einem schmählichen Rückzuge nach Varna und vereitelte alle ihre Plane, die kleine, kaum noch 10000 Mann starke russische Armee aus ihren Positionen an der Donau und am Pruth zu vertreiben.

Bei der Expedition nach der Krim sehen wir Canrobert in der Schlacht an der Alma als Führer des rechten Flügels der alliirten Armee, an den sich die Division des Prinzen Napoleon mehr nach dem Centrum zu anschloß; Bosquet und mit ihm der General d'Autemarre, den einige Berichte als die Befehlshaber des rechten Flügels angeben, operirten abgesondert vom Hauptcorps von der Mündung der Alma aus auf der Flanke des linken Flügels der russischen Armee. Wie auch immer Canrobert's bisherigen Biographien seine Tapferkeit und seine Befähigung als General, die er in dieser Schlacht gezeigt haben soll, rühmen mögen, so behaupten wir doch, daß er hier einen großen Fehler beging, und zwar den, sich zu schnell und höchst unvorsichtig mit seiner Division auf die bekannte Telegraphenstation zu werfen, wo er für eine lange Zeit den ganzen Stoß des feindlichen Centrums aushalten mußte; er griff zu früh an und wartete nicht, bis die Division Bosquet auf den Höhen an der Alma erschien. Wäre es der letztern nicht gelungen, diese von russischer Seite für unersteigbar gehaltenen Anhöhen zu erklettern, dann war eine vollständige Aufreibung der Division unter Canrobert, ein Sprengen des Centrums der alliirten Armee und ein Abschneiden des linken Flügels, auf dem die Engländer standen, von dem Meere außer Frage gewesen. Es ist auch nur der Umsicht und dem Feldherrntalent Saint-Arnaud's und dem schnellen Herbeieilen der Reserven unter den Generalen Forey, Lourmel und Aurelle zu danken, daß trotz des Heldenmuths der Zuaven unter Bosquet das Centrum und der rechte Flügel der alliirten Armee nicht große Verluste erlitten.

Es liegt außer dem Rahmen dieser Biographie Canrobert's, noch näher auf die Schlacht an der Alma einzugehen, wir müssen uns vielmehr beeilen, an den Punkt anzulangen, der die höchste Glanzepoche im Leben unsers Helden ausmacht. Die Schlacht an der Alma wurde am 25. Sept. 1854 geschlagen und mit diesem Siege schloß der talentvolle Marschall Saint-Arnaud seine Laufbahn. Durch ein altes chronisches Leiden, zu dem sich noch ein Choleraanfall gesellt hatte, war seine Gesundheit tief untergraben und er fühlte, daß der Tod ihm nahe sei. Wol sah er ein, daß es ihm in einem solchen Zustande nicht möglich sein würde, den geschlagenen Menschikow mit Nachdruck zu ver-

folgen, auf Sewastopol zu marschiren und eine Belagerung dieses Platzes zu unternehmen. Er schickte deshalb an den Kriegsminister folgende Depesche von dem berüchtigen „Bivouac de la Sois" aus: „Meine Gesundheit ist in einem beklagenswerthen Zustande. Ein Choleraanfall vermehrt noch mein Leiden, dem ich seit langer Zeit unterworfen bin, und augenblicklich ist meine Schwäche eine solche, daß mir ein ferneres Commando unmöglich wird." Nachdem er diese Nachricht an seinen Vorgesetzten nach Paris abgesandt hatte, ließ er den General Forey, den ältesten seiner Divisionsgenerale, rufen, um ihm die fernern Operationsplane mitzutheilen und das Obercommando zu übergeben. In diesem Augenblick trat Canrobert, den rechten Arm in der Binde, infolge einer leichten Verwundung, die er an der Alma erhalten, in das Zelt und überreichte dem Marschall ein versiegeltes Schreiben. Es war dies ein Decret des Kaisers, welches der Armee befahl, im Nothfall Canrobert als Führer und Oberbefehlshaber der „Armee des Orients" anzusehen.

„Ha! sehr gut", rief Saint-Arnaud tief bewegt aus, „man ist mir zuvorgekommen; doch noch einmal, ein letztes mal will ich versuchen auf das Pferd zu steigen."

Er that es, doch kaum konnte er sich im Sattel halten, und seine Aerzte erklärten ihm, daß eine absolute Ruhe unumgänglich nothwendig sei, wenn er nicht die wenigen Augenblicke, die er noch zu leben hätte, auf unverantwortliche Weise abkürzen wollte. Und damit war genug gesagt. Man brachte Saint-Arnaud auf einer Bahre nach dem Bivuak an der Tschernaïa. Seine Kräfte waren völlig erschöpft. Er ließ Canrobert rufen, übergab ihm den Oberbefehl und dictirte dann mit verlöschender Stimme dem Obersten Trochu, seinem Secretär und ersten Adjutanten, eine Proclamation an die Armee, die mit folgenden Worten schließt: „Soldaten, ihr werdet mich beklagen, denn das Unglück, das mich trifft, ist unermeßlich, unabwendbar und vielleicht auch ohne Beispiel." Am 27. Sept. 1854 hauchte er in den Armen des Abbé Parabère nach unsaglichen Leiden sein Leben aus.

Canrobert, jetzt Oberbefehlshaber der Expeditionsarmee in der Krim, hatte damit die höchste Staffel militärischer Ehre erstiegen, obgleich ihm zur äußern Vervollständigung derselben allerdings noch der Marschallsstab fehlte. Die Führung der ganzen Armee lag nun ganz allein in seinen Händen und er konnte jetzt nicht mehr das Fehlschlagen einer Unternehmung auf die Schultern anderer werfen. Mr. de Bazancourt, dem wir eine ziemlich genaue, wenn auch nicht unparteiische Geschichte des Krimkrieges und des italienischen Feldzuges zu verdanken haben, scheint den Schwächen Canrobert's als Feldherr gegenüber absichtlich seine Augen zu verschließen, denn er beschäftigt sich in seinem Werke weit mehr mit den liebenswürdigen Charaktereigenthümlichkeiten des jungen Armeechefs, als mit seiner militärischen Befähigung, und sagt von ihm: „Canrobert ist eine durch und durch sympathische Natur, energisch aus Instinct; er denkt niemals daran, eine Rolle spielen zu wollen, sondern zieht es vor, stets er selbst zu bleiben. Er liebt es, in Unterhaltung über die Tagesereignisse einzugehen, und spricht sich ohne Zwang und Rückhalt über dieselben aus; doch die Art und Weise, wie er spricht, deutet auf große Unabhängigkeit des Denkens. Sein Ausdruck ist häufig glücklich gewählt und bietet sich den Zuhörern nicht selten in feiner, bildlicher Form dar." Alle diese Bemerkungen, wie wir schon gesagt haben, zeigen uns wol die Vortrefflichkeit seines Charakters, aber nichts von seinen Fähigkeiten als Feldherr.

Unmittelbar nach dem Tode des Marschalls Saint-Arnaud drang Canrobert mit der alliirten Armee auf Sewastopol vor — der erste Act in seiner Thätigkeit als Oberbefehlshaber. Er gebrauchte fast elf Tage, um seine Bewegung nach Sewastopol und seine Concentration in der Bucht an der Tschernaïa und am Chersonesischen Cap auszuführen, denn am 28. Sept. hatte er das Obercommando übernommen, und erst am 9. Oct. konnte er sein erstes Feuer auf die Südseite von Sewastopol eröffnen. Verloren hatte er

eine kostbare Zeit und es versäumt, der geschlagenen russischen Armee schnell zu folgen, von der Katscha aus, wo er sich am Morgen des 28. Sept. befand, in gerader südlicher Richtung über Belbek und in südwestlicher Richtung von der Makenziefarm aus, wo der linke Flügel der Armee stand, vorzudringen, und die Russen entweder nochmals zum Stehen zu bringen und ihnen eine abermalige Schlappe beizubringen, oder mit ihnen zu gleicher Zeit vor Sewastopol anzulangen und sie dadurch an einer Vervollständigung ihrer Befestigungen zu hindern; zu einer solchen kühnen Bewegung bedurfte es eines talentvollern Generals. Als er nun am 17. Oct. aus fünf Batterien, in denen 53 französische und 73 englische Geschütze aufgepflanzt waren, unterstützt vom ganzen vereinigten Kriegsgeschwader, ein furchtbares Bombardement auf den belagerten Platz begann, da erfuhr er zum ersten mal, daß zur Leitung einer großen Armee und zum Angriff auf eine starke Festung etwas mehr gehört als persönlicher Muth, oder die Fähigkeit, eine Brigade ins Feuer zu führen. Bazancourt, dessen Werk wir schon oben erwähnten und der noch dazu ein persönlicher Freund Canrobert's ist und deshalb wol nicht in den Verdacht kommen kann, als habe er ihn zu hart und parteiisch beurtheilt, sagt über diesen Angriff wörtlich: „Der Tag des 17. Oct. entsprach infolge unvorhergesehener Ereignisse nicht den gehegten Erwartungen. Man hatte ins Blaue hineinoperirt, man hatte sich, von dem Wunsche beseelt, die progressive Ausdehnung und Vervollständigung der Befestigungswerke zu hindern, überstürzt. Der geringe Raum, den die Fronte unserer Angriffswerke einnahm, die eben in einer so kurzen Zeit nicht in größerer Ausdehnung hatten ausgeführt werden können, war ihr verwundbarer Fleck. Anstatt die russischen Batterien zu zwingen, ihr Feuer zu zersplittern, erlaubte sie denselben, es auf unsere Batterien zu concentriren und sie von der Quarantäne aus seitwärts zu bestreichen und von der Centralbastion und der Courtine her, die bis zur Mastbastion sich hinzieht, in der Fronte anzugreifen." Das Resultat dieses Tages war, daß am Abend von den fünf stolzen Batterien zwei vollständig zerstört und die andern drei so beschädigt waren, daß sie ihr Feuer einstellen mußten. Canrobert stand eben vor Sewastopol einem Manne gegenüber, der ihm bei weitem an militärischen Fähigkeiten überlegen war, er traf hier auf einen andern Widerstand als in Algerien, wo fanatische, uncivilisirte Derwische commandirten.

Es liegt nicht in unserm Plane, den Feldherrn in seiner Thätigkeit den Winter von 1854—55 hindurch zu begleiten, oder auf die, in diesem Zeitraume vorgefallenen kriegerischen Ereignisse näher einzugehen; nur das wollen wir noch erwähnen, daß die Rettung der englischen, wenn nicht der ganzen alliirten Armee am Tage von Inkerman (5. Nov. 1854), nicht wie einige militärische Schriftsteller glauben machen, in den vorsichtigen und geschickten Dispositionen des Oberfeldherrn zu suchen ist. Der Ruhm dieses Tages gehört der englischen Division Pennefather, speciell der Brigade Adams, der unbezwinglichen Standhaftigkeit der Garden unter dem Herzog von Cambridge und der Brigade Cathcart, sowie dem energischen Handeln der Generale Bosquet und Bourbaki.

Die Geschichte der Belagerung von Sewastopol ist zu allgemein bekannt, die Leiden der Belagerungsarmee in dem harten Winter von 1854—55 sind zu oft beschrieben und das langsame Vorrücken der Belagerungsarbeiten ist seinerzeit genugsam kritisirt worden, sodaß wir hier nicht nöthig haben, diese Thatsachen weiter auszuführen. Wol mochte Lord Raglan in seiner oft gemachten Behauptung recht haben, daß Canrobert für seinen Posten noch zu jung und zu unerfahren sei, und daß die Hauptursache des unbedeutenden Erfolgs in seiner geringen Fähigkeit als Feldherr liege. Ohne jedoch den englischen General durch eine Herabsetzung Canrobert's auf ein höheres Piedestal zu stellen, genügt es ja, sich in das Gedächtniß zurückzurufen, daß er selbst endlich einsah, er sei der gestellten Aufgabe nicht gewachsen. Zwistigkeiten mit dem Lord Raglan und eine geschwächte Gesundheit vorschützend, reichte er endlich seine Entlassung ein, die denn auch von dem Kaiser

bereitwillig angenommen wurde. Infolge dessen übergab er am 16. Mai 1855 dem General Pélissier, der ihm zum Nachfolger bestimmt war, das Obercommando. Und nun vollzog sich ein Act, in dem die französische Nation außerordentlich stark ist, wie überhaupt in Aufführung von theatralischen Schaustellungen. Der ehemalige Oberbefehlshaber, um seine moralische Niederlage zu verdecken, um sie noch mit dem Anstrich der Entsagung, des heroischen Opfermuths zu umgeben, erbittet sich als besondere Ehre, wieder an die Spitze seiner alten Division zu treten, um da, wo er noch vor wenigen Tagen commandirt, nun zu gehorchen. Der Coup gelang über alle Erwartung; die ganze Welt war entzückt über das Benehmen Canrobert's, von allen Seiten wurden ihm Lobeserhebungen zutheil für seine Hingebung und Selbstverleugnung. Was aber die spätern unparteiischen Geschichtschreiber hierüber sagen werden, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Uns will es fast scheinen, als habe das Verbrechen des Staatsstreichs in der Unfähigkeit Canrobert's schon seine ersten Früchte eingeerntet, schon seine erste Vergeltung empfangen, unter der leider Tausende von unschuldigen Soldaten leiden mußten. In militärischen Kreisen herrschte nur Eine Stimme darüber, daß Bosquet der fähigste aller Offiziere gewesen sei und daß ihm nach dem Tode Saint-Arnaud's der Oberbefehl hätte anvertraut werden müssen, schon aus Rücksicht auf seine großen Verdienste in der Schlacht an der Alma. Doch Bosquet war kein Mithelfer am Staatsstreiche gewesen, Bosquet war ein Republikaner, ein Anhänger und Schüler Cavaignac's, und der neue Gewaltherrscher ignorirte deshalb die hervorragenden militärischen Eigenschaften dieses Generals. Nur um seinen Günstling zu erheben und noch fester an sich zu ketten, nur um die Dienste zu belohnen, die er ihm bei Ausführung eines Verbrechens geleistet hatte, ließ er viele Tausende in einer langen, ungeschickt geführten Belagerung zu Grunde gehen. Es würde uns schlecht geziemen, wollten wir die augenscheinliche Wahrheit unter nichtssagenden Lobeserhebungen über den „edeln Charakter", die „Liebenswürdigkeit", die „christliche Demuth" und die „Selbstverleugnung" unsers Helden verbergen.

Zwei Monate, nachdem er das Commando über die alliirten Streitkräfte vor Sewastopol niedergelegt hatte, rief ihn der Kaiser nach Paris zurück, schmückte ihn durch ein Decret, datirt vom 20. Mai 1855, mit dem Großkreuz der Ehrenlegion und sandte ihn dann auf eine diplomatische Mission nach Schweden. Als die Armee nach dem Falle von Sewastopol nach Paris zurückkehrte, ernannte ihn Napoleon am Tage des Einzugs zum Marschall von Frankreich, sowie er ihm ferner den schmeichelhaften Befehl ertheilte, die erste Einzugscolonne zu commandiren.

Im zweiten großen Feldzuge des Kaiserreichs gegen Oesterreich im Jahre 1859 wurde Marschall Canrobert an die Spitze des 3. Armeecorps, der Alpenarmee, gestellt. Doch die Rolle, die er in diesem Kriege spielte, war nicht viel hervorragender als die des Prinzen Napoleon; man schien sich diesmal in Paris besser vorgesehen zu haben, denn in der Stellung, die man ihm anvertraut hatte, noch dazu unter der Oberleitung des Kaisers und des Generals Niel, konnte er weder große Heldenthaten ausführen noch große Fehler begehen. Doch in der Schlacht von Magenta zeigte er sich aufs neue wenigstens als geschickter und unerschrockener Corpsführer; er wußte sich durch ein muthiges, auf dem Schlachtfelde ausgeführtes Manöver aus einer höchst verderblichen Lage zu ziehen, in die er mit seiner Division den Oesterreichern gegenüber gerathen war; er warf sich fast tollkühn an die Spitze seiner Regimenter, griff die Oesterreicher, die sich schon Sieger glaubten, mit dem Bajonnet an und warf sie in ihre Stellungen zurück, indem er dadurch den Sieg des Tages allerdings nicht wenig erleichterte. In der Schlacht von Solferino spielte er dagegen eine kaum nennenswerthe Rolle; das einzige, was er dort leistete, war, daß er zu rechter Zeit die Bewegungen und das Vordringen des Marschalls Niel unterstützte.

Im Jahre 1862 wurde er mit dem Commando des Lagers von Châlons beauftragt und ihm von hier aus am 14. Oct. desselben Jahres der Befehl über das Armeecorps von Lyon übergeben, das bis dahin der Marschall Castellane, der verstorben war, innegehabt hatte. Doch er verweilte nicht lange auf diesem Posten, sondern das Vertrauen des Kaisers rief ihn wiederum in seine Nähe und machte ihn zum Militärgouverneur von Paris und zum Commandeur der dortigen Armee; vor Beginn des Krieges von 1870 wurde er in das Lager von Châlons gerufen, um die Organisation der „Garde mobile" zu leiten.

Wenn wir das Bild Canrobert's und dessen zerstreute Züge mit einem Gesammtblick überschauen, so werden wir finden, daß vor uns ein Soldat steht in des Wortes bester Bedeutung; muthig bis zur Tollkühnheit, stets gehorsam den Befehlen seiner Obern, treu und anhänglich an seinen Kriegsobersten, begeistert mit enthusiastischer, ja schwärmerischer Liebe für den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes, offenherzig, mildthätig und fromm und von einer Charakterreinheit, die einen wohlthuenden Contrast mit den in der französischen Armee herrschenden Sitten bildet; kurz und gut, ein wahrer Ritter ohne Furcht und Tadel. Was aber nun seine militärische Befähigung anbetrifft, so finden wir wol, daß niemand besser als er in der französischen Armee eine Compagnie, ein Bataillon, eine Brigade ins Feuer, zum Sturm zu führen weiß; daß niemand besser als er die Reglements des Exercirplatzes und der Kaserne kennt, und daß er deshalb kleinere Heereskörper mit Geschick und Erfolg zu leiten weiß; aber als Feldherr läßt er zwei große Eigenschaften vermissen: die Ruhe und die Combinationsgabe. Sobald an ihn die Nothwendigkeit herantritt, große, umfassende strategische Bewegungen auszuführen, kühne, aber tief angelegte Plane zu entwerfen, wird er ängstlich und verwirrt sich; der bloße Gedanke, er könne seine Armee einer Niederlage aussetzen, lähmt ihn; er ist ein guter Vorkämpfer ihm anvertrauter Streitkräfte, aber kein Mann, der mit großen Armeen umzugehen weiß; er ist muthig und feurig, aber nicht eisern. Das mit Orden glitzernde, goldgestickte Kleid eines Marschalls, und die theatralischen Schaustellungen in seinem Range liebt er mehr als das einfache Gewand, das der Feldherr auf dem Schlachtfelde tragen muß; Wellington und Gneisenau, das sind wir sicher, würden für ihn nur ein mitleidiges Lächeln gehabt haben.

Wir haben Canrobert bisjetzt nur auf dem Schlachtfelde, als Soldat gesehen, sein Leben nur vom militärischen Standpunkte aus betrachtet. Doch da er in den letzten Jahren versucht hat, auch im bürgerlichen Leben und besonders im Senat eine Rolle zu spielen, so glauben wir diese, allerdings nur in einem sehr engen Rahmen gehaltene Biographie nicht schließen zu dürfen, ohne einen Blick auf diese Epoche seines Lebens zu werfen. Indem wir nur beiläufig bemerken, daß er sich nach einem langen Junggesellenleben im Jahre 1860 endlich mit einer reichen jungen schottischen Dame, einem Fräulein Macdonald verheirathete, folgen wir ihm in den Senat, in dem er als Marschall von Frankreich Sitz und Stimme hat. In der berühmten Sitzung dieses Körpers, im Monat April 1866, interpellirte der Graf Ségur d'Aguesseau den Minister der öffentlichen Arbeiten wegen der stricten Innehaltung der durch die Gesetze befohlenen Sonntagsfeier, und benutzte diese seine Interpellation zugleich, einen ebenso kläglichen wie heftigen Angriff gegen die Ernennung Renan's als Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Paris zu schleudern. „Es bleibt ihm" (dem Minister nämlich), so rief er aus, „immer der Vorwurf, für eine gewisse Ernennung verantwortlich zu sein, die den größten Skandal in Frankreich hervorgerufen hat" ... Kaum waren diese Worte verhallt, die natürlich von den meisten Senatoren mit Bravos begrüßt wurden, als sich muthig und unbefangen Sainte-Beuve erhob, um seinen Freund und Standesgenossen zu vertheidigen. Zur Schande Frankreichs sei es gesagt, daß sich an diesem Tage im ganzen

Senat außer Sainte-Beuve auch nicht Eine Stimme erhob, um die so schmählich angegriffenen Männer der Wissenschaft und die Wissenschaft selbst zu vertheidigen. „Ich protestire", rief Sainte-Beuve, „gegen alle persönlichen Anschuldigungen, die von der zu behandelnden Frage abweichen und sich gegen ehrenhafte Männer richten. Und wenn es Mr. Renan ist, auf den der ehrenwerthe Hr. Graf Ségur d'Aguesseau anspielt, so weise ich jegliche Anklage zurück, die gegen einen Mann von Ueberzeugung und Talent gerichtet ist, dessen Freund ich bin." Die ganze Versammlung brach über diese kühnen Worte in einen Tumult aus, der kein Ende nehmen wollte, und übertönte Sainte-Beuve's fernere Rede; auch der Präsident vereinigte sich mit den Schreiern und bemerkte, er habe keine persönlichen Angriffe in den Worten des Grafen d'Aguesseau gefunden. Doch damit war man noch nicht zufrieden. Baron Chapuis-Montleville wurde in einer Rede noch ausfallender als sein Vorgänger und behauptete, daß Renan's Werke von Unmoralitäten überflössen, und daß es besonders die Pflicht des Senats sei, solchen Dingen ein Ende zu machen.

Mit großer Mühe erhält Sainte-Beuve das Wort, alle Welt schreit und tobt, da die Furcht vor den beißenden Worten dieses großen Kritikers die Senatoren allen Anstand vergessen läßt. „Es gibt", erwidert er, „Unmoralitäten und Obscönitäten, die niemand vertheidigt und die man mit Verachtung von sich stößt; aber es gibt auch ehrenhafte philosophische Meinungen, die ich im Namen der Gedankenfreiheit vertheidige und die ich niemals ohne Protestation angreifen und verleumden lassen werde." Diese Zurückweisung war der ultramontanen Partei doch zu stark, und sie richtete gegen den Redner persönliche Angriffe; da sah man Persönlichkeiten wie Lacaze, de Maupas, Flamarens und Leverrier sich wie ungezogene Schulknaben betragen. Doch um der ganzen Scene die Krone aufzusetzen, mußte sich Canrobert erheben, der, wie wir schon im Eingange unserer Skizze bemerkten, stets zur äußersten ultramontanen Partei seines Landes gehörte. Er rief, ohne das Wort erbeten zu haben, aus: „Nein, nein, mein Herr, diese Versammlung ist nicht der Ort, wo man demjenigen eine Lobrede halten darf, der die Gottheit unsers Heilandes geleugnet hat, und der sich als unerbittlichen Feind des Glaubens unserer Väter gezeigt hat, eines Glaubens, welcher auch noch der eines großen Theils von Frankreich ist. Ich protestire als Senator von Frankreich gegen die Doctrinen, die er in seinen Werken dargelegt hat." Man hat nicht nöthig, noch einen Commentar zu solchen Aeußerungen zu schreiben, sie kennzeichnen zur Genüge den Mann, der sie ausgestoßen. Die liberale Presse des Landes ließ es aber nicht daran fehlen, Sainte-Beuve zu Hülfe zu kommen, und in beißenden Artikeln, ja oft mit schneidender Satire suchten der „Siècle", das „Journal des Débats" und andere Journale ihren Freund und Mitarbeiter für die Angriffe im Senat zu rächen. Canrobert wurde dermaßen lächerlich gemacht, daß er in Paris geradezu unmöglich wurde, und niemals seit dieser Zeit hat er es gewagt, eine active Rolle in den Debatten des Senats zu spielen, sowie sich auch die Regierung und der Kaiser hüteten, ihn mit irgendeinem Posten von Bedeutung zu betrauen; den deutlichsten Beweis hiervon sehen wir, daß er im Kriege von 1870 ein Reservearmeecorps commandirt und ihm nicht einmal der Befehl über die Armee von Paris übergeben ist.

Canrobert ist einer der theatralischen Helden Frankreichs, die es meisterhaft verstehen, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, doch wenn es darauf ankommt, etwas Tüchtiges zu leisten, etwas mehr als uncivilisirte Araber niederzuwerfen, oder seine Waffenbrüder im Namen eines meineidigen Usurpators zu verhaften, oder im Senat einen Redner mit seiner an das militärische Commando gewöhnten Sprache zu überschreien, vollständiges Fiasco machen.

Politisch-sociale Zustände und nationale Bestrebungen in Finland.

Von W. Rullmann.

Als Gott die Welt erschaffen hatte, ging Finland als ein fruchtbarer Garten mit weiten Wiesen und Feldern, üppigem Waldwuchs und schiffbaren Strömen aus diesem Schöpfungswerke hervor. Dieses liebliche, von zwei Seiten vom Meere umspülte Land sollte ein zweites Paradies für die glücklichen Menschen werden, die Gott der Herr hineinzusetzen gedachte. Aber der Teufel, welcher den Menschen so Herrliches nicht gönnen wollte, schickte sich an, nun auch sein Werk zu schaffen. Er warf aus der Höhe einen ungeheuern Felsblock auf das arme Land herab, daß die Achse der Erde erdröhnte. Der Fels zersprang, und in unzähligen Trümmern und Steinen zerstreute er sich über Feld und Wald dahin; die Erschütterung aber rief die Wellen des Meeres herbei, sie ergossen sich über das flache Land, und als die Fluten wieder zurückdrangen, blieb der größte Theil des Wassers in einer Unzahl kleiner und großer Seen im Lande zurück. Von da an heißt das Land Suomi oder Suomenmaa, d. h. das Land der Sumpfbewohner.

Diese Sage — mit einer ähnlichen über Norwegens Entstehung leitet Th. Mügge seinen bekannten Roman „Astraja" ein — führt uns poetisch in jene Urzeit Finlands ein, der die Geologie, nicht aber die Geschichte nachforschen kann. Sie charakterisirt zugleich auf treffende Weise die Natur dieses Landes.

Zwar werden diejenigen, die von Petersburg aus die Reise nach Schweden machen und sich vom Dampfschiff an der südlichen Küste Finlands dahin tragen lassen, zunächst ganz andere Eindrücke empfangen, als die düstere Sage sie ahnen läßt. Nicht wenige werden entzückt sein von dem landschaftlichen Reize, der sich ihrem Auge darbietet. Zwischen einer sonnigen, meistentheils bewaldeten Küste und grünen Eilanden, den sogenannten „Skären", zieht das Schiff dahin, und vor freundlichen Städten, wie Viborg mit seiner schönen Hafeneinfahrt und dem alten Åbo mit seiner interessanten Domkirche, macht es halt. Vor allem wird auf den Reisenden das prachtvolle Panorama der Haupt- und Universitätsstadt Helsingfors überraschend einwirken, das an Großartigkeit dem der schwedischen Residenz wenig nachsteht. Wer aber, auch vielleicht nur für einen Taganfenthalt, ans Land steigt und die weitere Umgebung einer jener Städte in Augenschein nimmt, wird sich bald überzeugen, daß der Fuß der Ceres auf ihrer Wanderung über die Erde diese Gegenden nur flüchtig gestreift hat und nur wenige Körner ihrer segenausstreuenden Hand entfallen sind. Noch mehr wird derjenige, der einmal Gelegenheit hatte, ins Innere des Landes vorzudringen, die Spuren erkennen, die von jenem Teufelswerk der Sage geblieben sind. Vor allem in jenen unzähligen Feld- und Trümmersteinen, die überall den Boden bedecken; die bald als gewaltige Steinblöcke aus dem Tannengebüsch aufragen, auf ihrer höchsten Spitze nicht selten von einem Fichtenstrauch gekrönt, der hier noch zu wurzeln Gelegenheit gefunden hat, bald in kleinerer Form wie eine Heerde dunkler Schafe über Felder und Wiesen zerstreut sind, sodaß des Landmanns Sense sie vorsichtig umkreisen muß. Die riesigsten dieser Granitblöcke, die oft häuserhoch aus den Tannen hervorsehen, hat man nicht selten aus ihrer Waldeinsamkeit entführt und zu Baudenkmalen verwendet. In Petersburg tritt das Pferd Peter's des Großen in dem Denkmal, das ihm Katharina II. setzte, auf einen solchen Granit, und aus dem größten und schönsten, den man finden konnte, ist die Alexandersäule auf dem Admiralitätsplatze gehauen worden. Auch an die Ueberschwemmung der Meeresflut, nach deren Zurücktreten jene Sage die Binnenseen aus dem zurückbleibenden Wasser entstehen läßt, werden wir erinnert, wenn

wir etwa von Viborg aus den Saimakanal hinauf einen Ausflug nach dem Norden auf einem kleinen Dampfer machen. Manche dieser Seen fließen auf natürlichem Wege zusammen, andere sind durch den Kanal verbunden, und so gelangen wir endlich von einem zum andern bis zu dem größten finnischen Landsee, dem Saimasee. Felsen, Seen und Tannenwälder, das ist mit drei Worten bezeichnet der Charakter Finlands. Spärliche Striche fruchtbaren Landes, zum Theil mühsam dem Boden abgerungen (durch Niederbrennen und Ausroden der Waldungen oder Ablassen der Gewässer), bedecken hier und da die Blöße dieses Naturlandes, liegen zerstreut zwischen Wäldern und Wassern. Denkt man sich nun in der Nähe dieser bebauten Felder hier und dort ein kleines Dorf oder ein einzelnes Gehöft, um das von Rauch geschwärzte Wohnhaus immer eine Masse größerer und kleinerer Holzhütten (denn der Finne erbaut sich für jeden neuen Gegenstand, eine Kuh etwa, die er sich anschafft, oder einen Karren, den er sich gezimmert hat, auch gleich eine neue Bedachung); denkt man sich auf den stillen Wald- und Feldwegen zuweilen ein kleines aber flinkes Pferd seinen Karren ziehend, von einem gelbhaarigen, zusammengekauerten Finnen mit der kurzen Peitsche, einem eigenthümlichen Schnalzen der Zunge oder dem monotonen Ruf „Hävonen, hävonen!“ (Pferd) angetrieben; über den nahen See aber bald einen Fischerkahn treibend, bald eine Maschine dampfend, die einen langen Zug von Flößen oder ein schwerbeladenes Frachtschiff hinter sich herführt; setzt man sich aus diesen einzelnen Bildern die Landschaft zusammen, so hat man ungefähr einen Begriff von ihrem eigenthümlichen Charakter. Zur Winterzeit ist mit der weißen Schneedecke auch das Schweigen des Todes über sie gebreitet; nur ein einsamer Reiseschlitten, hier und da aus einer Hütte aufsteigender Rauch, ein Hase, der über die Felder läuft, oder eine Krähe, die schreiend von einem Saume des Waldes zum andern fliegt, verrathen etwas Lebendiges mitten in der Todtenstille.

Freilich, von jenem blühenden Garten, den die Sage Finlands anfangs aus der Schöpfung hervorgehen läßt, ist jetzt auch in der schönsten Jahreszeit wenig oder nichts mehr zu bemerken. Das ist eben des Teufels Schuld. Aber wie gar oft in dem Diabolischen ein romantischer Zauber liegt, der empfindsame und künstlerische Naturen mehr anzieht als Schöpfungen friedlicher Mächte, so ruht auch hier über der Landschaft ein eigenthümlicher Reiz, wie er nur dem Norden angehört. Diese schweigenden, von grünem Waldeskranz umzogenen Seen, die das Licht der Sonne umfließt, auf denen ein einsamer Fischerkahn umhertreibt, während über ihnen in der blauen Höhe ein Raubvogel lauernd seine Kreise zieht, haben eine starke Anziehungskraft, besonders für tiefere, zur Melancholie sich neigende Gemüther, die darum jene Gegenden allen andern vorziehen.

Und wie der Mensch von dem Boden, den er bewohnt und bebaut, so sehr abhängig ist, so hat diesen ernsten, schweigsamen Charakter auch das eingeborene Volk. Frühzeitig von fremden Eroberern unterdrückt, von einer dürftigen Scholle ernährt, in vertrautem Verkehr mit jenem „melancholischen“ Elemente, wie man das Wasser genannt hat und wie es im Norden wenigstens jedem erscheint, hat sich dieses Volk auch dem entsprechend seinen melancholischen Nationalcharakter bewahrt; ein Zug tiefer Wehmuth geht durch sein Gemüthsleben hindurch, der sich am deutlichsten in dem Schatze seiner nationalen Poesie offenbart. Eine Parallele zwischen dem finnischen und dem slawischen, speciell dem russischen Volksliede ist in dieser Beziehung sehr lehrreich. Der Russe hat von Natur einen leichtlebigen, zum Leichtsinn stark hinneigenden Charakter. Dennoch sind seine Lieder von einer tiefen, wahrhaft ergreifenden Schwermuth getragen. Dieser Widerspruch läßt sich leicht lösen, wenn man das harte Joch der Knechtschaft bedenkt, in welchem das russische Volk bis auf unsere Zeit gehalten wurde. In einem derartigen Zustande hatte das Leben keine Freude und keinen Werth, und der russische Leichtsinn des gemeinen Volkes hat auch jetzt noch einen solchen Anstrich, daß er aus einer Geringschätzung des Lebens

und seiner Güter entspringt. Anders ist es bei dem Finnen. Dieser wurde niemals unter dem Joche einer Leibeigenschaft gehalten, und auch die schwedische Feudalherrschaft war viel milder, als sie die Esten und Letten unter der Herrschaft des deutschen Adels zu tragen hatten. Aber der schwermüthige Charakter des Volkes und die Melancholie seiner Lieder läßt sich, wie bemerkt, leicht aus der kärglichen Natur des Landes erklären. Wenn man, wie der Verfasser, die Nothzeiten der letzten Jahre in Finland mit angesehen hat, wo alle opferwillige Unterstützung des In- und Auslandes nicht ausreichen konnte, die schreckliche Furie des Hungers und den Würgengel des Typhus in ihrem Gefolge von den verödenden Wohnungen der Menschen zu bannen; wenn man bedenkt, daß in frühern Jahrhunderten nicht selten solche Unglücksjahre gekommen sein mögen, wo ein einziger Nachtfrost die Mühe des Landmanns unbarmherzig zerstörte und seine Familie dem Hunger und Tode überlieferte, ohne daß sich damals mittheilende Hände dem Darbenden geöffnet hätten, wie in unserer humanen Zeit, wie kann uns da bei einem solchen in Entbehrung dahinlebenden und so oft von der Noth bedrohten Volke ein elegischer Grundzug seines Wesens noch auffallend sein! Die natürliche Aeußerung der mütterlichen Natur nach dem Tode eines Kindes ist die Trauer. In jenem Lande hat man Gelegenheit, das Entgegengesetzte zu beobachten: die Mutter freut sich meist, wenn der Tod ihr eins der Kinder entrissen hat. Sie tröstet sich dabei nicht etwa mit den Freuden einer andern Welt, in die es enteilt, sie tröstet sich allein mit dem Gedanken, daß das Abgeschiedene dem Jammer und der schwer zu tragenden Last dieses Lebens entflohen ist.

In die Entbehrungen dieses Lebens wird man mit einem Blicke versetzt, wenn man in eine finnische „Tupa“ (schwedisch Stuga) eintritt. Ich denke noch lebhaft an den ersten Eindruck, den ich auf einer Reise von Petersburg nach Viborg in einer solchen Umgebung empfing, als ich für einige Stunden in ein solches finnisches Bauerhaus trat: die Wände von ganzen Mastbäumen, der Fußboden von unförmlichen Fichtenbohlen, die Rauchwolken, die dicht über den Köpfen der Insassen schweben; der Rauchfang im Dache, durch welchen dann und wann ein Sonnenstrahl, des Nachts ein flimmerndes Sternenlicht hindurchbricht; die kleinen Licht- und Luftlöcher in der Wand, vor welchen eine Glasscheibe ein seltener Luxus ist, und von welchen eins zum Hereinwerfen des Brennholzes benutzt wird; der Feuerherd aus massiven Feldsteinen, der ungeheuere Scheit von Fichtenholz, der den ganzen langen Tag flammt und in winterlicher Dämmerstunde seinen blendenden Schein über die schwarzen Wände und den noch schwärzern Fußboden wirft; die flammenden Kienspäne, die überall in den Spalten der Wände oder in eigens für sie angebrachten Gestellen stecken, und endlich in dieser eigenthümlichen Beleuchtung die Frauen bei ihrer Handarbeit oder Teig knetend, die Männer Schneeschuhe, Schlitten und dergleichen schnitzend, den Bettler am Feuerherd ausgestreckt, die Kinderschar am Herde den Tönen der Ziepen lauschend oder am Fußboden umherkriechend, schreiend und balgend, das Pferd am Häckseltrog beim Ausgange der Hütte, und der gesellige Hahn, seine gackernde Familie hier und dort in den Winkeln besuchend — dies alles scheint, wie Henrik Helms in seinem Buche über Finland mit Recht bemerkt, mehr ein Gemälde längstentschwundener Vergangenheit als der Gegenwart zu sein. An die letztere erinnern nur die Bibel oder das Gesangbuch auf einem Bret an der Wand, die unvermeidliche Kaffeekanne, die in keinem finnischen Haushalte fehlen darf, der Spinnrocken in der Ecke oder manchmal auch ein buntgemaltes Bild des Kaisers neben dem des Heilands. In den wohlhabendern Häusern nach der Küste zu und an der Landstraße, wo der lebhaftere Verkehr mehr Erwerbsmittel zuführt, hat übrigens der Rauchfang längst dem Schornstein Platz gemacht, die Lichtlöcher in der Wand haben sich in Fenster verwandelt, und auf dem Tische brennt manchmal ein Talglicht, während sich das Petroleum noch nicht einzubürgern vermochte. Zuweilen trifft man auch besser gezimmerte, mit Oelfarbe ange-

strichene Häuser an, die einen Gang in der Mitte haben und mehrere Zimmer und Kammern zu beiden Seiten desselben, in welchen der Feuerherd in der Wohnstube in eine Ecke versetzt ist, das Picken einer Wanduhr ertönt und roth angestrichene Kisten sowie der Luxus verschiedener Möbel an Wohlstand erinnern.

Trotz ihrer Seetüchtigkeit sind die Finnen doch ein ackerbauendes Volk, ja sie sind gerade dasjenige Volk, das den Ackerbau am weitesten nach dem Norden getragen hat. (Die ackerbauenden Bewohner des nördlichen Norwegens sind noch jetzt finnischer Abkunft.) Diese natürlichste Art des Erwerbs ist hier freilich ein fortwährendes Kämpfen und Ringen mit ungünstigen Elementen. Der Wald wird an einer Stelle niedergebrannt, und mühsam reißt nun der Pflug den von unzähligen Wurzeln durchzogenen, mit Steinen besäeten und hier und da von Felsblöcken durchwachsenen Boden auf. Ist so ein Stück culturfähiges Land mit aller Anstrengung der Arbeit der Wildniß abgerungen, so beginnt der Kampf mit dem rauhen, manchmal so tückischen Klima, das mitten in die freundlichsten Herbsttage plötzlich einen jener gefürchteten Fröste schickt, die alle Mühe und Arbeit fruchtlos machen. In diesem Kampfe stehen dem Menschen keine Mittel zu Gebote, und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich mit passiver starrer Resignation in sein Geschick zu fügen, was dem Nordländer leichter fällt als dem Bewohner des Südens.

Aber durch diese Schwierigkeiten des Ackerbaues wird er zugleich angewiesen, auf andern Nebenerwerb zu denken. Er geht in die Wälder und sucht das Wild auf, das, wenn man das Geflügel abrechnet, freilich nur spärlich anzutreffen ist. Nebenbei sei bemerkt, daß der Finne, wie er überhaupt kein Freund vom Fleisch ist, das Geflügel, das er schießt, nur verkauft, niemals, selbst in den Hungerjahren nicht, selbst genießt. Auch der „Honigpfote", dem Bären, freut er sich zu begegnen und sucht ihn in manchen Gegenden mit langem blanken Messer auf. Da der Bär in jenen nördlichen Gegenden nicht selten vorkommt, so sind Bärenschinken und Bärenhaut ein bedeutender Handelsartikel. Der Finne ist ferner ein geschickter Fischer und schon durch den Wasserreichthum seines Landes auf diesen Erwerb angewiesen. Gesalzene Fische und Milch, dazu der importirte Kaffee und die Kartoffel sind seine Hauptnahrung, zu der er große Massen Brot verschlingt. Früher, als der Hering noch durch die Sunde in die Ostsee ging, wurde er auch an der finnischen Küste in großen Massen gefangen. Aber dieser gern gesehene Gast ist jetzt verschwunden, und nur der Lachs ist treu geblieben, dessen Fang weitverbreitet und nicht wenig lohnend ist.

Die Industrie hat sich in diesem Lande trotz aller Anstrengungen der Regierung noch nicht recht entwickeln können. Im Schwunge ist nur die Holzindustrie, die Breterfabrikation, die den hauptsächlichsten und fast einzigen Importartikel schafft. Viborg ist der Hauptsitz dieses Handels und darum auch zugleich der bedeutendste Hafenplatz Finlands. Dieser Platz wird hierbei besonders unterstützt durch den mit großen Kosten erbauten Saimakanal, der den Saimasee mit dem Hafen von Viborg verbindet, auf dem das in den Sägemühlen des innern Landes zugeschnittene Holz heruntergeflößt oder von Schleppdampfern geführt wird. Von eigentlichen industriellen Etablissements sind nur wenige Eisen-, Papier- und Zündholzfabriken zu erwähnen, von denen sich die bedeutendsten in Tammerfors befinden, dem man den Namen des finnischen Manchester beigelegt hat. Dieses freundliche, in der fruchtbarsten Gegend Finlands gelegene Städtchen steht mit der Hauptstadt Helsingfors in naher Verbindung durch die Eisenbahn Helsingfors-Tawastehuus, welche bisher die einzige in Finland war, zu der in neuester Zeit die Eisenbahn zwischen Petersburg und Viborg hinzugetreten ist.

Abgesehen davon, daß im Lande zu wenig Kapitalien vorhanden sind, um industrielle Unternehmungen ins Leben zu rufen und zu fördern, eignen sich auch die vorhandenen

Arbeitskräfte keineswegs zum Fabrikbetriebe. Der Finne besitzt wol physische Kraft und Ausdauer, aber keineswegs jene Rührigkeit und Beweglichkeit, die den Fabrikarbeiter ausmacht, auch nicht die Raschheit und Regsamkeit des Geistes, die selbständig auf diesem Gebiete etwas Neues zu schaffen im Stande wäre.

Dieser schwerfälligen, arbeitssamen, in Entbehrung und harter Arbeit aufwachsenden und dahinlebenden Bevölkerung finnischer Abkunft, die sich bekanntlich in die drei Stämme der Tawasten, Quänen und Karelen theilt, steht nun die in den Küstenstädten auch numerisch überwiegende, im Innern des Landes nur einzeln zerstreute Masse der Colonisten gegenüber, mit jener Ueberlegenheit, welche die höhere Civilisation immer dem Eingewanderten über den Eingeborenen verleiht. Unter diesen spielen die Schweden noch immer die hervorragendste Rolle, die in der geschichtlichen Ueberlieferung des Landes begründet ist. Von den Zeiten König Erich's des Heiligen an bis zum Frieden von Nystad besaßen die Schweden die Herrschaft über ganz Finland, die sie sich freilich unter blutigen Kämpfen erwerben mußten und fortwährend gegen einen eroberungssüchtigen Nachbar zu vertheidigen hatten. An diesen verloren sie in dem genannten Friedensvertrage (außer Ingermanland) zunächst Viborgs Län, den östlichsten Theil Finlands, dessen Grenzen im Frieden zu Åbo 1743 bis nach Kymmene ausgedehnt wurde. Der Friede zu Verälä 1790 bestätigte diese Abtretungen, bis dann im Jahre 1809 durch den Frieden von Frederikshamn ganz Finland an Rußland kam. Aber Rußland zeigte sich hier zum ersten mal der Bevölkerung eines unterworfenen Landes gegenüber als ein großmüthiger Sieger. Auf dem Landtage zu Borgå im Frühling des Friedensjahres sagte der Kaiser Alexander den berufenen Ständen feierlich die Aufrechterhaltung der von Schweden überkommenen Verfassung und Religion zu und ließ sich als Großfürst von Finland den Huldigungseid schwören. Dem neuen Großfürstenthum wurde das seit dem Nystader Frieden mit Rußland vereinigte Viborgs Län wieder abgetreten und die Verwaltung des Landes einem Generalgouverneur anvertraut, der sie mit der kaiserlichen Kanzlei für Finland in Petersburg und mit dem finnischen Senat in Helsingfors theilt.

Mit dieser Neugestaltung Finlands hat die politische Mission der Schweden in diesem Lande ihr Ende erreicht; ein Ueberwiegen des schwedischen Elements in socialer und intellectueller Hinsicht dauert jedoch fort. In dem finnischen Adel lebt noch das Bewußtsein seiner schwedischen Abkunft, und fast sämmtliche Aemter der Civilverwaltung befinden sich in Händen von Schweden. In den Küstenstädten ist die schwedische Sprache die ausschließlich herrschende und auch die Eingeborenen finnischer Abkunft verstehen und gebrauchen dieselbe. In Viborg oder Wyburg war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts das deutsche Element überwiegend; seit der Errichtung eines Hofgerichts (die beiden andern befinden sich in Åbo und Wasa) und eines schwedischen Gymnasiums ist auch hier schwedische Nationalität und Sprache vorherrschend. Der Stütz- und Mittelpunkt derselben ist die 1828 von Åbo (wo das 1640 eingeweihte Universitätsgebäude in Flammen aufging) nach Helsingfors verlegte Universität. Diese Stadt hat überhaupt, seit sie an die Stelle des alten Åbo, an das die frühere Geschichte Finlands geknüpft war, als Hauptstadt des Landes trat, einen großen Aufschwung genommen und zählt jetzt gegen 30000 Einwohner, während sie zur Zeit der russischen Besitzergreifung nur 4000 Einwohner hatte.

Die schwedische Bevölkerung, die niedere arbeitende Klasse abgerechnet, theilt sich übrigens in zwei Parteien. Während die eine die Tradition der vaterländischen Geschichte und die Zusammengehörigkeit mit dem schwedischen Mutterlande mit großer Zähigkeit und Aengstlichkeit bewahrt, wendet die andere, von ihren Gegnern Finnomanen genannt, ihr Interesse mehr dem specifisch finnischen Element zu und sucht dasselbe zu erhalten

und zu fördern. Von den nationalen Bestrebungen dieser Partei reden wir später; vorderhand haben wir es mit der andern, den sogenannten Suedomanen und einer beide Gegensätze vermittelnden Richtung zu thun.

Der Schwede, wie er hier als Colonist auftritt, unterscheidet sich im Aeußern weniger von dem Bewohner des Mutterlandes. Die kurze gedrungene Gestalt, das hochblonde Haar, das volle runde Gesicht sind im allgemeinen vorherrschend. Das erste und natürlichste Band, welches Völkerstämme umschließt, die gemeinsame Sprache, verbindet ihn mit dem Mutterlande. Aber während dort die klangvolle Landessprache in einem wol eigenthümlichen, fast singenden, aber dabei sehr melodischen Tonfall gesprochen wird, ist hier die Aussprache eine sehr verderbte; die Worte werden fast einzeln kurz hervorgestoßen und in einem Leiertone hergesprochen, der keineswegs dem Ohre angenehm klingt. Eine bekannte Anekdote läßt daher einen eingeborenen Schweden in einem stockholmer Hotel, als ihm zwei Männer, die sich eifrig in ihrem heimatlichen Schwedisch unterhielten, als Finländer bezeichnet wurden, seine Verwunderung darüber aussprechen, daß die finnische Sprache der schwedischen so ähnlich sei. Auch den liebenswürdigen und chevaleresken Charakter des Schweden, der ihm den Namen des nordischen Franzosen erwarb, theilt der finländische Colonist nicht. Mit allzu großem Selbstbewußtsein auftretend betrachtet er sich noch immer als den berechtigten Herrscher des Landes und tritt den Colonisten anderer Nationalität mit Mistrauen und Kälte entgegen. In den Küstenstädten, wo die Bevölkerung oft, wie z. B. in Viborg, sehr gemischt ist, sind es die schwedischen gesellschaftlichen Kreise immer, die sich gegen alles andere exclusiv verhalten, während der Deutsche, seinem kosmopolitischen Charakter getreu, unbefangener im Verkehr auftritt und der Russe im gesellschaftlichen Leben ganz seine ihm in dieser Hinsicht angeborene Liebenswürdigkeit entfaltet.

Was wir hier von den schwedischen Colonisten im allgemeinen gesagt haben, gilt vor allem von den Ultra-Schweden, oder, wie sie von ihren Gegnern genannt werden, den Suedomanen. Wie diese krampfhaft an dem Zusammenhange mit dem alten Mutterlande festhalten, so haben sie sich auch noch nicht von dem Gedanken einer endlichen völligen Wiedervereinigung mit demselben losreißen können. Auf die nationalen Bestrebungen der patriotischen Partei, die dem finnischen Element vor dem schwedischen den Vorzug gibt, sehen sie mit Verachtung herab. Den Deutschen und Russen stehen sie mit einem Hasse gegenüber, von dem man nicht weiß, gegen welche der beiden Nationen er am heftigsten ist, gegen die Russen, deren physische, oder gegen die Deutschen, deren geistige Ueberlegenheit ihnen so sehr unbequem ist.

Die gemäßigte Partei dagegen, welche finländischen Patriotismus mit der Hochschätzung fremder Cultur, die schwedischen Traditionen mit der Anerkennung der Neugestaltung Finlands unter russischer Herrschaft zu vereinigen weiß, ist bei weitem fruchtbarer und dem Wohle des Landes nützlicher gewesen als jene unzufriedene in sich abgeschlossene Masse. An der Spitze dieser Gemäßigten möchten wir gern den bedeutendsten nordischen Dichter der Gegenwart, Runeberg, stellen, der, obgleich er nur in schwedischer Sprache gedichtet hat, doch ein wahrhaft patriotischer Dichter und der Stolz Finlands ist. Besonders populär haben ihn hier seine „Fänrik Ståls Sägner“ gemacht, ein episches Gedicht, das die heroisch-tragischen Erinnerungen Finlands aus dessen letzter schwedischer Zeit und dem schwedisch-russischen Kriege den Nachkommen erzählt.

Als die bedeutendste literarische Kraft Finlands nach Runeberg, der in Deutschland durch Uebersetzungen ziemlich bekannt ist, dürfte wol Zacharias Topelius der Jüngere zu betrachten sein. In seinem Vaterlande hat er sich als Historiker, Politiker und Zeitungsredacteur bekannt gemacht; auch über die Grenzen desselben hinaus ist er im ganzen skandinavischen Norden als lyrischer Dichter geschätzt und seine „Sånger“ sind bereits

in vierter Auflage in Stockholm erschienen. Als Erzähler hat er sich durch seine „Fältkärns berättelser" beliebt gemacht. Auch als dramatischer Schriftsteller hat er sich hervorgethan. Die erste Sammlung seiner dramatischen Schriften enthält außer kleinern Lustspielen ein Liederspiel in vier Acten: „Die Prinzessin von Cypern" (nach einem Motiv aus der „Kalevala"), das von dem würdigen Vertreter der musischen Kunst in Finland, Pacius, einem geborenen Deutschen, in Musik gesetzt wurde. Von größerer Bedeutung sind seine beiden Dramen „Regina von Emmeritz" und „Nach 50 Jahren", von denen das erstere eine Episode aus dem Aufenthalt Gustav Adolf's in Deutschland behandelt, das andere eine Schilderung der leichtsinnigen Zeit Gustav's III. enthält.

Es ist hier, unserer gestellten Aufgabe gemäß, nicht der Ort, ausführlich auf die Leistungen der andern finnischen Dichter schwedischer Zunge, eines Stenbäck, Cygnäus, von Quanten u. a. einzugehen. Sie gehören ebenso gut der schwedischen Literatur an wie die ältern Namen Creutz, Franzén, Choräus, Mellin. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß sich unter ihnen bedeutende Talente finden, denen zu einer glänzendern Entfaltung eben nur der rechte Boden fehlte. Wir nennen hier nur noch einen der Neuesten: Joseph Julius Wecksell, eine hochbegabte Dichternatur, die leider schon in frühem Jünglingsalter in der Nacht des Wahnsinns unterging. Seine lyrischen Gedichte sind von tiefer Empfindung und haben oft, wie „Geniens hämd" („Der Fluch des Genius") einen Charakter weltschmerzlicher Zerrissenheit, wie er dem Norden sonst fremd ist. Sein Trauerspiel „Daniel Hjort", das einen Stoff aus der finnischen Geschichte behandelt, wurde am neuen Theater in Helsingfors am 26. Nov. 1862 mit großem Beifall aufgeführt.

Die innigen Beziehungen Finlands zu dem alten Mutterlande liegen natürlich nicht blos auf geistigem Gebiete. Die Nachbarschaft schon bringt einen Verkehr mit sich, der durch den regen Handel befestigt und belebt wird. Schweden führt hauptsächlich Salz, Zucker, Heringe, Eisen und Steinkohlen ein, während Finland, dessen Exporthandel in Bretern und Theer besteht, welche Schweden selbst reichlich producirt, ihm nichts dafür bieten kann. Dieses natürliche Band der gemeinsamen Sprache und eines regen Handelsverkehrs zu einem politischen zu machen, ist nun, wie früher bemerkt, der Traum und die Hoffnung der schwedischen Partei. Sie erwartet von der Zukunft, dem in unserer Zeit liegenden Zuge des Zusammenstrebens verwandter Stämme vertrauend, eine große Vereinigung der drei skandinavischen Königreiche Schweden, Norwegen und Dänemark, zu denen als viertes ebenso selbständiges Glied das Großfürstenthum Finland treten soll. Freilich ist diese neue und vermehrte Auflage der Kalmarischen Union vorderhand nur ein Traum, aber man träumt im Norden so gern wie im Süden, und welch ein Traum ist seliger als der einer nationalen Zukunft und nationaler Größe?

Und nicht wenige werden sagen, daß ein solcher Traum eine gewisse Berechtigung habe bei einem Stamme, der seit beinahe tausend Jahren seinen Fuß in dies Land gesetzt und mit dem Volke desselben seit Jahrhunderten alles getheilt hat, was er besaß, Religion, Kunst, Wissenschaft, staatliche und Gemeindeeinrichtungen. Aber dem kann man doch entgegenhalten, daß Finland unter den 60 Jahren der russischen Herrschaft sich so gedeihlich entwickelt hat, daß es von Undankbarkeit zeugen müßte, wenn man sich von dieser Herrschaft sobald wie möglich wieder loszureißen bestreben würde. Rußland hat Finland gegenüber das ganz entgegengesetzte Verfahren eingeschlagen wie gegen Polen. Während es hier eine Nationalität zu unterdrücken noch fortwährend eifrig bemüht ist, ist es am Finnischen und Bottnischen Meerbusen selbst für Wiederherstellung und Förderung einer Nationalität thätig gewesen. Durch freiwillige Zurückgabe der seit dem Nystader Frieden erworbenen finnischen Gebietstheile hat es die alten Grenzen des Landes wiederhergestellt und dem so neubegründeten Großfürstenthum eine völlig unabhängige Verwaltung und Antheil an der Gesetzgebung gegeben. Die in bedeutendem Umfang ge-

währleisteten Privilegien sichern dem finnischen Bürger seine persönliche Freiheit; der Landtag hat vermöge seiner selbständigen Stellung eine Reihe wichtiger Verbesserungen in der Criminal- und Civilrechtspflege herbeiführen können. Die nationalen finnischen Bestrebungen, von denen wir später reden werden, haben sich eben nur unter der russischen Herrschaft bilden können, während bei der Fortdauer der schwedischen Herrschaft auch die Ueberwucherung des schwedischen Elements voraussichtlich so fortgedauert hätte, daß das national-finnische Element mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt worden wäre. Rußland hat deshalb, in der richtigen Voraussetzung, daß das Erstarken des letztern dem schwedischen Einfluß einen Damm entgegensetzen werde, diese patriotischen Tendenzen eine Zeit lang sehr gern gesehen und z. B. in neuester Zeit die Einführung der finnischen Sprache bei den Gerichten, wo bisher die schwedische allein im Gebrauche war, durchgesetzt. Erst in neuerer Zeit hat sich die ultrarussische Partei, der die Unification Rußlands nicht schnell genug von statten geht, diesen finnisch-patriotischen Bestrebungen feindlich gegenübergestellt und noch in diesem Winter brachte das Organ dieser Partei, der „Golos" heftige Ausfälle gegen die sogenannten „Finnomanen". Die Regierung hat sich jedoch von diesen Wühlereien noch nicht so beirren lassen, daß sie ein ähnliches Verhalten Finland gegenüber eingeschlagen hätte wie gegen die deutschen Ostseeprovinzen. Im Gegentheil ist Finland noch immer ein bevorzugtes Kind des großen Reichs; keineswegs eine Quelle der Einnahme für Rußland, hat dies vielmehr dem ärmern Lande schon manches materielle Opfer gebracht und in den letzten Jahren der Noth ihm getreulich beigestanden. Russische Unterstützung hat endlich die im letzten Winter eröffnete Eisenbahn von Petersburg bis Viborg zu Stande gebracht, die für Finland von hohem Interesse, freilich in militärischer Beziehung auch für Rußland nicht unwichtig ist. Die schwedische Partei hat sich diesem Unternehmen lange genug feindlich gegenübergestellt, da eine so innige Verbindung mit dem mächtigen Nachbarreiche ihr keineswegs erwünscht war.

Die Russen selbst sind im Lande fast nur durch das Militär vertreten, das alle bedeutendern Plätze des Landes besetzt hält. Finland ist dadurch wehrlos gemacht und bei einem etwaigen Kriege zwischen Rußland und Schweden hätte das letztere wenig Aussicht, an dem altverwandten Colonielande einen Stützpunkt zu gewinnen. Das Militär abgerechnet, trifft man Russen an der südlichen Küste des Landes nur einzeln zerstreut an, häufiger in dem Gouvernement Viborg. Nach dem Ladogasee zu, in Kexholm z. B., ist das schwedische Element fast ausgestorben und man hört hier außer dem Finnischen fast nur russisch und deutsch. Nach der russischen Grenze zu sind ganze Dörfer, wie z. B. das an der Straße gelegene große und schöne Dorf Krasnoe-Selo, von russischen Colonisten bewohnt. In Viborg sind die kleinern Kaufleute und Budenbesitzer meist Russen.

In der letztern Stadt erreicht überhaupt die finländische Sprachverwirrung ihren Höhepunkt. Die Bewohner sprechen dort meist alle vier hier herrschenden Idiome, schwedisch, deutsch, russisch und finnisch, und gehen in der gesellschaftlichen Unterhaltung mit großer Leichtigkeit von einem zum andern über. Das Deutsche hat sich hier von den Zeiten Peter's des Großen her als die Sprache der Gebildeten erhalten und erst in der neuesten Zeit dem Schwedischen gleichen Rang einräumen müssen. Bis in den Anfang der dreißiger Jahre war auch das Gymnasium hier noch deutsch. Wann das deutsche Element hier zuerst Eingang fand, dürfte schwer nachzuweisen sein, und man müßte hier wol auf die Zeiten der Hansa zurückgehen. Größere Verbreitung fand es jedoch wol erst nach der russischen Besitzergreifung dieses Gebiets und von da an fortwährend Nahrung durch die Nähe Petersburgs und den Handelsverkehr mit dem nördlichen Deutschland, besonders mit Lübeck. Die deutsche Gemeinde dort, die, wie in Helsingfors, eine eigene Kirche besitzt, zählt noch jetzt gegen 500 Mitglieder, während sie

in der Hauptstadt nur etwa halb so groß ist. Einen geistigen Stützpunkt hat sie in Viborg noch immer an der großen deutschen Erziehungsanstalt, die von einem Petersburger, Namens Behm, gegründet (daher die Behm'sche Schule genannt), jetzt von einem Dr. Zeidler aus Hannover geleitet und außer von den Stadtkindern meist von petersburger und moskauer Pensionären besucht wird. In den Händen der Deutschen befindet sich der viborger Großhandel, der so bedeutend ist, daß Viborg wol als die erste Handelsstadt Finlands zu betrachten ist.

Allen diesen verschiedenen nationalen Parteien gegenüber, welche die Colonistenbevölkerung Finlands ausmachen, hat es sich nun eine Anzahl patriotischgesinnter Männer zur Aufgabe gemacht, durch Pflege des einheimischen finnischen Elements ein compacteres nationales Ganzes hervorzurufen, das stark genug wäre, der russischen Herrschaft sowol wie den Einflüssen der im Lande wurzelnden fremden Elemente die Spitze zu bieten.

Wie wir bereits angedeutet, wurde eine selbständige Entwickelung des nationalen Elements in Finland erst möglich durch die politische Umgestaltung, welche das Land im Anfange unsers Jahrhunderts erfuhr. Der Krieg von 1809 stellte zunächst die alte Ostgrenze wieder her, obgleich freilich Elemente der finnischen Nationalität noch über dieselbe in das russische Gebiet hinüberragten. Die politische Zerrissenheit hörte auf, das Land wurde als Großfürstenthum Finland ein abgeschlossenes staatskörperliches Ganzes, allerdings unter russischer Oberhoheit. „Jetzt sind die Finnen in die Reihe der Nationen aufgenommen", hatte Alexander I. auf dem Landtage zu Borgå gesagt, der dem Lande seine neue Constitution gab. In der That muß man es der russischen Regierung zugestehen, daß sie der Bewahrheitung dieses Wortes, das im Munde eines Eroberers so hochherzig war, nichts in den Weg legte. Finland hat es seit der russischen Besitzergreifung so manches mal (auch noch in den letzten Hungerjahren) erfahren können, daß es nicht unter die Hand eines Unterdrückers, sondern eines Beschützers gestellt war.

Und nicht zuletzt machte es diese Erfahrung bei der Heranbildung und Pflege des nationalen Elements in der Literatur. Derartige Bestrebungen hätte Schweden, wenn ihm der Besitz von Finland geblieben wäre, sicher nur ungern gesehen. Es mußte ihm vielmehr daran gelegen sein, das heimische schwedische Element, das die östliche Provinz schon ganz überwuchert hatte, noch mehr zum alleinherrschenden zu machen, dem gegenüber kein anderes zum Durchbruch und zur Geltung gelangen durfte. Es hatte dasselbe Interesse zu befolgen wie Dänemark in Schleswig; und doch hat es dies Interesse einem ungebildeten Volke gegenüber nie mit derselben Rigorosität verfolgt, welche die Dänen den in der Cultur ihnen doch wenigstens gleichstehenden Deutschen gegenüber in Anwendung zu bringen für gut fanden. Schweden hatte die richtige Maxime, die überlegene Cultur wirken zu lassen; damit ist freilich nicht gesagt, daß es nicht bei dem stärkern Hervortreten nationaler finnischer Bestrebungen eine leichte Pression geübt haben würde.

Rußland hatte diesen Bestrebungen gegenüber ein ganz anderes Interesse zu befolgen. Es fand bei der Besitzergreifung des Landes das schwedische Element als das herrschende vor, welches alle socialen Verhältnisse, Kirche, Schule, Gerichtswesen und Handel überwucherte; dasselbe in den Hintergrund zu drängen und so den Zusammenhang mit dem alten Mutterlande mehr zu lockern, mußte es sich zur Aufgabe stellen. In diesem Kampfe stand ihm nicht eine überlegene Cultur zur Seite; es suchte sich einen andern Bundesgenossen, und diesen fand es in den nationalen Bestrebungen des einheimischen finnischen Elements. Die Folge davon war es, daß diese unter der russischen Herrschaft einen neuen Aufschwung nahmen und immer mehr an Bedeutung gewannen.

Allerdings greifen diese weit in die schwedische Zeit zurück, und wenn sie auch nicht mit Porthan offen und bewußt hervortreten, so stehen sie doch mit der finnischen Litera-

tur in einem so innigen und natürlichen Zusammenhange, daß wir uns einen kurzen Rückblick auf die Geschichte derselben gestatten dürfen.

Während der nationale Schatz der Lieder und Sagen, der schon seit vielen Generationen sich fortgeerbt hatte, noch in dem dunkeln Gemüthsleben des Volks schlummerte, trat seine Sprache erst im Zeitalter der Reformation in die Schriftsprache über. Michael Agricola, aus dem finnischen Volke hervorgegangen (der Name ist latinisirt), ein Schüler Luther's und Melanchthon's, später Bischof von Åbo, übersetzte das Neue Testament (Stockholm 1548) und einige Theile des Alten Testaments (1552).*) Die ganze dürftige Literatur der nachfolgenden Zeit bleibt auf religiösem Gebiete und besteht fast nur aus Erbauungsschriften. Ihr Wirkungskreis beschränkte sich dabei auf das niedere Volk, den Bauern- und Bürgerstand, sofern man von einem solchen in jener Zeit reden kann. Der Adel, die Geistlichkeit und das Beamtenthum schlossen sich in einer Zeit, in der Schweden so groß stand, immer mehr dieser Nationalität an und wandten sich von dem eigentlichen Volkselemente ab, welchem zudem in den Verwüstungen des Nordischen Krieges harte, seine ganze Kraft brechende Schläge versetzt wurden.

Das einzige nicht Kirchliche in der finnischen Literatur jener Jahrhunderte waren Gratulationsverse, die bei allen möglichen Gelegenheiten geboten wurden, bei Hochzeiten und Kindtaufen, bei Disputationen in der Aula der 1642 in Åbo (finnisch Turku) gestiften Universität, bei der Ankunft fürstlicher Personen u. s. w.; auch Klagelieder bei Begräbnissen sind erhalten. Etwas Prosaischeres und Geschmackloseres als diese finnische Kunstpoesie läßt sich schwer denken. Das einzige Interessante dabei ist, daß diese Gedichte meist im Versmaße des altfinnischen Volksliedes (vierfüßigen Trochäen, wie das spanische, sodaß also der Norden und Süden sich hier berühren) abgefaßt sind, was immerhin ein Zeugniß für die Nachwirkungen der Volkspoesie in die untern Kreise des Volkes abgibt. Auch beginnt allmählich die Zeit, in der die letztere wieder jener handwerksmäßigen Verskunst gegenüber zur Geltung kommt. Das durch Errichtung der Universität geweckte wissenschaftliche Interesse warf sich nämlich, neben der Erforschung der vaterländischen Geschichte, Mythologie und des Baues der Nationalsprache, auch bald auf das Sammeln der Volkslieder, deren Werth man zu würdigen anfing. Das erste dieser Art, das gedruckt wurde, kommt in einem kirchengeschichtlichen Werke des Schweden Bang vor, der in Finland Bischof war (1675).

Trat ein derartiges Bestreben, die Schätze des Volksliedes zu heben, anfangs doch nur vereinzelt und als spielende Liebhaberei auf, so war es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Professor Heinrich Gabriel Porthan, der dies Suchen und Sammeln systematisch und mit vollem Bewußtsein der Aufgabe, die er sich stellte, betrieb. Von ihm datiren die nationalen Bestrebungen in Finland. Dieser verdienstvolle Gelehrte gab in einer Reihe sogenannter Disputationen eine Poetik der altfinnischen Dichtung, indem er fortwährend Proben derselben mittheilte und so zu ihrem Bekanntwerden wesentlich beitrug. Seine Schüler Gamander und Lenequist unternahmen den Versuch, die in den mythischen Liedern enthaltenen Fragmente der altfinnischen Götterlehre zu systematisiren.

Was Porthan gesäet hatte, sollte bald in einer reichen Ernte aufgehen. Zwar waren die nächsten Jahre nach seinem Tode (gest. 1804), die einen wilden Kriegssturm über das unglückliche Land brachten, das immer der Schauplatz der Kämpfe zwischen den beiden nordischen Mächten wurde, derartigen friedlichen Bestrebungen weniger günstig. Aber sobald sich nun nach dem Friedensschlusse und der Neugestaltung Finlands die neuen Verhältnisse zu befestigen anfingen, begannen auch die nationalen Bestrebungen einen neuen

*) Die ganze finnische Bibel erschien erst 1642.

Aufschwung zu nehmen, und tüchtige Männer traten auf, um im Geiste Porthan's weiter zu wirken. Während freilich die bedeutendsten dichterischen Kräfte der Nation (wie Runeberg, Topelius, Cygnäus u. a.) der schwedischen Sprache, die in den gebildeten Kreisen noch immer die herrschende war, treu blieben, wandten andere all ihre Sorgfalt der Pflege der finnischen Sprache zu, suchten die Gesetze ihres Baues grammatikalisch zu ergründen und sie von den unendlich zahlreichen Suedicismen, die sich ihr im Laufe der Zeit angehängt hatten, zu reinigen. Renvall und Becker waren in dieser Beziehung besonders thätig, der erste gab außer einer Grammatik (Helsingfors 1840) auch ein vollständiges finnisch-lateinisches Lexikon heraus (Åbo 1826), der letztgenannte war auch besonders durch seine Zeitung „Suruun Viikosanomat" (Wochennachrichten) thätig.*) Mit großem Eifer wurde das Sammeln alter Volkslieder fortgesetzt. Zacharias Topelius der Aeltere gab im Jahre 1822 eine Sammlung finnischer Volkslieder oder sogenannte „Runen" heraus. Noch größere Verdienste um die volksthümliche Literatur seines Vaterlandes erwarb sich Lönnrot.

Elias Lönnrot war am 9. April 1802 als der Sohn eines armen Landschneiders zu Sammatti in Nyland geboren, hatte sich von 1822—27 mit großem Eifer philologischen und naturwissenschaftlichen Studien gewidmet und bekleidete später die Stelle eines Kreisarztes zu Kajana. Seine fleißigen sprachwissenschaftlichen Forschungen und seine Verdienste um die vaterländische Literatur verschafften ihm später nach Castrén's Tode die Professur der finnischen Sprache und Literatur an der Universität Helsingfors. Nach Zurücklegung seiner Studien hatte er große Fußwanderungen unternommen, um das Volk und seine poetischen Schätze kennen zu lernen. Auch über die östliche Grenze seines Vaterlandes drang er noch in die nächsten russischen Provinzen ein, wo sich die finnische Bevölkerung noch eine bedeutende Strecke weiter fortsetzt. Die Bevölkerung dieser Landstriche, die dem Namen nach der griechisch-katholischen Kirche angehört, unter der in der That aber noch die altheidnischen Traditionen lebendig sind, hatte in der Abgeschiedenheit ihrer Urwälder noch den alten Mythen- und Liederschatz vollständig bewahrt. Dort sammelte Lönnrot den größten Theil der Gedichte, auf deren Besitz das finnische Volk so stolz sein darf. Bald fand er auch heraus, daß die epischen Lieder alle einen gewissen Zusammenhang hatten. Er ordnete sie daher zu einem Ganzen, stellte den Zusammenhang durch Benutzung der passendsten Varianten (deren es sehr viele gibt) deutlicher her und gab das so entstandene Volksepos unter dem Namen „Kalevala" (Heldenheim, von Kalewa, einem in diesen Liedern verherrlichten Halbgöttergeschlecht) heraus. Durch die Uebersetzung von Schiefner (Helsingfors 1852) und die Abhandlung von Jakob Grimm ist dies großartige finnische Nationalepos auch deutschen Lesern bekannt geworden, und wir haben nicht nöthig, hier näher darauf einzugehen. (Französische Uebersetzung, in Prosa, von Le Duc, Paris 1845.)

An der Herausgabe der von Eero Salmelainen redigirten „Satuja ja tarinoita" (Märchen und Sagen) hatte Lönnrot auch hervorragenden Antheil. Sein bedeutendstes Werk aber nächst der „Kalevala" ist seine unter dem Namen „Kanteletar" (Harfentochter) herausgegebene Sammlung lyrischer Volkslieder (Helsingfors 1840), der sich später noch Sammlungen finnischer Sprichwörter und Räthsel anschlossen.

Alle diese Schätze der Volkspoesie erschienen im Verlage und auf Kosten der 1831 gestifteten Finnischen Literaturgesellschaft (Finsk literatursällskap), die auf die Förderung der nationalen Bestrebungen und die Entwickelung der finnischen Literatur einen großen Einfluß geübt hat. Ein Blick auf die lange Reihe der „Toimituksia" (Arbeiten), die von

*) Die erste finnische Zeitung war schon zu Porthan's Zeiten erschienen, ging aber bald wieder ein.

dieser Gesellschaft herausgegeben worden sind, zeigt dies zur Genüge. Das Wirken derselben zerfällt deutlich in drei Perioden; in der ersten werden hauptsächlich die Schätze der Volkspoesie gesammelt und herausgegeben, zugleich auch wird durch volksthümliche Schriften auf die Aufklärung der niedern Stände eingewirkt (1831—55); die zweite Periode, die folgenden 12 Jahre umfassend, schuf eine Schulbuchliteratur und Bearbeitungen wissenschaftlicher Werke für Juristen und andere Beamten. Während dieser Zeit machte sich nämlich das Verlangen des finnischen Volkes nach Anwendung seiner Sprache (statt der schwedischen) in der Administration und den höhern Schulen immer mehr geltend. Von russischer Seite hat man sich diesem Verlangen nicht widersetzt, und so ist bereits die finnische Sprache neben der schwedischen als Gerichtssprache eingeführt, und wenn wir nicht irren, ein Zeitpunkt festgesetzt, von welchem an sie im Gerichtswesen die ausschließlich gebräuchliche sein soll. Die dritte Periode ihrer Thätigkeit hat kaum begonnen und sich die Aufgabe gestellt, durch Uebersetzungen classischer Werke aus allen gebildeten Sprachen (z. B. „Cabale und Liebe", „Macbeth", „Emilia Galotti", „Ivanhoe") die Sprache geschmeidiger zu machen und zu bereichern. Auch wird das Herausgeben werthvoller Originalwerke durch reichliche Honorare unterstützt. Von der Gesellschaft sind zwei besondere Filialsectionen ausgegangen: die eine für die vaterländische Geschichte, die andere für die comparative Philologie des finnischen Sprachstammes.

Wie schon früher bemerkt, fing das Purificiren der finnischen Sprache schon gleich nach 1809 an. Man ging dabei von dem richtigen Grundsatze aus, die erstarrte und fremdartig gewordene Schriftsprache aus der lebenden Volkssprache zu verjüngen. Bei diesem Bemühen entstand anfangs ein Streit über den Vorzug der beiden Hauptmundarten, der bis gegen 1850 dauerte und erst nach und nach durch Aufnahme des besten aus beiden Dialekten ausgeglichen wurde. Die hervorragendsten productiven Kräfte dieser Periode sind: Gottland, der zum ersten mal die finnische Sprache in wissenschaftlichen Aufsätzen anwandte, Juteini, ein sehr productiver, aber äußerst trocken prosaischer Moralist und Satiriker, und Lönnrot, der eigentlich der neuen, aus beiden Hauptdialekten zusammengeschmolzenen Schriftsprache die Bahn brach und besonders in seiner Zeitung „Mehilämen" (Die Biene), eine Art Pfennigmagazin mit vielen werthvollen Aufsätzen über finnische Mythologie, Ethnographie u. s. w., für ihre Verbreitung und Popularisirung thätig war.

Gegen Ende der vierziger Jahre blühte die periodische und Zeitungsliteratur auf. (Neben einer illustrirten Zeitung, die bald wieder einging, und einem noch bestehenden Literaturblatte blieb „Suometar" von 1827 die beliebteste finnische Zeitung.) Diese Literatur hat nicht allein dazu beigetragen, eine Menge gemeinnütziger Kenntnisse unter dem niedern Volke zu verbreiten, sondern auch vielfach die Sprache bereichert, da man für so viele, dem Denk- und Vorstellungsvermögen des Volkes bisher fremde Begriffe neue Worte zu schaffen hatte.

In der so gebildeten und veredelten Sprache, deren Fundament ein volksthümliches, deren Weiterbau ein künstlicher ist, versuchten sich auch bald dichterische Kräfte. Als die hervorragendsten können wir hervorheben: 1) Oksanen (Ahlquist), Gründer der Zeitschrift „Suometar", auch als Sprachforscher ausgezeichnet, dessen lyrische Gedichte unter dem Namen „Säkeniä" (Funken) in zwei Heften erschienen sind. 2) Suonio (Krohn), ebenfalls Lyriker, dessen Gedichte und poetische Erzählungen auch in zwei Heften erschienen sind. 3) Aleksis Kivi, Dramatiker, der mehrere von bedeutender Anlage, aber geringer Durchbildung seines Talents zeugende Werke geschrieben hat. Im Drama, das sonderbarerweise in dieser jungen Literatur am meisten cultivirt wird, haben sich noch andere, wie Bergbom und Tuokko, hervorgethan, während die erzählende Literatur nur sehr spärlich und schwach vertreten ist.

Während so in der belletristischen Literatur die nationalen Bestrebungen ein zartes Reis getrieben haben, dem die einen ein fröhliches Wachsthum, andere wieder ein frühzeitiges Verdorren prophezeien, da es nicht einer organischen Entwickelung, sondern einem absichtlichen Streben und einer künstlichen Pflege entsprossen sei, hat sich auch in der Wissenschaft das nationale Element längst geltend gemacht. Wir brauchen hier nur den Namen Castrén's zu nennen, der auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus einen guten Klang hat und der in der Wissenschaft der Sprachforschung einen ersten Rang einnimmt; wir fügen noch den des Professors Forsmann (Koskinen) hinzu, der sich besonders um die vaterländische Geschichte verdient gemacht hat.

Es versteht sich von selbst, daß diese nationalen Bestrebungen in Literatur und Wissenschaft ihren Hauptsitz in der Haupt- und Residenzstadt Helsingfors haben. Hier hat sich um einige bedeutende Namen ein Kreis strebsamer und patriotischer Männer gebildet, welche die Fahne des national-finnischen Elements hochhalten und die in der Literaturgesellschaft noch fortwährend ihren Mittel- und Vereinigungspunkt finden. Ihnen, den „Finnomanen", treten die „Suedomanen" entgegen, welche die Suprematie des schwedischen Elements aufrecht erhalten wollen und theilweise verächtlich auf die Bestrebungen ihrer Gegner herabsehen. Der Kampf und die Reibungen dieser beiden sehr rührigen Parteien geben dem akademischen Leben von Helsingfors sein eigenthümliches Colorit.

Verächtlich herabzusehen auf derartige Bestrebungen, wie wir sie in diesem Artikel in aller Kürze zu kennzeichnen versucht haben, ist auf jeden Fall kein Grund vorhanden. Es ist richtig, daß ihnen etwas Künstliches, eine tendenziöse Absichtlichkeit zu Grunde liegt, und daß sie sich nicht organisch und natürlich aus dem Volksgeiste entwickelt haben. Dies ersieht man schon daraus, daß viele der vorzüglichsten Kräfte, die an der Spitze der Bewegung stehen, nicht eigentlich der finnischen Nationalität angehören. Die Literatur und die Bildung überhaupt, welche die Blüte und Frucht dieser Bestrebungen sind, werden daher immer ihre Mängel nicht verleugnen können. Aber andererserts ist auch leicht einzusehen, daß derartige eifrige Bestrebungen eine wohlthätige und fördernde Rückwirkung auf den eigentlichen Volksgeist äußern und Kräfte wecken werden, die noch in der Tiefe des Volkslebens schlummern. Dies fühlt und erkennt auch die moskauer (jungrussische) Partei recht gut, die es in diesem Winter an Angriffen auf die „Finnomanen" nicht hat fehlen lassen.

Das Völker-Seerecht in Kriegszeiten.

Bis zum Jahre 1856 galt noch immer der legale Seeraub, die Anwendung der brutalen Macht selbst gegen die neutrale Flagge; thöricht war der Wahn von jener errungenen sittlichen Grundlage für die Forderungen des freien ungehemmten Verkehrs, das Meer war vielmehr die eigentliche Stätte der Unfreiheit und das freie Verkehrsrecht ein freies Jagdrecht geworden!

Der Pariser Friede von 1856 brachte in Betreff des Seerechts die erste Aufklärung; die dort beschlossene Erklärung lautete wörtlich:

In Erwägung, daß das Seerecht in Kriegszeiten lange Zeit hindurch der Gegenstand bedauerlicher Streitigkeiten gewesen ist, daß die Ungewißheit des Rechtes und der Pflichten in derartigen Sachen zu Meinungsverschiedenheiten zwischen den Neutralen und den Kriegführenden Anlaß gibt, die ernste Schwierigkeiten und sogar Conflicte erzeugen können, daß es demzufolge nützlich ist, eine gleichförmige Doctrin über einen so wichtigen Punkt einzuführen, daß die im Pariser Congreß versammelten Bevollmächtigten nicht besser den Absichten, von denen ihre Regierungen beseelt sind, entsprechen können, als indem sie in die internationalen Beziehungen feste Grund-

sätze einzuführen suchen, sind die obenbesagten gehörig autorisirten Bevollmächtigten übereingekommen, über die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes zu berathen und haben einmüthig die nachfolgende feierliche Erklärung festgestellt:

1) Die Kaperei ist und bleibt abgeschafft.

2) Die neutrale Flagge deckt die feindliche Waare mit Ausnahme von Kriegscontrebande.

3) Die neutrale Waare, mit Ausnahme von Kriegscontrebande, ist nicht beschlagnehmbar unter feindlicher Flagge.

4) Die Blokaden, um bindende Kraft zu haben, müssen effectiv sein, d. h. durch eine hinreichende Macht aufrecht erhalten werden, um wirklich den Zugang zu dem Küstenlande des Feindes zu untersagen.

Die Regierungen der unterzeichneten Bevollmächtigten verpflichteten sich, diese Erklärung zur Kenntniß derjenigen Staaten zu bringen, die nicht berufen gewesen sind, an dem Pariser Congreß theilzunehmen, und sie einzuladen, derselben beizutreten. Ueberzeugt, daß die Grundsätze, welche sie proclamirt haben, von der ganzen Welt nur mit Dankbarkeit aufgenommen werden können, zweifeln die unterzeichneten Bevollmächtigten nicht daran, daß die Bemühungen ihrer Regierungen, deren Annahme allgemein zu machen, vollständiger Erfolg krönen wird. Die gegenwärtige Erklärung ist nur bindend und wird es nur sein zwischen denjenigen Mächten, die ihr beigetreten sind oder beitreten werden.

Durch diese Erklärung vom 16. April 1856 wurden diejenigen Grundsätze als europäisches Völkerrecht anerkannt, welche die Höfe von Paris, London und Petersburg in ihren Ordonnanzen während des orientalischen Kriegs thatsächlich befolgen zu wollen verheißen hatten.

Ueberhaupt war, auch abgesehen vom vierten Punkte (daß eine Blokade nur dann verbindlich sei, wenn sie durch eine hinreichende Macht thatsächlich in Ausführung gebracht werde) der Inhalt dieser Erklärung ein offenbarer Fortschritt. Großbritannien hatte der Regel entsagt, daß das feindliche Eigenthum auf feindlichen Schiffen der Wegnahme unterliege, und von seiten Frankreichs ist darauf verzichtet worden, neutrales Eigenthum auf feindlichen Schiffen als Feindesgut zu behandeln.

Wie wichtig aber auch diese Fortschritte erscheinen mögen, so darf man doch andererseits ihre Bedeutung nicht überschätzen. Wenn man die getroffenen Entscheidungen der Prisengerichte in London durchgeht, so findet man in denselben unzweideutig den Grundsatz anerkannt, daß es den Neutralen unbenommen sei, Schiffe, die bis dahin den Unterthanen der kriegführenden Staaten gehört haben, auch nach Ausbruch des Kriegs zu erwerben, vorausgesetzt, daß im Falle der Aufbringung die bona fides des Erwerbs klar nachgewiesen werden kann. Was aber die Praxis der französischen Gerichte anlangt, so ist nicht außer Acht zu lassen, daß auf den Grund eines noch in Kraft befindlichen Reglements vom 26. Juli 1778 und in Gemäßheit mehrerer Entscheidungen des kaiserlichen Staatsraths in Paris dort in Betreff der Nationalität der Schiffe in Kriegszeiten noch folgende Regeln gelten:

1) Der Beweis des neutralen Charakters eines Schiffes kann lediglich durch die an Bord befindlichen Papiere geführt werden, mit Ausschluß aller später beizubringenden Beweismittel.

2) Die Eigenthumsübertragung eines Schiffes an einen Neutralen ist nur dann gültig, wenn sie in authentischer Form vor Beginn der Feindseligkeiten stattgefunden hat.

3) Die Uebertragungsurkunde muß vom Eigenthümer selbst oder dessen Specialbevollmächtigten unterzeichnet sein.

Solange ferner nicht allseitig anerkannt wird, daß das Privateigenthum, mit alleiniger Ausnahme wirklicher Kriegscontrebande, in Kriegszeiten auf der See nicht anders behandelt werden soll als auf dem Lande, und daß nicht genau und einstimmig festgestellt wird, was unter Kriegscontrebande zu verstehen sei, ist allen künftigen Conflicten auf diesem

Gebiete nicht vorgebeugt. Dies beweist schon die aufgetauchte Frage: ob die Steinkohlen zu den Artikeln gehören, welche der Neutrale den Kriegführenden nicht zubringen darf?

Die englische Regierung hat diese Frage, als zur Entscheidung der Prisengerichte der kriegführenden Staaten gehörig, nicht selbst beantworten wollen, jedoch die Meinung ausgesprochen, daß die Steinkohlen unter Umständen Contrebande seien. In der Steinkohle liegt die Kraft des Dampfes, mithin die Waffe, welche bei einem Seekriege durch die Kriegsdampfflotte zur Entscheidung führt; sie fällt daher in die Kategorie derjenigen Artikel, welche, wie das Pulver, zur Kriegscontrebande je nach Umständen gehören. Die französische Regierung hat dagegen erklärt, daß sie früher die Steinkohlen nicht als Contrebande angesehen habe und nach diesem Grundsatze auch ferner verfahren werde. Die österreichische Regierung hatte sodann in einer Verordnung für die Zeit des Kriegs die Ausführung mancher Gegenstände verboten und in dieser Reihe auch die Steinkohlen aufgeführt, woraus das „Journal des Débats" den Schluß zog, sie wolle die Steinkohle als Contrebande behandeln. Wenngleich nun eine solche einseitige Festsetzung noch keine völkerrechtlich bindende Kraft hat, so scheint doch im englischen Auswärtigen Amte die Ansicht vorzuwalten, daß es der Willkür der Kriegführenden anheimgestellt ist, den Umfang der kriegerischen Rechte und Pflichten der Neutralen zu bestimmen. Wie groß diese Willkür ist, beweist das einseitige Festhalten Frankreichs an den Bestimmungen des Reglements von 1778; es ist deshalb nur zu bedauern, daß diese Unsicherheit nicht durch eine feste Begrenzung der Kriegscontrebande in der Erklärung von 1856 aufgehoben worden ist.

Zu dieser Declaration über die Grundsätze des See-Völkerrechts haben zunächst die auf der Pariser Friedensconferenz vertretenen Mächte sich bekannt, nämlich Frankreich, Großbritannien, Oesterreich, Preußen, Rußland, Sardinien und die Türkei. Es sind derselben ferner alle bedeutenden schiffahrttreibenden Staaten beigetreten, mit alleiniger Ausnahme Spaniens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der Inhalt der Declaration wird übrigens als ein untheilbares Ganzes angesehen, und die Verbindlichkeit derselben nur denjenigen Staaten gegenüber anerkannt, welche der Declaration in ihrem ganzen Umfange sich anschließen, also namentlich auch den zu Anfang derselben gestellten Grundsatz anerkennen, daß künftig die Ausgabe von Kaperbriefen aufhören soll. Schon in den Protokollen der Pariser Conferenz findet sich die ausdrückliche Verwahrung der großbritannischen Bevollmächtigten dagegen, daß die volle Anerkennung dieses Punktes die Bedingung sei, wenn der Satz „Frei Schiff, frei Gut" einem dritten Staate gegenüber künftig zur Anwendung kommen solle. Wenn in der Declaration selbst die Verbindlichkeit derselben auf die Beziehungen mit denjenigen Staaten beschränkt wird, welche ihre formelle Zustimmung zu derselben ertheilt haben werden, so ist es unverkennbar hauptsächlich auf diese Verwahrung abgesehen, daß Großbritannien das Zugeständniß der andern Punkte von der Concession des ersten Punktes abhängig macht. Und hierbei tritt nun gerade der Gegensatz der Vereinigten Staaten in aller Schärfe hervor.

Schon in der Botschaft des Präsidenten von 1854 ward nämlich mit aller Bestimmtheit erklärt, daß die Vereinigten Staaten bereit seien, vertragsmäßig den Grundsatz „Frei Schiff, frei Gut" anzuerkennen, allein ohne zugleich die Verpflichtung einzugehen, für immer auf die Ausrüstung von Kapern zu verzichten. Hierzu würden die Vereinigten Staaten sich nur dann verstehen, wenn der Grundsatz, daß feindliches Privateigenthum durchweg der Beschlagnahme in Kriegszeiten nicht unterliegen solle, in der Weise zur Anwendung käme, daß Privateigenthum zur See auch nicht durch Staatskriegsschiffe solle aufgebracht werden. Schon der Amerikaner Wheaton, diese Autorität in Sachen des Völkerrechts, behauptete: daß der Gebrauch, durch Kaperbriefe dem Handel

der feindlichen Staaten zu schaden, nicht aufgegeben werden könne, solange in Kriegszeiten überhaupt die Wegnahme von Privateigenthum geduldet werde.

Weil indeß die großen Seemächte sich hierzu in der Pariser Conferenz von 1856 nicht verstehen wollten, lehnte der nordamerikanische Staatssecretär Mr. Marcy in einer Note an den französischen Gesandten zu Washington die Annahme des Art. 1 der Declaration vollständig ab; er sagte: „Die Vertreter der europäischen Großmächte seien auf halbem Wege stehen geblieben, consequenterweise hätten sie erklären müssen, daß das Privateigenthum des Feindes, wenn es nicht Kriegscontrebande sei, auf hoher See ebenso unverletzlich sein müsse wie zu Lande. Wenn der Congreß diese Theorie aufstellen wollte, dann würden die Vereinigten Staaten ohne Bedenken auch der Abschaffung des Kaperwesens ihre Zustimmung geben.“ Er sagte ferner: „Die Vereinigten Staaten halten dafür, daß gewaltige Kriegsflotten und große stehende Heere als dauernde Einrichtungen der Volkswohlfahrt zum Schaden gereichen und der bürgerlichen Freiheit Gefahr bringen. Die Kosten der Instandhaltung sind eine Bürde für das Volk, sie sind in unsern Augen, bis zu einem gewissen Grade, eine Drohung gegen den Frieden zwischen den Nationen. Eine große Streitmacht, die stets bereit ist, sich den Kriegszwecken zu widmen, ist eine Versuchung sich in den Krieg zu stürzen. Die Politik der Vereinigten Staaten ist stets, und niemals mehr als jetzt, gegen solche Einrichtungen gewesen, und man wird sie nie bewegen können, irgendeine Abänderung des Völkerrechts zu genehmigen, wodurch ihnen die Nothwendigkeit auferlegt würde, in der Friedenszeit eine starke Flotte und eine große reguläre Armee zu halten.“

Doch England widersetzte sich aufs entschiedenste der nordamerikanischen Forderung, weil es noch nicht einsehen konnte oder wollte, daß es, selbst als seehandeltreibende Nation, den meisten Nutzen von einer derartigen Stipulation haben müsse. Frankreich dagegen, Rußland, Holland, Preußen und die Hansestädte waren schon damals Anfang 1857 bereit, auf die gestellte Bedingung einzugehen, zögerten aber mit Rücksicht auf England, sich definitiv dahin zu erklären und Nordamerika beim Wort zu nehmen; damit aber ging der günstige Moment verloren, und als sie endlich sich entschlossen, auch ohne England vorzugehen, war die Stimmung in den Vereinigten Staaten gänzlich umgeschlagen und durch den Wechsel der Regierung im April 1857 die Ansicht die herrschende geworden: daß die Vereinigten Staaten die Waffe der Kaperei unter keinen Umständen aus der Hand geben dürften.

Sehr ernst waren nun die Nachtheile, welche der große Secessionskrieg in Nordamerika von 1861—65 den Rhedern und Kaufleuten zufügte. Die Südstaaten rüsteten nun Kaper aus. Die Botschaft, mit welcher der Präsident Jefferson Davis am 28. April die Session des Congresses zu Montgomery eröffnete, ist ein sehr langes Actenstück. Er empfahl die Ausgabe von Kaperbriefen mit folgenden Worten: „Ich zweifle nicht, daß Sie mit mir darin übereinstimmen werden, daß in Ermangelung von Staatsschiffen es überaus zweckmäßig sein wird, deren Platz durch bewaffnete Privatschiffe zu ersetzen, die von den Publicisten der Vereinigten Staaten mit dem so treffenden Ausdrucke der «Seemiliz» bezeichnet werden, und auf welche Sie so oft und mit so vollem Recht vertraut haben, als auf ein wirksames und bewunderungswürdiges Werkzeug des defensiven Kriegs; ich empfehle dringend die unverweilte Annahme eines Gesetzes, das mich ermächtigt, die mir bereits zugegangenen zahlreichen Anträge anzunehmen.“

Der Präsident Lincoln setzte nun die Seeküsten der Südstaaten in Blokadezustand, die Häfen wurden geschlossen und die Ein- und Ausfuhr verboten. Er sagte in seiner Proclamation vom Monat April:

„Zur Ausführung dieser Blokade wird die gesammte nordamerikanische Flotte verwandt. Außerdem sind bereits zahlreiche Dampfschiffe gechartert, und die Ausrüstung

weiterer Fahrzeuge von einigen neuyorker Kaufleuten für den Blokadedienst besorgt. Allein für den Mexicanischen Golf ist eine Flotille von 65 Schiffen bestimmt. Die nordamerikanische Regierung erwartet nicht, daß diese Blokade zu Differenzen mit fremden Regierungen führen werde, weil die geschlossenen Häfen nicht fremde Häfen sind und es überdies beabsichtigt wird, die Blokade so effectiv zu machen, daß sie den in der pariser Declaration von 1856 aufgestellten Erfordernissen entspricht."

Präsident Lincoln erließ ferner ein Circular an die Föderalbeamten in den Einzelstaaten, lenkte die Aufmerksamkeit auf die von der provisorischen Regierung in Montgomery beschlossene Ausrüstung von Kapern, die wie Piraten behandelt werden sollten. Die Dampfschiffe in der californischen Fahrt armirten sich deshalb für alle Eventualitäten und die Kaufmannschaft von Boston rüstete für eigene Rechnung einen stark bewaffneten Steamer aus, um im Golf gegen Kaper zu kreuzen.

Worin bestand nun aber das gegenwärtige amerikanische Völker-Seerecht? Der „Economist", das angesehenste Organ des englischen Handelsministers wie der City-Optimaten, beantwortete diese Frage in einem langen Artikel, in dem es am Schlusse heißt:

„Gelangt die ausgesprochene Absicht des Präsidenten des Nordens streng zur Ausführung, so wird kein Schiff, welcher Nation es auch angehören mag, im Stande sein, auch nur einen Ballen aus Neuorleans, Charleston oder Savannah auszuführen. Die Strafe für einen Blokadebruch ist einfach die Wegnahme des Schiffes und in den meisten Fällen auch der Ladung. Wenn daher auch die Häfen der südlichen Staaten von den nördlichen Staaten blokirt werden, so treiben wir den Handelsverkehr mit ihnen auf unsere Gefahr. Es ist lebhaft zu wünschen, daß es nur Kaufleute und Geschäftsleute sein mögen, welche sich genöthigt sehen, diese Rücksichten zu erwägen. Aber es ist sehr möglich, daß sie in nicht langer Zeit die Aufmerksamkeit der ganzen englischen Nation in Anspruch nehmen. Ein «Gezänk auf der See» führt eine Seemacht am leichtesten in den Krieg, und die gegenwärtige Conjunctur dürfte unglücklicherweise nur zu fruchtbar an solchem Gezänk sein. Wir haben zu thun mit den Kapern des Südens, die schlimmsten Kaper, welche die Welt jemals gesehen hat; wir haben zu thun mit den Kriegsschiffen, vielleicht auch den Kapern des Nordens, zur Zeit ihrer Blüte der empfindlichsten, übermüthigsten und streitsüchtigsten Regierung, welche die Welt jemals gesehen hat und die jetzt in der Erbitterung und der falschen Scham gedemüthigten Stolzes sich vielleicht noch übermüthiger und streitsüchtiger zeigen wird denn je zuvor."

Zur wesentlichen Ergänzung der im Vorhergehenden angeführten allgemeinen Grundsätze dienen sodann die verschiedenen Rechtsgutachten, welche der Generalanwalt der Vereinigten Staaten, Mr. Cushing, meist auf officielle Aufforderung seitens des Staatssecretärs für die auswärtigen Angelegenheiten erstattet hat.

Das erste Gutachten datirt vom 7. Aug. 1854 und behandelt die Frage des Ankaufs von Schiffen, die Unterthanen einer der kriegführenden Mächte gehört haben, durch Neutrale nach Ausbruch des Kriegs. Das Resultat des Gutachtens war: „Nach dem Völkerrecht haben Neutrale das Recht, während des Kriegs das Eigenthum der Kriegführenden zu kaufen, dasselbe bestehe in Schiffen oder sonst worin; jede Verordnung eines besondern Staats, welche diesem Grundsatze widerstreitet, ist gegen das öffentliche Recht und beeinträchtigt geradezu die Souveränetät aller übrigen unabhängigen Staaten."

In Bezug auf das Asylrecht in den Häfen der Vereinigten Staaten, zu dessen Erörterung der Aufenthalt des aufgebrachten russischen Schiffes Sirtia im Hafen von San-Francisco Veranlassung gegeben, war das Ergebniß des Gutachtens vom 28. April 1855 in folgenden Sätzen zusammengefaßt:

„Kriegsschiffe, Kaper und Prisen der kriegführenden Staaten sind aus Humanitätsrücksichten befugt zu einer zeitweiligen Zuflucht in neutralen Gewässern infolge von Kriegs-

unfällen. Nach dem Völkerrechte haben Kriegsschiffe kriegführender Mächte mit ihren Prisen sich der Zuflucht in neutralen Häfen zum Zwecke der Verproviantirung oder von Reparaturen insoweit zu erfreuen, als der neutrale Souverän es für angemessen erachtet. Dieser kann das Asyl völlig verweigern oder auch an beliebige Bedingungen knüpfen, sobald er nur gegen alle kriegführende Parteien in dieser Hinsicht durchaus unparteiisch zu Werke geht. Wenn ein neutraler Staat seinen Entschluß, Kriegsschiffen, Kapern und Prisen der kriegführenden Mächte die Zuflucht in seinen Häfen zu verweigern, nicht kundgemacht hat, so ist jeder Kriegführende berechtigt, die Gestattung des Asyls vorauszusetzen. Die Vereinigten Staaten sind durch keinen Vertrag mit den gegenwärtig im Kriege begriffenen Staaten gebunden, irgendeinem ein solches Asylrecht zu gewähren, sie haben aber auch keine Bekanntmachung erlassen, daß sie es nicht thun wollten, und ihre Häfen stehen mithin für erlaubte Zwecke den Kriegsschiffen aller kriegführenden Staaten offen. Ein fremdes Kriegsschiff oder eine Prise desselben, auf der ein Offizier commandirt, besitzt in den Häfen der Vereinigten Staaten das Recht der Exterritorialität und ist der localen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen. Ein Kriegsgefangener an Bord eines fremden Kriegsschiffes oder dessen Prise kann nicht auf einen von einem Gerichtshofe der Vereinigten Staaten oder eines besondern Staats ausgehenden Habeas-Corpus-Befehl in Freiheit gesetzt werden. Wenn indeß ein Kriegsgefangener im Lande betroffen wird, so ist er der localen Gerichtsbarkeit unterworfen oder nicht, wie dies zwischen den öffentlichen Behörden der kriegführenden und der neutralen Macht vereinbart wird."

Wegen des Handels mit Kriegscontrebande erklärt sich ein Gutachten des Generalanwalts vom October 1855 jedenfalls dahin, daß es für die Angehörigen eines neutralen Staats keine Verletzung der Neutralität ist, den Kriegführenden Waffen und Kriegsmunition oder sonstige Kriegscontrebande zu verkaufen, noch auch für neutrale Schiffe, Truppen oder Munition irgendeines der kriegführenden Staaten zu transportiren. Ein solcher Verkehr sei an und für sich vollkommen erlaubt, bleibe indeß den Chancen der feindlichen Wegnahme durch die andere kriegführende Partei ausgesetzt.

Es ist ferner völkerrechtliche Praxis, daß denjenigen Schiffen der Angehörigen des feindlichen Staats, welche bei Ausbruch eines Kriegs in den Häfen des andern Landes oder seinen Besitzungen sich befinden, oder auf einer Reise nach solchen Häfen begriffen sind, die sie angetreten haben, bevor sie Kenntniß vom Beginn der Feindseligkeiten hatten, ein gewisser Termin gesetzt wird, innerhalb dessen sie frei nach ihrem Heimatplatze oder einem neutralen Hafen segeln können; Schiffe dagegen, die nach Häfen des eigenen Landes oder neutralen Staaten bestimmt sind, unterliegen der Gefahr der Confiscation, wenn sie durch feindliche Kreuzer angehalten werden, auch wenn bei ihrem letzten Abgange der Beginn der Feindseligkeiten ihnen noch unbekannt war.

Bei Verladungen in Schiffen kriegführender Mächte für neutrale Rechnung, sei es, daß die Waaren in auswärtigen Häfen für Rechnung des Absenders abgeschickt, oder für Rechnung eines auswärtigen Empfängers verschifft werden, ist es durchaus erforderlich, daß dieses Eigenthumsverhältniß deutlich und klar aus allen Schiffspapieren zu ersehen ist, und daß keine dieses Verhältniß in Zweifel stellende Vermerke in irgendeinem an Bord befindlichen Papiere sich vorfinden, namentlich keine Connossements an Ordre.

Was nun die bei einer Blokade in Anwendung kommenden völkerrechtlichen Grundsätze anbelangt, so ist fremden Schiffen das Auslaufen aus einem blokirten Hafen in Ballast gestattet und wird es gleichfalls nicht für einen Bruch der Blokade angesehen, wenn solche Schiffe mit einer Ladung ausgehen, die vor dem Beginne der Blokade bona fide gekauft, bezahlt und an Bord des Schiffes oder von Leichterschiffen genommen ist. Dagegen ist es nicht gestattet, nach dem Beginn der Blokade irgendwelche Waaren, auch wenn dieselben schon vorher bona fide gekauft sein mögen, aus einem Packhause oder

überhaupt vom Ufer an Bord zu nehmen. Selbst wenn die Ladung nach einem Hafen der blokirenden Macht bestimmt wäre oder an Bord genommen würde, mit Wegnahme durch den Feind (die Bevölkerung oder Behörden des blokirten Hafens) zu besorgen war, würde darin keine Entschuldigung liegen. Es gilt ferner die völkerrechtliche Präsumtion, daß jedes Schiff, welches einen blokirten Hafen verläßt, gewußt habe, daß und wann der Blokadezustand seinen Anfang nahm. Ebenso wenig darf ein nach dem Beginn der Blokade in den blokirten Hafen eingelaufenes Schiff daselbst seine Ladung verkaufen. Selbst ein erzwungener Verkauf würde das Schiff der demnächstigen Aufbringung beim Wiederauslaufen aussetzen.

Beleuchtet man die vorstehenden nordamerikanischen Grundsätze des Völker-Seerechts genauer, so läßt sich in mancher Beziehung der Fortschritt zu einer gerechtern und rücksichtsvollern Behandlung der neutralen Schiffahrts- und Handelsinteressen nicht verkennen.

Die Wechselfälle des Bürgerkrieges haben in den ersten Jahren die Entscheidung wenig gefördert, aber die wirthschaftliche Kraft des Volkes im Süden um so tiefer erschüttert. Zu allem Jammer und Elend, das der Bürgerkrieg brachte, gesellten sich noch die größten Entbehrungen, und die strenge Blokade machte das traurige Geschick doppelt schwer.

Als General Buttler nach Neuorleans kam, hatten die Preise für Lebensmittel eine enorme Höhe erreicht. Korn kostete dort schon 3 Doll. der Bushel, Mehl 20—30 Doll. das Faß, Heu gar 100 Doll. das Faß. In Mobile bestanden ähnliche Preise; kein Teppich existirte mehr in der Stadt, man machte Decken für die Armee daraus; keine Vorhänge zierten die Fenster, sie wurden zu Soldatenhemden zerschnitten. In Savannah kostete das Paar Schuhe 30 Doll., in Charleston standen alle Läden leer, in Richmond galt der Zucker ¾, Kaffee 2, Thee 16 Doll. das Pfund, Tuch 50 Doll. die Elle, und der schlechteste Branntwein, den man in Cincinnati für 30 Cents die Gallone verkaufte, kostete in Richmond 6 Doll. Alle Waffen und Kanonen wurden mit großen Kosten aus England geholt, durch besondere Agenten angeschafft und auf besondern Fahrzeugen verschifft, welche mit großer Gefahr durch die Blokade schlüpfen mußten.

Das „Gezänk auf der See" brachte denn auch, wie der „Economist" befürchtete, gar bald eine große Spannung zwischen England und Nordamerika. Die daraus ressortirende Alabama-Frage ist sogar gegenwärtig noch nicht ausgeglichen. Die Haltung, welche England in der amerikanischen Krise einnahm, erregte im Norden den höchsten Unwillen. Die gesammte amerikanische Presse erging sich in der bittersten Weise gegen die englische Politik.

„Jahrelang", sagt die „New-York Times", „hat uns England unsere Sünden vorgehalten, hat uns gescholten und gehöhnt wegen unserer Duldung der Sklavenbarbarei; es hat dazu beigetragen (und dafür sind wir ihm Dank schuldig), daß endlich auch unser Gewissen erwacht ist, und jetzt, wo sich der ganze Norden erhebt, um die Sklaverei niederzuschlagen und diesem Fluch des Landes ein Ende zu machen, da zeigt sich England, das fromme, puritanische, salbungsvolle England, kalt und feindlich, weil es für seine Baumwollzufuhr fürchtet."

Dem „New-York Herald" ward aus Washington geschrieben: „Es ist erfreulich zu hören, daß unsere Regierung von Oesterreich die rückhaltslose Versicherung erhalten hat, daß es mit den rebellischen Staaten durchaus nichts zu thun haben wolle, und daß Preußen zu gleicher Zeit in unverhohlener Weise seine unverkennbaren Sympathien für uns ausgesprochen hat. Mit dem Lächeln der bittersten Verachtung liest man jetzt hier das klägliche Gewinsel der «London Times», die um der Baumwolle willen die Vereinigten Staaten beschwört, doch nur beileibe keinen Krieg zu führen. Unsere Nation, die noch vor wenigen Wochen selbst als eine krämerische verschrien war, und fast zu ihrer eigenen

Verwunderung über Nacht zu einer kriegerischen geworden ist, hat für jene engherzigen Betrachtungen der «Times» nur noch Hohn und Spott! Wie, wenn man 1857 den Engländern zugemuthet hätte, doch beileibe keinen Krieg mit den rebellischen Sipahis zu führen? Der Fall ist hier ein gleicher, oder wenn ein Unterschied besteht, so ist er zu Ungunsten der rebellischen Sklavenhalter, denn die Sipahis empörten sich gegen eine Regierung, an der sie selbst keinen Theil hatten, von der sie gewaltsam unterjocht waren; die Sklavenhalter aber gegen eine aus unbedingt freiester allgemeiner Volkswahl hervorgegangene Regierung, noch ehe dieselbe in Function getreten war. An Roheit und Barbarei aber stehen sich beide gleich. Die Sipahis säbelten und schossen die Angehörigen der sie beherrschenden Rasse nieder; die Sklavenhalter hängen, verbrennen, peitschen und foltern zu Hunderten Menschen, deren einzige Schuld darin besteht, daß sie nicht ihre rechtmäßige Landesregierung verwünschen und bekämpfen wollen, oder gar nur darin, daß sie in einem nördlichen Staate geboren sind."

So kam es, daß auch der große Bürgerkrieg in Amerika zu Ende ging, ohne daß eine definitive Vereinbarung in den Principien des Seerechts erreicht worden wäre! Immerhin aber ist es in dem nun ausgebrochenen deutsch-französischen Kriege für den deutschen Handelsstand äußerst wichtig, die nordamerikanischen Grundsätze des Völker-Seerechts zu kennen. Die Botschaft des nordamerikanischen Präsidenten Grant vom 15. Juli 1870 an den Senat und das Repräsentantenhaus lautet wie folgt:

„Neueste Berichte aus Europa melden den nahen Ausbruch eines Kriegs zwischen Frankreich und Norddeutschland. Mit Rücksicht hierauf weist gesunde Politik auf die Wichtigkeit irgendwelcher Gesetzgebung hin, welche die Handelsmarine dieses Landes zu vergrößern zum Ziele hat. Die Schiffe dieses Landes sind gegenwärtig unzureichend, um den gesteigerten Handelsverkehr der Vereinigten Staaten, welcher durch den Kriegszustand in Europa bedingt wird, vermitteln zu können; ich empfehle demnach dem Congreß zu berücksichtigen, daß die Interessen des Landes gefördert werden, durch die unsern Bürgern gebotene Gelegenheit, im Auslande gebaute Schiffe für den Handelsverkehr dieses Landes mit fremden Ländern anzukaufen. Die Gesetzeskraft einer diesem Zwecke entsprechenden Bill kann dahin beschränkt werden, daß sie dem dringendsten Bedürfnisse abhilft. Der Postdampferdienst der Vereinigten Staaten mit dem Auslande ist in einem hohen Grade von den bremer und hamburger Dampferlinien abhängig. Das Postdepartement hat mit den beiden obengenannten Compagnien und respective mit den beiden Williams- und Guion-Linien einen schriftlichen Contract abgeschlossen für regelmäßigen ununterbrochenen Dienst für den Zeitraum von zwei Jahren.

„Das einzige Arrangement, welches mit der Immen- und Cunald-Linie abgeschlossen werden konnte, ist ein temporäres und kann jederzeit abgebrochen werden. Die norddeutschen Linien sind erster Klasse in Bezug auf Schnelligkeit und Ausrüstung; ihre Dampfer machen die Reise über den Atlantischen Ocean gewöhnlich 24—36 Stunden schneller als die der Williams- und Guion-Linien. Sollten die norddeutschen Dampfer durch Frankreich blokirt oder aufgehalten werden, so würde unsere Postverbindung mit fremden Nationen bedeutend gestört, wenn nicht der Congreß ein Mittel für dessen Schutz ergreift. Ich halte es für angemessen, dem Congreß zu empfehlen, den Termin der Vertagung zu verschieben, zu dem Zwecke, um die hierin berührte Frage in Betracht zu ziehen."

Dieser in der Botschaft offenbar sich aussprechenden freundlichen Gesinnung für Deutschland ist die erfreuliche Thatsache gefolgt, daß sofort beim Beginn des deutsch-französischen Krieges Deutschland und die Vereinigten Staaten sich in der Vertretung eines Princips begegnen, welches sie zusammen, allein gegen eine Welt, seit fast einem Jahrhundert aufrecht gehalten haben, soweit die Umstände es ihnen gestatteten. Nicht

hoch genug kann der Beschluß der deutschen Regierung gepriesen werden: unter allen Umständen, selbst mit Ausschluß der Reciprocität, Privatpersonen und Privateigenthum auf hoher See da, wo sie nicht direct dem Kriegsgesetz verfallen, zu respectiren. Die Mittheilung dieses Beschlusses veranlaßte den Staatssecretär Fish zu einer Note an Hrn. von Gerolt, welche nach der üblichen Eingangsbescheinigung Folgendes bemerkt:

„Fast ein Jahrhundert ist verflossen, seit die Vereinigten Staaten durch Thomas Jefferson, Benjamin Franklin und John Adams unter der Führung Friedrich's des Großen von Preußen einen Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen, welcher für zehn Jahre gültig sein sollte, und durch den bestimmt wurde, daß, wenn unglücklicherweise Krieg zwischen beiden Ländern ausbrechen sollte, alle Kauffahrtei- und Handelsschiffe, die im Austausch von Producten der verschiedenen Plätze beschäftigt seien und dadurch zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und zur Erhöhung menschlicher Wohlfahrt beitrügen, frei und ungehindert passiren sollten, und daß weder die contrahirenden Mächte Kaperbriefe ausgeben, noch durch ihre Kriegsschiffe solche Fahrzeuge zerstören oder behindern sollten. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt mit großer Befriedigung dies neue Zeichen der Hingebung der großen und aufgeklärten deutschen Regierung an die Principien entgegen, welche durch den Vertrag von 1775 proclamirt und seitdem durch diese Regierung bei jeder Gelegenheit vertreten wurden. Im Jahre 1854 sagte der Präsident Pierce in seiner Jahresbotschaft an den Congreß: «Sollten die leitenden Mächte Europas sich dahin einigen, als völkerrechtliche Regel die Ausschließung privaten Eigenthums auf dem Ocean von der Beschlagnahme durch bewaffnete Kreuzer oder Kaper vorzuschlagen, so werden die Vereinigten Staaten ihnen mit Vergnügen auf dieser breiten Basis begegnen.» Im Jahre 1856 wurde diese Regierung eingeladen, der Pariser Declaration beizutreten. Hr. Marcy erwiderte: der Präsident schlage vor, dem ersten Artikel der Declaration noch folgende Worte beizufügen: «und daß das Privateigenthum von Unterthanen oder Bürgern einer kriegführenden Macht, auf hoher See von bewaffneten Fahrzeugen der andern nicht in Beschlag genommen werden darf, ausgenommen, wenn es Kriegscontrebande ist.» In dieser amendirten Fassung wolle die Regierung der Vereinigten Staaten diesen Artikel, wie die andern anerkennen. Im Jahre 1861 erneuerte Hr. Seward das Anerbieten, sich dem Pariser Vertrage anzuschließen, und befürwortete abermals das Amendement. Die mir von Ihnen mitgetheilte Depesche des Grafen Bismarck zeigt, daß Norddeutschland bereit ist, das Princip selbst mit Verzicht auf die Gegenseitigkeit in dem Kriege anzuerkennen, welcher jetzt leider zwischen jenem Lande und Frankreich ausgebrochen ist. Wir sind überzeugt und hoffen, daß Volk und Regierung der Vereinigten Staaten bald die Freude haben werden, dies Princip als neues Mittel zur Milderung des Kriegs anerkannt zu sehen."

Der Baron von Gerolt antwortete: „Der Unterzeichnete wird sich beeilen, diese Note seiner Regierung mitzutheilen, und hegt die Hoffnung, daß die Regierung der Vereinigten Staaten jetzt beim Ausbruch eines verheerenden Kriegs in Europa, durch welchen die commerziellen Interessen der Vereinigten Staaten und Deutschlands ernstlich bedroht sind, allen ihren mächtigen Einfluß aufbieten werde, um die allgemeine Anerkennung der liberalen Politik der Vereinigten Staaten in Betreff der Freiheit des Privateigenthums auf dem Meere als Bestimmung des Völkerrechts zu erwirken!"

Die Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher.

Im Jahre 1652 am 1. Jan. stifteten zu Schweinfurt, der Freien Deutschen Reichsstadt, eine Anzahl von Aerzten eine Akademie der Naturforscher, die erste Akademie diesseit der Alpen; denn die großbritannische Akademie der Wissenschaften wurde erst 1662, die zu Paris 1666, die zu Berlin im 18., die zu Wien im 19. Jahrhundert gegründet. Unsere deutsche Academia naturae curiosorum, deren Stifter die Aerzte Bausch, Fehr, Metzger, Wohlfahrt sind, hat den Fall des Deutschen Reichs überdauert und besteht noch heutigentags als einziger legitimer Rest deutscher Einheit. Die nächste Anregung zur Stiftung gab das Vorbild ähnlicher Akademien in Italien und Baco's naturwissenschaftliche Schriften. In Rom bestand nämlich damals ein Academia Lyncheorum, welche der Papst Pius IX. zu Anfang seiner Regierung durch den Fürsten von Canino wieder reorganisiren ließ, während unsere deutsche Akademie ihres Reorganisators noch immer harrt. In Nachahmung ihrer italienischen Vorbilder drückten die Stifter ihre Aufgabe in einem Mythus aus und nannten sich mit den Namen der Argonauten. Die Akademie war das Schiff Argo, die der Präsident Jason mit seinen Argonauten ins unbekannte Land der Naturwissenschaften steuern und mit Schätzen beladen glücklich heimführen sollte. Die Sitte der Beinamen ist geblieben, aber längst nicht mehr in Uebereinstimmung mit der Mythe von der Argo. Jetzt erhält jeder nach seiner Specialität den Namen eines berühmten Vorgängers und Vorbildes.

Aus eigener Kraft und durch eigenen Fleiß erhob sich die Akademie zu solcher Blüte, daß sie schon nach zwanzigjährigem Bestehen regelmäßige Gesellschaftsschriften, „Ephemerides", herausgeben konnte und die Aufmerksamkeit des Kaisers Leopold I. auf sich zog, der ihre Statuten bestätigte, ihr besondere Vorrechte und ein Wappen verlieh und ihr Pathe wurde, sodaß nun ihr vollständiger Titel war: „Sacri Romani Imperii Academia Caesareo-Leopoldina Naturae Curiosorum." Der Präsident und sein Gehülfe, der Director Ephemeridum, erhielten den Titel als Archiater und kaiserliche Leibärzte und den Reichsadel, außerdem die Würde und den Rang von Pfalzgrafen mit der ausdrücklichen Berechtigung, Magister, Baccalauren, Licentiaten und Doctoren der Medicin, Philosophie und beider Rechte zu ernennen, Poetas laureatos zu creiren, uneheliche Kinder zu legitimiren, Adoptionen zu bestätigen, adeliche Wappen zu ertheilen. Nach Art der Reichsverfassung wurden vom Präsidenten aus der Zahl der Mitglieder erst weniger, dann 10, dann 12, zuletzt 17 Adjuncten bestimmt, welche ihm in den akademischen Geschäften zur Seite standen und nach seinem Tode aus ihrer Mitte den Präsidenten kürten, wie die Kurfürsten den Kaiser oder die Cardinäle den Papst. Unsere nivellirende Zeit rüttelt übrigens, wie wir bald sehen werden, an dieser alten Form der Wahl und der Verfassung und ist geneigt das suffrage universel auch in die altehrwürdige Akademie einzuführen.

Längst ist die Zeit vorbei, wo die Akademie und ihr Director, seine Adjuncten und Mitglieder eine so hohe ehrenvolle Stellung im Reich einnehmen. Vom Ende des Dreißigjährigen Kriegs bis auf unsere Tage haben die Gelehrten, die Jünger der Wissenschaft und die Ritter des Geistes in der socialen Rangordnung soviel wie keine Stellung gehabt, und somit ließ man auch unsere Akademie der Naturforscher in einen Zustand der Hülfslosigkeit und Vergessenheit gerathen, welchem sie jedoch ihr zähe Lebenskraft entgegensetzte. Sie brachte es dazu, daß 1742 der Kaiser Karl VII. ihre alten Privilegien bestätigte und ihr den Beinamen Carolina gab, daß ihre Mitglieder über ganz Deutsch-

land sich ausbreiteten, daß sie eine immerhin ehrenvolle Existenz fristete und deutsche Gelehrsamkeit vertrat, als französisches Wesen und Kleinstaaterei Deutschland regierten und zu vernichten drohten. Sie gab ihre regelmäßigen Druckschriften heraus, ließ durch eins ihrer Mitglieder, Buchner, die „Geschichte ihres ersten Säculums" erscheinen, fing an ein kleines eigenes Vermögen und eine schöne Bibliothek zu sammeln, und blieb für die in ganz Deutschland zerstreut wohnenden Mitglieder ein Centrum gelehrter Anregung.

Die politischen Stürme Europas und das Zusammenbrechen des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation unterbrachen wol eine Zeit lang (1791—1817) das Erscheinen der periodischen Publicationen der Akademie, doch nicht ihr stilles Wirken. Der damalige Präsident von Wendt, Professor in Erlangen, und einer der Adjuncten, der spätere Präsident Nees von Esenbeck, ließen denn auch 1818 den neunten Band der akademischen Denkschrift als ersten Band der neuen Folge der „Nova acta" erscheinen, die bis heute in ununterbrochener Reihenfolge fortgesetzt wurden und eine Zahl herrlich ausgestatteter Quartbände mit Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten der Medicin und Naturwissenschaften und mit werthvollen Abbildungen enthalten. Diese „Nova acta" enthalten theils überhaupt interessante, wissenschaftliche Arbeiten, theils machen sie sich zur Aufgabe, gerade derartigen Schriften zur Erscheinung zu verhelfen, welche wegen theuerer Abbildungen oder voraussichtlich beschränkten Leserkreises sonst das Licht der Welt als Buch oder überhaupt als Gedrucktes nicht erblicken würden. Keine größere Bibliothek entbehrt dieser reichhaltigen, seltenen Sammlung.

Doch kehren wir zu der eigentlichen Geschichte der Akademie zurück. Der Sitz der Akademie wechselte vom Anfang ihres Bestehens bis zum heutigen Tage nach dem Wohnort des Präsidenten; die Adjuncten möglichst aus verschiedenen Städten und Fächern gewählt, bildeten ebenso viele kleinere Centren; das Ganze war ein geistiges Netz, leicht geschürzt, doch unzerreißbar über ganz Deutschland verbreitet. Schweinfurt, Halle, Nürnberg, Ansbach, Erlangen, Bonn, Breslau, Jena, Dresden waren nach und nach der Sitz der Akademie. Die ersten Städte waren reichsunmittelbar, wie dies der Stellung der Akademie am besten entsprach, die unmittelbar und allein unter dem Kaiser stand. Als im Anfang unsers Jahrhunderts sich die Territorialsouveränetät herausbildete, kam sie unter markgräflich baireuthische, königlich preußische und endlich königlich bairische Oberhoheit. Es bedurfte langer Kämpfe, um ihren allgemein deutschen Charakter ihr zu erhalten. Preußen trat als ihre Schutzmacht auf, gewährte eine jährliche Subvention, was alsbald von einigen andern Fürsten, namentlich dem Kaiser von Oesterreich nachgeahmt wurde. Gleichwol blieb die Leopoldinisch-Carolinische Akademie dem Princip treu, den Präsidenten und somit ihren Sitz außerhalb des Bereichs der beiden Großmächte zu wählen, wogegen das Adjunctencollegium stets eine Anzahl von Preußen und Oesterreichern enthielt.

Ein höchst wichtiger Incidenzpunkt in der Entwickelung der Akademie der Naturforscher war die Entstehung der Wanderversammlung der Naturforscher und Aerzte, welche Oken 1818 ins Leben rief und die bis heute als verjüngtes Ebenbild der Akademie und in vielfacher Wechselbeziehung mit derselben fortbesteht und die erste und vorbildliche Wanderversammlung in Deutschland ist. Ihr folgten bekanntlich im Verlauf dieses Jahrhunderts die Philologen-, Philosophen-, Juristen-, Archäologen-, Landwirthe-, Forstleute- u. s. w. Wanderversammlungen, die alle in ihrer Art nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der deutschen Einheit gedient haben. Ueber den Zusammenhang der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte mit der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie sagt Nees von Esenbeck in seiner Jubiläumsschrift von 1852, S. 3: „Als die Frage des Abzugs der Akademie aus Baiern nach Preußen im Jahre 1818 Differenzen erweckte zwischen Baiern und dem Präsidenten, andererseits zwischen Baiern und Preußen, welche beide Staaten gegenseitig die Stellung in Erwägung zogen, die von der ehemaligen Akademie des

Deutschen Reichs damals noch in Anspruch genommen werden könne, und als sich die Frage endlich zur Anerkennung des historischen Princips in derselben hinneigte, hatte Oken, gerade in Kraft und im Namen des historischen Princips, nicht blos widersprochen, sondern unmittelbar geschichtlich reagirt und seinen Gedanken nicht als Wort, sondern als That reden lassen, indem er jährliche Versammlungen aller Naturforscher und Aerzte an wechselnden Versammlungsorten ins Leben rief, von denen er geradezu behauptete, sie seien die Akademie von 1818."

Im Jahre 1851 in Gotha beschloß die Naturforscherversammlung: die von ihr für ein Oken-Denkmal gesammelten Gelder in eine Oken-Stiftung der Akademie zu verwandeln und dadurch deren Selbständigkeit zu begründen. Im Jahre 1852 feierte die Leopoldinisch-Carolinische Akademie ihr zweihundertjähriges Stiftungsfest während und mit der Naturforscherversammlung in Wiesbaden. Jene Zeit des zweihundertjährigen Stiftungstags war überhaupt eine der Akademie günstige; die damaligen Adjuncten arbeiteten energisch an ihrer Reconstruction und gewannen ihr das Interesse der Deutschen und manches hohen Protectors. Damals stiftete Anatol Demidow einen Preis, damals schloß sich der Verein deutscher Aerzte zu Paris auf besonderes Betreiben seines Präsidenten Dr. Meding und Vicepräsidenten Dr. Heyfelder, Sohn, der Akademie als Filiale an und trug durch Wort, Schrift und That zur Verbreitung ihres Namens sehr viel bei. Aehnliche Schritte ausländischer Vereine hätten der Akademie eine internationale und hohe nationale Bedeutung geben können. Hemmend blieb für die Akademie in jener Zeit die sociale und politische Ausnahmsstellung ihres sonst hoch begabten und verdienten Präsidenten Nees von Esenbeck, der als Deutschkatholik und Freidenker seine Professur in Breslau niederlegen mußte und Regierungen wie vielen Privaten ein Stein des Anstoßes war, während er der Eckstein des Instituts zu sein bestimmt war. Die Akademie bewies sich charaktervoll, theilweise selbst gegen ihrer Mitglieder persönliche Ueberzeugung. Sie ließ Esenbeck nicht, wie er der Sache zu Liebe wol wollte, abdanken, sondern erhielt den alternden Gelehrten durch ihr Votum an seiner Präsidentenstelle und durch ihre Privatbeiträge in seiner bürgerlichen Existenz. Die deutschen Gelehrten sind also nicht alle, nicht immer so charakterlos, wie die Tradition ihnen nachredet. Im Jahre 1858, nach Nees von Esenbeck's Tode, ward Kieser in Jena erwählt, der Psychiater nach dem Botaniker. Indem wir hier die damals wählenden Adjuncten verzeichnen, geben wir vielleicht am besten ein Bild, wie dieselben alle Gebiete der Wissenschaft Deutschlands resp. Europas vertreten: Geh. Hofrath Kieser, Professor der Psychiatrie (Jena), Geh. Bergrath Bischof (Bonn), Hofrath und Professor Berthold (Göttingen), Professor Braun (Botanik — Berlin), Professor der Botanik Fenzl (Wien), Sectionsrath Haidinger (Geologe — Wien), Staatsrath und Professor Heyfelder (Petersburg), Obermedicinalrath Jäger (Stuttgart), Lehmann, Professor der Botanik (Hamburg), Mapper (Stadtphysikus in Frankfurt am Main), Hofrath und Professor Martius (Botanik — München), Oberbergrath und Professor Nöggerath (Bonn), Schrötter (Professor und Secretär der Akademie der Wissenschaften in Wien), Schulz-Bipontinus (Botaniker und Hospitalarzt zu Deidesheim), Seemann (Botaniker in London), Senft (Professor am Forstinstitut zu Eisenach), Professor der Zoologie Will (Erlangen). Nach dem Tode Kieser's wurde Carus in Dresden gewählt. Derselbe kaufte aus dem angesammelten Vermögen der Akademie ein Haus, in welchem dessen reiche Bibliothek und wissenschaftliche Sammlungen endlich ein bleibendes Unterkommen fanden. Nach seinem Tode traten die Adjuncten selbständig in Berlin zusammen. Mit dieser Zusammenkunft beginnt die jüngste Krisis der Akademie.

In einer Zeit, wo durch den gesteigerten Weltverkehr, die Entfesselung des Kapitals und des Gedankens, die Anwendung der Wissenschaft auf das praktische Leben im allgemeinen die menschliche Gesellschaft sich in einem Umwandlungsprocesse befindet, wo speciell

Deutschland infolge politischer Ereignisse und der Reife seiner geistigen Entwickelung in Staat, Societät, Schule und Haus kaum einen Stein seiner Vergangenheit auf dem andern läßt, kann es nicht wundernehmen, wenn die altehrwürdige Akademie der Naturforscher ebenfalls nach Reformen rang, weil sie sich unabweisbar zeigten. Daß es dabei leider zu viel unnöthigem Zank kam, liegt, wie uns die Ausländer nachsagen, in unserer deutschen Lust am Streiten, zum Theil aber auch in dem uns eigenen Bestreben, das Recht zu ergründen und zu berücksichtigen, ehe wir einen Rechtsspruch thun oder anerkennen wollen.

Lassen wir die persönlichen Anlässe, welche nach dem Tode des Präsidenten der Akademie, Carus, die Differenzen zum Ausbruch brachten, vorerst beiseite und suchen wir die innern Ursachen, welche sie herbeiführten, so möchten dieselben in der Entwickelung der Akademie selbst zu finden sein.

Nach den ursprünglichen Statuten (vgl. Büchner's und Neigebaur's Geschichte der Akademie) wurde der Präsident von allen Mitgliedern, nicht aber von den Adjuncten gewählt. Die erste Wahl 1652 ward durch die damals überhaupt nur vorhandenen vier Mitglieder, die alle in Schweinfurt ansässig waren, vollzogen, worauf der Präsident zwei Adjuncten bestimmte. Die zweite Präsidentenwahl 1656 ward nach demselben Modus vorgenommen, da auch jetzt die Zahl der Mitglieder noch eine geringe und daher die Möglichkeit allgemeiner Theilnahme gegeben war. Im Jahre 1686 aber bei der dritten Präsidentenwahl, als schon eine weit größere Anzahl von Mitgliedern da war und in ganz Deutschland zerstreut wohnte, überließen dieselben die Präsidentenwahl dem Adjunctencollegium. Im Jahre 1693 ward der vierte Präsident wieder von allen Mitgliedern, dagegen der fünfte, Präses Baier, 1730, und der sechste, Büchner, 1735, von den Adjuncten gewählt. Und hierbei hatte es sein Bewenden in praxi und wurde diese Bestimmung auch in die Statuten aufgenommen. Je größer die Zahl der Mitglieder, je zerstreuter ihre Wohnorte, je schwieriger der schriftliche Verkehr oder gar die Möglichkeit des Zusammenkommens zu einer Wahl war, um so natürlicher blieb sie dem Adjunctencollegium vorbehalten, welches mit der Mitgliederzahl wuchs und erst 12, dann 16 Mann stark war. Da aber in neuerer Zeit persönliche Zusammenkünfte durch die Eisenbahnen, die Wanderversammlungen u. s. w., ebenso der briefliche Verkehr unendlich erleichtert, die Theilnahme für öffentliches Leben aber in besonderm Grade gesteigert ist, so erschien es opportun, zu dem frühern Wahlmodus durch alle Mitglieder der Akademie zurückzukehren. Man würde damit keineswegs den Rechtsboden verlassen haben, es galt nur den rechten und gerechten Weg dafür zu finden. Zu weit aber ging jedenfalls die Partei, welche alle seit 1686 resp. 1730 vorgenommenen Wahlen für unrechtmäßig erklären wollte, indem alsdann die ganze jetzige Akademie nicht mehr zu Recht bestünde; denn aus den Präsidentenwahlen leiteten die Mitgliedsernennungen, aus diesen das Adjunctencollegium, von beiden hinwiederum die Präsidenten ihr Recht her. Dieses Recht aber war anerkannt von den Zeitgenossen und den Regierungen.

Wenn nun aber eine andere Partei für absolutes, eine dritte für modificirtes, vorläufiges Festhalten an dem bisherigen Usus war, sodaß die nächste Präsidentenwahl durch die Adjuncten zu geschehen, der neue Präsident aber mit der Gesammtakademie ein neues Recht zu begründen hätte, so kann auch diesen Anschauungen eine logische und historische Berechtigung nicht abgesprochen werden. Es galt also, einer Ansicht als der besten und praktischsten die allgemeine Anerkennung zu verschaffen oder einen Vergleich zu erzielen. Aus diesen gewiß von den meisten redlich, wenn auch nicht immer ganz ohne selbstische Wünsche, nicht ganz leidenschaftslos verfolgten Bestrebungen entstanden die Irrungen, welche der Existenz der Akademie hätten gefährlich werden können.

Die äußern Facta sind in ihrer Aufeinanderfolge diese: Am 28. Juli 1869 erfolgte der Tod des bisherigen Präsidenten Carus, am 29. Juli schrieb Geh. Hofrath Reichenbach, Director Ephemeridum, ordnungsgemäß die Neuwahl durch die Adjuncten aus und bestimmte als Beendigungsfrist den 30. Sept. 1869. Unterdeß hatte aber Medicinalrath Küchenmeister in Gemeinschaft mit andern Mitgliedern der Akademie gegen die Präsidentenwahl durch die Adjuncten protestirt. Dieser Protest wurde zwar auf der Naturforscherversammlung zu Innsbruck infolge der Besprechungen am 21. und 22. Sept. über diesen Gegenstand zurückgenommen, von den dort versammelten Akademikern aber ein Antrag beim Adjunctencollegium auf Revision der Statuten der Akademie in obigem Sinne beantragt und demselben die Prüfung der Rechtsfrage anvertraut. Diese Zwischenfälle und ihr Einfluß auf seine eigene Ueberzeugung vermochten den Director Ephemeridum, die rechtmäßig von ihm ausgeschriebenen und auch eingegangenen Wahlzettel uneröffnet zu lassen und ohne vorhergegangene Verständigung mit dem Adjunctencollegium Stimmzettel für eine allgemeine Wahl zu versenden. Neben Protesten und 25 negirenden Stimmen gingen 124 bejahende aus der mehr als 300 Mitglieder zählenden Akademie ein, infolge welcher Abstimmung neue Stimmzettel für die Präsidentenwahl selbst versendet wurden. Am 25. Nov. wurden 90 Stimmen für Reichenbach, 81 für Behn constatirt. Bestand diese Wahl zu Recht, so war Reichenbach Präsident.

Nun hatte aber das Adjunctencollegium die Eröffnung ihrer früher und ordnungsgemäß abgegebenen Wahlstimmen verlangt, und als dies nicht erlangt werden konnte, dieselben noch einmal abgegeben. Am 6. Nov. 1869 zu Berlin vor Zeugen, unter denen Virchow, Reichert, Liechtenstein, und unter Zuziehung des Gerichtsactuars Dollhardt wurden 13 eingelaufene Stimmzettel des 16 Mann zählenden Adjunctencollegiums eröffnet, 10 Abstimmungen und 3 Stimmenthaltungen (darunter Behn's) constatirt. Von diesen 10 Stimmen erhielt Behn 9, Reichenbach 1. Somit war die absolute Majorität der Stimmgebenden und auch des Adjunctencollegiums für Behn. Das bezügliche Protokoll ward gedruckt und versendet. Bestand dieser Wahlmodus zu Recht, so war Behn Präsident. Diese Wahl hatte den Usus und die Priorität für sich; ein allgemeiner Beschluß der gesammten Akademie oder des Adjunctencollegiums hatte noch keinen neuen Rechtsboden geschaffen, wohl aber war durch Küchenmeister's Protest und die innsbrucker Beschlüsse der Wunsch nach Reform constatirt und der bestehende Usus angezweifelt. Rechtsgutachten von Gerber in Leipzig hatten sich am 19. Sept. für die Wahl durch die Adjuncten, von Renaud in Heidelberg am 8. Nov. für die allgemeine Wahl ausgesprochen.

Indem Behn in seinem Schreiben vom 27. Nov. an die Mitglieder sich zur Annahme der Wahl bereit erklärte, wenn dieselbe durch die allgemeine Zustimmung der Mitglieder bestätigt würde, erließ das in Innsbruck gewählte provisorische Comité, Focke, Rinecker, Seligmann und Virchow, unterstützt von 36 hervorragenden Mitgliedern, ein Wahlausschreiben an alle Mitglieder der Akademie.

Am 18. Jan. 1870 nun constatirte Focke zu Hamburg in Gegenwart von Zeugen und Gerichtspersonen, daß von 387 Mitgliedern 298 Stimmen eingegangen, deren 255 für, 43 gegen die Wahl Behn's lauteten.

Somit wurde Behn als Präsident der Akademie anerkannt, das betreffende Protokoll sammt Namen, Adresse und Votum der Abstimmenden aber veröffentlicht. In zahlreichen Flugschriften der Gegenpartei wird indeß seine Präsidentschaft angegriffen und bestritten.

Wenn alle Mitglieder, welche Reformen, höhere wissenschaftliche Thätigkeit, oder wie andere mehr praktische, medicinische Wirksamkeit verlangen, nur innerhalb der Akademie recht eifrig nach diesem Ziele ringen wollten, weniger durch Streitschriften als durch gelehrte Beiträge, durch materielle Unterstützung, durch Verbreitung ihres Ruhms mit

Wort und That, durch eigene Würdigkeit und durch Werthhaltung der altehrwürdigen Institution, so würde dadurch der Glanz und die Macht der Akademie gesteigert, was auch auf die einzelnen Mitglieder seinen Abglanz würfe. Was wir aber besitzen, was sich durch die ungünstigsten Zeiten erhalten, wollen wir nicht leichtsinnig hingeben oder durch Mangel an Theilnahme sinken lassen.

Chronik der Gegenwart.

Technologische Revue.

Schon in einer frühern Technologischen Revue*) haben wir des zuerst von Ericsson gewagten Versuchs gedacht, die Sonnenwärme als Motor zu benutzen. Mittlerweile ist von verschiedenen Seiten über die Construction von Sonnenmaschinen berichtet worden, und soll namentlich Mouchot in Paris eine solche hergestellt haben, der das Recht der Priorität für die Erfindung überhaupt in Anspruch nimmt. Die Mouchot'sche Sonnenmaschine concentrirt die Sonnenstrahlen vermittels eines cylindrischen Reflectors aus feinpolirtem Silberblech, der dieselben auf eine Glastafel vor einem schwarzgefärbten Kupferkessel wirft. Letzterer, mit Wasser gefüllt, erwärmt sich, indem sein schwarzer Kienrußüberzug die Strahlen sehr rasch absorbirt; das Glas, welches die Strahlen der leuchtenden Wärme passiren läßt, ist undurchlassend für dunkle Wärme (?), es vermindert daher die Abkühlung, denn die vom Kessel ausstrahlende Wärme ist dunkel, wird daher zurückgehalten. Durch diese sinnreiche (!) Construction soll die Temperatur des im Kessel enthaltenen Wassers bald bis zum Siedepunkt gesteigert werden können. Mouchot will auf diese Weise in einem Kessel von nur 6 Liter Gehalt ein Dampferzeugniß von 5 Atmosphären Druck erhalten haben. Wir gestehen, daß uns die Sache höchst problematisch klingt, sowie uns auch die Constructionsbeschreibung äußerst mangelhaft und unklar erscheint. Nichtsdestoweniger können wir nicht umhin, noch folgende Berechnung des Erfinders mitzutheilen: in den Aequatorialländern, also gerade in Gegenden, wo fossile Brennstoffe bisher nur selten aufgefunden wurden, muß eine Metallplatte von 10 Meter im Quadrat in jeder Minute 1500 Wärmeeinheiten (Calorien) aufnehmen. Diese gesammte Wärme in Arbeit verwandelt, würde 142 Pferdekraft liefern. Da jedoch eine gute Dampfmaschine von Mitteldruck nur 16 Proc. der Wärme effectiv verwerthet, welche durch die Feuerung der Kesselfüllung mitgetheilt wird, so könnte bei gleicher Annahme jene Metallfläche blos die Arbeit von 22 Pferdekraft vermitteln. Demnach würde ein cylindrischer Reflector von 4,5 Quadratmeter zur Erzeugung von einer Pferdekraft genügen; da jedoch die Wärmeverluste in der Praxis stets enorm viel höher sind, als vorausberechnet, so will Mouchot für die einpferdekräftige Sonnenmaschine einen Spiegel von 16 Quadratmeter angewandt wissen.

Allein nicht blos die Sonnenwärme sucht der menschliche Erfindungsgeist als Kraft sich technisch dienstbar zu machen, er greift auch nach andern Naturgewalten. So hat Gazin vorgeschlagen, Ebbe und Flut zur Erzeugung mechanischer Arbeit zu verwerthen. Bekanntlich erhebt sich täglich durch die Anziehungskraft des Mondes und der Sonne zu bestimmten Zeiten das Meer an seinen Ufern, um nach Ablauf einer nahezu gleichbleibenden Frist wiederum zurückzusinken; beide Bewegungen, obgleich verschieden an den verschiedenen Küsten, bleiben doch hinsichtlich ihrer Höhe oder Tiefe stets nahezu constant. Auf diese mächtige Wechselwirkung gründet sich die zuerst von Tommasi erdachte Flutmaschine. Am Ufer des Meeres wird ein Schacht eröffnet, welcher zwei cylindrische Reservoirs übereinander einschließt, beide von gleicher Höhe und Durchmesser, ersteres etwas größer als bei der höchsten Flut. Das untere Reservoir steht mit dem Meere durch einen Kanal in Verbindung; es bleibt abgesperrt, während das obere mit der Atmosphäre in Contact ist; das Wasser dringt nun während der Flut in ersteres und comprimirt durch sein Steigen

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, V, 1., 314 fg.

die eingeschlossene Luft. Ein Manometer zeigt den wachsenden Druck an; sobald er einen bestimmten Grad erreicht, wird eine zu dem Arbeitscylinder führende Röhre geöffnet, die comprimirte Luft setzt den Kolben in Bewegung und hält ihn unter constantem Druck in Arbeit, indessen die comprimirte Luft durch die Maschine entweicht. Währenddessen steigt das Wasser durch eine zweite Röhre in das obere Reservoir, verdrängt die Luft aus demselben, und beide Behälter sind gleichzeitig — nach Berechnung — mit Wasser gefüllt, sobald die Ebbe eintritt. Alsdann wird das untere Reservoir von dem Arbeitscylinder abgesperrt, mit der Luft in Verbindung gebracht und das obere geschlossen. Das Wasser fällt und die zurückbleibende Luft ist stark verdünnt. Wenn dann der Druck um eine dem vorherigen Ueberschuß gleichkommende Größe abgenommen hat, wird der obere Behälter mit der Arbeitsmaschine verbunden, und nunmehr wird der Kolben in der frühern entgegengesetzten Bewegung durch die Atmosphäre fortgestoßen. Währenddessen dringt in das untere Reservoir wieder die äußere Luft frei ein, sobald das Niveau des Meeres unterhalb des die beiden Behälter trennenden Bodens gesunken ist. Die Arbeitsmaschine kann von den Reservoirs sehr weit entfernt sein, wenn eine passende Leitung für die comprimirte und verdünnte Luft angewendet wird, auch kann die Maschine zum Comprimiren von Luft, die als Kraftmagazin dient, benutzt werden. Theoretisch betrachtet hat die Sache einiges für sich.

Auf Vermeidung des Rüttelns und Stoßens der Eisenbahnwaggons, das vorzugsweise auf Rechnung der Maschine fällt, soll ein neues Locomotivsystem von Dunn in Manchester hinwirken. Es werden bei demselben die beiden Dampfmaschinen statt wie bisher rechts und links vom Kessel, in der Mitte der Locomotiven angebracht, und zwar die eine vorn, die andere rückwärts, sodaß die Kolben der beiden Dampfcylinder den Druck auf eine und dieselbe gekröpfte Achse übertragen. Dadurch werden die Massen der Stoßwirkungen der einen die Wirkung derjenigen der andern Dampfmaschine der Locomotive aufheben, wodurch dann die Reihe von Schwingungen beseitigt wird, welche bei der Vorwärtsbewegung der Locomotive deren ruhigen Gang stören, auf die Erhaltung des Gleises einen nachtheiligen Einfluß nehmen und unter Umständen sogar eine Entgleisung herbeiführen können. Bei der immer zunehmenden Menge von Eisenbahnunfällen verdient jeder Beitrag zu deren Verminderung durch Beseitigung von erkannten Ursachen jedenfalls eine gewissenhafte Prüfung.

Ein anderer Uebelstand der Locomotiven ist die todte Zugslast durch ihr übermäßiges Eigengewicht, womit die kostspieligere Herstellung der Bahnen und die Vertheuerung des Transports in nächster Beziehung steht. Dem britischen Ingenieur Fairlie ist es gelungen, durch eine neue Construction der Locomotiven und Fahrbetriebsmittel diesem Uebelstande abzuhelfen. Seine Locomotiven ersparen nämlich den Tender und führen ihre Kohlenvorräthe selbst mit; bei gleicher oder geringerer Radbelastung sind sie stärker als die bisherigen Maschinen, und mit ihnen scheint die immer schwieriger zu lösende Frage der Bewältigung eines täglich zunehmenden Güterverkehrs am leichtesten möglich, ohne daß man zur mislichen Legung eines kostspieligen dritten Gleises schreiten müßte. Durch größere Zugkraft der Maschinen wird aber auch die Sicherheit des Bahnbetriebes erhöht, die Zahl der verkehrenden Züge vermindert, und damit der Zeitraum zwischen zwei hintereinander abgehenden Zügen erweitert. Da es am rationellsten erscheint, jene Kraft, die bewegend wirkt, auch umgekehrt zum Anhalten des Zuges zu benutzen, so ist an den Fairlie'schen Locomotiven der trefflich bewährte Dampfbremsapparat von Lechatelier angebracht. Endlich sind diese sogenannten Duplexmaschinen nach dem Doppel-Bogie-System in einer Weise gegliedert, um auch die stärksten Curven ohne besondere Reibung und Kraftverlust zu bewältigen.

In Nordamerika beginnt die Eisenverkleidung an Gebäuden sich immer mehr einzubürgern, während bekanntlich die Herstellung ganz eiserner Häuser daselbst längst schon eingeführt ist. Den mit den letztern verbundenen Uebelständen hilft eine Verbindung des Gußeisens mit dem Mauerwerk in geeigneter Weise ab. Die Anbringung einer derartigen Eisenverkleidung an fertigen Mauern ist ganz einfach; sie besteht nur aus einzelnen Gußplatten, welche an eingemauerten Haken aufgehängt und miteinander durch Schrauben verbunden werden. Innen und außen wird das Eisen vor der Befestigung gut angestrichen und in einem Zwischenraum von zwei Zoll vor dem Mauer-

werk gehalten. Alle Ornamente, Füllungen, Balustraden, Consolen u. s. w. werden auf diese Weise hergestellt und angebracht. Die Kosten solcher Ausführungen betragen nur die Hälfte des für Steinbauten in Neuyork erforderlichen Betrags, zumal auch minder gutes Ziegelwerk, Pisé, Beton u. s. w. zu den Innermauern verwendet werden kann. Gegenwärtig kann eine elegante Häuserfaçade in Neuyork bestellt, in Kisten verpackt und nach irgendeinem Theile der Welt zur Verkleidung auch des rohesten Mauerwerks versendet werden. Man glaubt auf diese Weise auch am leichtesten eine Veredelung des nüchternen amerikanischen Baustils, besonders auf dem Lande, anbahnen zu können.

Der eiserne Maulwurf heißt eine neue Tunnelbohrmaschine des Ingenieurs Beach, bestimmt zur Herstellung des neuen Themsetunnels in London, genannt „Tower Subway", welcher seiner Vollendung rüstig entgegengeht. Bei derselben dient ein Eisenring von 12 Fuß Durchmesser als Gestell für eine Anzahl hydraulischer Schrämmaschinen, welche alle zusammen nur durch einen Mann in Bewegung gesetzt werden, der an einer Druckpumpe arbeitet. Sobald eine Strecke von 16 Zoll des Tunnels ausgebohrt ist, wird das Mauerwerk vorgenommen, das aus sehr gut gefugten, mit Cement verkitteten Ziegeln besteht; an demselben findet die Bohrmaschine wieder ihre Widerstandskraft zu weiterm Vorrücken, indem sie sich mit einem Druck von 126 Tons an das Mauerwerk anlehnt. Merkwürdig ist die Lenkbarkeit des ganzen Apparats und die Möglichkeit, in ganz scharfen Curven mit ihm zu bohren, indem man zeitweise nur einseitig mit den am größern Bogen befindlichen Schrämmaschinen arbeitet, jene an der innern Curve dagegen außer Thätigkeit läßt. Der eiserne Maulwurf arbeitet gleichzeitig auch in Neuyork an dem großartigen Tunnel, welcher die große Verkehrsader Broadway vorläufig mit Murray-Street verbindet, später aber sich von der Battery bis Harlem-River erstrecken und eine Hauptcommunication der Weltstadt bilden soll.

Unter dem Namen Zinksilicat hat die bekannte großartige Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb „La vieille montagne" ein neues Material für Anstrich in den Handel gebracht, bei welchem flüssiges Silicat an die Stelle des bei Oelanstreichen gebräuchlichen Oeles tritt. Der Silicatanstrich ist, gleich dem Oelanstrich, geeignet für Holz, Gips, Cement, Stein, Ziegel und Metalle, mit Ausnahme des Eisens. Er hat die Vorzüge, schnell zu trocknen, sowie äußerst hart und widerstandsfähig zu werden. Er reißt nicht, blättert nicht ab, ist geruchlos und vollkommen unschädlich; er paßt sowol für die Arbeiten im Innern der Gebäude wie für jene außerhalb, außerdem stellt er sich bedeutend billiger als Oelanstrich. Ein zweites neues Product aus derselben Quelle ist das Steinzinkoxyd, ein Pulver, das mit Silicat vermischt, zur Nachahmung der körnigen Textur und Farbe des Steins dient; dasselbe kann sowol auf Zink wie auf Mörtel, Ziegelsteinen oder beliebigem Verputz angewendet werden. Der Farbenton läßt sich in den einzelnen Fällen und nach Bedürfniß verändern, sodaß jede gewünschte Art von Bruch- oder Ziegelsteinen damit nachgeahmt werden kann. Das Steinzinkoxyd findet hauptsächlich Anwendung bei dem Anstrich von Façaden und Giebeln, welche auf diese Weise verkieselt und dadurch so widerstandsfähig werden wie der härteste Stein. Auf Zink angewendet gibt es demselben das Aussehen und die Textur von körnigem Stein. Es widerstehen solche Gegenstände der Luft, der Hitze und der Kälte wie auch dem Regen vollständig. Bei Bedachungen verringert das Steinzinkoxyd die Erwärmungen. Auch zu dauerhaftem Kitt wird das Silicat präparirt.

Zopissa-Papier nennt der Erfinder, Szerelmey in London, eine Papiermasse, welche mit einem harzigen Klebemittel, Zopissa, verbunden, die Härte und das specifische Gewicht des Eichenholzes erlangt und dieses sowie auch sogar Stein und Eisen in vielen Fällen mit Vortheil ersetzen soll. In England und Nordamerika soll dasselbe schon mit bestem Erfolge zu Bauwerken aller Art anstatt des Holzes verwendet, transportable Farmhäuser sollen daraus gebaut, ja Schiffe damit gepanzert worden sein und den strengsten Withworthgeschossen Widerstand geleistet haben. Wagen und Eisenbahnwaggons, zu deren Construction man dies neue, elastische Material verwendet hat, erwiesen sich von langer Dauer und bieten den Vortheil, bei einem etwaigen Zusammenstoße keine gefährlichen Splitter zu bilden; daraus erzeugte Wasserreservoirs und Leitungsröhren, welche einem Drucke bis zu 250 Pfund per Quadratzoll widerstehen, sind wegen des schlechten Wärmeleitungsvermögens des Materials vor dem Erfrieren gesichert. Auch Särge werden aus

Zopissa-Papier hergestellt, welche der Zerstörung nicht ausgesetzt sein sollen. Ueberhaupt scheint damit ein vielfach verwendbarer Stoff zu den verschiedensten constructiven Ausführungen gefunden zu sein.

In der Herstellung von Strohpapier sind neuerdings verschiedene wichtige Verbesserungen erzielt worden. So haben F. Lorenz Söhne in Arnau die Erfindung gemacht, Papiere der verschiedensten Art sowol aus reinem Strohstoffe als auch in Vermengung mit Baumwollhadern zu sehr billigen Preisen zu fabriciren. Die Hauptvortheile des neuen Strohpapiers liegen darin, daß der Bedarf an Chemikalien und Kohle auf ein Minimum reducirt, daß es völlig frei von Kieselsäure ist, daher große Haltbarkeit besitzt; ferner, daß zu dessen Erzeugung weniger Wasserkraft erfordert wird als bei Verwendung von Hadern, indem für die Herstellung von 12 Ctrn. Ganzstoff 6 Pferdekräfte genügen sollen, endlich daß durch diese Fabrikation dem Stroh von Roggen, Weizen und Hafer, von welchem aus 100 Pfund schon 45 Pfd. Papierganzstoff gewonnen werden, eine rentable Verwerthung gesichert wird. Die Surrogate der Hadern zur Papierfabrikation spielen überhaupt gegenwärtig eine wichtige Rolle in der Industrie. Die geeigneten sind die, welche den Faserstoffen des Leins und Hanfs am nächsten stehen, so der neuseeländische Flachs, ostindische Hanf, Jute, Manillahanf, Aloefaser, Chinagras, Espartogras, Zwergpalme, Wasserreis u. s. w. Außerdem aber werden verwendet: vor allem Holz, zu Papierzeug geschliffen, Schilf, Pisang, Ginster, Nessel, Disteln, Farrne, Hopfen, Heu, alle Arten Pflanzenblätter, Moos, Tabackstengel, Rinden, Zuckerrübenpreßlinge, Kartoffelrückstände, Luzernewurzeln, Rückstände der Krappwurzeln und selbst Torf. Von thierischen Erzeugnissen werden zu gleichem Zwecke benutzt Wolle, Seide und Lederabfälle, von mineralischen Asbest. Wenige davon sind aber über die versuchsweise oder gelegentliche Benutzung hinausgelangt. Bekannt ist, daß zur Färbung sowie zur Erhöhung des Gewichts der Papiere dem Zeug verschiedene Mineralstoffe zugesetzt zu werden pflegen, so weißes Marmormehl, Gips u. dgl. Schon gegenwärtig werden in Europa täglich circa 2000 Ctr. Stroh (vom Maisstroh ist man abgekommen) auf Papier verarbeitet, die nahezu 1000 Ctr. einer Fasermasse liefern, welche für die feinern und feinsten Papiersorten verwendbar ist und auch nur für solche verwendet wird.

Das vorher erwähnte Chinagras, die Faser von Boehmeria utilis und nivea, liefert einen dauerhaften Webstoff von seidenartigem Glanz, der in ostasiatischen Ländern sehr geschätzt und verbreitet ist. Derselbe ist weich, läßt sich zu blendendem Weiß bleichen und ist überaus stark. In dieser Hinsicht übertrifft das Chinagras alle bekannten Webstoffe, seine Festigkeit verhält sich zu der des russischen Hanfs wie 250 : 160, ja sogar von dem wildgewachsenen Product wie 343 zu 160. Leider steht seiner industriellen Verwendung in größerm Maße in Europa noch der Uebelstand entgegen, daß die Trennung der Faser von den Stengeln ungemein schwierig, und, da sie bisher nur mit der Hand ausgeführt werden konnte, kostspielig ist. Die britische Regierung hat daher den hohen Preis von 5000 Pfd. St. für die Erfindung einer wirksamen Maschine zu diesem Zweck ausgesetzt. Die Maschine soll die Trennung mit einem Kostenaufwande von 15 Pfd. St. pro Tonne ausführen, während gegenwärtig die Tonne Chinagras einen Preis von 50 Pfd. St. auf dem londoner Markte hat.

Eine neue Erfindung ist die Darstellung von Seiden-Shoddy, d. i. von verspinnbaren Seidenfäden aus seidenen Lumpen, wie bekanntlich der Shoddy schon seit längerer Zeit mit großem Erfolge aus Wollenlumpen fabricirt wird. Sie ist der Leitung der Seidenkunstspinnerei zu Cölln bei Meißen gelungen und von nicht geringer Tragweite, da hierdurch ein bisher fast werthloses Material zu einer gesuchten Waare wird. Zur Ausbeutung der Erfindung ist ein Actienunternehmen zusammengetreten. Die bisher gewonnenen Producte an rohem Seidengarn und daraus gewebten Stoffen sollen nichts zu wünschen übriglassen. Die Verwerthung abgetragener Stoffe macht überhaupt immer größere Fortschritte. Bisher war es nicht gelungen, aus Resten von gemischtem Material die vegetabilischen von den animalischen Fasern zu trennen. Sherwood hat nun neuerdings ein Verfahren entdeckt, um aus derlei abgetragenen Stoffen die Pflanzenfasern — Flachs, Hanf, Baumwolle — billig und in solcher Weise auszuscheiden, daß zugleich die Structur und Farbe der thierischen Spinnfasern — Schafwolle, Seide — völlig erhalten bleibt. Er läßt über die alten Lumpen und die aus dem Kehricht aufgesammelten Reste

eine Atmosphäre von Stickstoff oder Kohlensäure streichen, welche mit den vorher sorgfältig getrockneten Dämpfen gewisser Säuren gemengt wird. Es sollen nämlich Schwefelsäure, Phosphorsäure oder Salzsäure, ihres Wassergehalts völlig erledigt, die Pflanzenfasern aus dem thierischen Gewebe scheiden, dagegen die thierischen Fasern gänzlich unberührt lassen, denselben sogar die frühere Elasticität und Farbe nicht nehmen. Die von Sauerstoff befreite Atmosphäre wird in einem eigenen Ofen durch Verbrennung von Rohmaterial billigster Art erzeugt und da hinein die Säuren in Dampfgestalt geleitet. Sobald die Stoffe dieser Behandlung unterzogen sind, werden sie zwischen cannelirte Walzen gebracht und gut ausgewaschen; Wolle und Seide bleiben unter den Walzen zurück, während sich die vegetabilischen Fasern im Waschwasser finden. Aus diesem werden sie mechanisch geschieden, mit unterschwefligsaurem Natron behandelt und können unmittelbar zur Papierfabrikation verwendet werden, wo hingegen die thierischen Fasern zu Shoddy verwebt werden können.

Die Eisenindustrie der Gegenwart erzeugt jährlich mindestens 2000 Mill. Ctr. Roheisen. Den Hauptheil an dieser Production nehmen Großbritannien, Nordamerika und Frankreich. In ersterm Lande sind gegen 500 Hohöfen ständig in vollem Gange und verarbeiten 260 Mill. Ctr. Eisenerze auf etwa 100 Mill. Ctr. Roheisen. Diese Hohöfen verbrauchen über 280 Mill. Ctr. Kohlen; dasselbe Quantum ist wieder nothwendig, um das Roheisen in Stabeisen, Walzeisen, Schienen u. s. w. zu verwandeln. Die Production von Frankreich beträgt 240 Mill. Ctr. Roheisen, wogegen Nordamerika jährlich 320 Mill. Ctr., davon allein 200 in Pennsylvanien, erzeugt. Preußen beschäftigte in 1211 Etablissements 87086 Arbeiter in der Eisenproduction und schafft darin jährlich gegen 120 Mill. Thlr. Werthe. Letzteres Land ist in der Stahlfabrikation am weitesten vorgeschritten und wird darin von keinem andern der Welt erreicht.

Von neuen Maschinen, Apparaten und Verfahren werden folgende hervorgehoben: Straßenlocomotive von W. Thomson in Edinburgh, mit Radkränzen, welche mit Kautschukreifen überzogen sind, sodaß die Uebelstände der Straßenzerstörung und des Geräusches wegfallen, auch Einsenkungen vermieden werden („Chamber's Journal", Monatsrevue). Neues System eisernen Oberbaues für Schienenwege, von Bauinspector Platte in Wien, wobei doppelköpfige Schienen in gewalzten zweischenkeligen Längsträgern ruhen, welche inwendig mit vulkanisirtem Kautschuk ausgegossen sind. Neue Erntemaschine von Marsh in Chicago, welche das geschnittene Getreide mittels eines endlosen Tuches zwei auf der Plattform stehenden Bindern zuführt, sodaß es gleich in Garben abgelegt wird, sehr einfach und leistungsfähig. (Nordamerika, vorzugsweise Chicago, ist der Sitz der Fabrikation von Mäh- und Erntemaschinen. Die bedeutendste Fabrik derselben ist diejenige von M'Cormick, zugleich eine der größten der Welt; sie fertigt jährlich über 10000 Stück Maschinen.) Jacquardmaschine für Dampfstühle, welche einen Theil der Kettenfäden hebt, während die andern sich senken, von Schram („Verhandlungen des niederösterreichischen Gewerbevereins", Nr. 18). Transporteur für Sägespäne von Pupovacs, um die beim Dampfsägen abfallenden Späne wegzuschaffen und an den Ort ihrer Bestimmung, z. B. in die Kesselfeuerung, zu bringen, wodurch 4—5 Arbeiter erspart werden, ausgeführt bei der „Concordia-Säge" in Amstetten. Pyrometer von Siemens, aus Platindraht auf einem feuerfesten Thoncylinder in Verbindung mit einer elektrischen Batterie und einem Widerstandsmesser (Zeitschrift „Naturforscher"). Siemens-Stahl, direct erzeugt durch Zusatz einer bestimmten Quantität Eisenerz zum flüssigen Roheisen, ein Verfahren, welches gegenüber allen bisher in praktischer Verwendung stehenden Stahlprocessen einen namhaften Gewinn an Zeit und Kosten verspricht. Herstellung submariner Telegraphenkabel, nach dem Vorschlage von Zantedeschi in Brüssel, um den Strom der äußern Metalleitung zum Gegensprechen, behufs der Controle, zu benutzen. Pneumatische Post ohne kostspielige Apparate, durch Einpressen von Luft in die Eisenröhre mittels eines gewöhnlichen Blasebalgs, ausgeführt von dem Pneumatic-Expreß zwischen dem Telegraphenamt und der Handelskammer in Chicago.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die natürlichen Grenzen Deutschlands gegen Frankreich.

Von Richard Böckh.

Mit einer Karte von Henry Lange.

In der Vertheilung des trockenen Landes auf der Erdoberfläche, dessen Massen durch Meere auseinandergehalten werden, und in der Vertheilung der Ländermassen selbst, innerhalb deren Gebirgsketten oder andere uncultivirbare Strecken sich dem Verkehr der Menschen hindernd entgegenstellen, erblicken wir die Grundzüge zu einer natürlichen Gliederung des Erdbodens und der Sonderung der menschlichen Wohnstätten nach natürlichen Grenzen.

Was in dieser Weise sich als von natürlichen Grenzen umschlossen darstellt, erscheint für die geographische Anschauung als ein Land, so zunächst das vom Meere umschlossene, wie Großbritannien oder Irland, und das zum größten Theile umschlossene, wie Spanien, Italien, Skandinavien; die Erdkunde benennt und betrachtet es als ein zusammengehöriges, auch wenn, wie solches bei den ebengenannten Ländern der Fall war oder noch jetzt der Fall ist, der geographischen Einheit die volkliche oder politische Einheit nicht zur Seite steht, oder die letztere doch mit der erstern nicht völlig übereinstimmt.

Innerhalb der zusammenhängenden Ländermassen sondern hohe Gebirgszüge für die geographische Anschauung gleichfalls die Völker ab. In dieser Weise begrenzte Italien erst der Gebirgszug der Apenninen, dann der der Alpen, und wie für Hispanien die Pyrenäen eine Art selbstverständlicher Begrenzung bildeten, so sondert heute die geographische Anschauung Europa und Asien durch die Kämme des Kaukasus und des Uralgebirges. Denn solche Hochgebirge erscheinen wie ein natürlicher Damm zur Trennung der auf beiden Seiten Wohnenden; schon die Ueberwindung des natürlichen Hindernisses sagt dem Hinübergehenden, daß er ein anderes Land betritt; sie bilden eine friedliche Scheidewand, welche jedem der anwohnenden Völker gleichen Schutz bietet.

Dem trennenden Element der Berge steht das Verbindende der Thäler gegenüber; jeder Berg stellt sich als Wasserscheide dar, jeder Fluß erscheint als die Straße, welche durch das von Natur Zusammengehörige zieht; und wäre die Erdoberfläche so gleichmäßig gegliedert, daß aus der Mitte der Continente sich die Gebirgshöhen nach den verschiedenen Seiten hin vertheilten und zwischen ihnen in hydrographischer Gliederung die Gewässer sich sonderten und zusammenflössen, man würde schwerlich zweifelhaft sein, daß nur in den Berghöhen das Begrenzende, in den Wasserstraßen das Vereinigende für die menschlichen Wohnstätten gesucht werden müsse. Aber die Mannichfaltigkeit der Erdoberfläche, welche keinem der größern Erdtheile fehlt, hat dafür gesorgt, daß nur in verhältnißmäßig seltenen Fällen die Länder schon auf den ersten Blick in gleichsam gebotenen Naturgrenzen als abgeschlossene sich darstellen, in andern Fällen der Mensch erst nach den Grenzen suchen muß, in die er den geographischen Begriff eines bestimmten Landes einschließen könne.

Es entsprach der Neigung, für die Abgrenzung eines Landbegriffs eine möglichst bestimmte und leichtfaßliche Grenze zu haben, daß in den ersten und rohesten Anfängen geographischer Anschauung große Flüsse als solche Grenzen angenommen wurden. Wie das Mittelländische Meer bis zu den Säulen des Hercules Europa und Afrika trennte, so sollte der Tanais Europa und Asien scheiden, als dessen Fortsetzung der Pontus

Euxinus und der Bosporus erschienen, und so wurde der Nil als Grenze Asiens und Afrikas angenommen. Der gleichen Anschauung entsprach es, daß auch die übrigen großen Ströme, wie im Osten der Indus, im Westen Donau und Rhein, die Bedeutung von ländertrennenden Gewässern erhielten.

Aber diese Anschauung beruhte auf einer halb mythischen Vorstellung, der Vorstellung, daß ein solcher Fluß vom Meere zum Meere reiche; der Nil wie der Tanais kam von dem die Erde umströmenden Meere und ergoß sich nach der Mitte desselben; die Donau war eine durchgehende Wasserstraße, deren andern Ausgang der Rhein oder der Rhodan bildete. Und wie diese Anschauung der Kenntniß der Wahrheit weichen mußte, so stellte es sich auch als Thatsache heraus, daß die Flüsse nicht als die Grenzen, sondern als die Pulsadern der Länder, als die verbindenden Verkehrsstraßen der Völker zu betrachten waren. Schon im Alterthum zeigte sich die Zusammengehörigkeit der Flußufer in der Einheit der anwohnenden Völker. Denn der Nil hat niemals eine Landesgrenze gebildet, und an beiden Ufern des Tanais wohnten die Sarmaten, an beiden Ufern des Indus Inder, an beiden Ufern der Donau thrakische, des Po und des Rhône gallische Völkerschaften, an beiden Ufern des Rheins Germanen!

Mit diesen wenigen Worten ist eigentlich schon der Anspruch widerlegt, welchen wir so oft und bis heute von französischer Seite gehört haben. Denn gegenüber dem Umstande, daß längs des Rheinstroms von der Vereinigung seiner Quellen an bis zu seinem Ausflusse in das Deutsche Meer beide Ufer durchweg von Deutschen bewohnt sind, und gegenüber der einfachen Thatsache, daß jenseit des Rheins im linksseitigen Flußgebiete desselben und der Gewässer, welche dort mit und neben ihm dem Deutschen Meere zufließen, über 10 Millionen deutscher Abstammung und deutscher Volkschaft leben, erscheint ein solcher Anspruch als ein widernatürlicher, und das Begehren, daß der Strom, der die Wohnsitze der Deutschen durchfließt, die Grenze irgendeines fremden Reichs bilden solle, von vornherein als die Anmaßung des Eroberers und Unterdrückers.

Daß dem so ist, hat auch die Geschichte gezeigt; das Verlangen nach dem linken Ufer des Rheins, wie es einst bei den Römern, jetzt bei den Franzosen sich geltend machte, hat nie einen andern Sinn gehabt, als vom linken Ufer aus das rechte, mit Einem Worte durch den Besitz des Rheins ganz Deutschland zu beherrschen.

Die erste Erstreckung des Gebiets bis an den Rhein konnte für den Römer zunächst den Zweck haben, in demselben einen Graben zur leichtern Vertheidigung des diesseitigen Landes zu gewinnen, eine Anschauung, welche dem Germanen fern lag, da dieser, Mann und Roß, die Flüsse durchschwamm. Aber schon Cäsar blieb nicht am Rheinstrome stehen, vielmehr machte er unmittelbar nach der Unterwerfung der Germanen am linken Rheinufer den Versuch, seine Eroberung auf das rechte Ufer auszudehnen; von seinen Nachfolgern wurden diese Versuche an verschiedenen Stellen wieder aufgenommen und zeitweise nicht ohne Erfolg. Die Yssel wurde mit dem Rhein verbunden, sodaß nun die angebliche Naturgrenze noch ein weiteres Stück Deutschland in sich schloß, und von dort die Unterwerfung der deutschen Stämme längs der Nordsee betrieben. Von Xanten aus erstreckten sich die Castelle der Römer bis gegen den Teutoburgerwald, der ihnen hier an der Wasserscheide der Weser eine neue Naturgrenze entgegenstellte. Ihre wichtigste Stellung zur Beherrschung Deutschlands aber suchten die Römer mit Recht am Zusammenflusse des Rheins und des Mains; die Befestigungen, mit welchen sie hier ihr Gebiet erweiterten, fanden in der großen Umwallung ihren Abschluß, welche von der Sieg und Lahn über die Höhe des Taunus führte, die Wetterau umschloß und neben dem untersten Maingebiete fast das ganze Gebiet des Neckars der römischen Provinz Germanien hinzufügte.

Mit dem Untergange der Franken hörte zwei Jahrhunderte später der Niederrhein auf, die Grenze des Römischen Reichs zu bilden, und als die freien deutschen Stämme von den weitern linksrheinischen Ländern Besitz ergriffen, sonderten sie sich natürlich so ab, daß beide Ufer im Besitze desselben größern Volksstammes blieben. Auch die von den Franken geschlagenen Alemannen wurden an beiden Rheinufern auf ihre nachmaligen südlichern Wohnsitze beschränkt und ließen den Franken den nördlichen Theil der oberrheinischen Ebene; das Elsaß blieb wie der gegenüberliegende Schwarzwald damals ein Theil Alemanniens. Erst bei der Dreitheilung des Reichs Karl's des Großen wurde der Rhein wiederum auf kurze Strecken zur Grenze gewählt. Von Waldshut bis Selz, von Bacharach bis zur Ahrmündung bildete der Rhein die Grenze des lotharinger Mittelreichs, während südlicher das linke Rheingebiet bis zur Aar bei Deutschland verblieb, in der Mitte um Mainz der Speiergau, Wormsgau und Nahegau gleichfalls bei Deutschland belassen wurden, sodaß hier das Hardtgebirge und der Hunsrück die Grenze bildeten, nördlicher dagegen Lotharingen sich über die rechtsrheinischen Gauen (das nachmalige Bergische) und über Friesland bis zur Wesermündung erstreckte.

Diese Grenze, der man als erster Staatsgrenze Deutschlands meist einen übertriebenen Werth beilegt, war nur von kurzer Dauer; denn das lotharische Mittelreich diente nur dazu, mit allen seinen drei Theilen das Deutsche Reich zu erweitern. Sie bestand nur bis zum Jahre 870, wo von Lotharingen der rechts der obern Mosel und der untern Maas gelegene Theil zu Deutschland kam, welchen Theilen kurz darauf das übrige folgte. Indem nun die lotharingischen Herzogthümer mit dem Deutschen Reiche verbunden wurden, ging dieses geographisch mit demselben zusammengehörige Land völlig im Deutschen Reiche auf, während die beiden andern nachmals von den deutschen Königen in Besitz genommenen Theile vom Reiche Lothar's, nämlich Italien und Arelat, auch ferner als besondere Staaten betrachtet wurden. Durch die Vereinigung Lotharingens mit Deutschland war das Rheingebiet im Ganzen und Großen ein Theil des Deutschen Reichs geworden, und die Grenze desselben (auf welche wir noch zurückkommen) näherte sich sehr derjenigen, welche die Erdkunde als die natürliche Westgrenze Deutschlands zu bezeichnen pflegt.

Erst mit dem Eintritt völliger Schwäche, mit der Zersplitterung und Erschöpfung Deutschlands, erst als durch den Westfälischen Frieden das Ausland sich einzelne Stücke aus Deutschland herausriß, wurde die Verwirklichung der Ansprüche auf die Rheingrenze möglich, deren Idee, soviel bekannt, im 16. Jahrhundert aufs neue aufgetaucht war. Denn der Westfälische Friede hatte die Kette militärischer Posten, welche Frankreich seit Heinrich II. an der Maas und der Mosel innehatte, bis über den Sundgau und bis nach Philippsburg und zu dem auf der rechten Rheinseite gelegenen Breisach erstreckt. Der Augustmonat 1670 brachte in der Verjagung des Herzogs von Lothringen das erste Beispiel der willkürlichen Einziehung eines deutschen Landes, dem bald die Wegnahme der Freigrafschaft Burgund und die Réunion der elsässischen Territorien, der von Montbeliard, Zweibrücken u. s. w. und der im Nahegau und Hunsrück gelegenen Reichsländer bis nach Rheinfels folgte. Aber auch die Rheingrenze hielt Ludwig XIV. nicht; gleichzeitig hatte er sich auch Freiburgs im Breisgau und Kehls bemächtigt und gab diese mit einem Theile der geraubten linksrheinischen Länder erst heraus, als ihm das Deutsche Reich die Reichsstadt Straßburg abtrat.

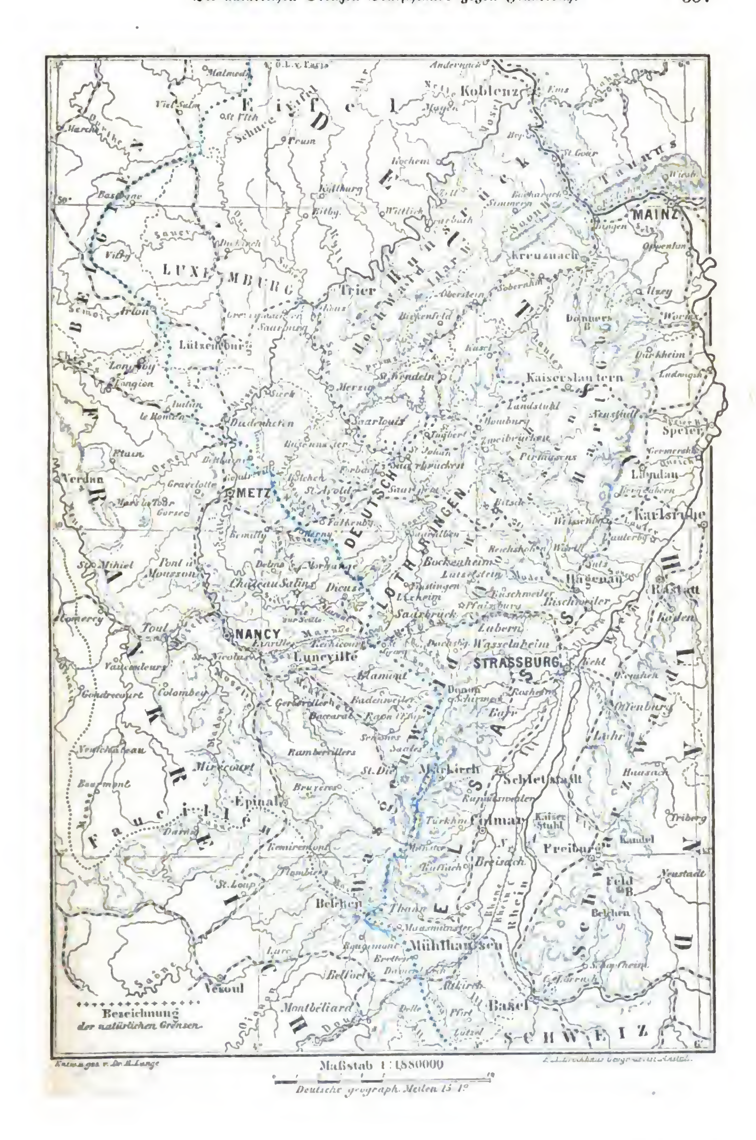
In dem nun folgenden Jahrhunderte versuchte die französische Regierung abermals, die Rheingrenze des Elsasses zu überschreiten; noch mehr aber war dieselbe bemüht, ihre Besitzungen links des Rheins zu vervollständigen und abzurunden, sowie das reunirte Niederelsaß über seine alte Grenze, den Lauterfluß, rheinabwärts zu erweitern und über einen Theil des Speiergaues bis an den Queichsfluß auszudehnen. Die Abtretung des Herzogthums Lothringen und Verträge mit verschiedenen deutschen Fürsten, welche theils

Landstrecken abtraten oder vertauschten, theils sich der französischen Oberhoheit unterwarfen, dienten dazu, den Oberrhein territorial an die große französische Ländermasse anzuknüpfen. Die in dieser Weise hergestellte Grenze der französischen Souveränetät durchschnitt nun eine Anzahl deutscher Gebiete. Denn wie der Rhein vor dem Dreißigjährigen Kriege die vereinigten österreichischen Landgrafschaften des Oberelsasses und Breisgaues durchfloß, so hatten das Bisthum Straßburg, die darmstädtische Grafschaft Lichtenberg und Baden hier Territorien rechts und links des Rheins, und war die Reichsritterschaft des Elsasses mit der der Ortenau verbunden; in gleicher Weise lagen dann am Ausgange des Elsasses das Bisthum Speier, hier und weiterhin die Rheinische Pfalz, die Bisthümer Worms, Mainz, Trier und Köln, man kann sagen, fast jedes vom Rhein berührte Gebiet auf beiden Ufern des Stroms; der Rhein hatte eben für deutsche Verhältnisse nicht die Eigenschaft einer Begrenzung.

Noch war das Abrundungssystem nicht zum Abschlusse gelangt, als die Französische Revolution das oberrheinische Deutschland überflutete. Nachdem Süddeutschland von Preußen preisgegeben war, wurde das Kampfgebiet durch eine Demarcationslinie begrenzt, welche von Düsseldorf über den Westerwald, Taunus und Odenwald und durch das Neckargebiet zur Donau ging, eine Linie, sehr ähnlich derjenigen, welche hier einst das Römische Reich umgeben hatte. Der erste Friedensschluß erkannte den Rhein von Basel bis Andernach als Grenze Deutschlands und Frankreichs an und weiter westlich die Roer bis zur batavischen Grenze; der Friede zu Luneville aber vollendete den Schnitt, indem er den Rhein bis zum Beginn seines Deltas als die Grenze Frankreichs festsetzte.

Kaum ein paar Jahre hielt diese Begrenzung vor, welche angeblich den Abschluß des französisch-deutschen Streites hätte bilden sollen; es genügte nicht, daß die Fürsten des rechten Rheinufers in völliger Abhängigkeit von Frankreich waren, zur weitern Ausführung der Rheingrenze gehörte es, die Brückenköpfe in Frankreichs Besitz zu bringen, namentlich aber die Festung Wesel, welche auf deutscher Seite das Ufer deckte. Dann konnte das Königreich Holland ohne Verletzung des Princips mit Frankreich verbunden werden; schien es doch nur eine Anspülung französischer Flüsse. Und nachdem in dieser Weise das französische Reich bis zur Jahde vorgerückt war, stellte sich die Beifügung der Gebiete bis zur Elbe und Trave wie eine ebenso natürliche Erweiterung dar. In der That war nicht abzusehen, warum nicht nach der Theorie der natürlichen Grenzen so gut wie der Rhein auch die Elbe als die natürliche Grenze Frankreichs beansprucht werden konnte; hatte doch schon Drusus das Römische Reich bis dorthin zu erstrecken versucht, und hatte doch in Ober- und Mittelitalien die französische Annexionslust dahin geführt, dieses Land der Länge nach durchzuschneiden und die westliche Hälfte nordwärts wie südwärts des Apennin für einen Theil Frankreichs zu erklären.

In dem Ersten Pariser Frieden wurden Frankreich jene wohlabgerundeten Grenzen geschenkt, welche es bis zur Revolution hatte gewinnen wollen; sie enthielten auch das Land zwischen Lauter und Queich, dessen Besitz die äußerste Anmaßung Frankreichs vor der Revolution gewesen war. Im Zweiten Pariser Frieden wurde eine Grenze zu Grunde gelegt, welche unter Abschneidung der an beiden Seiten vorspringenden Spitzen und der Enclaven eine Herstellung des Umfangs Frankreichs zur Zeit der Revolution bezweckte: die Rheingrenze im Elsaß blieb, und mit ihr blieb das immer widertönende Geschrei nach dem übrigen linksrheinischen Deutschland, dessen Erwerb für die herrschende französische Dynastie mit der Zeit geradezu eine Bedingung ihres Fortlebens wurde. Wie nahe die Gefahr drohte, daß das Rheinland bis Bingen hinab, also ungefähr bis zu der Grenze, welche Ludwig XIV. vor dem Ryswijker Frieden — jedoch vergebens — erstrebt hatte, in Frankreichs Hände fiel, haben vor vier Jahren (1866) wol wenige geahnt; als gewiß aber dürfen wir annehmen, daß, wenn damals die französische Grenze sich über ein


Koblenz
Trier
MAINZ
Kreuznach
LUXEMBURG
Lützenburg
Kaiserslautern
Speier
Landau
Karlsruhe
METZ
DEUTSCH LOTHRINGEN
Hagenau
Rastatt
NANCY
Luneville
STRASSBURG
Toul
Epinal
Schlettstadt
Colmar
Freiburg
Breisach
Belfort
Mühlhausen
Basel
Vesoul
Montbéliard
SCHWEIZ
Verdun
Bezeichnung
der natürlichen Grenzen
Maßstab 1:1880000
Deutsche geograph. Meilen 15 1°

neues Stück Deutschland erweitert hätte, auch die Fortsetzung des Eroberungszuges nicht lange hätte auf sich warten lassen, und daß mit Belgien auch der deutsche Niederrhein dem gleichen Schicksal anheimgefallen wäre. Auch das würde nicht genügt haben; denn wie vor zwei Jahren ein Franzose in einem forstwissenschaftlichen Werke die Ansicht vertreten hat, daß nicht der Rhein, sondern der Schwarzwald die natürliche Grenze Frankreichs sei, so ließ sich erwarten, daß nach der Verzehrung Niederlands irgendein geistreicher Franzose die Erfindung gemacht haben würde, die Eisenbahn von Köln nach Hamburg sei die natürlichste Grenze Frankreichs gegen Deutschland. Aber aus diesem steten natürlichen Weiterschieben der Ansprüche ergibt sich auch für uns Deutsche die unbedingte Ueberzeugung, daß, solange Frankreichs Grenze an irgendeinem Punkt unsern deutschen Rhein berührt, die unersättliche Gier nicht nachläßt, alle diejenigen Länder zu verschlingen, zu welchen er seine Wellen hinabträgt.

Gegenüber der französischen Auffassung der natürlichen Grenze wird in unsern geographischen Lehrbüchern das ganze Rheingebiet zu dem natürlichen Gebiete Deutschlands gerechnet; soweit nämlich überhaupt unsere Geographen es gewagt haben, neben der für die meisten unbedingt und allein maßgebenden und doch oft so wandelbaren politischen Begrenzung und Eintheilung überhaupt eine natürliche zu kennen. Der Schreiber dieser Zeilen begegnete dieser Auffassung zuerst in dem vortrefflichen Lehrbuche der Geographie von Dittenberger, welches er vor 33 Jahren aus der Hand des Greises erhielt, und welches in zwei getrennten Theilen die natürliche und die politische Erdkunde behandelt. Sein Südalpenland oder Italien entspricht fast genau demjenigen Territorium, welches von der officiellen italienischen Statistik als Italien innerhalb der Naturgrenze bezeichnet wird, nämlich mit dem einzigen Unterschiede, daß die letztere auch noch das Var-Gebiet (die Grafschaft Nizza) zu dem natürlichen Gebiete Italiens rechnet; hinsichtlich der natürlichen Zugehörigkeit Corsicas zu Italien besteht überhaupt kein Zweifel. Das Westalpenland oder Gallien, das Land der französischen Nation, begreift, von den Pyrenäen beginnend, die zu beiden Meeren niedergehenden Flußgebiete, mithin gegenüber Italien und Deutschland das ganze Rhônegebiet und gegenüber Deutschland die Gebiete aller zum Kanal gehenden Flüsse, sodaß die Berner Alpen, der Jura, der südlichste Theil der Vogesen am Elsässer Belchen, die Faucillen, dann der sogenannte Lothringer Landrücken mit dem westlichsten Theil der Ardennen oder dem Argonnenwald und ein von hier aus bis gegen die Meerenge von Calais gehender Höhenzug (der flandrische Landrücken) die natürliche Grenze gegen Deutschland bilden. Das Nordalpenland, Germanien, das Land der deutschen Nation, enthält dann die Flußgebiete der Ströme, welche zum Deutschen Meere gehen, der Gebiete der Oder und der kleinern Flüsse, welche diesseit der Halbinsel Hela zur Ostsee gehen, und das obere Donaugebiet, nämlich bis unterhalb der Einmündung der March, bis zu den Kleinen Karpaten.

Im Ganzen und Großen kehren diese geographischen Anschauungen auch in neuern Arbeiten wieder. Das geographische Lehrbuch von Daniel, ein Werk, dem eine seltene Fülle vielseitiger Studien zu Grunde liegt und welches von seinen Fachgenossen als mustergültig anerkannt wird, beschreibt in ganz ähnlicher Weise die natürlichen Grenzen Frankreichs, Italiens und Deutschlands; nur in der Bestimmung der natürlichen Ostgrenze Deutschlands weicht es von dem obenbezeichneten Umfange ab, indem es vom Donaugebiete auch die nach Osten gehenden Alpenthäler, ungefähr dem Umfange der deutsch-österreichischen Kronländer Steiermark, Kärnten und Krain entsprechend, als innerhalb Deutschlands natürlicher Grenzen liegend betrachtet.

Wenn wir hier zugleich die angeblichen Grenzen Deutschlands nach Osten erwähnen, so geschieht es, um gleich von vornherein auf die schwache Seite aufmerksam zu machen, welche das System der Abgrenzung durch große natürliche Grenzen gerade hinsichtlich

unsers Vaterlandes darbietet. In Ansehung der bezeichneten Westgrenze wird man freilich anerkennen, daß die hydrographische Grenze, welche vom Gotthard bis zum Cap Graunese durch die Wasserscheide des Rheingebiets und der Küstenflüsse desselben gegen die nach Süden und Westen fließenden Gewässer gebildet wird, sich zu einer natürlichen Begrenzung vortrefflich eignet. Noch mehr, sie hat sich auf einem großen Theile sogar als historische Grenze Deutschlands bewährt, und eben in dieser Thatsache dürfte der innere Grund liegen, daß dieselbe von unsern Geographen als die natürliche Grenze Deutschlands angenommen werden konnte.

Es trifft dieses die Zeit seit einem Jahrtausend. Die hier bestandene Grenze, welche sich der bezeichneten Hauptwasserscheide von vornherein näher und allmählich an mehrern Punkten noch enger an dieselbe anschloß, war die des Theilungsvertrags von Verdun, nämlich die Grenze Frankreichs und Lotharingens, welche bald darauf zur Grenze Frankreichs und Deutschlands wurde. Dieselbe wurde im nördlichsten Theil durch die Schelde gebildet, deren Quellgebiet, die Grafschaft Cambrai, zu Deutschland gehörte; dann ging sie auf der Wasserscheide der Sambre und Oise, dann in Fortsetzung dieser Richtung bei Rocroy zur Maas hinab und zwischen dem Semoy und dem Chiers noch etwas über diese hinaus, dann westlich auf den Argonnenwald, in welchem sie das oberste Aisne-Gebiet (die Grafschaft Clermont) umfaßte und von wo sie südlich noch einige Theile des Gebiets des Ornain und der Marne (Bar und Bassigny) zu Deutschland fügte. Nachmals stellte sich diese Grenze dahin fest, daß im östlichen Flandern auch das linksseitige Scheldeufer von Gent ab zu Deutschland kam, und daß andererseits Bar und Bassigny, welches letztere auch das oberste Maasgebiet ungefähr bis Vaucouleurs hinab umfaßte, als nicht vom Deutschen Reiche, sondern von Frankreich zu Lehn gehend anerkannt wurde. Die südöstlich anschließende Grenze des Rhein- und Rhônegebiets entsprach natürlich nicht der Deutschlands und Frankreichs, sondern, und auch dies nur theilweise, der Grenze von Deutschland und Burgund. Natur- und Reichsgrenze fielen in den Faucillen und an der Wasserscheide zwischen dem Wasgenwald und dem Jura annähernd zusammen; nur annähernd, da einige Quellthäler des Saônegebiets in den Faucillen zu Lothringen, und — wahrscheinlich von einem spätern Zeitpunkt ab — einige kleine Nebenthäler des Doubs an den südlichen Vogesen zum Elsaß gehörten. Dagegen ging an der Südgrenze des Elsasses das Burgundische in das Rheingebiet hinüber, wo es zeitweise das Gebiet der Birs bis zum Ausflusse derselben bei Basel und dauernd die westliche Schweiz, nämlich einen großen Theil des Aargebiets oberhalb des Zusammenflusses der Aar und Reuß umfaßte.

Mit dem Entstehen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der fortschreitenden Auflösung des arelatischen Reichs kam die letztere Grenze in Vergessenheit; die Reste von Burgund wurden allmählich im Rhein- wie im Rhônegebiet als Theile des Deutschen Reiches betrachtet, dessen Begrenzung nun von den Faucillen theils rechts, theils links der Saône hinab und südlicher längs des Rhône wieder aufwärts ging und Savoyen umschloß. Dagegen blieb die alte Reichsgrenze in Ober- und Niederlothringen von den Faucillen zum Quellgebiet der Schelde bis zum Westfälischen Frieden unverändert, und weiter nordwestlich wurde sie seit dem Anfalle der burgundischen Erblande an das habsburgische Kaiserhaus noch an die obenbezeichnete Naturgrenze vorgeschoben. Es wurden damals die bis dahin unter französischer Hoheit gestandenen drei Viertel Flanderns (Deutsch-, Vlämisch- und Wallonisch-Flandern), welche ganz dem Nordseegebiete angehören, sowie die Grafschaft Artois, welche gleichfalls überwiegend dem Nordseegebiete angehörte und nur auf einer Strecke nach Südwesten in das Gebiet des Kanals hinüberreichte, von Frankreich abgetreten, sodaß nun auch hier die Grenze theilweise genau, theilweise mit Uebergriffen nach links und rechts der großen Wasserscheide entsprach. Diese Grenze

wurde in den Niederlanden erst durch den Pyrenäischen Frieden auf die deutsche Seite zurückgeschoben, nachdem sie in Lothringen durch den Westfälischen, namentlich durch die Abtretung von Verdun mit einem Theile des Maas-, und von Toul mit einem Theile des Moselgebiets, bereits durchlöchert war.

Die Auffassung deutscher Geographen, wie wir sie hier ausgeführt haben, mag also besser begründet sein als die französische; denn eine Wasserscheide ist eine natürliche Begrenzung, ein Fluß ist es aber nicht, und auch ein achthundertjähriger Besitzstand würde jedenfalls eher noch einen Rechtstitel abgeben können, als ein solcher, der nur an einzelnen Stellen zwei bis drei Jahrhunderte gewährt hat. Aber vor allem müssen wir uns doch fragen: gibt irgendein historischer Besitzstand einer Nation oder einem mit dem Namen einer Nation bekleideten Staate das Recht, bestimmte Länderstrecken in Anspruch zu nehmen? und gibt das Vorhandensein irgendeiner Naturgrenze das Recht, daß jemand alles diesseits Gelegene als seinem Land und Volk durch die Natur zugewiesen in Anspruch nehmen darf? Diese Frage müssen wir verneinen. Es ist an sich klar, daß, wenn der historische Besitzstand, der ja überall gewechselt hat, ein Recht der Zurechnung zu einem Lande begründete, es kaum Landstrecken geben würde, welche nicht zwei und mehrere Nationen als zu ihrem Lande gehörig in Anspruch nehmen könnten. Und nicht viel anders ist es mit den natürlichen Grenzen, also namentlich mit denjenigen, welche mit Recht vorzugsweise als solche bezeichnet werden, mit den Wasserscheiden der Meere und der Flußbecken. Denn sind die von ihnen eingeschlossenen Gebiete von einem Volke durchgehends oder wenigstens bis auf einen verschwindend kleinen Theil bewohnt, so wird hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zu dem betreffenden Lande kein Zweifel sein; sind aber beträchtliche Theile im Besitze eines andern Volkes, so ist es nicht gerechtfertigt, sie einem Lande allein zuzurechnen, auch nicht, wenn dieses den Namen des Volkes führt, das die größere Hälfte desselben innehat. Daß unsere Geographen selbst dies fühlen, zeigt die Behandlung des Donaugebietes; denn, da man dieses mit dem Rheingebiet und mit allem, was deutsch ist, festverschlungene Land unmöglich aus dem Begriffe Deutschland hinaussetzen kann, so begnügt man sich den obern Theil desselben in den Begriff Deutschland einzuschließen. Und doch kann man nicht behaupten, daß die natürlichste Grenzscheide innerhalb dieses großen hydrographischen Gebietes gerade bei Presburg wäre. Auch trägt Daniel kein Bedenken, das obere Draugebiet gleichfalls zu Deutschland zu rechnen, und wohl kann man fragen, ob das obere Etschland, das Land Andreas Hofer's, geographisch weniger mit Deutschland verbunden ist. Auch würde gewiß mit gleichem Recht das Pregelgebiet und der untere Theil des Weichselgebietes zu Deutschland gerechnet werden können. Aber wenn wir es für richtig halten, einzelne obere oder untere Theile eines Stromgebietes, oder die obern Gebiete einzelner Nebenflüsse in den Begriff Deutschland einzuschließen und als innerhalb der Naturgrenzen Deutschlands liegend zu bezeichnen, was kann man dagegen sagen, wenn andererseits auch von einem vorwiegend deutschen Stromgebiete diejenigen Theile ausgeschlossen werden, welche nicht von Deutschen, sondern von Franzosen bewohnt sind, und diese als außerhalb der natürlichen Grenzen Deutschlands liegend bezeichnet werden? Da es aber Thatsache ist, daß zwischen dem Rheinstrome und der Wasserscheide, welche von der Rheinquelle nach der Meerenge von Calais zieht, mehr als vier Millionen Franzosen, noch dazu in geschlossener Masse von dieser Wasserscheide ab, in den höher gelegenen Theilen der verschiedenen Nebengebiete wohnen, so soll man mit Recht Bedenken tragen, diese Linie als die natürliche Grenze Deutschlands festzuhalten; es müßte denn sein, daß man unter Deutschland etwas anderes verstände als das Land der deutschen Nation!

Wo, wie bei Deutschland, Italien, Frankreich, der Name des Landes und der Name des Volkes eins ist, da können nur die Sitze der Volksstämme selbst uns die natürlichen Grenzen zeigen; die Frage nach den natürlichen Grenzen derselben ist daher unzertrennbar von der nach Vertheilung der Wohnsitze der Völker.

Daß auf die Wahl der Wohnsitze und auf die Vertheilung der Landstrecken die Naturbeschaffenheit einen wesentlichen Einfluß ausübt, wurde schon oben berührt. Wir finden einzelne Völker vorzugsweise längs der Gestade des Meeres oder in Niederungen und selbst in Steppen, andere vorzugsweise auf Hochflächen oder in Gebirgen. Bei der Bewegung der Völker und ihrer Berührung untereinander haben sich einzelne, wie die Rhätier, in die höhern Thäler zurückgezogen und das untere Land den Ankömmlingen überlassen; in andern Fällen, wo sie nur auf die Flächen Werth legten, wie in den Sudeten, überließen sie den Ankömmlingen das Gebirge. Selbst wo infolge der Wanderzüge eine östliche Mischung der Völker eintrat, zeigte sich der Gegensatz der Höhenlage wirksam; so haben sich in einzelnen Theilen Ostdeutschlands die Slawen längs der Flußniederungen länger gehalten, indeß sie in andern Theilen den Deutschen gerade die Niederung zur Cultivirung freiließen. Auch gegenüber der lateinischen und der an ihre Stelle getretenen italienischen Nationalität haben die auf den Höhen der Alpen angesiedelten Deutschen sich als solche theilweise bis heute erhalten können.

Die Einwirkung von Höhe und Niederung zusammen mit der nicht minder wichtigen der Gliederung nach Wasserbecken tritt aber namentlich in jener Nationalgrenze hervor, welche in großen Bogen von den Walliser Alpen, dem Monte-Rosa, durch das weitverzweigte Rheingebiet bis zu der Stelle hinzieht, an welcher die Gewässer des Deutschen Meeres mit denen des Britischen Kanals zusammenfließen. In der Begrenzung der deutschen und der an die Stelle der romanisirten Gallier getretenen französischen Nation hat sich eine Linie gebildet, welche in ihren Wendungen sich deutlich der Bodengestaltung anschließt und zwar um so mehr von dieser beeinflußt wurde, je mächtiger die entgegenstehende Naturbildung war, während sie da, wo die natürliche Abtheilung weniger scharf hervortrat, sich in einfachern und größern Zügen hielt und gewissermaßen die allzu großen Windungen der Naturgrenzen zu vereinfachen bestrebt war.

Dieser Einfluß zeigt sich zunächst im südlichsten Theile in den Alpen und dem Jura, in den drei Linien, mit welchen heute die Sprachgrenze die drei geographischen Abtheilungen durchschneidet, welche zur Römerzeit die Gebiete dreier celtischer Volksstämme bildeten. Die Grenze der Deutschen durchschneidet im Wallis das Gebiet der penninischen Gallier, dann im Aargebiete das der Helvetier, welche einst dieses ganze Land innehatten und bis zum Genfersee reichten, dann auf der Nordseite des Jura das der Rauraker. In allen drei Theilen hatte die Zurückdrängung des celtischen Elements offenbar eine große Regelmäßigkeit; denn im Wallis geht die Theilungslinie vom Matterhorn zum Wildstrubel in gerader Richtung hinüber, im Aargebiete zieht sie in einem leichten Bogen an den Diablerets zur Mündung der Broye in den Neuenburgersee, und auf der Nordseite des Jura geht die Sprachgrenze fast genau um das Münsterthal, das obere Thal der Birs, welches sie zwischen Liesberg und Soghiere überschreitet, sodaß die gallische Bevölkerung auf diesen einen wohl abgeschlossenen Gau beschränkt wurde. Zwischen diesen drei Linien aber hält sich die Grenze kurze Zeit auf dem Kamme des Gebirges. Eine natürlichere Grenze würde es gewesen sein, wenn die celtisch-romanische Bevölkerung das ganze Gebiet der Saane bis zur Einmündung der Sense hinab behalten hätte, aber wahrscheinlich hatte sie die obern Theile der Thäler, nämlich das eigentliche Saanethal, das obere Thal von Jaun und einen Theil des Argerenthales noch nicht besetzt, als die deutsche Einwanderung erfolgte, sodaß dort eine unvermischte deutsche Bevölkerung Platz nehmen konnte. Daß in der Ebene selbst ein weiterer Vorstoß der Deutschen bis zum Murtensee erfolgte, und daß

überhaupt das Deutsche im Aarthal weiter vordrang, als am Rhône und an der Birs, erklärt sich durch die ebenere Beschaffenheit des Landes, und schon der Name Uechtland zeigt, wie die deutschen Einwanderer diesen Theil Helvetiens vorfanden. Nördlicher zieht sich die Grenze des Deutschen längs des Jura um den Bielersee, und vermeidet auch hier die Wassergrenze, indem sie Biel mit der Umgebung in das deutsche Gebiet zieht.

Die Verhältnisse innerhalb der Grenzen der Schweiz sind derart, daß sie weiterer Erwähnung nicht bedürfen als derjenigen, welche nöthig war, um auch hier die Einwirkung der Flußthäler und Gebirge zu zeigen. Es sei daher nur noch die Thatsache angeführt, daß auch in Ansehung der Fortschritte des Deutschen die Einwirkung der Naturgrenzen deutlich hervortritt. Denn hauptsächlich die vom Jura gegen die deutschen Theile hinabgehenden Thäler, nämlich die Abhänge zur Zihl mit dem Val de Ruz, das Immerthal und das Münsterthal, zeigen schon erhebliche Beimischung deutscher Bevölkerung, sodaß hier die Deutschen im Begriffe stehen, von den diesseit der hydrographischen Grenze liegenden Thälern unter und neben der alteingeborenen welschen Bevölkerung Besitz zu nehmen, während in denjenigen Theilen, welche zum Rhônegebiet gehören, bisjetzt fast nirgends sich eine namhafte Anzahl von Einwohnern deutscher Zunge befindet.

Innerhalb der nördlichern Theile des Rheingebietes, auf welche wir näher einzugehen haben, lassen sich in Ansehung der Höhenzüge und der Wasserbecken hauptsächlich folgende Theile unterscheiden:

Zunächst die oberrheinische Ebene von Basel bis unter Bingen mit den anschließenden Höhen und Gebirgsthälern bis zur Wasserscheide gegen die Mosel. Sie wird westlich durch den Wasgenwald begrenzt, dessen höherer südlicher Theil sich bis zu einer Höhe von mehr als 4000 Fuß erhebt, eine Reihe von Querthälern enthält und ziemlich scharf gegen die Ebene abschneidet. Von den Ausläufern desselben bis zum Jura ist die Wasserscheide zwischen Ill und Doubs (Larg und Alle) nur von geringer Höhe, nämlich an der niedrigsten Stelle 1100 Fuß, also nur wenige hundert Fuß über der Ebene längs des Rheins. Von dem Gebirgsstock um die Saarquellen ab vermindert sich die Höhe des Wasgenwaldes beträchtlich, sodaß dieselbe auf der Wasserscheide in der Gegend von Pfalzburg kaum 1000 Fuß beträgt. Auch die weitere Fortsetzung des Wasgenwaldes mit dem Hardtgebirge und dem Donnersberge übersteigt nicht die Höhe von 2100 Fuß; etwas höher (bis 2000 Fuß) ist der Hunsrück mit dem Idarwald und dem Hochwald, welcher das Nahegebiet nach Norden und Westen vom Moselgebiet trennt und um die Quellen der Nahe und ihrer Nebenflüsse mit der Hardt im Zusammenhange steht, wobei einzelne Höhengruppen sich auf der Wasserscheide vorfinden. Dieser Theil des Rheinlandes enthält bis zur Lauter das deutsche Elsaß (nämlich das Elsaß mit Ausschluß des später hinzugekommenen burgundischen Theils um Belfort) und den westrheinischen Theil von Rheinfranken, nämlich den Speiergau, Wormsgau und Nahegau.

Die zweite größere Abtheilung ist das Moselgebiet; es wird auf der Nordseite durch den Gebirgszug der Eifel begrenzt, welcher von unterhalb Andernach zu beiden Seiten der Ahr nach Westen zieht, und an welchen sich dann in nordwestlicher Richtung gegen die Maas die Hohe Veen, in südwestlicher Richtung gleichfalls gegen die Maas die Ardennen anreihen. Die Höhe dieses Gebirges entspricht der der Gebirge auf der rechten Seite der Mosel; sie geht in der Eifel bis 2300, in den Ardennen bis höchstens 2500 Fuß. Die Fortsetzung der Ardennen bildet der Argonnenwald links der Maas, welcher oberhalb Dun von den rechtsseitigen Höhen nur durch den Maasfluß getrennt wird. Derselbe hat in dieser Gegend eine Höhe von über 1000 Fuß über dem Meere, 3—400 Fuß über der Maas, und die letztere Hebung bleibt auch südlicher auf der Wasserscheide zwischen der Maas und Aisne ungefähr die gleiche, während auf der rechten Seite

der Maas, gegen Toul zur Mosel hin, die Höhen fast aufhören und die Ebene längs beider Flüsse gleichsam zusammenhängt. Die Wasserscheide um die Quellflüsse der obern Maas auf dem Plateau von Langres und die der obern Mosel gegen die Saône in den Faucillen hat nur eine mäßige Berghöhe (bis 1800 bez. 2000 Fuß); erst in den Ausläufern des Wasgenwaldes erhebt sich das Gebirge wieder stärker.

Das so in seinen Umrissen bezeichnete Moselgebiet mit dem obern Maasgebiete hat überwiegend den Charakter eines Hochlandes, welches durch eine Anzahl von Thälern von größerer oder geringerer Tiefe und Breite durchschnitten wird; die beträchtlichsten und engsten Einschnitte macht der gewundene untere Lauf der Mosel. Zur Rechten der Mosel sondert sich das Saargebiet hydrographisch ab; es wird von dem Moselgebiete durch den bis zur Saar unterhalb Merzig gehenden Hochwald, von da bis gegen Metz durch eine in derselben Richtung laufende Höhenreihe zwischen der Nied und der Mosel (mit der Kanner), dann weiterhin durch die nach Südosten laufende Höhe zwischen der französischen Nied und der Seille geschieden. Das Saargebiet liegt im ganzen etwas höher als die entsprechenden Theile des Moselgebiets, sodaß namentlich in der südlichern Hälfte die Wasserscheide nach Norden zu kaum merklich ist. Erst gegen die Saarquelle selbst tritt die Wasserscheide als förmlicher Gebirgszug (in den Bergen des Wasgenwaldes, dem Rougemont) hervor. Wasserscheiden von ähnlicher oder etwas bedeutenderer Höhe, wie zwischen der Seille und Nied, finden sich jedoch auch zwischen andern Zuflüssen auf beiden Seiten der Mosel; dies ist ganz besonders zwischen der Seille und der Mosel der Fall, und die Höhen treten hier wie an andern Stellen gegenüber dem Moselthal um so mehr hervor, je mehr sich die Hochflächen zwischen den einzelnen Nebengebieten dem Bette der Mosel nähern.

Diese ganze bezeichnete Abtheilung des Rheingebiets entspricht dem Herzogthum Oberlothringen in seinem ursprünglichen Umfange; später begriff man darunter nicht mehr das Trierer Land (mit dem Lützenburgischen), sodaß also der nordwestlich des Saargebietes (und der Ornemündung) liegende Theil sich davon absonderte. Seitdem entsprach das Saargebiet ungefähr dem Begriffe Deutsch-Lothringen oder Westrich.

Die dritte große geographische Abtheilung enthält die niederrheinische und die flandrische Ebene mit dem mittlern Maasgebiete; sie wird nach Südwesten von den Gebieten der Kanalflüsse (der Somme und Seine) durch eine Wasserscheide getrennt, welche an der Quelle der Schelde noch nicht die Höhe von 500 Fuß hat und bis gegen die Maas bei Rocroy nur in geringen Hügelreihen hervortritt. Innerhalb dieser Abtheilung hat das Maasgebiet, und namentlich der rechtsseitige Theil desselben, bis zum Austritte der Maas in die niederrheinische Ebene zwischen Visé und Maastricht den Charakter einer Hochfläche, in welche das Maasthal selbst und gegen dieses hin auch die Nebenthäler einschneiden; nordöstlich endet das Plateau mit den Ausläufern der Hohen Veen. Von der Küste her hebt sich das Land sehr allmählich gegen die Wasserscheide des Maasgebietes, welche von jener Seite aus kaum merklich und zwischen dem Schelde- und Sambregebiet nur etwa 500 Fuß hoch ist. Der ganze in dieser Weise bezeichnete Theil des linken Rheingebiets entspricht dem historischen Begriffe des linksrheinischen Niederfranken, Ripuarien oder Niederlothringen nebst dem westlich der Schelde sich anschließenden Flandern, welches letztere jedoch auch das jenseitige Land bis zum Küstenflüßchen Authie begriff. Der zum mittlern Maasgebiet gehörige Theil mit dem höher gelegenen, oder genauer gesagt dem südlichen Theile des Scheldegebiets (Wallonisch-Brabant, Wallonisch-Flandern) enthält die Wohnsitze des wallonischen Volksstammes.

In welcher Weise sich in diesen Landestheilen zur Römerzeit die Wohnsitze der germanischen von denen der celtischen Völkerschaften sonderten, ergibt die römische Provinzialeintheilung, zusammengehalten mit den Nachrichten über die einzelnen Volksstämme.

Die oberrheinische Ebene mit dem Nahegebiet fand Cäsar schon von germanischen Stämmen besetzt. Im Nahegau und Wormsgau wohnten die Vangionen, im Speiergau die Nemeter, im größern Theile des Elsasses die Tribocker; die Gebiete dieser drei Stämme bildeten unter Hinzufügung eines Theiles vom Gebiete der Trevirer gegen Koblenz hin die römische Provinz Obergermanien. Der südliche Theil des Oberelsasses, der Sundgau im engern Sinne, nämlich bis Breisach und Kolmar, war, als Cäsar kam, gleichfalls von Deutschen besetzt, und er scheint derjenige Theil des Gebiets der Sequaner gewesen zu sein, welchen diese dem Ariovist überlassen hatten. Nach der Entscheidungsschlacht nahe der Wasserscheide zwischen Rhein und Rhône, durch welche Cäsar die Germanen über den Rhein zurückgetrieben hatte, war dieses Gebiet mit dem der Rauraker verbunden, welche jedoch wahrscheinlich die gebirgigen Theile desselben nie besetzt haben.

Die zweite oben bezeichnete Abtheilung, das Moselland mit dem anschließenden Theile des obern Maasgebiets, bildete die römische Provinz Oberbelgien; sie bestand aus den Ländern der Leuker im Süden, der Mediomatriker im mittlern Theile und der Trevirer im Norden. Die Nordgrenze der Trevirer berührte den spätern Ahrgau, den Eifelgau und Ardennengau; sie ging längs der Sauer zur Maas hinüber. Da die Trevirer sich rühmten, deutscher Abstammung zu sein, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß damals schon dieses nördlichste Gebiet der Belgica prima deutsch war. Im letztern Falle hätte die Südgrenze der Deutschen an der rechten Seite der Maas das Gebiet des Chiers mit umfaßt und wäre dann südlich von dem Gebiete der Elz (also unter Umschließung des heutigen Großherzogthums Luxemburg) zur Mosel gegangen; von hier aus begriff das Gebiet der Trevirer noch einen Theil des Saarthals und ging bis gegen die Nahequellen hinauf. Die Ostgrenze der Mediomatriker gegen die Tribocker soll mit der spätern Grenze des Elsasses gegen Lothringen vollkommen übereinstimmend gewesen sein; die letztere hält sich vom Donon ab fast durchaus auf der Wasserscheide zwischen dem Rhein und der Mosel (mit geringen Abweichungen, wie namentlich daß die Thäler von Abreschwiller und Walscheid zu Dagsburg und somit zum Elsaß gehörten). Auch hinsichtlich des südlichern Gebiets der Leuker wird das gleiche Verhältniß angenommen, da im ganzen die spätern Bisthumsgrenzen sich an die frühern Stammesgrenzen anschlossen; indeß findet sich hier insofern eine wesentliche Verschiedenheit, als die celtoromanische Bevölkerung vom Donon bis zum Schwarzen und Weißen See sich auch auf der Ostseite der Wasserscheide vorfindet, obwol diese Theile fast sämmtlich nicht zu Lothringen, sondern zum Elsaß (dem Bisthum Straßburg, also dem alten Gebiete der Tribocker) gehörten. Denn nur die linke Seite des Breuschthals bis Vorbruck hinab war lothringisches Land; es finden sich aber sowol auf der rechten Seite der Breusch wie in den obersten Theilen des Willerthals, des Leberthals und am Weißbache welsche Dörfer, und zwar liegen dieselben so in die äußersten Theile der Thäler zurückgezogen, daß man schwerlich annehmen kann, sie seien später von Lothringen aus besiedelt worden, sondern vielmehr annehmen muß, daß sie die Ueberreste einer bei der Einwanderung der Tribocker in die Berge zurückgegangenen celtischen Bevölkerung enthalten. Offenbar war in diesem Theile des Wasgenwaldes die gänzliche Räumung des Rheingebietes durch das Gebirge erschwert, während die nördlicher Wohnenden sich leicht über die Wasserscheide von Zabern nach Kaufmanns-Saarbrück zurückziehen konnten, die südlicher Wohnenden über die Wasserscheide des Rhônegebiets abgezogen waren.

Im Anschlusse des Trevirerlandes wohnten nach Norden zu nur germanische Völker. Es schloß sich hier die Provinz Niedergermanien an, in welcher nördlich der Eifel die Ubier, dann zur Rechten des mittlern Maaslaufes die vier Stämme der Condruser, Segner, Cäräser und Pämanen, links die Aduatuker und weiter abwärts die Eburonen wohnten; die Westgrenze Niedergermaniens wurde durch eine Linie gebildet, welche ungefähr

der spätern Ostgrenze des Hennegaues entsprach und in dieser Richtung fort durch das östliche Scheldegebiet nach Norden ging. Aber auch noch westlich dieser Linie, also innerhalb der Provinz Unterbelgien, finden wir die Wohnsitze germanischer Stämme; zunächst im nachmaligen Hennegau die der Nervier, welche Völkerschaft durch den Krieg mit den Römern sehr heimgesucht worden war, dann später die Menapier im nachmaligen Flandern. Die letztere deutsche Völkerschaft hatte nach dem Uebergange der Sicambrer über den Rhein ihre Wohnsitze zwischen Maas und Schelde verlassen und sich in die Gegenden an der Lys in das Gebiet der Moriner zurückgezogen. Nordwärts der Wasserscheide fanden sich also zur Römerzeit in Unterbelgien nur zwei celtische Stämme, die Atrebaten in Artois und die Moriner längs der flandrischen Küste.

Wieweit während der römischen Herrschaft die westwärts des Rheins gelegenen germanischen Landstriche romanisirt worden sind, theils durch die Ansiedelung von romanisirten Celten oder sonstigen Romanen in den nur dünn bewohnten und durch Kriege mehrfach verödeten deutschen Gebieten, theils dadurch, daß die deutschen Stämme selbst der römischen Sprache und Art unterlagen, dürfte bisjetzt noch nicht festgestellt sein. Gewiß ist, daß in dem ganzen Gebiete des südlichen Untergermaniens mit Einschluß des anschließenden Gebiets der Nervier und der westlichen Theile des Trevirerlandes (jenseit der Wasserscheide zwischen der Maas und der Mosel) uns nachmals der romanische Stamm der Wallonen entgegentritt, ein Stamm, welcher zwar in seiner Mundart eine stärkere deutsche Mischung bekundet und auch im Aeußern der Bevölkerung nicht gerade celtisch erscheint, dennoch sowol seiner Mundart nach sich mit aller Bestimmtheit dem Französischen unterordnet wie auch in der Erscheinung des Volkes romanischen Typus trägt und sich von den anwohnenden niederdeutschen Stämmen sehr bestimmt unterscheidet.

Abgesehen von dieser Absonderung der wallonischen Gebiete finden wir in den altdeutschen Wohnsitzen auch nach der Völkerwanderung deutsche Bevölkerung wieder, und die Sprachgrenze, wie sie während des Mittelalters sich zwischen dem Deutschen und dem an die Stelle des Lateinischen getretenen Französisch allmählich herstellte, zeigt sogar an drei andern Stellen ein Vorrücken des Deutschen. Einmal in der vollen Besitznahme des diesseit der Wasserscheide gelegenen Sundgaues durch die den Burgundern nachgerückten alemannischen Stämme, indem hier, wie schon oben erwähnt, die celtischen Rauraker in die Ausläufer des Jura (das Münsterthal) zurückgedrängt wurden. Dann in dem Vorrücken der Franken im Moselgebiete, indem nicht nur der ganze dem Moselgebiete zugehörige Theil des Landes der Trevirer wieder deutsch wurde, sondern auch die nordöstliche Hälfte vom Gebiete der Mediomatriker hinzutrat. Drittens, indem der ganze flandrische Küstensaum von den aus Sachsen, Friesen und Franken gemischten niederdeutschen Stämmen besetzt war, sodaß hier die deutschen Wohnsitze sich an der Straße von Calais wahrscheinlich noch etwas über die Wasserscheide hinauserstreckten.

Das Zurückgehen der Romanen auf die Wasserscheide zwischen Rhône und Rhein ist so natürlich, daß es keiner weitern Erörterung bedarf. Die Erweiterung des deutschen Gebiets in Flandern setzte nur diejenige Linie bis zum Meere fort, welche sich von dem Austritte der Maas in die Ebene nach Westen zu zwischen den zurückgedrängten Romanen oder romanisirten Germanen einerseits und den immer wieder von neuem nachdringenden Deutschen gebildet hatte, und welche von der Maas ab in auffälliger Geradheit westlich gehend, sich längs den Ufern der Lys aufwärts und weiter bis in die Nähe von Boulogne fortsetzte. Eigentliche Naturhindernisse gab es hier nicht, aber der natürlichen Beschaffenheit in ihrer Gleichmäßigkeit wie in ihrer Verschiedenheit entsprechend, behielten die Romanen das höher gelegene und meist zugleich zum Anbau besser geeignete Land und nahmen die Deutschen Besitz von den Niederungen und Küstenstrichen.

Sehr merkwürdig aber ist die dritte Vorschiebung des deutschen Gebietes, nämlich daß

das Gebiet der Mediomatriker, das bis dahin zusammengehörige celtoromanische Land, welches beim Einbruche der Franken, wie alles Land bis zur Maas und später ganz Nordfrankreich, von diesem deutschen Volksstamme überschwemmt wurde, von da ab in zwei Hälften zerfiel, in deren einer offenbar die Deutschen in solcher Minderzahl waren, daß sie ebenso wie im übrigen Nordfrankreich in der romanischen Bevölkerung aufgingen, während in die andere — dies geben auch die französischen Quellen zu — die Deutschen so zahlreich eingewandert waren, daß ihre Sprache hier die Volkssprache wurde. Der Gegensatz beider Theile wird am besten durch den des französischen und des deutschen Lothringens ausgedrückt, wie auch die officielle Sprache dieses Herzogthums den deutschen Theil bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts als Lorraine allemande oder Allemagne bezeichnete. Diese Theilung zwischen beiden Nationen entsprach im ganzen dem Gegensatze zwischen Saar- und Moselgebiet. Die Grenze beider Nationen aber hielt sich nicht durchaus auf der Wasserscheide, sondern nahm auch hier eine geradere Linie an; denn sie ging, mit geringen in der Bodengestaltung liegenden Abweichungen, ziemlich direct von der Saarquelle zur äußersten Stelle des Elzgebietes im vormaligen Lande der Trevirer.

Unterscheidet man die einzelnen Gaue, aus welchen das Gebiet der Mediomatriker und nachmals das Bisthum Metz bestand, so wurden der obere und der untere Saargau und der rechts der Saar liegende Bliesgau deutsch, ebenso der nördliche, meist diesseits der Wasserscheide der Saar liegende Theil des Albegaues, während der südlichste Theil desselben (um Blamont) französisch blieb. Im Anschlusse desselben ging dann das Deutsche noch in den obern Theil des Selme- oder Seillegaues hinüber; dagegen blieb der Niedgau zur Hälfte bei dem romanischen Theile, sodaß das Thal der deutschen Nied deutsch, das der französischen Nied größtentheils französisch wurde, und der nächst anschließende Moselgau wurde von der neugebildeten Nationalgrenze so durchschnitten, daß dieselbe in der Nähe der Orne über die Mosel ging und die nordöstliche Hälfte um Diedenhofen deutsch wurde, während die südwestliche, das Pays Messin um Metz französisch blieb.

Die Sprachgrenze, welche sich vom Jura ab zwischen der deutschen und französischen Nation herausbildete, war im Vergleich mit den betreffenden hydrographischen Gebieten folgende. Im südlichen Elsaß stimmte sie mit der natürlichen Begrenzung durch die Wasserscheide des Rhône- und durch den Kamm des Wasgenwaldes im allgemeinen überein; hin und wieder ging jedoch das Französische etwas über dieselbe hinaus. Ein solches Hinausgehen finden wir (abgesehen von dem schon erwähnten Münsterthal im Jura) zunächst bei dem an der Quelle der Lützel, eines Nebenflüßchens der Birs, gelegenen Großlützel (dem schweizerischen Grenzorte, in welchem beide Nationalitäten zusammentreffen), dann an der Quelle der Larg, eines Nebenflusses des Ill, wo Courtavon und Levoncourt als überwiegend französisch bezeichnet werden, und nördlicher bei Bretten, indem die vier früher zur Mairie Bretten gehörigen Dörfer, das über der Wasserscheide gelegene Brechaumont (Bruckensweiller) und die diesseits gelegenen Eteimbes (Welsch-Steinbach), Bellemagne (Bernhardsweiler) und Bretten, vormals das welsche Meierthum hießen und auch jetzt dem französischen Sprachgebiete angehören. Ferner findet sich dieses Hinausgehen in den obenerwähnten vier Vogesenthälern, nämlich im Thale des Weißbaches, wo die Dörfer Orbey (Urbis), La Poutroye (Schnierlach), Le Bonhomme (Diedolshausen) und Freland (Urbach) und die obersten rechts und links sich anschließenden Gemeinden La Baroche (Zell) und Aubure (Altweyer) ganz oder theilweise der französischen Sprache angehören; dann im Leberthale, wo in Markirch selbst der Landbach vormals die Sprachgrenze gebildet hat und nach Stoffel dieselbe noch heute bildet, und wo die Sprachvermischung bis nach Großleberau (Lievpre) hinabgeht, während hier umgekehrt die deutsche Bevölkerung vormals auch auf die linke Seite der Vogesen (nach Wiesembach) hinüberreichte;

drittens im Albrechtsthale, wo die drei obern Verzweigungen des Scheer bis Fouchy oder Grub, Lalaye oder Lach und bis zu dem gemischten Meißengott romanische Bevölkerung enthalten; viertens im Breuschthale, dessen oberster Theil an beiden Ufern der Breusch, auf der rechten oder elsässischen Seite mindestens bis Belmont und Waltersbach, auf der linken ungefähr bis zur vormaligen lothringer Grenze bei Vorbruck und Wackenbach überwiegend romanisch war und geblieben ist, indem hier nur einzelne kleine deutsche Ortschaften eingestreut waren und noch eingestreut sind.

Der diesseits der Wasserscheide gegen den Rhônefluß gelegene größere Theil des Elsasses begreift, mit Einschluß der bezeichneten Thäler (sowie unter Zurechnung der geschichtlich und geographisch mehr zum Elsaß gehörigen Herrschaft Pfalzburg) ein Gebiet von gegen 150 Quadratmeilen und 914 Gemeinden mit 1,074000 Einwohnern, ein zusammenliegendes und natürlich abgegrenztes Gebiet, von welchem nur der fünfundzwanzigste Theil des Areals und etwa der dreißigste Theil der Bevölkerung den französisch redenden Gemeinden angehört.

In Lothringen ist die vormalige Sprachgrenze auf der größern Strecke sowol aus der Benennung der Ortschaften wie namentlich aus dem Gegensatze kenntlich, welchen die Verwaltung dieses Herzogthums in der Unterscheidung der Allemagne von den beiden andern größeren Landestheilen (Nancy und Vogesen) dauernd festhielt, indem die Allemagne bis zu ihrer Auflösung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts deutsche Geschäfts-, Gerichts- und Unterrichtssprache hatte. Im einzelnen haben sich hier die beiden Nationen in folgender Weise abgesondert:

Von der Saarquelle am Donon ab scheint zunächst die Sprachgrenze mit der Naturgrenze des Saargebietes gegen die Plaine und Vesouze zusammengefallen zu sein; denn von den hier belegenen Herrschaften Türkstein und Sanct-Georg hat der diesseits gelegene Theil fast nur deutsche, der jenseits gelegene fast nur französische Ortsnamen; höchstens kann das obere Thal der Weißen Saar bei Türkstein (bis zum Rheinkopf) romanisch gewesen und umgekehrt das Deutsche jenseits bis La Haye des Allemands (Deutsch-Hagen) gegangen sein. Heut ist jedoch das obere Thal der Weißen Saar mit Einschluß des Thals von Sanct-Quirin (also bis an das vormals elsässische Thal von Abreschwiller) bereits französisch. Dann folgte zu beiden Seiten der Naturgrenze, welche letztere hier zwischen den auf beiden Seiten liegenden Weihern kaum wahrnehmbar ist, die Grafschaft Rechicourt oder Rixingen; sie ging von Lorquin oder Lörchingen und Xouaxange an der Saar bis Rechicourt und Xirxange im Gebiet des Sanon. Inzwischen ist indeß wenigstens der jenseits liegende Theil dieser vormaligen Grafschaft bereits französisch geworden.

Von dem auf der Wasserscheide belegenen Romecourt hatte das Deutsche insofern eine Art Naturgrenze, als das Gebiet des widlinger Baches (Gelucourt, Gueblange, Blanche-Eglise, vormals Gisselfingen, Geblingen, Weißkirchen) früher deutsch war; dann überschritt die deutsche Grenze, als die man hier die Grenze der Allemagne annehmen kann, die Seille und ging über Bathelemont (Battenberg) bei Marsal auf Hampont (Hildingen); von dort wandte sie sich fast nördlich, sodaß sie das Gebiet der nördlichen Verzweigung der Seille (der kleinen Seille) abschnitt und ging auf der kleinen Wasserscheide nächst Dalhain und Bellingen zu der Quelle des französischen Nied (auf Marthil). Von dem so abgegrenzten Theile des obern Gebiets der Seille, welcher vormals den Herrschaften Dieuze, Mörchingen und Hoblingen angehörte, sollen heute nur noch sechs bis acht der höchstgelegenen Dörfer der Sprache nach deutsch sein, sodaß also die französische Sprache, d. h. die seit 120 Jahren geübte Französirung, das Deutsche aus dem jenseitigen Gebiete fast verdrängt hat. Die auf beiden Seiten der Wasserscheide, nämlich zwischen dem Thusweyer und Stockweyer gelegenen Orte der vormaligen Castellanei Freiburg werden sogar schon sämmtlich als verwelscht bezeichnet.

Von der Quelle der französischen Nied ging die Sprachgrenze weiter in nördlicher Richtung fort, sodaß sie den obern Theil eines Zuflusses derselben (der Rotte) wahrscheinlich bis Brülange hinab umfaßte; er gehörte großentheils zur Grafschaft Mörchingen, ist aber gleichfalls jetzt fast gänzlich französirt.

Ungefähr von Thicourt (vormals Diederich) ab fiel die Sprachscheide mit der Wasserscheide der deutschen und der französischen Nied zusammen, wobei jedoch die höchst gelegenen Orte der Allemagne, Mainviller und Hemilly, wahrscheinlich französisch waren (jedenfalls war das obengelegene Servigny nicht mehr deutsch); heute ist das Französische bereits in den nordwestlichsten Theil des Thals der deutschen Nied hinabgestiegen, indem dort Raville (Rollingen) und Vaudoncourt, Varize (Weibelskirchen) und Bionville (Bingendorf) schon ganz oder überwiegend französisch sind.

Die deutsche Sprachgrenze ging dann zum letzten Dorfe an der französischen Nied, Pontigny oder Niedbrücken, hinunter und von dort fast nördlich über Nidangen bis zum Kahlenbusch, wo sie die Wasserscheide zwischen der Nied und Mosel erreichte; hier werden die nächsten diesseit gelegenen Orte Northen (am Zusammenfluß der beiden Niede), Charleville (angeblich Karlsweiler) und Burtoncourt (angeblich Brettendorf) als jetzt französisch redend bezeichnet.

Man sieht, daß im Saargebiete die Naturgrenze keine sehr scharfe ist. Von dem 3200 Fuß hohen Donon ausgehend senkt sie sich schnell und ist bei Sanct-Georg noch 1120 Fuß hoch; von da hält sie sich ziemlich auf gleicher Höhe und hat diese noch bei Servigny, also kurz vor dem etwa 660 Fuß hohen Einschnitt der französischen Nied. Die Wasserscheide hat um den Thusweyer, den Werbach, Spinbach und andere Bäche des Seillegebiets und die Rotte eine merkliche Ausbiegung nach der deutschen Seite; diese hat jedoch die deutsche Bevölkerung nicht abgehalten, sich in die von dort nach Südwesten niederliegenden Thäler zu verbreiten, und es hat sogar umgekehrt das deutsche Gebiet, indem es den obern Theil des Seillegebiets bis Hampont noch mit umfaßte, eine Ausbiegung nach der andern Seite hin gemacht.

Dagegen ist das Gebiet des französischen Nied, ein Theil des Pays Messin, französisch geblieben. Und dies ist nicht widernatürlich, wenngleich dasselbe hydrographisch ein Theil des Saargebiets ist. Es bedarf nur eines Blicks auf die Karte, um zu sehen, wie wenig gefehlt hätte, daß die Wässer der französischen Nied ihren Abfluß statt nach rechts auf die deutsche Nied, nach links auf die Seille und gegen das an der Einmündung derselben in die Mosel gelegene Metz genommen hätten. Der Höhenzug zwischen der französischen Nied und der Seille ist nur wenig höher als der zwischen den beiden Nieden (er hebt sich bis auf 12—1300 Fuß) und ein ungefähr ebenso hoher Bergzug erscheint dann wieder südöstlich der Seille, wo er bis gegen Metz zieht. Es war daher natürlich, daß die Deutschen in dem von Flüssen stärker durchschnittenen Terrain weniger weit vorgingen als auf der Hochfläche, daß sie also das Thal der französischen Nied nicht mit besetzten, während sie sich über die höhern Theile des Seillegebiets noch verbreiteten.

Jenseit des Saargebiets stellt sich die Fortsetzung einer Naturgrenze fast von selbst dar. Soll nämlich eine solche beim Uebergange über einen Fluß gefunden werden, so kann sie nur da liegen, wo die Berggestaltung und die Bildung der Seitenthäler dies zuläßt, also namentlich, wo die Wasserscheiden der Seitenthäler diejenige Richtung haben, in welcher eine Naturgrenze gesucht wird. Das nach Norden hingehende Gebiet der Kanner schließt sich daher dem deutschen Gebiete ebenso natürlich an, wie das der gegenüber zur Mosel fließenden Bäche. Eine entgegengesetzte Richtung hat erst der nächste größere Nebenfluß der Mosel, nämlich die Orne; sie kommt von Südwesten her und führt die Wässer eines großen Theils der zwischen der Mosel und Maas liegenden Hochfläche zur Mosel, in ähnlicher Weise wie nördlicher die Sauer mit der Elz, jedoch mit

dem Unterschiede, daß das Ornegebiet bis in die Nähe der Maas reicht, während die Hochfläche der Ardennen sich ziemlich gleichmäßig theilt, sodaß die östlichern Strecken im ganzen zum Sauergebiet der Mosel, die westlichen zu den Gebieten der Nebenflüsse der Maas (Chiers, Semoy, Ourthe) gehören. Es entspricht daher auch hier dem wirklichen Naturverhältnisse, daß das Deutsche bei seiner Erstreckung vom Gebiete der Trevirer gegen Metz aufwärts sich im wesentlichen nur bis zum Einfluß der Ornemündung verbreitet, die bis dorthin ausgehenden Seitenthäler aber bis an die Höhe eingenommen hat, wobei es auch hier in der Ebene etwas weiter vorschreiten konnte, als dies auf den Höhen möglich war.

An der Quelle des Kanner blieben die auf und an der Höhe liegenden Orte Besey, Bry und Vigy französisch, und seitdem hat sich das Französische auch auf die nächstfolgenden Orte (Viller-Bettnach, Aboncourt und Bettlainville) ausgedehnt. Dann war gegenüber der Ornemündung die letzte lützemburgische Gemeinde (Buß und Blettange) noch deutsch, während am linken Moselufer sich das Deutsche weiter aufwärts und zwar gleichfalls bis zur letzten lützemburgischen Gemeinde, bis Marange-Silvange, erstreckte und nördlicher an der Orne wahrscheinlich bis Rosselange reichte, von wo die Sprachgrenze auf die Wasserscheide zwischen der Orne und dem Krebsbache hinaufging. Die hier jenseit der vorbezeichneten natürlichen Abgrenzung liegenden Gemeinden sollen jedoch jetzt zum größern Theil der französischen Sprache angehören. Von hier ab fiel die Sprachgrenze bis zur heutigen Grenze des Großherzogthums Lützemburg bei Hüßigny mit der Naturgrenze fast zusammen; denn nur die schon auf der Höhe selbst liegenden Orte (z. B. Villerupt und Thil) und diesseits die Orte Ranguevaux am Krebsbache und Fontoy am Fenschbache waren wol immer französisch, während jenseits die Dörfer Bollingen und Lommeringen wahrscheinlich noch deutsch waren. Jetzt ist das Deutsche hier etwas über die Wasserscheide zurückgedrängt, sodaß die Linie Knütange, Angeviller, Redange die Grenze der deutschen Sprache bildet.

Das Verhältniß der Sprachgrenze von hier bis zur Hohen Veen und weiter bis zur Maas hinab läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die Sprachgrenze als eine berichtigte Naturgrenze erscheint, indem sie die Windungen der letztern mehrfach abschneidet und das Gebiet derselben abrundet, sodaß in den Ardennen bei Arlon die Quellgebiete des Chiers und des Semoy in das deutsche Gebiet fallen, weiterhin die Quellen der Sauer und Wilz im französischen, und wieder nördlicher in der Hohen Veen die Quellen der Amblève und Weser im deutschen Gebiet ihren Ursprung nehmen. Das heute noch zu Frankreich gehörige Dorf Ober- und Nieder-Sonne (Saulnes) und das schon belgische Halanzy oder Holdingen sind im Quellgebiete des Chiers, Hachy oder Hersig ist im Quellgebiete des Semoy die letzte deutsche Ortschaft, sodaß also der Kreis Arlon, welcher erst 1839 von dem deutschredenden Kreise Luxemburg abgetrennt wurde, noch fast durchaus deutsch ist. Dann geht die Sprachgrenze auf der Wasserscheide fort und überschreitet bei Wissembach die Sauer und nördlicher bei Soller die Wilz. Die Amblève wird oberhalb Ligneuville (Engelsdorf), ihr Nebenflüßchen, die Bürche, unterhalb Weiwerz überschritten, die Weser (Vesdre) zwischen Membach und Limburg; dann zieht die Sprachgrenze von dem auf der Höhe gelegenen Henri-Chapelle zur Maas, sodaß das Gebiet der Berwinne, welche bei Visé ausmündet, noch größtentheils wallonisch ist.

Die große Regelmäßigkeit der Sprachgrenze westlich der Maas wurde schon erwähnt. Allerdings fällt dieselbe nur auf eine kurze Strecke, nämlich an dem obern Theile des Gebiets der Jaer (oberhalb Tongern), mit einer hydrographischen Grenze, nämlich der Grenze des Maas- und Scheldegebiets, zusammen; westlicher durchschneidet sie infolge der gleichmäßigen Zurückschiebung der Wallonen aus der Ebene und ihrer gleichmäßigen

Behauptung in den südlichern Theilen sämmtliche zur Schelde gehende Flußgebiete, also die der Geete, Dyle, Senne, Dender, und endlich das der Schelde selbst, wobei jedoch mit jedem neuen Gebiete eine den natürlichen Verhältnissen sich anpassende Ausbiegung eintritt. Von Meenen ab ging die Sprachgrenze vormals längs der Lys aufwärts, wie dies auch der Gegensatz in der Benennung des links liegenden Vlämisch-Flandern zu dem rechtsliegenden Wallonisch-Flandern ausdrückte; wahrscheinlich ging dieselbe sogar links dieses Flusses noch weiter bis vor Teruanne, von wo sie sich nordwestlich wandte, den größten Theil des Aagebiets umfaßte und in gleicher Richtung das Cap Grauneſe erreichte; nach andern Behauptungen hat sich das vlämische Gebiet sogar noch weiter nach Südwesten erstreckt. Aber auch die Linie der Lys hat sich als Sprachscheide nicht zu halten vermocht, nicht einmal innerhalb des Königreichs Belgien; schon von Comines an sind jetzt auch die am linken Ufer der Lys gelegenen Gemeinden wallonisch. Ebenso hält sich die Sprachgrenze in Frankreichs Antheil vom vlämischen Flandern jetzt etwas links der Lys, wo Crebbe, Coudescure und Thiennes bereits die äußersten französischen Orte sind, während in einzelnen der nördlich anschließenden Dörfer, Vieux-Berquin, Böseghem, Blaringhem, das Französische gleichfalls schon überwiegt.

Von dort fällt die heutige Sprachscheide im ganzen mit der flandrischen Grenze zusammen, sodaß das Vlämische bis in die Vorstadt von Saint-Omer reicht, Watten und Holk noch vlämisch gemischt, Saint-Mariekerque und Saint-Omer-Chapelle noch halb vlämisch sind und das wirklich französirte Gebiet mit Grevelingen und Loon an der Nordsee abschließt. Eine schützende Naturgrenze gibt es eben hier nicht, und überhaupt kann hier nur der Gegensatz zwischen den höher und niedriger liegenden Theilen als derjenige bezeichnet werden, welcher der natürlichen Sonderung der Volksstämme entsprechen würde. Eine widernatürliche Grenze aber ist auch hier die, welche sich Frankreich gewählt hat und welche in einer Richtung, die auf der der Scheidung der Nationen fast senkrecht steht, von der Lys aus das vlämische Flandern und namentlich das noch jetzt vlämische Gebiet der Yzer durchschnitten und den westlichen Theil mit dem Strande um Dünkirchen den übrigen niederländischen Eroberungen angefügt hat, eine Grenze, die keine andere Folge hatte, als Dünkirchen, den Haupthafen Flanderns gegen England zu, von seiner Landschaft zum Schaden beider abzulösen.

Daß überhaupt die heutigen Grenzen Frankreichs vom Jura bis zum Meere unnatürlich und eigentlich nur darauf berechnet sind, die Nachbarstaaten lahm zu legen, dürfte aus dem Vorgesagten sich ergeben haben und überdies nachgerade genugsam bekannt sein. Denjenigen, welche den Krieg beendigen, wird die Aufgabe erwachsen, an die Stelle derselben natürlichere Grenzen zu setzen, nämlich solche Grenzen, welche einen wirklichen Friedensstand, nicht einen Kriegszustand im Frieden, denn das war der bisherige Zustand, herbeiführen können. Wir wollen von diesem Gesichtspunkte aus noch einen kleinen Rückblick auf die sich darbietenden Naturgrenzen werfen, wollen jedoch hierbei ebenso von der Grenze Frankreichs und der Schweiz (am Genfersee und im Jura) wie von der Belgiens und Frankreichs absehen, obwol, was die letztere betrifft, eine Erweiterung des belgischen Gebiets längs der Küste gegen Calais ebenso sehr den nationalen wie den natürlichen Verhältnissen entsprechen würde. Es bleibt danach ausschließlich die Gegend vom Jura bis an die Ardennen ins Auge zu fassen.

Beginnen wir mit dem Rheinthal, so ist hier nicht der Rhein eine natürliche Grenze, wohl aber wird eine solche durch die mächtige Höhe des Wasgenwaldes gebildet. Dieser aber berührt den Jura nicht und hier sagt mancher, daß Deutschland das ganze Elsaß mit Einschluß des einstmals burgundischen Theils, also mit Einschluß von Delle und Belfort, wiedernehmen solle; denn das ist die wichtige Angriffsposition, welche den

Zugang nach Burgund eröffnet. Dieses ist aber nicht ein Grund des Friedens, sondern des Krieges, und mit demselben Rechte würde unter gleichen Verhältnissen Frankreich Altkirch und Pfirt verlangen können, deren Besitz ihm den Eingang des Rheinthals offen hielte. Die Nationen haben sich selbst friedlich, aber mit deutlichem Worte, nämlich durch die Sprache, die große Wasserscheide zur Scheide ihrer Wohnsitze gewählt, und die Staaten sollten diesem Beispiele folgen.

In Lothringen ist die Sache weniger einfach, weil es hier an einer unbedingt maßgebenden und festen Naturgrenze fehlt, wenn auch klar ist, daß die bisherige Landesgrenze, welche, zur linken der mittlern Saar gehend, Frankreich im Besitze der Höhen gelassen hat, eine unnatürliche ist, Deutschland militärisch gefährdet, und das südlichere Deutsch-Lothringen in seiner materiellen Entwickelung hemmt und niederdrückt. Die nächstliegende natürliche Grenze würde die von uns beschriebene sein, welche das obere Saargebiet mit dem in diese hineinverschlungenen Gebiete der deutschen Nied und dem westlich anschließenden Moselgebiet bis zum Einfluß der Orne hinauf zu Deutschland fügte. Diese Grenze empfiehlt sich ebenso gut, wie die des nördlichen Wasgenwaldes zwischen Saar und Rhein, da auch die letztere nordwärts der Römerstraße von Saarbrück (Sarrebourg, Pons Saravi) auf Zabern (Saverne, Tres-Tabernä) eine so scharfe Scheide nicht mehr bildet wie der südlichere Gebirgszug.

Sie ist allerdings auf der Hochfläche etwas gewunden; indeß braucht man die Wasserscheide nicht mit solcher Genauigkeit als maßgebend zu betrachten, könnte dieselbe vielmehr in der Art verkürzen, wie es die Nationen selbst auf solchen Hochflächen z. B. in den Ardennen gethan haben. Eine Linie von Sanct-Georg auf Pontigny und Gondreville, durch welche die diesseits gelegenen und von derselben durchschnittenen vormals und theilweise noch jetzt deutschen Ortschaften dem deutschen Theile verbunden werden würden, bietet eine solche zweckmäßige Verkürzung zu Gunsten Deutschlands, wogegen auf der Moselseite die Linie von Gondreville auf die Ornemündung gezogen werden und auf der andern Seite der Mosel durch eine ähnliche Verkürzung die obengenannten längs der Wasserscheide liegenden altfranzösischen Dörfer vom deutschen Theile ausgeschlossen werden könnten. Das hiermit zu Deutschland kommende Gebiet würde etwa ein Fünftel von Lothringen innerhalb der alten Reichsgrenze, nämlich etwa 77 Quadratmeilen von 384 mit 320000 Einwohnern enthalten.

Wir müssen zugeben, daß sich demnächst in Lothringen noch andere natürlich gleichfalls berechtigte Linien vorfinden. Eine solche läuft, wie oben gesagt, zunächst jenseit der französischen Nied; dann findet sich eine noch stärkere Grenze jenseit der Seille, und diese letztere würde zugleich das weit über die Hochfläche verzweigte Ornegebiet, im ganzen etwa ein zweites Fünftel Lothringens mit Metz als seinem Mittelpunkte, in sich schließen. Dann würde etwa das Meurthegebiet mit der Ebene um Nancy, dann das obere Moselgebiet mit Toul, dann das Maasgebiet um Verdun und endlich das ganze Maasgebiet bis zur großen Wasserscheide zwischen dem Deutschen Meer und dem Britischen Kanal folgen.

Aber eben wenn wir es hier mit einer Anzahl ziemlich gleichberechtigter Linien zu thun haben, so verdient diejenige den Vorzug, welche sich der nationalen Grenze am meisten nähert, wie dies mit der von uns empfohlenen Grenze der Fall ist. Allerdings läßt sie den strategisch wichtigsten Punkt Lothringens, nämlich Metz, draußen, aber sie schließt Diedenhofen (Thionville) in sich; über der deutschen Nied ist sie militärisch etwas vortheilhafter für Frankreich, aber sie ist dagegen über der Seille militärisch für Deutschland etwas vortheilhafter, und man sollte meinen, diejenige Grenze müßte die beste und dauerhafteste sein, welche beiden Theilen gleiche Vortheile bietet.

Lange genug hat Deutschland unter dem Drucke eines eroberungssüchtigen Nachbarvolks gelitten, um zu lernen, daß es allen Völkern gleichmäßig noththut, gerecht zu sein. In der Frage nach den natürlichen Grenzen aber kann nur diejenige Linie als die rechte betrachtet werden, welche in den Wohnsitzen der Völker selbst ihre Grundlage findet; die Begriffe dürfen hier nicht mit den Ereignissen wechseln und die großen Waffenthaten des deutschen Heeres dürfen uns nicht nach dem Besitz eines französischen Landes verlangen machen, so wenig als wir jemals aufhören dürfen, Elsaß und Deutsch-Lothringen als wirkliche Theile Deutschlands zu betrachten.

Denn was diesseit der bezeichneten Grenzen liegt, ist wirklich deutsches Land, war es gleich durch Frankreich vom deutschen Reichsverbande abgerissen; das Volk, das diese Lande bewohnt, ist wirklich deutsches Volk, wurde gleich so mancher darunter durch welschen Betrug uns innerlich entfremdet. Die Entfremdung wird schwinden, wenn ein Volk von deutscher Sprache und Abstammung zu seinem Mutterlande zurückkehrt, während ein gleiches nicht zu erwarten wäre, wollten wir ein national-französisches Land und Volk mit den Grenzen Deutschlands umschließen. Durch die Wiedervereinigung des Elsasses und Deutsch-Lothringens mit dem Deutschen Reiche würde daher der deutsche Landeskörper wie der deutsche Volkskörper heute wie vor einem Jahrtausend zu einem lebendigen und mächtigen Ganzen erwachsen.

Die Zeiten sind vorbei, wo beim Friedensschlusse den Wünschen des Auslandes gegenüber das gerechte Verlangen des deutschen Volks nach den ihm geraubten Ländern schweigen mußte.

Mögen denn, sobald es sich um die Herstellung des Staaten- und Völkerfriedens handelt, diejenigen, welche die Geschicke des deutschen Volkes lenken, es vor Augen haben: daß die Herstellung der natürlichen Grenzen Deutschlands gegen Frankreich nichts anderes bedeutet als Gerechtigkeit gegen das eigene Volk!

Die Heerführer der französischen Armee.

Von H. Bartling.

2) Mac-Mahon.

Wenn wir in unserer biographischen Skizze des Marschall's Canrobert sagten, daß in ihm die Schule Lamoricière's einen treuen Vertreter habe, daß eine seiner hervorstechenden Charaktereigenthümlichkeiten die deutlich erkennbare Sucht nach Effecthascherei und übergroße Bescheidenheit nicht sein Fehler sei, so haben wir es in Mac-Mahon mit einem Charakter zu thun, der dem Canrobert's diametral entgegensteht. Der letztere ist robust, stark, zum Embonpoint neigend, das Haar, der militärischen Sitte in Frankreich entgegen, am Hinterkopf lang und gelockt tragend, das Auge oft schwärmerisch gen Himmel gekehrt, statt mit festem soldatischem Blick geradeaus zu schauen, leicht zugänglich, die Unterhaltung liebend, in Gesellschaft munter, gar oft laut. Mac-Mahon hingegen ist von feiner, man möchte sagen, unansehnlicher Statur, kaum etwas über Mittelgröße, mit Gesichtszügen, die dem flüchtigen Beobachter als nichtssagend erscheinen müssen. Sein ganzes Wesen ist ein mehr in sich gekehrtes, schweigsames, aber durch und durch aristokratisches, und von einer Bescheidenheit, die wenigstens in der französischen Armee kaum ihresgleichen hat. Bis zum Sturm auf den Malakow war sein Name in außermilitärischen Kreisen völlig unbekannt, doch in der Armee war er geschätzt und man hielt ihn

für einen Mann von großen Talenten und militärischen Fähigkeiten und für den besten Reiteroffizier. Durch passiven, subalternen Gehorsam, strenge, nie ermüdende Pflichterfüllung in allen seinen Stellungen, gepaart mit sorgsam gepflegter wissenschaftlicher Ausbildung, durchlief er, ohne Aufsehen zu erregen, alle Grade der militärischen Hierarchie bis zum Divisionsgeneral, machte sich dann durch eine einzige kühne That einen Namen und gewann in einer einzigen Schlacht den Marschallstab von Frankreich. Ob er nun jener bedeutende Feldherr ist, den Frankreich, ja Europa bis heute in ihm zu sehen glaubte, das werden wir in einer, so weit es der Raum erlaubt, möglichst genauen Beleuchtung der zwei Hauptthaten seines Lebens, denen er seinen Namen verdankt, uns klar zu machen suchen. Von vornherein aber müssen wir es aussprechen, daß ihn ein Fehler, den er mit fast allen hervorragenden Generalen des zweiten Kaiserreichs gemein hat, daran hindert, ein bedeutender Heerführer zu sein, und zwar der, zu sehr Specialist zu sein; es ist dies die Folge der mangelhaften französischen Militärausbildung, die mit den großen Fortschritten in allen Zweigen der Wissenschaften nicht Schritt gehalten hat. Wir treffen überall in der Armee in Specialwaffen vorzüglich ausgebildete Offiziere, deren Gesichtskreis aber auch auf ihre Waffe beschränkt ist, was darüber hinausgeht, ist ihnen eine terra incognita. Mac-Mahon ist zum Reiteroffizier ausgebildet worden und erst später zur Infanterie übergegangen. Die Neigung zu seiner Waffe ist ihm geblieben, und unwillkürlich drängt sich uns der Glaube auf, daß ihm jede Fähigkeit abgeht, große, aus allen Waffengattungen zusammengesetzte Armeekörper mit Erfolg zu leiten.

Marie Patrice Maurice de Mac-Mahon wurde am 28. Nov. 1808 auf dem Schlosse Sully im Departement Saône-et-Loire geboren. Er gehört einer alten irländischen Familie an, die ihren Ursprung von den alten Königen dieses Landes herschreibt, die sich den Geschicken der Stuart eng anschloß, für die Sache derselben sich opferte, und dann nach dem Fall dieses Königshauses nach Frankreich übersiedelte. Die Mac-Mahon, infolge ihrer alten nationalen Traditionen, des Ruhms ihrer Vorfahren und ihres historischen Namens, vereinigten sich mit den vornehmsten und edelsten Geschlechtern ihres neuen Heimatlandes und kamen durch Heirath in Besitz des prachtvollen Schlosses von Sully und seiner reichen Domänen. Der Vater des Marschalls, der Marquis Charles Laure de Mac-Mahon, persönlicher Freund Karl's X., zum Generallieutenant im Jahre 1814 und zum Pair von Frankreich 1827 ernannt, war mit einem Fräulein von Caraman verheirathet, aus welcher Ehe vier Söhne und vier Töchter hervorgingen, von denen Marschall Mac-Mahon das jüngste Kind ist. Seine Familie bestimmte ihn wahrscheinlich zuerst für die Kirche, dann, nachdem er einige Zeit unter Aufsicht eines Hofmeisters im älterlichen Hause erzogen und unterrichtet war, wurde er in das kleine Seminar von Autun gebracht. Später jedoch trat er in eine Vorbereitungsschule zu Versailles, die er nur verließ, um am 24. Nov. 1825 militärische Studien in der Schule von Saint-Cyr zu beginnen. Hier verweilte er fast fünf Jahre, und nachdem er infolge eines guten Examens im October 1827 zum Unterlieutenant in der Generalstabsschule ernannt war, wurde er 1830 zum 4. Husarenregiment versetzt und machte in diesem die ersten Kämpfe in Algerien mit. Am 20. April 1831 wurde er zum Lieutenant befördert, nach Frankreich zurückberufen und dem General Achard während der Belagerung von Antwerpen als Adjutant beigegeben, als dieser mit seiner und der Division Janin der französischen Occupationsarmee von Belgien als Avantgarde diente und auf den Straßen von Breda und Bergen-up-Zoom stand. Daß sich hier keine Gelegenheit für ihn darbot, sich auszuzeichnen, liegt auf der Hand, denn der Heereskörper, dem er angehörte, war nur zu einer Beobachtung, resp. Zurücktreibung einer aus Holland herbeieilenden Ersatzarmee bestimmt. Mit seinem Regiment nach Algerien zurückgekehrt, nahm er an manchen kleinen Gefechten theil und erhielt am 10. Nov.

1837 bei der Belagerung von Konstantine seine erste Verwundung, einen Schuß in die Brust. Bei der bekannten Expedition gegen den Col de Mouzaïa war er der erste, der auf der Spitze des Kleinen Atlas ankam. Doch Mac-Mahon zeichnete sich nicht so sehr durch seinen persönlichen ungestümen Muth, als durch seine Vorzüglichkeit als Reiter und sein besonnenes, energisches Handeln aus, wo es galt, eine kühne That auszuführen. Eines Tages, um nur Ein Beispiel anzuführen, befahl ihm der General Achard, nach Beendigung eines heißen Kampfes, in Galop abzureiten, um eine Ordre an einen Bataillonscommandanten zu bringen, der von ihm durch eine Schar Araber getrennt war. „Sie werden eine Escadron Chasseurs zur Bedeckung mitnehmen", sagte ihm der General. „Das ist zu viel oder zu wenig", antwortete der junge Adjutant, indem er seinem Pferde die Sporen in die Seite drückte; „zu viel, um durch den Feind hindurchzureiten ohne bemerkt zu werden; zu wenig, um ihn zu schlagen." Und damit sprengt er allein dahin; die Araber sehen ihn und setzen ihm nach; ein starker angeschwollener, breiter Bergstrom verschließt ihm plötzlich den Weg; doch seinem Pferde die Sporen in die Flanken bohrend, treibt er es zu einer letzten furchtbaren Anstrengung, und gleich einem zweiten Harras, setzt er über den Abgrund; der Sprung gelingt, doch sein Thier stürzt mit gebrochenen Beinen nieder. Die Araber, erstaunt über solche Kühnheit, wagen nicht ihm zu folgen, sondern begnügen sich, ihm einige hundert Flintenschüsse nachzusenden, währenddessen er ruhig seine Mission vollbringt.

Im Jahre 1840 wurde ihm die Erlaubniß seine Waffe zu wechseln, eine besondere Auszeichnung in der französischen Armee. Die zehn Offiziere, die ausersehen waren, die neuerrichteten Bataillone der Jäger zu Fuß zu commandiren, waren aus den besten und bravsten Offizieren der Armee ausgesucht, wie auch daraus hervorgeht, daß noch heute fünf von ihnen eine hervorragende Stellung im Großen Generalstabe der Armee einnehmen. Die Zukunft bewies, daß auch Mac-Mahon auf der Höhe seiner Waffenbrüder stand. Von 1840—52 ist er stets in Algerien garnisonirt gewesen und hat sich während dieser seiner Dienstperiode nicht minder oft wie sein College Canrobert ausgezeichnet, doch wir können des Raumes wegen nur einzelne seiner verschiedenen Waffenthaten hervorheben. Im Jahre 1841 nahm er mit seinen Jägern einen hervorragenden Antheil am Kampfe von Bab-el-Taza, und sein Name wurde in Anerkennung seiner persönlichen Dienste im Tagesbefehl genannt. Im nächsten Jahre avancirte er zum Oberstlieutenant im 2. Regiment der Fremdenlegion und machte als solcher die Expedition von Biskara und Ziban mit, die vom Herzog von Aumale commandirt wurde. Es war dies ein schwieriges Unternehmen. Tief im Süden von Konstantine liegt Biskara, und auf seinen Mauern wehte stolz und ungebeugt noch das Banner Abd-el-Kader's, aufrecht erhalten von einem Theil seiner regulären Truppen und eines von ihm ernannten Khalifahs. Am 4. März traf die vom Prinzen commandirte Colonne vor den Wällen der Stadt an und nach kurzem, blutigem Kampfe dringt Mac-Mahon mit seinem meistens aus Deutschen bestehenden Regiment in Biskara ein. Sobald er im Besitz der Stadt war, sandte der Prinz Mac-Mahon mit seinen Truppen ab, um die Bevölkerungen von Ziban zu unterwerfen und von den äußersten Bergen des Aures den Drajnar von Abd-el-Kader zu verjagen, dessen Gegenwart unter den Stämmen noch immer den Geist der Revolte aufrecht hielt. In dem kurzen Zeitraum von einer Woche entledigte sich der junge Oberstlieutenant seines Auftrags und kehrte dann nach Biskara zurück.

Am 24. April 1845 wurde er zum Obersten ernannt und als solcher zum 41. Linien-Infanterieregiment versetzt. Mit diesem seinem Regiment zeichnet er sich noch in demselben Jahre in den Kämpfen von Djebel-Alhra, von Aïdussa und Aïn-Kebira aus. Zwei Jahre später, am 20. Sept. 1847, als sein Regiment nach Frankreich zurückkehrte, übernahm er das Commando des 9. Infanterieregiments, das zur Ablösung des seinigen von

Frankreich herübergekommen war, und neun Monate darauf, am 12. Juni 1848, avancirte er zum Brigadegeneral. Als solcher empfing er den Befehl über die Subdivision von Tlemcen und hob von hier aus im Jahre 1850, auf Ansuchen seines Vorgesetzten, des Generals Pélissier, der die Division (Provinz) von Oran commandirte, die von Marokko herübergekommenen Stämme der Mezauïr auf und warf sie über die Grenze zurück. Er führte diesen coup de main, wie er es nannte, mit nur zwei Escadrons vom 2. Regiment Chasseurs d'Afrique und zwei Escadrons vom 2. Spahiregiment und einigen Gums aus. Am 6. Sept. beim Anbruch des Tages überfiel er, nach einem langen, beschwerlichen Marsche, die Duars der Mezauïr, nahm ihnen all ihr Vieh und Getreide, machte einen großen Theil der Männer nieder und jagte den Rest in wildester Flucht über die Grenze. Schon im Monat Januar desselben Jahres hatte er die Stämme der Abaïda vernichtet, und im Juni bei den M'zirdas und andern Stämmen des Westens seiner Provinz eine Rundreise gemacht, die einen großen Einfluß auf die Ruhe der Kabylenlande und der Subdivision von Tlemcen ausübte. Am 16. Juli 1852 erhielt er den Rang als Divisionsgeneral, und befehligte als solcher an der Spitze einer Armee von 6500 Mann eine Expedition gegen die Kabylie, die er mit dem Takt und der Sicherheit eines alten erfahrenen Obergenerals leitete. Nach Beendigung dieses Unternehmens übernahm er das Commando der Division (Provinz) von Oran, aus welcher Stellung er im April 1855 abberufen wurde, um im Lager von Châlons die 1. Infanteriedivision zu befehligen. Doch als der Kaiser den General Canrobert aus der Krim zurückberief, bezeichnete er Mac-Mahon als seinen Nachfolger im Commando der 1. Division des Armeecorps unter Bosquet.

Bis hierher hatte das Leben Mac-Mahon's nichts Außergewöhnliches dargeboten; er hatte mit mehr oder weniger Geschick und Auszeichnung nur das gethan, was vor ihm schon manche hundert andere Offiziere der afrikanischen Armee auch gethan hatten. Man kannte wol in der Armee seinen Werth als Offizier, als tüchtigen, intelligenten General, doch mit einem Pélissier, Canrobert und einem Baraguay d'Hilliers und Bosquet konnte er sich noch nicht messen. Er war, ohne je großes Aufsehen zu erregen, während 25 Jahren strenger Pflichterfüllung von einer Stufe zur andern gestiegen und hatte es endlich zum Divisionsgeneral gebracht. Am 18. Nov. 1830 hatte er den Orden der Ehrenlegion erhalten, am 11. Sept. 1837 wurde er zum Commandeur ernannt und am 10. Aug. 1853 war ihm das Kreuz eines Großoffiziers zugesandt worden. Kaum in der Krim angelangt, kaum, wie es die Soldaten nennen, auf seinem Platze warm geworden, erhielt er auch schon den Befehl sich zum Sturm auf den Malakow bereit zu halten. Der Tag des Sturms auf die gefährliche Redoute, diesen Schlüssel von Sewastopol, war es, der den Namen Mac-Mahon zu einem wohlbekannten machte; wir können daher nicht umhin, auf diese That ein wenig näher einzugehen. Am 3. Sept. 1855 hatte der Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen, der General Pélissier, einen Kriegsrath um sich berufen, der aus den Generalen Niel, Bosquet, Thierx, Martimprey, Frossard und dem Commandanten des englischen Geniecorps Sir Harry Jones zusammengesetzt war, und man beschloß einen zweiten und letzten Sturm auf Sewastopol am 8. Sept. zu versuchen. Das Armeecorps unter Bosquet wurde zum Angriff auf den Malakow und die Courtine bestimmt. Die erste Sorge Bosquet's nach seiner Rückkehr in sein Hauptquartier war, unverzüglich den Angriffsplan zu entwerfen und ihn seinen Stabchefs, den Generalen Beuret und Frossard, mitzutheilen. Am Abend des 7. Sept. erschien der General Niel im Lager bei Bosquet und beide ließen Mac-Mahon zu sich entbieten, um ihm die letzten Instructionen und die Nachricht mitzutheilen, daß er mit seiner Division dazu ausersehen sei, den Malakow zu nehmen, und als General Niel ihm gegenüber darauf

hindeutete, von wie ungeheuerer Wichtigkeit für das ganze Unternehmen der Angriff auf diese Redoute sei, antwortete er ganz kaltblütig: „Ich dringe morgen in den Malakow, und seien Sie versichert, ich gehe nicht lebend wieder heraus!" Versetzen wir uns nun im Geiste um 15 Jahre zurück. Es ist der 8. Sept. 1855 und zwar um die Mittagszeit. Die Sturmcolonnen stehen alle an ihrem Posten, und sobald die Zeiger der Uhren, die alle nach der des Obergenerals gestellt sind, auf die zwölfte Stunde zeigen, werfen die Divisions- und Brigadecommandanten als Zeichen zum Angriff ihre Hüte in die Luft, und weithin durch die Laufgräben und die Batterien ertönt der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" Dieser Ruf, tausendfach wiederholt, zittert in aller Mund; er ist das Signal zum Sturm. Offiziere und Soldaten sind Eins in Enthusiasmus und Energie: fast hätte man sagen können, daß die Erde sich aufgethan hätte, um eine Wolke von Kriegern auf die zerstörten Werke der Russen auszuspeien. In demselben Augenblicke wird auch das Fanion des General Bosquet auf der äußersten Brustwehr des Laufgrabens aufgepflanzt, um jedermann den Ehrenposten anzudeuten, den der General sich auserwählt hat, zu gleicher Zeit aber auch als Sammelpunkt für die Offiziere zu dienen, die seiner weitern Befehle bedürfen. Tambours und Hornisten wirbeln und blasen zum Angriff; die Musikbanden der verschiedenen Regimenter spielen Kriegsfanfaren im Rücken der Sturmcolonnen. Es ist ein furchtbares Schauspiel, das nun beginnt! Die 1. Brigade der Division Mac-Mahon hat nur 25—30 Meter zu durchlaufen. Auf das Zeichen ihres Anführers, der ihr mit dem Degen in der Faust den Weg zeigt, stürzt sie sich mit einem donnernden Hurrah, der eine Theil auf die vorspringenden Werke des Malakow, der andere auf die linke Flanke der Bastion, da wo sie an die große Courtine stößt, die durch die Division Lamotterouge angegriffen wird. Die Zuaven und Jäger zu Fuß werfen sich mit Ungestüm auf die Batterie Gervais, die von ihnen im Handumdrehen genommen wird. Wenige Minuten genügen den Soldaten Mac-Mahon's, vor den Außenwerken des Malakow anzukommen. Die steilen Abhänge der Böschungen bieten ernste und schwierige Hindernisse dar; aber die Franzosen, der langen Belagerung müde und auch fühlend, daß, wenn dieser Sturm gleichfalls mislinge, alle Hoffnung auf die Einnahme von Sewastopol aufgegeben werden müsse, werfen sich in die Gräben, klammern sich gleich Katzen an alle Vorsprünge des Bodens an, und ohne, zu ihrem Glück, abzuwarten, daß die Genietruppen herbeieilen, um ihnen den Weg zu erleichtern oder die Gräben auszufüllen, erscheinen sie auf der Krone der Brustmauern und pflanzen kühn das Banner Frankreichs auf die Bastion. Doch das Innere des Werks ist mit geblendeten Gräben durchfurcht, hinter denen sich Russen gegen das Artilleriefeuer der Franzosen schützen. Ueberrascht durch den plötzlichen, ungestümen Angriff, den sie an diesem Tage nicht erwarteten, haben sie kaum Zeit gehabt, aus ihren Zufluchtsorten hervorzubrechen und sich zu formiren. Es war ein Unglück für die Russen, einen Fehler kann man es nicht nennen, daß sie ihre Reserven seit einiger Zeit tief in das Innere der Vorstadt zurückgezogen hatten, um sie vor dem Feuer der Breschbatterien zu schützen; wären diese dem Kampfplatze näher gewesen, so würde es den Verbündeten wie am 7. Juni ergangen sein. Russische Offiziere, ganz allein, mit dem Degen in der Hand, sind die ersten, die auf den Brustwehren erscheinen; sie rufen ihren Soldaten zu, ihnen zu folgen, sie feuern sie durch Stimme und Geberde an; doch die Franzosen, die nun von allen Seiten hereinbrechen, sind schneller; von Secunde zu Secunde vermindert der Tod die kleine heroische Schar der russischen Offiziere, sie fallen, der eine nach dem andern unter den Kugeln und Bajonneten der Zuaven, ohne daß auch nur einer von ihnen seinen Platz verlassen hätte. Doch auch die russischen Soldaten stürmen heran und Belagerer und Belagerte verschmelzen in einem fürchterlichen Handgemenge, einem Handgemenge, wo das Bajonnet im Kampfe von Mann gegen Mann sich keine Bahn mehr

brechen kann; man schlägt mit den Kolben aufeinander los. Die Russen, die ihre schlechten, von Tannenholz gefertigten Gewehrschäfte zerbrochen haben, greifen nach Steinen, Schaufeln, Planken und Balken, die sie aus den Blendwerken reißen. Die Franzosen, die nun in ihrer ganzen Stärke im Innern des Werks angelangt sind, mit bessern Waffen versehen und geübter im Bajonnetkampf, werfen die wenigen Russen über den Haufen, die sich endlich nach dem hartnäckigsten Kampfe in Unordnung auf ihre Reserven zurückziehen, die aus der Stadt zu spät ankommen. Die Turcos haben ihrerseits den einzigen Zugang zur Redoute, der glücklicherweise am Halse derselben lag, übersprungen und unterstützt von den Sappeuren, welche Sandsäcke und Faschinen aufstellen, nehmen sie kühn und nicht ohne Geschick Stellung in diesem Theil der Bastion. Die ganze Division kämpft nur in und um den Malakow gegen die fortwährend herbeiströmenden russischen Reserven mit bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit und behauptet die Redoute, die ihnen keine menschliche Macht mehr entreißen kann. Obgleich weder die Engländer in dem Redan, noch die andern Sturmcolonnen in der Centralbastion, in die sie für einige Augenblicke eingedrungen waren, sich behaupten konnten, so bewirkte doch dieser allgemeine Angriff auf die ganze südliche Befestigungslinie, daß die Russen ihre Reserven zersplittern mußten und sie nicht zu einer letzten großen Anstrengung auf den Malakow verwenden konnten, um ihn den Franzosen wieder zu entreißen. Beide Armeen fühlten, daß der Malakow der goldene Schlüssel war, der den Sieg ein für allemal entscheiden mußte. Die Gardezuaven, die Reserve unter dem General von Wimpffen, ein Bataillon Voltigeurs und mehrere Compagnien der Grenadiergarde unter dem Befehl des Oberstlieutenants von Brettville langten endlich an, um die Division Mac-Mahon zu verstärken. Unaufhörliches Ringen, plötzliche Angriffe, allgemeine oder partielle Kämpfe in jedem Augenblick, Kartätschenhagel und Bombenregen; doch die Franzosen, einmal Meister des Malakow, widerstehen dem Choc der Russen. General Mac-Mahon hatte wahr gesprochen, als er dem General Niel antwortete, daß er aus dem Malakow lebend nicht herausgehen würde.

So ist es denn nun unter dem Hin- und Herwogen des entsetzlichen und unentschiedenen Kampfes 5 Uhr geworden; da plötzlich kracht die Erde, dumpfer Donner rollt über die Häupter der Kämpfenden dahin, gewaltige Feuermassen und Dampfwolken hüllen den Malakow und die ganze linke Seite der Courtine ein, die Luft wird durch die zu Tausenden herumfliegenden schwarzen, verkohlten Massen verdunkelt. Von Schreck gebannt, fast versteinert, halten die französischen Colonnen an, tiefe Seelenangst schnürt die Brust aller zusammen. Ohne Zweifel, der Malakow ist in die Luft gesprengt und die Division Mac-Mahon mit allen ihr zugesandten Verstärkungen, eingeschlossen in der Redoute, muß unter ihren Trümmern begraben sein. Ein verderblicher Schlag für die Armee der Verbündeten! Die Secunden, die den niederschmetternden Zweifel von der Wirklichkeit trennen, werden der angsterfüllten Armee zu Stunden. Doch endlich fängt der Pulverdampf an sich zu verziehen und man gewahrt, daß die Tricolore noch ruhig auf der Brustwehr weht. Ein Stein fällt den Soldaten, den Offizieren, den Generalen vom Herzen, und hingerissen von Freude, einigen sie sich unwillkürlich in dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ Die Katastrophe war nicht eine so große, wie man im Anfang gefürchtet hatte; die Explosion hatte in der Batterie von sechs Kanonen stattgefunden, die auf dem linken Flügel der Courtine stand und unter der Division Lamotterouge schreckliche Verwüstungen angerichtet; eine große Anzahl von Soldaten war getödtet oder verwundet, der General selbst war fast ganz unter den Trümmern begraben und hatte das Augenlicht verloren. Schon fingen die von Schreck und Angst erfüllten Truppen an, nach den Laufgräben zurückzuflüchten, und es war sehr zu fürchten, daß die Russen diese plötzliche Unordnung benutzen würden, um aufs neue zur Offensive überzugehen. Doch

der General Dulac, unterstützt vom muthigen Bataillonscommandanten Janingros, der sich später als Oberst der Fremdenlegion im mexicanischen Feldzuge so hervorthat, fangen die Flüchtigen auf und werfen sie mit dem letzten Rest der Reserven auf die verlassenen Werke der Courtine; diese Flankenbewegung rettete die Franzosen. Doch die Nacht bricht herein und das Feuer wird von beiden Seiten nach und nach schwächer.

Die Franzosen hatten gesiegt, doch theuer, sehr theuer war der Sieg erkauft worden; 5 Generale waren gefallen, 4 schwer verwundet und 6 blessirt, und dazu 7551 todte Soldaten. Aber sie achteten des Verlustes nicht, denn der Malakow, der Schlüssel zur Stadt, war ja in ihren Händen geblieben und Mac-Mahon's Name, wie wir schon bemerkt haben, mit dieser Einnahme ein weltbekannter geworden. „Es ist unmöglich, schöner im Feuer dazustehen!" so rief der General Pélissier aus, als er seinen Adjutanten an Mac-Mahon absandte, um ihm anzuempfehlen, sich vom höchsten Punkte der Brustwehr, wo er sich aufgestellt hatte, um seine Division zu lenken, zurückzuziehen. Beim ersten mal, als ihm diese Zumuthung gemacht wurde, ließ er dem General-en-Chef für seine Güte danken, doch als sich diese Zumuthung in eine Art von Befehl verwandelte und sich fünfmal wiederholte, da wurde er ungeduldig und verbat sich jede weitere derartige Bemerkung.

Nach dem Frieden, als ihm der Kriegsminister zu seiner Erholung einen längern Urlaub anbot, schlug er denselben aus und blieb ohne Unterbrechung im activen Dienste. Im Jahre 1856 erhob ihn der Kaiser zum Senator, und als solcher betrug er sich, wie immer in seinem Leben, ruhig und bescheiden, aber auch muthig, indem er sich entschieden der liberalen Partei anschloß, wenn man überhaupt von einer solchen im französischen Senat sprechen kann. Doch Afrika forderte aufs neue seine Dienste, er wurde 1857 abgesandt, um unter dem Marschall Randon die letzte große Expedition gegen die Kabylen zu leiten, welche diese stets unruhige Gegend endlich vollständig unterwarf und für immer beruhigte. Am 24. Mai überstieg er mit seinem Corps die steilen Abhänge des Atlas, in denen die Beni-Raten wohnen, und nahm die Städte Tacheraich, Belias, Afensu und Imaïseren mit Sturm. Später rückte er nach Suk-el-Arba vor, bezwang es ebenfalls und marschirte dann auf Ischeriden, wo er am 24. Juni ankam. Hier wurde seiner Siegeslaufbahn zum ersten mal ein ernstes Hinderniß entgegengesetzt, und wir glauben behaupten zu dürfen, daß er hier schon seine erste Niederlage gefunden haben würde, wenn ihn nicht die Deutschen vor einer solchen bewahrt hätten. Werfen wir einmal einen flüchtigen Blick auf diesen in den Annalen der französischen Armee für immer denkwürdigen Tag. Die ganze Widerstandskraft des Feindes hatte sich in Ischeriden, einer schwer zugänglichen Bergstadt in der Jurjura, concentrirt. Die Kabylen vertheidigten sich in ihrer Stellung hinter künstlichen, kaum zu nehmenden Werken. Keiner ihrer vielen Hinterhalte, keine ihrer Verschanzungen war jemals in den Händen der Franzosen gewesen. „Kühne, wilde Gegner", so schreibt Mac-Mahon selbst in seinem Bericht an den Gouverneur, „erwarteten uns festen Fußes und stießen ein fürchterliches Gebrüll aus, als unsere Colonne bis auf Schußweite den Verschanzungen nahe rückte." Selten war man in Algerien auf so gut angelegte Befestigungswerke gestoßen, noch niemals war man einem so hartnäckigen Widerstande begegnet wie hier zu Ischeriden. Der Sturm auf die Stadt hatte mit Tagesanbruch begonnen, es waren die Zuaven, Turcos und das 54. Linienregiment, die mit bekannter Bravour den Kampf eröffnet hatten; die Fremdenlegion, 1800 Mann stark, stand in der Reserve. Länger als drei Stunden kämpften die Franzosen, ohne auch nur eine Hand breit Boden zu gewinnen; vergebens griffen sie die Kabylen mit dem Bajonnet an, vergebens krochen sie auf dem Bauche bis dicht unter die Wälle der Stadt, vergebens hatten sich die Offiziere kühn mit der Pistole und dem Säbel in der Hand an die Spitze ihrer Leute gestellt und sie zu immer

neuen Sturmangriffen auf die Stadt geführt; sie wurden unbarmherzig mit einem wohlgezielten Feuer zurückgetrieben und zu Hunderten niedergemacht. Mac-Mahon, Zeuge dieses Gemetzels ohne allen Erfolg, dachte bereits daran, den Rückzug der Sturmcolonne anzubefehlen, da fiel sein Auge auf die dunkeln, unbeweglich dastehenden Bataillone der Fremdenlegion, und sein Entschluß war geändert. Er gibt Befehl, daß sich ihre Elitecompagnien, Grenadiere und Voltigeure, zur Colonne formiren und die Spitze ihrer Bataillone nehmen. Und nun, gleich einer Lavine, alles vor sich her zu Boden werfend, stürzen sich diese Soldaten, denen niemals eine Belohnung für ihre vielen Heldenthaten von den eifersüchtigen Franzosen geworden, auf die Verschanzungen der Kabylen, voraus die Grenadiercompagnie des 3. Bataillons, 95 Mann stark, zum größten Theil aus Baiern, Schwaben und Rheinländern bestehend, und kaum eine Viertelstunde später hört man herzzerreißendes Geschrei und weithin hallende Hurrahrufe von den Wällen von Ischeriden herschallen: es ist der letzte höchste Aufschrei der Niederlage. Es war ein entsetzlicher, blutiger Augenblick, ohne Erbarmen, ein Augenblick, wo die Kolbenschläge und Bajonnetstöße den Hieben des Flissa antworteten; wo das Zischen der Kugeln das Aechzen der Verwundeten übertönte, wo die Offiziere, blind gegen alle Gefahr, ihren Soldaten vorauseilten, gleichsam als wollten sie dem Siege eine Gasse öffnen. Was die Zuaven, die Linie und die Turcos seit drei Stunden unter furchtbarem Verlust vergebens versucht hatten, das wurde von den Deutschen, die unter der Fahne des Fremdlings dienten, in einer halben vollbracht. Sie allein waren es, die den Kampf wiederherstellten, sie allein pflanzten die Tricolore auf die Wälle der eroberten Stadt und trieben die Kabylen in der wildesten Flucht vor sich her. Zwar empfingen die Ausländer von ihren französischen Kameraden herzliche, warme Glückwünsche für ihre muthige That; für einen Augenblick hingerissen von Bewunderung, vergaßen diese alles Gefühl von Eigenliebe, lobten ohne Rückhalt jene, welche die Ehre des Tages gerettet hatten, doch später, als der Tagesbefehl und der Rapport erschien, da hatte französische Undankbarkeit schon alle Dienste der Fremden vergessen, kein Wort von den Heldenthaten der Fremdenlegion drang nach Frankreich, viel weniger noch nach Deutschland; alles, was bei Ischeriden geschehen, wurde auf die Rechnung der Zuaven und Turcos gesetzt. Diese große Expedition gegen die Kabylen, die hier bei Ischeriden ihren Haupterfolg errungen hatte, endigte wenige Tage darauf mit der Einnahme der größten Stadt der Kabylen, Aït-el-Hassem, im Lande der Beni-Yenni, und Mac-Mahon kehrte mit seinen Truppen in ihre Standquartiere zurück. Endlich, während der neuen Organisation von Algerien, wurde er durch Decret vom 31. Aug. 1858 mit dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht der Colonie betraut.

In dieser Stellung, inmitten einer Krisis, welche die Erhaltung Algeriens für einen Augenblick ernstlich in Frage stellte, wußte der General durch seine Klugheit, durch seinen versöhnlichen Geist und seinen Einfluß schwere Conflicte zu vermeiden, die zwischen der Civilverwaltung, die nun plötzlich den Vortritt in den Geschäften erlangt hatte, und den Militärbehörden, die nicht mehr wie früher sich in alle Angelegenheiten des Landes mischen durften, auszubrechen drohten. Doch diese Periode dauerte bekanntlich nicht lange und das plötzliche Scheitern des algerischen Ministeriums brachte den Säbel aufs neue wieder an die Spitze der Verwaltung. Als man sich in Frankreich zum italienischen Feldzuge zu rüsten anfing, und noch ehe die Corpscommandanten der Armee bestimmt waren, bezeichnete doch schon jedermann Mac-Mahon als einen der Generale, denen in diesem Kriege eine hervorragende Rolle zugedacht sei, denn, obgleich noch jung, war er doch durch seinen heroischen Angriff auf den Malakow ein populärer General geworden. Während des ganzen Kriegs waren die Augen Frankreichs hauptsächlich auf ihn und sein Armeecorps gerichtet, und seine Persönlichkeit war bis zu den Niederlagen

bei Weißenburg und Wörth eine ebenso hervorragende wie die der berühmten Marschälle des ersten Kaiserreichs. Er war es, der mit seinem Corps am 3. Juni um 8½ Uhr morgens aus seinem Bivuak zwischen den Chausseen von Novara und Mailand aufbrach und über Galiate marschirend den Tessin oberhalb Turbigo zuerst überschritt. Mit seinem Stabe auf der Höhe von Robechetto angekommen, bemerkte er eine Kirche. Schnell steigt er vom Pferde, eilt die Stufen hinauf, die zur Thurmspitze führen, und recognoscirt von hier aus die vor ihm liegende Ebene. „Ich nahm plötzlich wahr", sagte er in seinem Rapport an den Kaiser, „daß ich etwa 500 Meter vor mir eine Colonne Oesterreicher hatte, die von Buffalora herzukommen schienen und auf Robechetto mit der augenscheinlichen Absicht zumarschirten, sich dieser Stadt zu bemächtigen." Mac-Mahon verläßt schnell sein Observatorium und ruft seinen Offizieren zu, ungesäumt zu Pferde zu steigen. Im Galop sprengt er nach Turbigo zurück, um seine Dispositionen zum Kampfe zu treffen. Während dieser Zeit trifft auch der Kaiser ein. Mac-Mahon beeilt sich, ihm von der Annäherung des Feindes Mittheilung zu machen und ihm die seinem Stabe bereits übergebenen Ordres zu unterbreiten, Ordres, welche der 1. Brigade der Division Lamotterouge mitgetheilt werden sollten. General Lamotterouge, kaum vor wenigen Stunden auf den Höhen von Robechetto angelangt, gab demzufolge sogleich Befehl zum Angriff und mit einem Regiment Turcos, dann etwas später mit dem 45. Linienregiment nahm er in kurzer Zeit Robechetto, die Oesterreicher mit dem Bajonnet daraus verjagend; am Abend desselben Tags setzte sich Mac-Mahon mit seinem ganzen Corps in dem Orte fest.

Wir sind mit dieser durch die Franzosen ausgeführten Besitzergreifung von Robechetto an dem großen Wendepunkte im italienischen Kriege angelangt. Gyulay, dem nach der Schlacht von Palestro endlich die Augen über die großen Fehler, die er begangen hatte, aufgegangen waren, wußte sich weder Rath noch Hülfe. Der französische rechte Flügel unter Canrobert hatte bisjetzt noch nicht die Sesia überschritten und das Hauptquartier Napoleon's war noch zu Vercelli. Gyulay hätte jetzt noch seine verlorene Position wiedergewinnen können, wenn er schnell genügende Streitkräfte zwischen Vercelli und Novara concentrirt hätte und dann unverzüglich über die Agogna vorgegangen wäre. Clam-Gallas' Corps (1.) stand schon theilweise zu San-Martino am Tessin, Buffalora gegenüber, Zobel lagerte mit seinem Corps bei Robbio, Liechtenstein wenige Meilen westwärts von Sant'-Angelo, Schwarzenberg (3.) bei Mortara mit Mensdorff's Brigade schwerer Cavalerie. Wenn Gyulay nur ein wenig Muth und Entschlossenheit gehabt hätte, so konnte er ohne große Schwierigkeit in der Nacht vom 31. Mai alle seine Truppen bei Novara zusammenziehen; doch er besaß nicht Genie genug eine solche Bewegung einzusehen, geschweige sie auszuführen, eine Bewegung, die vor allem Geist, Entschiedenheit und Präcision verlangte. Den Vorstellungen seiner Stabschefs, die ihn zu einem kühnen und entschiedenen Vordringen bewegen wollten, erwiderte er, daß er eine so schwere Verantwortung nicht auf sich nehmen könne. „Was würde der Kaiser, sein Herr sagen, wenn das Resultat eine Niederlage, und ihre Consequenzen die Vernichtung der ihm übergebenen Armee sein würde?" Damit wollte er Vorstellungen und Rathschläge von Männern wie Kuhn, Chef seines Generalstabs, widerlegen; seinen Corpscommandanten aber würdigte er nicht einmal eine Antwort. Zobel hatte früh am Morgen des 1. Juni gehört, daß die Franzosen im Vordringen auf Novara begriffen seien. Er sandte deshalb ungesäumt zu Gyulay, um ihn hiervon in Kenntniß zu setzen und ihn zu bitten, den Rest des 2. Corps (Liechtenstein) von Mortara, das ganze 3. (Schwarzenberg) aus der Umgegend von Vespolate mit seinem eigenen concentrisch auf einen Punkt zwischen Novara und Vercelli sich bewegen zu lassen, während Clam-Gallas, von Buffalora aus auf den gedachten Ort hin vordringend, die feindlichen Colonnen, sobald diese ihrerseits

vorgehen sollten, aufhalten müsse. Dieser Plan war vortrefflich, aber für einen Mann von Gyulay's Charakter unausführbar und unpraktisch. Nicht einen Augenblick hörte er auf den Rath Zobel's, sondern jeden Gedanken an Action aufgebend, befahl er, unter dem unterdrückten Misfallen und Murren seiner Offiziere, einen allgemeinen Rückzug über die Brücken von Vigevano und Bereguardo. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Gyulay zu dieser Zeit nichts weniger vorhatte als die Lombardei zu verlassen, und daß er, um dieselbe in Scene zu setzen, entschlossen war, Pavia und Piacenza in die Luft zu sprengen. Er telegraphirte dem Kaiser nach Verona, um ihn von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Daß der Kaiser aber dasselbe mit Entrüstung aufnahm, ist deutlich durch die Hast bewiesen, mit der er den General Heß an den Tessin sandte. Dieser Offizier traf Gyulay bei Tagesanbruch am Morgen des 3. Juni nahe bei Bereguardo und hatte dort eine lange Unterredung mit ihm. Die österreichische Armee hatte zu dieser Zeit schon ihren Rückzug über den Tessin vollständig bewerkstelligt. Das 2. und 7. Corps unter Liechtenstein und Zobel war über Vigevano marschirt, das 8. und 5. Corps unter Benedek und Stadion über Bereguardo, das 3. Corps unter Schwarzenberg deckte den Rückzug und zog sich unbelästigt auf Vigevano zurück. Das 9. Corps unter Schaffgotsch stand noch ruhig zu Pavia und Piacenza. Das Resultat der Zusammenkunft von Heß und Gyulay war der Entschluß, daß noch schnell irgendetwas gethan werden müsse, um den Uebergang der Franzosen über den Tessin zu verhindern. Es war jedoch schon morgens in aller Frühe bekannt, daß die Franzosen den Tessin bei Turbigo, nordwestlich von Magenta, bereits überschritten hatten, doch unbekannt, daß sie auch schon in San-Martino waren und die Brücken bei Buffalora in einem so guten Zustande gefunden hatten, daß sie ohne Gefahr darübermarschiren konnten. General Heß, im Gegentheil, hatte alle Ursache zu glauben, daß die Brücken zu San-Martino und Buffalora gesprengt seien, und daß daher noch vollkommen Zeit vorhanden sei, Truppen heranzuziehen, um sich dem weitern Uebergang der Verbündeten über den Tessin mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht entgegenzusetzen. Daß die Minen unter der Buffalorabrücke versagten, lag an einem Versehen der Ingenieure, die für kleinere Sprengungen bestimmtes Pulver zu denselben verwendet hatten, in der Hoffnung, es werde ihnen leicht sein gröberes von Mailand herbeizuschaffen, doch unglücklicherweise befand sich kein Pulver mehr in den dortigen Magazinen. Nichts von diesem Fehlschlage wissend und nur einen Angriff von Turbigo her erwartend, begnügten sich die Oesterreicher, die Cordon'sche Brigade vom Clam-Gallas'schen Corps vorzuschieben, um Turbigo von Castano bis Robechetto zu überwachen, die beiden übrigen Brigaden vom Clam-Gallas'schen Corps zu Buffalora belassend, zwei Brigaden vom Liechtenstein'schen zu Magenta und Ponte di Magenta und eine dritte zu Robecco, während, um die rechte Flanke auf dieser Linie zu verstärken, Reischach's Division vom Zobel'schen Corps nach Corbetta, ungefähr 3 Meilen westlich von Magenta, vorgeschoben wurde. Auf diese Weise befand sich die österreichische Linie durchaus nicht dem Tessin oder der Hauptmacht der französischen Armee gegenüber, sondern war rechtwinkelig dem Flusse zu aufgestellt. Der rechte Flügel stand auf der Hochebene, durch welche der Kanal Naviglio-Grande fließt, das Centrum zu Magenta und der rechte Flügel zu Corbetta. Die Verbündeten, die fest glaubten, zu Magenta 125000 Oesterreicher vor sich zu haben, hatten in der That nur 25- oder 30000 Mann sich gegenüber, denn Gyulay hielt den Rest der Armee am Morgen des 9. Juni an den Punkten, die es ihm möglich war ungefähr beim Eintritt der Dunkelheit zu erreichen. Schwarzenberg mit dem 3. Corps lag zu Abbiate-Grosso östlich vom Naviglio-Grande, Zobel mit der Hälfte des 7. Corps südlich von ihm und hinter Abbiate-Grosso auf den Feldern zwischen Gaggiano und Casteleto, Stadion mit der Hälfte des 5. Corps zu Casteleto und der Rest westlich vom Na-

viglio-Grande und Fallavecchia herum auf dem Wege von Bereguardo, Benedek südöstlich bei Binasco.

Am Abend gegen $8\frac{1}{2}$ Uhr traf bei Gyulay die Nachricht ein, daß die Verbündeten die Brücke von San-Martino besetzt hätten; aber daß die Minen von Buffalora versagt, davon hatte er keine Ahnung, und alles weist darauf hin, daß auch Clam-Gallas, der nahe bei dem Orte stand und es auch hätte wissen sollen, mit diesem ernsten Unfall ebenfalls unbekannt war. Hierzu kam, daß die Oesterreicher durch die endlosen Märsche der letzten fünf Tage bis zum Tode ermüdet, während der ganzen Nacht in ihren Bivuaks verblieben und Clam-Gallas, Liechtenstein und Reischach mit nur 30000 Mann allein ließen, um sich so gut als möglich gegen den auf den andern Tag von den Verbündeten festgesetzten Angriff zu vertheidigen. So vereinigten denn die Franzosen und Piemontesen auf ihrer Seite mit Entschiedenheit und Geschick auch noch das größte Glück. Sie nahmen auf dem rechten Ufer des Tessin von Trecato im Süden bis zur Brücke von Turbigo im Norden eine außerordentlich starke Flankenstellung ein. Wie wir schon weiter oben gesehen haben, stand Mac-Mahon mit seinem ganzen Armeecorps bereits zu Turbigo auf dem linken Ufer, und gegenüber dem französischen Centrum war die Passage über den Tessin gleichfalls gesichert, da die Brücke von Buffalora nicht gesprengt war. Gegenüber den Verbündeten waren nur die drei halben Corps von Clam-Gallas, Liechtenstein und Zobel, die nicht allein Buffalora, Ponte di Magenta, Magenta, Robecco und Corbetta zu halten hatten, sondern auch noch die Bewegungen Mac-Mahon's zu Turbigo überwachen mußten und zu diesem Behufe eine Brigade zu Robechetto und Castano aufstellten. Clam-Gallas' Corps war schwach, da nach einem langen ermüdenden Marsch von Böhmen her nur die Spitze der Colonne auf dem Wege von Mailand erschienen war, und Liechtenstein's Corps war durch Detachements geschwächt, die zu andern Zwecken bestimmt waren als auf dem Schlachtfelde mitzuwirken.

Wir müssen uns nun für einen Augenblick mit der Natur des Bodens beschäftigen, auf dem die Schlacht von Magenta geschlagen wurde. Vom Tessin, einem breiten und bedeutenden Fluß, weiter zu sprechen ist unnöthig. Dieses Hinderniß war auch bereits überwunden zu Turbigo im Norden, da man Mac-Mahon erlaubt hatte, denselben ohne Schwertstreich zu passiren, zu San-Martino und Buffalora im Süden, da die Brücken nicht gesprengt oder doch nur unvollständig gesprengt waren. Parallel indessen mit dem Tessin fließt in einer Länge von einer halben deutschen Meile ein ungefähr 30 Fuß breiter Kanal, der Naviglio-Grande. Von der Brücke über den Tessin, bei San-Martino, führen drei Wege über den Kanal. Der nördlichste derselben kreuzt den Kanal bei Buffalora, der nächste läuft auf der Chaussee von Novara nach Mailand und kreuzt den Kanal bei Ponte di Magenta und südlich davon ist die Eisenbahn, die, nachdem sie den Kanal überschritten, auf einem gewöhnlichen flachen Gleise auf einer Hochebene sich hinzieht. Da der Kanal auf einem hohen Grunde liegt, so steigen die drei soeben genannten Wege bis zu seiner Einfassung auf beiden Seiten bergan. Der Feldweg, der nördlich von Buffalora läuft, ist vom directen Wege nach Magenta und Mailand am westlichen Punkt durch eine Entfernung von ungefähr einer Viertelstunde getrennt, während der, welcher die Eisenbahn entlang läuft, nicht mehr als 500 Schritt entfernt ist. Kurz, der directe Weg nach Mailand mag die Hauptlinie genannt werden, von welcher der Weg nach Buffalora und die Eisenbahn die Seitenläufer sind, die Eisenbahn jedoch der großen Chaussee stets näher bleibend als der Weg von Buffalora. Die Oesterreicher hielten die drei Brücken über den Naviglio-Grande mit Kanonen besetzt. Die Buffalora allein von den dreien war zerstört, die beiden andern unterminirt, doch die Minen, aus dem bereits angeführten Grunde, ohne Pulver. Südlich von der Eisenbahn kreuzt ein nicht mehr befahrener Weg die alte Straße nach Magenta, den Naviglio-Grande, nahe bei Ponte-Vecchio di

Magenta. Südlich davon liegt Robecco, zwischen dem Naviglio und dem Tessin, mit einer Brücke über den erstern. Um nun ferner die Schwierigkeiten zu zeigen, mit denen die Verbündeten ihrerseits zu kämpfen hatten, ist es nothwendig, die Beschaffenheit des Terrains zu betrachten, über das sich der Naviglio-Grande hinzieht. Der Kanal, der für die Bewässerung gezogen ist, liegt hoch auf einem rückenartigen Plateau, das im Norden von Buffalora aus südlich nach Robecco zulaufend eine halbrunde Kette bildet, auf deren Gipfel der Kanal gegraben ist. Auf diese Weise liegt dem Tessin eine hohe Ufereinfassung gegenüber, und die Wege, die den Kanal kreuzen, sind durchschnitten; die Bodenerhöhung aber auf jeder Seite gibt den Vertheidigern große Vortheile, da ein feindlicher Truppenkörper, der die Wege entlang marschirt, von oben her bestrichen werden kann, wozu dann noch der Nachtheil kommt, daß er, sobald er sich einer der Brücken nähert, eine Art von Hohlweg passiren muß.

Die Aufstellung der Franzosen am Morgen des 4. Juni war folgende: während das Corps unter Mac-Mahon und die Division der Gardevoltigeure von Turbigo aus vordringen sollten, auf dem linken Ufer des Naviglio-Grande nach Magenta und Buffalora zu, unterstützt durch die ganze piemontesische Armee, sollten die Grenadiere und Zuaven der Garde in der Front die Felder angreifen, die nach dem Naviglio auf Buffalora und Ponte di Magenta zulaufen; Canrobert's Corps sollte diese Bewegung unterstützen und das Corps unter Niel als Reserve zu Trecate verbleiben. Um 7 Uhr morgens begann Mac-Mahon seinen Marsch, indem er seine Truppen in zwei Theile theilte; mit der einen Division drang er von Robechetto nach Buffalora vor, mit der andern westlich nach Magenta zu. Er hatte $2^1/_2$ Meilen auf Wegen zu marschiren, die dicht mit Bäumen und außerdem noch bis zu einem gewissen Grade durch Zerstörung der Brücken und andere Hemmungsmittel ungangbar gemacht waren, ehe er diesen Platz erreichen konnte. Die österreichische Brigade Cordon, kaum 4000 Mann stark, zog sich durch Robechetto auf Buffalora zurück, das Vordringen des Feindes soviel als möglich aufhaltend. Zu gleicher Zeit, gegen 7 Uhr morgens, concentrirten sich die Zuaven und die Gardegrenadiere zu San-Martino, und Clam-Gallas sandte an Gyulay, der zu Abbiate-Grosso stand, die Nachricht, daß seine linke Flanke durch starke feindliche Massen ernstlich bedroht sei, denn nicht allein seien starke Truppenmassen zu San-Martino aufgestellt, sondern er sei auch aus der Richtung von Trecate und Novara her durch dichte Colonnen bedrängt. Gyulay versichert in seiner Depesche, daß er die Absicht gehabt habe, nun sogleich mit dem ihm zu Gebote stehenden Corps vorzudringen, doch die Folge zeigte, daß er nichts von alledem that, und mehrere Stunden auf die unverantwortlichste Weise unthätig blieb, indem er nur Clam-Gallas, der die drei Brigaden vom Liechtenstein'schen Corps unter sich hatte, anbefahl, Magenta unter allen Umständen zu halten. Das Schwarzenberg'sche Corps zu Abbiate-Grosso war nur $1^1/_4$ Meilen von Magenta entfernt, das halbe Zobel'sche und das halbe Stadion'sche $1^3/_4$ Meile von diesem Platz, zu Casteletto, die andere Hälfte des Stadion'schen Corps aber zu Morimondo in einer Entfernung von $2^1/_2$ Meilen und das Benedek'sche bei Binasco $3^1/_4$ Meilen weit. Wenn es nun für Benedek mit seinen Truppen und für die eine Hälfte des Stadion'schen Corps zu weit war, um zur rechten Zeit auf dem Kampfplatze zu erscheinen, so konnten wenigstens das 3., 7. und 5. — und das waren $2^1/_2$ Armeecorps — das Feld früher erreichen als Mac-Mahon, der $2^1/_2$ Meilen zu marschiren hatte, um vor Magenta zu erscheinen. Dennoch erreicht das 3. Corps von Abbiate-Grosso aus, doch nur ein Marsch von $1^1/_4$ Meilen, Magenta nicht vor 3 Uhr nachmittags, — Zobel traf erst eine Stunde später ein, und die Division Lilla langte erst ganz spät zu Corbetta an, das 5. Corps aber nahm in der That gar keinen Antheil am Kampfe. Eile würde den Oesterreichern um so günstiger gewesen sein, als die Verbündeten während ihres Marsches auf ganz unerwartete Hindernisse ge-

stoßen waren. Um 10 Uhr morgens waren die Zuaven und Grenadiere der Garde über den Tessin auf Feldwegen, die nach Buffalora und Magenta führen, und die Eisenbahn entlang vorgeschoben worden; der Zweck ihres Vordringens war, wenn möglich eine zweite Brücke über den Tessin zu schlagen, anstatt direct zum Sturm auf die Höhen, die den südlichen Damm des Naviglio-Grande bilden, überzugehen. Clam-Gallas war noch ohne Verstärkung, als es 11 Uhr schlug; er sah, daß sich die Franzosen zu einem energischen Vordringen auf Buffalora und Ponte di Magenta anschickten, er sah den Augenblick herannahen, wo sich dieser Kampf auf weite Distanz in einen Kampf von Mann gegen Mann verwandeln würde. Er war ferner über die Bewegung von Turbigo unterrichtet, denn Cordon mit seiner Brigade zog sich vor dem fast fünffach überlegenen Feind zurück. Er fühlte, daß es jetzt die Zeit war, wo er der Hülfe am meisten bedurfte; denn mit seiner geringen Truppenmacht konnte er kaum hoffen, eben nur den Angriff von San-Martino her abzuschlagen. Demzufolge sandte er seinen Adjutanten gegen 11 Uhr nach Abbiate-Grosso, um schnelle Verstärkung zu fordern. Doch Gyulay setzte sich erst um 12½ Uhr in Bewegung, den Generalen Zobel, Schwarzenberg und Stadion anbefehlend, ein Gleiches zu thun. Während dieser Zeit nun hatte der Angriff, den Clam-Gallas vorhergesehen und gefürchtet, bereits stattgefunden. Um die Mittagszeit drangen die Grenadiere und Zuaven, von Artillerie unterstützt, zu gleicher Zeit auf den Feldwegen vor, die nach Buffalora und Ponte di Magenta führen. Die mehr nördliche Colonne hatte einen harten Kampf zu bestehen, bevor sie ihre Absicht erreichen konnte; doch der Angriff auf Ponte di Magenta wurde in unglaublich kurzer Zeit mit bestem Erfolge ausgeführt. Die Zuaven oberhalb der Chaussee von Novara nach Mailand vordringend, die Grenadiere in dem tiefer gelegenen Grunde zwischen der Chaussee und der Eisenbahn, stürmen den Damm des Naviglio, gewinnen die Brücken und behaupten sich dort, ungeachtet der gewaltigen Anstrengungen Clam-Gallas', mit seltener Bravour. Sie hatten sich hier nicht allein gegen ein mörderisches Kartätschen- und Kleingewehrfeuer aus der Front zu halten, nein auch gegen ein ununterbrochenes Schützenfeuer aus der Flanke, das die Oesterreicher auf sie aus den Häusern von Ponte di Magenta und denen, die ostwärts unterhalb des Dammes am Naviglio-Grande entlang stehen, unterhielten. Keine Verstärkungen kamen auf beiden Seiten an. Canrobert's Marsch von Novara her war durch die äußerst schlechten Wege und hundert andere Hindernisse aufgehalten worden. Mac-Mahon, dem die kleine Cordon'sche Brigade sehr viel zu schaffen machte, war noch nicht erschienen; der Kaiser, von einem Thurme nahe der Brücke von San-Martino, schaute auf den Kampf mit Zeichen der höchsten Unruhe. Wenn Clam-Gallas jetzt Verstärkungen erhalten hätte, dann war die Schlacht unwiederbringlich für die Verbündeten verloren, doch es schlug 2 Uhr, ehe sie erschienen, und da war Buffalora, Ponte di Magenta und der Naviglio-Grande bereits in den Händen der Franzosen. Jetzt, um das Unglück der Oesterreicher voll zu machen, hörte man bereits den Kanonendonner der Colonne unter Mac-Mahon, die von Buffalora her auf dem Wege von Robechetto vorrückte. Es war klar, daß nun die Oesterreicher, die zur Hülfe von Clam-Gallas herbeigeeilt waren, nicht allein Buffalora und Ponte di Magenta zurückerobern, sondern auch noch einen großen Theil ihrer Leute absenden mußten, um sie Mac-Mahon entgegenzuwerfen. Die Truppen von Clam-Gallas' und Liechtenstein's Corps, die aus Buffalora und Ponte di Magenta vertrieben waren, wurden abgesandt, um Mac-Mahon im Schach zu halten, der, mit seinem Corps auf den Wegen von Buffalora und Magenta vordringend, durch die Bewegung der Oesterreicher plötzlich seine beiden Divisionen voneinander getrennt sah. Mac-Mahon, der fest glaubte, daß sein Corps durchbrochen und in zwei Theile geschnitten sei, zog schnell seinen rechten Flügel vom Wege von Buffalora und warf sich mit seiner ganzen Stärke auf Magenta. Er deckte diese schwierige Bewegung auf erfolgreiche Weise mit Hülfe seiner

Reserve unter General Camon. Während diese Operation von den Franzosen ausgeführt wurde, drang die Division Reischach vom 7. Corps, vom rechten Flügel der Oesterreicher bei Corbetta herbeieilend, in Magenta ein, und sich dann in zwei Colonnen theilend, Reischach an der Spitze der einen, Lebzeltern an der Spitze der andern, rückten sie im Sturmschritt, die erste auf Ponte di Magenta, die zweite auf Buffalora vor. Die Attake dieser beiden Brigaden war so gewaltig, daß sie alles wie ein Sturmwind vor sich hertrieb. Die Franzosen wurden aus Ponte di Magenta und Buffalora mit dem Bajonnet herausgeworfen und verloren zwei Kanonen. Doch glücklicherweise hatte Canrobert's Corps die ihm in den Weg gelegten Hindernisse beseitigt; ferner hatte der Kaiser bereits die Division Vinoy aus den Reserven unter Niel von Trecate herbeigezogen, von der eine Brigade unter Picard, mit Zuaven und Garde jetzt auf dem Kampfplatze erschien. Mitten im Artillerie- und Kleingewehrfeuer drängte man mit diesen frischen Truppen die Oesterreicher auf den Feldwegen und dem Kanaldamm zurück; es kam nun zu einem ernsten Handgemenge. Lebzeltern fiel und dann Reischach, und Fuß bei Fuß mußten die Oesterreicher zurückweichen, als auch die frischen Truppen unter Canrobert gegen sie von San-Martino her heranrückten. Der Himmel, gleichsam als wollte er zürnen über dies unmenschliche Gemetzel, hing düster und schwarz über dem Schlachtfelde, wo so viele Tausende im heißen Kampfe gegeneinander wütheten.

Gegen den rechten Flügel der Oesterreicher richtete Mac-Mahon alle seine Anstrengungen. Eine kleine Farm, Cascina Nuova genannt, außerhalb von Magenta gelegen, die Eisenbahnstation und der Schienenweg selbst, auf dem die Franzosen vordrangen, waren Zeugen eines solennen Heroismus. Auf beiden Seiten kämpfte man im Handgemenge mit dem Bajonnet und dem Kolben, doch die Franzosen gewannen Zoll für Zoll mehr Boden, während zu Buffalora und Ponte di Magenta die Garde und die Zuaven mit ihren Verstärkungen alles aufboten, um Magenta im Rücken zu nehmen. Gyulay war indessen nach Robecco hinaufgeritten, wo die Reserve der Kinzel'schen Brigade von Liechtenstein's Corps lag. Jetzt, um 3 Uhr nachmittags, gab er sich alle erdenkliche Mühe, das Schwarzenberg'sche Corps in den Kampf zu bringen, doch Schwarzenberg begann in diesem Augenblick erst seinen Vormarsch und seine Nachhut war weit entfernt. Gleichwol mußte irgendetwas gethan werden, um das siegreiche Vordringen des Feindes aufzuhalten. Gyulay nahm daher die Kinzel'sche Brigade in seine eigene Hand, warf sich mit ihr von Robecco an der Südseite des Naviglio-Grande entlang, um die französischen Colonnen, die sowol die alte Chaussee von Ponte-Vecchio di Magenta als auch die nördlich von ihr liegenden Wege besetzt hielten, in die Flanke und den Rücken zu fassen. Als das Schwarzenberg'sche Corps herbeikam, wurde es brigadenweise in derselben Richtung vorgeschickt. So drangen die Kinzel'sche und die Hartung'sche Brigade auf der nördlichen Seite des Naviglio-Grande zum Sturm auf Ponte-Vecchio di Magenta vor, die Ramming'sche ebenso auf dem südlichen Ufer. Ponte Vecchio di Magenta wurde genommen, verloren und unter dem Donner der Kanonen und dem noch furchtbarern Donner der himmlischen Artillerie, die über das Schlachtfeld dahinbrüllte, wiedergewonnen; die Franzosen eroberten die Position wieder und versuchten von da aus Robecco anzugreifen. Als der vierte Angriff der Oesterreicher abgeschlagen wurde, da führte der Oberst von Edelsheim vom 10. Husarenregiment (Preußen-Husaren) ein Reiterstück aus, das wenig seinesgleichen in der Geschichte hat. Es war ihm der Befehl zugegangen, durch einen Cavalerieangriff das Gefecht wiederherzustellen. Er stellte sich an die Spitze einer Schwadron und wie ein Blitz fuhr er über das Feld, das mit Weingärten besäet und mit Gräben und Dämmen durchschnitten war, in die Kreuz und Quer reitend und alles vor sich niedersäbelnd. Die österreichische Brigade Großherzog von Hessen nahm

den ihr gegebenen Vortheil wahr und suchte zum fünften mal die Schlacht auf den Feldwegen zum Stehen zu bringen. Doch am Ende waren die Oesterreicher gezwungen sich zurückzuziehen mit ihrem linken Flügel auf Robecco, mit ihrem rechten und ihrem Centrum auf Corbetta, da Mac-Mahon vom Norden her Magenta zu heftig bedrängte. Zwei ungarische Regimenter, nicht gerade vom besten Muth beseelt, waren von Cascina Nuovo in die Straßen von Magenta geflüchtet; ein anderes Regiment, das von Mailand mit der Eisenbahn kam, wurde ohne Schwertstreich gefangen genommen. Was nun die schon erwähnten beiden ungarischen Regimenter anbetrifft, so fiel ein großer Theil derselben Mac-Mahon in die Hände.

Und nun rollte die Flut der Schlacht in die Straßen von Magenta. Von Haus zu Haus wogte sie hin und her, bis die Dunkelheit kam und ihren Mantel über das grausige Schlachtfeld deckte. Mac-Mahon zog sich nördlich von Magenta zurück, doch Ponte di Magenta und Buffalora blieben in den Händen der Franzosen. Das Clam'sche und das Liechtenstein'sche Corps waren auseinandergesprengt, doch Gyulay hatte noch das 5. und 8. zur Hand, mit diesen und dem 3. unter Schwarzenberg und den Ueberbleibseln des 7. unter Zobel hätte er am 5. Juni die Schlacht aufs neue beginnen können. Die Nacht war hereingebrochen, ohne den Alliirten die Gewißheit zu geben, daß der Sieg der ihre war. Alle Truppen, die auf den Feldwegen am Naviglio und in Magenta selbst gefochten hatten, waren zurückgezogen worden, um sich zu reorganisiren; Trochu's Brigade allein verblieb zu Ponte di Magenta. Mac-Mahon selbst gab zu, daß keine Entscheidung erkämpft war. Der Kaiser in einem Bulletin, von dem der „Moniteur" wohlweislich die Ortsangabe wegließ, von dem wir aber wissen, daß es auf dem rechten Ufer des Tessin am Morgen des 5. geschrieben war, telegraphirte an die Kaiserin: „daß an diesem Tage die Armee ruhen und sich organisiren werde". Die Oesterreicher, es ist wahr, hatten eine Menge tüchtiger Offiziere verloren; die Generale von Reischach, von Burdino, von Dürfeld, von Lebzeltern und von Wetzlar waren todt oder verwundet und 15000 Mann getödtet, gefangen oder vermißt. Doch die Franzosen hatten gleiche Verluste erlitten: die Generale Espinasse und Cler waren gefallen, Wimpffen und Mellinet schwer verwundet. Die österreichischen Truppen hatten unter den ungünstigsten Verhältnissen gefochten, Verhältnisse, die nur zu bekannt sind und hier nicht wiederholt zu werden brauchen.

Daß wir uns bemühten, soweit es in unsern Kräften stand, ein genaues und keinem der fechtenden Theile mehr als dem andern günstiges Bild der Schlacht vor den Augen des Lesers zu entwerfen, hat einen doppelten Grund; erstens wollten wir zeigen, welch einen Theil Mac-Mahon, dem die Entscheidung des Tages zugeschrieben wurde, am Kampfe genommen, und dann wollten wir den Lesern durch eine eingehende Schilderung der Schlacht den Beweis liefern, daß die im Eingange unserer Skizze gemachten Bemerkungen über Mac-Mahon's Fähigkeiten nicht allen Grundes entbehrten, ihnen zugleich aber auch die Möglichkeit darbieten, auf diesem Schlachtfelde, wo er den Marschallstab fand, die ersten Aufklärungen zu seinen Niederlagen im gegenwärtigen Kriege aufzufinden. Was auch die französischen Militärschriftsteller de Césena und de Bazancourt über diese Schlacht sagen mögen, wir schließen uns dem weit richtigern Urtheil Rüstow's an, der in seinem Werke über den italienischen Feldzug, wo er sich nur über die Fähigkeiten Napoleon's als General irrte, über die Schlacht von Magenta wörtlich Folgendes sagt: „Verfolgt wurden die Oesterreicher von den Franzosen zunächst gar nicht. Der Kampf hatte am 4. Juni zu lange gedauert, als daß an diesem Tage noch viel hätte geschehen können. Außerdem waren die Oesterreicher am Ende des Kampfes noch in so guter Ordnung, als es nur eine siegreiche Truppe nach der Schlacht sein kann, und sie hatten mehr Reserven als die Franzosen. ... Man sieht sehr leicht ein, daß, gewannen die Oesterreicher klar den Sieg auf dem Schlachtfelde, das Corps von Mac-Mahon

verloren war, es würde vom Tessin bei seinem Uebergange über den Fluß nordwärts in die Berge gedrängt sein und Napoleon konnte in diesem Falle vielleicht nur dadurch etwas zu seiner Rettung beitragen, daß er, am Mariglio aufgehalten, über die Brücke von San-Martino zurückkehrte und am rechten Ufer des Tessin aufwärts vor den Oesterreichern Turbigo zu gewinnen suchte."

Recapituliren wir nun kurz die Thaten Mac-Mahon's. Seine Hauptthat war, daß er auf dem Schlachtfelde, nachdem er sein Corps durchschnitten glaubte, eine allerdings gut ausgeführte Bewegung mit seinem rechten Flügel nach Magenta zu machte, eine Bewegung, die, wenn die Oesterreicher Herren des Schlachtfeldes geblieben und Gyulay nicht so unverantwortliche Fehler begangen und statt sich zurückzuziehen, am 5. Juni wieder angegriffen hätte, mit der Vernichtung seines Corps geendet haben würde. Wir nehmen deutlich wahr, daß, wie auch im gegenwärtigen Kriege von 1870, nur ungestümes Angreifen und Hazardspielen der einzige Plan der französischen Generale war, ein Plan, der nur gelingt und zwar nur theilweise gelingt, wo der Gegner aller strategischen Kenntnisse bar und ohne alle Energie ist. Die Schlacht von Magenta zeigt nichts weiter als die grenzenlose Unfähigkeit des österreichischen Feldherrn und die Superiorität der Franzosen im ungestümen Angriff und in ihrer Artillerie. Und wenn auch die officielle Depesche des Kaisers sagt, daß sich Mac-Mahon an diesem Tage mit Ruhm bedeckt habe, so wollen wir dies im Großen und Ganzen gelten lassen, nur leugnen wir, daß er sich als großer, genialer Feldherr gezeigt habe. Der Kaiser erhob ihn auf dem Schlachtfelde zum Marschall von Frankreich und gab ihm den Titel eines Herzogs von Magenta.

Bei Solferino commandirte der neue Marschall gleichfalls das 2. Armeecorps. Seine Richtung war nach Cavriano zu und er befand sich hier im Centrum der Armee zwischen den Corps von Niel und Baraguay d'Hilliers. Der General Auger, der mit der Artillerie unter seinem Befehl stand, hielt durch eine geschickte Aufstellung seines weitreichenden Geschützes eine starke Colonne von Oesterreichern auf, die von Giudizzolo kam. Mac-Mahon sandte das 45. Linienregiment auf San-Casino und die Turcos drangen bis nach Cavriano vor; dieses 2. Regiment schwankte eine Zeit lang; als aber die Voltigeure der Garde, die auf den Höhen von Solferino standen, bis Cavriano vorgedrungen war, fanden sie dort schon die Turcos vor und gegen 6 Uhr zogen sich das 1. und 2. Corps der Oesterreicher zurück, die ebenfalls durch den rechten Flügel der Franzosen unter Niel mit der Unterstützung des Canrobert'schen Corps zurückgedrängt wurden. Was die Schlacht von Solferino vor den unparteiischen Augen der Geschichte zu bedeuten hat, wissen wir; daß die Franzosen sie als einen großen Sieg ausposaunten, gleichfalls. Sie verloren 22000 Mann an Todten und Verwundeten, die Oesterreicher dagegen nur 17000 Mann; das Resultat der Schlacht aber war der eilige Friede von Villafranca.

Nachdem die französische Armee aus Italien heimgekehrt war, wurde dem Marschall Mac-Mahon das Commando über das 2. Militärarrondissement, das aus der 3. und 4. Militärdivision besteht und sein Hauptquartier zu Lille hat, übergeben. Einige Jahre später, als der Herzog von Malakow gestorben war und durch diesen Tod der Posten als Generalgouverneur von Algerien vacant wurde, wählte ihn der Kaiser als den Nachfolger Pélissier's. Was er als Generalgouverneur von Algerien seit dem Jahre 1864 geleistet hat, kann nicht in den engen Rahmen dieser Skizze fallen. Nur das sei erwähnt, daß unter seiner Administration die furchtbare Hungersnoth im Jahre 1866 ausbrach, die mehr als 300000 Araber dahinraffte; gleicherweise zeichnete sich seine Verwaltung durch den unerquicklichen Streit mit dem Erzbischof von Algier, Monsignore Lavigerie, aus, ein Streit, der übrigens damit endete, daß die Militärgewalt, die sich in die Verwaltung der vom Erzbischof geschaffenen Wohlthätigkeitsanstalten einmischen wollte, zur

Ruhe verwiesen wurde. Mac-Mahon's Thaten im Kriege von 1870 zu schildern, in welchem er gleich bei dem Beginn die wichtige Schlacht von Wörth verlor, in der Entscheidungsschlacht von Sedan aber schwer verwundet wurde, muß der eingehenden Darstellung dieses Kriegs überlassen bleiben.

3) Marschall Bazaine.

In Marschall Bazaine, dem Oberbefehlshaber der sogenannten Rheinarmee im Kriege von 1870, haben wir einen der wenigen französischen Soldaten vor uns, an dem die Sage, daß jeder gemeine Soldat in Frankreich den Marschallstab in der Tasche habe, in Erfüllung gegangen ist. Doch trotzdem müssen wir offen gestehen, daß wir eine Art Widerwillen empfinden, diesen Mann zu schildern, den die Wogen eines ungewöhnlichen Glücks zu dem höchsten militärischen Posten in seinem Vaterlande getragen haben. Wüßten wir auch nur Eine ehrenhafte, große Episode im Leben dieses Marschalls zu finden, oder böte dasselbe, wie dasjenige des alten Marschalls Blücher, eine Reihe von Heldenthaten und einen reichen Anekdotenschatz dar, dann würden wir uns gern bescheiden und an ihm loben, was zu loben wäre. Doch das alles ist nicht der Fall. Ein eigenthümliches, kaum zu beschreibendes Gefühl beschleicht uns, wenn wir die französische, die „große" Nation betrachten und finden, daß im Augenblick der höchsten Gefahr, neben dem Herrscher, die beiden am schlechtesten berufenen Personen des Volks, der Graf von Palikao und der Marschall Bazaine, am Staatsruder stehen. In Canrobert und Mac-Mahon stehen vor uns wenigstens Männer, deren Privatleben von allem Makel rein ist; der erste ist ein frommer, etwas fanatischer, sittenstrenger Mann, der andere ein Adelicher in des Wortes bester Bedeutung. Was aber Bazaine ist, das werden wir sehen, wenn wir sein Leben und seine Thaten näher betrachten.

Bazaine wurde am 13. Febr. 1811 zu Versailles geboren. Wer seine Aeltern waren ist uns unbekannt geblieben, da in diesem Augenblick die Archive des Kriegsministeriums, wo sich die alten Feuilles de matricules und die alten Conduitenbogen der Soldaten und Offiziere befinden, unzugänglich sind. Er ist, abgesehen von Leboeuf, der jüngste der Marschälle. Am 28. März 1831 trat er als Freiwilliger in das 37. Linienregiment und wurde kurze Zeit darauf als Fourier zur Fremdenlegion gesandt. So unbedeutend diese Ernennung auch an sich selbst ist, so bietet sie doch den Schlüssel zu manchen Vorgängen im Leben Bazaine's. Es ist eine allgemeine Sitte in der französischen Armee, desperate, charakterlose, aber mit einigen Fähigkeiten versehene Soldaten und Unteroffiziere, die in den Rängen der übrigen französischen Regimenter eine üble Rolle spielen würden, zur Fremdenlegion, jetzt Fremdenregiment, zu versetzen, oder Unteroffizieren, die fürchten, wegen irgendeines Vergehens vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, zu erlauben, ihre Tressen abzulegen und als Gemeine schnell im Fremdenregiment unterzutauchen, wo sie jedoch, da sie Franzosen sind, durch Avancement bald wieder an die Oberfläche kommen. Die Zeit, wo Bazaine in die Fremdenlegion eintrat, war gerade ihre Glanzperiode, und ein Avancement in diesem Confluxus canaljorum aller Länder konnte einem nur einigermaßen mit Schulkenntnissen versehenen Franzosen nicht fehlen. Diese Umstände waren es, die auch dazu beitrugen, daß er im März 1833, nach kaum zweijähriger Dienstzeit, zum Unterlieutenant ernannt wurde; ein Avancement, das man noch besser versteht, wenn man die endlosen und blutigen Kämpfe dieser Zeit in Afrika, in denen die Fremdenlegion immer voran war, ins Auge faßt und wenn man ferner bedenkt, daß in Frankreich stets ein fühlbarer Mangel an Offizieren herrscht, die in der Militärschule gebildet sind. Während der großen Expedition an der Makta im Jahre 1835 erhielt er seine erste Verwundung, und die letzte, wenn wir nicht sehr irren,

im Kampfe von Melegnano, 1859. Kaum 24 Jahre alt und nach einer Dienstzeit von nur vier Jahren, wurde er zum Lieutenant ernannt und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion.

Als im Jahre 1835 die große karlistische Erhebung in Spanien ausgebrochen war, ging er mit der ganzen Legion in den Dienst der Königin-Regentin über. Wie muthig sich die französische Legion unter den Fahnen von Isabella geschlagen, ist zur Genüge bekannt, sowie man auch begreift, daß sich militärische Fähigkeiten in einem Kriege ausbilden müssen, der so lange dauerte und so blutig war wie der erwähnte. So hatte denn Bazaine Gelegenheit, in Navarra, Catalonien und Aragonien zu fechten, die Taktik und die Heldenthaten eines Zumala-Carréguy und Cabrera, und die Fehler eines Valdez, Cordova, Espleta, Evans und selbst die eines Espartero zu studiren. Eine uns vorliegende kurze französische Notiz über das Leben des Marschalls Bazaine sagt, daß er während des spanischen Kriegs im französischen Hülfscorps die Stelle eines Bataillonscommandanten und später die eines Stabschefs dieser Heeresabtheilung innegehabt hätte, doch scheint diese Angabe allen Grundes zu entbehren. Vergebens haben wir die officiellen Berichte und die Tagesbefehle aus diesem denkwürdigen Aufstande durchsucht, aber nicht einmal den Namen Bazaine auffinden können. Wol lesen wir, daß am 27. Juni 1837 im Kampfe von Barbastro, wo der constitutionelle General Oraa von den Karlisten in die Flucht geschlagen wurde, die Fremdenlegion im Augenblick, wo die Flucht der Christinos zu einem wahren sauve qui peut wurde, sich dem nachdringenden Feinde in den Weg warf und fast ganz aufgerieben wurde. Die Truppe, welche Algerien mit einem Effectivbestand von 5000 Mann verlassen hatte, zählte am Tage nach der Schlacht von Barbastro nicht mehr als 380 Soldaten aus den verschiedenen Bataillonen und Compagnien, die von einem Kapitän commandirt nach Pamplona einzogen. So der officielle Bericht; und wo bleibt da die Stellung Bazaine's als Bataillonscommandant und Stabschef? oder war er vielleicht jener Kapitän, der die letzten Ueberreste dieser muthigen Schar führte? Bei seiner Rückkehr nach Frankreich 1838 wurde Bazaine im 4. Linienregiment als Lieutenant eingeschoben und ging mit diesem nach Afrika, wo er sich bei der Blokade von Milianah auszeichnete. Während der folgenden sechs Jahre bleibt sein Name in völliges Dunkel gehüllt; kein Tagesbefehl, keine kühne That spricht für ihn und von ihm; er macht seinen Weg, wie das sehr häufig in der französischen Armee der Fall ist, in der Schreibstube oder durch hervorstechenden Servilismus. Nach sechs Jahren erscheint er in der Rangliste der Armee als Bataillonscommandant und empfängt 1845 das Offizierkreuz der Ehrenlegion. Dennoch war er mehr oder weniger Civilbeamter und bis zum Jahre 1850 als Chef eines Bureau arabe thätig, in welcher Eigenschaft er sich durch ein schlaues, stets zu Intriguen bereites Handeln ausgezeichnet haben soll; denn überall, wo es galt, einen den verschmitzten Arabern gewachsenen Unterhändler zu finden, da warf man sein Augenmerk auf Bazaine. Nach der Unterwerfung Abd-el-Kader's wurde er zum Oberstlieutenant befördert und 1850 als Oberst bei dem 55. Linienregiment in Frankreich angestellt. Doch das magere, wenig einbringende Garnisonsleben in Frankreich gefiel ihm nicht und er bestürmte deshalb das Kriegsministerium mit Bitten um eine Versetzung nach Afrika. Man willfahrte ihm, indem man ihn zum 1. Fremdenregiment versetzte, das er denn auch 1854 in den Krimkrieg führte. Am Ende desselben Jahres wurde er zum Brigadegeneral ernannt und als solcher an die Spitze der beiden Fremdenregimenter gestellt. Seine Brigade, die der 3. Division des 1. Armeecorps angehörte, nahm thätigen Antheil an den Operationen in diesem Feldzuge; Bazaine soll sich mit seinen Fremdenregimentern besonders in den Schlachten an der Alma und bei Inkerman sowie beim Angriff auf die Centralbastion ausgezeichnet haben; doch die französischen officiellen Berichte schweigen hartnäckig darüber, sei es nun, daß man der Thaten der Fremden-

legion nicht gedenken wollte, oder sei es, daß ihr Antheil an den Kämpfen ein zu unbedeutender war, um hervorgehoben zu werden, genug, wir finden den Namen Bazaine's mit seiner Brigade niemals erwähnt vor der Einnahme des Malakow. Unmittelbar aber nach derselben wurde er mit seinen Soldaten in die eroberte Stadt gelegt und zum Commandanten von Sewastopol ernannt, was uns schließen läßt, daß eben seine Brigade beim Sturm wenig oder gar nicht thätig war, sondern in der Reserve stand, um nun ungeschwächt und unermüdet die Truppen abzulösen, die am 8. Sept. so heiß gekämpft hatten. Noch ein anderer Grund, weshalb dem General Bazaine mit seiner Legion die Ehre zutheil wurde Sewastopol zu besetzen, ist wol der, daß die Franzosen, stets und überall wo sie die Fremdenlegion zur Hand haben, diese zu Arbeiten benutzen, die sie ihren eigenen Leuten nicht gern zumuthen mögen, wie das Säubern von Straßen, das Begraben der Todten u. s. w.; das in Trümmern liegende Sewastopol bot mehr als genügende Arbeit für die armen Fremdlinge dar. Am 22. Sept. 1855 avancirte Bazaine zum Divisionsgeneral und commandirte als solcher die Landtruppen bei der Einnahme der kleinen Festung Kinburn. In der Zeit von der Rückkehr der Franzosen aus dem Krimkriege bis zum italienischen Feldzuge stand Bazaine mit seiner Division in Frankreich, wo er häufig mit Truppeninspectionen beauftragt wurde. Als die Armee in Italien einrückte, gehörte er dem 1. Armeecorps unter Baraguay d'Hilliers an.

Wenn sich Bazaine nun bis hierher nicht wie Canrobert und Mac-Mahon ausgezeichnet hatte, so kann ihm doch das Verdienst nicht abgesprochen werden, wenn es ein Verdienst ist, daß er in hoher Gunst bei seinen Vorgesetzten stand. In der Schlacht von Melegnano aber, wo er seine zweite Verwundung erhielt, zeigte er Muth und militärische Fähigkeiten. Wir wissen, daß nach der Schlacht von Magenta Gyulay sich entschlossen hatte den Rückzug anzutreten, doch, wie er am 4. Juni unglaubliche Fehler begangen, so verlor er am 5. Juni den Kopf ganz und gar. Um seinen Rückzug zu decken, wäre es nothwendig gewesen, irgendein starkes Corps vorzuschieben. Er hatte eine ganze Division vom Stadion'schen Corps, die Division Lilla zur Hand, die noch gar nicht im Feuer gewesen war. Anstatt nun mit dieser oder mit einem andern Corps frischer Leute sich den Rücken zu sichern, wählte er die Brigade Hartung, um diese Aufgabe auszuführen, eine Brigade, welche am vorhergehenden Tage während mehrerer Stunden im Feuer gewesen war und eine Menge Leute verloren hatte. Diese Brigade, aus dem Regiment Großherzog von Hessen zusammengesetzt, rückte früh am Morgen des 5. Juni, vor, um Ponte di Magenta zu stürmen, das vom General Trochu mit seiner Brigade besetzt war. Unter dem Feuer der Stürmenden begann die österreichische Armee langsam ihren Rückzug; der Angriff der Hartung'schen Brigade aber war den Worten des Fürsten Schwarzenberg zufolge nichts weiter als „die letzte heroische Anstrengung eines braven Regiments". Der Rückzug wurde indessen in guter Ordnung ausgeführt; das Vordringen der Hartung'schen Brigade aber am 5. Juni war nur ein nutzloses Aufopfern von Menschen. Die Verbündeten waren ganz und gar nicht in der Verfassung, die Oesterreicher nahe zu verfolgen, und als sie hörten, daß der Rückzug bereits begonnen habe, soll Mac-Mahon ausgerufen haben: „Nun, wenn sie so ihre Vortheile aufgeben, dann müssen wir davon Nutzen zu ziehen suchen." So am Abend des 5. Juni, während die Oesterreicher auf Melegnano, Lodi und Codogno zurückgingen, rückten die Franzosen gegen Mailand vor. Am 6. Juni wurde die Hauptstadt der Lombardei von den Verbündeten besetzt und Marschall Baraguay d'Hilliers begann die Verfolgung, indem er auf Melegnano vordrang. Am 8. Juni griff er Benedek, der hier stand, an. Es war ein unnützer Kampf, in welchem die Franzosen weit mehr Leute verloren als die Oesterreicher, ein Kampf, der vielleicht zu Ehren der französischen Waffen unter Franz I. auf der Ebene von Marignan (Melegnano) in Scene gesetzt wurde. Wir erwähnen diesen Kampf

nur, weil Bazaine hier zum ersten mal Gelegenheit fand sich auf hervorragende Weise auszuzeichnen. Die drei Divisionen des 1. Corps, Forey, Ladmirault, Bazaine, dringen nur mit Mühe auf dem von der Artillerie des 2. Corps unter Mac-Mahon gedeckten Wege vor, welche unter Baraguay d'Hilliers an der Operation gegen Melegnano theilnehmen sollte.

In dem Plane, den der alte Marschall entwarf, Melegnano den Oesterreichern zu entreißen, fiel Bazaine mit seiner Division die Rolle zu, auf der großen Chaussee über San-Giuliano die Stadt in der Front anzugreifen, während Forey den rechten und Ladmirault den linken Flügel commandirten. Es war fast 5 Uhr abends, als die Spitze der Bazaine'schen Colonne über den letztgenannten Ort schnell auf Melegnano vordringt. Die Chaussee, breit und gerade, hat an beiden Seiten Gräben, die voller Wasser sind, und steht mit den Feldern, die sie durchschneidet, durch kleine steinerne Brücken in Verbindung. Zur Linken gewahrt man in der Mitte von Obstgärten einige Dächer und die Spitze eines Kirchthums — das ist San-Brera, auf das Bazaine mit seiner Division zumarschirt. Bald gelangt er in Sicht von Melegnano; eine Entfernung von höchstens einer Viertelstunde trennt ihn noch von der Stadt. Es ist 6¼ Uhr. Zahlreiche Tirailleurs schützen seine Front. Der General hält an der Spitze seiner Colonne. Die Compagnie der Zuaven, welche die Vorhut bildet, schwärmt zur Rechten und zur Linken der Chaussee aus, während 6 Geschütze mit dem 12. Infanterieregiment sich mitten auf der Chaussee aufstellen und das Feuer auf den Platz beginnen. Die Oesterreicher demaskiren gleichfalls ihre Artillerie und antworten mit einem dichten Kugelregen. Ihre Kartätschen fegen die Chaussee entlang, auf der die Franzosen in tiefer Aufstellung Posto gefaßt haben. Diese sehen ein, daß sie entweder vorwärts oder rückwärts müssen, und Bazaine läßt deshalb seine Schützenlinien, nach Abfeuerung einiger Salven, energisch vordringen. Die Oesterreicher, die ihre Geschütze vor der Stadt aufgestellt hatten, sind genöthigt, sich in das Innere derselben zurückzuziehen. Die Franzosen suchen nun sowol auf der Chaussee als auf Umwegen in die Stadt einzudringen und es gelingt ihnen auch an verschiedenen Stellen Fuß zu fassen. Doch nun beginnt ein Kampf, in dem die Oesterreicher Meister sind, ein Kampf in den Straßen der Stadt. Haus für Haus ist eine Citadelle, Zoll für Zoll in jeder Straße wird mit staunenswerther Hartnäckigkeit vertheidigt und nur unter ungeheuern Verlusten gelingt es den Franzosen, mit Bazaine an der Spitze bis in die Mitte von Melegnano vorzudringen. Doch die Hauptmacht der Oesterreicher hat sich um das alte Schloß concentrirt, das am Ausgange der Stadt an dem Wege von Lodi und Pavia liegt. Es ist eine wahre kleine Festung, die von kühnen, todverachtenden Soldaten vertheidigt wird. Das 1. Zuavenregiment mit seinem Obersten Paulze d'Ivoy an der Spitze, gefolgt vom Oberstlieutenant Brincourt mit dem 33. Linienregiment, stürmen das Schloß, doch schwer ist der Verlust, den sie erleiden, ja für eine kurze Zeit war der Adler des Linienregiments in Gefahr. Vergebens suchen die beiden Regimenter die Oesterreicher aus dem Schlosse und den umliegenden Häusern zu vertreiben. Der Oberst der Zuaven fällt und mit ihm der zweite Bataillonscommandant des Linienregiments sowie mehrere Hauptleute von neuherbeieilenden Truppen. Während nun so der Kampf an diesem Punkt hin- und herschwankt, hat sich Bazaine mit dem Ueberrest seiner Division in Besitz der Stadt gesetzt und dringt nun, in demselben Augenblick, wo auch der alte Marschall Baraguay d'Hilliers auf dem Kampfplatz erscheint, um durch seine Anwesenheit die Truppen anzufeuern, an der Spitze des 37. Regiments bis vor das entgegengesetzte Ende der Stadt, um die Oesterreicher in den Rücken zu fassen. Diese kühne und geschickte Bewegung gelingt, doch als er muthig an der Spitze seiner Leute gegen die von den Oesterreichern besetzten Häuser vorrückt, erhält er eine Verwundung, die ihn kampfunfähig macht. Die Schlacht wüthet fort, doch

erst, nachdem sich die beiden Armeecorps (Baraguay d'Hilliers und Mac-Mahon) um Melegnano concentrirt haben, gelingt es den Franzosen, die Oesterreicher zum Rückzuge zu zwingen, der wie immer in diesem Kriege mit musterhafter Ordnung ausgeführt wird.

In der Schlacht von Solferino leitete Bazaine unter Baraguay d'Hilliers den Angriff auf den Kirchhof des Ortes, und sein rechtzeitiger Befehl zum Vorrücken der seiner Division angehörenden sechs Geschütze soll viel zur endlichen Einnahme dieses so heroisch vertheidigten und nicht minder heroisch eroberten Platzes beigetragen haben. Nach Beendigung des Feldzuges blieb Bazaine noch eine Zeit lang mit seiner Division in Italien stehen und kehrte erst im Jahre 1860 nach Frankreich zurück.

Hiermit schließt nun der erste Act im Leben Bazaine's. Jetzt werden wir ihn auf einem andern Schauplatze sehen, wo er Gelegenheit hat, alle seine ihm angeborenen Anlagen zu entwickeln. Wir werden durch eine möglichst genaue Schilderung seiner Thätigkeit in Mexico zu zeigen suchen, worin diese Anlagen bestehen. Am 24. Sept. 1862 war der General Forey mit 40000 Franzosen in Veracruz ans Land gestiegen, unter ihm befehligten die Generale Felix Douay und Bazaine. Forey marschirte mit dem größten Theil seiner Truppen unmittelbar auf Orizaba, wo noch der General Lorency mit 2000 Franzosen stand, die der verbündeten Occupationsarmee angehört und einen so blutigen Empfang vor Puebla erlitten hatten. Bazaine selbst blieb mit dem 3. Zuavenregiment, demselben, das in der Schlacht bei Wörth fast bis auf den letzten Mann aufgerieben wurde, in Veracruz. Vom Monat October 1862 bis zum Februar 1863 blieben die Franzosen vollständig unthätig, dann endlich beschloß der General Forey auf Puebla vorzudringen und am 18. März war man so weit gelangt, die Belagerungsarbeiten gegen die Stadt zu beginnen. Am 23. war der erste Laufgraben auf der Seite von Ceno San-Juan, wo sich das Hauptquartier befand, eröffnet, gegen das Werk, das den Namen Penitencier führt. Am 27. abends gegen 5 Uhr wurde diese Position durch drei Sturmcolonnen, die unter dem Befehl von Bazaine standen, für einige Augenblicke eingenommen, mußte jedoch wieder verlassen werden, da man sich gegen das heftige Kreuzfeuer der Mexicaner nicht halten konnte. Von nun an begann ein Straßenkampf, der ebenfalls von Bazaine geleitet wurde. Man war gezwungen, fast jedes Haus mit Sturm zu nehmen, man drang auch wol Schritt vor Schritt vor, doch dieses Vordringen kostete so viel Leute, daß, wenn man es fortgesetzt hätte, ohne größere Erfolge zu erreichen, als ein Haus nach dem andern zu erobern, man zuletzt gezwungen worden wäre, aus Mangel an Leuten abzumarschiren. Man gab daher diese Kampfesweise auf und begnügte sich bis zum 15. April mit einer Blokade der Stadt. Dann aber nahm man die Feindseligkeiten wieder auf, die ohne großen Erfolg bis Mitte Mai fortdauerten. Um diese Zeit fing man an, in der Stadt Mangel an Lebensmitteln zu fühlen. Dem General Ortega, der Puebla vertheidigte, war es in einer Nacht gelungen, 2000 Mann Cavalerie durch die französischen Linien durchbrechen zu lassen, und diese forderten in seinem Namen schnelle Hülfe von Mexico. Zu diesem Zwecke sandte man daher den General Commonfort ab, der auch bis San-Lorenzo vordrang und sich angesichts des Feindes verschanzte. Am 6. Mai griffen die Truppen Commonfort's die mexicanischen Hülfstruppen unter Marquez an. Der juaristische General hoffte die Franzosen nach dieser Seite hinzuziehen, um dann, durch einen Ausfall von der Stadt unterstützt, einen Convoi von Lebensmitteln in dieselbe zu werfen. Am 7. jedoch beschloß der General auf vieles Zureden seiner Offiziere, Bazaine abzusenden, um Commonfort aus seiner Stellung zu vertreiben. Der General brach unverzüglich mit vier Bataillonen, mit aller im Lager befindlichen Feldartillerie und einiger Cavalerie noch in derselben Nacht auf. Er kam bei Tagesanbruch vor San-Lorenzo an, überraschte den Feind, dem er beträchtlich an Artillerie überlegen war, und jagte die ganze Armee in die Flucht.

Es ist dies die größte That in Bazaine's Leben und auch wol jene, die ihm den größten Ruhm eingebracht hat; was man aber von militärischer Seite über diesen Tag denkt, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Kaum ins Lager zurückgekehrt, leitete er noch einen Angriff auf Totimehucan. Die Mexicaner versuchten dann noch einen Ausfall zu machen, der aber zurückgeschlagen wurde, und am 18. Mai, nach fünfundfunfzigtägiger Belagerung, übergab sich Puebla auf Gnade und Ungnade. Nach der Einnahme dieser Stadt wurde Bazaine mit seiner Division gegen Mexico abgesandt, um sich der umliegenden Ortschaften zu bemächtigen und, wenn es nöthig sein sollte, den Angriff auf die Hauptstadt vorzubereiten. Wir wissen, daß Juarez seiner Hauptstadt die Folgen einer Belagerung ersparte und sich zurückzog, und so konnte denn Bazaine ohne Schwertstreich in Mexico einziehen. Am 1. Oct., nachdem Forey zum Marschall ernannt und heimberufen war, übernahm Bazaine den Oberbefehl über die Armee und die Leitung der Civilangelegenheiten. Bei der Armee, besonders aber beim gemeinen Manne, war Bazaine beliebt; seine Bonhomie und der Ton, den er anzuschlagen wußte, wenn er mit seinen Soldaten verkehrte, gewannen ihm das Zutrauen aller. Besonders aber waren ihm die Mexicaner und unter ihnen vor allen die liberale Partei zugethan und setzten große Hoffnungen auf ihn, um so mehr, da er ihre Sprache mit einer Geläufigkeit redete, die sie in Erstaunen setzte. Bazaine, der dies wohl merkte und sich, so weit von seinem Vaterlande entfernt, ungehindert und ohne Controle fühlte, fing von diesem Augenblick an, sein Haupttalent, sein Talent zur Intrigue, im vollsten Glanze zu zeigen. Wol mochte in ihm der Gedanke aufdämmern, daß er, auf die Armee und die liberale Partei gestützt, den Präsidentenstuhl, wenn nicht die Krone von Mexico erreichen könne. Sein erster Schritt war, sich in geheime Unterhandlungen mit dem General Donaldo und dem Expräsidenten Commonfort zu setzen, um dieselben zu sich herüberzuziehen und dann Almonte und Sallas, die mit ihm den Regentschaftsrath bildeten, zu entfernen und dafür die Chefs der liberalen Partei ins Triumvirat zu berufen. Er bediente sich zu seinen Unterhandlungen eines Deutschen von großer Schlauheit, mit dem er seit langen Jahren intim befreundet sein soll. Doch sein Plan schlug fehl; Commonfort wurde ermordet, und Doblado wollte mit dem französischen Eindringling nichts zu thun haben.

An der großen Expedition des Heeres, die im November 1863 begann und von Douay, Castagny, Bertier und Marquez geleitet wurde, nahm er nur geringen Antheil und beschäftigte sich mehr damit, die Einwohner des unterworfenen Landstrichs mit der Invasion auszusöhnen. Thiers hatte daher gar nicht unrecht, die Märsche nach Leon a Zamara, Silao, nach San-Luis und Guadalagara sowie am Rio-Grande hinauf eine Wahlreise zu nennen, unternommen, um dem zukünftigen Kaiser Stimmen zu sammeln. Diese Reise machte denn auch wirklich einen Kaiser, aber auch einen Marschall von Frankreich. Wir übergehen die Ankunft des jungen Kaisers mit seiner Gemahlin in Mexico. Die erste Zusammenkunft des neuen Kaisers und des neuen Marschalls fand kurze Zeit nach dem Einzuge des erstern in die Hauptstadt zu Tuluca statt. Gutes Einvernehmen schien beiderseits zu herrschen, doch leider dauerte dieser Honigmonat des jungen Kaiserreichs nicht lange. Man behauptet zwar französischerseits, daß der vom Könige Leopold dem Kaiser Maximilian empfohlene Geheimrath Eloin durch seinen Widerwillen gegen alles Französische, und der Graf Thun, Commandeur der österreichischen Freiwilligen, durch seine Schroffheit zuerst Uneinigkeit gesäet hätten. Wie dem auch sei, jedenfalls trifft auch Bazaine ein großer Theil der Schuld, denn vom ersten Augenblick an suchte er dem Kaiser das Leben schwer zu machen; überall war er, und nur er allein der üble Genius, der allen guten Maßregeln Maximilian's entgegenarbeitete. Vielleicht hoffte er es durch solche Machinationen dahin zu bringen, den unerfahrenen

und schwachen Regenten zu einer baldigen Abdankung zu zwingen; und wer stand dann noch zwischen ihm und dem Präsidentenstuhl?

Um jede Lücke in der Zeitfolge zu vermeiden, kehren wir zum Anfang des Jahres 1864 zurück. Die Franzosen unternahmen um diese Zeit eine große Expedition gegen Porfirio Diaz im Staate Oajaca, die vom General Brincourt commandirt wurde. Die Hauptstadt dieses Staates war nicht befestigt und der General, der auf dem Punkte stand, sich derselben zu bemächtigen, mußte sich plötzlich auf Befehl des Marschalls zurückziehen. Einen solchen Befehl, befremdend und verdächtig, kann man, wenn man gelinde verfahren will, höchstens dadurch entschuldigen und erklären, daß sich Bazaine selbst mit Porfirio Diaz, der nur eine kleine Armee unter sich hatte, messen wollte, um auf diese Weise seinen militärischen Ruf zu vergrößern. Doch vom militärischen Standpunkte aus betrachtet war ein solches Unterfangen nicht nur ein grober Fehler, es war ein Verbrechen. Bazaine gab dem Feinde Zeit, die Stadt zu befestigen und so der Armee eine neue Belagerung von Puebla zu bereiten. Die Franzosen verließen Mexico in den ersten Tagen des December unter dem Befehl des Generals Courthois d'Hurbal, um Porfirio Diaz vorerst zu beobachten. Nach Ueberwindung ungeheuerer Schwierigkeiten kam dieser General bis nach Etla, nur wenige Meilen von Oajaca entfernt. Es war ihm vorgeschrieben worden, unter keinen Umständen weiter vorzudringen, noch viel weniger aber anzugreifen. Diese Vorschrift, der doch nur ganz niedere Eifersucht von seiten Bazaine's gegen seine eigenen Generale zu Grunde liegen konnte, war für den General Courthois gewiß eine höchst peinvolle, denn sie verdammte ihn zur Unbeweglichkeit, während welcher Porfirio Diaz eine Befestigung nach der andern angesichts der unthätigen Franzosen errichtete. General Courthois schrieb dies an Bazaine, der denn nun in aller Hast herbeieilte, um die Belagerung einer Stadt zu leiten, die vor einem Jahre ohne Schwertstreich hätte genommen werden können. Oajaca wurde eingenommen, es ist wahr, aber die Einnahme kostete den Franzosen eine Menge Leute und noch mehr Geld. Doch der Marschall hatte erreicht, was er wollte, und mit hochtönenden Worten konnte er nach Paris berichten: „daß das letzte Bollwerk des Widerstandes mit Oajaca in Trümmer gefallen sei, und daß nichts mehr übrig sei, als kleine Banden, die er bald zu Paaren treiben würde." Um seinen Berichten einen Anschein von Wahrheit zu geben, schickte er die Brigade d'Heriller und die Gardeartillerie nach Frankreich zurück.

Wir übergehen nun die verschiedenen Phasen dieser so vielfach getadelten und zur Genüge bekannten Expedition des zweiten Kaiserreichs und wenden uns den Ereignissen zu, welche gegen das Ende derselben vorfielen, nur im Vorübergehen erwähnend, daß schon im Februar 1865 der Kaiser Maximilian an Napoleon den General Woll absandte, um die Zurückberufung Bazaine's zu erbitten. Napoleon schlug diese Bitte, wie alle spätern gleichlautenden, ab. Unbegreiflich ist es indeß, wie man einen Mann von Bazaine's Charakter auf einem solchen Posten belassen konnte; es wird dies auch wol für immer ein Geheimniß bleiben, das mit Morny ins Grab gegangen, oder sollte sich hier etwa das Sprichwort bewähren: wie der Herr, so der Diener? Einen Act, der von der niedrigen, fuchsartigen Schlauheit und Geldgier Bazaine's zeugt, können wir jedoch nicht unerwähnt lassen. Als er es durch alle nur möglichen Intriguen dahin gebracht hatte, sich mit einer jungen Dame aus einer der reichsten Familien Mexicos, die aber zu den erklärtesten Feinden des neuen Kaiserreichs gehörte, zu vermählen, wollte ihm der Kaiser das seinerseits für Forey neu möblirte Palais Buena-Vista zum Hochzeitsgeschenk machen. Bazaine schlug dieses Geschenk für sich aus, ließ jedoch dem General Almonte, der ihm die Schenkungsurkunde vom Kaiser überbrachte, merken, daß die Frau Marschall ohne Bedenken das Geschenk annehmen könne. Der Kaiser willigte ein und die Frau Marschall ward nun Eigenthümerin eines wahrhaft königlichen Schlosses, der Marschall

Bazaine selbst der Miether und zwar ein fürstlicher Miether, denn die Municipalität von Mexico mußte für ihn bis auf den letzten Tag 60000 Frs. Miethe an die Herrin des Schlosses bezahlen. Auf die Ursachen, die den Kaiser dahin brachten, angesichts des ihm von Frankreich gestellten Ultimatums hinsichtlich der Ausführung des Vertrags von Miramar, der ihn fast aller Geldquellen seines Landes beraubte, am 7. Juli 1865 an eine Abdankung zu denken, gehen wir nicht weiter ein, auch nicht auf den Einfluß, den die Kaiserin um diese Zeit auf ihren unglücklichen Gemahl ausübte, noch weniger auf den Brief voll guter Rathschläge, den Hr. Détroyat an den Kaiser schrieb; auch wollen wir die plötzliche Abreise des Marschalls aus Mexico nicht weiter commentiren, ebenso wenig den Befehl, den er hinterließ, im Falle einer Abdankung des Kaisers und seiner Rückkehr nach Europa demselben alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen und ihm eine starke Escorte bis Veracruz zu geben, sondern wir wenden uns dem Schlußact der Expedition zu.

Einige Tage vor der Ankunft der Kaiserin Charlotte in Europa, die, wie wir wissen, einen letzten Versuch machen wollte, Napoleon zu einer Zurücknahme des Vertrages von Miramar zu bewegen, war die Schlacht von Sadowa von den Oesterreichern verloren worden und Frankreich wandte ängstlich seine Blicke dem triumphirenden Preußen zu. Mehr als jemals war es nun nothwendig, die Armee aus Mexico zurückzuziehen, sie neu zu organisiren und die für die Expedition zu verausgabenden Gelder zu Vorbereitungen für einen Krieg zu verwenden, der damals schon beschlossen war. Die Vereinigten Staaten nicht minder sandten täglich sehr trockene Depeschen nach Paris. Man war sehr unruhig zu Saint-Cloud über den möglichen Entschluß des Kaisers Maximilian. Die Mission der Kaiserin gab zu einer Menge Conjecturen Veranlassung, und der Kaiser Napoleon entschloß sich deshalb, die Dinge über das Knie zu brechen. Zu diesem Zwecke war es nöthig, irgendeine bedeutende Persönlichkeit, auf die er, der Kaiser, sein ganzes Vertrauen setzen konnte und die mit den weitgehendsten Vollmachten ausgerüstet war, nach Mexico zu senden, um am Platze selbst alle Schwierigkeiten kurz zu beseitigen und vor allem die sofortige Einschiffung der Truppen zu betreiben. Die Sache war um so drohender, als die Beziehungen zwischen dem Tuileriencabinet und dem von Washington von Tage zu Tage schwieriger wurden. Die Wahl des Kaisers fiel auf einen seiner Flügeladjutanten, den General Castelnau. Derselbe schiffte sich am 7. Sept. 1866 zu Saint-Nazaire ein und trat in den ersten Tagen des October zu Veracruz ans Land.

Der Miserfolg der Mission der Kaiserin war dem Kaiser Maximilian bereits bekannt. Die Ankunft des Generals Castelnau harmonirte vollständig mit den Gerüchten, die bis zu ihm gedrungen waren und von einer Verständigung zwischen den Vereinigten Staaten und Frankreich sprachen. Augenscheinlich ist es, daß solchen Nachrichten gegenüber Verzweiflung sein Herz erfassen mußte, und daß der Entschluß, nach Europa zurückzukehren, ein natürlicher war. Castelnau traf den Kaiser zu Ayotla, sieben Meilen von Mexico, wurde aber an diesem Tage nicht zur Audienz vorgelassen, welche erst einige Tage später in Mexico stattfand, und zwar am 20. Oct. In dieser Zusammenkunft mit dem Vertreter Napoleon's wurde dem Kaiser keine Illusion mehr gelassen über die schleunige Rückkehr aller französischen Truppen nach Europa; sogar die Fremdenlegion, die ihm für alle Zeit fest zugesagt war, durfte nicht in Mexico bleiben. Die Ankunft des Generals Castelnau änderte die Stellung Bazaine's auf eine merkliche Weise. Dem Kaiser schienen doch endlich die Augen aufgegangen zu sein, trotz aller Bemühungen seiner Höflinge, die mit Bazaine gemeinschaftlich im Trüben gefischt hatten. Napoleon hoffte auch, daß Bazaine in der Sendung des Generals Castelnau einen Grund und eine Gelegenheit sehen werde, um seinen Abschied zu nehmen, doch der Marschall blieb ruhig in seiner Function, ob-

gleich man ihm schon seit dem Monat Mai einen Nachfolger bezeichnet hatte, den er, um alles Aufsehen zu vermeiden, selbst ernennen sollte. Maximilian, der sich wenige Zeit vor der Ankunft Castelnau's nach Orizaba zurückgezogen hatte, um hier, fern von der unruhigen Hauptstadt, über seine Lage nachzudenken, wurde dort vom französischen Gesandten Baron Moustier gedrängt, den Vertrag von Miramar und die am 30. Juli eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Der 1. Nov. war der Tag, an dem diese Convention in Kraft treten sollte, und ohne Zeit zu verlieren, befahl Hr. Dano, der französische Specialcommissar, dem französischen Agenten, ein Protokoll über die Einnahmen der Douane aufzunehmen. Man setzte diesem Vorgehen der Franzosen zuerst einigen Widerstand entgegen, doch ohne Erfolg, und Baron Moustier gab seine volle Zustimmung. Das Schauspiel solcher unnützen und demüthigenden Härten gegen eine Regierung, die man schon im voraus zum Tode verdammt hatte, war erbärmlich und schändlich. Und nun zeigte sich auch Bazaine wieder in seiner wahren Gestalt. Ein ihm mit Leib und Seele ergebenes französisches Journal in Mexico, das er vom ersten Tage des Erscheinens mit Geld und seinem Einfluß unterstützt hatte, veröffentlichte: „daß das Kaiserreich bereits der That nach nicht mehr existire, daß die französische Intervention Herrin von Mexico sei, daß man eine Dictatur nöthig habe, um die kommenden Ereignisse abzuwarten, und daß diese Dictatur in keine würdigern Hände fallen könne als in diejenigen, denen sie natürlicherweise zukäme". Man begreift daher leicht, wer dieser würdige Mann war, dem die Dictatur zufallen sollte. Maximilian war über eine solche Sprache tief aufgebracht und man zögerte nicht, die französischen Invectiven auszubeuten, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Sein Beichtvater Fischer wirkte in diesem Sinne und machte von seiten des Klerus tausenderlei Versprechungen. Dazu kam noch, daß der englische Gesandte Lord Scarlett auf seiner Rückkehr nach Europa in Orizaba anhielt und den Kaiser in einer längern Unterredung zu überzeugen suchte, daß er seine Krone auch ohne Hülfe der Franzosen bewahren könne. Er rieth ihm einen Aufruf an das Volk zu erlassen, und versicherte, daß nur die Anwesenheit der Fremden ihm die Anhänglichkeit der mexicanischen Nation entreiße. Der preußische Gesandte Baron von Magnus soll im gleichen Sinne gesprochen haben, und als nun gar die Generale Marquez und Miramon nach Orizaba kamen und dem Kaiser ihre Treue versicherten, da glaubte er einen Augenblick an Erfolg und beschloß zu bleiben und nach Mexico zurückzukehren. Wenige Tage darauf traf er denn auch schon in Puebla ein. Diese Unentschlossenheit beunruhigte den Marschall und vor allem den General Castelnau. Am 8. Dec. beschlossen sie in Uebereinstimmung mit Hrn. Dano noch eine letzte Anstrengung zu machen, um Maximilian zum Niederlegen seiner Krone zu bewegen, indem sie erklärten, „daß er sich mit seinen eigenen Hülfsmitteln nicht halten könne". Die Note, in diesem Sinne redigirt, wurde unterzeichnet von Bazaine, Castelnau und Dano. Um diesem Schreiben noch mehr Gewicht zu geben, reisten Castelnau und Dano nach Puebla; sie wollten dem jungen Herrscher die nöthigen Erklärungen über diesen Act geben und wenn nöthig, seinen letzten Widerstand brechen. Die beiden Franzosen kamen beim Kaiser an und ruhig hörte er ihren langen Auseinandersetzungen zu. Als sie geendigt hatten, stand er auf und zog aus einem Schreibbureau einen Brief Bazaine's hervor, ganz frischen Datums, der ihm gerade das Gegentheil von dem rieth, das sie gekommen waren dem Kaiser anzuempfehlen.

Der General und der Commissionär waren aufs höchste betroffen, erwiderten nichts und kehrten nach Mexico zurück.

Zu dieser Zeit wurden in Mexico durch den General Ugarte, der Polizeiminister war, die Gebrüder Pedro und Eduard Grey verhaftet, von denen man wußte, daß sie Agenten von Juarez seien. Gleich darauf erhielt der General eine Einladung, sich unverzüglich zum französischen General de Maussion zu begeben. Hier angekommen wurde er verhaftet und

gezwungen, die Freilassungsordre der genannten Individuen zu unterzeichnen, da man ihm sagte, daß der Marschall Bazaine denselben einen Freipaß ausgestellt habe. Trotz allen Sträubens der mexicanischen Behörden, trotz des energischen Auftretens des Generals Marquez konnte weiter nichts erreicht werden, als eine ungenügende Erklärung Bazaine's über die Verhaftung des Generals Ugarte, die Agenten Juarez' aber mußten den Franzosen ausgeliefert werden, unter dem Vorgeben, daß man sie vor ein Kriegsgericht stellen wolle. Doch nun war die Zeit herangekommen, in der sich die französischen Truppen nach Veracruz in Bewegung setzen sollten. Bazaine trat sogleich in geheime Unterhandlungen mit den Generalen der liberalen Partei. Der General Porfirio Diaz klagte ihn öffentlich an, daß er ihm 6000 Gewehre und 4 Mill. Zündhütchen zum Kauf angeboten habe, welche Anklage wir aus ganz zuverlässiger Quelle dahin ergänzen können, daß während der letzten drei Monate mehr als 3 Mill. Cartouchen auf der Citadelle zu Mexico, zu welcher der Zutritt dem Kaiser Maximilian stets untersagt blieb, angefertigt und dann über Nacht auf Maulthiere geladen den Liberalen zugeführt wurden. Ferner haben wir aus dem Munde eines französischen Arztes, daß eine Menge Verwundungen der französischen Soldaten durch französische, aus den Reihen der Liberalen gefeuerte Kugeln herrührten. Länger als ein Jahr war ein gewisser Louis Thiele der geheime Unterhändler zwischen Bazaine und Porfirio Diaz, jenem General, der wenige Tage nach dem Abmarsche der Franzosen den Kaiser gefangen nahm. Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Depeschen Thiele's an die Commandanten der französischen Vorposten gesandt wurden, welche dieselben dann den feindlichen Vorposten zur Weiterbeförderung zukommen ließen. In einer dieser Depeschen, die im Hause Bazaine's geschrieben war, gibt Thiele ganz genau die Stärke der Truppen unter Marquez an und setzt auseinander, auf welche Weise man den imperialistischen General am besten schlagen könne. Welch eine furchtbare, stumme Anklage liegt hierin gegen Bazaine! Doch dies ist noch nicht alles. Lange Zeit schon vor dem Rückzuge sandte Bazaine seinen Generalen und Stationscommandanten den Befehl, alle weitern Operationen einzustellen und sich nur auf die Sicherung ihrer Positionen zu beschränken. Hierdurch wurde den verschiedenen Banden Zeit gegeben sich zu organisiren und zusammenzuziehen. Um das Sündenregister Bazaine's vollzumachen, erwähnen wir noch, daß er, als er aus Mexico abzog, den Befehl gab, 14 Mill. Cartouchen ins Wasser zu werfen, aber das Wasser waren die Liberalen und der Kapitän Gorge mit der Disciplincompagnie vom Fremdenregiment die Mittel des Transports. Und als nun die Armee auf ihrem Rückzuge nach Puebla kam, wurden die Cavaleriepferde zu einem Spottpreise an Mexicaner verkauft, welche die Agenten Juarez' waren. Ferner untersagte man dem Präfecten der Stadt Barrikaden und Erdwerke zum Schutze derselben zu errichten, sodaß dieselbe wenige Tage nach dem Abmarsche der Franzosen fast ohne Schwertstreich in die Hände von Porfirio Diaz fiel. Castelnau, der Mexico bereits verlassen hatte, gab Bazaine freie Hand zum Handeln, und am Tage seiner Einschiffung krönte er sein Werk dadurch, daß er an einen Agenten von Juarez, einem Herrn Bureau, den letzten Rest seiner Munition für 150000 Frs. verkaufte, welche Summe von dem berüchtigten Obersten Dupin, Anführer der Contre-Guerrillas und einstigem Helfershelfer des Grafen von Palikao bei der Plünderung des Sommerpalastes des Kaisers von China, eingestrichen wurde; ob er dieses Geld an den Staatsschatz ablieferte, darüber schwebt tiefes Dunkel.

Dies ist eine kurze Skizze von dem Lebenslaufe Bazaine's, der im Kriege von 1870 dazu berufen, die „große“ Nation vom Verderben zu retten, nach der verlorenen dreitägigen Schlacht bei Metz (14., 16. und 18. Aug.) in diese Festung eingeschlossen wurde.

4) Baraguay d'Hilliers.

Obgleich der alte Marschall Baraguay d'Hilliers keinen Antheil an den großen Kämpfen genommen, die im Jahre 1870 auf französischem Boden gefochten, so fühlen wir uns doch gedrungen, auch das Lebensbild dieses Kriegers zu entwerfen, der mit Trochu berufen war, gleich einem Soult, Frankreich in höchster Noth seinen Arm zu bieten. Wir haben vor uns die alte greise Gestalt eines Kriegers, ehrenhaft und brav, der in manchen heißen Schlachten gefochten, der manchen Sieg, aber auch manche Niederlage seines vaterländischen Heeres gesehen, der selbst aber während seiner langen Carrière, da wo er den Oberbefehl führte, nie eine Schlacht verloren hat. In ihm vereinigt sich der alte Soldat des ersten Kaiserreichs und der Gentilhomme des alten Régime mit dem modernen Offizier, er ist, wenn auch kein militärisches Genie, so doch ein Mann, dem man hohe Achtung nicht versagen kann.

Der Marschall Graf Baraguay d'Hilliers wurde zu Paris im Jahre 1791 geboren. Seine Carrière ist eine lange, ereignißvolle. Kaum 15½ Jahre alt, trat er als gemeiner Freiwilliger in das 1. Dragonerregiment, das unter dem Befehle seines Vaters, des Colonel-Generals der Armee, stand, und hier zeigte er gleich vom ersten Tage an durch seine auffallende Rührigkeit und seine körperliche Gewandtheit, daß das Waffenhandwerk mehr noch eine Nothwendigkeit für ihn als eine Familienerbschaft war. Doch die Stellung als gemeiner Reiter war der damaligen Zeit nach wenig dem hohen Range seines Vaters angemessen, der auch für einen so jungen Soldaten, wie sein Sohn, die ermüdenden und nie endenden Feldzüge des Kaisers fürchtete. Man sandte ihn deshalb in das Militärprytaneum; er vollendete dort seine militärische Ausbildung und wurde 1811 als Unterlieutenant beim 1. Regiment reitender Jäger angestellt, das einem Corps der großen Armee angehörte. Sein erster Feldzug war der gegen Rußland, gewiß eine harte Schule für einen Anfänger. Doch er lernte hier, was für einen Soldaten, besonders für einen französischen Soldaten, viel werth ist, Kaltblütigkeit und Geduld. Im Jahre 1813, nachdem das Jägerregiment, dem er angehörte, in aller Hast reorganisirt war, wurde es nach Preußen gesandt. Der Unterlieutenant Baraguay, der während des russischen Feldzuges am Kopfe verwundet worden war, wurde nach seiner Wiederherstellung als Adjutant des Herzogs von Ragusa nach Deutschland gesandt. Eine Kugel zerschmetterte ihm in der Schlacht von Leipzig das linke Handgelenk, was ihn jedoch nicht verhinderte, im activen Dienste zu bleiben. Er war Kapitän im 6. Jägerregiment, als die Bourbons wieder den Thron von Frankreich bestiegen. Jedoch als ein treuer, wenn nicht fanatischer Anhänger des Kaisers, nahm er seinen Abschied, um nicht die verhaßte weiße Cocarde tragen zu müssen. Sein etwas wilder, aufbrausender und abenteuerlicher Charakter trieb ihn kopfüber in die Reihen der Opposition. Fast täglich fanden Duelle statt zwischen den Offizieren der aufgelösten Armee und denen des königlichen Haushalts. Es war um diese Zeit dahin gekommen, daß man sich wegen eines Wortes, eines Blickes, einer Bewegung schlug. Die neue Regierung, die diesem organisirten Todtschlag ein Ende machen wollte, suchte durch alle nur möglichen Mittel die Misvergnügten an sich zu ziehen und sie zu bewegen, wieder Dienst zu nehmen. Baraguay d'Hilliers, der an ein thätiges Leben gewöhnt war, konnte dieser Versuchung nicht lange widerstehen und trat wieder in die Armee. Doch unglücklicherweise für ihn waren die Feldzüge unter den Bourbonen selten, und lange mußte er sich daher bequemen, in einer kleinen Garnison zu leben. Im Jahre 1823 war er in Spanien als Kapitän im 9. Linienregiment, und 1830 machte er den Feldzug gegen Algier als Bataillonscommandant mit.

Es ist hier nicht der Ort und die Zeit, Baraguay d'Hilliers Schritt für Schritt auf seiner langen Laufbahn zu verfolgen, die uns größtentheils wieder auf dieselben

Schlachtfelder führen würde, auf denen wir schon Canrobert und Mac-Mahon begegnet sind. Kurze Zeit nach der Julirevolution wurde er an die Spitze der Militärschule von Saint-Cyr gestellt; alle Berichte aus dieser Zeit seines Lebens bestätigen einstimmig, daß er sich um diese Schule die größten Verdienste erworben habe. Als er die Leitung derselben übernahm, war sie durch die Nachlässigkeit, die in militärischen Dingen unter den Bourbonen geherrscht hatte, ganz und gar in Verfall gerathen; Sittenlosigkeit, Unordnung und Willkür herrschten statt Anstand, Ordnung und Disciplin. Die Zucht, die er unter den künftigen Offizieren einführte, erschien ihnen hart, und lange hatte Baraguay d'Hilliers zu kämpfen, ehe er die jungen verzogenen Brauseköpfe seiner Lieblingsformel: „Wer befehlen will, muß gehorchen lernen", beugte. „Ich habe nur Eine Faust", sagte der Oberst häufig zu seinen Schülern, „aber diese Faust ist von Eisen." Mit einer solchen Festigkeit, die übrigens, und das darf nicht vergessen werden, mit großer Gerechtigkeitsliebe gepaart war, brachte er es in kurzer Zeit dahin, aus Saint-Cyr wieder das zu machen, was es unter dem ersten Kaiserreich gewesen, die beste Militärschule Frankreichs, wenn nicht Europas. Für seine Dienste, die er hier geleistet hatte, wurde er zum Generalmajor ernannt, und nun ließ er es seine Hauptsorge sein, ein Commando in Algerien zu erhalten. Der General Bugeaud, der um diese Zeit zum Generalgouverneur über die Colonie ernannt war und der sich bestrebte, nur tüchtige Offiziere mit sich nach Afrika zu nehmen, berief ihn an seine Seite. Von 1841—44 stand er theils an der Spitze einer activen Brigade oder füllte den Posten eines Obercommandanten in der Provinz Konstantine aus. Wir brauchen wol nicht hinzuzufügen, daß der Soldat, der in Rußland und Deutschland so tapfer gefochten, daß der Oberst, der in Saint-Cyr mit so viel Umsicht und Beharrlichkeit die unruhigen Köpfe der Militärschüler an Gehorsam und Fleiß gewöhnt hatte, sich in Algerien als ein ebenso muthiger Soldat wie geschickter General und Civilbeamter zeigte.

Während der Februarrevolution commandirte er das Militärdepartement von Besançon. Das Departement du Doubs, wo er sich die Sympathien aller Klassen durch sein gerades, stets männliches Auftreten zu erwerben gewußt hatte, sandte ihn in die Constituante und in den Gesetzgebenden Körper. Er gehörte hier zu den Gegnern von Cavaignac, und offen erklärte er, daß er nicht zum Schemel einer Fraction dienen wolle, die durchaus nicht die Freiheit, die man in der Revolution gesucht, repräsentire. Nach den Wahlen des 10. Dec. stand er auf der Liste als einer der drei Candidaten der Vicepräsidentschaft der Republik. Als Louis Napoleon den Präsidentenstuhl eingenommen hatte und mit ihm eine neue Aera anzubrechen schien, da schloß sich auch Baraguay d'Hilliers dem Neffen des Onkels an, dem er in seiner Jugend gedient. Im Jahre 1849 wurde er nach Rom gesandt, um die Ruhe dort herzustellen. Er kam nach der Einnahme der Stadt dort an und fand, daß sein Vorgänger, gegenüber den zahlreichen Meuchelmorden französischer Soldaten, zu nachsichtig aufgetreten sei. Er erließ deshalb gleich nach seiner Ankunft einen kurzen, aber energischen Tagesbefehl, in welchem er als General-en-Chef und bevollmächtigter Minister Frankreichs den Römern zu verstehen gab, daß er wissen werde, dem Leben und der Uniform der französischen Soldaten Respect zu verschaffen, und daß er den ersten ertappten Mörder sogleich erschießen lassen würde. Er hielt Wort und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß wenigstens in der Stadt wieder Ruhe und Ordnung herrschte.

Noch vor dem Staatsstreiche wurde er nach Frankreich gerufen und ihm das Commando über die Armee von Paris übergeben, das bis dahin in den Händen von Changarnier gewesen war. Der Prinz-Präsident zog ihn in sein Vertrauen und theilte ihm seine Absichten auf den Thron mit, indem er ihn zu gleicher Zeit beauftragte, durch alle nur möglichen Mittel die Armee dem beabsichtigten Kaiserreiche zu gewinnen. Es war

dies eine delicate, schwierige und bedeutende Mission, deren sich jedoch Baraguay d'Hilliers mit vielem Geschick entledigte. Das war sein Antheil, den er am Staatsstreiche nahm. Als er unmittelbar nach demselben sein Commando an General Magnan übergab, konnte er mit Recht behaupten, daß er die Armee gründlich kaiserlich gemacht und alle oppositionellen Elemente ausgeschieden habe. Solche Dienste werden natürlich nicht leicht vergessen, und der Kaiser, indem er Baraguay d'Hilliers als Gesandten nach Konstantinopel sandte, bezahlte damit die Schuld des Präsidenten der Republik. Der Krieg, der das Resultat endloser diplomatischer Verhandlungen war, bot im Orient Baraguay d'Hilliers keinen Posten dar. Die Stellung eines Gesandten, die er bekleidet hatte, erlaubte nicht, ihm den Befehl über eine einfache Division anzubieten. Die Leitung des 1. Armeecorps, das allein operiren sollte, wurde ihm zuertheilt. Während der Marschall Saint-Arnaud im Schwarzen Meere die Expedition nach der Krim vorbereitete, beschlossen England und Frankreich eine kräftige Diversion im Baltischen Meere zu versuchen. Der erste Angriff galt Bomarsund. Eine Division französischer Infanterie, Marinetruppen, und ein kleines englisches Corps wurden unter den Befehl des Generals Baraguay d'Hilliers gestellt. Die Operationen gegen die Festung, die am 13. April 1854 begannen und unter der Leitung des Generals Niel ausgeführt wurden, endigten am 18. mit der Einnahme derselben. Baraguay d'Hilliers erhielt als Belohnung für diese Waffenthat, den ersten Sieg über die Russen, den Marschallstab von Frankreich. Die Schlacht von Magenta bot dem 1. Armeecorps keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, doch drei Tage später, als es galt, die Oesterreicher aus Melegnano zu vertreiben, wurde Baraguay d'Hilliers zu diesem Unternehmen auserlesen. Wir haben in der Biographie des Marschalls Bazaine gesehen, wie dieser Tag endete, und auch versucht, dort eine nähere Schilderung der verschiedenen Kämpfe zu geben, die in und um Melegnano gefochten wurden. Der alte Marschall bewies an diesem Tage, daß er trotz seiner 66 Jahre und seines gebrochenen Handgelenkes, trotz eines chronischen Fußübels noch immer ein brauchbarer General und ein wackerer Streiter sei.

Im Kriege von 1870 anfangs mit dem Commando der Armee von Paris betraut, gab er diesen Posten bald auf, um in sein altes Standquartier nach Tours zurückzueilen und hier die Ruhe aufrecht zu erhalten. Soll man von dem nun 79 Jahre alten Krieger noch immer erwarten, daß er sich aufs neue auszeichnet und sich nicht eher zur Ruhe begibt, als bis ihn der Tod von seinem Posten ablöst? Wir haben sie oftmals in Paris gesehen, diese hohe, geschmeidige Gestalt, mit den breiten Schultern, mit diesem stolz und aufrecht getragenen Kopf, an dem man alle Eigenschaften und Härten eines Kriegers wahrnehmen kann. Das Haupthaar des alten Marschalls sowie sein kurz geschorener Schnurrbart sind schneeweiß und stechen eigenthümlich von dem sonnverbrannten, fast braunen Gesicht ab; sein Auge ist klein, aber feurig, glänzend, beweglich und immer fröhlich. In der Intimität wie auf dem Schlachtfelde ist der Marschall brüsk und lustig; seine Interpellationen sind schnell und haben etwas Originelles an sich. Er ist zum Soldaten geboren, liebt die Soldaten und wird von ihnen geliebt; man könnte ihn fast den Blücher der französischen Armee nennen.

Das ökumenische Concil im Jahre 1870.

Erster Artikel.

1) Absichten und Vorbereitungen.

Das Vaticanische Concil steht in verschiedener Hinsicht als eine Abnormität in der Kirchengeschichte da. Soll dasselbe aber richtig aufgefaßt und gewürdigt werden, muß man die Persönlichkeit des Papstes Pius' IX. vor allem ins Auge fassen. Der Mann, welcher vor seiner Thronbesteigung mit den liberalen Parteien liebäugelte, sich durch glühenden Haß gegen Oesterreich auszeichnete und namentlich auch der päpstlichen Regierung nicht wohlgesinnt war, erlangte es nur schwer, daß ihn Papst Gregor XVI. zum Cardinal creirte. Man erzählt sich allgemein eine Aeußerung Gregor's, daß er, falls Mastai Papst werden sollte, keine Verantwortung tragen wolle.

Obgleich einer der jüngsten Cardinäle, bestieg Mastai doch 1846 als Pius IX. den päpstlichen Stuhl. Und schon damals trug er sich mit dem Gedanken an ein allgemeines Concil. Wozu es freilich berufen werden sollte, das kann man nicht errathen, da Pius so sehr den liberalen Anschauungen der Zeit huldigte, daß er bekanntlich später, Anfang der funfziger Jahre, sich genöthigt sah, in einer Allocution sich von dem Verdachte zu reinigen, daß er je den Freimaurern angehört habe. Welche Sünde beging damals nicht Pius in den Augen aller jener, welche das Heil der Menschheit in einer Vertilgung der Principien des Jahres 1789 erkennen! Pius hatte es sogar gewagt, als ein zweiter Clemens XIV. sich der Jesuiten zu entledigen, welche doch so nachdrücklich in der Restitutionsbulle durch Pius VII. hatten erklären lassen, das ganze Unheil der Revolution, all die höllischen Principien der modernen Civilisation seien nur deshalb über die Menschheit gekommen, weil Clemens XIV. die Gesellschaft Jesu aufgehoben habe. Es galt, den verirrten Papst auf die rechte Bahn zu lenken. Er hatte mittlerweile flüchten müssen. Und nun, während dieser Zeit der Verbannung, ging eine Wandlung mit dem Manne vor, welche maßgebend für die ganze Zukunft wurde und fast nothwendig zu dem Abschlusse seiner Laufbahn durch das Concil führte. Zu Gaeta sah man dem Papst auf jedem Schritt und Tritt einen Jesuiten mit bewunderungswürdiger Ausdauer folgen — er wurde nicht viel später sein Beichtvater. In Rom gründete man die „Civiltà cattolica", jenes Organ, welches den leidenschaftlichsten Kampf gegen die moderne Cultur und Civilisation und für die Restauration einer mittelalterlichen Papstgewalt begann. Der kurz vorher noch so liberale Pius war, kaum von Gaeta zurückgekehrt, in den Gedanken der Jesuiten gefangen, wenn er auch dieselben noch nicht ganz klar durchschaute, noch manchen Fehltritt machte und sogar dem Professor Theiner die Abfassung einer Lebensgeschichte Clemens' XIV. befahl. Das römische Colleg wurde den würdigen Professoren aus dem Weltklerus wieder entrissen und den Jesuiten ausgeliefert, nur die Propaganda blieb ihnen entzogen, was sie noch heute sehr schmerzlich empfinden; jedoch wird es nur noch kurze Zeit währen, und auch diese Anstalt liegt in ihren Händen, denn schon 1869 wurde das nur mit Mühe noch vereitelt. Man muß dies alles beachten, weil man sich dadurch die Mittel zu verschaffen suchte, den Boden für das zu bereiten, was kommen sollte: überall die eine jesuitische Lehre und Anschauung. In den meisten romanischen Ländern lag der Unterricht des Klerus bald fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten; wo das nicht der Fall war, wie in Deutschland, mußte es erstrebt oder durch andere Mittel ersetzt werden. So datirt seit jener Zeit in Deutschland der Kampf der römisch gebildeten Theologen gegen die deutschen: Würzburg, Mainz, Regensburg und Innsbruck wurden die jesuitischen

Metropolen; die theologische Facultät zu Gießen fällt diesen Bestrebungen zum Opfer, in Würzburg müssen die deutschen Theologen den römischen weichen; alle möglichen Verdächtigungen der Deutschen gehen damit Hand in Hand. Um dies zu erreichen, werden eigene Zeitungen, wie „Deutschland" in Frankfurt gegründet; auch die „Civiltà cattolica" erscheint eine Zeit lang in Münster in deutscher Uebersetzung, und der „Katholik" in Mainz erklärt sich offen als Vertheidiger dieser Tendenzen; ja sogar die „Historisch-politischen Blätter" schlossen sich unter Jörg's Leitung diesen Bestrebungen an. Die wissenschaftliche Bewegung der deutschen Katholiken wird durch emsige Denunciation an die nunmehr auch mit jesuitischen Elementen versetzte Indexcongregation zu hemmen gesucht. Die Generalversammlungen der kirchlichen Vereine wurden ihren Urhebern aus den Händen genommen und zum Werkzeuge jesuitischer Agitation; in Preußen und Oesterreich mehrten sich die jesuitischen Convicte. Jesuitisch gesinnte Nuntien mußten nunmehr, vom deutschen Episkopat wacker secundirt, die deutsche Bewegung überwachen und auf Errichtung von Knabenseminarien dringen, und mancher hatte sogar einen Jesuiten als Rathgeber zur Seite.

Bald fühlte man sich so sicher, an die Dogmatisation gewisser jesuitischer Ordensliebhabereien denken zu können. Das erste war die Dogmatisation der unbefleckten Empfängniß schon 1854. Es waren namentlich Jesuiten und Jesuitenschüler, welche als Vertheidiger dieses Satzes vor und nach der Dogmatisirung auftraten. Pius hatte man als Wirkung dieser That vorgestellt, und der Welt wurde sie ebenfalls verkündigt: Vernichtung des Rationalismus. Der erste Schritt war glücklich gethan; man wurde kühner und immer emsiger wurde die Hand an das zu errichtende Gebäude gelegt. Schon vor der Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß hatte man Pius' Sinn auf die seiner eigenen Unfehlbarkeit gelenkt, und sprach davon, daß auch dies noch geschehen werde. Ueberall begegnete man nun Abhandlungen von Jesuiten und ihren Schülern, welche den Weg weiter bahnen sollten. Erledigte Bisthümer suchte man mit zuverlässigen Günstlingen zu besetzen; sollte ein selbständiger, nicht jesuitischer Mann gewählt werden, so wurde er mittels unerhörter Verdächtigungen beseitigt. So kam es, daß namentlich in Baiern drei Jesuitenschüler Bischöfe wurden und dieses Land bald der Herd jesuitischer Agitation wurde. Eine Reihe von Schmuzblättern mußte dafür thätig sein; ein Broschürenverein, Casinos, Preß- und Gebetvereine wurden ins Leben gerufen. In Oesterreich bemächtigte sich diese Partei namentlich der Feudalpartei mit ihrem Organe „Vaterland" unter der Leitung eines Jesuitenschülers. In Baiern folgten die Bauernvereine, unter deren Mitbegründern ebenfalls ein Jesuitenschüler ist. Der Bischöfe hatte man sich ebenfalls zu versichern gesucht. Man berief sie bekanntlich mehrmals nach Rom, und sie flossen über von Ehrerbietung und Unterwürfigkeit. Und auf sie folgten jene bekannte Encyclica und der dazu gehörige Syllabus, welche offen die Feindseligkeit gegen moderne Civilisation und Wissenschaft aussprachen und alles ins Mittelalter zurückbannen wollten. Obwol ohne alle Form veröffentlicht — der Syllabus trug nicht einmal eine amtliche Unterschrift — wurden sie zum Erstaunen der Welt von den Bischöfen dem katholischen Volke aufzudrängen gesucht. Bischöfe selbst griffen zur Feder, um mit einer wenig glücklichen Dialektik deren Schwächen zu verdecken. Namentlich aber waren es wieder die Jesuiten, welche sich zum Kampfe dafür berufen glaubten — es war ja ihr Kind. Schon damals behaupteten die maria-laacher Jesuiten, welche sich die Bethörung Deutschlands zur Aufgabe stellten, der Syllabus sei infallibel. Den Schlußstein dieser Prüfung bischöflichen Gehorsams bildete eine von den in Rom anwesenden Bischöfen entworfene Adresse an den Papst, welche die überschwenglichsten Lobhudeleien enthielt und namentlich fast schon die Infallibilität für Pius aussprach. Wie oft mußten die Bischöfe ihre Unvorsichtigkeiten sich von der „Civiltà cattolica" vorrücken lassen! Nebenbei hatte man auch sogenannte

Provinzialconcilien hier und da in Scene gesetzt und in den Acten das aussprechen lassen, worauf man in Rom unverrückten Blicks zusteuerte.

Nun folgte die katholische Gelehrtenversammlung in München. Sie fiel nicht nach Wunsch aus, vielmehr kam es dort zu sehr charakteristischen Auftritten zwischen den römisch und deutsch gebildeten Theologen und Gelehrten, wenn auch nachträglich ein fauler Friede geschlossen wurde. Da hier das Ziel nicht erreicht worden war, wurden weitere Versammlungen von Rom aus unmöglich gemacht; einige päpstliche Erlasse verdammten fast offen die Richtung der deutschen Gelehrten, und die Jesuiten und die Ihrigen ließen es sich angelegen sein, dieselben, soweit es nur immer möglich war, zu discreditiren: sie waren seitdem liberal, gallikanisch oder febronianisch oder auch jansenistisch. Die Bischöfe entzogen ihnen großentheils ihre Candidaten des geistlichen Standes und waren mit staunenswerther Kurzsichtigkeit willfährig genug, dieselben auf jede Weise zu unterdrücken. Dagegen wurde mit erneuerter Energie der Plan einer „freien katholischen Universität" wieder aufgenommen und von den Bischöfen kräftig unterstützt. Laien mußten in den Gebetsvereinen für die verirrten Gelehrten beten, Geistliche für dieselben Messen opfern. Es gab bald kein größeres Ungeheuer mehr als einen solchen katholischen Gelehrten, der nicht in das Fahrwasser des Jesuitismus eingelenkt hatte oder einzulenken gesonnen war. Ihren Widerstand glaubte man darum auch nicht mehr fürchten zu sollen; Pius hatte man gesagt, diese hochmüthigen Professoren stehen ganz allein, ein Theil derselben werde sich schließlich ergeben, den andern werde man mit Excommunication beseitigen. Es gab endlich factisch nur noch Eine Stimme — die jesuitische. An der das Concil vorbereitenden literarischen Bewegung nahm die deutsche Gelehrtenwelt eigentlich gar keinen Antheil, weil man bei der ganz unredlichen und unkatholischen Geheimthuerei es für unmöglich halten wollte, daß man ohne irgendeine Nothwendigkeit ein Concil berufen werde. Sonst nämlich tagte dasselbe nur, wenn eine Häresie ausgebrochen war. Eine solche gab es aber in der Kirche nicht. Die guten deutschen Theologen ahnten nicht, daß sie längst dem Papst Pius als Häretiker geschildert wurden, welche verdammt werden müßten.

Des Klerus und Volkes glaubte man versichert sein zu dürfen: die reichlich fließenden Peterspfennige, Adressen und ähnliche Dinge hatten ja den Beweis hinlänglich geliefert. Das Cardinalscollegium, fast nur aus Creaturen Pius' zusammengesetzt, mußte schon aus Dankbarkeit gefügig sein; man hatte übrigens die Augen Pius' auch nur auf solche Männer gelenkt, welchen man unbedingte Anhänglichkeit zutrauen durfte.

So glaubte man schon damals, als eine große Anzahl von Bischöfen in Rom bei der Geburt der Encyclica mit dem Syllabus Hebammendienste that, den Plan, eine allgemeine Synode zu berufen, in vertraulicher Weise ihnen mittheilen zu dürfen. Niemand außer den Eingeweihten nahm damals die Aeußerung Pius' im ganzen Ernste. Nicht so in Rom. Als sich 1866 die Welt der Gefahr eines großen Kriegs nahe sah, that Pius einen Schritt weiter, seinen Kriegsplan gegen die moderne Welt zu verwirklichen. Es begannen die Verhandlungen wegen Berufung der Theologen, welche die vorbereitenden Arbeiten übernehmen, d. h. vor der Welt den Schein bieten sollten, daß man in Rom noch nicht einig und fertig mit dem sei, was das allgemeine Concil der Welt bescheren sollte. Zudem warf man das Auge auch nur auf Schüler und Freunde der Jesuiten. Da endlich that Pius aller Welt seine Absicht durch das Einberufungsdecret des Concils kund. Die vorbereitenden Theologen eilten nach Rom, zum Staunen der Bischöfe und der gutgesinnten Katholiken, sämmtlich von der Richtung oder Schule der Jesuiten. Ein deutscher Cardinal-Erzbischof glaubte dem Cardinal Antonelli seine Verwunderung über ein solches Verfahren nicht verhehlen zu dürfen, und drang bei ihm darauf, daß auch andere deutsche Theologen, wie Döllinger, Kuhn, Hefele berufen würden. Döllinger wurde unter Angabe einer von ihm nie gethanen Aeußerung abgelehnt; da-

gegen glaubte man doch den Schein von Unparteilichkeit heucheln zu müssen und berief Hefele, Haneberg und Alzog. Die besten Hoffnungen folgten diesen trefflichen Männern nach; allein umsonst. Man wußte sie unschädlich zu machen, indem man sie in Commissionen untergeordneter Art einreihte, oder wie Hefele in gar keine. Dieser Mann konnte erst nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in Rom eine Beschäftigung finden, indem man ihn beauftragte, aus den Acten des Concils von Trient über das dort beobachtete Ceremoniell eine Arbeit zu machen! Haneberg und mit ihm Theiner hatte man mit den orientalischen Kirchenangelegenheiten kaum ernstlich beschäftigt. Nur Alzog saß in der dogmatischen Commission; allein seine Stimme, welche er gegen die Infallibilität erhoben, wurde nicht beachtet: er saß ja überhaupt nur zum Schein in derselben.

Nachdem wir nun die verschiedenen Motive ins Auge gefaßt, welche den Papst bei der Berufung des Concils leiteten, welches die vorbereitenden Arbeiten gewähren, welche Männer man zu deren Herstellung herbeigezogen, bedarf es eines kurzen historischen Rückblicks. Wir dürfen nicht übersehen, daß die französische Republik mit ihrer Gewaltthätigkeit und Glaubenslosigkeit, mit der Unterdrückung des Klerus jene philosophische und religiöse Bewegung hervorrief, welche seit einem halben Jahrhundert Europa ergriffen hat und in gleichem Maße die Aufmerksamkeit in Paris, Neapel und Florenz, wie in Wien und Berlin auf sich zog.

Allerdings öffnete der Kaiser wieder die Kirchen und führte den Klerus zurück, aber sein Kampf mit dem Papste gab der Opposition allezeit neuen Muth. Die Restauration hatte natürlich in politischer und religiöser Beziehung eine Reaction im Gefolge, und dasselbe Frankreich, das früher jansenistisch und voltairianisch gesinnt war und dem päpstlichen Stuhle sich so entschieden feindlich gegenübergestellt hatte, ward kurze Zeit später das stärkste von allen Bollwerken Roms.

Unter der Fahne de Maistre's und seiner Genossen organisirte sich in Frankreich eine Partei, welche in Paris den Namen der ultramontanen erhielt und die alles aufbot, die Lehre Bossuet's in Vergessenheit zu bringen.

Im Laufe der letzten 50 Jahre bildete sich aus dem Katholicismus heraus eine mehr mit politischen als mit religiösen Elementen verquickte Partei, und es standen bald da, bald dort mächtige Vorkämpfer von Principien auf, die man weder orthodox noch romanisch nennen kann.

Es wird genügen zu erwähnen, wie auf der einen Seite die Jesuiten bei der Römischen Curie wieder zur Macht gelangten und auf der andern Seite Männer wie Lacordaire, Lamennais, Rosmini, Gioberti, Ventura, Pater Hyazinth und andere auftraten und ihrerseits mit nicht minder frischem Muthe den Kampf gegen jene dunkle Gewalt aufnahmen. Dort eine mächtige insgeheim und weitverzeigte Gesellschaft, hierarchisch geordnet vom Papste, bis zum letzten Missionar herunter eng verbündet, hier nur einzelne Kämpfer, mit ungleichen Waffen zu streiten gezwungen und deshalb nicht selten vom Kampfplatze verdrängt, ehe sie, wie z. B. Pater Hyazinth, nur erst ihr Schwert gezogen hatten.

Später wurden zwei andere Probirsteine angewendet, die Kanonisation der japanischen Märtyrer und das Centenarium. Man brachte hierbei die Bischöfe dazu, daß sie ihre Namen unter zwei Adressen setzten, die wir als Vorläufer der im Concil abzugebenden Erklärungen betrachten müssen.

2) Das feierliche Consistorium vom 9. Juni 1862 in Bezug auf das Concil im Vatican.

Wenn man das ökumenische Concil im Vatican vergleichsweise neben das feierliche Consistorium vom 9. Juni 1862 stellt, so wird man hier schon denselben Servilismus

finden, der insbesondere in der Ansprache der Bischöfe an Pius IX.: „Te loquentem Petrum audimus", verkörpert erscheint.

In der an diesem Tage von dem Papste an die versammelten Bischöfe, Patriarchen und übrigen geistlichen Würdenträger gehaltenen Allocution handelte es sich zuerst um die Kanonisirung der Märtyrer von Japan und des Michael de Sanctis. Diese Gelegenheit schien passend, eine Reihe von dogmatischen Irrthümern der Gegenwart zusammenzustellen und abzuthun. Sie wurden verdammt und dann der Bannfluch gegen alle jene geschleudert, die an der Erhebung und Befreiung Italiens thätigen Antheil genommen hatten.

Dieser Allocution wurde von 700 Bischöfen mit einer Adresse geantwortet, in der sie Pius IX., der in üblicher Weise bis in den siebenten Himmel erhoben wurde, beschworen, den Weg einzuhalten, auf welchem er zur Zeit gehe. Indem sie beinahe wörtlich wiederholten, was Pius in der Allocution gesagt, rügten und verurtheilten auch sie pflichtschuldigst, was er gerügt und verurtheilt, und erklärten, sie würden lieber Tod und Verfolgung leiden, als ihrer Pflicht untreu werden. Es ist leicht begreiflich, daß unter solchen Umständen der Hochmuth des Papstes gereizt ward, der sich von den übrigen Hirten der Kirche so hoch erhoben, des Gedankens nicht erwehren konnte, es dürfte wol nicht unmöglich sein, seinerzeit ein ökumenisches Concil zu berufen, wenn es sich ihm darum handeln würde, jenes „Te loquentem, Petrum audimus, Te decernente, Christo obtemperamus" feierlich mit der gehörigen Weihe zu bekleiden, das ihm 700 Bischöfe auf den Knien liegend zugerufen hatten. Diesen Gedanken verstand die jesuitische Hofpartei wohl zu nähren, kein Wunder daher, wenn die Einberufung eines allgemeinen Concils bald der Lieblingsgedanke des Papstes wurde, dem er fünf Jahre nachher Ausdruck verlieh, als er 1867 bei Gelegenheit der hundertjährigen Gedächtnißfeier der Apostelfürsten Petrus und Paulus die abermals versammelten Bischöfe mit feierlicher Allocution empfing. Nachdem Pius den versammelten Kirchenfürsten auseinandergesetzt, welche Leiden und Unbilden er und sie alle insgesammt erduldet, die dem Heiligen Stuhle treu geblieben und den verderblichen Zeitgeist bekämpft; nach diesen Dingen, die für Pius IX. nur den Charakter von Nebensachen hatten, kam der Papst diesmal, wie oben erwähnt, auf sein Schoskind zu sprechen, nämlich auf seine Absicht, ein ökumenisches Concil zu berufen.

Und abermals antworteten 500 in Rom versammelte Bischöfe mit einer ähnlichen Adresse wie das erste mal, abermals wurde mit dem üblichen Servilismus die Heiligkeit Pius' IX. in die Wolken erhoben, um ein ökumenisches Concil einberufen zu sehen.

Neu erhoben und angespornt durch diese Adresse, würdigte Pius die versammelten 500 Bischöfe diesmal einer weitern Ansprache. Seinem Wunsche, erwiderte äußerst befriedigt der Heilige Vater, kämen sie nur zuvor, er beabsichtige ein allgemeines Concil unter dem Schutze der unbefleckten Empfängniß Maria's einzuberufen.

Jetzt hielten die Jesuiten die Zeit für gekommen, ein Concil zu berufen, das, indem es die Macht des päpstlichen Stuhles wieder kräftigte, ihnen zur absoluten Herrschaft über die Kirche verhälfe. Dem Episkopat, dem Klerus und den Laien sollte für ewige Zeiten jede Einmischung in die Angelegenheiten der Kirche benommen werden, deren nur im Vatican zu walten wäre, ungefähr wie die alten Pharaonen ihre sterblichen Ueberreste in den Pyramiden jedem fremden Auge entziehen wollten.

Man muß zugeben, daß die Sache gut angelegt war und wol auch von Erfolg wäre gekrönt worden, hätten nicht einzelne vorlaute Schreier die Maske zu frühzeitig abgestreift.

Die Freunde der Jesuiten unter Veuillot nämlich begannen Hosianna zu rufen, ehe sie den Sieg vollständig errungen hatten; auch die Jesuitenväter ließen sich durch diesen falschen Lärm verleiten und riefen den Bischöfen ohne Umschweife zu: „Kommet demüthig nach Rom, das Knie zu beugen und den Papst zu verehren; erklärt ihn für unfehlbar,

ohne erst viel hin und her zu reden, unterschreibt alles, was euch die Curie vorlegt, erhebt es zum Dogma und bedenket vor allem: beim Concil sein, heißt nicht im Parlament sitzen; hier wird ohne Urne durch Acclamation abgestimmt."

Diese unkluge Sprache verletzte das Episkopat und brachte die Völker auf, welche in einem Concil nicht nur die Möglichkeit erblickten, die Religion mit den modernen Anschauungen in Einklang zu bringen, sondern auch ein Mittel, alle abgefallenen Sekten wieder in Petri Schafstall zu führen.

Die Jesuiten verrechneten sich diesmal, indem sie den reactionären Geist des Jahres 1849 mit demjenigen, welcher die Umwälzungen im Jahre 1859 hervorrief, verwechselten. Sie hielten die italienische, die griechische und die spanische Revolution für vorübergehende Ereignisse, sie hielten die Einigung und Befreiung Deutschlands für nichts weiter als einen Uebergang; sie berücksichtigten nicht den Sieg in Ungarn und sahen von dem in Oesterreich vorgegangenen Wechsel ganz ab. Sie verstanden es darum auch nicht zu würdigen, daß diese Umwälzungen früher oder später in Frankreich auf die Freiheit zurückführen und in England ein tiefes Echo wecken mußten, wo die Emancipation des katholischen Klerus von Irland der glänzendste Schachzug war gegenüber den Bestrebungen der römischen Kirche in Bezug auf die Dissidenten. Mit Einem Worte, die Jesuiten begriffen nicht, daß die politische auch die religiöse Freiheit mit sich bringen und das Wort „Concil", in die christliche Welt hineingeschleudert, eine Discussion hervorrufen mußte, welche sie eben vermeiden wollten, eine zweite Revolution heraufbeschwören würde, die sich zunächst in dem unwiderstehlichen Verlangen nach Discussion der aufs Tapet gebrachten Themata äußerte.

Und so machte dieser Gedanke mit der Schnelligkeit, welche die moderne Civilisation charakterisirt, in wenigen Monaten die Reise um die Welt und rief einen Widerstand ins Leben, der schwerlich den vereinten Kräften der Jesuiten und ihrer Anhänger weichen wird. Bald war die „Civiltà cattolica" nicht mehr im Stande, in ihren dicken Heften alle die Lehren zu widerlegen, welche gegenüber den ihren sich erhoben, und während sie sich gegen die Angriffe in deutschen und italienischen Broschüren und gegen die, welche in französischen religiösen Zeitschriften gegen sie herantraten, zu vertheidigen suchte, mußte sie die Erfahrung machen, daß sie es nur mit den Plänklern zu thun hatte, das Gros der feindlichen Armee in Gestalt der berühmtesten Theologen und Bischöfe, deren Rechtgläubigkeit über allem Zweifel erhaben war, erst hinterdreinrückte.

Ja sie mußte es erleben, daß ihre alten Freunde, wie z. B. Pater Capecelatro in seiner Broschüre „Wozu ein Concil?" und der Kanonikus Maupied von Rheims in seiner Schrift „Vom künftigen Concil" von dem eigenen Standpunkte der „Civiltà cattolica" aus Schlüsse zogen, die den Ansichten der Jesuiten schnurstracks zuwiderlaufen, unter andern Dingen auch das forderten, man solle zur alten Form der Bischofswahl zurückkehren, und rundweg sich zu gewissen modernen Lehrsätzen bekannten, welche nach ihrer Erklärung mit den von der römischen Kirche angenommenen in vollem Einklange stehen.

Der schwerste Schlag aber von allen war das allerorten laut gewordene Verlangen nach der Gründung von Nationalkirchen. Solch eine Nationalkirche sah Nordamerika im Nationalconcil von Baltimore erstehen, wo die Bischöfe sich in allen Materien vollkommen zeigten, welche im Hinblick auf die Gewissensfreiheit, Unterrichtsfreiheit, politische Freiheit u. s. w. die Union interessiren konnten. Eine ähnliche Thatsache vollzog sich später in Ungarn in der aus Bischöfen und Laien gebildeten Nationalversammlung und in der Schaffung von Diöcesansynoden, welche den Laien die Verwaltung des Pfarrvermögens, der Seminare, der Hauptkirchen u. s. w. zurückgaben, wie es in den ersten Zeiten der Kirche gewesen.

Eine ähnliche Richtung gab sich in Süddeutschland kund, am lautesten und geräuschvollsten in Böhmen.

Und wie sehr sich auch die Curie und die „Civiltà cattolica“ bemühten, das Gewicht dieser Thatsachen in Abrede zu stellen und den Hirtenbrief der in Fulda versammelten Bischöfe in einem für die Kirche Roms möglichst günstigen Sinne zu interpretiren, so brachte dennoch derselbe die Jesuiten in solche Aufregung, daß der siebzigjährige Cardinal Graf Reisach in aller Geschwindigkeit nach Deutschland geschickt ward, um jene Bischöfe zu beschwören, sie möchten doch um Gottes willen die Verbindung mit Rom nicht lösen und im Concil sich jedes Wortes enthalten, das Anlaß zu Skandalen geben könnte.

Monsignore Nardi hatte eine ähnliche Mission nach England, und selbst nach Nordamerika gedachte man einige Zeit lang einen Bischof zu gleichem Zwecke zu senden.

In Frankreich erhoben sich „France“, „Français“, „Peuple français“, „Liberté“ und „Avenir catholique“ gegen die Ueberschwenglichkeiten und Uebertreibungen der Ultramontanen und weckten den greisen Montalembert, den katholischen und tapfern Vertheidiger der religiösen Freiheit. Die Opposition bildete drei Gruppen unter Dupanloup, Darbois und Maret. Die Ansichten der beiden erstern waren bekannt, der letzte ward es durch eine Broschüre, welche den ganzen Zorn der „Civiltà cattolica“ erregt hatte. Wenn auch diese Gruppen in einigen Nebenpunkten auseinandergehen, so stimmen sie doch in dem Einen überein: im Schutze der Freiheiten der Gallikanischen Kirche.

Es würde zu weit führen, wenn man näher darauf eingehen wollte, auf welchem Wege und infolge welcher Combinationen sich die beiden ersten Parteien in eine einzige verschmolzen unter der Führung des Erzbischofs Darbois von Paris.

Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, welch schlimmen Eindruck es schon damals machte, als bekannt wurde, in wie unwürdiger Weise man den Bischöfen mitspielen würde, sobald das Concil nur einmal berufen wäre. Ich meine nämlich die herabwürdigende, bei keinem andern Concil vorgekommene Ceremonie einer förmlichen Huldigung, welche die Bischöfe dem Papste knieend darzubringen hätten, indem sie, nach vorgenommenem Fußkusse, demselben Treue und Gehorsam nach Maßgabe des Rituale zu schwören hätten.

Das also waren die Ergebnisse des mit allem denkbaren Pomp in Scene gesetzten Centenariums. Nach Schluß desselben kehrten die Kirchenfürsten wieder in ihre Diöcesen heim, nachdem sie sich in den übertriebensten Lobeserhebungen des Papstes überboten und dafür dessen Segen mit auf den Weg erhalten hatten.

Es hätte vielleicht noch längere Zeit darüber vergehen können, ehe diese Saat von Ueberschwenglichkeiten aufgegangen wäre und Früchte getragen hätte, wenn nicht durch eine Reihe hochwichtiger Ereignisse deren Reifwerden beschleunigt worden wäre. Ende 1866 zog Frankreich endlich in Gemäßheit der Septemberconvention vom Jahre 1864, welche es mit Italien abgeschlossen hatte, seine Truppen aus den päpstlichen Staaten heraus, die es während voller 18 Jahre besetzt gehalten hatte. Das Verhängniß wollte es, daß im Herbste 1867 Garibaldi, der geschworene Feind Napoleon's, welcher schon 1860 Italien ein Königreich zugebracht, dann im Jahre 1863 eine Expedition gegen Rom versucht hatte, das im Parlament als die Hauptstadt Italiens bezeichnet worden war, eine Expedition, welche mit Aspromonte endete — das Verhängniß wollte es, daß derselbe Garibaldi es im Jahre 1867 auf einen neuen Handstreich gegen Rom anlegte, da er wußte, daß das römische Gebiet nunmehr von französischen Truppen entblößt sei. Die Gelegenheit schien ihm günstig, Italien seine natürliche, ihm gebührende Hauptstadt zu geben. Garibaldi stand bald mit seiner Schar vor Rom, nachdem er zuvor die päpstlichen Truppen mit leichter Mühe aus dem Felde geschlagen. Doch da änderte Frankreich seine Politik, Mentana vereitelte das Vorhaben Garibaldi's; das Blut, das hier

vergossen wurde, schien Rom dem Papste nur noch mehr gekittet zu haben. Die französische Regierung erklärte hierauf durch Rouher, die Italiener sollten niemals Herren Roms werden, und bald hatten dieselben französischen Occupationstruppen das päpstliche Gebiet oder doch wenigstens Civita-Vecchia wieder besetzt.

Im Schatten der Bajonnete, unter dem Schutze der Chassepots Frankreichs schien es eine Leichtigkeit, nach Rom ein ökumenisches Concil zu berufen, und so erließ denn auch Pius IX. in dem darauffolgenden Jahre, am 29. Juni 1868, am Gedächtnißtage der Märtyrer Petrus und Paulus, die Einberufungsbulle „Aeterni Patris" u. s. w. In Gemäßheit dieser Bulle wäre es Zweck des einberufenen Concils gewesen, zu berathschlagen, wie es auch immer die römischen Päpste so gehalten auf den allgemeinen Concilien, mit den Bischöfen der ganzen katholischen Welt, die da von dem Heiligen Geiste gesetzt wurden, die Kirche Gottes zu regieren. Mit vereinten Kräften wäre weise und vorsehend alles erst eingehend geprüft worden, um dann die Irrthümer erklären, die falschen Meinungen, die sich verbreitet, verdammen und so die katholische Lehre rein und unverfälscht bewahren zu können. So hätte man die kirchliche Zucht wiederhergestellt, so die verderbten Sitten der Völker im allgemeinen wieder verbessert. Hätte man in diesen schweren Zeitläufen die Hauptsachen wohl erwogen und festgestellt, so würde zur größern Ehre Gottes gehandelt, der reine Glaube, die Würde des göttlichen Cultus, das ewige Heil der Seelen, die Zucht im Klerus, eine ersprießliche Bildung desselben erhalten, Kirchenzucht, eine christliche Erziehung und Heranbildung der Jugend, der allgemeine Friede und die Uebereinstimmung aller würde ins Auge gefaßt worden sein. Solcher Art hätte man versichert sein können, mit dem Beistande Gottes alle diese Zwecke glücklich zu erreichen, alles Uebel von der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft abzuwenden, bis es einstens gelänge, die armen Irrenden zur richtigen Erkenntniß der Wahrheit, Gerechtigkeit und des wahren Heils zu bringen. Auf diese Art hätte man von der katholischen Religion und deren heilbringenden Lehren die anklebenden Fehler und Irrthümer abgestreift, sie würde sich immer mehr verbreitet, immer mehr Bekenner gefunden haben, bis endlich Frömmigkeit, Ehrbarkeit, Rechtlichkeit, Gerechtigkeit, Liebe und alle christlichen Tugenden zum größten Nutzen und Frommen der menschlichen Gesellschaft den ganzen Erdkreis in Besitz genommen hätten.

Gewiß ein heiliger, erhabener Zweck, um dessentwillen es sich wol immer der Mühe verlohnte, ein ökumenisches Concil zu berufen.

Doch alles dies bezweckte jene Hofpartei nicht. Den Jesuiten, die sich schon seit lange nicht nur des handelnden, sondern auch des denkenden Pius bemächtigt hatten, der in den Händen dieser Gesellschaft nur ein Werkzeug für ihre finstern Plane war — den Jesuiten diente alles das nur als ein prächtiger Deckmantel für ihre Absichten. Im Jahre 1865 hatten sie die Welt mit dem Syllabus beglückt, und es war ihnen darum zu thun, den Bau zu vollenden, den sie mit so großem Glück begonnen hatten. Ein ökumenisches Concil erschien ihnen nur geeignet, Pius IX. neben dem ersten Ruhme des Syllabus noch mit der Krone der Infallibilität zu zieren. Immer war Pius nur der, den die schlauen Jünger Loyola's vorschoben, sie wußten ganz wohl, daß, wenn sie gleich mit ihren Planen herausrückten, eine große Anzahl Bischöfe für die Einladung zu einem allgemeinen Concil, das nichts weiter als eine möglichste Glorificirung und erhöhte Machtstellung des Papstes und ihres Ordens bezweckte, taube Ohren haben würden. Und so wurden in der in Rede stehenden Bulle „Aeterni Patris" noch nicht die Krallen, sondern nur die weichen Sammetpfötchen herausgekehrt.

Und es schließt denn die Bulle mit folgenden Worten: „Im Vertrauen auf den Beistand und die Macht Gottes des Allmächtigen, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, der heiligen Apostel Petrus und Paulus, deren Amtes er jetzt auf Erden walte,

nachdem er Rath und Zustimmung seiner ehrwürdigen Brüder, der Cardinäle der heiligen römischen Kirche eingeholt, befehle er mit dem gegenwärtigen Schreiben, er verkündige, berufe und bestimme das heilige ökumenische und allgemeine Concil in der Basilika des Vatican, in der erhabenen Stadt Rom für das kommende Jahr 1869 abzuhalten, und am 8. Dec., dem Tage der Feier der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes, Jungfrau Maria, zu eröffnen, zu halten und zu beenden unter dem Beistande Gottes zu seinem Ruhme und zum Wohle des ganzen christlichen Volkes. Er wünsche und befehle deshalb, daß auf dieses von ihm berufene ökumenische Concil aus allen Theilen der Welt kommen alle ehrwürdigen Brüder, sowol Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, als auch seine geliebten Söhne, die Aebte, und alle ihnen gleichgestellten, denen es nach Angelobung und Recht zukomme zu sitzen in den allgemeinen Concilien und ihre Meinungen kundzugeben. Er bitte, ermahne und lade sie daher ein, sei es kraft des Schwures, den sie ihm oder dem römischen Stuhle geleistet, sei es kraft der Tugend des heiligen Gehorsams und unter Hinblick auf die üblichen Strafen zu gehorsamen, und es seien diejenigen, welche durch triftige Gründe verhindert sein sollten, gehalten, sich hierüber gebührend auszuweisen und auf der Synode durch einen autorisirten, rechtmäßigen Vertreter ersetzen zu lassen. Er trage sich mit der Hoffnung, daß die obersten Herren und Lenker der Völker die ehrwürdigen Brüder, Bischöfe und alle die obenangeführten nicht verhindern, an diesem Concil Antheil zu nehmen, sondern diesen vielmehr ihren Schutz und ihre Hülfe angedeihen lassen, wie es sich katholischen Herrschern zieme, und auch so das Ihrige beitragen werden zum größern Ruhm Gottes und zum Nutzen des Concils." Das Schriftstück endet hierauf mit den üblichen Schlußformeln, wie sie für die Bullen nach altem Herkommen bestehen.

Um in dieser letztern Beziehung ganz den auf den frühern ökumenischen Concilen eingehaltenen Geschäftsgang beizubehalten, wonach auch die Häretiker und Schismatiker eingeladen werden, wurden am 8. Sept. desselben Jahres 1868 apostolische Briefe Pius' IX. an die Bischöfe orientalischen Ritus, die nicht mit dem römischen Stuhle in Vereinigung sind, gesandt, in denen auch an diese die einladende Aufforderung erging, an dem Vaticanischen Concil theilzunehmen. Auf diese Briefe antwortete ein Theil der in Rede stehenden Bischöfe gar nicht, oder sie bemerkten, sie bäten zu berücksichtigen, daß die Gründe, welche seinerzeit die Trennung ihrer Kirche von Rom herbeigeführt, sehr triftige gewesen seien und heute noch fortbeständen.

Auch der Protestanten und der übrigen Akatholiken glaubte man sich erinnern zu müssen, und so wurden denn auch diese eingeladen und aufgefordert, die Gelegenheit des ökumenischen Concils zu ergreifen, sich mit der katholischen Kirche wieder zu vereinigen, und zwar geschah dies mit der Encyclica Pius' IX. d. d. Rom am 13. Sept. 1868. Diese Encyclica hatte das gleiche Schicksal wie die apostolischen Briefe an die orientalischen Bischöfe; einige beantworteten sie gar nicht, andere wieder meinten, der Papst habe gut reden, der Weg sei lang und von Rom zu ihnen ebenso weit, wie von ihnen nach Rom, er möge zu ihnen kommen, wenn er Lust habe.

Nachdem dies alles geschehen und bereits das Ende des Jahres 1868 herbeigekommen war, ging man zur Bildung der Congregation und der Commissionen für die Vorbereitung der Materien zur Discussion im Concil über.

Die Congregation ward gebildet aus dem Vorsitzenden Cardinal Patrizi und den Cardinälen Reisach, Barnabo, Panebianco, Bizzarri, Bilio, Caterini und Capalti. Für den mit Tod abgegangenen Cardinal Reisach trat später sein College de Angelis ein.

Als Vorstand der Ceremoniencommission ward der Cardinal Patrizi bestellt, als Vorstand der politisch-kirchlichen Commission Cardinal Reisach, unter den Mitgliedern befanden sich die Domherren Molitor von Speier und Moufang von Mainz.

Zum Vorstande der Commission für die orientalischen Kirchen und Missionen der Cardinal Barnabo. Unter den Mitgliedern zwei Deutsche Pater Theiner und Pater Ballig vom Orden Jesu.

Zum Vorstande der Commission für die Orden der Cardinal Bizzarri.

Zum Vorstande der theologisch-dogmatischen Commission der Cardinal Bilio, unter ihm als Mitglieder auch drei Deutsche, der Dr. Schwetz, Professor in Wien, der Professor Hettinger in Würzburg und der Professor Alzog von Freiburg im Breisgau.

Zum Vorstande der Commission der Kirchendisciplin der Cardinal Caterini; als Mitglieder finden wir drei Deutsche, den Professor Hergenröther von Würzburg, den Kanonikus Giese in Münster und den Professor Heuser von Köln.

Auch eine andere Maske noch glaubte man vornehmen zu müssen, man lud durch apostolische Schreiben vom 6. Juni 1867 alle Bischöfe ein, jene Punkte zu bezeichnen, die sie im Interesse ihrer Diöcesen besprochen sehen möchten, dachte aber sicher nicht daran, diesen Gedanken weiter zu verfolgen.

3) Vom Concil droht der Civilisation keine Gefahr.

So oft Befürchtungen laut wurden, es möchten die heiligsten Errungenschaften unserer Zeit durch die Thätigkeit eines ökumenischen Concils gefährdet werden, welches ohne innere Nothwendigkeit berufen ward, waren die Jesuiten und ihr Anhang sofort mit den Trostworten zur Hand: „Vom Concil droht der Civilisation keine Gefahr!"

Wem fallen dabei nicht die Worte Faust's bei: „Die Botschaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube!"

Ueberhaupt liegt die Frage nahe, welchen Gewinn eine Anzahl von Concilien der Religion eigentlich gebracht habe. Sehen wir uns an der Hand der Geschichte einigermaßen um.

Das erste Concil von Nicäa, vom Kaiser Konstantin berufen, der Ketzerei des Arius ein Ende zu machen, rief im Gegentheil eine Menge neuer Anhänger des Arianismus hervor; ja Kaiser Konstantin selbst gehörte einige Zeit lang zu ihnen, und die Kirche ward lange Jahre hindurch in tiefe Verwirrung gestürzt. Der Arianismus lebte fort und fort und zählt noch jetzt in einzelnen Theilen Deutschlands Anhänger.

Das dritte Ephesische Concil, welches Nestor verurtheilte, konnte gleichwol nicht verhindern, daß die Nestorianer lange Zeit hindurch in ihren Irrthümern verharrten und die Kirche in Parteien gespalten war.

Das vierte Concil in Chalcedon, auf dem der Mönch Eutiches excommunicirt wurde, blieb ohne allen Erfolg, indem seine Anhänger manches Jahrhundert hindurch die zwei Naturen Christi leugneten.

Diese Beispiele ließen sich noch durch manche andere vervollständigen, es mag hier aber genügen, an das siebente Concil in Nicäa, an das achte in Konstantinopel, an das zehnte im Lateran, an das vierzehnte in Lyon, an das siebzehnte in Florenz mit seinem Gefolge, dem Schisma, zu erinnern, vom achtzehnten in Trient ganz zu schweigen, das auch nicht eine einzige der vom Katholicismus abgefallenen Sekten zurückzuführen im Stande war. Konnte ja doch selbst das von den Aposteln selber abgehaltene Concil in Jerusalem nicht den Sekten der Ebioniten und Nazarener ein Ende machen, die auf der Beschneidung bestanden.

Die frühern Concile hatten es mit einem ganz andern Material zu thun, mit einem ganz unendlich einfachern als jetzt. Jetzt steht die Wissenschaft hinter einzelnen Häresien, so namentlich die Geologie, die viel zu schaffen macht. Jetzt handelt es sich nicht um einen oder zehn Stifter von Häresien, sondern um so viel als es Gelehrte gibt. Heute gehören zu den Häretikern alle, die lesen und schreiben können, und noch viele dazu.

Wer wissen will, was die Curie will, nehme nur den Syllabus zur Hand. Der Syllabus war das trübe Morgenroth des Concils. Er sagt den Menschen: Alles was ihr seit Jahrhunderten gedacht habt, alle Erfindungen, welche unserer Zeit zur Ehre gereichen, alles das ist nichts als Irrthum, hat Schaden, Verwirrung, Verderben gebracht. Ihr müßt vergessen, was ihr gelernt, verleugnen, was ihr geschaffen, misachten die Männer, die ihr so lange für die größten Wohlthäter der Menschheit gehalten, verzichten auf den göttlichen Funken, der euch vom Thiere unterscheidet! Das Blut, das geflossen, die Gefangenschaft, die erstanden, die Exile, die verhängt, die Todesurtheile, die auf Schaffot und Scheiterhaufen vollzogen worden, hindern es nicht, ihr müßt zurück, immer zurück!

Darum kann man mit Recht sagen: Nehmt den Syllabus an und ihr steht wieder im Mittelalter.

Man mußte sich doch nothwendig die Frage vorlegen: wenn die frühern Concile nicht einmal eine einzige Ketzerei ausrotten konnten, wird es dem Vaticanischen möglich werden den Fortschritt der ganzen Menschheit aufzuhalten?

Pius VII., dem man ein Concil vorgeschlagen, wollte nichts davon wissen, weil er es für unzeitgemäß hielt. Und doch sind siebzig Jahre im Leben der Völker ein Nichts. Pius IX. aber ließ sich nicht abschrecken durch den Widerspruch einer großen Anzahl von Bischöfen, z. B. der in Fulda versammelten. Cavour hat zuerst den Muth gehabt, dem großen Gedanken der Gegenwart Worte zu leihen, als er von der freien Kirche im freien Staate sprach. Dieser Gedanke lebte seit nahezu siebzig Jahren im Bewußtsein des Volkes und ist nun seiner Verwirklichung näher, als man noch vor kurzem denken durfte.

Kirche und weltliche Herrscher arbeiteten einander in die Hände, ja diese waren nichts als die Executive der erstern. Und wollte der eine oder andere nicht daran, sich als Vollzugsorgan behandeln zu lassen, so ging es ihm wie Arrigo IV., wie den Hohenstaufen, an deren Stelle Rom die Anjous setzte, und gar manchen andern, von denen die Geschichte zu erzählen weiß. Wenn sich die Curie für die Herrin der Welt hielt, war es wahrhaft kein Wunder: für sie schickte Konstantin den Arius ins Exil nach Illyrien und nahm seinen Anhängern die Kirchen, um sie denen zu geben, die an das Concil von Nicäa glaubten. Nestorius zuerst wie ein Heiliger verehrt, ward auf den Concilen von Ephesus und Chalcedon verdammt, verfolgt, in ein Kloster gesteckt und dann in die Libysche Wüste gejagt. Dioscorus, ein Patriarch, ward vom Concil von Chalcedon verurtheilt, verbannt, Arnold von Brescia, vom zehnten Concil im Lateran verdammt, lebendig verbrannt, die Albigenser verfolgte man mit Feuer und Schwert, Zwingli endete, obgleich schon dem Tode nahe, durchs Schwert, Huß, Savonarola, Hieronymus von Prag ließen ihr Leben in den Flammen, Calvin ward verjagt und verfolgt, Luther gezwungen, sich auf der Wartburg zu verstecken, Coligny in seinem Hause zum Tode verwundet, aus dem Fenster geworfen und von seinem Feinde, dem Herzog von Guise, erstochen, während Tausende von Hugenotten ringsum ermordet wurden.

Mit diesem Codex in der Hand ließ der Großinquisitor Torquemada in 14 Jahren 8800 Personen lebendig verbrennen, verbannte 100000 Juden aus dem Lande bei Todesstrafe, confiscirte das Vermögen von 90000 Menschen. Er durfte eine Verfügung erlassen, daß man erst die Kosten an die Inquisitionsgerichte und dann die an die königlichen zu bezahlen habe. Galilei mußte seiner bessern Ueberzeugung untreu werden und seine Lehre abschwören, wollte er nicht den Scheiterhaufen besteigen.

Nun vergleiche man das Schicksal Galilei's mit dem so vieler Philosophen aller Nationen in unsern Tagen, und doch stellten sie mehr in Abrede als ein einfaches Misverständniß der Heiligen Schrift. Ich ziehe keine Schlüsse. Die Thatsachen sprechen

deutlich genug. Aber die Jesuiten sagen uns ja: „Vom Concil droht der Civilisation keine Gefahr."

4) Vorarbeiten für das Concil.

Vor allem ist nicht zu vergessen, welcher principielle Unterschied zwischen den Anlässen zu den frühern Concilen und zu dem dermaligen besteht. Wie schon oben angedeutet, wurden jene nur berufen, wenn die Kirche von einer großen Gefahr bedroht, eine Irrlehre zu verurtheilen oder die Disciplin zu reformiren war. Und jedesmal war der Zweck lange vorher bekannt, und so den Bischöfen Gelegenheit gegeben worden, sich auf das Concil vorzubereiten.

Ohne Zweifel droht der Kirche auch jetzt eine große Gefahr; ihre Gegnerin ist aber nicht mehr wie früher eine einzelne Sekte, es ist die ganze moderne Wissenschaft, welche in den letzten hundert Jahren ungeheuere und zugleich unaufhaltsame Fortschritte gemacht.

Die zweite Gefahr liegt in der Unvereinbarkeit der alten Kirchenverfassung mit den politischen und gesellschaftlichen Gestaltungen des 19. Jahrhunderts, in der Willkür, welche der niedere Klerus vom Bischofe, der Bischof vom Papste zu ertragen hat.

Die dritte und unzweifelhaft größte Gefahr aber liegt in der Frage der Stellung von Kirche und Staat zueinander.

Ob es nöthig war, diesen Gefahren durch radicale Heilmittel oder vielmehr durch Maßregeln begegnen zu wollen, welchen man jene Eigenschaft beilegen zu dürfen glaubte, wird die Erfahrung wol bald lehren. Keinesfalls wird sich die moderne Wissenschaft durch sie aufhalten lassen, auf dem einmal betretenen Wege fortzuschreiten und ihre Beobachtungen fortzusetzen.

Die Frage der Stellung zwischen Kirche und Staat kann nie und nimmer von der Kirche allein entschieden werden, und die Kirche hat bis zum dermaligen Concil auch nie das Recht für sich beansprucht, sie allein zu entscheiden. Allerdings kann man sagen, wer berechtigt ist, über einen gewissen Gegenstand mitzusprechen, könne nicht wohl verhindert werden, da zu erscheinen, wo derselbe besprochen wird. Aber trotzdem ist es mehr als ein bloßer Verstoß gegen die Courtoisie seitens der Curie gegenüber den weltlichen Regierungen, daß man von den ältesten Traditionen der Kirche abweichend diesmal versäumte, die Regierungen zur Theilnahme am Concil einzuladen oder ihnen auch nur die Hauptfragen zu bezeichnen, welche vom Concil sollten erledigt werden.

Im Gebiete der Kirchenzucht war vor allem dafür zu sorgen, daß die alten Gewährschaften wieder ins Leben gerufen wurden, welche den Einzelnen wie die Gesammtheit gegen den unberechtigten Druck von oben sichern konnten. Als natürlichste Mittel boten sich die Provinzial- und Diöcesansynoden an, deren demokratische Natur ihnen den Haß der aristokratischen Obern zugezogen.

In den Jahren 1867 und 1868 ward in Rom manches im stillen für das kommende Concil vorbereitet.

Zunächst waren zwei Fragen zu beantworten: Ist ein Concilium nothwendig und ist es am Platze ein solches einzuberufen? Der Papst hatte beide dem Cardinalscollegium vorgelegt und auf beide eine verneinende Antwort erhalten.

Im Jahre 1867 versammelte der Papst aus Anlaß des Centenariums eine namhafte Anzahl von Bischöfen in Rom und verkündigte denselben in seinen beiden Allocutionen vom 26. Juni und 1. Juli ein ökumenisches Concil, dessen förmliche Einberufung auf den 8. Dec. 1869 aber erst durch die Bulle vom 29. Juli 1868 erfolgte.

Die Inductionsbulle zählt zunächst alle die zahlreichen Uebel der religiösen Gemeinschaft und der bürgerlichen Gesellschaft auf und vindicirt dabei der Kirche nicht blos

das Recht, die der bürgerlichen Gesellschaft gefährlichen Umsturz drohenden Irrthümer zu berichtigen, die Völker gegen die gottlosen Bücher, die verderblichen Zeitschriften, die Lehrer der Bosheit und des Irrthums zu schützen, welchen die unglückliche Jugend anvertraut ist, nachdem deren Erziehung dem Klerus entzogen worden, den Fortschritt und die richtige Begründung der menschlichen Wissenschaften sicherzustellen.

Daß damit weltliches und geistliches Recht zu einer förmlichen Olla-potrida zusammengerührt wurde, darauf scheint damals wenig Werth gelegt worden zu sein.

Wie wir oben bereits erwähnt, war es früher Grundsatz, alle dem Concil vorzulegenden Materien so lange vorher, als nur möglich war, bekannt zu machen. Beim gegenwärtigen Concil finden wir gerade das Gegentheil davon als Princip an die Spitze gestellt. Alles auf das Concil Bezügliche ward in das tiefste Geheimniß gehüllt. Die römischen Congregationen, so munkelte man, hätten umfangreiche Arbeiten vorgenommen. Worin sie bestanden, wußte niemand anzugeben. Man setzte Commissionen ein, welchen die Aufgabe zufiel, Canones über das Dogma, die Kirchenzucht, die Klöster, die orientalischen Missionen vorzubereiten. So viel erfuhr man über das Allgemeine, über das Einzelne nichts. Doch war das Allgemeine theilweise charakteristisch genug; der officielle Titel der einen Commission war: Commission für politisch-geistliche Angelegenheiten.

Natürlich reichten die in Rom vorhandenen Kräfte nicht aus, alle diese Arbeiten zu bewältigen. Man holte solche deshalb aus der ganzen katholischen Welt zusammen und holte sie hinter dem Rücken ihrer Bischöfe. In der Wahl der Kräfte hatte man mit wenigen Ausnahmen nur Eins im Auge: unbedingteste Anhänglichkeit an die Tendenzen des Ordens Jesu.

Es liegt nahe, daß weltliche Regierungen und Bischöfe dieses geheimnißvolle Dunkel zu durchdringen suchten. Doch gelang dies weder den einen noch den andern. Man hielt ihnen seitens der Curie entgegen, man sei mit den Vorarbeiten noch zu weit zurück, um entsprechende Aufschlüsse geben zu können, und rieth den Bischöfen jene Punkte zu studiren, die sie für besonders wichtig halten möchten. Wenn sie dadurch sich nicht beruhigen ließen, sagte man ihnen, sie sollten nur still sein, sie bekämen das Material alles von gelehrten und erfahrenen Männern säuberlich zusammengestellt und vorbereitet.

Neben dieser geheimen Thätigkeit in Rom lief eine andere innerhalb der ganzen katholischen Kirche her, nicht minder vorbereitender Art. Man machte sich ein Geschäft daraus, Männer, welche seit Jahrhunderten als Leuchten der Kirche betrachtet worden waren, in der Meinung der Gläubigen herabzusetzen. Unter diesen stand Bossuet obenan. Eine ganze Sündflut von Schmähungen und Verleumdungen stürzte über ihn. Selbst sein reinstes Privatleben ward auf die heftigste Art angegriffen. Und Bischöfe und Papst beeilten sich jene zu loben, von denen diese schmählichen Angriffe ausgingen. So erfreute sich ein gewisser Réaume, Domherr zu Meaux, aus diesem Grunde einer anerkennenden Zuschrift des Bischofs von Versailles, und der Abbé Belet gar eines päpstlichen Breves. Schade, daß der Jesuitenpater Weninger, dessen Buch über die Unfehlbarkeit Pius' IX. der Abbé übersetzt hatte, dabei leer ausging!

Der bekannte Brief des Papstes an den Erzbischof von Paris, gerade vor der Berufung des Concils erlassen, strotzt von bittern Vorwürfen, ungenauen und entstellten Thatsachen und Grundsätzen, welche die formelle Leugnung der Grundzüge unsers öffentlichen Rechts enthalten.

Der Kampf galt also nicht blos den Todten, sondern auch den Lebenden, welche nicht zu unbedingtester und schrankenlosester Folgeleistung bereit waren. Selbst solche Schriftsteller durften sich auf den schärfsten Tadel gefaßt machen, welche bisher sich durch ihren Eifer für die Interessen der Curie deren vollste Anerkennung verdient hatten, sobald sie sich jetzt nur unterfingen, dem Rechte des Papstes Rechte der Bischöfe gegenüberzustellen.

Es war im Herbste des Jahres 1867, als die „Civiltà cattolica", das officielle Organ des Papstes, den Gläubigen vorschlug, Gott das förmliche Gelübde vorzubringen, die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes zu halten und zu bekennen bis zur Vergießung ihres Blutes. Man verpflichtete sich durch Uebernahme des Gelübdes, alles daranzusetzen, daß der Glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes möglichst verbreitet werde und zur Oberherrschaft komme. Ueber die Organisation des von ihr erfundenen Bündnisses, meinte die „Civiltà cattolica", wäre es wol am besten, den Schleier des Geheimnisses zu ziehen.

Die Curie begnügte sich nicht damit, diesen Vorschlag durch die „Civiltà cattolica" zu verbreiten, sondern ließ denselben in tausend und tausend Abzügen auf fliegenden Blättern über die ganze katholische Welt ausstreuen. Das Mittel war unzweifelhaft ein trefflich berechnetes, weil es die ungeheuere Masse ins Auge faßte, welche nicht zu denken gewohnt ist und in der Ueberzeugung glücklich war, dem Heiligen Geiste zu gehorchen. Dabei ward auch der Eitelkeit der Menschen geschmeichelt. Der Uebersendung des Verzeichnisses der Bündnißmitglieder antwortete der Papst regelmäßig mit einem Breve, das man in den Tagesblättern veröffentlichen und so zeigen konnte, wie man sich der Gnade des Papstes erfreuen dürfe.

Beispielsweise mag ein solches Breve hier Platz finden und dabei bemerkt sein, daß zur Zeit des Erlasses desselben über die Unfehlbarkeitslehre noch gar kein Streit sich erhoben hatte, ja dieselbe noch gar nicht zur Besprechung gekommen war. Es lautet:

Theuere Söhne, Heil und apostolischen Segen!

Von ganzem Herzen haben wir die glänzenden Zeugnisse der Ehrfurcht, der Folgsamkeit und des Glaubens gegen uns und diesen apostolischen Stuhl entgegengenommen, die ihr uns kundgegeben, um damit die Beleidigungen zu widerlegen, die gegen uns und den Heiligen Stuhl man sich zu Schulden kommen läßt, und um die Ehre desselben zu vertheidigen.

Aus diesen Zeugnissen, die ihr fromm habt drucken lassen und die ihr Sorge getragen habt, den 25. Nov. v. J. an uns gelangen zu lassen, haben wir zu unserm großen Troste gesehen, daß ihr euch eine Freude daraus macht, euere Geister und euern Willen durch die Bande der Liebe und der Ehrfurcht gegen uns und den Stuhl Petri, mit diesem Centrum der katholischen Einheit und Wahrheit, auf das innigste zu verbinden. Wir haben den schönen Entschluß daraus vernommen, kraft dessen ihr bekennt, euch verpflichtet zu halten, unsere höchste Autorität und die des Heiligen Stuhles sowie alle unsere Rechte zu vertheidigen.

Theuere Söhne, wir haben nicht umhin gekonnt, uns innig zu freuen über euere große Frömmigkeit, euere Religion und euern Glauben, welche vollkommen würdig katholischer Seelen und des priesterlichen Eifers, jedes Lob und jede Empfehlung verdienten. Daher beten wir inbrünstig zu Gott, dem Urheber alles Guten, er möge mit seiner himmlischen Gnade alle Kräfte euerer Seele erfüllen, auf daß ihr von einem Tage zum andern immer mehr zunehmen möget im Glanze der Tugenden, und so mit größerm Erfolge euch dessen befleißigen möget, was zum Ruhme Gottes und zum Heil der Seelen gereicht. Wir vertrauen also, theuere Söhne, daß inmitten der großen Sorgen unsers apostolischen Pontificats die Hülfe euerer Gebete uns niemals bei Gott fehlen wird; und erfüllt von dieser Hoffnung, geben wir euch liebevoll, theuere Söhne, euch und allen Gläubigen, Geistlichen und Laien, die zu euerm Kirchsprengel gehören, den apostolischen Segen als Unterpfand aller himmlischen Gaben und als Zeugniß des väterlichen Wohlwollens, welches wir gegen euch hegen.

Gegeben zu Rom bei Sanct-Peter, 11. Febr. 1869. Unsers Pontificats im 23. Jahre.

Pius IX., Papst.

Nach solchen Vorbereitungen glaubte man in Rom zu Anfang des Jahres 1869 offen mit der Frage der Unfehlbarkeit hervortreten zu dürfen.

Wenige Tage vor Erlaß des vorstehenden Breves erschien ein Artikel in der „Civiltà cattolica", der unter dem Schein einer Correspondenz aus Frankreich geradezu das Programm des Concils enthält. Diese Correspondenz schilderte den französischen Episkopat in seiner ungeheuern Mehrheit als den ultramontanen Ideen ganz ergeben. Er sollte nur aus

Furcht vor der Regierung in seiner isolirten und stillschweigenden Erwartung verharren, dem Kaiser sollte am Vorabend der Wahlen keine andere Wahl mehr übrig sein als ein enges Bündniß mit dem Papste.

Besonders charakteristisch war folgende Stelle: „Es verdient namentlich hervorgehoben zu werden, daß nach der Ueberzeugung fast aller Katholiken das kommende Concil sehr kurz und in dieser Beziehung dem von Chalcedon ähnlich sein wird. Diese Meinung ist nicht allein in den bekannten Schwierigkeiten begründet, welche heutigentags einer längern Dauer dieser Versammlung sich entgegenstellen würden; sie ergibt sich insbesondere aus dem Gedanken, daß die Bischöfe der ganzen Welt in den Hauptfragen übereinstimmen werden, solchergestalt, daß die Minderheit, wie beredt sie auch sein könnte, nicht vermögend sein wird, lange durch ihren Widerstand aufzuhalten."

Weiter unten heißt es:

„Was den dogmatischen Theil anlangt, so dürften die Katholiken wünschen, daß das künftige allgemeine Concil die Lehren des Syllabus verkünde. Die Katholiken würden mit Freude die Erklärung des künftigen Concils über die dogmatische Unfehlbarkeit des Papstes entgegennehmen. Man hoffe, die einmüthige Kundgebung des Heiligen Geistes werde durch den Mund der Väter des allgemeinen Concils diese Unfehlbarkeit durch Zuruf zum Glaubenssatze erheben." Zum Schluß endlich wird betont, wie großes Verlangen nach der Dogmatisirung der Lehre von der glorreichen Himmelfahrt Mariä sei.

Man wußte, daß dieser Artikel von hoher Stelle inspirirt war, und derselbe erhielt dadurch den Charakter eines Manifestes.

Damit war gezeigt worden, wie die Römische Curie die Berathungen des künftigen Concils auffaßte. Sie war offenbar gesonnen, mit allen Traditionen zu brechen, die sonst bezüglich der dogmatischen Definitionen gegolten, und kümmerte sich so wenig um die Möglichkeit, die Unfehlbarkeit des Papstes als die leibliche Aufnahme der seligsten Jungfrau in den Himmel zu beweisen. Sie zeigte unbestreitbare Lust die mühevollen Forschungen, die Analysen der Texte, die Zusammenstellung, Prüfung und Vergleichung der Ansichten und Meinungen aller Kirchenlehrer einfach beiseitezuschieben. Sonst hatte man sich mit dem durch das Evangelium verheißenen Beistand des Heiligen Geistes begnügt, jetzt erwartete man eine übernatürliche Offenbarung desselben, welche die Frage zugleich abschneiden und verkürzen werde, ohne daß es einer Prüfung und Erörterung bedürfte, und welche die Herzen aller unwiderstehlich mit sich fortreißen werde, sodaß die Concilsväter die päpstliche Unfehlbarkeit durch einmüthige Acclamation proclamiren würden.

Als dieser Artikel der „Civiltà cattolica" erschien, war, wie bemerkt, die Unfehlbarkeitsfrage noch gar nicht öffentlich discutirt worden, und es ist deshalb auch eine falsche Anschuldigung, wenn die Curialisten behaupten, man würde sie gar nicht zur Discussion gebracht haben, hätten nicht die Gegner die Sache vor der öffentlichen Meinung im ungünstigsten Lichte dargestellt und so den Kampf heraufbeschworen.

Die Bewegung gegen die neue Lehre ging von Deutschland aus und ward mit großer Mäßigung geleitet. Vor dem Sommer des Jahres 1869 aber ist keine Spur davon zu entdecken. Der zweite Stoß ging von Frankreich aus und ward vom Bischofe Maret geführt, aber erst im September desselben Jahres. Dagegen waren schon Monate vorher der Erzbischof Manning von Westminster, ein leidenschaftlicher Convertit, und der Erzbischof Deschamps von Mecheln als Kämpen der Unfehlbarkeit aufgetreten und hatten erklärt, dieselbe sei bereits entschieden und werde demnächst definirt werden. In wie hoher Gunst beide Prälaten bei Hofe stehen, ist bekannt; ohne Zweifel werden sie unter den mit dem Purpur Bekleideten sein. Da eben vom Purpur die Rede, dürfte es am Platze sein, zu bemerken, daß dermal nicht weniger als 18 Cardinalshüte zu vergeben sind, und es wird wol schwerlich irgendjemand naiv genug sein anzunehmen, daß es bloßer

Zufall ist, daß sie seit Jahren nicht vergeben wurden. Man brauchte eben ein Lockmittel für Ehrgeizige. Wenn der Heißsporn Manning aber, wie man sich erzählte, nicht übel Lust hatte, gleich in der ersten Sitzung die Acclamation für die Unfehlbarkeit zu fordern, so durfte man sich darüber gewiß nicht wundern.

Deutschland gebührt die Ehre, den ersten Schritt gegen die römischen Absichten gethan zu haben, und unter den deutschen wieder den koblenzer Katholiken, welche sich mittels einer Adresse an ihren Bischof in Trier wandten. Welches Aufsehen diese Adresse allenthalben machte, dafür gibt der Brief des Hrn. von Montalembert ein glänzendes Zeugniß, derselbe Brief, von dem er selbst sagte, er habe ihn vom Rande des Grabes aus mit jener Unabhängigkeit von den Menschen und von den Dingen geschrieben, welche das ausschließliche Privilegium des Todes ist. In diesem Briefe nennt Montalembert, den die Curie so hoch verehrte, jene Adresse ein rühmliches Manifest des Gewissens und der Vernunft der Katholiken, wahrhaftig ein eigenthümliches Compliment für die Curie. Und dabei kann es der Franzose gar nicht verschmerzen, daß es Deutsche waren, die seinen Landsleuten den Rang abgelaufen.

Der Adresse der koblenzer Katholiken (Juni 1869) reihten sich bald andere Kundgebungen an: die Adresse der Katholiken an der bonner Universität an den Erzbischof von Köln; der obenerwähnte Brief des Hrn. von Montalembert an die koblenzer Katholiken; der Hirtenbrief der 19 in Fulda versammelten deutschen Bischöfe an den Klerus und die Gläubigen ihrer Diöcesen; das Memorandum ebenderselben an den Papst, worin sie unter lebhafter Bekämpfung der päpstlichen Unfehlbarkeit denselben innigst bitten, die ihm zugeschriebenen weitschichtigen Projecte aufzugeben; das Gutachten der theologischen Facultät in München auf Anfragen des Fürsten Hohenlohe, August 1869; der katholische Congreß zu Pesth, dem der Primas von Ungarn und 11 andere ungarische Bischöfe beiwohnten, October 1869; „Der Papst und das Concil von Janus"; die Correspondenz der Doctoren Newman und Pusey; das Buch Maret's „Vom allgemeinen Concil und religiösen Frieden" (September 1869); Maret's Vertheidigung seines eben angeführten Buches; der Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris vom 18. Oct. 1869; drei Hirtenbriefe des Bischofs Dupanloup von Orleans vom 10., 11. und 21. Nov. 1869.

So rückte denn die Zeit immer näher heran, zu der das Concil versammelt werden sollte. Man durfte auf etwa 7—800 Väter rechnen, von denen jeder durchschnittlich zwei Begleiter bei sich haben würde. Da trat denn die Wohnungsfrage an die Curie heran. Natürlich konnte man nicht daran denken, alle Bischöfe sammt Gefolge in den päpstlichen Gebäuden unterzubringen, man mußte Privatwohnungen für sie zu miethen suchen, und die mit dieser Aufgabe betrauten Commissionare wurden angewiesen, die Wohnungen vorläufig auf vier Monate zu miethen.

Solchen Bischöfen, welche nicht bemittelt genug waren, auf eigene Kosten in Rom zu leben, ward neben der freien Wohnung auch noch freie Verpflegung zugesichert. So traten alle, welche davon Gebrauch machten, nothwendig in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß zu ihrem Ernährer, dem Papst, während diesem bei längerer Dauer des Concils nothwendig eine Last erwachsen mußte, welche er bei den ungünstigen Finanzverhältnissen seines Hof- und Staatshaushalts doppelt schwer empfinden mußte, gewiß wenigstens einer der Gründe, welche für eine möglichst kurze Dauer des Concils sprachen.

Einer der Hauptzwecke, welche die Jesuiten durch das Concil verfolgten, war die Dogmatisirung des Syllabus. Gegen diesen aber richtete die Presse ihre schärfsten Pfeile, namentlich die deutsche und in ihr wieder die augsburger „Allgemeine Zeitung". Gewiß war diese Haltung der Presse nicht ohne Einfluß darauf, daß einzelne Sätze des Syllabus schon in den vorberathenden Commissionen durchfielen. Am meisten Anfechtung erlitten

die Lehren des Syllabus von oder vielmehr gegen die Preßfreiheit, gegen die Einrichtung der Armeen, namentlich aber die gegen die Versöhnung der Kirche mit dem Staate, die gegen die Civilehe, die Gewissensfreiheit und ähnliche.

Was endlich die Dogmatisirung der Lehre von der leibhaftigen Himmelfahrt der Jungfrau Maria betraf, so hing dieselbe ziemlich eng mit dem Dogma von der unbefleckten Empfängniß zusammen, war aber gleich jener so politisch unschuldiger Natur, daß vorauszusehen war, es würde dieselbe im ganzen mehr als eine Liebhaberei der Jesuiten denn als eine höhere Religionsfrage betrachtet werden und den Frieden der Kirche sicher nicht stören. Die Geringschätzung dieses in Anregung gebrachten Dogmas war in der Gelehrtenwelt eine so große, daß die bedeutendern Streitschriften, wie der Janus, dieselben auch nicht mit einer einzigen Silbe erwähnten.

Anfänglich kamen die Bischöfe ziemlich spärlich herbei. Obwol der 8. Dec. als Einberufungstag bezeichnet war, hatten sich in dem letzten Viertel des November erst 200 Bischöfe in Rom angemeldet und wurden vom Papst meist gruppenweise in Audienz empfangen.

5) Die Geschäftsordnung des Concils vom 27. Nov. 1869.

Von allen auf das Concil bezüglichen päpstlichen Erlassen hat kaum ein anderer so viel böses Blut unter den Vätern des Concils gemacht als die unter dem Titel „Multiplices inter" bekannte Geschäftsordnung für das Concil vom 27. Nov.

Für die allgemeinen Concilien der alten Kirche in den ersten zehn Jahrhunderten bestand kein liturgisches Ceremoniell; die Vorsitzenden, theils von den Päpsten, theils von den Kaisern ernannt, sorgten nur im allgemeinen für die Ordnung der Verhandlungen. Im übrigen waren die Anträge der Bischöfe an keinerlei Vorschriften gebunden. In spätern Zeiten stimmte man nach den Nationen ab, so auf den Concilien zu Konstanz und Basel. Die Geschäftsordnung für das große Tridentinische Concil war von den Legaten und Bischöfen vereinbart und zum Gegenstand einer förmlichen Abstimmung gemacht worden.

Mit seiner octroyirten Geschäftsordnung war der Papst indeß nichts weniger als glücklich. Sie erwies sich bald so unbrauchbar, daß die vorsitzenden Cardinäle selbst eine Abänderung derselben beantragten, um die Geschäfte flott erhalten zu können. Natürlich wurden die von den Bischöfen in Bezug auf die neue Geschäftsordnung gestellten Anträge nicht im mindesten berücksichtigt.

Das Charakteristische an dieser neuen Arbeit, die drei Monate nach Eröffnung des Concils ins Leben trat, ist Concentration aller Macht und alles Einflusses in dem Präsidium und den Deputationen und Entscheidung der wichtigsten Fragen des Glaubens und der Lehre durch einfache Mehrheit der Kopfzahl mittels Aufstehen und Sitzenbleiben.

Das hierdurch vorgeschriebene Verfahren ist in Kürze folgendes.

Jedes Schema erhalten die Väter zehn Tage vor der Berathung behufs Abgabe etwaiger schriftlicher Erinnerungen und Abänderungsanträge, die sogleich in eine neue Formel zu bringen sind. Die bezügliche Deputation macht hiervon nach ganz freiem Ermessen Gebrauch und gibt dem Concil von allen Anträgen summarische Kenntniß. Ob sie die Schemata im ganzen oder in Abschnitte getheilt der Berathung unterstellen wollen, ist den Präsidenten freigestellt, auch können sie im Laufe der Berathung jeden Redner nach Gutdünken unterbrechen. Die Bischöfe der Deputation haben das Recht, jeden Augenblick die Bischöfe zu unterbrechen, welche den Wortlaut des Schemas beanstanden. Zur Forderung des Schlusses reichen zehn Stimmen hin. Die Abstimmung erfolgt nach den einzelnen Theilen des Schemas zuerst über die Abänderungsvorschläge und dann über den

von der Deputation vorgelegten Text durch einfache Stimmenmehrheit. Schließlich wird mit Namensaufruf über das ganze Schema abgestimmt, wobei wieder die einfache Kopfzahl entscheidet.

Was sich in der Geschäftsordnung den parlamentarischen Einrichtungen Aehnliches findet, dient hier nur dazu, die Macht der Mehrheit zu erhöhen, die, wie wir gesehen, jeden Augenblick den Schluß der Discussion decretiren kann. Da weder einzelne Bischöfe noch Gruppen von solchen in gedruckten Gutachten und Aufklärungen sich ans Concil wenden dürfen, ist die Minderheit dadurch mundtodt gemacht. Die Entscheidung durch einfache Stimmenmehrheit ist ein großer Fehler in einer Versammlung, welche durch Beschlüsse der frühern ihrer Art gebunden ist und widerspricht den Traditionen der Kirche, welche kein Dogma besitzt, das durch einfache Stimmenmehrheit gegenüber dem Widerspruche einer Minderheit beschlossen und eingeführt wurde. Denn die Kirche hat nur geoffenbarte Lehren zu bewahren und zu verwalten, sie empfängt aber keine neuen Offenbarungen und macht keine neuen Glaubensartikel. Was aber von der Kirche gilt, muß auch von dem Concil gelten. Die Bischöfe auf dem Concil sind Zeugen, indem sie bestätigen, was sie und ihre Gemeinden als Glaubenssätze empfangen haben, ihre Gewalt als Richter darf nicht weiter gehen als worüber sie Zeugschaft geben können. Sie haben Gesetze nur zu interpretiren, nicht zu machen. So ist von ihrem Amte im Concil jede Willkür, jede subjective Ansicht ausgeschlossen. Zum Dogma erhoben kann nur werden, was in der Kirche allgemein geglaubt wurde. Erhebt sich im Concil gegen eine Lehre, die dogmatisirt werden soll, Widerspruch, so fehlt es an den nothwendigen Erfordernissen der Universalität, Perpetuität und des Consensus, und der Satz, dem widersprochen wurde, darf nicht der ganzen Kirche als Offenbarung aufgedrängt werden. In Trient noch gab Pius IV. den Legaten die Weisung, nichts entscheiden zu lassen, was nicht allen Vätern genehm sei, und Decrete blieben wochen-, ja monatelang unerledigt, weil einzelne nicht beistimmten.

Wo es anders gehalten wird, kann von Freiheit des Concils keine Rede sein, und wo die Freiheit fehlt, fehlt auch die Gültigkeit der Beschlüsse.

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Unsere Lyrik hat durch den deutsch-französischen Krieg einen neuen patriotischen Aufschwung genommen; selbst die frömmsten Liederdichter, wie Julius Sturm, haben zu den Waffen gegriffen; selbst der Dichter der süßen „Amaranth“, Oskar von Redwitz, begibt sich auf das Gebiet der Kriegslyrik, welche doch ein Zweig der politischen Lyrik ist, und schleudert fulminante Fehdebriefe gegen den Kaiser von Frankreich. Auf der andern Seite ist Ferdinand Freiligrath aus der süddeutschen Separatistengemeinde ausgeschieden und ruft Germania in feurigem Sturmessang zu den Waffen; neben ihm steht sein alter Freund Emanuel Geibel mit einem fromm-kräftigen, in der Form gediegenen und gedrungenen Kriegsliede. Die „Geharnischten Sonette“: „Deutschlands Traum, Kampf und Sieg“, von Hans Minckwitz (Leipzig 1870), denen sich ein Anhang vaterländischer Gesänge anschließt, sind zum großen Theil schon früher gedichtet worden; sie athmen eine patriotische Gesinnung, die sich meistens in einer gediegenen, streng geschlossenen Kunstform ausspricht. Außerdem regen sich die Alten wie die Jungen; der greise Turnerhäuptling Maßmann, der unpolitische Wandersänger Hoffmann von Fallersleben, das bemooste Haupt der deutschen Bühne Roderich Benedix, spenden ihren Obolus ebenso für die lyrische Sammelbüchse, wie die poetischen Kerntruppen der jüngern Generation bis zu den

zahllosen Novizen, welche gleichsam die ersten poetischen Reiser treiben, befruchtet vom Kriegsgewitter. Die Makulaturkörbe der Redactionen sind stumme Zeugen von der poetischen Fruchtbarkeit deutscher Gemüther — schade, daß diese Legionen von Gedichten sich nicht in Ersatzbataillone verwandeln und mit ins Feld rücken können!

Da die hochgehende Flut der deutschen Kriegslyrik gewiß noch manche Perle an den Strand werfen wird und überhaupt diese poetische Bewegung noch lange nicht abgeschlossen ist, so sparen wir uns die Revue über dieselbe bis auf spätere Zeiten auf und wollen zunächst nur erwähnen, daß der deutsche Sammeleifer bereits auf diesem Felde thätig ist, um die in den Feuilletons der deutschen Zeitungen zerstreuten Gedichte in wohlgeordneter Auswahl zusammenzustellen und dies geistige Nationaleigenthum zum Besten der verwundeten Kämpfer und ihrer Familien zu verwerthen. So geben Müller von der Werra und Wilhelm Baensch eine Sammlung: „All-Deutschland. Neue Lieder zu Schutz und Trutz im Jahre der deutschen Erhebung 1870" (Leipzig 1870), in einer Stereotypausgabe heraus, die jedes neue Tausend durch inzwischen neuerschienene Gedichte zu ergänzen sucht; ferner gibt der Verlagsbuchhändler Lipperheide in Berlin „Lieder zu Schutz und Trutz" (Berlin 1870) heraus, von denen einige in der neuerdings beliebten autographischen Form erscheinen, wahrscheinlich zum Beweis des alten Spruchs „Docti male pingunt".

Die Kriegslyrik drängt die poetischen Friedenslieder ganz in den Hintergrund — und doch hat sich wieder eine große Zahl von Gedichtsammlungen an das Licht hervorgewagt, welche jetzt mit der doppelten Ungunst der Zeit, ihrer Abneigung gegen die Lyrik und ihrer fieberhaft spannenden Kriegsarbeit zu kämpfen hat. Wir wollen hier aus der großen Zahl dieser Sammlungen nur einige hervorheben, die eine charakteristische Physiognomie zur Schau tragen.

Ein anziehendes Talent bekunden wieder die „Neuen Gedichte" von Stephan Milow (Stuttgart 1870), Gedichte von elegischer und reflectirender Haltung, heimischer im Distichon und in der Odenstrophe als im leichtgeflügelten Liede, aber von einem Ernst der Gesinnung, welcher auch der dichterischen Form etwas vom Charakter des tönenden Erzes verleiht. Bisweilen versenkt sich die Muse des Dichters, im Einklange mit dem von ihr gefeierten Propheten Schopenhauer, allzu tief in die unheimlichen Probleme des Lebens: dann erscheint ihm dasselbe voll Schreckgestalten, ein unentrinnbarer Fluch, und die Klage darüber selbst als ein von keinem Echo weiter getragener Schrei in einen Abgrund. Dann aber findet die Elegie des Lebens einen mildern und wehmüthigen Ausdruck in den Erinnerungen an die Kindheit und in dem Hinblick auf die Gräber, auf welche uns alles weist. Mit männlichem Sinn straft der Dichter in sapphischen Strophen die „entartete Jugend", feiert die „hohe Liebe" und „den Weltverband", die wahre Größe, deren sein Vaterland Oesterreich zu seiner Rettung bedarf. Sehr wohlthuend ist die Begeisterung für den Cultus des Schönen, dessen stilles Wirken der Dichter dem äußern Effect gegenüberstellt und welches einsam den Bedürftigen ein Trostesanblick bleibt, mögen auch die andern es nicht erkennen. Sehr treffend nennt es der Dichter ein Almosen des Himmels, jedes Lenzes Rosen zu schauen und das Schöne und Gute zu lieben. Die Distichen und antiken Strophen sind von dem Dichter ohne jede stilistische Gewaltsamkeit behandelt; in den deutschen Versstrophen überwiegt eine gewisse Strenge des Stils über den einschmeichelnden melodischen Fluß.

Ein anderer österreichischer Dichter, Karl Beck, hat eine zweite Sammlung von Gedichten: „Still und bewegt" (Berlin 1870), erscheinen lassen, in welcher wir auch die früher veröffentlichte Elegie „Täubchen im Nest" wiederfinden. Ueberhaupt sind hier ältere und neuere Gedichte vereinigt; die letzten bilden den Abschnitt „In meinem Herbst". Die größere Reife des Inhalts und Würde der Gesinnung ist hier bisweilen erkauft mit einer oft gesuchten, überzierlichen Form, die allerdings an einigen Stellen das Gepräge classischer Vollendung trägt. Ein Verzicht auf Dank und Ruhm, die Hingabe an das Allgemeine spricht sich in einzelnen Strophen weihevoll aus; der Dichter will „ein Blatt vom Zweige" schneiden, um dafür ergänzend und ergänzt sich im Kranze wiederzuerblicken. In den Geschichten findet sich manches Weitschweifige; der anekdotische Kern verschwindet oft in glänzend breiter Ausführung. Am gelungensten sind die Geschichten aus dem

Volksleben, weil der milde und humane Sinn des Dichters, der sich liebevoll in das Gemüth des Volkes zu vertiefen weiß, uns wohlthuend in ihnen entgegentritt. Die beste unter den Erzählungen ist diejenige, welche den Titel „Los" führt; es ist eine Parabel, deren Nutzanwendung zu machen der österreichischen Hauspolitik überlassen bleibt. Der Ungarbaron Wesselyi ersucht den Kaiser Franz, der bei ihm zum Besuch ist, um die Gnade, den Wagen des Kaisers mit seinem ungarischen Viergespann lenken zu dürfen. Gleich Stürmen und Sommergewittern saust der Zug einher; der Baron wirft zuletzt die Zügel hin und gestattet dem entfesselten Viergespann den freien Lauf. Entsetzt sieht der Kaiser die wilden Rosse dem Teiche zustürzen. Da läßt der Baron einen Pfiff erschallen und sie stehen wie festgebannt. Der Magyar zögert nicht, dem Kaiser den Sinn dieser lebensgefährlichen Parabel auseinanderzusetzen:

Dir hab' ich gezeigt mit fester Hand,
Mein König, an diesen Vieren,
Wie du das gewaltige Ungarland
Begeistern mußt und regieren.

Frei laß es gewähren, wie Gott es schuf,
So gestern, so heut und morgen.
Dann folgt es im Nu des Meisters Ruf
Und Fürst und Volk sind geborgen.

In den „Myrten und Cypressen" finden sich stille Lieder aus früherer Zeit, Liebesklänge und Nänien der verstorbenen Gattin geweiht. Selten indeß begnügt sich die Muse von Karl Beck mit dem schlichten Klange des Liedes, so zart und taubenhaft sie auch zu girren versteht; ein voller erhobener Psalmenton unterbricht oft überraschend ihre Liebesserenaden und bisweilen hüllt sie sich von Kopf zu Fuß in priesterliche Gewande und singt modernes Lebensgeschick mit altbiblischer Würde.

Victor Scheffel, dessen kernig volksthümliches „Gaudeamus" in neuer Auflage vorliegt, hat „Bergpsalmen" (Stuttgart 1870) erscheinen lassen, in denen der Schwung der Naturlyrik in einer mittelalterlichen, oft altfränkischen Entwickelung erscheint.

In den „Gedichten" von Adolf Stern (2. vermehrte Aufl., Leipzig 1870) überwiegt das malerische Element, und zwar macht es sich am glücklichsten geltend in dem großen geschichtlichen Tableau. Französische Revolutionsbilder, Bilder aus dem Freiheitskampfe der Juden gegen die Römer, militärische Bravourstücke, oft grell beleuchtet, doch meist schwunghaft ausgeführt, bewähren das Talent des Dichters mehr, als die oft sinnigen, bisweilen zu gedankenschweren „Lieder", denen es hier und dort nicht an stimmungsvoller Färbung fehlt. In den Liebesliedern, die an „Jona" gerichtet sind, herrscht allerdings eine, wir möchten sagen, alltägliche Empfindung vor, trotz der geschmackvollen Einkleidung; glühender und tiefer sind andere Liebesgedichte, wie „Melusine". Da sieht der Dichter die Geliebte vor sich stehen als das märchenhafte Weib mit einem sehnsuchtsvollen und doch bitterspöttischen Lächeln; und er bittet sie um ganze Liebe und ganzen Haß, nicht um „das Lächeln, das zwischen beiden schwebt". „Melusine" wäre eine Vignette für Heine'sche Liebeslyrik; im Album der Stern'schen ist sie nur ein eingelegtes Bild, welches wir rasch verblättern. Eine sinnreiche Allegorie enthält das letztere größere Gedicht Adolf Stern's: „Eldorado"; es ist ein ähnliches Problem wie es Heine in seinem Gedicht „Bimini" aufgestellt, aber in ganz abweichender Weise gelöst hat. Die Sehnsucht der Menschen nach dem Glücke, das sie in der Ferne suchen, ist das Grundthema beider Gedichte. Der Held Heine's, ein spanischer Conquistator, begibt sich auf die Wallfahrt nach der Zauberinsel Bimini, wo der Quell ewiger Jugend sprudelt; doch auf rastloser Fahrt alternd, findet er das wahre Bimini im Tode. Anders der Held Adolf Stern's, der sich nach dem goldumflossenen, silberblitzenden Eldorado sehnt und zum Wanderstabe greift, um dies Ziel seiner Träume zu erreichen. Doch als er die Stadt mit den Demantthoren und dem Spiegel von Silbererz, der durch die Zweige blitzt, vor sich zu sehen glaubt, befindet er sich wieder vor San-Marias-Bucht, von der er ausgegangen, und sieht die geliebte Braut am Strande stehen, welcher er ein seltenes Glück erwerben wollte. Die Freude des Wiedersehens zeigt ihm, daß das wahre Glück im Herzen wohnt und in der Beschränkung nur heimisch ist. Stern wählt die optimistisch-moralische Lösung des Problems, das bei Heine in einer pessimistischen Resignation austönt.

Die Gedichte von Moritz Heydrich: „Sonnenschein auf dunkelm Pfade" (Leipzig 1870), sind sehr ungleich an Werth, wie alle Gemüthslyrik, welche in freien Ergüssen ausströmt und keinen andern Regulator kennt als die eigene warme Empfindung. Eine Menge von Gelegenheitsgedichten, von dem Gefühl der Freundschaft, der Bewunderung, des häuslichen Behagens dictirt, aber nicht viel werthvoller als jene lyrische Hausmannskost, die uns bei festlichen Anlässen zwischen der Suppe und dem Braten vorgesetzt zu werden pflegt, schwellt die Sammlung zu einem beträchtlichen Umfange an. Dafür entschädigen einzelne singbare Lieder, in denen die Empfindung in festen Formen krystallisirt, und andere, in denen sich eine tüchtige Gesinnung ausspricht. So mahnt das Gedicht „Lebensziel" sich nicht zu überhasten und nicht trotzig zu verzagen, sondern im Hassen und Lieben sich treu zu bleiben, stets dem Edeln zugethan! Leider sind die unreinen Reime in den Gedichten Heydrich's nicht die Ausnahme, sondern die Regel, und die Geringschätzung künstlerischer Klarheit wirft einen trüben Schein auch auf die Gedichte, die von der Innigkeit des Gefühls in ansprechender Weise durchleuchtet werden.

In den neuen Gedichten von K. H. Ritter von Leitner: „Herbstblumen" (Stuttgart 1870), findet sich manches Gediegene und Volksthümliche, namentlich in den Erzählungen und Genrebildern; die Umrisse sind fest und sicher, nur etwas hart. In der That entspricht der Titel der Sammlung ihrem Grundcharakter; die Gedichte haben nicht den frischduftigen Hauch einer Frühlingsflora; es sind gefüllte Herbstblumen, Astern und Georginen, von einem gewissen schweren Glanz. Die Sonette und Canzonen schmücken sich mit ihren Reimen nicht wie mit üppigen Blumenguirlanden, sondern wie mit klirrendem Waffenschmuck; wir sind seit Rückert's Zeiten an geharnischte Sonette gewöhnt und der Widerspruch zwischen der einschmeichelnden Form und dem trotzig-schroffen Inhalt übt einen gewissen paradoxen Reiz aus. Gleichwol verlangt die luxuriöse Form besondere Pflege; wer sich einmal mit poetischer Kunstgärtnerei befaßt, der muß auch nach den Prämien streben, welche den gelungensten Exemplaren zuerkannt werden. Das Sonett bedarf des leichtesten Flusses, damit die Fülle der Reime nicht als ein Zwang empfunden werde. Bei Leitner finden sich oft Sätze, deren Bau zu verwickelt ist, um nicht dem ganzen Guß der Sonettenform eine unwillkommene Sprödigkeit zu geben. Der Inhalt ist oft sinnig, ebenso wie der der „Distichen", unter denen die „zahmen" Xenien vorwiegen. Außer kräftigen Dorfgeschichten in Versen von frischer Anschaulichkeit und gesunder Haltung enthält die Sammlung auch einige humoristische Gedichte nach dem Muster von Kopisch, das im ganzen wenig Nachahmung gefunden hat, und einige gespenstige Romanzen, von denen „Die schöne Brigitte" den altschottischen Ton mit seiner unheimlichen Prägnanz am glücklichsten trifft.

Ein bisher unbekannter Dichter, Julius Altmann, tritt mit einer umfassenden zweibändigen Sammlung auf: „Aus einem Dichterleben. Lieder und Sprüche aus den Jahren 1860—68" (Berlin 1869). Sie bringt meistens sangbare Lieder und Gnomen, viel Unbedeutendes neben einzelnem Gelungenen, wie dies nicht anders sein kann bei einer so atomistisch zersplitterten Dichtweise, welche sich nie auch nur zu größern Anläufen zusammenrafft. In einem Abschnitte, der für eine gereimte „Poetik" gelten kann, spricht Altmann selbst seine Abneigung gegen eine farben- und bilderreiche Lyrik aus, ebenso gegen das politische Sturmläuten, gegen die verneinende Skepsis, mithin gegen alle schwunghafte und gedankentiefe Dichtweise und betont ihr gegenüber die Sammlung des Gemüthes, aus welcher das kräftig gestaltete Lied hervorgehe. Wie es in der Regel geschieht, macht diese Theorie die Schranken des eigenen Talents zu Schranken der Kunst; denn Altmann's Muse ist allen höhern lyrischen Gattungen fremd und beschränkt sich nur auf das Lied und das Epigramm, welches letztere theils in gelungenen Distichen erscheint, theils in jenen Reimversen, wie sie die Dichter des vorigen Jahrhunderts liebten. Der Stil dieser letzten Epigramme, wie ihr Inhalt, der sich gegen Geizhälse, ungeschickte Aerzte und lange Nasen richtet, ist jedenfalls veraltet zu nennen, während unter den Gnomen sich viel Sinnreiches in edler Fassung befindet. Was die Lieder selbst betrifft, so ist der Charakter edler Einfachheit und Sangbarkeit in ihnen vorherrschend und das Uhland'sche Vorbild unverkennbar. Die „Aquarellen" bringen Alpenbilder, die hin und wieder freilich in das Gebiet der versificirten Topographie gehören, oft aber auch lyrisch behandelt

sind und etwa an Matthisson's „Genfer See" und ähnliche Gedichte erinnern, nur daß sie nie über ein sehr bescheiden gemessenes Längenmaß hinausgehen.

Ada Christen, die Dichterin der „Lieder einer Verlorenen", ist mit neuen Gedichten: „Aus der Asche" (Hamburg 1870), hervorgetreten, welche zwar die Keckheit der Emancipationslust nicht verleugnen, aber doch bisweilen gedämpftere Klänge anschlagen. Ueber den Jubel der Orgie überwiegt hier eine dumpfe, schwere Melancholie, die bisweilen, wie in der Anrede an ein gestorbenes Kind, einen ergreifenden Ausdruck findet. Die todte Liebe ist ihr kalte Asche, ein längstzerstobener Traum; ihre Seele weint nicht um das Sterben des Leibes, sondern weil ihr vor dem „kleinen, müden, einsamen Verderben bangt". In dieser Sehnsucht nach dem Großen, selbst im Untergang, liegt ein bedeutsamer Zug, der uns mit manchem herausfordernden Liede der Sammlung auszusöhnen vermag. Denn gegen die biedern deutschen Hausfrauen hegt die Sängerin eine unüberwindliche Abneigung; sie kann nicht oft genug den Ausdruck der ironischen Bewunderung wiederholen, den sie für die Tugend, für die Kinder, für die Männer, für die feine Wäsche und die Dummheit derselben hegt. Bieten ihr doch die deutschen Mädchen und Frauen auch willkommenen Anlaß zu herbem Spott, seit sie die Offenbachiaden, die „Belle Hélène", und ähnliche Demi-Monde-Stücke zu besuchen lieben. Die Dichterin ist keck genug, es auszusprechen, daß die entblößende Gewandung unsere Schönen begeistere, daß unsere Frauen und Töchter sich der Menelaus erfreuen und sans gêne Parisstudien treiben. So schlimm ist es nun doch nicht in deutschen Landen, aber daß eine Dichterin, deren Muse in wilden Orgien heimisch ist, den deutschen Frauen ein solches Rügelied singen darf, mag ihnen beweisen, daß etwas faul ist im Staate Dänemark und daß auch der Schein einer Vorliebe für die Poesie und Musik des Cancans besser von ihnen vermieden würde.

Die „Lieder einer Verlorenen" waren in der That wüste Krankenpoesie, deren Versfüße nach dem Takt des Jardin Mabile zappelten und schlotterten; in dieser Sammlung bläst die Dichterin „aus der Asche" wenigstens einige poetische Funken, die freilich eine das Gemüth erwärmende Flamme am häuslichen Herd nicht zu entzünden vermögen.

Auf dem Gebiet der Literaturgeschichte herrscht in Deutschland stets eine gleich eifrige Thätigkeit wie auf demjenigen der Lyrik, ein Streben, das aber weit erfolgreicher ist und auf die allgemeine Theilnahme rechnen darf. Ja, das Interesse für die Literaturgeschichte gefährdet vielfach dasjenige für die moderne dichterische Production — indem jene das Facit der Vergangenheit zieht, kann sie nicht den Schein hervorrufen, als ob die Acten der Literatur, die mit solchem Eifer registrirt werden, abgeschlossen wären und was sich in der Gegenwart noch schaffungsfreudig regt, eigentlich post festum komme. Wirft sich doch der Eifer der Gelehrsamkeit unermüdlich auf die Darstellung von Literaturepochen, deren Bedeutung für die Gegenwart eine sehr geringe ist und deren dichterische Leistungen mit wenigen Ausnahmen der buchhändlerischen Makulatur angehören. R. Haym veröffentlicht ein Werk von fast tausend Seiten über „Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes" (Berlin 1870). Wenn Friedrich Schlegel in einem der Briefe an seinen Bruder einmal schrieb: „Meine Erklärung des Worts «romantisch» kann ich dir nicht gut schicken, weil sie — 125 Bogen lang ist", so kann man wol sagen, daß unsere Literarhistoriker nicht zögerten, die Evolution des Begriffs der Romantik in der Geschichte unserer Dichtung und Wissenschaft in Schriften von nur wenig geringerm Umfange zu erklären. Haym selbst gibt zu, daß nicht die Dichtung, sondern die Wissenschaft durch die romantische Revolution eine nachhaltige Bereicherung und Vertiefung erfahren habe; er betont es als eine Eigenthümlichkeit seiner Darstellung, daß sie den Zusammenhang der poetischen mit den wissenschaftlichen und praktischen Bestrebungen der Schule noch mehr hervorhebt, als seine Vorgänger gethan, und die Geschichte der Dichtung mit der Geschichte der Philosophie und der Religion verknüpft. Haym vergleicht sogar den gewaltthätigen Charakter der Schule mit der großen politischen Revolution, die sich ungefähr gleichzeitig in Frankreich vollzog: „Die Geschichte der romantischen Schule ist die Geschichte einer Literaturrevolution, die ebensowol als solche gemeint war, wie sie als solche gewirkt hat." Jedenfalls hat sich das bedeutsame Hinüberwirken der romantischen Ideen in das politische Leben in jener

Epoche der preußischen Geschichte gezeigt, in welcher „Wissenschaft, Staat und Kirche sich von einer durch die Macht gestützten Invasion romantisch aufgefärbter freiheitsfeindlicher Ideen bedroht sah".

Der scharfe Kritiker Hegel's und Schopenhauer's findet einen willkommenen Stoff in der Charakteristik Schelling's, Schleiermacher's und der Doctrinen der beiden Schlegel. Hier haben wir den geistigen Schwerpunkt des Werkes zu suchen. Die ästhetische Kritik spielt in demselben eine untergeordnete Rolle; auch ist das Urtheil über die einzelnen Dichtwerke wenig abweichend von demjenigen der Angreifer der romantischen Schule. Eigentlich kommen nur Tieck, Hölderlin und Novalis, außer den Schlegel, in Betracht; die zweite Dichtergeneration der Romantik, die Brentano, Aretin, Kleist und Fouqué, werden mit flüchtiger Erwähnung beseitigt; auch die spätere Epoche Tieck's, die novellistische, die ihm eigentlich erst ein Publikum verschaffte, findet keine Darstellung. Haym schildert gleichsam nur das Urgebirge der Romantik in seiner durch den vulkanischen Durchbruch der Ideen bewirkten Formation; neben diesen Eruptivgesteinen haben die sedimentären keine Bedeutung für ihn.

Dies hängt mit der ganzen Auffassung der Literaturgeschichte zusammen, wie sie neuerdings, offenbar aus misbräuchlicher Anwendung des Hegel'schen Princips geschichtlicher Entwickelung, bei uns in Schwang ist. Haym steht hierin auf demselben Boden wie Julian Schmidt; er erklärt es für das letzte Ziel der Literaturgeschichte, die Wandlungen des Ideenlebens einer Nation darzustellen, soweit dasselbe an den gebildeten Erzeugnissen der Sprache und Rede haftet. Wäre die Literaturgeschichte nur Geschichte der Wissenschaft, so könnte man sich mit dieser Erklärung einverstanden erklären. Doch sie ist in erster Linie Geschichte der Dichtung und ihre erste Aufgabe ist Charakteristik der Dichter und ihrer Werke. Wenn man in der Literaturgeschichte nur den Stammbaum der Ideen zeichnet, so verkennt man die Initiative des Genius und seiner schöpferischen Eigenheit, welche das A und O aller Kunst ist. Die gelehrte Darstellung der Literaturgeschichte ist daher in ihrem Princip durchaus verkehrt und verschiebt vollkommen die Werthe der ästhetischen Production. Die romantischen Doctrinärs, die Schlegel, haben den Anfang damit gemacht; man braucht blos an ihre vornehme Urtheile über Schiller zu erinnern, zum Beweis, wie ohnmächtig diese Weisheit ist gegenüber dem Urtheil der Nation und wie sie sich gegenüber der Zukunft compromittirt.

Gewiß ist es Pflicht der Literaturgeschichte, der Entwickelung der einzelnen Dichter nachzuspüren. Mit Recht sagt Haym: „Die Träger einer bedeutsamen Literaturrichtung sind zunächst Schüler und Lernende, ehe sie Lehrer und Führer werden. Das Neue, welches sie vertreten, wird, indem sie selbst werden, und man kann bei der Charakteristik desselben nicht verweilen, ehe man es nicht aus einer Reihe individueller Anstöße und Bewegungen hat entspringen sehen." Er freut sich der zahlreichen Selbstgeständnisse und Wechselmittheilungen in vertrauten Briefen, die gerade für die Gründungsepoche der Romantik vorhanden sind, „die Reflexion auf ihr eigenes Thun, die Bewußtheit und Absichtlichkeit ihres Producirens ist ein auszeichnender Zug und eine der Schwächen dieser Männer". In der That hat Haym, namentlich was Tieck und die Schlegel betrifft, manches Neue aus alten Briefschätzen ans Licht gezogen und so Koberstein ergänzt, dem er mit Recht eisernen Fleiß und unvergleichliche Gewissenhaftigkeit nachrühmt und der in Bezug auf die Darstellung innerer Entwickelung der Romantiker, nach Briefstellen und Journalartikeln, sein verdienstlichster Vorgänger ist. Freilich ist dieser Abschnitt seines Literaturwerks dadurch über Gebühr angeschwellt worden. Wir meinen, daß nur die Entwickelung derjenigen Dichter allgemeines Interesse haben kann, deren Werke einen dauernden Werth haben; wen aber kann die Genesis des Verfehlten interessiren? Hierin thut unsere exacte Literaturforschung des Guten zu viel und verliert sich in Specialitäten, welche nur für den Fachgelehrten von Wichtigkeit sind, von denen die Nation aber ein Recht hat sich gleichgültig abzuwenden.

Im übrigen ist das Werk Haym's wegen der geistreichen Haltung und Eleganz des Stils wie wegen der erschöpfenden Darstellung der romantischen Schule in ihrer Genesis empfehlenswerth. Das erste Buch desselben behandelt „Das Entstehen einer romantischen Poesie" und beschäftigt sich im wesentlichen mit Ludwig Tieck's Entwickelungskrankheiten und ersten Roman- und Märchenfabrikaten; das zweite Buch: „Das Entstehen einer

romantischen Kritik und Theorie", führt uns in das Atelier der Schlegel bis zu ihrer Begegnung mit Tieck; das dritte Buch stellt die Blütezeit der Romantik dar, charakterisirt in Hölderlin einen Seitentrieb der romantischen Poesie, gibt dann ein sorgfältiges Porträt von Novalis, eine Darstellung von Schleiermacher's und Schelling's Systemen und schließt mit einem Abschnitte, der die Befestigung, Ausbreitung und Vertheidigung des romantischen Geistes behandelt. Der Abschluß des Werkes erscheint uns hier als ein zu frühzeitiger; nicht nur fehlt, wie schon erwähnt, eine Charakteristik der hervorragendsten romantischen Dichter, welche in Bezug auf ursprüngliche Begabung zum Theil nicht hinter Tieck zurückstanden, dann aber auch die eingehendere Darstellung der in die Breite gehenden und sich zu einer politischen Macht entwickelnden romantischen Richtung.

Von J. L. Klein's großem Werke: „Geschichte des Dramas", liegt der vierte bis siebente Band (Leipzig 1867—69) vor, mit welchem die umfassende Geschichte des italienischen Dramas zum Abschlusse gebracht ist. Das Werk ist ein Denkmal deutschen Sammlerfleißes, und auch dieser Abschnitt zeigt die eifrigste Benutzung der Quellen, eine Thatsache, welche durch zahlreiche Excerpte aus den verschiedensten, oft wenig zugänglichen italienischen Dramen außer Zweifel gestellt wird. Freilich, das Unbedeutende und Unerquickliche ist oft mit einer Breite behandelt, welche der Lesbarkeit und Genießbarkeit des Werkes Eintrag thut. Wir wollen mit der gelehrten Forschung nicht durch dick und dünn gehen, nicht alle ihre Studien mit in den Kauf nehmen, sondern uns ihrer Resultate erfreuen. Dieses Ziel eines Nationalwerks wird von Klein zu sehr außer Acht gelassen, indem er uns nach einer deutschen gelehrten Sitte, die sonst allmählich im Verschwinden begriffen ist, in sein Atelier führt und uns zu Zeugen seiner Vorarbeiten macht, statt uns nur das vollendete Werk zu zeigen. Denn allgemein verbreitet ist jetzt wol die Einsicht, daß auch ein wissenschaftliches Werk, sobald es sich über den Kreis der Specialforschung erhebt und Anspruch auf nationale Bedeutung machen darf, mit einem Kunstwerk die geschlossene Form gemein haben muß, wie uns die Vorbilder des classischen Alterthums beweisen. Nicht blos durch die Ueberladung des Details, eine allzu ängstliche Verwerthung der Forschungen, sondern auch durch die Vorliebe für Excurse, sowol ästhetische, die an und für sich oft sehr werthvoll und geistreich sind, als auch humoristische, die oft ins Burleske schweifen und dem Werke einen etwas buntscheckigen Charakter geben, wird Klein verhindert, das Ziel eines künstlerisch abgerundeten Nationalwerks zu erreichen. Einzelne Abschnitte erscheinen in der That wie Erzeugnisse eines irrlichtelirenden Querkopfes, während andere wieder eine Meisterhand bekunden. Hierzu rechnen wir die Biographie und Charakteristik Torquato Tasso's, diejenige Ariosto's, Giordano Bruno's, Machiavelli's, Pietro Aretino's und Alfieri's, welche letztere indeß, indem sie einen halben Band des Werkes einnimmt, sich in eine Monographie verwandelt. Auch in den Biographien der andern hervorragenden Vertreter des italienischen Parnasses, deren Bedeutung mehr auf anderm Gebiete als auf dem dramatisch-theatralischen liegt, charakterisirt Klein mit Vorliebe diese weiter reichende Bedeutung, sodaß sein Werk auch nach dieser Seite über den Rahmen hinauswächst und als ein Beitrag zur italienischen Literaturgeschichte im allgemeinen betrachtet werden kann.

Der erste Band behandelt die ältesten Mysteriendramen und Moralitäten, den die Lustspiele Ariosto's, die Calendria des Cardinals Bibbiena, die Stücke Machiavelli's, Giordano Bruno's einziges Lustspiel, Aretino's cynische Dramen, die Lustspiele von Accolti, Secco, Groto's Tragödie „Hadriana", die Stücke des productiven Giammaria Cecchi und der andern Vertreter der eklektischen Lustspielschule gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Interessant ist die Fundgrube für die Shakespeare'schen Lustspiele und Trauerspiele, die Klein hier eröffnet. Ganze Stücke, wie „Ende gut, alles gut", nach der Virginia des Accolti geschaffen, während „Romeo und Julie" an die „Hadriana" des Groto bis auf einzelne Situationen und poetische Wendungen erinnert, hat Shakespeare, der große „Allaneigner" und „Epitomator", wie Klein ihn nennt, mit Benutzung der italienischen Dramatiker geschaffen.

Der zweite Band behandelt das Heldendrama des 16. Jahrhunderts und die bluttriefende Tragödie desselben, die sich an Seneca anschließt; ferner das musikalische Drama und die Komödie im 17. Jahrhundert. Außer der Charakteristik Tasso's ist die-

jenige Guarini's und Marino's hier von besonderm Interesse. Den Kern der ersten Hälfte des dritten Bandes bilden die biographisch-kritischen Monographien von Metastasio, Goldoni und Gozzi, namentlich der beiden letzten bedeutsamen Gegensüßler des italienischen Dramas, während die zweite Hälfte dieses Bandes das italienische Lustspiel und Trauerspiel des 18. Jahrhunderts, besonders aber den Großmeister der italienischen Tragödie, Alfieri, behandelt. Im letzten Bande, welcher die Dramatiker unsers Jahrhunderts, Monti, Ugo Foscolo, Pindemonte, Manzoni, Silvio Pellico und Niccolini darstellt, werden die beiden letztern am eingehendsten besprochen. Klein bevorzugt Silvio Pellico, während die allgemeine Schätzung Niccolini höher stellt. Auch die Lustspieldichter Conte Giraud, Marchisio und Nota werden sorgsam charakterisirt, während die neueste Entwickelung des italienischen Dramas nur eine flüchtige Skizzirung findet. Gegen den Plan des Werkes im Ganzen und Großen erregt diese zusammenhängende Geschichte des italienischen Dramas einiges Bedenken. Wir meinen, daß sich die Universalgeschichte des Dramas damit in einzelne Volksgeschichten auflöst und der allgemeine Gang der Entwickelung, der auch vielfach ein für die europäischen Nationen gemeinsamer war, verdunkelt wird. Wir meinen, daß jede Nation nur da, wo sie Trägerin der Entwickelung der Bühne wird, uns selbständig vorgeführt werden sollte. So steht z. B. das Drama des 18. Jahrhunderts, auch das italienische, ganz unter französischen Einflüssen. Das classische Theater der Franzosen war für ganz Europa, auch für Deutschland und England, maßgebend und mußte vorausgestellt werden, weil es der ganzen Zeit das Gepräge aufdrückte.

Der vierte Band der „Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller" von Heinrich Kurz (Leipzig 1869—70), welcher die Epoche von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit behandelt, schreitet rüstig fort. Die Charakteristik der lyrischen Dichter ist zum Abschluß gekommen; ebenso sind die epischen Dichter der neuesten Zeit nach ihren Hauptleistungen beurtheilt, während die allgemeine Uebersicht der dramatischen Dichtung begonnen hat. Erschöpfende Gewissenhaftigkeit, eine auf Selbstkenntniß beruhende Darstellung der einzelnen Dichtwerke, ein mildes und wohlwollendes Urtheil sind die charakteristischen Kennzeichen des Werkes von Kurz. Was das letztere betrifft, so ist es einer noch nicht abgeschlossenen Literaturepoche gegenüber jedenfalls berechtigt; denn schwer, fast unmöglich wird es den Mitlebenden, Bleibendes und Vergängliches zu sondern; ja über die Helden einzelner Coterien, die von einer ewig wiederkäuenden Kritik auf den Schild gehoben werden, dürfte schon die nächste Zeit zur Tagesordnung übergehen. Die Vornehmheit, mit welcher einzelne Kritiker über alles hinwegsehen, was nicht in ihr Pantheon mit den ein für allemal geweihten Literaturgöttern paßt, gehört zu den bedauerlichsten Symptomen der zeitgenössischen Literatur. Am schlimmsten ist es, wenn eine politische Partei sich zugleich als literarische Clique geberdet. Auf der andern Seite kann auch die nothwendige Reaction gegen dieses exclusive Wesen, welche allen Dichtern gleichmäßig gerecht zu werden sucht, leicht über die Bedeutung der einzelnen Dichter täuschen, indem sie mit ihrem wohlwollenden Lobe das untergeordnete Talent nicht blos ermuthigt, sondern mit dem weit überlegenen in Eine Linie zu stellen scheint. Wir finden in dem Werke von Kurz viele Dichter, deren Aufnahme doch nur durch ein Streben nach Vollständigkeit oder die persönliche Vorliebe des Literarhistorikers gerechtfertigt werden kann, während weder der Ruf noch die Leistungen derselben ihnen einen solchen Ehrenplatz einzuräumen vermögen. Auch der Tadel, der sich an Einzelheiten bei hervorragenden Lyrikern wie Lingg heftet, droht durch seine Einschränkungen, trotz der Anerkennung ihrer Bedeutung, sie auf Ein Niveau mit mindergetadelten Mittelmäßigkeiten herabzusetzen. Sonst ist gerade die Charakteristik der bedeutenden Poeten eine sehr liebevolle; Karl Beck, Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Max Waldau, Robert Hammerling werden uns ebenso treffend wie mit verdienter Würdigung vorgeführt. Die Uebersicht des historischen Dramas knüpft an die Chronologie der gewählten Geschichtsstoffe an und eröffnet dadurch eine umfassende und lehrreiche Rundschau, welche für Erhellung des vielfach unklaren Kapitels der dramatischen Stoffwahl ein reiches Material liefert.

Der „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur“ von Heinrich Kurz (Leipzig 1870), ein Auszug aus dem größern Literaturwerke dieses Autors, liegt in dritter verbesserter Auflage vor. Die Uebersichtlichkeit und Reichhaltigkeit desselben ist anerkannt. In der dritten Auflage ist eine Uebersicht der neuesten Literatur seit 1830 beigefügt, welche in gleicher Weise behandelt ist wie die vorhergehenden Abschnitte; dafür sind einzelne weniger hervorragende Schriftsteller und Dramatiker aus den frühern Jahrhunderten nicht mehr aufgenommen worden. Was den Abschnitt über die neueste deutsche Literatur betrifft, so zeichnet er sich durch das auch äußerlich markirte Hervorheben der bedeutendern Dichter aus, welches wir in dem vierten Bande des größern Literaturwerkes vermissen.

Von dem großen Sammelwerke von Ignaz Hub: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter“ (Würzburg 1870), ist die neueste Abtheilung des dritten Bandes erschienen, welcher die Dichter der Gegenwart behandelt, ein Stoff, der seinen erschöpfenden Abschluß erst in der zweiten Abtheilung finden soll. Das Werk, das in zweiter neubearbeiteter und stark vermehrter Auflage erscheint, enthält eine Auswahl des Schönsten und Eigenthümlichsten aus dem Schatze der lyrischen Epik nebst Biographien und Charakteristiken der Dichter unter Berücksichtigung der namhaften kritischen Stimmen. Es ist eine ausnehmend fleißige Arbeit, welche, wenn in ihr auch manches minder gelungene Gedicht mit aufgenommen ist, doch den Reichthum deutscher Poesie auf diesem Gebiete unwidersprechlich bekundet. Die Lebensskizzen und kritischen Urtheile über die einzelnen Dichter zeugen von Unparteilichkeit und Geschmack wie von eingehendem Studium und suchen durch den Hinweis auf die Urtheile anderer namhafter Kritiker und Literarhistoriker jenen Zusammenhang der kritischen Bewegung herzustellen, ohne die der Proceß unserer literarischen Entwickelung leicht in willkürliche Zersetzungen, ohne feste dauernde Bildung verlaufen dürfte. In der That, wenn man den Fleiß und die Gerechtigkeitsliebe eines Kurz und Hub vergleicht mit der Oberflächlichkeit und Einseitigkeit anderer neuerer Literarhistoriker, die nicht einmal von wichtigen Erscheinungen der Dichtkunst, ja von wahrhaft genialen Dichtern Notiz nehmen, weil sie nicht in ihren Kram passen, aus Bequemlichkeit und falscher Vornehmheit, und weil ihr Register bereits fertig ist, so muß man jenen wackern Männern, welche das Princip eingehender Forschung, das Palladium deutscher Gelehrsamkeit, auch auf unsere neueste Literatur und Dichtkunst anwenden, doppelte Anerkennung zollen.

Zu den tüchtigen Literarhistorikern, welche eingehende Detailforschung mit glücklichen allgemeinen Gesichtspunkten verbinden, gehört auch Johannes Scherr, dessen „Allgemeine Geschichte der Literatur“ (Stuttgart 1869—70) in dritter, neubearbeiteter und stark vermehrter Auflage in zwei Bänden vorliegt. In dieser neuen Auflage ist kein Kapitel, ja fast keine Seite des Werkes, welche von der Umarbeitung unberührt geblieben wäre; außerdem bringt sie ganz neugeschriebene Abschnitte. Scherr gibt in der Vorrede selbst als seinen Zweck an, nicht ein staubtrockenes, die Geistesöde hinter den Mantelfalten hochgelehrtthuender Grandezza versteckendes Compendium für Fachleute mühseligst zusammenzustoppeln, sondern ein lesbares Buch zu schreiben, welches allen wirklich und wahrhaft Gebildeten die Universalgeschichte der Literatur nahezubringen und vertraut zu machen vermöchte. Der Stil Scherr's verleugnet die kaustische Schärfe, die ihm sonst eigen ist, nur soweit es für ein Literaturwerk unerlaßlich scheint; doch schimmert die Eigenart des Verfassers hinlänglich hindurch, um der Darstellungsweise einen markigen Charakter zu geben. Die hervorragenden Größen der Literatur aller Zeiten verschwinden keineswegs in der Masse von Namen und secundären Schriftstellern, so groß die Versuchung für den Universalgeschichtschreiber der Literatur sein mag, das minder Bekannte zu betonen, um sich damit den Laien gegenüber das Ansehen des Wissenden zu geben; im Gegentheil sind die Porträts der großen Dichter eingehend und mit Liebe ausgeführt. Auch ist es zu billigen, daß in der Darstellung der orientalischen, griechischen und römischen Literatur kein überflüssiges Prunken mit Gelehrsamkeit hervortritt, sondern daß dieselbe nirgends das Maß desjenigen überschreitet, was für die Mehrheit der Gebildeten von Interesse ist. Scherr's Werk schließt sich an die Universalliteraturgeschichte von Wachler an, namentlich an dessen „Handbuch einer Geschichte der Literatur“, als der einzige Versuch der Gegen-

wart, die Entwickelung der Weltliteratur von dem vielfach bereicherten und erweiterten Standpunkte unserer Zeit vorzuführen, während die Geschichten der Dichtkunst von Fortlage und Rosenkranz mehr vom philosophischen Standpunkte aus und mit ausschließlicher Beschränkung auf die Poesie durchgeführt sind.

Auch der „Bildersaal der Weltliteratur" von Johannes Scherr (Stuttgart 1869) ist in einer zweiten umgearbeiteten, vervollständigten und bis zur Gegenwart fortgeführten Auflage erschienen, ein Werk, welches der „Allgemeinen Geschichte der Literatur" zur Beleuchtung und Ergänzung dient, als eine umfassende Geschichte der Poesie in kritisch gewählten und möglichst chronologisch geordneten Beispielen. Der Verfasser hat, wie er in der Vorrede mittheilt, seit seiner Jugend aus tausend Büchern für dies Werk gesammelt, dem er als einem wichtigen Beitrag zur Weltliteratur nicht blos eine literarisch-lehrhafte, sondern auch eine culturhistorische, ja geradezu eine sittlich-politische Tendenz zuschreibt, indem die Größe und Schönheit der kosmopolitischen Idee, gegenüber dem gefälschten und ins Absurde übertriebenen Princip der Nationalität, durch diese Universalsymphonie der Poesie verkündet werden soll. Die Mittheilungen des Werkes beschränken sich auf die Poesie im strengern Sinne; die sogenannte schöne Prosa (Roman, Novelle) mußte ausgeschlossen werden; aus der dramatischen Dichtung dagegen wurde eine Auswahl getroffen, die hier besonders schwierig erscheint, wenn das gewählte Bruchstück durchweg verständlich und zugleich für die Bedeutung des Dramatikers bezeichnend sein soll. Im ganzen sind diese Proben nur den wichtigsten Dramatikern des Alterthums, von den Engländern nur einem Shakespeare, Marlowe und Byron, entlehnt, und nur die neuere, mit besonderer Vorliebe behandelte deutsche Poesie bringt uns Proben aus den Dramen von Kleist, Immermann, Grabbe, Gutzkow, Laube, Hebbel, Otto Ludwig, Albert Dulk u. a. Bei der Geringschätzung, welche angesehene Literarhistoriker der neuesten deutschen Poesie gegenüber zur Schau tragen, kann solche Begünstigung nur erfreuen; gleichwol wünschten wir, namentlich in dem Abschnitte „Alte Gedanken und neue Bahnen", doch größere Beschränkung; denn eine solche Fülle von Namen und Beispielen auch untergeordneter Begabungen muß an und für sich verwirrend wirken, und ein „Bildersaal der Weltliteratur" darf doch auch, wo es sich um die Gegenwart handelt, nur wahrhaft Hervorragendes mittheilen.

Was die fremden Literaturen betrifft, so wurde die Schwierigkeit der Auswahl aus den Dichtern erhöht durch die Nothwendigkeit einer Auswahl aus den Uebersetzungen. Glücklicherweise ist die deutsche Uebersetzungsliteratur die reichste der Erde und durch namhafte Talente vertreten. Scherr hat taktvoll und mit Geschmack diesen verschiedenen Talenten Rechnung getragen und sich in der Regel nicht auf eine Uebersetzung bedeutender Dichter beschränkt, sondern, wie z. B. bei Lord Byron, mehrere Uebersetzer berücksichtigt, je nachdem ihm der Wurf bei diesem oder jenem gelungener erschien.

In der Vorrede zu seiner „Allgemeinen Geschichte der Literatur" erklärte Scherr, er würde, wenn sein Buch auf so viele Bände angelegt gewesen wäre, als es Kapitel zählt, selbstverständlich die Literarhistorie wesentlich culturgeschichtlich behandelt haben, doch habe er sich auch in den jetzigen Raumverhältnissen des Werks bemüht, zu zeigen, daß die Literatur kein von den übrigen Daseinsbedingungen und Lebensmächten losgelöstes Abstractum sei. Der Neigung für die Culturgeschichte, einen noch immer am stiefmütterlichsten behandelten Zweig der Geschichtswissenschaft, in welchem wir in Deutschland wenig über die Monographie hinausgekommen sind, hat Scherr selbständig in seiner „Deutschen Cultur- und Sittengeschichte" gehuldigt, ein Werk, von welchem jetzt die vierte wesentlich ergänzte Auflage (Leipzig 1870) vorliegt. Wir denken nicht gering von der Fülle auch des anekdotischen Details, welche dies Werk enthält; es erscheint uns dadurch lebensvoller als die philosophischen Culturgeschichten, in denen das Schablonenartige vager Allgemeinheiten vorherrscht. Auch ist bei Scherr der Zusammenklang von geschichtlicher Entwickelung, Sitte, Costüm, Wissenschaft, Literatur, Rechts- und Glaubenslehren ein volltönender, während namentlich die englischen und amerikanischen Literarhistoriker es lieben, einzelne dieser Momente zu isoliren und mit Vorliebe zu behandeln.

Der Begriff der Culturgeschichte ist überhaupt noch ein schwankender und die Darstellung eine schwierige, da sie einige nur unter der Einheit dieses Begriffs zusammengehörige Seiten menschlicher Entwickelung zusammenzufassen hat. Ein Schriftsteller, wie

J. J. Honegger, von dessen „Grundsteinen einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit" der zweite, die Zeit der Restauration behandelnde Band vorliegt (Leipzig 1869), zieht nur im allgemeinen das culturgeschichtliche Facit der einzelnen Epochen und Unterepochen, während er dann in selbständigen Abschnitten die Politik, die socialen Erscheinungen, Journalistik und Tagesgeschichte, Erfindungen, Reisen, Entdeckungen, bildende Künste, Theater und Literatur behandelt, ohne diese nebeneinander hergehenden Richtungen zu verschmelzen. Vielseitige Kenntniß, tüchtiges und gesundes Urtheil, Freimuth und Adel der Gesinnung sowie eine kernige Darstellungsweise sind bereits nach dem Erscheinen des ersten Bandes anerkannte Vorzüge des Honegger'schen Werkes. Dagegen muß auch in Bezug auf den zweiten wieder betont werden, daß der Hauptnachdruck auf die literarhistorische Seite des Werks zu legen ist, daß die Kritik und Charakteristik der einzelnen deutschen, französischen und englischen Dichter, die oft fast immer an und für sich eine lebensvolle ist und der Eigenthümlichkeit der Poeten gerecht wird, auch in ihren Größenbestimmungen sich wie bei Byron vortheilhaft von den willkürlichen Messungen und Schätzungen eines Gervinus unterscheidet, sich dafür oft in ein kritisches Detail verliert, welches in einer Culturgeschichte kaum am Platze sein dürfte. Wir machen besonders auf die Besprechung Platen's aufmerksam, welche selbst auf einzelne sprachliche Wendungen eingeht. Dagegen scheint uns der Abschnitt über sociale Erscheinungen nicht nach Gebühr ausgearbeitet zu sein, obgleich gerade dieser Abschnitt, der zugleich das fehlende Gemälde der Sitten, der Costüme, der Stellung der Frauen u. s. w. enthalten müßte, eigentlich den Mittelpunkt der Culturgeschichte bezeichnet, von welchem aus wie Ausstrahlungen die andern Zweige des geistigen Lebens ausgehen. Honegger verschmäht zu sehr die Anekdote, die, wenngleich kein Grundstein, doch ein wichtiger Baustein der Culturgeschichte ist. Der zweite Band des Honegger'schen Werkes zerfällt in zwei Abtheilungen: „Die Restauration in ihrem politischen Schwanken" und „Die Restauration auf ihrer politischen Höhe", und erstreckt sich in seiner Skizzirung der Geschichte bis zur Julirevolution.

Neben den größern literatur- und culturgeschichtlichen Werken geht eine beträchtliche Zahl von Essays, Porträts, Biographien und Skizzen auf diesen Gebieten einher, von denen die minder bedeutenden sich bereits im Nebel der Massenproduction verlieren. Doch versuchen sich auch Autoren von Ruf auf diesem Gebiete; die Lorbern eines Sainte-Beuve lassen viele deutsche Kritiker nicht schlafen. Die Sehnsucht des Feuilletons, zum Buche zu werden, ist die Mutter dieser Sammlungen, von denen viele eine Vereinigung literarhistorischer und publicistischer Aufsätze darbieten.

Julian Schmidt hat „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (Leipzig 1870) herausgegeben und kündigt sich schon in dem Vorwort als Essayisten an, der zu seinem Stoff ein subjectives Verhältniß hat und sich unter den zu besprechenden Schriften diejenigen auswählt, die sein Interesse stark in Anspruch nehmen und über die er etwas Neues und Erhebliches zu sagen weiß. Im übrigen schmeichelt er sich, daß seine Gesichtspunkte neu sind. Die Mehrzahl der Aufsätze ist aus den „Preußischen Jahrbüchern", der „National-Zeitung", der wiener „Presse" u. s. w. bekannt. Man darf von Haus aus gegen den Essayisten Julian Schmidt ein Vorurtheil hegen, da er die Gabe lebensvoller Porträtirung in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" wenig bewährt hat, sondern die Charakterköpfe nur sehr flüchtig skizzirt in das Netz geistiger Linien hineinzeichnete, als welches ihm die Literaturgeschichte erscheint. Doch der Essay mit seiner wohlwollenden Beschränkung macht einmal andere Ansprüche auf ein bestimmtes Bild. und auch Julian Schmidt fügt sich denselben nach besten Kräften — beginnt er doch sogar seine kritische Charakterskizze von Paul Heyse mit einem Compliment, das er der Photographie dieses Dichters macht. Im ganzen aber verleugnet sich die Neigung des Autors nicht, aus der Beschränkung des Einzelbildes ins Allgemeine hinauszudrängen oder das einzelne Bild mit Reflexen, Parallelen u. s. w. zu beleuchten. Realistische Schriftsteller, wie George Eliot und Erckmann Chatrian, werden am liebevollsten, aber mit durchweg übertriebener Schätzung behandelt; zu den besten Porträts gehören die von Walter Scott und Bulwer. Die einleitenden Aufsätze „Die neue Generation" und der „Einfluß des preußischen Staats auf die deutsche Literatur" behandeln interessante Stoffe; aber die Sicherheit, mit der sie ihre Resultate ziehen, entspricht keineswegs der innern

logischen Kraft der Beweisführung und die neue Generation dürfte sich schwerlich in dem Bilde erkennen, welches Julian Schmidt von ihr entwirft. Apodiktische Behauptungen, wie: das Reich des „Don Juan" und „Faust" hat aufgehört, machen einen fast komischen Eindruck. Dieses Reich hat aufgehört in nüchternen Köpfen, in denen es nie angefangen hat, die weder vom Don Juan noch vom Faust je einen verwandten Blutstropfen in sich spürten. Auf diese ganze Construction unsers Zeitalters paßt vortrefflich der Goethe'sche Spruch:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Die neue Folge der „Historischen und politischen Aufsätze" von Heinrich von Treitschke (2 Bde., Leipzig 1870) enthält nur wenig literarhistorische Essays. An eine kurze Charakteristik Lessing's reiht sich eine Besprechung Heinrich's von Kleist, Otto Ludwig's und Friedrich Hebbel's. Wir meinen, daß Lessing an diesen Dramatikern, vielleicht Hebbel ausgenommen, wenig Freude gehabt hätte und daß ihm namentlich die somnambulen Helden und Heldinnen Kleist's sehr zuwider gewesen wären. Mindestens taugt er weder zum kritischen Thürhüter noch zum dramatischen Ahnherrn dieser Gruppe von Dichtern, welche sammt und sonders von den Irrthümern der romantischen Schule angekränkelt sind. Der verhängnißvolle Einfluß der letztern zeigt sich gerade darin, daß auch hervorragende Talente durch ihn in verkehrte Bahnen gelenkt wurden.

Den Kern der neuen Sammlung von Treitschke bilden publicistische Abhandlungen, in denen die leidenschaftliche Begeisterung des Autors für den deutschen Einheitsstaat nach den geeigneten Verfassungsformen für denselben sucht, indem sie theils an der Hand geschichtlicher Forschung die Entwickelung des niederländischen Einheitsstaats aus seinen föderativen Anfängen darstellt, theils den Bonapartismus einer eingehenden Analyse unterwirft und das deutsche constitutionelle Königthum ihm in nicht aufdringlicher Parallele gegenüberstellt, dann aber auch in Cavour den persönlichen Mittelpunkt der italienischen Einheitsbewegung mit einer gleichsam zu einem staatsmännischen Ideal emporblickenden Begeisterung schildert. Die Kritik des Bonapartismus hat den Nebenzweck, den Autor gegen die oft gehörte Anschuldigung zu vertheidigen, als vertrete er die Tendenzen des Cäsarismus. Gleichwol übt das Zusammenbrechen des second empire eine schärfere Kritik über das innerste Wesen desselben, als Treitschke's etwas schwankende Analyse, der überdies den Staatsstreich vom 2. December als eine politische Nothwendigkeit vertheidigt und jedem Andersdenkenden mit gewohnter Vornehmheit das Diplom staatsmännischer Weisheit entzieht. Die bisherigen Bestrebungen der liberalen Partei in Preußen erfahren in dem Aufsatze über das constitutionelle Königthum eine scharfe Kritik — namentlich verwirft Treitschke mit Entschiedenheit das Steuerverweigerungsrecht der Stände. Für den Adel und den vierten Stand hegt er entschiedene Sympathien; über den Tiers-État denkt er weniger günstig als der Romantiker desselben, sein Freund Gustav Freytag, wie namentlich die vernichtende Kritik des Julikönigthums und der mit ihm herrschenden Bourgeoisie beweist.

Dieselbe Begeisterung für Deutschlands Ruhm und Macht unter preußischer Führung, wie sie Treitschke hegt, spricht auch aus Wolfgang Menzel's Schrift: „Was hat Preußen für Deutschland gethan?" (Stuttgart 1870); doch wird diese Begeisterung, welche die Darstellung der äußern Politik Preußens, wenngleich nicht ganz ohne Schönfärberei, belebt, wesentlich beeinträchtigt durch die Vorliebe für Tendenzen, welche mit der Lehre von der Umkehr der Wissenschaften eng verwandt sind. Wenn Menzel einen Hegel und Humboldt mit Schmähungen überhäuft und dafür einen Raumer und das preußische Cultusministerium wegen der Regulative lobt, so kann man den Standpunkt, von dem aus Menzel Preußen als den Vertreter der nationalen Interessen im Innern rühmt, nur als gänzlich unberechtigt verwerfen. Eine dunkle Epoche, die Preußens Beruf und Ruhm gleichmäßig gefährdet hat, kann nur der einseitigste Obscurantismus als eine Glanzepoche hinstellen. Noch greller tritt diese Einseitigkeit hervor in der „Kritik des modernen Zeitbewußtseins" (Frankfurt a. M. 1869), in welcher Menzel mit apokalyptischem Schwunge dem Antichrist das Haupt zertritt. Das Buch enthält einige Bruch-

stücke ureigener Philosophie, welche den Mangel an jeder philosophischen Cultur in bedauerlicher Weise hervortreten lassen. Doch wie könnte dies anders sein bei einem Autor, welcher im 19. Jahrhundert in allem Ernst die Weisheit der Scholastiker wiedererwecken will und behauptet, daß die Philosophie nur Berechtigung habe als Vorschule und Dienerin der Theologie? Trotz einzelner satirischer Kraftstellen, welche Mängel in unsern Culturzuständen mit treffender Schärfe geiseln, erscheint das Buch, das einer protestantischen Encyclica zum Verwechseln ähnlich sieht, durch seine heftigen Schmähungen der bedeutendsten Geister, durch die Anatheme, die es gegen wohlbegründete Resultate der Wissenschaft schleudert, durch die Ketzerriecherei, mit der es die Meinungen der Andersdenkenden für Irrthum und Sünde erklärt und verdammt, als eins der unerquicklichsten Erzeugnisse, und würde den Autor ganz in das Dunkel zurückdrängen, aus dem heraus er seine Pfeile auf die geistigen Lichtträger schleudert, wenn nicht der politische Standpunkt desselben ihn noch in Zusammenhang erhielte mit dem fortschreitenden Leben der Nation.

Was die „Englischen Charakterbilder" von Friedrich Althaus betrifft (2 Bde., Berlin 1869), so ist ein großer Theil derselben unsern Lesern wohl bekannt; wir brauchen sie nur auf die Porträts eines Lord Palmerston und Thackeray, und auf die Darstellung der neuen politischen Entwickelung Englands zu verweisen, welche unsere Zeitschrift mittheilte. Den Essayisten der großen englischen Reviews steht Friedrich Althaus nahe durch die zugleich behagliche und liebevolle Hingabe an das Object seiner Schilderung, durch die nirgends schielende und doch vielseitige Behandlung, durch tüchtige Lebensfrische, die sich von todten Abstractionen freihält. Es ist eine Eigenthümlichkeit der englischen Essays, daß sie das Bild der geschilderten Persönlichkeit gleichsam vor unsern Augen entstehen, wachsen und Färbung gewinnen lassen, während die Franzosen und zum Theil auch die Deutschen ein von Haus aus mit festen Zügen gezeichnetes Bild mit allen möglichen Brillantfeuerwerken des Esprit zu beleuchten lieben. Althaus ist auch hierin den Engländern ähnlicher als den Franzosen, seine Essays bauen sich gleichsam vor unsern Augen auf. Der erste Band derselben enthält englische Charakterköpfe und Abhandlungen zur Zeitgeschichte; der zweite außer einigen Reiseskizzen eine spannende Darstellung des Lebens der englischen Prinzessin Charlotte Auguste und eine pikante Gemäldegalerie englischer Geizhälse, eine Bereicherung des Curiositätencabinets der Menschheit.

Auch ein anderer Mitarbeiter unserer Zeitschrift, Feodor Wehl, hat eine Sammlung von Essays unter dem Titel „Am sausenden Webstuhl der Zeit" (2 Bde., Leipzig 1869) herausgegeben, in welcher unsere Leser eine große Zahl von Aufsätzen finden werden, die ihnen durch ihre elegante und lebendige Haltung noch in der Erinnerung geblieben sind, wie die Charakterbilder einer Manon Roland und einer Marie Antoinette. Die Schilderung Dawison's, Glaßbrenner's und anderer neuerer Künstler und Autoren ist pikant und zutreffend und führt uns in die nächste Gegenwart ein. Der „Literarische Nachlaß" von Friedrich Raumer (2 Bde., Berlin 1869), der Nachlaß eines glücklicherweise noch lebenden Gelehrten, der in dem hohen Alter von 90 Jahren ein Recht zu haben vermeinte, dem Tode vorzugreifen, zeigt uns die Beweglichkeit und Vielseitigkeit des namhaften Historikers, der in allen Zweigen der Wissenschaft sich bis in das späte Alter fortzubilden suchte und stets dabei mit der Politik und den andern Erscheinungen des Tages in lebendigem Verkehr blieb. Der Autor zeigt sich überall als billig denkend, freundlich aufnehmend und gefällig reproducirend. Im ganzen ist die Sammlung eine bunte Mosaik von Reisebildern, geschichtlichen Aufsätzen, Bemerkungen, Gedankenspänen, Randglossen über das Verschiedenste, namentlich auch über Theater und Literatur und von Briefen, unter denen die von Alexander von Humboldt und Ludwig Tieck unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

Unter Karl Gutzkow's „Lebensbildern" (Bd. 1 und 2, Berlin 1870) finden sich, neben einem spannenden Roman „Durch Nacht zum Licht", der den Helden einer Anekdote zum Mittelpunkte eines historischen Culturbildes zu machen sucht, zwei größere Skizzen: „Das Kastanienwäldchen bei Berlin" und „Aus Empfangszimmern", in denen uns der Autor aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse seine Begegnungen mit namhaften Persönlichkeiten, Fürsten, Ministern und Gelehrten mittheilt. Diese Porträtgalerie ist

entworfen mit jener Feinheit und Schärfe, wie man sie von dem Verfasser der „Oeffentlichen Charaktere“ erwarten kann. Namentlich sind die Gelehrten der berliner Universität aus dem Jugendalbum des Autors mit photographischer Treue in diese Lebensbilder aufgenommen.

Eine Sammlung mehr philosophischer und kritischer Essays hat der Herbartaner Robert Zimmermann veranstaltet unter dem Titel „Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik“ (2 Bde., Wien 1870). Die Herbart'sche Schule ist zwar in jüngster Zeit sehr productiv; gleichwol gehört die Rücksichtnahme auf die Literatur der neuen Zeit bei ihren Jüngern zu den Ausnahmen. Zimmermann und Zeising können als die hervorragenden Aesthetiker der Schule betrachtet werden, denen sich Hermann Lotze, ein Parteigänger derselben, mit seiner „Geschichte der Aesthetik“ anschließt. Die ästhetischen Abhandlungen der Sammlung haben den Zweck, Zimmermann's Auffassung der Aesthetik als einer Formwissenschaft oder Verhältnißlehre gegen vielfache Einwendungen zu vertheidigen. Eine Aesthetik im „Geiste des Realismus“ soll nicht aus dem Inhalt der Schönheitsideen aprioristisch construiren, sondern auf Grundlage der einzelnen ästhetischen Zweigwissenschaften sich zu einer allgemeinen Kunstwissenschaft aufbauen. Aus dem ganzen erschlossenen Reiche der Kunst- und Naturwelt und aus seiner unendlichen Formenfülle soll sie die gefallenden oder misfallenden Formen zum Zweck der Vermeidung oder Nachahmung herausheben und als Kunstphilosophie nicht durch ihre „Mystik“ den Künstler abstoßen, sondern durch Untersuchungen über die realen Grundbedingungen seiner Kunst demselben nahe bleiben. Ohne Frage ist eine „Aesthetik“ sehr einseitig, welche sich immer mit der Idee der Schönheit beschäftigt, aber nicht minder einseitig ist diejenige der Herbartianer, welche sich auf die Verhältnisse und Formen beschränkt. Sie mag immerhin wiederholen, daß sie nur das Lehrbare lehren will, ohne dem schaffenden Genius vorzugreifen. Wir verlangen von der Aesthetik den Maßstab für die Bedeutung des künstlerischen Genius, einen Maßstab, welchen die bloße Formwissenschaft niemals an die Hand geben kann. Namentlich in der Dichtkunst sind oft sehr kleine Poeten große Formkünstler. Auch die Musik wird von Zimmermann auf Tonvorstellungen beschränkt; sie stelle nicht Gefühle dar, sonst fiele das ganze Gebiet der Instrumentalmusik fort, in welchem Zimmermann wie Hanslick die reine absolute Tonkunst sieht. Die Wirkungen der Musik auf das Gefühl lassen sich indeß doch nicht fortleugnen, und wer in ihr blos tönend bewegte Formen sieht, muß doch vor allem diese Wirkungen erklären.

Die literarhistorisch-kritischen Aufsätze sind theils Shakespeariana, mit einer neuen, aber gesuchten Erklärung des Grundgedankens im „Hamlet“ und einer Polemik gegen Rümelin, welche diesem Autor gegenüber Shakespeare's Compositionstalent und seinen Weltverstand zu vertheidigen sucht, theils sind sie Charakteristiken österreichischer Dramatiker, namentlich Hebbel's und Grillparzer's. Das Bild des erstern, den das österreichische Drama sich annectirt hat, ist dadurch besonders treffend geworden, daß Zimmermann alle Dramen Hebbel's auf das sexuale Princip zurückführt, dessen verschiedene Modificationen die Grundgedanken der einzelnen Stücke bestimmen. Der Versuch, Grillparzer's „Ahnfrau“ durch den Nachweis zu retten, daß in ihr ein „physiologischer“ Fatalismus walte, ist wol als gescheitert zu betrachten. Der Mythus von dem Genie Grillparzer's liegt so in der österreichischen Luft, daß er allen nach Wien gewanderten Deutschen, selbst den vor aller Lyrik im Drama sich bekreuzenden Heinrich Laube bestrickt, während die deutsche Kritik sonst einstimmig Grillparzer's schönes Talent anerkennt, aber ihm die Höhe und Tiefe der Weltanschauung abspricht, ohne die es keine wahrhaft großen Dichter gibt.

Von den philosophischen Aufsätzen Zimmermann's sind diejenigen die wichtigsten, welche über Leibniz und Spinoza handeln, mit denen die Herbart'sche Schule alle Veranlassung hat sich auseinanderzusetzen; denn von Leibniz stammt Herbart in directer Linie ab; der Stammbaum der vielen Realen weist auf die Monaden hin; Spinoza aber ist der Ahnherr seiner Gegner.

Groß ist die Zahl der jüngst erschienenen Biographien und Monographien über hervorragende deutsche und ausländische Dichter; wir begrüßen einen Fortschritt darin, daß

nicht blos unsere Classiker, deren verlorenste Blättchen man bereits aus den Papierkörben zusammengesucht hat, sondern auch neuere Poeten von Ruf den Sammlerfleiß und das Darstellungstalent unserer Biographen beschäftigen. So hat Gustav zu Putlitz eine sehr eingehende Biographie Karl Immermann's herausgegeben: „Karl Immermann, sein Leben und seine Werke aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt“ (2 Bde., Berlin 1870). Das Leben Immermann's würde ein geringes Interesse bieten, wenn nicht das romantische Abenteuer seines Verhältnisses mit der Gräfin Ahlefeldt die bureaukratische Einförmigkeit desselben unterbräche und der Versuch einer düsseldorfer Musterbühne in den Annalen unserer Theatergeschichte, die so reich an Versuchen und so arm an Erfolgen ist, eine gewisse Rolle spielte. Gerade über diese beiden Episoden im Leben des Dichters gibt uns das vorliegende Werk manchen neuen Aufschluß. Die zahlreichen Mittheilungen aus Immermann's Briefen und Tagebüchern lassen uns diesen tüchtig strebenden Kopf im günstigsten Lichte erscheinen. Offenbar war seine Persönlichkeit bedeutender, als seine Werke. Die romantische Tradition, welche die allerblindeste Shakespearomanie begünstigte, lag wie ein unheilvoller Bann auf seinem dramatischen Schaffen; an Aufgaben von philosophischem Tiefsinn, wie „Merlin“, scheiterte seine dichterische Gestaltungskraft; die angeeignete Richtung widersprach überhaupt seinem ursprünglichen Naturell; seine Poesie glich seinem „Münchhausen“ mit dem Doppelgesicht, und erst in diesem letzten humoristischen Roman gewann er Raum für den tüchtigen Realismus, der in seinem Naturell lag, während sein ästhetisches Princip die romantische Willkür war. Dieser Widerspruch zieht sich auch durch sein Leben. Er hatte nicht die freigeistige Genialität für Ausnahmeverhältnisse. Deshalb war sein Verhältniß zur Gräfin Ahlefeldt ihm jahrelang eine Beunruhigung und eine Last; dem Theaterdirector schadete der Bureaukrat und dem Bureaukraten der Theaterdirector, und als er in seinem Leben sich zur Klarheit durchgearbeitet hatte, rief der Tod ihn ab.

Eine sehr liebevoll eingehende Biographie enthält das Buch „Emanuel Geibel. Von Karl Gödeke“ (Stuttgart 1869). Es liegt von demselben nur der erste Theil vor, der bis zur Berufung des Dichters nach München reicht. Geibel's Leben ist so einfach wie seine Gedichte, nur daß er eine Zeit lang eine Hauslehrerstelle in Griechenland bekleidete, bringt einen gewissen poetischen Zug in eine sonst gleichförmige Biographie. Das Verdienst des Werkes besteht darin, uns den Zusammenhang zwischen dem Leben des Dichters und seinen Gedichten stets vor Augen zu halten. Die erste Sammlung der Gedichte, so verbreitet sie ist und einen so weitreichenden Ruf sie Geibel verschaffte, darf indeß auf Originalität und geistige Bedeutung wenig Anspruch machen. Sie ist eine ziemlich bunte Anthologie nach zeitgenössischen Mustern, die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Gödeke die Einflüsse, welche Heine, Lenau, Freiligrath, Rückert, Platen, Herwegh auf Geibel ausübten, nachweist, dient nur dazu, den Eklekticismus der ersten Poesien Geibel's auch seinen eifrigsten Anhängern einleuchtend zu machen. Im übrigen ist das Werk mit Wärme geschrieben und trefflich stilisirt. Bedauern darf man nur das Ueberwiegen eines unfruchtbaren Details in der Schilderung fast gleichgültiger Lebensverhältnisse, jugendlicher Ferienreisen u. s. w.

Auch an ausländische Poeten von Ruf wagt sich der Eifer unserer Biographen. Karl Elze hat seiner Biographie Walter Scott's eine Biographie Byron's folgen lassen, in Betreff beider Dichter mit Felix Eberty wetteifernd. Sein „Lord Byron“ (1870) wurde offenbar veranlaßt durch die Enthüllungen der Miß Beecher-Stowe und das Aufsehen, welches dieselben erregten. In der That ist dieser Abschnitt, den keine frühere Biographie Byron's enthalten konnte, durch seine thatsächlichen Mittheilungen einer der interessantesten, obgleich man mit der Kritik Elze's nicht immer einverstanden sein kann. Im übrigen ist die Schilderung eines bewegten Dichterlebens farbenreich und fesselnd, und da sie auf tüchtiger Quellenforschung beruht, zerstört sie manche fable convenue, die aus Byron's Biographien in die öffentliche Meinung übergegangen sind.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Heerführer der französischen Armee.

Von H. Bartling.

5) Cousin de Montauban, Graf von Palikao.

General Cousin de Montauban, Graf von Palikao, seit dem 26. Dec. 1860 Inhaber des Großkreuzes der Ehrenlegion, Senator von Frankreich, einer der fünf Divisionsgenerale, die durch ein kaiserliches Decret, ohne Rücksicht auf ihr Alter, in der ersten Section (Großer Generalstab der Armee) der französischen Armee bis an ihren Tod geführt werden, soll im Jahre 1796 zu Paris geboren sein und bis zum Staatsstreich von 1852 nur den Namen Cousin getragen haben. Er trat im Jahre 1814 in die Compagnie der königlichen Leibwache und wurde 1822 als Oberlieutenant in das 2. Kürassierregiment versetzt. Als solcher machte er den Feldzug von 1823 gegen Spanien mit, da sein Regiment der Kürassierdivision unter dem Befehl des Generals Roussel d'Hurbal angehörte, die einen Theil des 5., vom General Grafen Bordesoult geführten Armeecorps ausmachte. Während dieser echt bourbonischen Expedition hatte der junge Offizier gleich im Anfange seiner Carrière Gelegenheit, demselben Schauspiel schlechter Armeeverwaltung beizuwohnen, deren furchtbaren Folgen er am Ende derselben abzuhelfen berufen war. Man hat mit Unrecht dem zweiten Kaiserthum die Schuld aufgebürdet, daß es die Unredlichkeit in den Verwaltungen, besonders in derjenigen der Armee, eingeführt und sogar begünstigt habe; doch dieses alte Uebel in Frankreich schreibt sich schon aus der Zeit Mazarin's her und hat nur seit dieser Zeit mit dem Verfall des französischen Volks progressiv zugenommen. Die Regierungen vor der Revolution, die erste Republik, das Kaiserreich haben uns eine Menge schlagender Beispiele von der Verderbtheit und Gewissenlosigkeit der französischen Militärverwaltung dargeboten; besonders auffallend aber trat dieselbe hervor bei der im Jahre 1823 bei Toulouse zusammengezogenen Armee von 190000 Mann. Bevor das gegen Spanien bestimmte Heer in seinen Quartieren an der Grenze eintraf, hatte der Kriegsminister, Marschall Herzog von Bellune, dem Könige wie den Kammern versichert, daß er Sorge getragen habe, alles zum Empfange der Truppen und für ihre fernern Operationen vorzubereiten, daß er im Grenzrayon von Spanien große Magazine, reichlich mit Proviant und Munition versehen, angelegt habe, sodaß es nur der Ankunft der Truppen und ihres Führers bedürfe, um in Spanien einzumarschiren. Doch noch war nicht einmal der Oberfeldherr, der Herzog von Angoulême, bei der Expeditionsarmee eingetroffen, noch hatte man nicht die geringste Bewegung ausgeführt, als man auch schon zum großen Schrecken wahrnahm, daß sämmtliche Magazine, von denen ein großer Theil nur auf dem Papier figurirte, von dem Allernothwendigsten entblößt waren, und daß es unter diesen Umständen geradezu unmöglich sei, die Armee über die feindliche Grenze vorgehen zu lassen. Die Klagen waren so allgemein und so laut, daß sie sogar dem Könige, und das wollte um diese Zeit viel sagen, zu Ohren kamen. Dieser zwang denn auch in seiner ersten Zornesaufwallung seinen

Günstling Bellune, sofort nach dem Lager abzureisen, um durch seine Anwesenheit diesen verderblichen Zuständen ein Ende zu machen. Man gab ihm, um seinen Bemühungen mehr Gewicht zu verleihen und ihn mit noch größerer Autorität auszurüsten, rasch noch den Titel eines Majorgenerals der Armee. In größter Hast reiste denn auch der Minister ab und traf in Bayonne, dem Sitz des Hauptquartiers, mit dem Oberbefehlshaber der Armee, dem Herzoge von Angoulême, zu gleicher Zeit ein. Doch die Verwirrung, die Unordnung und der Mangel an allen Verproviantirungsgegenständen waren so groß, daß er, trotz eines Aufenthalts von mehrern Wochen im Lager, unverrichteter Dinge nach Paris zurückkehren mußte, und nur den außerordentlichen Anstrengungen eines umsichtigen und unternehmenden Geschäftsmannes, eines Hrn. Ouvrard, der die Verpflegung und Verproviantirung der Armee contractlich und, wie man sich leicht denken kann, gegen exorbitante Preise übernahm, hatte man es zu danken, daß die französischen Truppen im Monat April die spanische Grenze überschreiten konnten. Dem Armeecorps, welchem Cousin de Montauban angehörte und das als Reserve dienen sollte, fiel gerade die entgegengesetzte Aufgabe zu, es focht stets als Avantgarde und nahm fast an allen Kämpfen dieses Feldzugs theil. Ob sich nun der junge Offizier in irgendeinem derselben ausgezeichnet habe, war uns unmöglich zu entdecken, da kein Tagesbefehl aus diesem Kriege seinen Namen nennt.

Nachdem die Armee aus Spanien heimgekehrt war, trat Montauban zur Artillerie über und später zu den Gardejägern, in welchem Corps er den ersten Feldzug gegen Algier mitmachte. Erst in Afrika, wo wir ihn als Kapitän wiederfinden, that er sich auf mehrfache Weise als subalterner Offizier hervor, was denn auch seine baldige Beförderung zum Escadronschef und seine Versetzung unter die neuerrichteten Chasseurs d'Afrique zur Folge hatte. Wir sehen nun den tapfern Offizier in ununterbrochenem activen Dienst in Afrika verweilen und sich in diesem Zeitraume bis zum Divisionsgeneral aufschwingen. Seine Carrière hier gleicht im großen und ganzen der aller andern Heerführer Frankreichs, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er bis zu seiner Erhebung zum Brigadegeneral unausgesetzt in der Cavalerie diente und in den vierziger Jahren das in der Provinz Oran stationirte Spahisregiment commandirte. Während der langen Periode seiner Thätigkeit in Algerien hat er sich nur zweimal auf nennenswerthe Weise ausgezeichnet, und zwar im Jahre 1836 und 1852. Im ersten Falle leitete er als Escadronschef im Gefechte an der Sikah am 6. Juli den Reiterangriff auf den rechten Flügel der Araber, welcher den Franzosen arg zu schaffen machte. Dies Gefecht, das von Abd-el-Kader mit vielem Geschick geleitet und seinerseits wol nur verloren wurde, weil er keine Artillerie besaß, fand in der Nähe von Tlemcen statt, welcher Ort vom Emir belagert wurde und den der General Bugeaud gekommen war zu verproviantiren und zu entsetzen. Das Gefecht an der Sikah bietet insofern einige Merkwürdigkeit dar, als die Araber hier zum ersten male mit regulären Truppen und einer starken Reserve auftraten, die, wie wir schon bemerkten, den Sieg davongetragen haben würden, wenn sie ihren Vorstoß, der mit tief aufgestellten Colonnen stattfand, mit Artillerie hätten unterstützen können. General Bugeaud, der eine Macht von 6000 Mann mit zahlreicher Artillerie zur Verfügung hatte, war mit einem Convoi, der aus 500 Kamelen und 300 Maulthieren bestand, am 5. Juli bis an den kleinen Fluß Isser, ohne von den Arabern belästigt zu werden, vorgedrungen und hatte die sich an den Ufern desselben hinziehende Bergkette überschritten; jedoch schon an diesem Tage zeigte sich die Cavalerie Abd-el-Kader's in einer Stellung, welche deutlich die Absicht verrieth, die Franzosen am nächsten Morgen in den tiefen Flußthälern der Sikah einzuschließen, die sie zweimal überschreiten mußten, um Tlemcen zu erreichen. Und in der That, am 6. Juli in der Frühe um $4^1/_2$ Uhr wurden die Franzosen angegriffen, noch ehe der Convoi

das erste Flußthal der Sikah überschritten hatte. Die Hoffnung, sich des reichbeladenen Convois zu bemächtigen, hatte Abd-el-Kader veranlaßt, sich mit den Franzosen in einen erbitterten Kampf einzulassen. Er hatte zu diesem Zweck alle ihm zu Gebote stehende Streitkräfte, die denen seiner Gegner nicht sehr an Zahl überlegen waren, um sich versammelt, doch seine Aufstellung, die er gewählt hatte, war in dem Falle, daß er eine Niederlage erleiden sollte, eine höchst ungünstige. Er hatte hinter sich ein für Cavaleriemanöver wohl geeignetes Plateau, das aber von drei Seiten von der Sikah, der Isser und der Tafna eingeschlossen war, sodaß der Gegner, wenn er ihn schlug, fast sicher sein konnte, ihn in eine der steilen Ravins zu werfen. Abd-el-Kader trieb die Tirailleurs der Franzosen auf ihre Armee zurück und rückte in dichten Massen vor, doch sein Vorrücken wurde mit Granaten- und Kartätschenfeuer zum Stehen gebracht, und diesen Augenblick benutzten die Franzosen, um sich mit ihrer ganzen Infanterie, etwa sechs Regimenter, auf die Araber zu werfen. Der Angriff in Bataillonscolonnen, durch ein Jägerregiment eröffnet, wurde mit vielem Geschick unter General Bugeaud's persönlicher Leitung ausgeführt und gelang dem Centrum gegenüber vollkommen, doch der linke Flügel der Franzosen lief große Gefahr, umzingelt und geworfen zu werden, sodaß der commandirende General daher kaum Zeit hatte, nachdem er seinen Stoß auf das Centrum der Araber vollendet, diesem zur Hülfe zu eilen. Die Artillerie folgte seiner Bewegung mit ihren leichten Berggeschützen. Die Araber wurden ein zweites mal zurückgeworfen und von der französischen Cavalerie unter dem Befehl von Cousin de Montauban vollends in die Flucht getrieben und niedergemacht. Als Abd-el-Kader seine Reitermassen fliehen sah, rückte er mit seiner regulären Infanterie, etwa 1200 Mann, die er in Reserve gehalten hatte, vor, doch Cousin de Montauban, der bereits die Verfolgung der geschlagenen Hauptmasse vollendet hatte, warf sich ihm schnell in die Flanke, während die französische Infanterie mit fast sechsfach überlegener Anzahl die Araber in der Front angriff und den steilen Ufern der Isser zutrieb, wo die Franzosen ihnen in derselben Weise zusetzten, wie es ihnen selbst an der Katzbach ergangen war.

Wir wenden uns nun der zweiten größern Waffenthat Montauban's zu, die er diesmal aber als Commandirender ausführte. Er war nämlich im Jahre 1852 zum Brigadegeneral und Commandanten der Subdivision von Tlemcen ernannt worden und hatte als solcher den Befehl erhalten, die marokkanischen Stämme der Beni-Snassen, welche unaufhörlich die französischen Grenzdistricte beunruhigten und ausplünderten, zu züchtigen. Er schlug denn auch diese zahlreichen und mächtigen Stämme und ihre Verbündeten, die Uled-Sgrir, die Beni-Drar und die M'rauirs am 10. April in der Ebene von Sidi-el-Azuz und am 15. Mai an den Ufern des Kis aufs Haupt; in dieser letzten Schlacht zeichnete sich besonders das 2. Bataillon der Fremdenlegion aus. General Montauban verblieb in seiner Stellung als Commandant der Subdivision von Tlemcen bis 1855, in welchem Jahre er zum Divisionsgeneral aufstieg und mit der Verwaltung der Provinz Oran beauftragt wurde. Er soll sich hier, nach französischen Berichten, als geschickter Administrator gezeigt und sich persönlich an mehrern größern materiellen Unternehmungen betheiligt haben. Von Oran aus wurde er nach Frankreich berufen, um hier das Commando über die 2. Militärdivision, die von Rouen, zu übernehmen. In dieser Stellung traf ihn die Ernennung zum Oberbefehlshaber der Expeditionsarmee gegen China, als welcher er sich den Titel eines Grafen von Palikao, ein fürstliches Vermögen und einen Ruf in der Kunst des Plünderns erwarb, wie ihn kaum sein berühmter Namensvetter, der Flibustier Montauban, errungen hatte, der in den Jahren von 1650—1700 die Küsten von Südamerika ausplünderte und ein steter Schrecken aller Kauffahrer war.

Was die nächsten Ursachen der Expedition gegen China anbelangt, so wissen wir, daß nach endlosen Anstrengungen und zahlreichen Bombardements Frankreich und England am 27. Juni 1858 mit China einen Vertrag zu Stande brachten, der unter dem Namen Vertrag von Tien-tsin bekannt ist und der den beiden europäischen Mächten das Recht gab, eine permanente Repräsentation zu Peking zu unterhalten, dem europäischen Handel mehrere Häfen öffnete und endlich bestimmte, daß China eine Entschädigung von 15 Mill. Frs. an Frankreich und 30 Mill. Frs. an England zahlen sollte. Als nun im folgenden Jahre im Monat Juni die Vertreter der verbündeten Mächte laut Art. 42 des Vertrags auf dem Wege nach Peking, wo die Ratificationsurkunden ausgetauscht werden sollten, am 20. Juni von Shanghai aus an der Mündung des Peï-ho angekommen waren, fanden sie den Zugang zum Flusse gesperrt. Der englische Admiral Hope, der mit einer kleinen Flotille den Gesandten um einige Tage vorausgesegelt war, suchte vergebens sich mit den chinesischen Behörden zu verständigen und war gezwungen den Eingang zum Flusse mit Gewalt zu erzwingen. Die an den beiden Ufern des Peï-ho liegenden Forts zögerten denn auch nicht aus allen Batterien ein mörderisches Feuer auf die Verbündeten zu eröffnen, die ihrerseits durchaus keine genügenden Streitkräfte bei der Hand hatten, dieses Feuers trotz aller heroischen Anstrengungen Herr zu werden. Nach einem Kampfe von vier Stunden waren drei englische Kanonenboote in den Grund gebohrt und 478 Matrosen und Offiziere theils getödtet, theils verwundet; selbst Admiral Hope und der Kapitän des Fricault, auf dem die Admiralsflagge aufgehißt war, trugen schwere Verwundungen davon. Da es augenscheinlich war, daß man mit den an Ort und Stelle sich befindenden Streitkräften nichts gegen die Forts ausrichten konnte, beschloß man, sich nach Shanghai zurückzuziehen. Auf die Nachricht dieser groben Vertragsverletzung hin kamen Frankreich und England überein, eine Expedition von 25000 Mann gegen China auszurüsten, um Repressalien zu nehmen und die Ratification des Vertrags von Tien-tsin zu erzwingen; der Oberbefehl über dieselbe wurde, wie schon oben bemerkt, dem General Montauban übertragen, der sich am 12. Jan. 1860 zu Toulon einschiffte. Wir können uns hier nur ganz allgemein mit den Operationen der Expeditionsarmee befassen, die vom militärischen Standpunkt aus nur sehr wenig Interessantes darbieten, da die Ueberlegenheit der europäischen Waffen und die Organisation der europäischen Heere allen Widerstand der Chinesen von vornherein nur wenig ins Gewicht fallen lassen. Die verbündeten Truppen nahmen zuerst die Insel Schusan, die in der Nähe von Shanghai liegt, in Besitz, von wo aus die Engländer unter dem Befehl von General Grant nach Ta-lia-huan und die Franzosen nach Tsche-fu übersetzten. Hier erholten sich die Landtruppen ein wenig von den Strapazen einer langen Seefahrt und schifften sich später nach dem nördlichen China ein, um den Peï-ho entlang nach Tien-tsin vorzudringen. Am 12. Aug. 1860 fand das erste größere Gefecht bei Sin-ko statt, in welchem die Chinesen von Montauban nach kurzem Gefecht in die Flucht geschlagen und in die befestigte Stadt Tang-ku geworfen wurden. Am nächsten Morgen wurde die Stadt mit Sturm genommen, bei welcher Gelegenheit der Chef des Generalstabes, der Oberst Schmitz, ein Deutscher von Geburt, der erste war, der die Tricolore auf den Mauern der Stadt aufpflanzte.

Nach diesen ohne große Verluste erreichten Vortheilen galt es nun, nachdem man den Truppen einige Ruhe vergönnt hatte, die Forts auf den rechten Ufer des Peï-ho einzunehmen, in denen die Chinesen ihre ganze Widerstandskraft concentrirt hatten. Die Franzosen ließen es sich daher angelegen sein, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, um am rechten Ufer Fuß zu fassen, was denn auch am 19. Aug. durch die Brigade Janin ausgeführt wurde, die sich im Orte Sia-o-leantz festsetzte. Obgleich, wie erwähnt, der General Montauban der Ansicht war, daß es vortheilhaft sei, die Forts auf dem rechten

Ufer allein anzugreifen und durch ihre Einnahme die des linken Ufers zur Uebergabe zu zwingen, so wurde er doch durch den englischen General Grant eines bessern belehrt und ihm die Ueberzeugung aufgezwungen, daß, da man sich einmal auf dem linken Ufer des Peï-ho befände, es viel richtiger sei, mit Hülfe der Kanonirschaluppen die hier gelegenen Forts, die sich in einem sehr schlechten Vertheidigungszustande befanden, zuerst zu nehmen, um dadurch einen gedeckten Ort für das Bombardement der auf dem entgegengesetzten Ufer liegenden Befestigungen zu gewinnen und den Truppen die Möglichkeit darzubieten, dieselben im Rücken angreifen zu können. Der französische Oberbefehlshaber gab diesen Rathschlägen Gehör. Am 21. Aug. wurde demzufolge das den Truppen am nächsten liegende Fort von den Franzosen unter dem General Collineau und von den Engländern unter dem General Napier mit Sturm genommen, wobei der Oberstlieutenant Dupin, Chef des topographischen Corps, zuerst in die Redoute drang. Als man sich am nächstfolgenden Tage anschickte, das zweite große Fort zu nehmen, erschienen chinesische Parlamentäre mit dem Vorschlage, die Verbündeten möchten die Feindseligkeiten einstellen und in friedlicher Weise den Peï-ho hinauf nach Tien-tsin steuern, wo man den Frieden unterzeichnen wolle; dies wurde jedoch energisch zurückgewiesen mit der Bemerkung, daß man vorerst die Uebergabe aller am Flusse liegenden Forts verlange. Die Chinesen weigerten sich derartige Zugeständnisse zu machen, doch als nach Ablauf einer zweistündigen Waffenruhe sich die Europäer zum Sturm in Bewegung setzten, fanden sie zu ihrem großen Erstaunen das Fort verlassen, und damit war die Einfahrt in den Peï-ho frei.

Was nun die auf dem andern Ufer liegenden Forts anbetrifft, so wurden dieselben, wie es der englische General vorhergesehen hatte, von den Chinesen für unhaltbar angesehen und nach einigen Verhandlungen mit dem Vicekönige Hang-Fuh ohne Schwertstreich übergeben. Infolge dieser so großen ohne vieles Blutvergießen errungenen Vortheile war es den Verbündeten möglich, schon am 26. Aug. in Tien-tsin einzumarschiren. Kaum dort angelangt, wurden sie aufs neue von den Chinesen mit Friedensvorschlägen bestürmt, die aber wol nicht ernst gemeint waren und die Absicht verrathen ließen, Zeit zu gewinnen. Einmal hiervon überzeugt, drangen die Franzosen und Engländer auf Pu-kao und von da über Yang-hun nach Kho-seyon vor, wo man am 13. Sept. anlangte. Hier versuchten die Chinesen nochmals Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, lockten durch geschickt vorgebrachte Friedensvorschläge die Avantgarde der Verbündeten in eine sehr gefährliche Stellung und nahmen zugleich auf verrätherische Weise die zu den Friedensconferenzen abgesandten Personen, unter ihnen den englischen Consul und Dolmetscher Parkes, gefangen. Dieser offene Vertrauensbruch ließ nicht mehr den geringsten Zweifel über die wahren Absichten der Chinesen übrig, nämlich, die Allirten, in kleinen Corps voneinander getrennt, immer tiefer in das Land zu locken und dann aufzureiben. Demzufolge wurde ein sofortiger Angriff auf die große tatarische Armee, welche auf der großen Heerstraße nach Peking zu stand und das Vordringen auf diese Stadt hinderte, beschlossen. General Montauban nahm an der Spitze seiner Truppen die befestigten Orte Leost und Khouat-tsun mit Sturm und schlug tags darauf in Gemeinschaft mit den englischen Streitkräften die Chinesen bei Tschang-kia-huang vollständig aufs Haupt.

Mit diesen Siegen war indeß der Widerstand der Feinde erst theilweise gebrochen, da die in die Flucht gejagten Tataren sich auf eine zahlreiche Reservearmee zurückzogen, die unter dem Befehl des Generals Sang-ko-lin-tsin jenseits Tschang-hu, in Nähe des Ortes Pa-li-kia-ho, eine feste Stellung eingenommen hatte. Es war am 21. Sept. in der Frühe, als die vorrückenden Colonnen der Verbündeten die ersten Vedetten des Feindes nahe bei der Stadt Ua-kua-ye wahrnahmen, kaum hatten sie Zeit sich zum Angriff zu formiren, da die zahlreiche tatarische Cavalerie durch eine kühne Charge auf ein kleines, auf dem linken Flügel vorgeschobenes Corps unter General Collineau dasselbe aufzureiben

versuchte, um so den linken Flügel der Europäer zu umgehen. Die Franzosen, auf ihrer ganzen Schlachtlinie zugleich angegriffen, konnten dem kleinen, so schwer bedrohten Corps unter Collineau keine Hülfe senden; dasselbe wäre trotz seiner heldenmüthigen Vertheidigung niedergemacht worden, wären nicht die Engländer, welche die Arrièregarde bildeten, zur rechten Zeit herangerückt, um die mit dem Hauptcorps unterbrochene Verbindung wiederherzustellen und die tatarische Cavalerie, die Collineau's kleine Truppenschar vollständig umzingelt hatte, in die Flucht zu treiben. Durch dieses Einrücken der Engländer in die Lücke, die sich zwischen der französischen Hauptarmee und dem Corps unter Collineau gebildet hatte, sowie durch ihren Erfolg gegenüber der feindlichen Cavalerie wurde es dem rechten Flügel der Verbündeten, wo General Montauban persönlich commandirte, ermöglicht, auf die Brücke von Pa-li-kia-ho vorzudringen und den Ort Ua-kua-ye, wo sich die Chinesen stark verschanzt hatten, einzunehmen. Damit wurde der Tag entschieden.

Wenn nun auch der General Montauban als Oberbefehlshaber der Armee für diesen Sieg später mit den Titel eines Grafen von Palikao geschmückt wurde, so war derselbe doch weniger seinen Dispositionen zuzuschreiben als vielmehr der Energie des Generals Collineau, der mit zäher Ausdauer lange Zeit gegen einen zwanzigfach überlegenen Feind standhielt und somit die Armee vor einem Angriff in der Flanke und im Rücken schützte, außerdem aber der geschickten Verwendung der Artillerie unter dem Obersten von Bentzmann, der mit Raketen- und Granatenfeuer alle Anstrengungen der Chinesen zunichte machte. Nach diesem Schlage im Innern des Landes, wenige Meilen von der Hauptstadt, blieb dem angegriffenen Theil natürlich nichts anderes übrig, als aufs neue mit Friedensvorschlägen hervorzukommen, die aber diesmal an der Härte der Forderungen des Gegners scheiterten. Am 24. Sept. wurden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen und zwar zuvörderst durch große Recognoscirungen, von denen die erste durch die Engländer ausgeführt wurde und welche ergab, daß sich die geschlagene Armee in der Nähe von Peking, bei der Sommerresidenz des Kaisers, dem Palast Yuen-nuen-yuen festgesetzt habe. Es wurde daher beschlossen, auf Peking vorzudringen und die Tataren aus ihrer neuen Stellung zu vertreiben. Die Armee brach zu diesem Behuf am 5. Oct. in der Frühe auf und traf am 6. gegen Mittag vor der Hauptstadt ein. Hier wurde halt gemacht und durch einen schleunigst zusammengerufenen Kriegsrath entschieden, daß die beiden verbündeten Armeecorps parallel miteinander auf Yuen-nuen-yuen marschiren sollten. Man setzte sich in Bewegung, das englische wie das französische Corps, jedes seinen eigenen Weg verfolgend, doch das erstere, so sagen wenigstens die Berichte, soll sich auf seinem Marsch verirrt haben, wodurch es den Franzosen ermöglicht wurde, zuerst und allein bei der Sommerresidenz anzulangen. Man fand, daß die tatarische Armee ihr Lager verlassen hatte und daß der Palast nur von einer kleinen Wache vertheidigt wurde. Unverzüglich wurde deshalb ans Werk geschritten, um die Thore zu erbrechen und in das Innere der kaiserlichen Wohnungen zu dringen. Nun begann ein Act der Plünderung, der nicht seinesgleichen in den Annalen der neuern Geschichte hat. Um den von den Franzosen ausgeübten Vandalismus recht verstehen zu können, muß man die Wichtigkeit des Orts und die dort aufgespeicherten Reichthümer ins Auge fassen. Der Palast bestand aus vielen kleinen Wohnungen oder Pavillons, die umfangreich und köstlich angelegt waren. Umgeben waren diese Häusermassen von prachtvollen Gärten, in denen Teiche, Bäche, Brücken und künstliche Berge in zahlloser Menge miteinander abwechselten. Sie waren für den chinesischen Hof, was einst der Park von Versailles, mit dem sie sogar einige Aehnlichkeit hatten, für Paris gewesen; die Baupläne dazu sollen von den Jesuiten herrühren, die sich bis zum Jahre 1773 in Peking aufhielten. Ungeheuere Reichthümer wurden in Yuen-nuen-yuen vorgefunden und besonders eine Menge für das Land wichtige Kostbarkeiten, da außer den Gegenständen, die dem Kaiser, seinen zahlreichen Frauen, Kin-

dern und seinem Hofe nothwendig waren, auch der kaiserliche Schatz dort aufbewahrt wurde. Zu diesem ließ jeder Kaiser die veralteten, außer Mode gekommenen Gegenstände bringen, deren man sich nicht mehr bedienen wollte. Seit mehr denn 200 Jahren wurden die reichen Gaben der Unterthanen, die werthvollen Geschenke der tributpflichtigen Länder, selbst die unsers Europas, die schönsten Seidenstoffe des mittägigen Chinas, besonders der Stadt Sutscheu (das nördliche Paradies genannt) in großer Menge dorthin abgeliefert. Alle diese seltenen, dem Lande so werthvollen Gegenstände, die mehr ein culturhistorisches Museum, als einen öffentlichen oder privaten Schatz bildeten, wurden einer unwissenden Soldateska preisgegeben, einzig und allein, um dadurch die schmuzige Habgier des Obercommandirenden zu verdecken. Die Hauptplünderer des Palastes waren der General Montauban und der Oberstlieutenant Dupin, der später so berüchtigte Anführer der Contreguerrillas in Mexico. Als die Engländer auf dem Platze anlangten, waren die Hauptgegenstände schon in Sicherheit gebracht, und es wurde nur noch eine sogenannte allgemeine Theilung der Beute vorgenommen, wobei natürlich die Engländer nicht weniger habgierig auftraten als die Franzosen; erstere verbrannten sogar noch einige Tage später den leeren Palast, als sie den Tod ihrer Landsleute, des Gesandtschaftssecretärs Norman, des Berichterstatters der „Times", Mr. Bowlby, und anderer erfuhren, die vor Kho-seyon verrätherischerweise gefangen genommen worden waren.

Ueber das ganze Auftreten der Franzosen bei Yuen-nuen-yuen macht ein französischer Missionar, ein Hr. Mouly, Bischof von Fussalu und apostolischer Vicar von Pe-king Tsche-ly nord, der mit dem General Montauban noch dazu befreundet war, in einem Briefe an seine Vorgesetzten eine recht naive Bemerkung, die ein grelles Streiflicht auf die erwähnte Plünderung wirft. Er sagt wörtlich: „Es war hier (im Palast) recht, recht viel zu nehmen und es scheint als ob auch recht, recht viel genommen wurde; Augenzeugen versichern, daß, obwol die Franzosen die ersten waren, welche hinkamen, sie dennoch nichts vor der Ankunft der Engländer weggenommen haben sollen!" Als General Montauban nach Frankreich zurückgekehrt war, wollte ihm der Kaiser durch den Senat eine jährliche Pension von 30000 Frs. für seine in China geleisteten Dienste bewilligen lassen, doch die bereits bekannt gewordenen Details der Plünderung ließen selbst diesen so gefügigen Staatskörper vor der öffentlichen Anerkennung eines so schändlichen Raubsystems zurückschrecken.

Um den so öffentlich angeschuldigten General in seiner Stellung zu erhalten, wurde alle Schuld auf die Schultern des Oberstlieutenants Dupin gewälzt, der gezwungen wurde seinen Abschied zu nehmen. Der Titel eines Grafen von Palikao und die unverminderte Gunst des Herrscherpaars, besonders der Kaiserin, machte den General Cousin de Montauban zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten am Tuilerienhofe und war auch wol die Hauptursache, daß ihm nach dem Sturze des Ministeriums Ollivier im August 1870 die Leitung der Staatsgeschäfte und der Vertheidigung von Frankreich übertragen wurde, um so mehr, da man seine Ergebenheit für die Napoleonische Dynastie sowie auch seine Bereitwilligkeit zu jedem ungesetzlichen und willkürlichen Schritt kannte, wenn es galt, rein persönliche Interessen zu verfolgen. Nachdem die provisorische Regierung des Hôtel-de-Ville sich am 4. Sept. gebildet hatte, verließ der General Paris, wo zunächst die Männer des Napoleonischen Régime ihre Rolle ausgespielt hatten. In seiner Stellung als der oberste Leiter der Staatsgeschäfte war ihm vom Schicksal kaum eine andere Rolle zuertheilt worden als die vermeintlichen Siege und die wirklichen Niederlagen der französischen Heere den Parisern mitzutheilen.

6) Trochu.

Louis Jules Trochu wurde am 12. Mai 1815 zu Palais, nahe bei Belle-Isle-en-mer im Departement Morbihan, geboren und im Alter von 20 Jahren am 15. Nov. 1835 als Schüler in die militärische Specialschule zu Paris angereiht*), in welcher er nach einem dreijährigen Cursus im Jahre 1838 zum Lieutenant in der Generalstabsschule ernannt wurde. Am 25. Jan. 1840 verließ er nach einem glänzenden Examen die genannte militärische Bildungsanstalt mit dem Range eines Oberlieutenants im Generalstabe. Seinen praktischen Militärdienst begann er im 6. leichten Infanterieregiment, mit dem er im Frühling des Jahres 1841 nach Afrika eingeschifft wurde. Es war dies gerade die Zeit, wo der General Bugeaud durch seine unermüdliche Thätigkeit und Umsicht dem französischen Staat einen sichern und dauernden Halt in Algerien sicherte. Kaum in Afrika ans Land gestiegen, hatte der junge Lieutenant Gelegenheit an dem Zuge gegen Taydempt theilzunehmen, sowie er kurze Zeit darauf auch bei der Einnahme von Maskara zugegen war, die das Hauptereigniß unter den französischen Kriegsoperationen im Jahre 1841 bildete. Auch in dem dieser Einnahme folgenden Winterfeldzuge fehlte er nicht und zeichnete sich darin so aus, daß der General Lamoricière auf ihn aufmerksam wurde und ihn zu seinem Adjutanten machte, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1845 verblieb. Mehr denn einmal glänzte der Name des jungen Offiziers im Tagesbefehle; am 1. Juni 1841 wurde seine Bravour in der Schlacht von Akbet-Kredda, und am 5. Juli desselben Jahres seine Umsicht während des Kampfes der Arrièregarde der Armee bei El-Brody hervorgehoben. Am 5. Juli 1843 wurde er zum Kapitän befördert und zeichnete sich als solcher an der Seite des Generals Lamoricière in der Schlacht von Sidi-Jusef am 22. Sept. abermals so aus, daß sein Name auf den Tagesbefehl gesetzt wurde, sowie er denn auch im Januar 1844 zur Belohnung für seine kriegerische Bravour das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. In der Schlacht von Isly am 14. Aug. 1844, sowie in den Feldzügen während des großen Aufstandes von 1845—46 sehen wir ihn sich aufs neue hervorthun und zwar auf solche Weise, daß der Marschall Bugeaud den jungen, hoffnungsvollen Offizier von der Seite Lamoricière's hinwegrief und ihn zu seinem eigenen Adjutanten machte, welchen Posten er bis zum Tode des Marschalls ausfüllte. Der Sieger von Isly war dem jungen Trochu nicht blos ein wohlgeneigter Vorgesetzter, sondern ein väterlicher Freund und Rathgeber, was der letztere denn auch durch eine kindliche, warme Zuneigung für seinen hohen Freund belohnte, eine Zuneigung, die er noch lange nach dem Tode desselben bethätigte. Hier an der Seite des ebenso umsichtigen Heerführers wie Administrators lernte Trochu mehr als alle andern seiner Kameraden die Vorzüge und Mängel der französischen Armee verstehen; hier an der Seite des Marschalls, fern von den kleinen täglichen Gefechten und Expeditionen, welche bis auf die jüngste Zeit die Thätigkeit der Offiziere in Afrika in Anspruch nahmen und die im Vergleich mit den in Europa zu führenden Kriegen nur als kunstlose Raufereien anzusehen sind, von Offizieren und Soldaten nichts weiter fordernd als ein wenig ungestümen Muth, lernte er was es heißt eine Armee befehligen und organisiren. Am 3. Jan. 1851 wurde er zum Oberstlieutenant befördert und als beigeordneter Director des Personals im Kriegsministerium am 12. Juni 1852 nach Paris berufen, wo ihn der Marschall Saint-Arnaud wegen seiner hervorragenden Eigenschaften lieben und achten lernte. Seine Ernennung zum Obersten ließ denn auch nicht lange auf sich warten, und

*) Trochu war nie Schüler von Saint-Cyr, wie das „Dictionnaire universel des contemporains" irrthümlich angibt.

als der orientalische Krieg ausbrach, wählte ihn der Marschall Saint-Arnaud zu seinem persönlichen Adjutanten und Militärsecretär.

Den größten Theil der Vorbereitungen zum Krimkriege leitete er, sowie er auch einer der Mitglieder der Commission war, die von seiten der verbündeten Generale abgesandt wurde, um die Küsten der Krim zu recognosciren und den Landungsplatz für die Armee ausfindig zu machen. Am Tage vor der Schlacht an der Alma sandte ihn der Marschall Saint-Arnaud in das englische Hauptquartier, um dem Lord Raglan die für die am nächsten Tage zu liefernde Schlacht entworfenen Plane mitzutheilen, welcher Mission er sich mit Umsicht und Takt zu entledigen wußte. Als nach der Schlacht die ohnehin schon durch eine lange chronische Krankheit aufgeriebenen Kräfte Saint-Arnaud's noch durch einen Choleraanfall bis zum äußersten Grade erschöpft wurden und sich der Leibarzt des Kranken, Dr. Cabrol, nicht mehr verhehlen konnte, daß das Leben seines Patienten in der höchsten Gefahr schwebe und absolute Ruhe für ihn nöthig sei, da wurde Trochu, der Vertraute des Marschalls, auserwählt, die schmerzliche Mission zu übernehmen, ihn zur Niederlegung des Commandos zu bewegen. Ein Augenzeuge erzählt über diesen Vorgang, diesen letzten schweren Dienst, welchen der Adjutant dem sterbenden Marschall leistete, Folgendes: „Es war Nacht geworden, als der Oberst in das Zelt des Marschalls trat. Der arme Kranke lag auf seinem Lager in heftiger, nervöser Aufregung, welche der allgemeinen Schwäche gefolgt war; seine schweren Augenlieder hoben sich zuweilen und ließen einen Blick wahrnehmen, in dem nur noch das Feuer des Fiebers brannte; schon drückte der Tod seinen Stempel auf das energische Antlitz, dessen Blässe gespensterhaft, erschreckend war. «Herr Marschall», sagte der Oberst plötzlich, indem er eine heftige Anstrengung machte, um seine schmerzlichen Gefühle zu unterdrücken, «der Dr. Cabrol hat wol die Krankheit bezwungen und Sie werden über dieselbe triumphiren, wie Sie schon über so manche andere triumphirt haben; aber ihre Leiden, Herr Marschall, sind zu groß, als daß Sie sich noch ferner den zahlreichen Geschäften unterziehen könnten; die steten Aufregungen sind für Sie zu schmerzlich; der Augenblick, der traurige Augenblick ist gekommen, wo eine gebieterische Nothwendigkeit Sie zwingt, sich einer absoluten Ruhe hinzugeben und allen Gedanken an fernere Beschäftigung zu entsagen.» Der Marschall sah seinen Secretär einigemal starr an, dann antwortete er: «Ja, ja, ich verstehe Sie, Oberst, bitte, lassen Sie Canrobert rufen.» Und nun übergibt der sterbende Heerführer den Befehl über das Heer seinem Nachfolger. Nachdem diese traurige Pflicht vollzogen, bleibt Trochu für eine Weile mit dem Kranken allein, um seine letzten Wünsche entgegenzunehmen und sich den Abschied an das Heer dictiren zu lassen, den er noch an demselben Abend mit Thränen im Auge den um das Zelt herumstehenden Offizieren des Generalstabs vorliest.“

Nach dem Tode Saint-Arnaud's trat Trochu in gleicher Eigenschaft als Adjutant und Militärsecretär dem neuen Armeecommandanten zur Seite und wurde am 24. Nov. 1854 mit Belassung in seiner Stellung zum Brigadegeneral ernannt. Als Pélissier, dem er nie recht zugethan war, an die Stelle Canrobert's trat, verließ Trochu seinen bisherigen Posten, übernahm das Commando der 1. Brigade der 2. Division im 1. Armeecorps und wurde an der Spitze derselben am 8. Sept. 1855 beim Sturm auf die Centralbastion, auf der äußersten Linken vor Sewastopol, durch einen Bombensplitter schwer verwundet; das Commandeurkreuz der Ehrenlegion belohnte seine bisher tadellose, hervorragende Führung.

Seit dem Jahre 1856 Mitglied des Generalstabscomité, wurde General Trochu beim Ausbruch des italienischen Kriegs (14. April 1859) zum Commandeur der 1. Brigade des 3. Armeecorps der italienischen Armee ernannt; kurze Zeit darauf am 4. Mai avancirte er zum Divisionsgeneral an Stelle des plötzlich zu Susa verstorbenen Generals

Bouat. In der Biographie des Marschalls Mac-Mahon haben wir gesehen, daß die Brigade Trochu mit ihrem Befehlshaber die einzige war, die das Schlachtfeld behauptete und sich am Morgen nach der Schlacht in Magenta verschanzt hatte. Doch in der Schlacht von Solferino that sich Trochu noch weit mehr hervor als bei Magenta; ihm und seiner Umsicht allein ist der Erfolg zuzumessen, den die Franzosen unter Niel in der Ebene bei Guidizzolo errangen. Schon hatten sie alle ihre Reserven ins Feuer geschickt, um die Oesterreicher aus Guidizzolo und seiner Nähe zu vertreiben; vergebens hatten die Generale Vinoy und de Failly alle ihre Kräfte aufgeboten, um diesen Zweck zu erreichen, doch ihre Regimenter wurden durch ein wohlgezieltes Feuer und den standhaften Muth des 3. und 9. feindlichen Corps decimirt und hart bedrängt. In diesem entscheidenden, kritischen Moment gab der General Niel, der das 4. Armeecorps commandirte, und dem Trochu zu Hülfe geeilt war, den Befehl, daß er mit seiner Division zum letzten großen Kampf vordringe. Trochu, der mit sicherm Auge die gefahrvolle Lage der Armee erkannt hatte, sprengt vor die Front der verschiedenen Bataillone seiner Division, um ihnen in feuriger, kurzer Rede die Wichtigkeit des Moments klar zu machen. Der Feind stürmt, in drei Colonnen getheilt, von Guidizzolo heran. Trochu stellt sich hoch zu Roß an die Spitze der Brigade, die vom General Bataille commandirt wird — er hat seine Regimenter in dichtgedrängten Bataillonscolonnen fächerartig aufgestellt, den linken Flügel nach rückwärts geschoben. So dringt er vor, um den Feind zurückzuweisen und womöglich Guidizzolo zu nehmen. Angefeuert durch seinen Heldenmuth, thun die unter ihm stehenden Soldaten auf allen Punkten glänzend ihre Schuldigkeit; erbittert ist der Kampf, furchtbar die Verluste der Franzosen, doch es gelingt ihnen, die Oesterreicher bis in die Häuser des Ortes zurückzutreiben und sich vor demselben in einer Ziegelei festzusetzen; das hereinbrechende, schreckliche Gewitter machte dem Kampfe ein Ende. Trochu hatte dem Vordringen der Oesterreicher eine unübersteigliche Schranke entgegengesetzt und somit an dieser Stelle der Schlacht eine den Franzosen günstige Wendung gegeben. Der Kaiser erkannte dies auch öffentlich an, denn in seinem Bulletin über die Schlacht sagte er: „Der General Trochu stürmte dem Feinde in geschlossenen Bataillonscolonnen, fächerartig aufgestellt, mit vorspringendem rechtem Flügel in solcher Ordnung und mit solcher Kaltblütigkeit entgegen, als wenn er sich auf dem Paradeplatz befunden hätte.“ Doch diese Anerkennung war all der Lohn, den er für seine Thaten empfing; der Löwenantheil des Tages von Solferino fiel dem Anhänger des Kaisers, dem General Niel zu. Nach beendigtem Feldzuge blieb er nur noch kurze Zeit an der Spitze seiner Division; er wurde, da man ihn antibonapartistischer Einflüsse für zugänglich hielt, nach Paris in das Comité des Großen Generalstabs berufen, wo man ihn stets unter Augen hatte. Um etwaiger Bitterkeit seinerseits vorzubeugen und um ihm zu zeigen, daß man seine Verdienste anerkenne, decorirte man ihn am 12. Aug. 1861, am Tage, wo er sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum feierte, mit dem Kreuz eines Großoffiziers der Ehrenlegion.

Wenn wir die Carrière Trochu's in ihrer Gesammtheit überschauen, so finden wir, daß die seine von der aller andern Heerführer Frankreichs wesentlich abweicht. Nicht glänzt er wie ein Canrobert, Mac-Mahon oder Montauban in den hundert kleinen Kämpfen gegen die Araber; selten nur und zwar erst als General hat er Gelegenheit wie jene, Soldaten mit gefälltem Bajonnet in den Kampf zu führen. Seine Stellungen sind von Anfang an Stellungen hohen Vertrauens, auf Wissenschaft und Studium begründet.

In diesen Stellungen in der Nähe großer Generale weiß er sich die Achtung, die Liebe und das unbegrenzte Vertrauen seiner unmittelbaren Vorgesetzten zu erwerben, die in ihm einen ebenso gediegenen Militär wie vertrauten Freund zu schätzen wissen. Doch

der größte Titel zu seinem Ruhm ist ein militärisches Werk, das er im Jahre 1867 herausgegeben und dem Andenken seines ersten Chefs, des Marschalls Bugeaud, gewidmet hat. In der Nähe dieses Mannes, der mit Ausnahme von Zumala-Carréguy der größte Kenner des „kleinen Krieges“ war, hat Trochu zuerst die Ansichten begründen lernen, die sich klar in seinem Werke abspiegeln. Es kann hier nicht der Platz sein, das erwähnte Werk einer kritischen Beleuchtung zu unterwerfen, doch können wir es uns nicht versagen, wenigstens dessen Vorzüge und besondern Werth hervorzuheben. Das Werk ist aus Aufzeichnungen und Studien entstanden, welche Trochu in den langen Jahren seiner militärischen Laufbahn gemacht, und die er bereits nach dem italienischen Kriege hatte veröffentlichen wollen. Daraus erklärt es sich, daß die einzelnen Abschnitte mehr oder weniger selbständige Abhandlungen bilden. Er hat vor allem in seinem Werke die Ansichten und Urtheile des Marschalls Bugeaud niedergelegt und demselben, wie wir schon erwähnten, damit ein Denkmal gesetzt. Die eigenen, auf scharfen Beobachtungen beruhenden Erfahrungen schließen sich denen des Marschalls an und werden durch Urtheile anderer bedeutender militärischer Großen Frankreichs unterstützt und ergänzt. Ein klares Verständniß des Fremden und eine unbefangene Beurtheilung desselben zeichnet die Schrift ebenso sehr aus, als eine bei einem Franzosen seltene Aufrichtigkeit im Bekennen der Mängel der französischen Armee. Man fühlt deutlich, daß der Verfasser von Ueberzeugung durchdrungen ist, die richtige Selbsterkenntniß sei die erste Vorbedingung für den ernsten Willen und den wirklichen Erfolg auf dem Wege der Besserung. Die erste Reihenfolge der Monographien Trochu's beschäftigt sich mit dem Geist und den allgemeinen Grundlagen der militärischen Organisation Frankreichs. „Wir sind viel mehr ein kriegerisches denn ein militärisches Volk“, sagt er, „denn wir besitzen nicht jene Ruhe des Temperaments, jene beständige, ununterbrochene Beschäftigung mit Genauigkeit und Pünktlichkeit, jene Strenge der Gewohnheiten in der militärischen Haltung, welche die nordischen Völker so vorzüglich auf den Gehorsam, auf die Entsagung gegenüber dem Gesetz, auf die Disciplin und endlich auf alle strengen Anforderungen des Waffenhandwerks vorbereiten.“ Hiernach wendet er sich den Principien des Reglementswesens, den Fragen der Rekrutirung und der Ausbildung der Reserven zu. In den Abhandlungen „Les vétérans et les invalides“ und „Les grognards du premier empire“ charakterisirt er die jungen und alten Soldaten der französischen Armee und die Wirkungen des Zeitgeistes auf dieselben. Er bespricht dann den Geist der militärischen Hierarchie und stellt Betrachtungen über das Avancement und dessen Grundsätze an. Er erörtert die allgemeine Erziehung der französischen Armee, die Wirkungen, welche die Zerstreuung der Truppen in den Garnisonen zur Folge hat. Dann behandelt er die Administration und die Methode der Vorbereitung zum Kriege. Alle diese Kapitel enthalten kurze Beleuchtungen der Mängel und Winke für ihre Abhülfe. Die folgenden Monographien handeln von der Infanterie, der Cavalerie, der Taktik der französischen Armee, von den Manövern, von der Armee im Felde, vom Gefecht. Den Schluß bildet die Reorganisationsfrage und die Rekrutengesetzgebung. Das Werk*), welches in kurzer Zeit 16 Auflagen erlebte, wird in einer trefflichen kritischen Schrift**) des Generals d'Azémar als eins der vorzüglichsten anerkannt, das jemals in Frankreich geschrieben; er gesteht in der Vorrede zu seinem Buche offen ein, daß, obgleich sich Trochu nicht als Verfasser des Werkes genannt habe, nur er allein der Autor hätte sein können. Von außerordentlicher Schärfe und Klarheit sind seine Urtheile über die allgemeine Dienstpflicht und die Dauer

---

*) L'armée française en 1867 (Paris, Aymot, 1867).

**) La vérité sur l'armée française par le général Baron d'Azémar (Paris, Librairie militaire, 1867).

der Dienstzeit; er räumt der allgemeinen Wehrpflicht, wie sie Preußen geschaffen, den unbedingtesten Vorzug ein. Nicht minder richtig aber sind seine Bemerkungen über den Verfall der Autorität im französischen Heere und die großen Mängel, die er bei der Infanterie gefunden; die Ereignisse des gegenwärtigen Krieges haben deutlich bewiesen, wie sehr er recht hatte.

Die Thätigkeit, welche Trochu während des Krieges von 1870 als Präsident der Regierung der Nationalvertheidigung und Obercommandant von Paris entwickelt, wird in der Geschichte dieses Krieges eine eingehende Würdigung finden.

Deutsche Uebersetzungen aus der Poesie des Alterthums.

Von W. Brambach.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch erschien es fraglich, ob der deutsche Dichter im Stande sei, ein wahrhaft poetisches Nachbild alter Poesie in antiker Versform zu geben. Zwar hatten Klopstock, Ramler und Geistesverwandte für ihre eigenen Schöpfungen altclassische Formen gewählt; aber die Berechtigung dieser Wahl war keineswegs allgemein zugestanden. Als es sich nun darum handelte, den alten Dichterschatz unserer Nation in würdiger Nachbildung zuzuführen, und als sich poetisch begabte, auch als Originaldichter wirkende Männer dieser Aufgabe unterzogen, da zweifelte man, ob die alten Poeten in deutschem oder in fremdem Gewande bei uns eingeführt werden sollten? Man entschied sich für das fremde Kleid.

Die formalen Schwierigkeiten, welche der Uebertragung antiker Dichtwerke im Versmaße des Originals entgegenstehen, beruhen auf den eigenartigen Gesetzen des griechischen und römischen Versbaues. Während wir die logische Betonung des Wortes als maßgebendes Princip in der deutschen Verskunst herrschen lassen, dagegen für die Zeitdauer der nicht betonten Silben keine feste metrische Regel haben, bildeten die Griechen ihre Versformen einzig auf Grund der Silbendauer, welche nach strengen Gesetzen geregelt war, und ließen die logische und natürliche Betonung des Wortes außer Betracht. Auch die Römer, welche einiges Gewicht auf den Wortaccent legten, verwendeten die Zeitdauer der Silben als bestimmendes Maß in ihren Gedichten. So kommt es, daß der rhythmische Accent des Verses bei Griechen und Römern unzähligemal auf solche lange Silben fällt, die in der prosaischen Rede nicht betont werden, und daß die in der ungebundenen Sprache accentuirten langen und kurzen Silben keine rhythmische Betonung im Verse erhalten. Nichts ist dem deutschen Ohre befremdlicher, als dieser beständige Widerspruch zwischen natürlichem und künstlichem Accent in den Gedichten der Alten.

Im Griechischen ist die Herrschaft der Silbendauer und das Zurücktreten der natürlichen Wortbetonung dem Einflusse zuzuschreiben, welchen die Musik auf den Versbau ausgeübt hat. Gesang, die Begleitung durch Saiteninstrument und Tanz riefen den rhythmischen Bau der Worte hervor. So entstanden Texteszeilen von bestimmter Länge, mit einer bestimmten Anzahl von starken und schwachen Silben, welche der Anzahl starker und schwacher Töne entsprach und mit den Bewegungen des Körpers dermaßen übereinstimmte, daß zu den starken Tönen und Silben der Fuß niedergesetzt, zu den schwachen aufgehoben wurde. Der kunstgeübte Sänger war also angewiesen, jeder Silbe eine bestimmt abgegrenzte Zeitdauer zu verleihen. Die natürliche Betonung des gesprochenen Wortes mußte dem musikalischen Tone und dem rhythmischen Accente weichen.

Eine so einheitliche Entwickelung der musikalischen und poetischen Kunst ist nur da möglich, wo ein begabter Volksstamm aus eigenem Geiste sich rhythmische Formen schafft und dieselben auf Wort, Ton und Körperbewegung gleichmäßig anwendet. Nach den Griechen war kein europäisches oder vorderasiatisches Volk mehr in der glücklichen Lage, die Kunst der Töne und ihres Rhythmus in derselben Zeit auszubilden, als die Sprachformen noch so wenig abgeschlossen waren, daß sie wie eine flüssige, bildsame Masse dem frei gestaltenden Rhythmus untergeordnet werden konnten.

Die Ausbildung der musikalischen und der poetischen Kunstformen ging bei den Römern, Romanen und Germanen verschiedene Wege. Die griechische Musik wurde von diesen Völkern, wie von den Vorderasiaten, als fertige Kunst erlernt, und wenn sich selbständige Versformen entwickelten, so geschah es, ohne daß die Musik auf die Silbendauer noch einmal den bestimmenden Einfluß ausübte, welchen sie ehedem auf griechischem Boden besaß. Nur die römischen Dichter haben seit Ennius (gest. 169 v. Chr.) die streng rhythmische Form des griechischen Versbaues in ihre Sprache übertragen und dadurch eine ebenso durchgreifende Feststellung der Silbendauer künstlich erzielt, wie sie in der Urzeit griechischer Cultur durch das Zusammenwirken von Poesie, Musik und Tanz auf natürlichem Wege zu Stande gekommen war.

Dem Einfluß des Rhythmus in Ton und Tanz ist es besonders zuzuschreiben, daß die an sich so mannichfaltige Zeitdauer der Silben von dem hellenischen Dichter in ein meßbares Verhältniß gebracht werden konnte. Die Silben sind in der griechischen Poesie schlechthin lang, wenn sie einen gedehnten Vocal oder mehr als einen nachlautenden harten Consonanten haben; sonst sind sie kurz. Die Gewalt des Rhythmus nun hat es bewirkt, daß in der Aufeinanderfolge von langen und kurzen Silben die lange gerade doppelt soviel Zeit beansprucht als die kurze. Und hiernach konnten auch zwei kurze Silben geradezu die Stelle einer langen vertreten.

Diese exacte, in den meisten Fällen an mathematische Schärfe grenzende Zeitmessung der Silben bestand naturgemäß nur in den gesungenen Versen. Und alle Versbildung der Griechen geht ihrem Ursprunge nach auf gesungene Wortzeilen zurück. Als aber die Production der alten Heldenlieder, von deren kunstgemäßem Vortrag uns Homer erzählt, abstarb, als man dann anfing, die Texte jener Lieder zu sammeln und in größern Gruppen zu vereinigen, mußte die vom Sänger zugleich mit den Worten erfundene Melodie verloren gehen. Man schrieb anfänglich weder Text noch Melodie; während jedoch jener durch das Gedächtniß treuer erhalten blieb, verwischte sich die Melodie leichter und verlor sich gänzlich, als ihr zugehöriger Text in Verbindung mit passenden, inhaltsverwandten Texten zu einer größern Liedergruppe verschmolzen wurde.

Auf diese Weise entstanden aus den uralten gesungenen Heldenliedern der Hellenen jene großen Sammlungen, welche, durch erzählende Bindeglieder zu einer einheitlichen Composition geworden, nur auf den gesprochenen Vortrag berechnet sind. Die homerischen Gedichte konnten natürlich in der uns vorliegenden Gestalt nicht mehr gesungen werden.

Nach Abstreifung des gesanglichen Theils blieb in den Worten der Rhythmus scharf ausgeprägt, welcher ehedem durch den gesungenen Ton und durch Tanz in dieselbe gelegt worden war. So war die rhythmisirte Wortzeile des Homerischen Epos, der daktylische Hexameter, allein aus jener musikalisch-poetischen Productionsform der alten Sänger übrig. Und dieser daktylische Hexameter wurde die classische Form für die auf mündlichen Vortrag und Lektüre berechneten epischen Gedichte der Griechen und Römer.

Dieselbe Entwickelung läßt sich auch bei den lyrischen Versmaßen der Griechen verfolgen. Die Loslösung der letztern vom musikalischen Vortrage fällt größtentheils in historische Zeit und ist uns an vielen Beispielen erkennbar.

Daß sich die deutsche, auf den Wortaccent gegründete Verskunst nicht von selbst in die griechischen Formen fügt, leuchtet ein, wenn man den Entwickelungsgang der deutschen und hellenischen Poesie vergleicht. Der in Deutschland naturwüchsige Volksgesang hat ebenso wenig wie der Volksgesang in Griechenland und Italien auf den Rhythmus der Sprache entscheidenden Einfluß gehabt. Während in Griechenland aber der kunstgeübte Sänger bildend zugleich in Poesie und Musik auftrat und einen einheitlichen Rhythmus in Wort und Ton schuf, schulte sich der kunstgerechte lernende Sänger in Deutschland an einer bereits vorhandenen Musik, die, durch die Gelehrten aus dem Alterthume gerettet, auf griechischen Ursprung zurückgeht. Diejenigen aber, welche am hervorragendsten schöpferisch auftraten und sich in ihren Melodien am meisten dem Volksgesange näherten, ohne auf die gelehrte Musiktradition viel Rücksicht zu nehmen, die Minnesänger, fanden in der Sprache bereits eine so ausgeprägte Accentuirung, daß sie auch durch die Musik keine durchgreifende scharfe Rhythmisirung in die Silbendauer einzuführen vermochten.

Wie das deutsche Mittelalter, so blieb auch die neuere Zeit in der scharfen Rhythmisirung der Silben weit hinter derjenigen Vollkommenheit zurück, welche in den beiden classischen Sprachen des Alterthums erreicht war. Es gehört jetzt noch zu den schwierigsten und bestrittensten Aufgaben der deutschen Sprachlehre, den Zeitwerth unbetonter Silben zu bestimmen. Das Verhältniß der Tonsilben zur Zahl und Stellung der tonlosen Worttheile führt im Deutschen naturgemäß nur auf iambische und trochäische Versformen mit Einmischung von Anapästen und Daktylen. Aber auch hier läßt sich die genaue Abwägung schwerer und leichter, langer und kurzer Silben nicht mit der Strenge durchführen, welche der griechische Dichter einhielt. Es steht vielmehr die deutsche Sprache auf dem Standpunkte, welchen das Lateinische bis in das 2. Jahrhundert v. Chr. und einzelne Dichter noch später einnahmen; es wird nur der Werth der schweren, durch den Rhythmus betonten Silben in Rechnung gebracht, während die tonlosen Stellen des Verses fast alle unbestimmt bleiben. Man kann daher ohne Schwierigkeit die iambischen und trochäischen Verse der altlateinischen Dichter, des Plautus (gest. 184 v. Chr.) und Terenz (um 166 v. Chr.), im Deutschen, getreu dem Original, nachbilden, abgesehen natürlich von der antiken Auflösungsfähigkeit langer, betonter Verstheile.

Trotz der durchgreifenden Eigenthümlichkeit, welche den scharf rhythmisirten Versbau der Griechen und der jüngern römischen Dichterschule von den lose gefügten Versformen der deutschen Nationalgedichte unterscheidet, sind die strengen Versmaße des Alterthums dennoch in die deutsche Sprache eingeführt worden.

Eine Geringschätzung des modernen Reimes gab schon seit Ende des 17. Jahrhunderts classisch gebildeten Männern Veranlassung, die antiken Versmaße in deutscher Sprache nachzubilden. Im 18. Jahrhundert kamen durch Klopstock's, Ramler's Einfluß nicht nur der daktylische Hexameter, sondern auch lyrische, besonders den Horazischen Gedichten entlehnte Versformen in allgemeinere Aufnahme. Eine Verbindung des modernen Reimes mit antiken Verszeilen fand nur ganz vorübergehend in Hexametern statt. Jedenfalls waren die Gebildeten deutscher Nation bereits mit der Gestalt griechischer und römischer Verse bekannt, als ein durchgreifender Versuch gemacht wurde, die beiden bedeutendsten Dichtwerke des Alterthums, die Homerischen Epen, in dem Versmaße des Originals zu übersetzen. „Homer's Gedichte von J. H. Voß" (1793) haben den Hexameter in einer anerkennenswerthen Formschönheit, jedenfalls in einer bewunderungswürdigen Ausarbeitung bei uns eingebürgert und sind von einem unberechenbaren Einfluß auf unsere Poesie gewesen. Die in der münchener Staatsbibliothek aufbewahrten Druckproben der Voß'schen Uebersetzung legen Zeugniß von der außerordentlichen Sorgfalt ab, mit welcher der deutsche Dichter den Silbentanz des griechischen Vorbildes nachzuahmen bestrebt war. „Es gibt außer Luther's Bibel", sagt Gervinus, „in keiner Sprache und Literatur ein Uebersetzungs-

werk, das mit diesem zu vergleichen wäre; es gibt in der unsern kein Werk, das einen solchen poetischen Sprachschatz geöffnet hätte."

Indessen hat weder das von J. H. Voß verfolgte Princip, noch die Art seiner Durchführung ungetheilten Beifall gefunden. Das Princip einer formgetreuen Nachahmung, ohne daß jedoch die deutsche Sprache in naturwidrige Bande eingeschränkt würde, ist bis in die neueste Zeit nicht allgemein anerkannt worden. Vielmehr gibt es noch eifrige Vorkämpfer für die Ansicht, daß eine jede, nicht auf deutschem Boden gewachsene Form für unsere Poesie unschicklich und für die Sprache gefährlich sei; daß von fremden Versarten nur solche Nachahmung verdienten, welche sich in unsere einheimischen Jamben und Trochäen ohne Schwierigkeit einfügten, z. B. die künstlichen Strophen der Italiener, deren einzelne Verse keine im Deutschen ungewöhnlichen Anforderungen an die Silbenverbindung stellen. Wer ein iambisches und trochäisches Gewand für einen verdeutschten Homer verlangt, stellt sich auf den Standpunkt unserer alten, biedern Vers- und Reimkünstler, welche nach besten Kräften „des uralten, fürtrefflichen Griechischen Poeten Bücher in artliche Teutsche Reim brachten". So wurde eine „Ilias Homeri von weiland Magistre Johann Sprengen, Keys. Notario, Teutschen Poeten, vnd Bürgern zu Augsburg" im Jahre 1630 „zum andernmal in offenem Truck publiciert und verfertigt" (durch den Verleger Gottfried Tampach zu Frankfurt a. M.). Hier lesen wir in gar zierlichen Reimen, wie z. B. Vulcanus seine Mutter Juno mit ihrem Ehegemahl aussöhnte (S. 19):

Also sprach Gott Vulcanus, vnd
Nam in die Hand ein Becher rundt,
Denselben seiner Mutter gab,
Vnd redete diese Wort vorab:
O tugentsame Mutter mein,
Nun schick dich mit gedult darein,
Leyd, meid, vnd williglich vertrag,
Viel frewd kompt offt nach grosser Klag,
Besonder dich vor Streichen hüt,
Ob ich auß kindtlichem Gemüt,
Gleich geren wolte helffen dir,
So ist es doch vnmüglich mir,
Ich trug davon schmach, hohn vnd spott,
Wann ich mich setzet wider Gott,
Wie mir dann vormals zu der Frist,
Bereit schon widerfahren ist,
Als ich dir Beystand leisten wolt,
(Das ich vollbracht nicht haben solt,)
Da nam mich dar ohn Hindernuß,
Gott Jupiter bey einem Fuß,
Vnd warff mich von deß Himmels Saal,
Hernider in das irdisch Thal,
Ein gantzen Tag herab ich fiel,
Biß daß die Sonn deß Abends kül,
Mit ihrem Glantz hinunter gieng,
Lemnos die Insul mich auffing,
Derselben Zeit war ich kleinmütig,
Die Sintier mich Armen gütig,
Auß liebe namen auff zu sich,
Vnd pflegten mein trew hertziglich.

Also redt er: Ab diesen sachen
Juno die Göttin thäte lachen,
Sie nam von jhrem Sohn zum danck
Den Becher an mit süssem Tranck,
Und ließ denselben gehn herumb,
Die Götter all in einer summ,
Versuchten zimlich diesen Wein,
Vulcanus schencket redlich ein,
Leichtsinnig waren sie mit schall,
Hätten ein grob Gelächter all,
Ab jhrem Diener gegenwertig,
Der machet sich gering vnd fertig,
Das Zechen werth den Tage lang,
Biß zu der Sonnen Vntergang,
Hernacher thäten sie ablassen,
Gebrauchten sich nit mehr dermassen,
Der Musicken vnd Seitenspiel,
Sondern dieweil der Tag sein Ziel
Erreichet vnd bekommen hätt,
Giengen die Götter all zu bett,
Ein jeder in sein eygen Hauß,
Schön zubereitet vberauß,
Von Gott Vulcano wunderbar,
Der ein Kunstreicher Meister war,
Hinckend an beyden Füssen krumb,
Vnd Jupiter der König frumb,
Sich an sein Schlaffbett niderlegt,
Daran er sonst zu ruhen pflegt,
Juno die Göttin Ehrentreich,
Ihr Bett daneben hätt geleich,
Von Gold vnd Silber außgemacht,
Daran sie ruht die gantze Nacht.

Ob man nicht besser thue, den Homer nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach zu verdeutschen, war eine lebhaft erörterte Frage, als J. H. Voß sich für

die Form des griechischen Verses entschied. Sein Beispiel hat die meisten Nachfolger bestimmt, obgleich auch nach ihm noch Versuche in der Umformung der Verse gemacht wurden. Gereimt sind Homer's Gedichte noch mehrmals in deutschem Gewande erschienen. Die Odyssee hat z. B. Ferdinand Rinne in Stanzen „für Schule und Haus“ übersetzt und in einigen heitern Partien einen entsprechenden Erzählerton getroffen, während im ganzen die Form für die großartige Einfachheit des alten Epos wenig geeignet erscheint. Leicht liest sich das Abenteuer, in welchem König Menelaos auf der Insel Pharos, unfern der ägyptischen Küste, den Meergott Proteus überlistet. Der König und drei Gefährten haben sich, mit Hülfe von Proteus' Tochter, in Robbenfelle gehüllt:

So harren wir den langen lieben Morgen.
Der Flut entsteiget nun die Robbenbrut;
Am Ufer sie sodann für Lager sorgen.
Zu Mittag steigt der Greis auch aus der Flut,
Und ahnet nicht, wie schlecht er sei geborgen;
Die feisten Robben zählt er, wie er thut;
Uns selbst zählt er zuerst auch zu den Thieren,
Dann läßt er sich, zu lagern selbst, verführen.
Da stürzen mit Halloh wir auf ihn nieder,
Und halten ihn mit unsern Händen fest;
Doch wohl war er der Zauberkunst Gebieter!
Drum er zuerst als Leu sich sehen läßt.
Mit grauser Mähn', als Drach' und Panther wieder
Und mächt'ge Sau, als Wasser dann er näßt;
Als Baum auch thät er hoch zur Luft aufschießen:
Doch wohlgefaßt wir fest ihn stets umschließen.*)

Platen hat wol nur die Urform der Octave im Auge, indem er letztere für das epische Gedicht schlechtweg verwirft:

Episch erscheint in italischer Sprache der Ton der Octave;
Doch in der deutschen, o Freund, athmet sie lyrischen Ton.
Glaubst du es nicht, so versuch's. Der italische wogende Rhythmus
Wird jenseits des Gebirgs klappernde Monotonie.

Wenn man weibliche und männliche Reime in der Stanze abwechseln läßt, so eignet sie sich wol zur Erzählung, wie Wieland's Gedichte lehren, aber zur leichten, tändelnden Erzählung. Die beiden homerischen Epen büßen aber zu viel von ihrer naturwüchsigen Einfachheit ein, wenn sie in die zierliche Stanzenform gekleidet werden. Eher sagt uns eine Uebertragung des römischen Kunstepos in achtzeiligen Strophen zu, wie denn auch die Schiller'sche freie Bearbeitung zweier Gesänge aus Virgil's Aeneide: „Die Zerstörung von Troja“ und „Dido“, sich Beifall erworben hat.

Man muß gestehen, daß eine Umgestaltung alter Gedichte in eine dem modernen Ohre geläufige Vers- und Strophenart außerordentlich geeignet ist, die fremdartigen Poesien in unserm Vaterlande heimisch zu machen. Es kommt nur darauf an, daß die moderne Form nicht einen dem Original widersprechenden Eindruck auf unser Gefühl hervorbringt, sondern daß die deutsche Bearbeitung ebenso auf uns einwirkt wie unsere Nationalgedichte der gleichen Gattung. Für die einfache Großartigkeit des altgriechischen Epos eignet sich wol keine eigenthümlich deutsche Versart, außer den Zeilen der Nibelungenstrophe. Mit

*) Mitgetheilt von A. Baumstark in den „Blüten der griechischen Dichtkunst“ (Karlsruhe 1840, I, 9 fg.). Rinne's Uebersetzung erschien (mit 12 Umrissen von Flaxman) zu Leipzig 1839 und 1842. Ein Verzeichniß der poetischen und prosaischen Homer-Uebersetzungen deutscher Zunge (von 1754 an) findet man in Engelmann's Bibliotheca scriptorum classicorum (1858, I, 173 fg.).

dieser ist auch schon die Uebersetzung versucht worden. Der 4. Gesang der Iliade, im Versmaße der Nibelungen, verdeutscht von G. Butziger, beginnt:

Die Götter aber saßen versammelt zu Rath bei Zeus
Auf goldner Flur, und Hebe trug Nektar umher im Kreis,
Die jugendprangende Schenkin; sie tranken sich zu einander
Aus goldnen Bechern, und schauten auf Troja, die Stadt am Skamander.

Da stracks versuchte Kronion zu kränken der Here Herz
Und sprach zu ihr die Worte mit bitterm, verhöhnenden Scherz:
„Zwo Göttinnen nennt Menelaos sich freund, die Königin
Von Argos, Here, und Pallas, die mächtige Schirmerin."
(„Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik", 6. Supplementband, Leipzig 1840, S. 142.)

Weniger passend will es uns scheinen, wenn das spätgriechische und römische Kunstepos im naiven Nibelungenverse auftritt. Die vortrefflich gearbeitete „Aeneide Virgil's" von M. Zille (Leipzig 1868) läßt uns den Gegensatz durchfühlen, welcher zwischen dem nach Inhalt und Form künstlerisch, zuweilen auch künstlich angelegten Heldengedicht der augusteischen Zeit und dem naturfrischen Volksepos obwaltet. Der Hexameter wirkte zu Virgil's Zeit in Rom noch ebenso als eine künstlich aus Griechenland eingeführte fremdländische Versart, wie er auch in unserm Ohre den Eindruck des Fremdartigen nicht ganz verloren hat. Und dennoch sind in unserer Sprache mehr Hexameter geschrieben, von der Jugend werden unvergleichlich mehr Verse dieser Gattung in Schulen erklärt und nachgeahnt, als die römische Literatur bis zur Lebenszeit Virgil's aufzuweisen hatte.

Wenn ein Uebersetzer den daktylischen Hexameter deshalb nicht anwendet, weil diese Versart im Deutschen nicht wohl klinge und dem Charakter unserer Muttersprache fremd sei, so gibt er sich einer subjectiven Täuschung hin. Zwar sind die Meinungen unserer Poeten und Kunstrichter in Beurtheilung des Hexameters nichts weniger als einig; es stehen sich jetzt noch die schroffsten Widersprüche gegenüber: aber es dürfte nicht schwer fallen, zu erweisen, daß der Hexameter keine Eigenthümlichkeiten hat, welche dem Genius der deutschen Sprache zuwider sind. Zunächst die Form des Einzelfußes, des Daktylus, findet sich ungezwungen in vielen Wortbildungen und Wortfügungen unserer Sprache. Daher haben Dichter, ohne an eine Nachahmung antiker Metrik zu denken, daktylische Versformen gebildet. Lenau singt:

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Die Alten nannten diesen aus Daktylus und Trochäus bestehenden Vers den „adonischen", an den auch Schiller gewiß nicht bei seinem Punschliede: „Vier Elemente", gedacht hat. Theodor Körner verbindet drei Daktylen mit einem Trochäus:

Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.

Vier Daktylen mit einem Schlußtrochäus hat Rückert:

Frühling, der ewige Gärtner, ist wieder gekommen;

und, wenn nun ein Dichter sich untersteht, zu rufen:

Götter, seid doch barmherzig, dem Dichter gebührt euer Mitleid!
(Körner.)

so hat er darum noch keine Sünde begangen, weil er, statt der auf deutschem Boden gewachsenen daktylisch-trochäischen Zwei-, Drei-, Vier-, Fünffüßler, einen sechsfüßigen Vers bildete, der zuerst von Griechen im grauen Alterthume gebaut wurde. Der Unterschied in der Länge um einen Fuß ändert zwar den ästhetischen Werth des Verses ganz und gar; aber der deutschen Betonung und Wortfügung sind daktylisch-trochäische Füße nicht fremder, wenn sie zu sechs, als wenn sie zu fünf oder vier auftreten. Es kann also nur auf einem irregeleiteten Gefühle beruhen, wenn auch heutzutage noch der Hexameter als etwas der deutschen Betonung und Silbenbeschaffenheit gänzlich Widerstrebendes dargestellt wird.

Wol am bestimmtesten spricht sich Gervinus gegen dies irregeleitete Gefühl aus: „Wenn irgendetwas die Unfähigkeit der neuern Zeit und der nordischen Gegenden für eine reine und tiefe poetische Form bezeugt, so ist es die Art und Weise, wie der Kampf um den Hexameter bei uns geführt, und der Vers selbst ist behandelt worden. Ein Mann wie Bürger sträubte sich gegen dieses Maß; ein Dichter wie Goethe quälte sich jahrelang damit herum, ging zu Voß in die Schule und machte den Lehrer lächerlich, da doch der bloße Einfall des Schülers lächerlich war, das durch Unterricht lernen zu wollen, was das Ohr nicht lehrte" („Poetische Nationalliteratur", V, 55; 4. Aufl., S. 50). In der That haben sich aber unsere größten Dichter seit mehr als einem Jahrhundert den Hexameter zu eigen gemacht und durch mancherlei Nachgiebigkeiten in der Behandlung der unbetonten Silben die deutschen Wortformen leicht in das fremde Maß eingefügt. Da uns nun einmal eine reine Abwägung der Silbendauer in den leichten Stellen des Verses nicht möglich ist, so wird man sich verständigerweise damit begnügen, wenn der Dichter oder Uebersetzer die von Platen ausgesprochene Regel befolgt:

> Wenn du Chorä'n einreihst, statt voller Spondä'n, es entsteht dann
> Ein zwar schwächlicher stets, aber verzeihlicher Vers:
> Wenn du jedoch bleischwere Spondä'n als Daktylusanfang
> Einreihst, mitleidslos wirst du zerfleischen das Ohr.

„Schwächliche" Verse solcher Gestalt werden in großen Gedichten nur durch die ängstlichste Sorgfalt zu vermeiden sein. In der That aber bewirkt der Trochäus statt des Daktylus nicht einmal, daß die Verszeile schwächlich, sondern daß sie leicht wird. Wenn an passenden Stellen das Silbenmaß etwas leichter oder flüchtiger genommen ist, so wird das kaum einem Dichter zum Vorwurfe gereichen.

Wird bezüglich des Silbenmaßes keine übertrieben ängstliche Nachbildung der griechischen Urform in den unbetonten Theilen der Versfüße erstrebt, so gestaltet sich der deutsche Hexameter ebenso lesbar wie andere, bei uns urwüchsige daktylisch-trochäische Verszeilen. Es muß als eine willkürliche, subjective Empfindung Platen's bezeichnet werden, wenn dieser Dichter dem deutschen Hexameter den epischen Charakter abspricht:

> Weil der Hexameter episches Maß den Hellenen gewesen,
> Glaubst du, er sei deshalb Deutschen ein episches Maß?
> Nicht doch! Folge des Wissenden Rath! Zu geringen Gedichten
> Wend' ihn an! Klopstock irrte, wie viele mit ihm.

Im Gegentheile eignet sich eine Verszeile, welche die maßvolle Länge von sechs Hebungen hat, vorzüglich zu einem längern erzählenden Gedicht, und, wen das Ohr davon nicht überzeugt, den kann der deutsche Sprachgenius selbst belehren. Denn dieser hat für das Nationalepos auch eine Zeile von sechs Hebungen, den Nibelungenvers, gewählt. Bezieht sich aber Platen's Urtheil nicht auf die Länge der Zeile, sondern auf den Charakter der daktylisch-spondeischen Versfüße, so muß der Einwand gemacht werden, daß keine deutsche Versart eine solche Mannichfaltigkeit der Silbengruppirung und dadurch eine solche Abstufung im Ausdrucke vom tiefsten Ernste bis hinauf zur tändelnden

Leichtigkeit ermöglicht, wie gerade der Hexameter. Dieser Vers muß daher besonders geschickt sein, den verschiedensten Schattirungen des Tons in einem großen mannichfaltigen Epos zu folgen. Und wie wird eine so vielseitige Abwechselung in den Hexameter gebracht? Durch die Cäsur, d. h. durch diejenigen Einschnitte, welche das Wortende inmitten eines Versfußes herbeiführt. Heine spricht gerade in diesem Punkte dem Grafen von Platen das richtige Formgefühl ab: „Es existirt eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Cäsur ist der Herzschlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen wie Wohllaut" („Letzte Gedichte und Gedanken", 3. Aufl., S. 223).

Wir werden dem berühmtesten Uebersetzer Homer's darin beipflichten, daß er den in unserer Sprache nicht mehr fremden und unsern Sprachgesetzen nicht widerstreitenden Hexameter gewählt hat. Aber Voß hat auch wegen der Art, wie er das Princip einer formgetreuen Nachahmung durchgeführt hat, Widerspruch gefunden. Man hat seine Hexameter im einzelnen bemängelt und bessere zu machen versucht. Er vermeidet nicht den Trochäus:

> Meine Mutter umdrängen mit unwillkommener Bewerbung
> Scharweis Söhne der Männer, die hier die Edelsten herrschen.
> (Odyssee, II, 50—51.)

Auch ist er in der Abwägung unbetonter Silben nicht ängstlich; ja er läßt sich auffallende Unebenheiten zu Schulden kommen, wie

> Habt auch vor anderen Scham, vor rings angrenzenden Völkern,
> Die ringsher uns wohnen, und bebt vor der Rache der Götter!
> (Odyssee, II, 65—66.)

Solche Verkürzungen und Dehnungen der Silben sind jedenfalls zu tadeln, während andererseits die Trochäen und eine gewisse Lockerung des strengen antiken Zeitmaßes den Versen besser anstehen. Man darf hierüber immerhin günstiger urtheilen, als über eine sklavische Nachbildung des antiken Maßes, wenn auch ein Urtheil, wie das von Gervinus gefällte, als zu schroff abzuweisen ist: „Auf dem langsamsten Wege schritt man von Klopstock bis Voß vor, und selbst das Anstellen jener, die Voß' Zeitmessung nicht befriedigte, die den Hexameter noch reiner machen wollten und der technischen Strenge die natürliche Leichtigkeit des Verses opferten, selbst dies belegte die Unbehülflichkeit des nordischen Gehörs."

Eine so vollkommene Abformung des Originals, daß sich Silbe um Silbe in gleicher Zeitdauer entspreche, ist eine ungeheuerliche Arbeit, die in keinem Verhältnisse zum Werthe einer Uebersetzung steht und die eigene poetische Bewegung des Uebersetzers hemmen muß. Nichtsdestoweniger hat F. A. Wolf, welcher die Probe einer derartigen Uebertragung am Anfange der Odyssee machte, bei Nachfolgern den Gedanken an diese Arbeit rege gemacht. Wolf übersetzt z. B.:

> Nunmehr schon war jeder, so viele der Tod noch verschonet,
> Wieder daheim, dem Getümmel des Kriegs und den Wogen entronnen:
> Ihn allein, sein Haus nebst seiner Gemahlin ersehnend,
> Hielt längst eine der Nymphen des Meers auf, Göttin Kalypso,
> Wohnhaft dort in der Grotte Gewölb', ihn zum Manne begehrend.
> Aber sobald in dem Laufe der kreisenden Zeiten das Jahr kam,
> Da ihm die Schicksalsgötter die Rückkehr spannen zur Heimat,
> Ithakens Land, auch jetzo bedrohten ihn fährliche Kämpfe
> Unter den Seinigen selber. (Odyssee, I, 11—19.)

Voß dagegen:

> Schon die anderen alle, so viel dem Verderben entronnen,
> Waren daheim, den Schlachten entflohn und des Meeres Gewässern:
> Ihn allein, der sich sehnte zur Heimat und zur Gemahlin,
> Hielt die erhabene Nymphe, die herrliche Göttin Kalypso,
> In der gewölbeten Grott', ihn sich zum Gemahle begehrend.
> Und nun das Jahr ankam in der rollenden Zeiten Vollendung,
> Da ihm die Götter geordnet die Wiederkehr in die Heimat
> Ithaka, jetzo auch nicht war jener entflohn aus der Mühsal,
> Selbst bei seinen Geliebten.

Ein unbefangener Leser wird die Voß'sche Uebersetzung wegen ihres natürlichern Flusses vorziehen. Auch Wolf hat Unebenheiten im Silbenmaß nicht vermieden. Nachdem aber einmal durch Voß die Bahn gebrochen war, erleichterte sich die Arbeit der Formgebung, und die Uebersetzer unsers Jahrhunderts, unter denen Donner (1855—57) den meisten Beifall zu finden scheint, haben auf Glätte und Ebenmäßigkeit der Verse mit Erfolg ihr Auge gerichtet. Das gleiche Bestreben finden wir in den Uebertragungen der übrigen griechischen und römischen Gedichte, welche in Hexametern abgefaßt sind, und nur selten begegnet uns noch ein gegen den Tonfall eines guten deutschen Hexameters unempfindlicher Uebersetzer. Nichtsdestoweniger sind die für eine Nachbildung des antiken Hexameters mustergültigen Gesetze noch keineswegs unter den Betheiligten vereinbart. In der Praxis herrscht das schwankende subjective Gefühl und eine anerkannte Theorie hat sich noch nicht herausgeschält. Ein Ungenannter, welcher des Gaius Silius Italicus Epos vom Punischen Kriege übersetzt hat (2. Ausg., Braunschweig 1869), versucht die Widersprüche zu versöhnen und maßgebende Regeln aufzufinden. Die lange Reihe seiner vielfach im gegenseitigen Widerspruch befindlichen Vorgänger läßt uns fast an dem Unternehmen verzweifeln, wenigstens solange die unter unsern Originaldichtern eingerissene Leichtfertigkeit im Versemachen herrscht. Aber anerkennenswerth ist es, daß jener Ungenannte an einem mehr durch Form als durch Inhalt interessirenden Gedichte seine eigenen strengen Gesetze durchgeführt hat. Namentlich beachtenswerth ist die Aufmerksamkeit, mit welcher die unbetonten, zum Tragen einer rhythmischen Hebung nicht befähigten Silben, auch wenn sie lang sind, aus den betonten Stellen des Hexameters ausgeschlossen werden. Wir finden bei unsern besten und formvollsten Dichtern, selbst in Originalwerken, nicht selten eine des logischen Wortaccents vollkommen entbehrende Silbe in der Hebung des Verses, z. B.:

> Wir betreten wonnetrunken
> Himmlische dein Heiligthum.

Auch die Hebung einer unbetonten Länge streitet wider die natürliche Aussprache:

> Staatswürden, Wohlstand, eine Last von Wissen. (Platen.)

Deshalb liest sich die Uebersetzung des „Punischen Kriegs" leicht, weil sie derartige Widersprüche vermeidet, während die Cäsur minder glücklich gehandhabt ist, z. B. XVII, 605 fg.:

> Hannibal, während der Feind zu dem Fuße des Hügels heranzieht,
> Spricht zu sich selbst: „Wird auch mein Haupt jetzt unter des Himmels
> Trümmern begraben, verschlingt es der berstende Boden, gewißlich,
> Jupiter, bist du bedacht, daß Cannar werde beständig
> Glorreich bleiben! Du wirst auf Herrschaft lieber verzichten,
> Als daß könne die Welt von dem Namen und Thaten des großen
> Puniers schweigen! Es bleibt doch dir auch, Roma, die bange
> Furcht! Mag fallen der Staat von Karthago, Hannibal lebt noch
> Fort, als dräuender Krieg! Jetzt bist du Sieger, solange

Ruhet der Feind! Doch bin ich genug, selbst übergenug noch,
Daß mein Leben erfüllt die dardanischen Mütter und alle
Italerländer mit Angst, daß niemals walte der Frieden."
Damit weicht er, gesellt zu den wenigen, welche dem Unheil
Waren entronnen, und sucht in des Bergwalds Schluchten Verbergung.
Das war das Ende des Kampfs. Nun schließt sich willig ein jeder
Ort vor Scipio auf. Was maßlos hatte Karthago
Früher gewonnen an Recht, an Gesetz und an Waffen, entzieht er
Alles; vernichtet die Macht und des Reichthums Quellen, und läßt selbst
Reißen zu Boden den Thurm von des Unthiers Rücken. Mit Wehmuth
Sehen die Punier Brand an das Schiffswerk legen; die Flammen
Schlagen empor, und die Glut setzt Nereus selber in Schrecken.

Es ist nicht zu erwarten, daß der Hexameter durch die gegnerischen Bestrebungen aus unserer Literatur wieder verdrängt werde. Hat sich doch „Reineke Fuchs" sogar in dieser Versform allerwärts Anhänger erworben, während die deutschen Jamben zurücktreten mußten.

Mit dem Hexameter ist auch sein Begleiter, der Pentameter, bei uns eingebürgert worden. Die Verbindung der beiden Verszeilen hat als Form für die schönsten Elegien und Epigramme unserer Nationalliteratur gedient. So gilt von den Goethe'schen Elegien im daktylischen Distichon nicht minder, was Schiller von Voß'scher Dichtung sagt:

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.

Sind aber einmal diese Doppelzeilen in deutschen Originalwerken mit Glück angewendet worden, so liegt kein Grund vor, dieselben aus der Uebersetzungsliteratur auszuschließen.

Dagegen hat die Nachbildung der künstlich gemischten Versformen, wie sie in der griechischen Lyrik zur Anwendung kamen, manches Bedenken gegen sich. Die Verbindung von Jamben und Anapästen, Trochäen und Daktylen ist zwar dem deutschen Tonfall durchaus geläufig; jedoch fügt sich unsere Sprache nicht von selbst in die kunstgerechte Gruppirung, welche an bestimmter Stelle scharf ausgeprägte Längen oder Kürzen verlangt. Lassen wir die dem Deutschen eigenthümliche, durch die unstete Silbendauer hervorgerufene Lockerung des Zeitmaßes in den Verszeilen der griechischen Lyriker obwalten, so empfangen wir nicht den Eindruck einer wohlbegrenzten, abgerundeten Form. Vielmehr wird die sinnliche Wirkung dem Tonfalle der Prosa näher kommen als dem poetischen Rhythmus. Nichtsdestoweniger haben unsere Dichter und Uebersetzer mit großer Ausdauer und theilweise gutem Erfolge auch die vielgestaltigen Versformen der griechischen und der von ihr abhängigen römischen Lyrik angewendet.

Kürzere Zeilen und Strophen fügen sich leichter, weil sie übersichtlicher sind und durch den rascher wiederkehrenden Schlußtakt das Ohr leiten. Es haben daher z. B. die kleinen lyrischen Strophen der lesbischen Dichter in unserer Nationalliteratur Eingang finden können. Die Uebersetzer verschmähten natürlich auch die gefälligen Formen nicht, und so haben wir manche wohlgelungene Strophe nach dem Muster des Alkäos, der Sappho und ihres Nachahmers Horaz in deutscher Sprache aufzuweisen.

Man sollte erwarten, daß Horaz mit besonderm Erfolge ins Deutsche übertragen werden könne, da er fast ausschließlich solche Versmaße angewendet hat, welche auch bei unsern Nationaldichtern in Aufnahme gekommen sind. Auch hat kein römischer Dichter und wol überhaupt kein Dichter des Alterthums so viele Leser, Erklärer, Beurtheiler und Uebersetzer gefunden. Aber allgemeine Anerkennung vermochte sich ein deutscher Uebersetzer bisjetzt ebenso wenig zu erringen, als die Erklärer und Beurtheiler des Dichters auch nur über die Fundamentalfragen der ästhetischen Kritik eine Verständigung erzielt haben. Dem daktylischen Hexameter in den vortrefflichen Satiren und Episteln des Horaz ist durch

eine feine, den Conversationston nachbildende Wortfügung alle Gravität benommen. Wir können selbst durch eine gleich aufmerksame Setzung der Worteinschnitte und der Cäsuren schwerlich im Deutschen die gleiche Leichtigkeit des Tones gewinnen, da die Breite der Daktylen auf unsere vielen schwachen Silben verzögernd und hemmend wirkt. Wieland hat dies gefühlt, da er, statt der Daktylen, leichte Jamben wählte. Bei Uebersetzung der Oden des Horaz liegt die Schwierigkeit mehr im Inhalte als in der Form. Denn die kleinen Strophen werden unschwer nachgebildet, aber der gedrängte, durch die Kürze des lateinischen Ausdrucks sogar oft gepreßte Inhalt will sich mit unsern Sprachmitteln nicht in die knappe Form fügen. Auch tritt eine gewisse Schwerfälligkeit des Originals nicht selten störend hinzu; denn Horaz ist keineswegs ein untadeliger Lyriker, welchem Gedanke und Ausdruck sich leicht vereinigen.

Unter den Uebersetzern des Horaz finden wir berühmte Namen: Ramler, Voß, F. A. Wolf. Neuerdings haben wol die in den beiden stuttgarter Classikersammlungen erschienenen Arbeiten die weiteste Verbreitung gefunden: die „Römischen Dichter" der Metzler'schen Ausgabe enthalten die Uebersetzungen von G. Ludwig, W. E. Weber und Teuffel, die Hoffmann'sche Classikerbibliothek bildet den durch mehrere Umarbeitungen durchgegangenen deutschen Horaz von Wilhelm Binder.*)

Was die vollen breiten Verse eines Pindar und formverwandte Dichtwerke des Alterthums betrifft, so lassen sie sich im Deutschen nur ungenügend nachbilden. Die bisherigen Versuche haben das hinlänglich dargethan; wenigstens hat keine der streng metrischen Uebersetzungen einen nennenswerthen Erfolg gehabt. Dagegen ist mehrfach eine Uebertragung in antikisirenden Versmaßen unternommen worden, in welchen die Zeilen theils durch ihre Länge, theils durch die Gruppirung von Trochäen und Daktylen, Jamben und Anapästen den Charakter des antiken Rhythmus erhalten sollen. Diese freie Compositionsweise haben Herder, W. von Humboldt, Fähse angewendet, ähnlich wie Platen sich für seine „Festgesänge" antikisirende Maße schuf. Bothe übersetzt z. B. den Anfang der 12. Olympischen Ode im Versmaß des Originals also**):

Höre du, Kind Zeus' des Befreiers, mein Flehn:
Himera's weitherrschende Stadt mir umwandl',
O rettend Geschick!
Du ja steuerst hin die schnellen Schiff' im Meer,
Du auch auf des Landes Feste den
Kriegsflug, sammt der Volksversammlung Rath.
Ruhelos eitler Täuschungen
Bahn auf und ab im Wechsel verfolgen Männerhoffnungen, sich umrollend, stets.

Herder gestaltet die Form anders:

Ich rufe dich an, des freiheitrettenden Zeus
Tochter! für's weitmächtige Himera,
Heilerhalterin, Tyche!

---

*) Die Oden und Epoden sind in sechster Auflage erschienen (1867). Die bedeutendern Arbeiten findet man genannt und kurz kritisirt in der Sammlung von Vorberg, welche überhaupt eine Revue der Uebersetzungen aus der griechischen und römischen Poesie bietet, und zwar die wichtigern Erscheinungen der Jahre 1780—1841 berücksichtigt („Hellas und Rom. Vorhalle des classischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Erste Abtheilung: Die Dichter des hellenischen Alterthums. Zweite Abtheilung: Die Dichter des römischen Alterthums", Stuttgart 1842 und 1844). Seither sind, außer den genannten, noch Horaz-Uebersetzungen von J. S. Strodtmann, E. Bürger, Frölich, Döderlein, Karsten, von Nordenflycht, Herbst, Munk u. a. erschienen.

**) Pindar's Olympische Oden, in ihr Silbenmaß verdeutscht von F. H. Bothe. Hrn. K. F. Zelter gewidmet (Berlin 1808).

Denn du regierst im Meer
Die schnellen Schiffe, regierst des Erdenreichs
Reißende Krieg', und die rathschlagenden
Versammlungen der Völker. Aber
Der Menschen Hoffnungen wälzen
Bald aufwärts sich, bald abwärts,
Der Lügen eitles Meer durchschneidend.

Die kunstreichen Rhythmen Pindar's legen der metrisch getreuen Uebertragung so bindende Fesseln auf, daß eine ungezwungene Wiedergabe des hochpoetischen Inhalts in fließenden, klangvollen und leichtverständlichen deutschen Sätzen unmöglich erscheint. Dagegen bringen die Versformen, welche die metrischen Elemente der Pindar'schen Zeilen in freier Gruppirung enthalten, auf unser Ohr annähernd die gleiche Wirkung wie die Originalformen hervor. Es empfiehlt sich daher die Anwendung solcher selbständiger Strophen, wie sie Platen aus eigenem Antriebe in Originalgedichten gebaut hat. Man wird sich leicht überzeugen, daß seine Compositionsweise nicht wesentlich von der Herder'schen, Humboldt'schen verschieden ist:

Es schlummert längst mir im Heiligthum bildender Kraft
An dich, o Fürst, ein Gesang,
Dem vaterländischer Zukunft Bürgschaft verliehn das Geschick,
Der du selbst in der Brust die Glut melodischer Dichtung
Hegst, dem Vater gleich, und der Kunst tiefsinnige Meister liebst,
Die mit holdem Scepter das Volk, den Herrschenden ähnlich,
Lenken; aber Verständniß folgte
Oft erst dem beschwingten Klang zu Fuß nach.

(Platen an den Kronprinzen von Baiern, 1831.)

In solcher Weise faßte W. von Humboldt seine Aufgabe bei der Uebersetzung Pindar'scher Siegeslieder, z. B.:

Den schildbewaffneten Sieger im pythischen Kampf,
Telesikrates, will ich singen,
Verkünden mit der tiefgegürteten Charitinnen Gunst,
Ihn, den dreimal beglückten,
Der rossetaumelnden Kyrene Schmuck;
Die aus des Pelions
Winddurchbrausten Tiefen
Einst der lockenumwallte Latoide
Raubte, die Freundin der Jagd,
Und, sie auf goldnem Wagen entführend,
Zu des heerdenreichen,
Fruchtbaren Landes
Herrscherin machte,
Daß sie glücklich des Erdkreises dritte,
Liebliche Wurzel bewohne.

(Pindar, auf den Sieg des Telesikrates aus Kyrene.)

Wir empfangen hierbei nicht den Eindruck der landesüblichen deutschen Versbildung, aber wir fühlen einen bestimmten Rhythmus, der den Worten einen würdigen, kräftigen Gang verleiht. Mehr fühlen wir auch nicht bei dem gesprochenen Vortrag des griechischen Textes, der ja auf unmusikalische Declamation gar nicht berechnet, sondern für den Gesang bestimmt war. In der Ursprache haben die Siegeslieder Pindar's schon den Anstrich eines außerordentlich sorgsam, fein gearbeiteten Kunstwerks. Diese Eigenthümlichkeit behalten sie auch in der Uebertragung bei, wenn dieselbe in der Weise Herder's und Humboldt's ausgeführt wird. Dagegen gewinnt Pindar ein ganz fremdes Aussehen, wenn

er in schlichten Jamben und Trochäen, sogar mit Reim, auftritt. Uebersetzungen in dieser Form, deren es auch gibt*), müssen als unpassend bezeichnet werden.

Die Schwierigkeiten, welche sich in der epischen und lyrischen Poesie der Griechen einzeln dem Uebersetzer entgegenstellen, vereinigen sich im Drama. Bekanntlich verwendeten die griechischen Dramatiker im Dialog eine iambische Zeile, die um einen Fuß länger ist als der bei uns seit Lessing aufgekommene dramatische Vers. Diese sechsfüßigen Jamben können wir, wenn auch nicht so rein, doch immerhin entsprechend nachbilden. Die Monologe sind zum Theil nicht in derselben, sondern in einer dem Deutschen fremden Form gehalten. Namentlich aber erschweren die Texte der gesungenen Partien die Uebertragung. Die vom Chore und von einzelnen Sängern vorgetragenen Stücke sind zuweilen nicht minder kunstvoll ausgearbeitet als die Lieder Pindar's.

Formgetreue Nachbildungen haben sich jedoch auf dem Gebiete des griechischen Dramas vollständig Bahn gebrochen. Unter den seit J. H. Voß aufgetretenen zahlreichen Uebersetzern sind es zwei, welchen allgemeinere Anerkennung zutheil wurde, Droysen und Donner. Jener hat durch seinen Aeschylus und Aristophanes, dieser durch seinen Sophokles, zum Theil auch durch Euripides, die antike Form des griechischen Dramas den Gebildeten unserer Nation genießbar gemacht. Daß Droysen mit der Verdeutschung des Aeschylus mehr Erfolg hatte als Donner, der sich auch an den gravitätischen Altmeister der Tragödie gewagt hat, liegt offenbar im Charakter der beiden Uebersetzer. Kräftige, schwerwuchtige Formen findet Droysen leicht und verwendet sie mit Glück, während Donner mehr Sinn für eine glatte, nicht unruhige Sprache hat. Letzteres ist der Grund, weshalb die fein gearbeiteten Tragödien des Sophokles am besten von Donner nachgebildet worden sind. Aristophanes vollends, den Donner auch übersetzt hat, kann nur von einem solchen nachgeahmt werden, der Talent und Geschick in kräftigem, derbem Witze hat. Das ist bei Droysen der Fall. Denn dieser versteht es, dem alten Komiker auf Schritt und Tritt zu folgen, gleichsam mit ihm um die Wette zu scherzen, und es ihm oft gleichzuthun. Hierbei war eine vollkommen genaue Nachahmung des Originals zwar nicht möglich, aber wo der Uebersetzer sich einen freiern Gang erlaubt, da verstößt er nicht gegen den Charakter des Originals.

Donner gab den Sophokles zuerst im Jahre 1839 heraus. Die metrische Treue, welche er anstrebte, war schon in der ersten Auflage mit einer fließenden Satzbildung verbunden. So lesen sich z. B. Anapäste, die sich im Deutschen nicht so mannichfaltig gestalten lassen wie im Griechischen, hier glatt, trotzdem sie nicht zu frei behandelt sind:

Telamonischer Sohn, der Salamis Höhn
Am wogenumflossenen Strande beherrscht,
Ich freue mich, lächelt das Glück dir.
Doch wenn Zeus' Groll und ein schmähendes Wort
Aus Danaermund dich feindlich betraf,
Da faßt mich die Angst, ich erbebe vor Furcht,
Wie das Auge des flatternden Täubchens.
So hat in der jüngst entschwundenen Nacht
Uns mächtiger Schreck und Entsetzen erfüllt,
Als höhnte der Ruf, du habst in der Au',
In der Rosse Gefild' einfallend, dem Heer
Das erbeutete Vieh,
Das übrig allein von dem Raube noch war,
Mit blinkendem Eisen gemordet.

*) F. Lobstein wählte Stanzen (vgl. Baumstark, Blüten, IV, 173). Nach Modernisirung streben ferner Petri (1852), M. Schmidt (1869).

Solch höhnende Reden ersinnt uns keck,
Und zischelt Odysseus allen ins Ohr;
Sie glauben ihm leicht: er meldet von dir,
Was gerne man glaubt, und wer es gehört,
Freut mehr sich darob, als wer es erzählt,
Treibt Spott mit deiner Bedrängniß.

(Schifferchor bei seinem Einzug im „Rasenden Ajax".)

Auch die künstlich aus verschiedenen Versformen zusammengesetzten Strophen sind meist ohne Zwang in unserer Sprache nachgeahmt. Die uns fremdartige Zeilengruppirung macht auf unser Ohr den Eindruck einer rhythmisch wohlgeformten Composition, auch wenn die einzelnen Takte oder Versfüße im Deutschen minder scharf hervortreten als in der Ursprache. So singt der Männerchor im „Oedipus auf Kolonos", nachdem Theseus aufgebrochen ist, die Räuber der Antigone zu verfolgen:

Begann er, oder säumt der Kampf?
Mir ahnt froh der Geist,
Bald werde sie kehren,
Die Schweres trug und schweres Leid vom verwandten Manne litt.
Noch heut, noch heut führet es Zeus aus!
Guten Kampf weissag' ich freudvoll.
Könnt' ich, sturmwindgleich, ein schnell hinfliegend Täubchen,
Hoch zu des Aethers Gewölk
Entflohn, mit meinem Auge
Von dorther diese Kämpf' erreichen!

Allherrscher du der Götter, Zeus,
O Allsehender,
Des Landes Obwaltern
Verleih zur Siegeswonne Glück, den ruhmgekrönten Fang zu thun,
Und Hehre du, Pallas Athene!
Auch du Weidmann, Fürst Apollon,
Du, o Schwester, welche rasch die buntgefleckten
Hirsche, die flüchtigen, jagt,
O naht mit dopplem Beistand,
Ich fleh' euch, dieses Landes Bürgern!

Wie sehr sich die Uebersetzung allerwärts Eingang verschafft hat, zeigt der Umstand, daß schon die sechste Auflage derselben (1868) erschienen ist.

Der Donner'sche Euripides hat zwei Auflagen erlebt (1841—52, 1859), was immerhin von Erfolg zeugt, da der Dichter heutzutage nur einen kleinen Leserkreis, abgesehen von den Philologen, findet. Euripides hat mannichfaltigere Versformen als Sophokles; jedoch kann der Uebersetzer ihm mit den gleichen Sprachmitteln folgen, welche für den feiner und sauberer arbeitenden Sophokles ausreichen.

Während Droysen dem innern Gehalte des Originals durch freie Wahl von Schlagwörtern nahe zu kommen sucht und selbst eine moderne Färbung nicht verschmäht, wenn sie entsprechende Wirkung ausübt, schließen sich die meisten Uebersetzer der antiken Ausdrucksweise enger an und sind zugleich bestrebt, die uns fremdartigen Anschauungen möglichst rein und unvermittelt vorzuführen. Wo sich die deutsche Sprache den Principien der einzelnen Uebersetzer nicht von selbst unterordnet, wird ihr oft genug Gewalt angethan. Auch die besten Verdeutschungen griechischer Dramen sind von solchen Gewaltthätigkeiten nicht frei. Es läßt sich mit Fug und Recht darüber streiten, ob man nicht die Treue im Ausdruck und in der metrischen Form einem glatten, ungezwungenen Satzbau opfern soll? Man fürchtet, es wäre mit dem antiken Gewande auch die Originalität der hellenischen Dichtwerke verletzt. Und etwas Richtiges liegt diesem Bedenken zu

Grunde. Denn das kann ja nicht der Zweck einer Uebersetzung sein, ein Drama so umzugestalten, daß es ebenso gut von einem deutschen Dichter herrühren könnte, der sich nur, wie Schiller und Platen, einmal die poetische Anlage der griechischen Tragödie oder Komödie zu Nutze machte. Aber von dieser äußersten Verirrung bis zu einer sklavisch genauen Nachbildung des Originals ist ein großer Sprung, und es gibt viele Mittelwege, die mit Erfolg zu betreten sind. Formgetreue Uebersetzungen müssen nicht nothwendig so gezwungen und unnatürlich sein, wie sie von den Vertretern der freien Bearbeitung dargestellt werden. Man wird sich auch unschwer davon überzeugen, daß die deutsche Uebersetzungskunst große Fortschritte gemacht hat, wenn man vergleicht, was z. B. Voß, Droysen für Aeschylus, Thudichum, Donner für Sophokles, Bothe, Fritze für Euripides stufenweise geleistet haben.*)

Große Unklarheit herrscht bisher noch darüber, bis zu welchem Grade die eigene poetische Begabung des Uebersetzers bei der Nachbildung mitzuwirken habe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine prosaische Natur ungeschickt ist zur Wiedergabe einer dichterischen Schöpfung. An prosaischen Uebertragungen in metrischer Form haben wir denn wirklich keinen Mangel. Nur poetische Köpfe werden auch für gegebene poetische Gedanken den entsprechenden Ausdruck finden. In der That ist es unerlaßlich, daß der Uebersetzer mit dem Dichter um den Ausdruck wetteifert und gleichsam das ganze Werk mitschafft. Das Recht der eigenen poetischen Thätigkeit haben viele in Anspruch genommen, wenige ausgeübt.

Zu denjenigen, welche sich ausdrücklich auf die eigene dichterische Kraft berufen, gehört Minckwitz. Er hat Uebersetzungen der attischen Dramatiker geliefert, die in mehrern Auflagen erschienen sind (zu Stuttgart in der Metzler'schen Sammlung griechischer Dichter). Anerkennenswerth ist die von ihm erstrebte Klarheit und fließende Richtigkeit des deutschen Satzbaues um so mehr, als er sich an das Versmaß der Urschrift hält und dasselbe so gut wiedergibt, wie es der deutsche Tonfall nur immer gestattet. Gegen diesen Vorzug fällt indessen der Umstand ungünstig auf, daß die charakteristische Kraft und Schärfe des Originals in der Nachbildung nicht immer fühlbar ist. Die Glätte der Sprache ist mit einer Abschwächung des Ausdrucks erkauft worden.

Keine geringe Mühe in der Auswahl eines betreffenden Sprach- und Versbaues hat sich Wilhelm Jordan gegeben („Die Tragödien des Sophokles", deutsch von W. J., Berlin, 1862). Mit seinen Vorgängern ist er sehr unzufrieden: „Ich habe mir ein langes Verzeichniß angelegt von den Gräcismen, wunderlichen und falschen Verbindungen, Wortungeheuern, die kein deutsches Lexikon enthält, nachhinkenden Flickworten, verschrobenen Inversionen, unerträglichen Härten, Mißklängen, zungenbrechenden Apostrophirungen, bandwurmartigen Participialconstructionen, Silbenquälereien zur Ausstopfung des griechischen Metrums, durchaus unverständlichen und oft auch mit Hülfe des Originals nicht zu enträthselnden Sätzen, ja grammatischen Fehlern der gröbsten Art, die in den Uebersetzungen Solger's, Thudichum's, Donner's und andern vorkommen, oder richtiger, ihren Text zusammensetzen." Jordan entgeht den meisten formalen Schwierigkeiten, indem er statt der sechsfüßigen Jamben unsern dramatischen Vers anwendet und die kunstreichern Strophenformen des Sophokles ganz verschmäht. Wenn er dabei auf eine mögliche Aufführung gerechnet hat, so wird man ihm nicht unrecht geben dürfen. Denn die fünffüßigen Jamben passen allerdings bei dem geringern Formenschatz und der losern Satzbildung der deutschen Sprache besser auf die Bühne als der strenger gefügte und abgerundetere Trimeter der Griechen. Etwas leicht ist der Ton unsers dramatischen Verses für die

*) Sämmtliche Tragödien des Euripides. Metrisch übertragen von Franz Fritze, vollendet von Theodor Kock (Berlin 1856—69).

Sophokleische Tragödie immerhin, und das würde unangenehm auffallen, wenn die Chorpartien in ihrer ursprünglichen Gestalt mit dem Dialog abwechselten. Die gravitätischen Verse des Gesammtchors würden die kurze Zeilenform des Dialogs als zu matt erscheinen lassen. In Jordan's Uebersetzung tritt nun freilich dieser Uebelstand nicht ein; denn hier sind auch die Chorgesänge in ein leichteres Versmaß übertragen. Das ist für die Harmonie des Ganzen nothwendig gewesen, wenn auch der Uebersetzer andere Gründe bei der freiern Umarbeitung hatte. Er hält nämlich den Text der Gesänge für verdorben bis zur Unverständlichkeit und für zersetzt durch Eindringen fremdartiger Wörter. Wenn er sogar Reste musikalischer Bezeichnungen vorzufinden glaubt, so geht er vielleicht von der irrigen Ansicht aus, als seien uns die Musikzeichen der Alten unbekannt. Die Chorgesänge an sich, die bei Sophokles meist eine abgeschlossene Einheit bilden, konnten durch die Jordan'sche Bearbeitung nur verlieren; denn das richtige Verhältniß zwischen Inhalt und Form ist durch Flüchtigkeit der letztern gestört. Nur ein Beispiel:

Göttin der Finsterniß,
König der Schattenwelt,
Hadischer Gott,
Darf ich wol euch
Ehrfurchtsvoll
Nahn mit Gebeten?

So singt der Chor im „Oedipus auf Kolonos", als der blinde Greis in die Unterwelt geht. Der Situation sind diese leichten Verszeilen nicht angemessen, wenigstens nicht nach Anschauung des griechischen Dichters, der auf das Versmaß auch den Rhythmus der Melodie baute und nicht, wie unsere Componisten, durch Wortwiederholungen den Text breiter und gewichtiger machte. Ueberhaupt würde Jordan glücklicher gearbeitet haben, wenn er statt einer Uebersetzung geradezu eine Bearbeitung für unsere Bühne unternommen hätte, wie das A. Wilbrandt gethan hat („Sophokles' und Euripides' ausgewählte Dramen. Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen", Nördlingen 1868).

Unter den Versmaßen der Tragödie ist das dochmische am schwierigsten für den Uebersetzer. Dasselbe besteht in seiner ursprünglichen Form aus fünf Einzeltheilen, einer kurzen, zwei langen Silben, denen wiederum eine kurze und eine lange folgt (◡ — — ◡ —). Diese reine Gestalt des Dochmius läßt sich im Deutschen nachbilden; sie verleiht der Sprache einen ungemein schwerfälligen und schwermüthigen Ton. In der griechischen Tragödie werden dagegen die Dochmien zum Ausdrucke leidenschaftlicher Trauer, Angst, Aufregung verwendet, und die entsprechende Unruhe ist dem Versmaße dadurch verliehen, daß die langen Silben in zwei kurze aufgelöst werden. Eine solche Auflösung widerspricht dem deutschen Tonfall, und so kommt es, daß die Dochmien in unserer Sprache einen durchaus verschiedenen Eindruck machen, verglichen mit den griechischen. Am ehesten lassen sie sich ertragen in den Partien, in welchen dochmische Verszeilen mit iambischen Trimetern untermischt sind, wie in der Erkennungsscene der taurischen Iphigenie:

Orestes.

O mögen wir verbunden fortan glücklich sein!

Iphigenia.

Mir ward ungehoffte Lust, Freundinnen!
Ich fürchte, daß er himmelan aus meinem Arm
Sich aufschwingend flieht.
Hört's, ihr Kyklopenherde, du mykenische
Heimat, theure Stadt!
Dank für sein Leben, Dank, daß du mir ihn erzogst,
Ja, daß du den Bruder heran mir erzogst,
Ein Licht unserm Haus!

Orestes.

Nach unsrer Abkunft, Schwester, sind wir glücklich; doch
Zum Leide führten Götter uns ins Leben ein.

Iphigenia.

Weh' ich erfuhr es, als mir auf den Nacken dort
Grausamen Sinnes mein Vater das Eisen schwang —

Orestes.

Ach, ach! Entfernt auch, wähn' ich doch dich dort zu sehn.

Iphigenia.

Da man, o Bruder, mich ohn' Hymenäen dort
Zu des Achilleus Zelt trüglich als Braut geführt.
Bei dem Altar erscholl Weinen und Klageruf.
Wehe dort der Opferflut!

Orestes.

Auch ich beklage was der Vater frevelte.

Iphigenia.

Ein grausam harter Vater ward uns;
Leiden keimt' aus Leiden auf.

(Euripides von Donner, II, 181 fg.)

In diesem Dialog fühlt man wol ein gewaltsames Unterbrechen des natürlichen Tonfalles, wie es auch den griechischen Dochmien eigen ist; aber die Leidenschaftlichkeit der letztern ist nicht erreicht. Wo Donner zwei Silben statt der einen Länge in der Grundform gesetzt hat, da empfangen wir dennoch nicht den Eindruck der griechischen Auflösung, weil wir die beiden Silben nicht so gleichmäßig betonen, wie die Griechen thaten. Wir müssen uns hier mit einer höchst unvollkommenen Wirkung begnügen, wenn wir überhaupt deutsche Dochmien bilden wollen.

Auch Droysen hat es versucht, in Dochmien zu übersetzen. Wie es ihm gelungen ist, mag der Einzugschor aus den „Sieben gegen Theben" des Aeschylus zeigen:

Chor.

Her treibt mich die Angst, die Gefahr!

Einzelne des ersten Halbchors.

Strophe 1.

Hervor bricht der Feind aus den Gezelten schon,
Ein ungezählter Schwarm Reisige strömt voraus:

Im Feld himmelan wolkiger Staub bezeugt's,
Ein lautloser, lautkündender Bote mir!

Dröhnend erbebt das Feld; Hufschlag dumpf und schwer
Dringt mir ins Ohr hinein;
Unwiderstehlichen, felspeitschenden Wassern gleich braust es her:

Einzelne des zweiten Halbchors.

Gegenstrophe 1.

O weh, Götter ihr, Göttinnen dieses Lands!
Das sich uns naht, hinweg scheucht das empörte Weh;

Aus den Verhauen schon rücket da, Schar auf Schar,
Das weißschildige Volk gegen die Stadt heran!

Wer, wer rettet noch? wer wehrt noch sie ab?
Gott, Göttin, wer?
Nieder zu welchem Bild soll ich der Ew'gen jetzt flehend knien?

Einzelne des ersten Halbchors.

Strophe 2.

O hört ihr oder hört ihr nicht der Schilde Getös?
Mit Weihkleidern und Kränzen wann, wenn nicht jetzt,
Sollen wir euch uns nahn?

Ihr hochthronenden Götter, jetzt, jetzt ist es Zeit
Eure Bilder zu umfahn; in unsrer Angst, was zögern wir?

Einzelne des zweiten Halbchors.

Gegenstrophe 2.

Getös, ich hör' es, ach, unzähliger Lanzen Geklirr!
Geschehn läßt du's? Dahin gäbest, o Ares, du
Dein alt' Weiheland?
O goldhelmige Göttin, sieh, sieh an die Stadt,
Deine Stadt, die ja doch sonst dir immerdar viel theuer war!

(Aeschylos von J. G. Droysen, 3. Aufl., S. 324.)

Von der Leidenschaft, welche die griechischen Worte durchzuckt, fühlt man in dieser Uebertragung wenig. Wenn man dem deutschen Tonfall nicht einen unnatürlichen Zwang auflegen will, so hört man sogar an vielen Stellen die Dochmienform nicht. Dagegen hat der Uebersetzer erreicht, was mit den Mitteln unserer Sprache in einer so kunstvollen Form nur zu erreichen war: durch entsprechende Gruppirung schwerer und leichter Silben haben die Verszeilen den Charakter gewaltiger Aufregung erhalten. Aeußerlich aber machen sie den Eindruck einer künstlich gesetzten Prosa.

Wo unsere Sprache sich den griechischen Versmaßen fügt, da hat Droysen durchgängig eine nicht nur glatte, sondern auch dem kraft- und schwungvollen Original entsprechende Uebersetzung geliefert. Das läßt sich sowol von den an sich volltönendern Chorgesängen als auch von den gesprochenen Partien der Schauspieler sagen.

Die Mannichfaltigkeit der Rhythmen, welche in den Chorgesängen des Aeschylus herrscht, ist zwar in unserer Sprache nicht getreu wiederzugeben. Nicht allein deshalb, weil der griechische Rhythmus durch die uns verloren gegangene Melodie getragen und scharf gefaßt war, sondern auch, weil wir nicht genug entschieden kurze oder leichte Silben haben, um die im Originaltexte vorhandene Beweglichkeit nachzuahmen. Die in den Dochmien so charakteristische, uns unerreichbare Auflöslichkeit der langen Takttheile tritt dem Uebersetzer in allen Chorpartien mehr oder minder hemmend entgegen. Nichtsdestoweniger hat Droysen viele Abwechselung erzielt, auch da, wo eine formgetreue Wiedergabe unmöglich wurde. Wo die Grenze für die Silbenbeweglichkeit in der deutschen Sprache gesteckt ist, kann der bekannte Chor der Eumeniden darthun, welche in einem uns geläufigen Versmaße, dem trochäischen, gehalten ist. Der griechische Text ist von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit und Unruhe durchweht, welche ihren sprachlichen Ausdruck in der Unterdrückung von kurzen und in der Auflösung von langen Silben gefunden hat. Statt der vollen trochäischen Reihe

— ⏑ — ⏑ | — ⏑ — ⏑

findet sich eine gebrochene, mit Ausstoßung zweier Kürzen,

— ⏑ — | — ⏑ —

Dies läßt sich noch nachbilden:

Spott und Hohn, | Schimpf und Schmach.

Wenn nun aber die erste, dritte Länge u. s. w. aufgelöst wird, so entsteht ein unruhiges Auf- und Abwogen, welches die griechische Sprache mit ihren scharfen Kürzen ausdrückt:

⏑ ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ ⏑ —

Die im Griechischen gegebenen sechs $^6/_8$-Gruppen hat Droysen nur zur Hälfte nachzubilden versucht:

Drum um den Mord- | triefenden dort
Schlingt den Gesang | ;

Das Uebrige fügt sich nicht und ist frei umgestaltet. Aber auch von den drei formgetreuenVerstheilen wirken im Deutschen die beiden letzten nicht wie $^6/_8$-Gruppen, sondern wie Choriamben:

— ◡ ◡ — | — ◡ ◡ —

Um diesen Uebelstand zu vermeiden, hat Donner die zwei ersten kurzen Silben zu einer langen vereinigt und, der trochäischen Grundform entsprechend, übersetzt (— ◡ — | — ◡ —):

Um das Schlacht- | opfer schlingt
Euer Lied, | Wahnsinnshauch,
Wahnsinnslaut | der Bethörung. (Aeschylos, S. 173.)

Abgesehen davon, daß der Schluß ebenfalls vom Original abweicht, bringen die vielen langen Silben eine Schwerfälligkeit in das Lied, welche der Intention des Dichters widerspricht. Die Droysen'sche Uebersetzung empfiehlt sich mehr durch Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit, welche den vorgehenden Anapästen gegenüber vortheilhaft hervortritt:

Chorführerin.

Auf! Schlingen wir unseren Reigen zugleich;
Denn den grausen Gesang,
Um ihn zu erheben, gebührt sich,
Zu verkünden das Amt, das unserer Schar
Obliegt in der Sterblichen Schicksal.

Erste Halbchorführerin.

Wir rühmen uns schnellen gerechten Gerichts;
Denn welcher die Hand schuldrein sich bewahrt,
Auf den niemals stürzt unsere Wuth,
Gramlos durchwallt er sein Leben;

Zweite Halbchorführerin.

Wer aber, wie der dort, frevelbewußt
Die blutigen Hände verheimlicht,
Da treten wir laut als Zeugen der Schuld
Den Erschlagenen auf, und erweisen uns dem,
Der erschlug, als Rächer der Blutschuld.

Wechselgesang des Chors.

(Strophe.)

Mutter du, die mich gebar, Urnacht,
Mich der lebendigen, mich der stummen Welt Strafgeist,
Sieh, es schuf Leto's Sohn Spott und Hohn, Schimpf und Schmach uns,
Raubet uns unsern Fang,
Muttermordschuldig Wild, rechtes Sühneblut für Blut!

(Mit wilderm Tanz.)

Drum um den Mordtriefenden dort schlingt den Gesang,
Verstörung, Wirrsinn, Wahnsinn, —
Schlingt Erinnyenfestgesang
Harfenlos, den Sinn zu fahn, welk zu dörren Menschenkraft!

(Gegenstrophe.)

Zugesponnen hat ja uns Moira's
Zwingende Macht dies Amt für immerdar: Frevlern,
Deren Haupt selbst sich gottlosen Blutgreuel auflud,
Nachzuspähn, nachzuziehn,
Bis sie birgt Grabes Nacht; todt auch sind sie nicht erlöst!

(Mit wilderm Tanz.)

Drum um den Mordtriefenden dort schlingt den Gesang,
Verstörung, Wirrsinn, Wahnsinn, —
Schlingt Erinnyenfestgesang
Harfenlos, den Sinn zu fahn, welk zu dörren Menschenkraft!

(Aeschylos von Droysen, S. 134—135).

Daß in der streng metrischen Nachbildung so vieler griechischer Chorgesänge uns nicht eine fertige, abgeschlossene Versbildung entgegentritt, hat seinen Grund in den Originalen selbst. Denn die einzelnen Zeilen haben im Griechischen meist nicht die Berechtigung selbständiger Verse, sondern sind nur Textzeilen, welche je einem musikalischen Gliede des Gesanges entsprechen. Mehrere solche Glieder bilden erst eine in sich abgeschlossene Periode. Die Zusammengehörigkeit läßt sich schon im Griechischen durch bloßes Recitiren und Declamiren nicht leicht zum Bewußtsein bringen; dagegen im Gesange fügten sich die Glieder von selbst durch den Tonfall der Melodie zu Perioden. Immerhin aber prägt sich ein bestimmter Rhythmus genau gemessener Silben im Originaltexte unverkennbar aus, während die Nachbildung durch die Tongesetze unserer Sprache häufig im unvollkommenen Zustande rhythmisirter Poesie zurückgehalten sein wird.

In Anbetracht solcher Schwierigkeiten, welche eine formgetreue Uebersetzung in so vielen Fällen vereiteln, ist die Wahl freier Versmaße für die Gesänge des griechischen Dramas gewiß gerechtfertigter. Eine antikisirende Form, wie diejenige der Platen'schen Festgesänge, empfiehlt sich auch hier wol am meisten. Derartige Versuche sind denn auch schon früher gemacht worden, z. B. von Hölderlin*), haben aber neuerdings keinen Beifall mehr gefunden. Eine gänzliche Umarbeitung in leichtere Strophengattungen sagt dem modernen Ohr eher zu, vernichtet aber den Charakter des tragischen Chorgesangs, selbst wenn der Strophenbau antik, aber zu zierlich ist. Dies beweist jene Ode Platen's, welche einen Chorgesang aus dem „Oedipus auf Kolonos" des Sophokles in Sapphische Strophen kleidet:

Nicht gezeugt sein, wäre das beste Schicksal,
Oder doch früh sterben in zarter Kindheit:
Wächst zum Jüngling einer empor, verfolgt ihn
    Ueppige Thorheit,
Während Misgunst, Streit und Gefahr und Haß ihm
Quälend nahn; reift vollends hinan zum Greis er,
Jede Schmach muß dulden er dann, vereinzelt
    Stehend und kraftlos.
Stets umdroht uns Flutengedräng und schleudert
Hart an steilabfallenden Klippenstrand uns,
Mag der Süd nun peitschen die Woge, mag sie
    Schwellen der Nordsturm.

(Oedipus auf Kolonos, 1217—40. Platen, II, 197, Cotta 1848.)

Eine Uebersetzung des Aristophanes, welche sich nur an strenge Nachahmung der Silbenstellung hält, wird steif. Wenn der frische Witz der altattischen Komödie nicht in gezwungenen Wortstellungen und Redewendungen zu Grunde gehen soll, so müssen alle passenden Mittel unserer Sprache zur freien Verfügung stehen. Das hat Droysen eingesehen, und deshalb ist seine Uebersetzung des Aristophanes so gelungen. Droysen gibt die antike Form nicht auf, ist aber auch nicht ängstlich in der Nachbildung derselben. Wo es thunlich erscheint, lockert er sie, und wo in den Silben allein das leichte, witzige Spiel der Worte nicht auszuprägen ist, da zieht er mit Erfolg den modernen Reim herbei.

Im „Frieden" beschreibt Aristophanes, wie Voß bemerkt, einen ländlichen Picknick unter guten Freunden und Nachbarn, der während eines die Feldarbeit unterbrechenden Regens gehalten wird. Droysen übersetzt die hurtigen Trochäen also:

Nichts behaglicher in der Welt, als wenn die Saat im Boden liegt,
Und der liebe Gott begießt sie, und ein Nachbar also spricht:

*) Die Trauerspiele des Sophokles (1804; „Oedipus der Tyrann", „Antigonae").

Sag' mir, was beginnen wir derweilen, Nachbar Feldermann?
Macht's doch recht der liebe Gott so, daß man Eins drauf trinken kann!
Also, Frauchen, heute setz' drei Metzen junge Schoten auf,
Rühre tüchtig Kuchenmehl ein, Feigenschnittchen lege drauf;
Syre rufe dann den Manes auch nur aus dem Feld herein;
Denn es ist für heut' nicht möglich, abzublatten unsern Wein,
Noch zu überharken; sinkt man doch bis an das Knie hinein!
— Holt von mir zu Haus die Taube und die zwei gebratnen Spatzen;
Auch ein vier Stück Hasenbraten war da, und ein Frischmilch-Satzen,
Wenn mir abends drüberher da nicht gekommen sind die Katzen;
Denn ich hörte, weiß der Himmel, was da poltern und da kratzen!
Drei davon bring', hörst du, uns her, laß den Vater eins verzehren,
Fordr' in Aeschinades' Garten einen Myrrhenzweig mit Beeren,
Und ersuch' Freund Charinades, heute möcht' er uns beehren
Und mit uns ein Schöppchen leeren,
Uns zur Lust, dem Gott zu Ehren,
Der der Saat so gnädig ist.

(Aristophanes von Droysen, 2. Aufl., I, 408.)

Zu den uns fremdartigen Versmaßen gehört das sogenannte kretische, von welchem die altattische Komödie einen ausgedehnten Gebrauch machte. Dasselbe klingt an den Trochäus an, indem es äußerlich einem Doppeltrochäus gleicht, dessen letzte Kürze unterdrückt ist. Während jedoch der Doppeltrochäus auch nach Unterdrückung der Schlußsilbe an seiner vollen Zeitdauer von sechs Achteln nichts verliert, hat der kretische Takt den Werth von fünf Achteln.

Doppeltrochäus: — ◡ — (◡) ♩ ♪ ♩. 6/8

Kretischer Takt: — ◡ — ♩ ♪ ♩ 5/8

In unserer Musik kommt der reine 5/8-Takt nur selten vor, und die griechischen Melodien in dieser Taktform müßten uns gezwungen erscheinen, wenn wir nicht wüßten, daß sie zu volksthümlichen Tänzen gesungen wurden, in welchen sehr leicht und natürlich drei Schritte auf zwei gemacht werden können:

Melodie:	— ◡	—	— ◡	—	
Tanzschritt:	1 2 3	1 2	1 2 3	1 2	....

Sobald nun aber der Text ohne Melodie und Tanz auftritt, ist es schwer, das kretische Versmaß so vorzutragen, daß man den Wechsel zwischen 3/8 und 2/8 durchhört. Vielmehr neigt sich die eines mechanischen Zeitmaßes entbehrende Sprache zur Ausgleichung, indem sie entweder die 3/8 als Triolen zur Dauer von 2/8 verkürzt, oder die 2/8 etwas länger hinzieht und zur Dauer von 3/8 erhebt. Ob die Griechen ihr kretisches Versmaß genauer *gelesen* haben, wissen wir nicht; *singen* können auch wir dasselbe in reinem 5/8-Takt. Jedenfalls *lesen* wir die kretischen Verse meist ungenau; und wenn wir einmal die Ausgleichung zwischen den ursprünglich verschieden großen Takttheilen zugeben, dann können wir auch manchen deutschen Vers als „kretisch" auffassen, z. B.:

Saatengrün Veilchenduft — ◡ — | — ◡ —.

Es erschwert nun auch hier wieder die Auflösung der langen Silben sehr eine formgetreue Uebersetzung. Will man einige Abwechselung in die Zeilen bringen, so darf man nicht stets die reine Form des Versfußes anwenden, und, da die Auflösung der Länge in zwei kurze Silben wegen unserer Betonungsgesetze nicht thunlich ist, so wendet man den Nothbehelf an, statt einer griechischen Länge im Deutschen eine betonte und eine unbetonte Silbe zu setzen. Die erstere darf natürlich nicht den Hauptton eines mehrsilbigen

Wortes haben, weil sonst ein zu voller Doppeltrochäus entstände. Immerhin schwankt jedoch das Versmaß zwischen fünf- und sechstheiligem Rhythmus hin und her.

Droysen hat sich dieser lockern Form bedient. In den „Acharnern" ziehen die Bauern mit folgendem Chorlied ein:

Der ist fort, durchgewischt
Ueber alle Berge! Weh,
Daß mich heut Alter drückt!
Hätt' ich nur die jugendliche Kraft noch, da den Kohlenkorb
Vollgepackt, aufgesackt
Ich im Lauf selbst Phayll*)
Eingeholt,
Nicht so leicht wäre mir
Dieser Schuft, Friedensschuft,
Hätt' ich mich da hinter ihm
Hergemacht,
Nicht so flink jetzt entwischt!

(Aristophanes, I, 25.)

Man muß gestehen, daß diese Verse durch Leichtigkeit das ersetzen, was ihnen an Genauigkeit abgeht. In der That ist Leichtigkeit hier ein größeres Verdienst als abgemessene Correctheit. Das zeigt sich namentlich an den launigen Liedchen mannichfaltiger Art, welche der Chor einzulegen pflegt. Ein solches in gemischter, trochäisch-kretischer Versart ist jenes Märchen aus der „Lysistrate", von Droysen gefällig also wiedererzählt:

Hört denn!
Will ein Märchen euch erzählen,
Das ich lernte,
Als ich noch ein Knabe war.
Nämlich:
's war einmal ein junger Herr Milanio,
Der gar ein Feind des Freiens nach den Bergen floh;
Da jagt' er nach den Hasen,
Schlief er auf dem Rasen,
Flocht zur Jagd sich Netze,
Hielt 'nen Hund zur Hetze,
Kehrte auch in seinem Haß heim von dort nimmer.
Also
Haßte der die Frauenzimmer;
Und ich bin bei Gott nicht dümmer
Als Milanio, obenein tugendrein.

(Aristophanes, II, 161 fg.)

Ueberhaupt wird man dem Uebersetzer griechischer Dramen so viel Freiheit gestatten müssen, daß er, unbehindert durch eine zu fremdartige Form, frisch mitschaffen und Verse bilden kann, die sich ohne Schwierigkeit lesen. Zum Lesen, nicht zum Singen, werden ja auch die Chorlieder gewöhnlich übersetzt. Selbst die getreueste metrische Nachbildung wird dem in der antiken Rhythmik unerfahrenen Tonkünstler doch keine sichere Stütze sein, wenn er eine Melodie nach dem Rhythmus des Originals componiren will.

---

*) Phayllos war ein berühmter Läufer und Kunstspringer aus Kroton; sein Meistersprung betrug 52, nach andern gar 55 Fuß.

Wieliczka und Staßfurt,
die beiden größten Steinsalzwerke Europas.

Von Dr. Wilhelm Hamm,
k. k. Ministerialrath im Ministerium für Ackerbau und Bergwesen zu Wien.

Mit drei Abbildungen.

„Salz" schlichtweg nennen wir die Speisewürze, das Kochsalz, eine Verbindung der Elemente Natrium und Chlor, weshalb auch sein wissenschaftlicher Name „Chlornatrium" oder „salzsaures Natron" ist, während der Chemiker bekanntlich unter „Salz" jede Verbindung der Säuren mit Basen versteht. Der Sprachgebrauch aller Nationen der Erde hat aber die Bedeutung des Wortes „Salz" so festgestellt, daß jedermann augenblicklich weiß, was im gewöhnlichen Leben damit gemeint ist. Es ist einer der verbreitetsten Körper und zwar findet er sich in allen Naturreichen, im Blut und Muskel der Thiere, im Safte der Pflanzen, im Wasser der Quellen und der Meere, als Glied mächtiger Gebirgsformationen; ja sogar die Luft über dem Ocean und in dessen Nähe ist mit Salztheilchen imprägnirt. Daß diese Substanz auch in der Zusammensetzung fernster Weltkörper nicht fehlt, hat neuerdings die Spectralanalyse dargelegt. Die Bedeutung des Salzes im Haushalte der Wesen entspricht seiner Verbreitung. Und doch sind hierüber noch weit mehr irrige, als richtige Ansichten herrschend. Die Naturforschung nähert sich immer mehr der Ansicht, daß die massenhafte Consumtion des Kochsalzes von seiten der Menschen mehr eine Angewöhnung, ein Luxus sei, als ein Bedürfniß, sie weist darauf hin, daß unter natürlichen Verhältnissen die Nahrungsmittel der Menschen und der Thiere überall schon die für den Körperbau und die Salzsäurebildung im Magen erforderliche Menge des Stoffes in sich besitzen, sie zeigt auf Völker hin, welche den Genuß des Salzes gar nicht kennen, und auf die unabsehbare Zahl von Thieren, die ohne dessen Gabe gesunde, nutzbare Producte liefern. So sehr daher in der Gegenwart die ungeheuere Wichtigkeit des Salzes als Consumtionsartikel Anerkennung finden muß, so sehr hat man sich zu hüten, ihm eine gleiche zuzuschreiben mit Hinsicht auf die Ernährung, geschweige denn, es unter die wirklichen Lebensmittel aufzunehmen, wie man nicht selten geneigt ist. Unumstößlich fest steht, daß das Bedürfniß des thierischen Körpers nach Salzzusatz seiner Nahrung wächst, je mehr die letztere sich von der Natur entfernt; daher, sowie durch die außerordentliche Verwendung zu industriellen Zwecken, steigt auch der Salzverbrauch im genauen Verhältniß mit der Civilisation. Die Pflanze dagegen, welche gleichfalls des Salzes nicht entrathen kann, findet ihren Bedarf daran überall, auf jedem Standort; die Wissenschaft verwirft daher entschieden die stets wieder neu aufgewärmte alte Fabel von der Salzdüngung. Allein die fernere Entwickelung dieser interessanten Fragen würde uns hier zu weit führen; wir haben uns nur die Aufgabe gestellt, die beiden Hauptlager des gewaltigen Verbrauchsartikels in Europa zu schildern. Merkwürdig ist, daß in Hinsicht seines Vorkommens Bedarf und Gewinnung Hand in Hand gehen; gerade die Länder der höchsten Civilisation sind auch bevorzugt durch den Besitz reicher Lager eines reinen, von bittern Nebensalzen freien Kochsalzes. Unter ihnen steht obenan die gewaltige Salzniederlage, die sich von den untern Donauländer an durch ganz Galizien hindurchzieht, und sodann die nicht minder großartigen Ablagerungen im norddeutschen Becken. Erstere gipfeln in dem altberühmten Wieliczka, letztere in dem noch ganz jungen, aber schon zu weit größerer Bedeutung gelangten Staßfurt, beide unbezweifelt die größten Steinsalzwerke Europas, wo nicht der ganzen Welt. Mit ihrem unermeßlichen Reichthum vergleichen kann sich höchstens der vielberufene Salzbruch zu

Cardona in Spanien, wo das werthvolle Material aus freiem Gebirge gebrochen wird, wie in einem Steinbruche — alle übrigen bekannten Salzlagerstätten sind weitaus unbedeutender. Da gerade in der neuesten Zeit Verhältnisse eingetreten sind, welche die Augen der Welt mit Spannung nach diesen beiden großen Salzwerken gerichtet haben, so wird es wol erwünscht sein, eine auf genauer Kenntniß und Autopsie gegründete Parallelschilderung derselben in nachstehendem Essay zu erhalten. Zuvor aber halten wir es für rathsam, einige Worte über die Entstehung des Kochsalzes im Erdinnern, seine Lagerung, sein verschiedengestaltiges Auftreten und seine Gewinnung vorauszuschicken.

Es ist heutzutage keinem Zweifel mehr unterworfen, daß alles Salzgebirge, jedes Vorkommen des Salzes in irgendeiner Form, seine Entstehung in erster Linie dem Meere zu danken hat, eine Ablagerung oder vielmehr Krystallisation aus der Verdunstung von dessen Gewässern ist. Der Große Ocean enthält 3,5 Proc., einzelne Binnenmeere, wie z. B. das Mittelländische, haben bis zu 4,5 Proc. Gehalt an Chlornatrium. Neben diesem vorwiegenden Mineral sind aber noch viele andere Salze im Meerwasser gelöst enthalten, so schwefelsaurer Kalk, schwefelsaure Bittererde, Chlorkalium, Chlormagnesium, Jod- und Bromsalze u. s. w., sie verleihen demselben seinen eigenthümlich alkaloidischen Bittergeschmack. Mit der Tiefe des Meeresgrundes wächst der Salzgehalt des Wassers, es ist sogar wahrscheinlich, daß in bedeutender Tiefe sich ein Theil der Salze aus der Lösung krystallinisch niederschlägt und so ähnliche Salzbecken vorbereitet, wie wir sie jetzt ausbeuten. Diese sind überall da entstanden, wo vorzeitliche Binnenmeere, durch irgendeine Erdrevolution von dem Großen Ocean ganz abgeschnitten, oder mit ihm nur intermittirend, etwa bei Hochflut verbunden, sonst ohne Zufluß, nach und nach verdunsteten und ihren Mineralgehalt niederschlugen. Daher kommt die Ablagerung allenthalben vor, das Auftreten des Salzes ist durchaus nicht an besondere geognostische Verhältnisse gebunden, es sammelte sich nur stets an den tiefsten Stellen der Mulden, ward aber durch nachfolgende Erdveränderung vielfach aus seiner Lage verrückt, mit fremden Schichten überflößt, manchmal auch sogar durch vulkanische Einwirkungen emporgehoben. Bei diesem Vorgange ist es leicht erklärlich, daß die schweren Bestandtheile des Meerwassers stets die tiefsten Schichten der Ablagerung einnehmen, so ist denn immer Gips oder schwefelsaurer Kalk das Liegende des Steinsalzes, während Anhydrit letzteres gewöhnlich auch in Schnüren durchzieht. Die leichtern Salze lagerten sich oberhalb des Chlornatriums ab; daß man sie jedoch bisjetzt verhältnißmäßig nur selten an dieser Stelle gefunden, hat seinen Grund darin, daß sie von zeitweilig wiederkehrenden Fluten gelöst, weggerissen, dem Ocean zugeschwemmt, oder anderweit abgesetzt worden sind. Darüber hat erst in neuerer Zeit die Erbohrung der Salzwerke zu Staßfurt und Kalusz unwiderlegbare Aufschlüsse gegeben; wir werden später darauf zurückkommen. Das aus der Meerflut niedergeschlagene Steinsalz tritt auf in liegenden Stöcken oder Flötzen von verschiedener Mächtigkeit; am häufigsten lagert es in Mulden und Kesseln der Gebirgsformationen, kommt aber auch in besondern Nestern oder Klumpen vor, ebenso in Mergel oder Salzthon eingesprengt, am seltensten als zu Tage tretender Salzfelsen. Von den infiltrirten Niederschlägen der Atmosphäre werden im Innern der Erdrinde häufig die Salzstöcke aufgelöst oder ausgelaugt, die so gebildete Soole bricht entweder in natürlichen Quellen hervor oder wird durch Bohrungen gewonnen; abgedampft erzeugt sie das Sudsalz, das eigentliche Kochsalz, welches seinen Namen nicht von der Verwendung als Speisewürze, sondern von seiner Bereitungsart trägt, welche früher die allgemeinste war, da nur ganz wenige Steinsalzwerke sich aufgeschlossen fanden. Da wo die Salzquellen sich in Binnenseen ergießen, werden diese zu Salzseen oder doch Brakwassern. Auf meilenweiten Steppen, so im südlichen Rußland, im Innern Asiens, Südamerikas und Australiens efflorescirt Salz dem Boden, in Lösung emporgebracht durch die unterirdische,

mit dem Mineral gesättigte Feuchtigkeit. Den stärkern Salzgehalt der Binnenmeere und Baien benutzt man in geeigneten Lagen, so bei Triest im Küstenlande, in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, Holland und England, zur Gewinnung des Seesalzes oder Baisalzes, indem man das Meerwasser in flachen Lagunen, den sogenannten Salzgärten, an Sonne und Luft verdunsten läßt und die gewonnenen Krystalle raffinirt; das portugiesische (San-Urbes) und spanische (Alcazar do sal) Baisalz gilt für gewisse gewerbliche Zwecke, z. B. Einpökeln, als das beste der Welt, wird aber neuerdings immer mehr von dem Steinsalz verdrängt. Wenn wir noch erwähnen, daß viele vulkanische Eruptionen oft große Mengen von Salz zu Tage bringen — so z. B. Hekla und Geiser auf Island, die japanischen Schlammvulkane u. s. w. — und zwar gleichfalls durch Zersetzung des Meerwassers, so haben wir das Vorkommen des wichtigen Stoffes in der anorganischen Welt für unsere Zwecke hinreichend erörtert. Danach richtet sich denn auch seine Gewinnung. Die des Steinsalzes erfolgt im bergmännischen Betriebe entweder durch Tagbau oder durch unterirdischen Abbau der Flötze; zuweilen, so z. B. in Ischl, Hallein, Berchtesgaden, werden die Steinsalzkörper in ihren Kammern durch eingeleitetes Wasser gelöst und die emporgepumpte Soole versotten. Letzteres geschieht auch mit den natürlichen Soolen, welche vor der Siedung gewöhnlich einer Concentration, der Gradirung, unterzogen und sodann in den offenen Pfannen der Salzkothen (Siedehäuser, Hallen) abgedampft werden. Nach der Krystallisation bleibt eine Mutterlauge zurück, welche die Nebensalze in Lösung erhält. Immer ist das Cocturfalz noch nicht ganz reines Chlornatrium, ebenso das Steinsalz, doch kommen von letzterm Naturalstücke von völliger, und ganze Stücke von annähernder Reinheit vor.

1) Wieliczka.

Lange Zeit hindurch herrschte ein gewisses Vorurtheil gegen das feste Steinsalz und glaubte man das Sudsalz demselben vorziehen zu müssen. Demzufolge kümmerte man sich auch wenig um die Aufschließung neuer Steinsalzwerke, betrachtete dagegen die wenigen längst bekannten als mineralische Seltenheiten, als eine Art Naturwunder. Unter ihnen ist dasjenige zu Wieliczka in Westgalizien, wo nicht das älteste, so doch das Jahrhunderte hindurch einzig bekannte und berühmteste Steinsalzwerk in Mitteleuropa. Von seiner Bedeutung hat es auch heute noch nichts verloren, es sei denn durch die Concurrenz; und erst ganz in neuester Zeit hat ein Unfall, der große daselbst erfolgte Wassereinbruch, wieder die Augen der civilisirten Welt dahin gezogen, da man hierdurch, wie wir später sehen werden mit Ungrund — den Bestand eines Werkes gefährdet glaubte, welches von jeher als das großartigste und sehenswertheste der Erde gepriesen, ja mit abenteuerlichen Ausschmückungen verbrämt worden war, die noch heute zum Theil in den Gemüthern haften.

Die Aufdeckung des Salzwerkes zu Wieliczka reicht in das früheste Mittelalter hinein, obgleich seine erste directe urkundliche Erwähnung aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts datirt. Die Legende schreibt seine Entdeckung der heiligen Kunigunde, der Gemahlin Herzog Boleslaus des Verschämten, zu, welche auf ihr Gebet um Abhülfe des Salzmangels hin einen Ring, den sie in einen ihrem Vater Bela IV. gehörigen Salzquell in Ungarn geworfen hatte, plötzlich in einem durchsichtigen Mineral wiederfand, als sie die Wälder zwischen Bochnia und Wieliczka durchritt. Die Zeit der Genannten fällt um 1250, allein es ist kein Zweifel, daß unter Magnum Sal, dessen schon 1044 in Polen gedacht wird, nur Wieliczka zu verstehen ist, damals also schon hier ein großes, berühmtes Werk war. In der That haben neuere Funde dargethan, daß wahrscheinlich die Römer mit demselben bekannt waren, während zahlreiche Spuren aus der Steinzeit darthun, daß schon vorher Autochthonen hier ansässig gewesen sind. Die von den Welt-

eroberern abgeteuften, später zerfallenen Schächte ließ die Herzogin Kunigunde durch ungarische Bergleute um die Mitte des 13. Jahrhunderts wieder bewältigen, daher die Sage und die späte Kunde.

Das Steinsalzwerk Wieliczka liegt ungefähr eine Meile nordwestlich von der Stadt Krakau entfernt, auf dem nördlichen Abhange der galizischen Karpatenausläufer, also im Gebiete des Karpatensandsteins. Das Gebirge der Salzablagerung zeigt unterhalb der Dammerde eine Thonschicht von wechselnder Mächtigkeit, ihr folgt eine Schicht Triebsand und darunter ein von verschiedenen Geschieben durchsetzter Mergel, der in den eigentlichen Salzthon übergeht. Letzterer bildet das wirkliche Steinsalzgebirge. Dieses umfaßt im großen Ganzen die Ablagerungen von drei verschiedenen Perioden übereinander, deren flutenartige Schichtungen deutlich erkennen lassen, daß sie durch Niederschlag aus Gewässern entstanden sind. Allein auch andere Naturkräfte als neptunische haben bei der jetzigen Gestaltung des Gebirges mitgewirkt; es haben Blähungen stattgefunden, welche den Zusammenhang der Flötze, namentlich der obern, zerrissen; ungeheuere Salzkörper wurden losgetrennt, emporgehoben und versanken in der noch nicht consistenten Gebirgsmasse, welche sie umschloß, ehe sie erstarrte; die Risse und Schluchten des Hangenden wurden damit ausgefüllt, und so bietet die Saline neben der ganzen regulären Lagerung die allerseltsamsten, unerwartetsten Formationen. Schon in dieser Hinsicht ist sie überaus merkwürdig und hat dem Studium der Geognosie großen Vorschub geleistet. Uebrigens ist sie, oder doch ihr Hauptheil, unmittelbar unter der Stadt Wieliczka gelegen, deren sämmtliche Gebäude demnach auf den natürlichen Gewölben stehen, die ein tausendjähriger Abbau geschaffen hat. Nur kurz erwähnt möge sein, daß die Stadt selbst, außer den Grubenbauten, wenig Merkwürdiges bietet. Sie lebt mit ihren circa 5000 Einwohnern nur von dem Salzbergbau und dem, was damit in Verbindung steht; in dem Schlosse befindet sich das Bergamt — in Oesterreich herrscht bekanntlich das Salzmonopol und die Salinen sind Eigenthum des Aerars, mit Ausnahme weniger kleinen Privatsudwerke, gleichfalls in Galizien, die unter Staatsaufsicht arbeiten. Mit der Karl-Ludwigseisenbahn sind die Werke durch Schienenstränge verbunden; an guten Straßen fehlt es nicht; der Serawabach durchfließt das Gebiet, um sich in die nahe Weichsel zu ergießen. Es wird mit Bestimmtheit behauptet, daß der ganze Ort sich im Laufe der Zeit bedeutend gesenkt habe; früher sei er von Krakau aus ganz gut sichtbar gewesen, was nicht mehr der Fall ist. Die ehemals mit reichem Waldbestande geschmückten Hügel, die ihn umgeben, sind jetzt zum großen Theile nackt oder nur mit sparsamem Anfluge bedeckt; der Forst ist in die Tiefe gewandert zu den Holzzimmerungen der Grubenbauten.

Die Mächtigkeit, um nicht zu sagen Unerschöpflichkeit des wieliczkaer Steinsalzwerkes wird durch nichts deutlicher bewiesen als durch seine Geschichte seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Sie ist eine Kette von verfehlten Experimenten, gewagten Speculationen, von entschiedener Raubwirthschaft und zwecklosen Maßregeln. In ihr spiegeln sich die Zustände des Landes, in welchem sie spielt. Bald wurden die Einkünfte in Pacht gegeben, bald einem Kloster verliehen, bald wurde der Posten eines Administrators einem Günstlinge, bald einem Fachmanne anvertraut, letzterm sogar mehreremal erblich, mit Uebergang auf seine Nachkommen. Unter den Pächtern und Leitern des Werkes finden sich die stolzesten polnischen Namen, aber wenige haben sich dabei bereichert, trotz allen Raubbaues, früher hauptsächlich deshalb, weil der Klerus diesen dem Königreiche Polen verliehenen Schatz von jeher so in Anspruch zu nehmen gewußt hatte, daß er sich in einem höhern Genusse der Einkünfte als der König selbst befand. Als das System der Verpachtung adoptirt worden war, geriethen die Salinen nach und nach in die verschiedensten Hände, vorwiegend aber in diejenigen von Juden. Die Pachtsumme betrug ums Jahr 1660 jährlich 212000 polnische Gulden. Natürlich kümmerten sich die

Pächter wenig um die Sicherheit und Nachhaltigkeit des Werkes; der unter ihnen herrschende Raubbau war aus Kostenscheu unempfindlich gegen alle Vorsichtsmaßregeln, daher traten auch gerade in der Periode der Verpachtung des Werkes häufige Unfälle, Tagbrüche, Grubenbrände, Wassereinbrüche u. s. w. ein, welche mehr denn einmal seine ganze Existenz gefährdeten. Zwar waren die polnischen Könige oft bemüht, diese verderblichen Zustände zu ändern, namentlich beriefen sie bergbaukundige Sachsen zur Uebernahme und Leitung der Saline; allein diese wurden, wie immer und auch heutzutage noch üblich ist, von den Inländern mit neidischen Augen betrachtet, auf alle Weise verfolgt, und jede Gelegenheit ergriffen, das Werk „de manibus exoticorum" zu reißen und einem nationalen Pachter zu übergeben, der sich dann beeilte, wieder zur gewohnten Methode der Ausbeutung zurückzukehren. Die Namen aller derjenigen, welchen das wieliczkaer Salzwerk dauernde Verbesserungen zu danken hat, sind solche von Deutschen. Am 10. Juni 1772 rückte eine österreichische Colonne unter dem General Grafen Althann in Wieliczka ein und nahm vollen Besitz von der Saline, der Stadt und dem ganzen rechten Weichselufer. Von da ab ging die Verwaltung des Werkes in die Hände der kaiserlichen Regierung über, in welchen sie sich auch heute noch befindet; sie untersteht dem Finanzministerium.

Kein Bergwerk der Welt bietet so viel Ueberraschendes, so viel zu sehen, als Wieliczka, daher ist es seit alter Zeit ein Wallfahrtsort der Touristen gewesen, und zwar in solchem Grade, daß schon bei der Revision der alten Werkordnung von 1368 unter Kasimir III. im Jahre 1541 Vorkehrungen getroffen werden mußten, um den allzu großen Andrang von fremden Besuchern abzuhalten. Eine mildere Praxis griff aber allmählich wieder um sich; gegenwärtig steht jedermann der Zutritt offen und zwar völlig unentgeltlich; es ist den Bergleuten sogar strengstens verboten, die geringste Gabe anzunehmen; wer großmüthig sein will, trägt sein Scherflein bei für die Unterstützungskasse des Grubenpersonals. Die unterirdischen Merkwürdigkeiten Wieliczkas treten uns am anschaulichsten entgegen, wenn wir der sogenannten „Gasttour" folgen, nämlich den Pfaden, welche die Besucher gewöhnlich geführt werden. (Es sei hier ausdrücklich eingeschaltet, daß Verfasser dieses nicht blos die Gasttour zurückgelegt, sondern das Werk in größerer Ausdehnung wiederholt und unter Umständen besucht hat, welche dem Touristen nicht geboten sind.) — Die gewöhnliche Einfahrt der Besucher geschieht durch den Tagschacht Danielowice. In dem Oberbau desselben werden die Grubenkittel angelegt, die abgestumpft kegelförmigen Bergkappen aus Filz aufgesetzt und sodann der geräumig gezimmerte Fahrkasten bestiegen, welcher für 6—8 Personen genügenden Platz hat. Er gleicht völlig in Einrichtung und Bewegung einer jener Aufzugsmaschinen, wie sie in großen Fabriken und Hotels üblich sind, und ist mit den üblichen Sicherheitsvorrichtungen versehen. Ein Irrthum ist es, wenn selbst neuere Berichterstatter hier eine breite Treppe in die Tiefe des Werkes führen lassen. In wenigen Minuten haben wir die 210 Fuß der Schachthöhe zurückgelegt, der Fahrkorb öffnet sich, und wir treten in eine geräumige, halbdunkle Halle, gewissermaßen der Vorsaal des Bergwerks. Dicht daneben befindet sich die berühmte Kapelle Sanct-Antonius, die mit ihren Altären, Kanzeln, Betschemeln und übermenschengroßen Heiligenstatuen ganz aus dem festen Steinsalz herausgehauen ist. Ein gewöhnlicher Bergarbeiter hat im Jahre 1698 dies fleißige Werk vollendet; schade, das er keine künstlerische Hand besaß, die Sculpturen stehen tief unter der Mittelmäßigkeit und vermögen nur dann einigen Eindruck zu machen, wenn man sich versinnlicht, daß sie sämmtlich aus dem Ganzen, einem reinen Grünsalzkörper, gearbeitet sind. Früher wurde hier täglich eine Messe gelesen, neuerdings ist dies aber nur noch an besonders festlichen Tagen gebräuchlich. Nicht blos in ältern Reiseschriften, sondern auch in neuern Geographiebüchern findet man die allgemein verbreitete Fabel verzeichnet, daß das Steinsalzbergwerk Wieliczka viele Woh-

nungen der Bergleute, ganze Dörfer im Schose der Erde berge, daß viele seiner Insassen niemals das Licht der Oberwelt erblickten, daß Geistliche und Eremiten unter ihnen wohnten, und es an Hausthieren aller Art nicht fehle. Von alledem war und ist nicht Ein Wort richtig. Es beschränkt sich der Kern der ganzen Sage darauf, daß ehemals, vor der Anwendung der Dampfkraft, eine Anzahl Grubenpferde in dem Werke gehalten wurde, welche allerdings selten wiederum den Tag erblickten und sich in der Salzatmosphäre vortrefflich wohl befanden. Menschen aber, und sogar colonienweise, haben niemals unten gewohnt und wohnen jetzt auch nicht da. In ähnlicher Weise reduciren sich viele andere Wunderberichte über Wieliczka. Allein auch ohne phantastische Ausschmückung bleiben großartige Ueberraschungen, Wunder genug. Zwar treten wir etwas ernüchtert von der Kapelle aus die Wanderung an durch die Strecken und Verhaue der verschiedenen Horizonte. Der Pfad ist eben oder doch ganz sanft abfallend, breit, hoch und trocken, die Luft rein, völlig frei von Miasmen, wenig wärmer als diejenige der Oberrede. Voraus schreiten Bergarbeiter mit den Grubenlichtern, welche blos aus flachen mit Talg und Docht gefüllten Schalen ohne jede, hier unnöthige, Vorsichtsmaßregeln bestehen; Schlagende Wetter kommen nicht vor. Nur an einzelnen Stellen verengern sich die Strecken, dann rufen die Führer: „Nisko, nisko!“ (Nieder!) und gesenkten Hauptes wird der schmale Durchgang passirt, um gleich darauf in einen jener ungeheuern Verhaue einzutreten, welche, durch das Auslösen der Grünsalzkörper entstanden, dem Innern von Domen gleichen, wie sie gewaltiger und kühner die kühnste Phantasie nicht erdenken kann. Nichts ist malerischer, reicher, als die Effecte von bengalischen Flammen oder Feuerwerkskörpern oder der Nachhall eines Schusses in diesen wunderbaren Riesenhallen. Treppauf treppab über holzgefügte Stufen schreiten wir so von Kammer zu Kammer. Wir bewundern die Zimmerungen, welche überall das Gewölbe stützen, wo es noththut; früher ist man damit in verschwenderischster Weise umgegangen, sodaß es nicht wundernimmt, daß ganze Wälder auf solche Art in die Tiefe gewandert sind; merkwürdig erscheint, wie trefflich das Holz sich in dieser Salzatmosphäre conservirt; Jahrhunderte alte Stämme haben ganz das Ansehen von jüngst eingebrachten. Die unterirdische Wanderung, welche nicht die geringste Beschwerde verursacht, gewinnt an Reiz, sobald wir auf eine Grubenförderung oder eine Salzporrecte stoßen und das Volk der Tiefe in voller Thätigkeit erblicken. Auf schmalspurigen Eisenbahnen rasseln die mit Salz beladenen Hunde dem Förderungsschacht entgegen, ihre Reihe begegnet unaufhörlich den entladenen auf der Rückfahrt, mit zauchzendem Zurufe begrüßen sich die Hundstößer. Fernher hallt der dumpfe Schlag der schweren Keilhämmer, welche die Hauer auf die eisernen Keile fallen lassen, um ein verschrämmtes Formalsteinband aufzulösen. Nicht ungefährlich ist diese Arbeit. Die belegten Hauer schrämmen zunächst die Salzwand mittels des Haueisens ein, sodann werden die eisernen Keile hinter die zur Ablösung von der Wand schon verbreiteten Bänder eingesetzt. In erprobter Sicherheit führt der Hauer mit dem fünf Pfund schweren Keilhammer reihenweise seine Schläge auf die hervorragenden Köpfe der Keile und wiederholt sie kräftig so lange, als ihn der fortwährend helle, eigenthümliche Klang des Eisens davon überzeugt, daß der Zusammenhang des Bandes mit der Salzwand noch ungetrennt und fest ist. Sobald jedoch der Klang der Keile dumpfer zu werden beginnt, gilt es höchste Vorsicht; die Schläge werden nunmehr bedachtsamer geführt, nur auf die obersten Keile beschränkt; jeden Augenblick muß nunmehr der Hauer gewärtigen, daß die durch zu frühzeitige Ablösung vom Bande niederstürzende Salzwand ihn verschütten kann, wenn er nicht die äußerste Vorsicht und Geistesgegenwart besitzt. Tägliche Uebung hat aber das Gehör des Arbeitspersonals so geschärft, daß es genau zu beurtheilen im Stande ist, inwieweit es sich dem nur durch einige rauhe Flächen der Wand noch anhängenden Salzbande nähern dürfe. Neuerdings ist die Formalsteinerzeugung auf diese Weise sehr be-

schränkt, seitdem das Sprengen immer allgemeiner eingeführt worden ist. In einer langgezogenen Schallwelle, die das Echo wundersam herüber- und hinüberschleudert, ertönt der Knall der Sprengschüsse, wenn im Verhau die Absprengung eines Streckenspiegels vorgenommen wird; der erliegende zertrümmerte Salzspiegel liefert oft ungeheuere Quantitäten auf einmal, die dann sortirt oder in die Verpackungskammern gebracht werden, wo zahlreiche Holzfässer zur Aufnahme des Grünsalzes und der Minutien im Vorrath aufgespeichert sind. Die Herausgabe der Salzartikel zu Tage heißt eine Porrecte, das An- und Abschlingen, das Abstoßen zum Füllort, sind äußerst interessant. Aber nicht überall herrscht Leben und Geschäftigkeit; oft werden lange Strecken zurückgelegt, ohne daß dem Wanderer eine Seele begegnet. Die ganze Gasttour kann in zwei Stunden zurückgelegt werden, gewöhnlich braucht man aber deren drei, allein man hat damit einen verhältnißmäßig nur ganz kleinen Theil des unermeßlichen Werkes gesehen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle die Merkwürdigkeiten zu beschreiben, welchen wir während der Gasttour begegnen; es möge die Hervorhebung der interessantesten genügen, auch in der Hinsicht, um vielen ganz irrigen Vorstellungen von dem Steinsalzwerk Wieliczka das rechte Licht zu geben. Von dem Schacht Antonia aus betreten wir durch ein Portal zunächst die Kammer Urszula, ein Gewölbe in abgebrochener Spitzbogenform, das sich mit seinen kolossalen Quadern und Säulen am besten ausnimmt von der seine Sohle überbrückenden Galerie, wenn in seiner fernsten Tiefe von der kühnen Zimmerung herab bengalische Lichter flammen. Durch ein dunkles Thor treten wir sodann in die Kammer Mihalowice, der gewaltigste und großartigste unter allen den unterirdischen Palästen. Sie ist 150 Fuß lang, 85 Fuß breit und 110 Fuß hoch, in ihrer Mitte hängt ein aus reinstem Krystallsalz gefertigter Kronleuchter von 20 Fuß Höhe und 10 Fuß Durchmesser, der nichtsdestoweniger klein erscheint. Die Kammer ist rings von gezimmerten Galerien umgeben, von einer derselben herab erklingen ergreifend die Töne solenner Musik, womit die geübte Grubenkapelle den Besucher begrüßt. Der Eindruck, welchen die in dem ungeheuern Raume verschwimmenden Töne, verbunden mit der magischen, immer wechselnden Beleuchtung hervorbringen, ist ein unbeschreiblicher, tief nachhaltiger. Durch den Querschlag Lichtenfels gelangen wir darauf in die hohe Kammer Drosdowice, einen gewaltigen Grünsalzverhau, und aus ihr in die Kammer Kaiser Franz, in welcher zwei stattliche Pyramiden an den Besuch des Kaiserpaares im Jahre 1817 erinnern. Ueber den Hoffnungsschlag Fürst Lobkowicz führt alsdann der Pfad nach der geräumigen und mächtigen Grünsalzkammer Erzherzog Franz Karl, mit den Denkmalen der Erinnerung an das Befahren des Werks durch diesen und den Erzherzog Rainer. Eine kunstvolle Holzbrücke über einen 270 Fuß tiefen Abgrund, ein Bau des Gruben-Zimmermeisters Witkowski aus dem Jahre 1770, leitet weiter vorwärts. Bei irgend hervorragenden Besuchen stellen sich die Bergleute mit ihren Grubenlichtern in zwei parallelen Ellipsen einander entgegengesetzt in der jene Tiefe erreichenden Sohle des Verhaues Kloski auf und führen unter dem Absingen von Bergmannsliedern Evolutionen aus, während in der Mitte ein kolossales „Vivat" mit 500 Kerzen beleuchtet wird. Das Lied der Hunderte schallt nur wie ein leises, melodisches Summen empor, die zahlreichen Lichter erscheinen wie irrende Glühwürmchen, die ganze Illumination nur eine Spanne breit. Man ist in das wundersame Reich der Gnomen eingetreten und die fruchtbarste Phantasie wird überboten von dem, was hier die Sinne berückt. Wieder anders präsentirt sich die folgende Kammer Szczygielec; wenn man von der hohen Galerie in ihren elliptisch-amphitheatralisch sich verengernden Schlund, dessen Tiefe grell beleuchtet wird, hinabblickt, glaubt man in die Gluten des flüssigen Erdkerns zu schauen oder in den brodelnden Kessel der Hölle. Nach längerer Wanderung durch verschiedene Strecken und

Verhaue betritt der Gast die Kammer Rosetti. Neue Ueberraschung — vor ihm breitet sich aus ein spiegelglatter Salzsee, er besteigt eine bequeme Fähre, und während von der Höhe der weitgestreckten Wölbung herab die Töne der dem Auge gänzlich verborgenen Grubenkapelle erschällen, beginnt er die acherontische Fahrt; durch einen dunkeln Tunnel gelangt er in die um so glänzender erleuchtete Kammer Majer, deren zackige Decke und Krystallwände das Licht glänzend widerstrahlen, bis es sich am Ausgange auf der riesigen Salzstatue des heiligen Nepomuk völlig zu concentriren scheint. Unsers Erachtens ist diese Partie der Glanzpunkt der ganzen Tour. Sehenswerth ist dann noch die Kammer Steinhauser mit ihren gewaltigen Salzstufen, die Kammer Clemens, welche aber brüchig geworden ist, daher nicht selbst betreten wird; endlich zum Schlusse die große Kammer Letow. Diese ist insofern die merkwürdigste von allen, als sie zum Tanzsaale eingerichtet und demgemäß ausgeschmückt ist. Die acht großen, von dem Gewölbe herabhängenden Lustres, die Girandolen an den Wänden, die Verzierungen der letztern, die Bildsäulen der Galerie u. s. w., alles ist aus funkelndem Krystallsalz gefertigt und gewährt bei vollkommener Beleuchtung, namentlich mit den farbigen Transparentlichtern des Wappenportals und dessen Sonne, einen unbeschreibbar prächtigen Anblick. Das Orchester befindet sich in einer Kammer in der Höhe über dem Eingange. Der originelle Saal wird auch jetzt noch zuweilen benutzt, er verdankt seine Entstehung dem General Suworow während der Besetzung Wieliczkas durch die Russen im Jahre 1809. Dicht daneben befindet sich die Kammer Wlodkowice, in welcher 1703 ein furchtbarer Tagbruch erfolgte, dessen Trümmer heute noch in grausenhaftem Chaos durcheinanderliegen, und zwar so, als sei das Unglück erst gestern erfolgt. Dieses gilt namentlich von dem Holze der Zimmerungen, deren riesige Pfeiler zusammengeknickt und zerborsten sind, gleich spröden Rohrschäften; aber die Bruchstellen sehen heute noch ganz frisch aus, ein Beweis für die conservirende Eigenschaft des Salzes, dessen Theilchen die Grubenluft imprägniren.

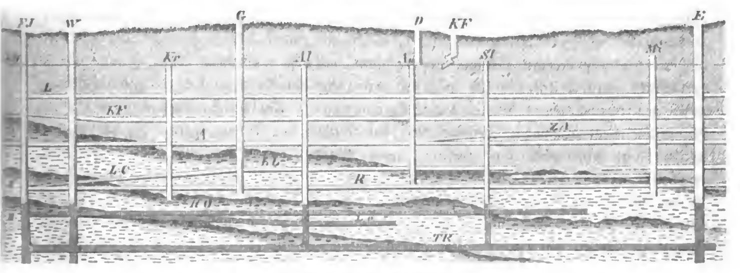
Natürlich ist mit dieser Wanderung nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Bergwerks begangen, auch keineswegs alles Merkwürdige der Tiefe erschöpft. Noch gar manche imposante Kammer haben wir unbesucht gelassen, so Gregor, Hrdina, Walczyn, Pisztek, Spalona und Pieskowa-Sala, die unterirdische Schweiz, von ihren zackigen Felspartien so genannt, die sich namentlich bei reicher Beleuchtung ganz wundersam ausnehmen. Schade, daß die einst berühmteste und größte Kammer Przykosz mit ihrem mächtigen Salzsee schon im Jahre 1834 wegen ihres brüchigen, Gefahr drohenden Zustandes gänzlich mit Bergen verstürzt werden mußte. Weitere Wanderungen in dem unterirdischen Labyrinth bieten vorzugsweise nur dem Manne vom Fach Interesse. Wie sie ausgedehnt werden können, davon möge der Umstand Zeugniß geben, daß ein erfahrener Bergmeister 16 volle Jahre Zeit braucht, um sich gänzlich zu orientiren, dabei aber hat er doch schwerlich sämmtliche Schächte und Strecken befahren. Die letztern in gerader Linie aneinandergereiht, ergaben schon im Jahre 1840 nach der Karte des Markscheiders Hrdina eine Länge von 86 geographischen Meilen, und heute ist dieselbe gewiß weit über 100 Meilen ausgedehnt; jährlich werden neue, der Vorzeit angehörige, dann verlassene Oerter und Verhaue angebrochen und nur ganz wenige Menschen haben wirklich das gesammte Werk befahren. Allein schon die Gasttour genügt, um den Besucher wenigstens davon zu überzeugen, daß die in vielen Geographiebüchern hartnäckig sich erhaltenden Angaben von unterirdischen schiffbaren Flüssen, von Fahrstraßen mit Posteinrichtung, bewohnten Dörfern u. s. w. nur märchenhafte Uebertreibungen sind, wie wir schon oben erwähnt haben. Wenn demnach einem auf Seltsamkeit vorbereiteten Gemüth der Eindruck des Bergwerks hinter der Erwartung zurückbleibt, während ein wirklicher Bergwerksverwandter und jede für das Erhabene empfängliche Natur vollste Befriedigung finden, so lassen sich die verschiedenen Urtheile über Wieliczka leicht erklären. Auch dar-

auf kommt es an, unter welchen Umständen man die Besichtigung vorgenommen hat; bei voller Beleuchtung, Griechischem Feuer, mit Raketen, Kanonenschlägen und dem Schalle der Musik ist der empfangene Eindruck natürlich ein ganz anderer als bei dem spärlichen Scheine der Grubenlichter.

Die Entstehung der gewaltigen Hohlräume oder Kammern, die wir befahren haben, führt uns über zu den verschiedenen Formen und Gruppen, in welchen das Salz zu Wieliczka auftritt. Sie waren nämlich vor dem Abbau erfüllt mit Grünsalz, einer großkrystallisirten, stark gefügten Salzart, welche mit Thon bis zu 6 Proc. verunreinigt ist, daher eine grünliche Färbung angenommen hat. Die Grünsalzkörper finden sich in der Größe eines Kubikfußes bis zu 3000 und mehr Kubiklachtern stets vereinzelt, nesterweise gebettet im obern Mittel der Salzablagerung. Als reinste Gattung des Grünsalzes gilt das milchweiße Eissalz; eine sonderbare Abart ist das sogenannte Knistersalz, welches beim Bestreichen stark knistert, unter Wasser gelegt aber mit vielem Geräusch reinen Sauerstoff freigibt. In den Grünsalzkörpern kommt auch das reine Krystallsalz in kubischen oder rhomboidalischen Krystallen vor. Die zweite Gruppe der Spiza- oder Spisasalze tritt in Flötzen mit Sand vermischt in der Formation des Sandsteins auf. Der Name rührt her von eingewanderten Bergleuten aus der ungarischen Zips-Spisa, welche diese Salzlagen durch Querschläge entdeckten und Zipsersalz, Spiska Sol, benannten. Das Spisasalz ist dunkelgrau, kleinkörnig krystallisirt, hart, mit Sand und häufig mit Bitumen vermengt. Es kommt vor in den Abarten: Hanf- oder Samensalz, Mohnsalz und Perlsalz, je nach der Größe der Körnung. Endlich bilden die dritte, wichtigste und mächtigste Gruppe die Szybicker Salze, genannt nach dem Fundorte, da „Szybick“ „Schacht“ heißt. Sie bilden die untersten Ablagerungen des Salzgebirges, ihre begleitende Gebirgsart ist ein verhärteter, mit feinem Sand vermengter Salzthon, dessen Schichten mit Anhydritlagen abwechseln; letztere bilden das eigentliche Salzband der Szybicker Salzflötze; der Gips ist in seiner Textur so aufeinandergeschoben, daß er den Namen Gekrösstein oder Bandgips erhalten halt. Die Salze dieser Gruppe sind die reinsten von allen, von weißer Farbe, im Gefüge stark und von kleinerer Krystallisation als das Grünsalz. Ihre Abarten sind: Krystallensalz, selten vorkommend, noch durchsichtiger und spiegelnder wie das im Grünsalz auftretende; Adlersalz oder Hofsalz, kleinkörnig, weiß, durchsichtig, früher nur für den königlich polnischen Hof und den Adel bestimmt, daher, und nach dem Wappen auf den Fässern, die Benennung. — Schon Hrdina, dem wir hier folgen, hat in seiner Geschichte der wieliczkaer Saline (1842) darauf hingewiesen, daß zur Bildung der dreierlei voneinander wesentlich verschiedenen Salzformationen drei Hauptperioden erforderlich gewesen sein mußten, während deren die einzelnen Krystallisationen erfolgten. Diese letztern waren theils durch höheren Wärmegrad vorbereitet, theils gingen sie während verschiedener Temperaturen vor sich, wie sich aus den unterschiedenen Krystallgrößen und den Beimengungen im Spisasalze ergibt, da nur eine beschleunigte Abdampfung kleine, eine verzögerte größere Krystalle liefert, aus gesättigter Soole aber in der Kälte die größten Krystalle anschießen. — Ein Licht auf die Urgeschichte der Salzablagerungen Wieliczkas werfen auch die in ihnen ziemlich zahlreich sich findenden organischen Ueberreste: Muscheln — Nucula, Pecten, Ostrea, Helix, Cardium — Fischzähne, Krebsscheren, Trümmer verharzter Hölzer, Farrnstrünke, Tang, Nadelholzzapfen, Fruchtkerne, Nußarten u. s. w. Man nimmt auf Grund verschiedener Bohrversuche das Vorhandensein einer früher abgelagerten Steinkohlenformation unter den Salinengebilden an.

Die Gesammtlänge der bisjetzt in Wieliczka aufgeschlossenen Salzflötzlagerung wird auf 12000 Fuß oder circa eine halbe geographische Meile angenommen, die Breite auf

5000 Fuß, die größte erreichte Schachttiefe beträgt 900 Fuß. Eingetheilt ist das ganze Grubengebäude in drei Grubenfelder, diese wiederum in verschiedene Reviere je nach den Horizonten. Unter letztern versteht man die wagerechten Hauptläufe oder Stollen, welche die Schächte miteinander verbinden. Es sind deren an der tiefsten Stelle des Bergwerks, im Grubenfeld Neues Feld, welches die Mitte einnimmt, sieben übereinander, deren tiefster 128,9 Klafter (à 6 wiener Schuh) unter dem Tagkranze Danielowice liegt.



Längenprofil
(400 Klafter)
der Haupthorizonte mit der relativen Lagerung der drei Salzgruppen in dem Bergwerke Wieliczka an dessen tiefster (130 Klafter) Stelle zwischen den Schachten Franz Joseph und Elisabeth im neuen Grubenfelde, nebst Angabe der von dem Wassereinbruche betroffenen Strecken.

FJ Maschinenförderschacht Franz Joseph. *W* Tagschacht Wodnagóra. *G* Tagschacht Górsko. *D* Tagschacht Danielowice. *KF* Förderschacht Kaiser Franz. *E* Tagschacht Elisabeth (früher Kübeck). *SD* Sohle (Horizont) des Tagschachtes Danielowice. *Kr* Grubenschacht Krolewski. *Al* Grubenschacht Alexandrowice. *An* Grubenschacht Antonia. *St* Grubenschacht Steinhauser. *Mi* Grubenschacht Mirow. *L* Zweiter Horizont: Ludowica (Kunigunde). *KF* Dritter Horizont: Kaiser Franz. *A* Vierter Horizont: Albrecht (auch blauer). *R* Fünfter Horizont: Rittinger. *HO* Sechster Horizont: Haus Oesterreich. *TR* Siebenter Horizont: Tiefster Regis (Königs-). *ZA* Zubau Antonia. *LC* Lauf Colloredo. *LL* Zweiter Lauf Lichtenfels. *La* Lasey.
I. II. III. Die drei Gruppen der Szybicker Salze.

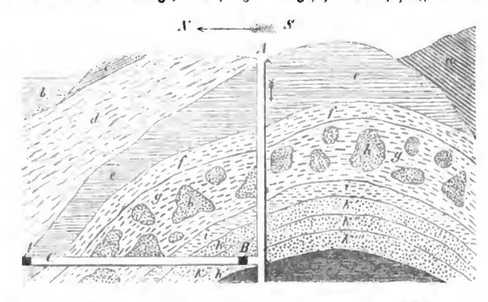
Die dunkel schattirten Strecken geben die Wasserhöhe des letzten Grubeneinbruchs an.

Sie heißen: Danielowice, 33,4 Klafter; Ludovica (oder Kunigunde) 14,5 Klafter; Kaiser Franz 9,3; Albrecht 14; Rittinger 22,5; Haus Oesterreich 15,2; Tiefster Regis 19 Klafter tief. Die Namen der Horizonte, Strecken, Verhaue, Kammern, Füllörter, Förderschachte, Tagschachte, Grubenschachte, Sturzschachte, Wetterschachte, Hoffnungsschläge und Querschläge stammen theils von den Besuchen hoher Herrschaften und um die Saline oder das Bergwesen verdienter Männer, theils von örtlichen Bezeichnungen. Kein Zweifel besteht darüber, daß das Steinsalzwerk Wieliczka mit dem nicht weit entfernten, ebenfalls sehr bedeutenden zu Bochnia in unterirdischem Zusammenhange steht; die Lagerungsverhältnisse des letztern sind ganz die gleichen wie in jenem, doch erreichen die Grubenbauten dort bei weitem nicht die Ausdehnung wie hier. Ueber die Eigenart der letztern können wir möglichst rasch hinweggehen. Bei der Abteufung der Schachte ist nur die Durchsetzung der Triebsandschichten gefährlich, sie werden mittels Zimmerung bewältigt. Bei der Anlegung der Gesenke im festen Salzgebirge tritt die Schramm- und Sprengarbeit ein, die gewonnenen Berge werden mittels Göpel ausgefördert. Bei der Abteufung des neuen Schachtes Albrecht (1869), von welchem weiter unten die Rede sein wird, kam auch Dampfkraft zur Anwendung. Die Schachte werden rechtwinkelig geschnitten durch die Strecken, anderweit Stollen oder Läufe genannt; sie dienen nicht, wie

in andern Gruben, blos zu Manipulationsvortheilen, sondern auch zur eigentlichen Aufschließung der Flötzlagerung. Die dem Salinenstreichen nach in der Richtung gegen Osten und Westen betriebenen Strecken heißen Hoffnungsschläge; jene gegen Süden und Norden alle vorhandenen Salzlager querenden Strecken aber Querschläge. Alle diese Läufe werden von besondern Arbeitern, den Streckenhauern, betrieben, von welchen immer zwei Mann gegen ein Feldort belegt sind und Schlägelgesellen heißen; die Zusammenstellung ist oft schwierig, weil stets ein Rechthändiger mit einem Linkhändigen arbeiten muß, um sich nicht zu stören und die Strecke nicht zu verkrümmen. Der Kammerbau umfaßt die Salzgewinnung aus den vereinzelten, nicht zu den Flötzen gehörigen Ablagerungen oder Restern. Die Formen, unter welchen das Salz gefunden wird, sind: Balvanen, cylindrische Stücke von 3 Ctrn. Gewicht; Formalsteine, in länglichen Vierecken von Centnerschwere; Naturalstücke, wie sie gebrochen werden, durchschnittlich 50 Pfd. wiegend; und Minutien, die Salzabfälle, welche in Fässer gepackt werden. Letzteres geschieht auch mit dem gewonnenen Krystallsalze. Zum Behufe der Förderung sind jetzt überall in den Strecken Schienenwege angelegt; die Berghunde und Fässerhunde, beide vierräderig, sind darauf eingerichtet. Die Tagförderung geschieht gegenwärtig mittels Dampfkraft an dem Tagschacht Franz Joseph, außerdem noch mittels Roßkunst am Förderschacht Bozawola. Die Maschine des erstern vermag täglich bis 8000 Ctr., das Göpelwerk aber blos 600 Ctr. herauszugeben, im Durchschnitt beträgt aber die Gewinnung nur 4000 Ctr. per Tag, jährlich nämlich 1,200000 bis 1,400000 Ctr. Salz in allen Formen. Das geförderte Quantum gelangt auf einem besondern Schienenstrange nach den Niederlagen in Podgorze und Niepolomice an der Weichsel. Früher ging fast die Hälfte des erzeugten Quantums über die Grenze nach Rußland, auch Preußen bezog noch vor 25 Jahren gegen 80000 Ctr. Salz aus Wieliczka, gegenwärtig sind aber die Verträge gekündigt, und die Saline hat nur das Inland zu versorgen, vorzugsweise Ungarn, Mähren, Schlesien und Galizien. Letzteres Kronland besitzt aber noch andere Salzwerke, namentlich außer Bochnia verschiedene Salzsiedereien, welche verpachtet sind. Das Salzmonopol wird von der Regierung auf das strengste gehandhabt; um den vielen Umgehungen einen Damm vorzulegen, hat man sogar die Erzeugung von Viehsalz mittels der Denaturation aufgegeben. Von der Auffindung von Kalisalzen in Galizien wird später die Rede sein. In Wieliczka haben sie sich bisher nicht entdecken lassen, das Suchen danach hat aber zu einer Katastrophe geführt, deren Wirkungen zwar vielfach übertrieben worden sind, nichtsdestoweniger aber fatal genug waren.

Am 19. Nov. 1868 erfolgte in dem Querschlage Kloski, der mit dem Horizonte Austria ziemlich in derselben Ebene geführt ist, ein Wassereinbruch. Dergleichen Unfälle haben das Steinsalzwerk schon öfters betroffen, so in den Jahren 1697, 1716, 1723, 1762 u. s. f., allein niemals mit solcher Heftigkeit und so bedrohlichen Folgen. Zwar im Anfang glaubte man nicht an große Gefahr. Seit der Erbohrung der Kalisalzschichten in Staßfurt hatte man die Gewißheit erlangt, daß diese wichtigen Nebensalze überall das Chlorkalium begleiten, daher auch sich in dessen Nähe finden müssen, obgleich die Verrückung der Ablagerungen durch spätere Fluten oder vulkanische Gewalten oft in der unerwartetsten Weise stattgefunden hat. Es lag nahe, auch in Wieliczka nach Kalisalzen zu forschen. Da diese, als schwerer krystallisirbar wie das Chlornatrium, am sichersten in den Hangendschichten des Salzgebirges auftreten, beschloß man diese anzugehen und wählte dazu den 660 Fuß tiefen Querschlag Kloski des Horizontes Haus Oesterreich. Als dieser ungefähr 750 Fuß von seinem Anfang entfernt, nach Durchsetzung des Salzthons, in die Hangend-Tegel-Schicht getrieben worden war, bemerkte man in der Sohle des Feldorts Spuren von zusickerndem Wasser; sie erregten nicht eher Besorgniß, als bis am 23. Nov. der Zudrang schon ein so gewaltiger geworden, daß er

nicht mehr zu bewältigen und das Leben der Arbeiter in höchster Gefahr war. Auf welche Weise alle Vorsicht so versäumt ward, daß dieses Ereigniß eintreten konnte, ist nicht genügend aufgeklärt, obgleich es jedenfalls Unterrichtete gibt. Wie dem auch sein möge, der heftige Zustrom wuchs von Tag zu Tag und spottete aller Anstrengungen. Drei cementirte Dämme wurden errichtet, alle drei wurden vom Wasser umlaugt, dieses drang unaufhaltsam zu. Jetzt ward man aufmerksam, ein panischer Schrecken ergriff die Oberwelt, zunächst die Einwohner der Stadt Wieliczka, welche schon Leben und Eigenthum in stygischen Fluten versinken sahen. Aber es stand auch zu viel auf dem Spiele für Land und Volk, als daß nicht alles Mögliche ins Werk gesetzt worden wäre, um eine Rettung zu versuchen. Commissionen über Commissionen wurden nach der Saline abgesandt; es dauerte etwas lange, bis sie zu energischem Entschlusse kamen. Einstweilen



Lagerungsverhältnisse am Wassereinbruche zu Wieliczka.

A Förderschacht Franz Joseph. *B* Horizont Haus Oesterreich. *C* Querschlag Klosti. *a* Karpatensandstein. *b* Sand der Alluvion. *c* Löß. *d* Meertertiärsand. *e* Hagend-Tegel. *f* Salzthon. *g* Salzthon mit *h* Grünsalzkörpern. *i* Spizasalz. *k' k'' k'''* Lager der Szybicker Salze. *l* Wassereinbruchstelle.

ward die Maschine des Franz-Joseph-Schachts mit einer doppelten Pumpentour versehen, welche in der Minute 10 Kubikfuß Einbruchwasser hebt; die Dampfmaschine des Elisabethschachtes wurde blos auf Wasserhebung eingerichtet und brachte mittels wechselnder eiserner Förderkästen in der Minute circa 12 Kubikfuß gesättigte, achtzehngrädige Soole zu Tage, welche in krystallfunkelndem Strome abfloß, wodurch Tausende von Centnern Salz verloren gingen; der Abfluß erforderte, des Monopols halber, Bewachung und machte den Serawabach ungeeignet zur Viehtränke. Als man so weit war, betrug der unterirdische Zustrom über 50 Kubikfuß in der Minute. Woher er stammte, war nicht zu ergründen, viele halten den Weichselfluß für die Quelle. Der unterste Horizont Tiefster Regis, der Horizont Haus Oesterreich mit allen dazugehörigen Oertern, Verhauen, Strecken und Querschlägen standen unter Wasser; dieses, vollkommen gesättigt, hatte die Eisenbahnschienen umlaugt, welche darauf schwammen wie Korke, es stieg immer höher und höher in den verschiedenen Schachten (vorzugsweise Franz Joseph, Wodnagóra, Alexandrowice, Steinhauser und Elisabeth) und drohte den Horizont Rittinger zu erreichen. Ein Glück, daß die völlig imprägnirte Soole nicht mehr die Eigenschaft besaß, Salz zu lösen, sonst hätte sie die Pfeiler der einzelnen Horizonte unterwaschen, ungeheuere Brüche wären erfolgt, das Bergwerk, mit ihm vielleicht die Stadt, verloren gewesen. Die größten Anstrengungen wurden gemacht, um der Gefahr ein Ziel zu setzen; sie gewannen Aussicht, als der Zufluß, nach genauesten Messungen, sich stetig verminderte. Im Elisabethschacht war Hals über Kopf eine gewaltige Dampfpumpe auf-

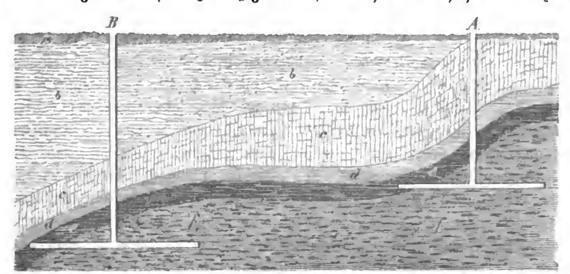
gestellt worden, welche im März 1869 zu arbeiten begann und in der Minute 90 Kubikfuß Einbruchwasser hebt, während der Zustrom höchstens noch 35—40 Kubikfuß beträgt. Ihr gelang es denn auch, allmählich die Wasser zu bewältigen, allein sie arbeitet noch heute, und immer noch ist der Querschlag Kloski ersoffen. Um dem Uebel zugleich an der Wurzel beizukommen, wurde senkrecht über der vermutheten Einbruchstelle ein Schacht abgeteuft, um jene aufzufinden und verstopfen zu können; leider hat aber auch dieses energisch und mit Aufopferung durchgeführte Werk bis heute keinen Erfolg gehabt. Indessen denkt niemand mehr an Gefahr für die Saline und Leute. In der That, selbst der konnte nicht daran denken, der, gleich uns, in den Tagen der allerhöchsten Noth vor dem schwarzen Schlunde stand, aus welchem, sichtbar von Minute zu Minute steigend, die unheimlichen Wasser der Tiefe emporbrodelten. Denn das ganze Grubengebäude läßt keinen andern Vergleich zu als den mit einem soliden, wohl aus Quadern gefügten Hause von sieben Stockwerken; in seine Keller sind Wasser getreten, das hindert die Bewohner der obern Etagen nicht, in gewohnter Weise fortzuleben. So war es auch in Wieliczka, der Betrieb nicht einen Tag unterbrochen. Heute ist, wie gesagt, alles in Ordnung, und es bleibt nur die Erinnerung an die großen Kosten, die dem Betriebe durch den vielberufenen Unfall aufgebürdet worden sind und noch werden. In frühern Jahrhunderten war die Saline mehrmals durch furchtbare Brände heimgesucht, so 1644 im Tagschacht Bonner, welcher acht Monate hindurch währte, 1696 in der Kammer Boczaniec, 1772 in der Grube Adamow. Die furchtbarsten Tagbrüche geschahen 1698, wobei zwei Häuser der Stadt gänzlich versanken, und 1744 in dem Verhau Kreczini. Durch Grubenwetter haben seit Menschengedenken nur zwei Unvorsichtige das Leben eingebüßt.

2) Staßfurt.

Während das Steinsalzwerk Wieliczka von altem Ruhme zehrt und nur neuerdings eine Gefahr, die zu dessen Erhöhung nichts beitragen konnte, wieder vorübergehend die Augen der Welt dahin gelenkt hatte, haften diese mit dauerndem Interesse an einem zweiten, nicht minder großen, vielleicht noch größern Steinsalzwerke jüngern Datums in Norddeutschland. Dies ist Staßfurt bei Magdeburg in der preußischen Provinz Sachsen. Zwar bietet diese Saline bei weitem nicht die vielen Merkwürdigkeiten und großartigen Eindrücke wie ihre galizische Schwester, dagegen ist sie für die Wissenschaft weit interessanter, für die Praxis weit bedeutender, und zwar aus dem Grunde, weil in ihr zum ersten male ganz unzweideutig die schwer löslichen Nebensalze des Meerwassers über einer ungeheuern Chlornatriumablagerung in nahezu gleicher Mächtigkeit abgesetzt auftreten. Ihre Auffindung hat nicht nur die Wissenschaft gekräftigt, sondern auch die Industrie und die Urproduction in einer Weise, deren Folgen unabsehbar sind. Der Erschluß der Kalisalze — wie man schlichtweg mit einem Collectionamen die Gesammtheit der staßfurter Nebensalze zu nennen pflegt — ist weit wichtiger geworden als die anfänglich mit Enthusiasmus begrüßte Erbohrung des mächtigen Steinsalzlagers unter ihnen. Ehe wir jedoch auf eine nähere Schilderung dieser außerordentlichen, bisjetzt in ihrer Art einzigen Verhältnisse übergehen, werfen wir einen Blick auf die geologischen Verhältnisse und die Geschichte des Steinsalzwerks Staßfurt.

Es war seit lange bekannt, daß in dem großen norddeutschen Becken bedeutende Salzablagerungen vorhanden seien, welche hauptsächlich in Thüringen und in der magdeburger Gegend seit Jahren durch Sudbetrieb zum Theil ausgenutzt wurden. So in den Salinen Salza bei Schönebeck, Halle, Dürrenberg, Kösen, Artern, Buffleben, Stotternheim, Kötschau, Töndern; auch in Staßfurt selbst befanden sich Bohrlöcher bis zu 167 Fuß Tiefe, welche eine Soole von 8—9 Grad Temperatur und einem specifischen Gewicht von

1,127 lieferten, die auf vier Pfannen ohne Gradirung versotten wurde. Wie schon oben erwähnt, machte sich die Ueberzeugung immer mehr geltend, daß diese Soolen nur aus dem festen Steinsalzgebirge gesättigt seien; sie wurde bestärkt durch die Aufschließung desselben zu Erfurt. Im Jahre 1839 beschloß man den ersten Bohrversuch in Staßfurt, dessen Lage in der von vielen Soolquellen durchbrochenen Egel'schen Sudmulde besondern Erfolg versprach. Im Jahre 1843 erreichte man bei 975 Fuß Bohrtiefe die gesättigte Soole, welche aber so stark mit Chlormagnesium versetzt war, daß ihr Versieden keine sonderlichen Vortheile ergab. Stücke krystallisirten Steinsalzes jedoch, die sie zu Tag brachte, und das Gutachten der Autoritäten Marchand und Bischof veranlaßten zur Fortsetzung des Versuches, und zwar gleich durch Eröffnung von Schachten. Es wurden deren zwei, von der Heydt und von Manteuffel, nach preußischen Ministern genannt, in den Jahren 1851 und 1852 angehauen und in denselben nach fünfjähriger Arbeit, bei 975 Fuß Tiefe, das reine Salzlager erreicht. Dieses letztere selber hat, wie Bohrungen ergeben haben, eine Mächtigkeit von über 1000 Fuß, wobei sein Liegendes noch nicht erreicht worden ist; da der Umfang der Egel'schen Mulde bei 25 Quadratmeilen erreicht und dieselbe jedenfalls ganz oder doch nahezu mit der Salzablagerung unterirdisch ausgefüllt ist, so kann man sich einen Begriff davon machen, welcher unerschöpfliche Schatz hier aufgeschlossen worden ist. Und dennoch tritt die Bedeutung des Steinsalzes der Saline Staßfurt in den Hintergrund gegenüber derjenigen der Nebensalze, denn das erstere wird sowol speciell in dem norddeutschen Becken, als überhaupt in dem preußischen Staate schon überdies zur Genüge gewonnen, freilich nicht überall so leicht und rein wie in Staßfurt. Ueber die gesammten Lagerungsverhältnisse wurde man aber erst vollkommen klar, als auch das dicht benachbarte Ländchen Anhalt, kaum 20 Minuten von der preußischen Grenze entfernt, im Jahre 1858 ebenfalls zwei Schachte niederteufte, welche zwar ganz dieselben Schichten durchsanken, aber die ersten Steinsalzlagen schon bei 480 Fuß Tiefe auffanden. Nunmehr wußte man ganz genau, daß die Salzflötze in fast regelmäßigem, nirgends gewaltsam durchbrochenem, höchstens muldenförmig durchsetztem Fall von Südwest nach Nordwest abstreichen und daß der Fallwinkel derselben 30 Grad im Mittel beträgt. Ebenso regelmäßig verlaufen auch die Schichten des Hangenden.



Längenprofil (2500 Fuß) des staßfurter Steinsalzlagers.

A Anhaltiner Schacht (Leopoldshall). *B* Preußische Schachte (von der Heydt und Manteuffel). *a* Alluvion. *b* Bunter Sandstein. *c* Gips (Anhydrit). *d* Salzthon (Mergel). *e* Kali- und Magnesiasalze (Abraum). *f* Reines Steinsalz.

Die Lagerungsverhältnisse aber ergaben sich als die folgenden: Unter dem angeschwemmten Boden der Ebene ward eine beträchtliche Schicht der bunten Sandsteinformation durchsunken, Schieferletten mit Bändern von feinkörnigem Sandstein, Rogenstein und festem Graukalk; darauf folgt ein gleichfalls, wenn auch minder mächtiges Flötz von festem

Gips und Anhydrit; darunter Salzthon mit bituminösem Mergel; nunmehr kommt eine 140—158 Fuß mächtige Lage der Nebensalze. Sie bestehen vorzugsweise aus Kali- und Magnesiumverbindungen; da man ihrer anfänglich gar nicht achtete, sondern sie sogar nur für einen beschwerlichen oder schädlichen Abraum hielt, so gab man ihnen auch seinerzeit den allgemeinen Namen „Abraumsalze". Ihr Liegendes ist das reine Steinsalz, durchsetzt mit Schnüren von Anhydrit.

Das staßfurter Steinsalz ist von Natur eins der reinsten, die man kennt, und übertrifft alle Sudsalze, indem es 98 Proc. Chlornatrium enthält. In dieser Reinheit findet es sich aber keineswegs überall, sondern nur in den tiefsten Schichten, deren Mächtigkeit man allerdings bis zu der enormen Stärke von 700 Fuß kennt; darüber liegt eine 200 Fuß messende Schichtung von mit Magnesiumsalzen ziemlich stark verunreinigtem Steinsalz, worin letzteres jedoch entschieden vorwaltet; 180 Fuß nehmen die Vermischungen schwefelsaurer Salze mit dem Chlornatrium ein, bis letzteres in dem obersten Flötz, 135 Fuß mächtig, nur im zweiten Rang mit den Nebensalzen auftritt. Die Grenze dieser vier Hauptabtheilungen, sagt Bischof, welchem wir hier folgen, ist indessen keineswegs genau zu bezeichnen, vielmehr findet der Uebergang von einer zur andern Abtheilung nur mit allmählicher Veränderung der chemischen Constitution statt. Wäre der Streit noch nicht entschieden, wie sich die Steinsalzlager gebildet haben, fügt er hinzu, ein einziger Gang durch die Baue dieser vier Abtheilungen würde genügen, diesen Streit zu schlichten. Jeder Zweifel schwindet, wenn die Regelmäßigkeit der gesammten Ablagerung, die Aufeinanderfolge der verschiedenen Salze nach ihrer Löslichkeit, die nach chemischen Thätigkeiten so meisterhaft geordnete Gruppirung der einzelnen Stoffe das Schiedsrichteramt übernehmen. Das Salzflötz in seiner Gesammtheit wie das kleinste Salzkorn führt zur Ueberzeugung, daß wir uns in einer trockenen Salzmasse befinden, welche einst im Wasser gelöst war — wobei es vorläufig dahingestellt bleibt, ob diese Lösung einem weiten Meerbusen angehörte oder sich immer von neuem durch Auslaugung benachbarter Formationen bildete und durch Flüsse ununterbrochen zugeführt wurde, oder sich durch Kanäle aus dem benachbarten Ocean ersetzte. Wie heute noch der ruhige Abdünstungsproceß in seiner Thätigkeit und mit seinen Resultaten im Eltonsee, im Todten Meere, in den Salzgärten des Mittelländischen Meeres zu beobachten ist, so zeigt uns das Salzlager Staßfurts das Product eines bereits beendeten, nur vielleicht beim Beginn der Triasepoche noch thätig gewesenen Abscheidungsprocesses. Damit ist denn auch die ungemeine Wichtigkeit dieser Salzlagerstätte für die Geschichte der Bildung der Erdrinde, vorzugsweise des Steinsalzes, dargethan, deren wir schon oben gedachten. Die Wissenschaft hat dadurch einen außerordentlichen Triumph gefeiert; was die Theorie, freilich schüchtern und vielfach bestritten, a priori construirt hatte, erhielt hier durch die Wirklichkeit den augenfälligsten, schönsten Beleg. Wir haben nunmehr die Gewißheit, daß der Theil des magdeburg-halberstädter Beckens, welcher die sogenannte Egel'sche Mulde bildet, in der Urzeit einen Theil des Oceans gebildet hat, dann von demselben getrennt und zum Binnensalzsee wurde, dessen Gewässer ziemlich regelmäßig verdunsteten, nicht gestört und durchbrochen von neptunischen und vulkanischen Einbrüchen, wie diejenigen des galizischen Golfs. Wir wissen, daß der Ocean vor vielen Tausenden von Jahren genau dieselben Bestandtheile führte wie heutzutage, denn hier finden wir sie alle ohne Ausnahme abgelagert, kein einziger fehlt, aber es ist auch kein einziger darunter, welcher jetzt etwa nicht mehr im Seewasser vorhanden wäre. Nur das Eine wissen wir noch nicht, aber die Forschung wird es schon noch aufhellen, ob der Ocean der Urzeit die Salzlösungen in denselben Quanten enthielt wie heutzutage, oder vielleicht — was wahrscheinlich ist — in größern Verhältnissen; die Lösung dieser Frage wird ein weiterer wichtiger Beitrag zu der Geschichte der Erdbildung sein.

Aber schlüpfen wir nunmehr in den Grubenkittel, um das norddeutsche Salzwerk ebenso aufmerksam zu befahren wie das galizische. Wir wählen dazu den preußischen Theil, den weitaus besuchtern, obschon behauptet wird, daß in dem anhaltiner Schacht zu Leopoldshall die Fahrkunst zwar beschwerlicher, doch sicherer sei als in Staßfurt. Hier besteht sie aus einem mit der hundertzwanzigpferdekräftigen Fördermaschine in Verbindung gebrachten eisernen Fahrstuhl, welcher rings verschlossen mit einem Schutzdach und möglichst zuverlässiger Fangvorrichtung versehen ist, welche letztere im Falle Reißens des Windeseils zwei Sperrzähne befreit, die sofort die Niederfahrt hemmen. Ganz sicher soll übrigens dieser Apparat doch nicht sein; mehrere Unglücksfälle sind schon vorgekommen; ob vor oder nach dessen Anbringung, wissen wir freilich nicht; wahrscheinlich vorher, denn in der ganzen Welt probirt man bekanntlich die Spritzen blos nach dem Feuer. Die Fahrt geht in unmerkbarer Weise in dem nur theilweise verzimmerten Schachte von der Heydt, der auch zur Wasserhaltung dient, von statten; in wenigen Minuten ist die Sohle erreicht; ein prächtiges Gewölbe, mit Grubenlichtern allerdings etwas sparsam erleuchtet, nimmt die Gäste auf und scheint sie auf Größeres vorbereiten zu wollen; allein dieses erscheint nicht, die Ueberraschungen von Wieliczka fehlen in Staßfurt oder finden nur unvollkommenen, künstlichen Ersatz; man kann sagen, dort waltet die Romantik vor, hier die classische Realität in ihrer höchsten Vollendung, aber auch Einförmigkeit. Die Begehung der Strecken hat nicht die mindeste Schwierigkeit, sie zeichnen sich vor denen des galizischen Werks aus durch ihre Höhe und Sprengweite, durch die sie sich zu wirklichen Straßen gestalten, neben welchen her die Schienengleise für die Salzhunde, hier Förderwagen, laufen. Wände und Boden erscheinen ganz trocken, die Luft ist bei einer Temperatur von 16—18 Grad zwar salzgeschwängert, aber durchaus rein und gesund, eine Folge der vorzüglich eingerichteten Circulation der Wetter. Es sind zu diesem Zweck eigene Wetterschächte abgeteuft und Ventilatoren im Gange. Schädliche Wetter, welche überhaupt in Salinen nur selten vorkommen, treten in Staßfurt nur in sehr geringen Mengen auf, Beweis von dem unbedeutenden Gehalt der Salze an organischen Resten, welche die Entwickelung der Kohlenwasserstoffgase bedingen. Das Vorhandensein der letztern wird erkannt aus ihrer Entzündbarkeit über einem neuen Bohrloch, wo sie, mit dem Grubenlicht in Berührung, sofort in einem blauen matten Flämmchen aufflackern, aber rasch wieder verlöschen. Größere Ansammlungen und infolge deren Unglücksfälle sind hier ganz unmöglich.

Die Wanderung in den streichenden Strecken und querschlägigen Abbauörtern des staßfurter Werkes ist bald beendet, da dasselbe hinsichtlich der gegenwärtigen Ausdehnung natürlich nicht im geringsten den Vergleich mit Wieliczka aushalten kann. Vielleicht ist auch diese geringere Zahl von Schachten und Strecken daran schuld, daß die Wärme hier sich beträchtlich fühlbarer und dem Ungewohnten nach längerm Aufenthalt den Grubenkittel wirklich zur Last macht. Was das galizische Werk ferner für den blos neugierigen Gast voraushat, ist die Liberalität, womit eine vollständige Beleuchtung zu Ehren jeder größern Gesellschaft arrangirt wird ohne alles Entgelt; in Staßfurt ist man dagegen mit der Illumination sehr sparsam und gewährt sie nur bei besonders festlichen Gelegenheiten. Dann aber ist der Anblick öfters ein sehr überraschender, besonders in den hochgewölbten Strecken der Abraumsalze, deren bunt wechselnde Färbung bei heller Beleuchtung einen wahrhaft magischen Effect hervorbringt. Die Gewinnung sowol des Steinsalzes als der Kalisalze erfolgt mittels Firstbetrieb; die Massen werden mit Pulver gesprengt, die Trümmer in der Grube selbst durch Handscheidung gesondert. Was nicht zur Förderung tauglich erscheint, wird zum Versatz der Oerter benutzt, auch das taube Gestein, das noch bei der Auslese über Tag sich ergibt, kehrt wieder in den Berg zurück.

Die gewonnenen Salze werden in Grubenförderwagen mit festen Rädern an rotirenden Achsen bis zu dem Förderschacht von Manteuffel gebracht, wo deren je zwei, zusammen mit 25 Ctrn. Füllung, im Etagenkorbe auf einmal durch die Fördermaschine gehoben werden. Das zu Tage geförderte Salz wird, wie eben erwähnt, nochmals sortirt und entweder in Stücken sofort verladen oder zur Mühle geschafft, um verkleinert zu werden. Letztere besteht aus zwei Satz; der erste Gang ist mit einer cannelirten konischen Stahlwalze, nach Art der Kaffeemühlen, versehen, der zweite mahlt mit Steinen das Gut zu beliebiger Feinheit; gegenwärtig sind 18 Mühlen im Gang, und zwar 8 für Steinsalz, 10 für Abraumsalze. Die Packung geschieht nicht in Fässer, sondern in Säcke. Aus dem unreinsten Steinsalz wird ein Viehsalz dargestellt durch Denaturation mittels Eisenoxyd (Colcothar) und Wermutpulver; dasselbe wird jetzt mit 7 Sgr. der Centner an die Landwirthe abgegeben. Beliebter und vortheilhafter als in pulverförmiger Gestalt ist dasselbe in der Form der Leckſteine, viereckige Briquettes, welche unter der Presse angefertigt und dem Vieh zum Lecken je nach Bedarf oder Geschmack vorgelegt werden. Der Streckenbau wurde anfänglich mit besonderer Vorsicht ausgeführt; zwischen den 4 Lachter breiten Oertern ließ man 3 Lachter breite Pfeiler stehen, wodurch allerdings die Gewinnung wesentlich erschwert wurde. Das Gestein erwies sich aber so sicher, daß man jetzt 12 Lachter breite, 4 Lachter hohe Abbauörter ausrichtet und die Firsten durch 6 Lachter starke Bergfesten sichert. Dadurch entsteht eben die Geräumigkeit der unterirdischen Bauten des Werks, schade nur, daß deren Einförmigkeit, zum großen Nutzen des Betriebs, nirgends die Ueberraschungen bietet, welche Wieliczka zum Märchen im Volksmunde gemacht haben. Am großartigsten nimmt sich das weite Gewölbe unmittelbar unter der Einfahrt aus, besonders soll es bei vollständiger Beleuchtung einen tiefen Eindruck machen. Durch den Schacht von der Heydt werden übrigens auch die Wasser gehoben, welche aus den verschiedenen Sumpfstrecken zufließen und deren Ansammlung bis 15 Kubikfuß in der Minute beträgt. Es ist dazu eine zweihundertpferdekräftige, einfach wirkende Hochdruckdampfmaschine thätig; außerdem ist auch noch eine sechzehnpferdekräftige Dampfmaschine vorhanden, um die Hauptzugänge in einem 34 Lachter tiefen Hülfsschacht zu Sumpfe zu halten. An Dampfkraft hat das Salzwerk überhaupt neun größere Maschinen von zusammen 470 Pferdekraft in Betrieb zur Förderung, Wasserhebung, Aufbereitung und Vermahlung der Salze. Von letztern betrug die jährliche Production in den preußischen und anhaltinischen Werken im Jahre 1864 im ganzen gegen 3,380000 Ctr., davon 880000 Ctr. Steinsalz und 2,500000 Ctr. Abraumsalze. Seitdem ist die Production stetig gestiegen, namentlich diejenige der Kalisalze, während der Bedarf die des Steinsalzes in mehr stabilen Grenzen hielt. An erstern producirten

	Preußen	Anhalt	Zusammen
1866 . . .	1,302000 Ctr.	1,607000 Ctr.	2,909000 Ctr.
1867 . . .	1,461000 „	1,730000 „	3,191000 „
1868 . . .	1,672000 „	1,923000 „	3,595000 „

Die letztere Gesammtsumme entspricht einem Reingehalt von circa 480000 Ctr. Chlorkalium. Die Steinsalzproduction beschränkt sich in dem anhaltinischen Werke auf das Bedürfniß des Landes selbst, das 26—30000 Ctr. jährlich beträgt. In der preußischen Saline werden dagegen jährlich über 1 Mill. Ctr. Steinsalz gewonnen, wovon das meiste zu Fabrikzwecken, ein nicht unbeträchtlicher Theil — über 200000 Ctr. aber zur Darstellung von Viehsalz in der Form von Leckſteinen verwendet wird. Wie hoch die Production aber gesteigert werden kann, das geht hervor aus der unermeßlichen Mächtigkeit der Steinsalzablagerung sowol wie aus der Berechnung des Gehalts der bisjetzt erschlossenen Schichten der Abraumsalze; letztere ergibt in annähernder Schätzung ungefähr 500 Mill. Ctr., welche etwa 125 Mill. Ctrn. Chlorkalium entsprechen dürften. Daß

die Kalisalze bei dem staßfurter Bergbau — und zwar ganz unerwartet — zur Hauptsache geworden sind, geht aus dem Vorerwähnten schon hinreichend hervor; sie werden es im Laufe der Zeit immer noch mehr werden, um so gewisser, als der Salzreichthum der norddeutschen Ebene immer noch neuen Zuwachs erhält. So hat die preußische Bergbehörde in Sperenberg, etwa 6 Meilen südlich von Berlin, ein Bohrloch auf Steinsalz niederbringen lassen; dasselbe hatte mit Ende Mai 1870 eine Tiefe von 3090 Fuß erreicht, und ist bis dahin, von 280 Fuß Tiefe ab, ununterbrochen im Steinsalz betrieben worden, sodaß eine Mächtigkeit des Salzlagers von 2810 Fuß nachgewiesen ist. Ein zur Untersuchung der Lagerungsverhältnisse des Salzlagers in einiger Entfernung vom Hauptbohrloche im December 1869 angesetztes zweites Bohrloch stand um dieselbe Zeit bei 277 Fuß Tiefe im Gips an. Es besitzt demnach Preußen Steinsalzlager, welche mächtig genug wären, um den Bedarf der ganzen Welt auf Jahrhunderte hinaus zu decken. Noch erübrigt zu bemerken, daß die bergmännischen Verhältnisse in dem anhaltinischen Werke Leopoldshall die nämlichen sind wie in dem preußischen; daß die Abbausohle des erstern weit weniger tief liegt, die Gewinnung also leichter und lohnender ist, wurde schon oben erwähnt. Trotzdem ist hier die Fahrkunst beschwerlicher, daher auch der Besuch seltener; sie ist gleichfalls mit zuverlässigen Fangvorrichtungen nach White und Grant versehen, wechselt aber bei dem Aufgang und Niedergang etagenweise, sodaß man mehreremal in einen andern Fahrstand übersteigen muß, was bei dem raschen Wechsel eine gewisse Behendigkeit erfordert. Der Betrieb unterscheidet sich nicht von dem schon vorher beschriebenen.

Die Gesammtablagerung der Salze in den staßfurter Werken läßt sich, nach Bischof, in vier von oben nach unten einander folgende Regionen abscheiden, nämlich 1) Region des Carnallit, 2) Kieserit-Region, 3) Region des Polyhalit, 4) Anhydrit-Region. Benannt sind dieselben nach dem vorwaltenden Gestein oder Salz. Die oberste, etwa 140 Fuß mächtig, enthält neben Bänken von Kieserit und Chlornatrium als Hauptbestandtheil Carnallit. Dieser, nach dem preußischen Oberbergrath von Carnall benannt, ist ein wasserhaltiges Doppelsalz von Chlorkalium und Chlormagnesium, findet sich aber in reinem Zustande nur in vereinzelten Nestern. Gewöhnlich erscheint das Salz schön fleischroth gefärbt, weil es mit äußerst fein zertheiltem Eisenglimmer durchschossen ist. Vermöge seiner hygroskopischen Eigenschaft zerfließt es ungemein rasch an der Luft; über Tag hält es sich daher nicht intact und wird deshalb täglich nur so viel davon gefördert, als zur Verarbeitung gelangt. Der Carnallit wird von den Abraumsalzen am meisten verwendet, im Jahre 1869 sollen allein davon gegen 3 Mill. Ctr. in beiden Werken gefördert worden sein. In dem Hängenden der Carnallit-Region des anhaltinischen Werkes tritt ein höchst wichtiges Salz aus einer Verbindung von schwefelsaurer Kalimagnesia und Chlormagnesium, verunreinigt mit Chlorkalium, Chlornatrium und Gips auf, welches zu den allerwerthvollsten unter den Abraumsalzen zählt. Es ist dies der Kainit, so genannt nach dem Bergmeister, der ihn im Jahre 1865 entdeckte. Er wird auch Leopoldit genannt, nachdem letzterer Name dem Sylvin entzogen wurde, und hat sich zum Theil umgesetzt in den Schönit, bei welchem Salz der Gehalt an Chlormagnesium fehlt, welcher durch Wasser ausgelaugt erscheint. Bei einer Behandlung der schwefelsauren Kalimagnesia des Schönit in der Doppelverbindung durch Chlorkalium kann die gesammte schwefelsaure Bittererde in Kalisulfat übergeführt, oder doch das Schönitsalz mit Kalisulfat beliebig bereichert werden, wodurch in der Kalisabrikation eine wesentliche Umwälzung stattgefunden hat. Kainit und Schönit sind die für die Darstellung concentrirter Dünger wichtigsten und bedeutendsten Abraumsalze; daß sie das Hauptmaterial des jungen Kalisalzbergbaues zu Kalusz in Galizien bilden, werden wir später hervorzuheben Gelegenheit haben. Der Kieserit, der den Namen Kieser's von Jena trägt, hieß ursprünglich nach

seinem ersten Finder Martinsit. Er ist ein schwefelsaures Bittererdesalz mit Wasser, gewöhnlich mit Chlornatrium und Chlormagnesium verunreinigt. Seine Farbe ist grauweiß, heller als Carnallit und Kochsalz, was bei dem häufigen Wechsel der Bänder und dem starken Einfallwinkel der Schichten einen guten Effect macht. In der Kieserit-Region tritt noch eine besondere Gruppe von wichtigen Salzen auf. Zunächst aber nur in den anhaltinischen Werken der Sylvin, ein reines Chlorkalium, nesterweise in den obersten Bänken eingesprengt; von weißer, perlmutterglänzender, öfters ins Röthliche spielender Färbung und besonderer Härte, daher auch von den Bergleuten schlichtweg mit „hartes Gestein" bezeichnet. Der Sylvin bildet mit dem Kieserit das Muttergestein des Carnallit. Nach seinem ersten Entdecker hieß das Mineral anfangs Hövelit, dann dem anhaltinischen Minister, der sich um die Aufschließung des Salzwerks besonders verdient gemacht hatte, zu Ehren Schätzellit, nach dem Herzog oder dem Fundort auch Leopoldit. Endlich kam man überein, ihm den Namen des alten Naturforschers Aeneas Sylvius beizulegen, und diesen hat es behalten, oder vielmehr er ist auf dasselbe übertragen worden von dem gleichen Salze, das als vulkanisches Product am Vesuv gefunden wird. Der Sylvin ist eine mineralogische Seltenheit; viel reichlicher als in Staßfurt kommt er im Haselgebirge von Kalusz vor und sichert diesem Kalisalzwerk hauptsächlich seine eigenthümliche Bedeutung. Statt des Sylvin tritt in dem tiefern Lager des preußischen Theils auf der Tachhydrit, wegen seiner schnellen Wasseraufnahme benannt, das am raschesten zerfließende aller Abraumsalze. Er hätte dieselbe Zusammensetzung wie der Carnallit — Chlorcalcium ist aber an die Stelle des Chlorkalium getreten. Der Tachhydrit hat eine bernsteingelbe Farbe, er kommt nicht häufig und nur in dünnen Schichten zwischen dem Kieserit vor. Der Boracit, früher Staßfurtit genannt, schließt die Salzreihe dieser Gruppe. Er kommt in unregelmäßigen Nieren bis Kopfgröße in den obern Schichten vor, aber nur sehr spärlich; das Salz, welches aus Chlormagnesium und borsaurer Bittererde mit Wasser besteht, ist kreideweiß, ziemlich dicht und im Wasser schwer löslich; es dient zur Darstellung von Borax, der bisher nur aus der Borsäure des Sassolin in der Emilia und auf der Insel Volcano gewonnen wurde. Die Polyhalit- oder vielsalzige Region wird charakterisirt durch das überwiegende Auftreten von Chlornatrium, das mit schwefelsauren Salzen des Kali, des Kalks und der Bittererde verunreinigt ist. Die Verbindung der erstern drei Salze miteinander bildet den hellgrauen, selbständig in dünnen Schnüren auftretenden Polyhalit, welcher aus dem Anhydrit entstanden ist und auch Gips in vorherrschender Menge enthält. Die unterste Region des Anhydrit (auch Karstenit) besteht nur aus Steinsalz, das mit Bändern von wasserlosem schwefelsaurem Kalk durchwirkt ist. Die regelmäßige Aufeinanderfolge dieser weißgrauen, mit bituminösen Stoffen organischer Reste durchsetzten Schnüre hat einen überraschenden Aufschluß über die zur Bildung des staßfurter Steinsalzlagers nöthige Zeit ergeben. Der Bergmann nennt nämlich, nach Bischof, diese Schnüre „Jahrringe", und in der That läßt sich annehmen, daß jede solche Anhydritschicht den Steinsalzabsatz eines Jahres begrenzt, sodaß nicht nur aus der Anzahl der Schichten auf den Zeitraum geschlossen werden kann, der zur Bildung des ganzen Lagers erforderlich war, sondern aus der Stärke der von zwei Anhydritschnüren eingeschlossenen Steinsalzschicht auch die Temperaturverhältnisse der einzelnen Jahre abgenommen werden können. Wird die Mächtigkeit des ganzen Salzlagers, wie wahrscheinlich, auf 5000 Fuß angenommen, so waren zu dessen Abscheidung danach 15000 Jahre erforderlich. Das von Anhydrit durchzogene Steinsalz endlich ist krystallinisch, von wasserklarer Durchsichtigkeit an bis zur durchscheinenden Derbheit. Als Seltenheiten kommen, besonders im anhaltinischen Werke, wunderschön blaue Steinsalzstücke vor, welche aber ihre Farbe bei der Auflösung oder im Glühen verlieren. Außer den angeführten nutzbaren Mineralien treten in der staßfurter Saline

noch auf: Salze des Brom, hauptsächlich in der Mutterlauge des Kainit, ferner Cäsium und Rubidium. Dagegen ist bisjetzt weder Jod noch Lithium entdeckt worden.

Im Beginn der bergmännischen Ausbeutung von Staßfurt richtete man sein Auge nur auf das Steinsalz und betrachtete die darüber lagernden Abraumsalze — daher der Name — nur als eine unnütze, wegzuschaffende Last. Zwar wurden Versuche gemacht, sie roh, wie sie waren, zur Düngung zu verwenden, jedoch ohne Erfolg, ja sogar zur Schädigung der Versuchsteller. Erst allmählich ward man auf den ungeheuern Schatz aufmerksam, der im Kaligehalt dieser Salze enthalten war. Die fabrikmäßige Gewinnung desselben begann im Anfange der sechziger Jahre. Nachdem vorher verschiedene, halb ziellose Unternehmungen wieder eingegangen waren, gelang es der Beharrlichkeit und Geschicklichkeit mehrerer Chemiker, unter welchen insbesondere Dr. A. Frank sowie die Firma Vorster u. Grüneberg zu nennen sind, den Abraum auf das glücklichste zu verwerthen. Gegenwärtig besteht, blos auf dessen Ausnutzung begründet, in Staßfurt-Leopoldshall eine Reihe von chemischen Fabriken, wie sie auf gleichem Raume zusammengedrängt wol nirgends in der Welt mehr vorkommt. Diese junge Industrie verdient und findet um so mehr Anerkennung, als sie unter schweren Kämpfen sich sowol das Feld ihrer Thätigkeit als auch dasjenige für den Absatz ihrer Producte geradezu erst neu schaffen mußte. Die früher sogenannten „bittern" oder „bunten" Salze hatten, wie nach der obigen Auseinandersetzung ihrer Entstehung leicht erklärlich, so lange blos ein wissenschaftliches Interesse erregt, bis es dem genannten Dr. A. Frank im Jahre 1860 gelang, eine technisch brauchbare Methode zur Extraction der reinen Kalisalze aus ihrem Gemisch aufzufinden; er war es auch, der 1861 die erste Fabrik in Staßfurt errichtete, welche schon bis 1865 über 500000 Ctr. der Abraumsalze auf Kali verarbeitet hatte. Gegenwärtig beträgt bei starkem Betrieb die Förderung der Kalisalze in Staßfurt oft gegen 5—6000 Ctr. täglich. Der Werth dieser Mineralien beruht auf ihrer vielfachen Verwendbarkeit. Es werden nämlich daraus gewonnen kohlensaures Kali (Pottasche) für die verschiedensten industriellen Zwecke: Seifenfabrikation, Färberei, Bleicherei, Glasfabrikation, Kattundruckerei, Darstellung von Farbwaaren, Töpferei, Heilkunde u. s. w.; salpetersaures Kali (Salpeter) zur Schießpulverfabrikation, zum Fleischpökeln und andern Conservationsmethoden, zur Glasfabrikation, zur Darstellung von Schwefelsäure, von Salpetersäure, von Arzneimitteln und andern technisch-chemischen Präparaten; schwefelsaures Kali (Doppelsalz) zur Erzeugung von Alaun, Salpeter, Schwefelkalium, zur Glas- und Pottaschefabrikation; chlorsaures Kali (Knallsalz) zu Zündpräparaten (Zündhütchen, Reibzündern, Zündspiegel für Gewehre), zur Feuerwerkerei und Darstellung des Bleichwassers; kieselsaures Kali (Kali-Wasserglas) zu feuersichern Anstrichen; blausaures Kali (Cyankalium) zur Färberei, Farbwaarendarstellung, Vergoldung und Photographie; chromsaures Kali zur Farbenfabrikation, in der Kattundruckerei; Aetzkali (Kalihydrat) zur Seifensiederei, Bleicherei, Färberei, Kattundruckerei und chemischen Zwecken; Bromkalium und Jodkalium zu Zwecken der Photographie; endlich Chlorkalium (salzsaures Kali) zu Frostmischungen (Fabrikation von künstlichem Eis), zur Darstellung von Salpeter und Alaun. In dieser reichen Reihe von zum Theil hochbedeutenden Industrien steht die Fabrikation von Salpeter und Pottasche obenan; dadurch machen die staßfurter Kalisalze Deutschland hinsichtlich des erstern unabhängig vom Auslande, das ihm bisher seinen Bedarf zum größern Theil liefern mußte; durch die zweitgenannte Production aber ist ein Ersatz geboten für die vandalische Aschenbrennung der Wälder, die ohnedies von Jahr zu Jahr mehr eingeschränkt worden ist.

Wie wichtig aber auch die Kalisalze von Staßfurt-Leopoldshall für die Industrie geworden sind und noch zu werden versprechen (denn man darf sich nicht verhehlen, daß man, trotz der ungemeinen Rührigkeit der zahlreichen dort aufgeblühten chemischen Fabriken

doch erst am Beginne der rationellen Ausnutzung steht), so kann dies nicht entfernt einen Vergleich aushalten mit ihrer Bedeutung für die Landwirthschaft. Für diese ist die Aufschließung des staßfurter Kalisalzlagers geradezu Bedingung einer ersprießlichen Zukunft, und es läßt sich heute noch nicht einmal absehen, in welcher Weise und Ausdehnung sie dereinst davon Nutzen ziehen wird, abgesehen von der Thatsache, daß seine Entdeckung eine eifrige Forschung nach ähnlichen Bodenreichthümern veranlaßt hat, welche auch zum Theil schon mit schönen Erfolgen gekrönt wurde. Das Kali ist nämlich eins der wichtigsten mineralischen Nährstoffe der Pflanzen, ein Boden, der es nicht enthält, ist unfruchtbar. Nun tritt es zwar allenthalben in dem culturfähigen Boden auf, aber nirgends in so großen Mengen, daß eine Erschöpfung nicht denkbar wäre. Ehe man (dank Liebig) eine Ahnung hatte von der nothwendigen Wechselwirkung zwischen Erschöpfung und Ersatz, auf deren richtiger Herstellung das ganze Geheimniß einer einträglichen Bodencultur beruht, also Jahrtausende hindurch, benutzte man den Acker fortwährend, ohne ihm alle die durch die Ernten entzogenen Nahrungsbestandtheile vollständig wiederzugeben, welche ein lohnendes Pflanzenwachsthum bedingen. Allerdings fand die Aussaugung des Bodens an irgendeinem unerlaßlichen Stoffe nur ganz unmerklich, in äußerst langen Zeiträumen statt, da die Verwitterung, die Atmosphäre, die Rückstände und die Mistdüngung immer wieder mindestens einen großen Theil der entzogenen Materialien zu ersetzen vermochten. Allein im Laufe der Jahrhunderte mußte doch nothwendigerweise endlich ein Deficit erfolgen, welches der Ertragsfähigkeit eine Grenze setzte. Dieser Zustand wurde da beschleunigt, wo rücksichtsloser Raubbau oder auf die Spitze getriebene industrielle Hochcultur dem Boden in den Ernten allzu große Massen von Pflanzennährstoffen entführten. Das Kali ist einer von denjenigen, der sich am raschesten erschöpft. Es ist aber durchaus wesentlich zum Gedeihen der Rüben, vorzüglich der Zuckerrüben, des Weinstocks, des Tabacks, des Hopfens, der Kartoffeln, überhaupt aller derjenigen Nutzgewächse, welche man wegen ihres Bedarfs daran vorzugsweise Kalipflanzen genannt hat. Insbesondere sind die Zuckerrüben, deren Cultur und Verarbeitung einen der wichtigsten Industriezweige Europas repräsentirt, an sein reichliches Vorhandensein im Boden gebunden. Welche Masse sie demselben von diesem nothwendigen Salze entziehen, ist mehrfach berechnet worden, eine Zuckerrübenernte entnimmt ihm per Hektare an Kali in Rohzucker und Melasse 43 Kilogramm, rechnet man hierzu noch den Gehalt daran in den Preßlingen (Rübenrückständen zur Verfütterung), so beträgt der Kaligehalt einer ganzen Rübenernte à 40000 Kilo von der Hektare, 71,8 Kilo oder 0,1795 Proc. der Rüben. Der kalireichste Rückstand der Rübenzuckerfabrikation ist die Melasse, welche allerdings meistens als Futter, seltener als Dünger verwerthet, ebenso häufig aber zur Spirituserzeugung benutzt wird. So entzieht, nach Dr. Stammer's Berechnung, eine einzige Rübenmelassebrennerei im Departement de l'Aisne einer Fläche von 32000 Hektaren jährlich das ungeheuere Quantum von 1,056000 Kilo oder 21000 Ctrn.. reinem Kali. Solche Massen durch die gewöhnliche Art der Düngung wieder ohne Verlust in den Boden zu bringen, ist ganz unmöglich; es tritt daher trotz aller Tiefcultur, welche nur den Zweck hat, auch den Kaligehalt der untern Bodenschichten für das Pflanzenwachsthum aufzuschließen, nach und nach jener Zustand der „Müdigkeit" ein, bei welcher der Boden genügende Ernten einer bestimmten Pflanze versagt, während er noch andere trägt, welche des fehlenden Stoffs minder nothwendig bedürfen. In der That hat sich die „Rübenmüdigkeit" da, wo man die Zuckerrübencultur gedankenlos forcirte, überall, z. B. im nördlichen Frankreich, in Südrußland u. s. w. ebenso eingestellt, wie in Nordamerika aus gleichem Grunde die „Tabackmüdigkeit"; viele vordem ihrer Fruchtbarkeit halber hochgepriesene Landstriche sind dadurch an den Rand des Verderbens gebracht worden. Und gerade in dem kritischen Zeitpunkte, als auch den deutschen Rübenzuckergegenden, trotz aller Anstrengungen, ein

gleiches Schicksal bevorstand, wurden die staßfurter Kalisalze und deren richtige Anwendung als Dünger entdeckt. Von diesem Zeitpunkte an datirt auch der fabelhafte Aufschwung der deutschen Rübenzuckerindustrie, welche durch ihre Leistungen auf der pariser Weltausstellung 1867 diejenige aller andern Länder in den Schatten stellte.

In den genannten Salzen ist ein unerschöpflicher Quell des Ertrags für die dem Boden in den Ernten entführten Pflanzennahrungsmittel gefunden, und seine richtige Verwendung neben der Zufuhr anderer unentbehrlichen Stoffe sichert der Landwirthschaft auf unermeßliche Zeiten hin gleichbleibende Erträge ohne den Zwang unproductiver Viehhaltung. Wie den Zuckerrüben, kommen auch die Kalisalze dem Taback, dem Lein, dem Klee, den Wiesen, den Kartoffeln, den Kohlrüben und vielen Gartenpflanzen zugute; namentlich aber scheinen sie berufen, den Weinbau, dem es ohnehin stets an Dünger fehlt, in ganz neue Bahnen zu lenken, da es constatirt ist, daß die Rebe in kalihaltigen Formationen am besten gedeiht. Liebig hat daher vollkommen recht, wenn er sagt: Das Kalisalzlager zu Staßfurt ist ein großes Glück für unsere Landwirthe und Rübenbauer insbesondere; wenn die französischen nicht nachfolgen, so wird in einem Menschenalter von Zuckerfabriken in Frankreich nicht mehr die Rede sein! Die staßfurter Kalisalze zu Düngungszwecken bilden jetzt schon einen außerordentlich reichen, verbreiteten Handelsartikel, welcher nicht blos im Zollverein, sondern auch in Oesterreich, Rußland, den Donaufürstenthümern, Frankreich, England, Aegypten, den Azoren und Amerika sein Absatzgebiet hat, das sich alljährlich beträchtlich vergrößert. Ihr intensiver Werth geht schon daraus hervor, daß die häufig sehr hohen Frachtspesen von dem Bezuge nicht zurückschrecken. Es kommen davon vorzugsweise folgende Sorten, resp. Mischungen, in den Verkehr: Rohes schwefelsaures Kali mit 18—20 Proc. schwefelsaurem und 10—12 Proc. reinem Kali; rohe schwefelsaure Kalimagnesia mit 30—33 Proc. schwefelsaurem und 16—18 Proc. reinem Kali; concentrirter Kalidünger, rohe schwefelsaure Kalimagnesia oder präparirter Kainit mit 30—33 Proc. schwefelsaurem, 25 Proc. reinem Kali; dreifach concentrirtes Kalisalz mit 50—53 Proc. Chlorkalium und 30—33 Proc. reinem Kali; fünffach concentrirtes Kalisalz mit 80—85 Proc. Chlorkalium und 50—53 Proc. reinem Kali; gereinigtes schwefelsaures Kali mit 75—80 Proc. schwefelsaurem und 39—42 Proc. reinem Kali. Außerdem werden aus den Abraumsalzen zu Düngungszwecken noch dargestellt Kalkmagnesia und rohe sowie gereinigte schwefelsaure Magnesia. Die Darstellung der concentrirten Salze geschieht wesentlich der Transporterleichterung halber, da sie in dem gleichen Volum einen bedeutendern Kaligehalt besitzen als die rohen. Die Magnesiapräparate dienen theils als Dungsalz für Hülsenfrüchte, theils als Bindemittel für Ammoniak und Phosphorsäure in dem Stalldünger, und als Desinfectionsmittel. Ganz besonders werthvoll zur Erzeugung der Dungsalze sind die Carnallite, vor allem aber der Kainit, selbstverständlich noch vor ihm der in Staßfurt spärlich vorkommende Sylvin. Diese Thatsache führt uns dazu, schließlich noch einen Blick zu werfen auf ein zweites, in jüngster Zeit entdecktes Kalisalzlager.

Das Sudsalzwerk Kalusz in Galizien, an den nordöstlichen Ausläufern der Karpaten, hatte seit Beginn seines Betriebes stets mit einem, dem Steinsalze äußerlich durchaus ähnlichen Bittersalze zu kämpfen, welches selbst noch in den funfziger Jahren den Chemikern ein Räthsel war und blieb. Erst die Untersuchungen Rose's über die staßfurter Abraumsalze lenkten darauf erneute Aufmerksamkeit, sorgfältige Analysen ergaben seinen reichen Gehalt an Chlorkalium; es war Sylvin, und im Jahre 1867 ward seine Ausbeutung in Angriff genommen. Das kaluszer Kalisalzlager stammt aus einer weit jüngern Epoche als das staßfurter; seine Schichten beginnen unter vollkommen salzfreiem und wasserdichtem Thon und Letten mit sogenanntem Haselgebirge, innigem Gemenge aus Thon,

Gips, Sand und Steinsalz in einer Mächtigkeit von 138 Fuß. Darauf folgen 42 Fuß Sylvin, und darunter 72 Fuß Kainit; dann abermals 6—9 Fuß Sylvin, endlich Haselgebirge blos mit Steinsalz in 144 Fuß Mächtigkeit mit Liegendem aus rothem Schieferletten, rothem Sandstein und sandigem Mergel. Schon aus dieser flüchtigen Schilderung ergibt sich, daß Kalusz sich bei weitem nicht mit Staßfurt messen kann, nichtsdestoweniger wird es eine höchst respectable Ausbeute gewähren, namentlich aus dem Grunde werthvoll für die Dungsalzfabrikation, weil deren wichtigste Materialien, Sylvin und Kainit, gerade hier vorwalten. Die österreichische Regierung übertrug die Ausbeute der kaluszer Kalisalze im Jahre 1867 einer Genossenschaft, an deren Spitze Graf Alfred Potocki (der frühere Ackerbau-, jetzt Premierminister) stand, technischer Leiter war der in Staßfurt geschulte Chemiker Margulies. Im Jahre 1869 wandelte sich die Compagnie in eine Actiengesellschaft um, welcher vom Staate der gesammte Abbau der Kalisalze, die Erzeugung des Sudsalzes sammt der Ausbeute der Kalusz umgebenden Wälder an Brennmaterial gegen die Verpflichtung pachtweise überlassen wurde, jährlich 100—200000 Ctr. Sudsalz in die ärarischen Magazine um einen Preis von 50 Kr. per Centner abzuliefern. Zugleich hat die österreichische Regierung das Consortium ermächtigt, in jeder beliebigen Entfernung von Kalusz, die das Minimum von 6000 Fuß, von der Schachtöffnung an gerechnet, übertrifft, selbständige Versuchsbaue zur Auffindung von Kalisalzen anzulegen, und dieses Schürfen lediglich von den gewöhnlichen, alle Mineralien treffenden gesetzlichen Bestimmungen über Schürf- und Muthscheine u. s. w. abhängig gemacht. Durch diese Maßregel ist das Chlorkalium thatsächlich von dem Salzmonopol freigesprochen, welches nur für das Chlornatrium aufrecht erhalten wird. Die Förderung und Verarbeitung der Kalisalze von Kalusz ist im Zuge, und werden dieselben voraussichtlich in Oesterreich den bis dahin reichlich bezogenen staßfurtern Concurrenz machen. Leider haben erstere noch mit sehr lästigen Transportverhältnissen zu kämpfen.

Die gesammte, oben in Kürze entwickelte Geschichte der Salzablagerungen macht es sehr wahrscheinlich, daß man mit der Zeit noch viele Lager von Kalisalzen und Bittererdesalzen auffinden wird.*) Industrie und Landwirthschaft können dadurch nur gewinnen. Das Wunder des ewigen Kreislaufs der Stoffe, wie es durch diese Salze so anschaulich illustrirt wird, vollzieht sich heute noch, und wird sich vollziehen, bis einst der Erdkörper erstarrt sein wird gleich dem Monde. Mit den Flüssen strömen die ausgelaugten Salze dem Meere zu, dieses schenkt sie durch Verdampfung der Erde wieder; Mangel daran wird daher von nun an, seitdem wir Wissende geworden sind, niemals mehr eintreten, und dies ist eine Bürgschaft gegen das drohende Gespenst der Bodenerschöpfung, über welches unsere Enkel vielleicht ebenso lächeln werden, wie wir darüber erschrocken sind.

Zu eingehenderm Studium der beiden größten Salzwerke Europas sind nur wenige Monographien namhaft zu machen. Wir nennen als solche die beiden auch von uns benutzten, aber schon veralteten Werke: Hrdina, „Geschichte der wieliczkaer Saline"; Bischof, „Die Steinsalzwerke bei Staßfurt". Sodann Abhandlungen von Reichardt in den „Verhandlungen der Leopoldina-Carolina" und im „Archiv der Pharmacie"; Dr. A. Frank in verschiedenen landwirthschaftlichen Zeitschriften und Berichten (Flugblättern); Vorster u. Grüneberg in ihren Katalogen — sämmtlich über Staßfurt. Ferner Fötterle und Hingenau in den „Verhandlungen der Geologischen Reichsanstalt in Wien" über Wieliczka, mit besonderm Bezug auf den Wassereinbruch; endlich dieselben, sowie Hauer und Tschermak im gleichen Blatte, und Windakiewicz im „Berggeist" über die Kalisalze in Kalusz.

*) So ist am 13. Jan. 1869 zu Segeberg im südlichen Holstein in einer Tiefe zwischen 4—500 Fuß unter dem Gips Steinsalz erbohrt worden. Da das Hangende desselben Boracit (Staßfurtit) aufweist, so glaubt man, daß man auch auf Kalisalze stoßen werde.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Kurz vor dem Ausbruche des epochemachenden Kriegs von 1870, der den Sturz des zweiten Kaiserthums herbeiführen sollte, starb in England ein namhafter Staatsmann, dem bei aller Tüchtigkeit seiner sonstigen Leistungen der Vorwurf nicht zu ersparen ist, der Politik Napoleon's III. Vorschub geleistet zu haben, indem er derselben in seinem Vaterlande wiederholt das Wort redete und auf ein freundliches Einvernehmen zwischen ihr und der englischen hinarbeitete.

George William Frederick Villiers Graf von Clarendon war geboren am 12. Jan. 1800. Seine Stammtafel weist stolze Namen auf. Sein Großvater, Thomas Villiers, war ein Sohn des Grafen von Jersey, der sich 1752 mit der Tochter des letzten Grafen von Clarendon vermählt und nach dessen Tode diesen klangvollen Namen geerbt hatte. Der junge Graf erhielt eine sehr sorgfältige Ausbildung und trat, nachdem er seine Studien in Cambridge vollendet hatte, in die diplomatische Laufbahn ein. Im Jahre 1833 wurde der Gesandtenposten in Madrid frei, und Clarendon, der seine Talente bereits mehrfach glänzend bekundet hatte, wurde mit dieser Stellung betraut. Die Kämpfe und Wirren, die damals in Spanien ausbrachen, boten seiner staatsmännischen Befähigung ein ergiebiges Uebungs- und Arbeitsfeld. Bald gewann er theils in seiner Eigenschaft als Vertreter Englands, theils kraft seiner eigenen Persönlichkeit hervorragenden Einfluß auf die innern Angelegenheiten Spaniens und wußte diesen sehr klug auszubeuten. Sowol die Männer der Opposition als die Regierung nahmen seinen Rath in Anspruch; er vermittelte zwischen beiden und trug viel zur Begründung eines constitutionellen Regierungssystems in Spanien bei. Palmerston, der damals bereits das Ruder der englischen Politik führte, wußte ihn denn auch nach Verhältniß zu belohnen. Als er im December 1838 nach England zurückgekehrt war, um den durch den Tod seines Oheims erledigten Sitz im Oberhause einzunehmen (sein Vater war bereits zehn Jahre vorher gestorben), wurde er wenige Monate später (Mai 1839) zum Großsiegelbewahrer ernannt. Im folgenden Jahre wurde ihm neben diesem wichtigen Ehrenposten auch noch der einträgliche eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster übertragen. Inzwischen hatte sich Clarendon auch einen häuslichen Herd gegründet, indem er Lady Katharine Grimston, eine Tochter des Grafen von Verulam, heimführte (am 4. Juli 1839); dieser Ehe entsprossen drei Söhne und drei Töchter.

Nach dem Sturze des whigistischen Ministeriums, dem Clarendon angehört hatte (September 1841), nahm dieser wieder seinen Sitz im Oberhause ein und erhielt, als einer der vornehmsten und eifrigsten Wortführer der liberalen Opposition, Gelegenheit, seine parlamentarischen Gaben zu entfalten; besonders glänzte er in der Session des Jahres 1845 durch eine Rede über die Oregonfrage. Seine grundsätzliche Gegnerschaft gegen das Toryministerium hinderte ihn jedoch nicht, guten Maßregeln desselben, besonders den volkswirthschaftlichen Reformbestrebungen Sir Robert Peel's das Wort zu reden. Als daher dieser mit einer Bill hervortrat, welche die Aufhebung der Getreidezölle bezweckte, trat Clarendon zur Verwunderung mancher Parteigenossen mit großer Entschiedenheit für dieselbe ein, indem er offen und schlicht bekannte, daß sowol seine Zustimmung im vorliegenden als seine Opposition in andern Fällen den Maßregeln, nicht den Personen gelte; die Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt (in der Debatte über die zweite Lesung, 25. Mai 1846) und durch die er das günstige Schicksal der Bill wesentlich mit herbeiführen half, gehört zu den besten Mustern englischer Kammerberedsamkeit.

Der regelmäßige Flut- und Ebbewechsel des englischen Staatslebens brachte nach einiger Zeit die Whigs wieder in die Höhe. Graf von Clarendon übernahm den Vorsitz im Handelsamte, den er jedoch bald wieder abgab, als ihm der durch den Tod Besborough's frei gewordene Posten eines Statthalters (Lord-Lieutenant) von Irland angeboten wurde. Dieses wichtige und an und für sich schwierige Amt war damals dornenvoller denn je. Es war gegen Ende des Jahres 1847, als Clarendon in Irland eintraf. Er fand ein hocherregtes, von der Geistlichkeit wie von politischen Parteien arg

zerwühltes Land. Der revolutionäre Sturm, der im Lenz des Jahres 1848 über den Continent brauste, fand auch in Irland heftiges Echo und gab den umstürzenden Elementen, die dort schon seit Jahr und Tag auf der Lauer lagen, Schwung und Sporn. Clarendon wußte sich in den Stand der Dinge, der sich durch das lockere Gehenlassen der frühern Verwaltung bedenklich verschlimmert hatte, raschen Einblick zu verschaffen und griff sofort energisch durch. Er setzte sich mit der londoner Regierung (die sich aus der Ferne ein rosigeres Bild von den Zuständen gemacht hatte) in Verbindung und erwirkte durch Parlamentsbeschluß die einstweilige Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte für funfzehn Grafschaften des Königreichs. So kam er dem bereits vollständig vorbereiteten Aufstandsversuche Smith O'Brien's zuvor, der sich bereits anschickte, mit seinen Mitverschworenen Margher, O'Donoghue, Leyne u. a. das Land zu durchziehen und die Fahne der Empörung aufzupflanzen. Sie und ihre Spießgesellen wurden auf Clarendon's Anordnung verhaftet, des Hochverraths überwiesen und gefangen nach Dublin geführt. Ebenso verdienstvoll wie diese ersten niederschmetternden Schritte ist jedoch der weitere, völlig friedliche und ruhige Verlauf seiner Verwaltung von Irland, die er fast noch volle vier Jahre hindurch (bis zum März 1852) leitete. Das zeitweilige Wiederemporkommen des Torysystems nöthigte ihn, seine Entlassung zu nehmen. Schon nach Jahresfrist berief ihn jedoch Aberdeen, der mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden war, als Staatssecretär in das Auswärtige Amt, als welcher er besonders während des orientalischen Kriegs die vielfach verwickelten Beziehungen mit Frankreich, Oesterreich, Sardinien und der Türkei vermittelte. Als nach dem Tode Aberdeen's Palmerston den Vorsitz im Ministerium übernahm, sandte er Clarendon als ersten Bevollmächtigten Englands auf den nach Paris berufenen Congreß, und dieser trug hier sehr wesentlich zum Abschlusse der Verhandlungen bei, die dem Pariser Frieden vom 31. März 1856 vorausgingen, jenem Frieden, der die Integrität der Türkei und die Dämpfung der russischen Eroberungspolitik auf längere Zeit hinaus besiegelte. Schon damals wurde die Klage laut, daß er gleich Palmerston allzu zuvorkommend und geschmeidig gegen die Napoleonische Politik gewesen sei. Der Eifer, mit dem er sich später der infolge des Attentats auf Napoleon III. eingebrachten Bill of Conspiration annahm, rechtfertigte diesen Vorwurf nur allzu sehr. Clarendon scheint mit vielen seiner Collegen der Ansicht gewesen zu sein, daß das Kaiserthum mit allen seinen Gebrechen und Verbrechen in Frankreich doch noch immer eine festere und verlaßlichere Bürgschaft der Ruhe und stetiger Entwickelung sei als die Republik. Gleichviel, diese fast nur auf die Erwägung finanzieller und industrieller Interessen begründete Politik fand selbst in England zahlreiche Gegner, und der Miscredit, in den Clarendon, halb und halb unverschuldet, hierdurch gerieth, hielt ihn viele Jahre vom Staatsruder fern. Selbst als 1859 Palmerston aufs neue die Geschicke Englands in die Hand nahm, wagte er es nicht, seinen Gesinnungsgenossen wieder anzustellen. Erst seit 1864 — in welchem Jahre er im Auftrage der englischen Regierung in geheimer Sendung zum Kaiser Napoleon nach Vichy ging — trat er wieder in den Vordergrund und erhielt auf den Londoner Conferenzen über die schleswig-holsteinische Frage, denen er als Bevollmächtigter Englands beiwohnte, Gelegenheit zu diplomatischer Thätigkeit. Nachdem er wieder einige Zeit gefeiert hatte (ohne jedoch seine Theilnahme an den parlamentarischen Kämpfen aufzugeben), übernahm er nach dem Sturze des D'Israeli'schen Toryministeriums zu Anfang dieses Jahres das Portefeuille des Auswärtigen. Der Tod überraschte ihn jedoch schon nach wenigen Monaten, ohne daß er im Stande gewesen wäre, in die Verwickelungen, die sich zwischen Frankreich und Deutschland vorbereiteten, thätig einzugreifen. An seiner Stelle übernahm Lord Granville die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Englands.

Es war eine üble Vorbedeutung für die Franzosen, daß gleich der erste größere Zusammenstoß, der im deutsch-französischen Kriege von 1870 zwischen den beiderseitigen Streitkräften erfolgte, eine bedeutendere militärische Kraft zum Opfer forderte; es ist dies der im Kampfe um Weißenburg am 6. Aug. 1870 an der Spitze seiner Division ehrenvoll gefallene General Douay.

Charles Abel Douay (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Felix Douay, der im gegenwärtigen Kampfe den Oberbefehl über das 7. Armeecorps erhalten hatte) war geboren

im März 1809. In jungen Jahren in die Armee eingetreten, rückte er rasch zu höhern Rangstellungen auf. Im Jahre 1848 sehen wir ihn an der Spitze des 8. Jägerbataillons, das sich unter seiner Führung durch besondere Tapferkeit auszeichnete und sich namentlich infolge der heroischen Sidi-Brahia-Affaire einen klangvollen Namen erworben hat. Bei der Aufstellung der kaiserlichen Garde erhielt Douay in dieser eine höhere Charge, wurde 1855 zum Brigadegeneral ernannt und machte als solcher den Krimkrieg mit. Zu hervorragendern Waffenthaten gab ihm erst seine Theilnahme am italienischen Feldzuge Anlaß, in welchem er eine große Abtheilung der 1. Division des 4. Armeecorps befehligte. Besonders that er sich in der Schlacht bei Solferino hervor, deren siegreichen Erfolg er mit herbeiführen half. Er hatte auf der Linken zu operiren und den Sturm auf das Dorf zu leiten. Seine Aufgabe war eine schwierige und verwickelte, da der Feind sich sehr geschickt zu verschanzen gewußt hatte. Aber energisch überwand er alle Hindernisse, nahm in einer Reihe mühsamer, aber ununterbrochen vorwärts führender Gefechte die Vorwerke, welche die Zugänge zu der anzugreifenden Stellung deckten, erschütterte dieselbe, warf den Feind nach kurzem Kampfe bis auf Rebecco, einem am Wege von Guidizzolo gelegenen Dorfe, zurück und benutzte die Verwirrung, in welche die Oesterreicher geriethen, zu einer nachhaltigen Verfolgung.

Nach beendetem Feldzuge wurde er für diese verdienstlichen Leistungen mit einem größern Commando in der Armee von Paris belohnt. Später wurde ihm das sehr wichtige Commando über die Truppen von Lyon anvertraut. Im Jahre 1866 stieg er zum Range eines Divisionsgenerals auf, als welcher er bis zu seinem Tode die 7. Division befehligte. Da er nicht blos zu den tapfersten, sondern auch zu den wissenschaftlich gebildetsten Offizieren der französischen Armee gehörte, so war ihm im Jahre 1869 die Aufsicht über die Kriegsschule Saint-Cyr übertragen worden. Die Niederlage, die er mit seiner Division bei Weißenburg erlitt, ist weniger ihm als der obersten Leitung des französischen Heeres zur Last zu legen, die diesem wichtigen Einfallpunkte nicht die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt zu haben scheint und ihn nur mit verhältnißmäßig unzulänglichen Streitkräften deckte. Daß Douay seine Schuldigkeit gethan, beweist sein ehrenvoller Tod. Von vielen Seiten her ist behauptet worden, Douay habe, nachdem er die Schlacht für verloren hielt, sich selbst das Leben genommen; doch ist dieses Gerücht bisjetzt noch nicht amtlich oder sonstwie glaubwürdig bestätigt worden.

Der bestechende und zur Nachahmung reizende Glanz der französischen und insbesondere der pariser Lebensformen, der früher fast alle Länder des Continents unter seinem Banne hielt, erblaßt mehr und mehr. Nur bei den slawonischen Stämmen, bei Russen und Polen, wirkt er noch ungeschwächt fort. Der primitive Zustand, in dem sich die Cultur dieser Stämme zum Theil noch immer befindet, legt den Höhergeborenen und nach edlerer Sitte strebenden Kreisen unter ihnen das Bedürfniß nach Ergänzung und Verfeinerung im Auslande, nach fremdländischem Schliffe näher als uns. Wie geschickt oft begabte und mit Glücksgütern gesegnete Russen in dieser Aneignung französischer Haltung und Gesittung sind, dafür ist der am 29. April 1870 zu Paris verstorbene Fürst Anatoli Demidow, ein durch vielseitige Bildung, durch lebhaftes und werkthätiges Interesse für Kunst und Wissenschaft nicht minder wie durch Herzensgüte und wohlangebrachte Freigebigkeit ausgezeichneter russischer Edelmann, ein sprechender Beweis.

Anatoli Nikolajewitsch Demidow stammte aus einer altrussischen Familie, die unter Peter dem Großen den Adelsbrief erhielt. Geboren im Jahre 1813 zu Moskau, wurde er, kaum dem Knabenalter entwachsen, nach der französischen Hauptstadt gesandt, um dort an den Quellen der Wissenschaft zu trinken, vor allem aber, um jenes savoir-vivre zu erlernen, für welches das pariser Salonleben die allein maßgebende Hochschule ist. Täglich wanderte der Jüngling, an den unzähligen Zerstreuungen Neu-Babels vorüber, zur bestimmten Stunde nach den Collegien Saint-Louis und Sainte-Barbe, nach dem Polytechnikum und nach der Rechtsschule; die Gegenstände, die ihn durch ihren Stoff oder durch den Vortrag beredter Lehrer anzogen, trieb er so eifrig und regelmäßig, als hätte er ein Brotstudium zu erlernen, oder als stände ein Examen vor der Thür. Mit vieler Dankbarkeit erinnerte er sich in spätern Jahren besonders der Anregungen, die er damals von François Arago erhielt.

So kehrte er, reich an Kenntnissen und Erfahrungen, im Jahre 1830 in seine Heimat zurück, wohin ihn der inzwischen erfolgte Tod seines Vaters rief. Mit Einem Schlage in den Besitz eines ungeheuern Vermögens gesetzt, war der ernstgesinnte junge Mann entschlossen, es zu edeln Zwecken, zum Wohle seiner Mitmenschen zu verwerthen. Er gründete und organisirte mit großem Geld- und Kraftaufwande in Moskau und andern Städten seines Vaterlandes Wohlthätigkeitsanstalten, Krankenhäuser und Armenwohnungen, namentlich ein wohleingerichtetes Frauenasyl und ein Waisenhaus, in welchem Hunderte von Knaben und Mädchen beköstigt und erzogen wurden. In ihrem vollen Glanze trat seine Menschenliebe und Opferfreudigkeit hervor, als bald nach seiner Heimkehr die Cholera ihren Umzug durch Europa hielt und auch in die russischen Städte verheerend einbrach. Furchtlos eilte Anatoli nach Petersburg, wo der finstere Gast besonders entsetzlich wüthete, und errichtete aus eigenen Mitteln ein großes Hospital, in welchem er die tüchtigsten Aerzte anstellte, die er nur auftreiben konnte. Er selbst hielt sich in der Nähe des Hospitalgebäudes auf, besuchte regelmäßig die Kranken und griff überall ermunternd, erleichternd und hülfeleistend ein.

Der Zar, auf die Verdienste des Fürsten aufmerksam gemacht, glaubte dieselben nicht besser belohnen zu können, als indem er ihm die diplomatische Laufbahn eröffnete und ihn erst zum Kammerherrn, dann zum Attaché bei der russischen Gesandtschaft in Wien ernannte. Demidow leistete diesem Rufe Folge, fühlte aber bald, daß er mit seinem festen und ehrlichen Auftreten nimmer auf dem glatten Boden der Diplomatie heimisch werden würde. Auch gab es in Rußland noch so vieles zu verbessern; die Bewirthschaftung seiner eigenen Güter, seiner Hüttenanlagen und Bergwerke (deren Ertrag die Mittel für sein uneigennütziges Wirken hergab) heischten dringend seine persönliche Gegenwart und Mitwirkung, wenn sie mit den fortgeschrittenen Etablissements in andern Ländern auf gleicher Höhe bleiben sollten. Zu diesem Zwecke stellte er, fern von beschränktem Nationalstolze, eine Anzahl tüchtiger Beamter, meist aus Deutschland und Frankreich, auf seinen Besitzungen an. Erst als er diese in guten Händen wußte und sich auch von dem glücklichen Fortgange seiner übrigen wirthschaftlichen und philanthropischen Unternehmungen überzeugt hatte, brach er im Winter des Jahres 1837 an der Spitze einer glänzenden Schar auserlesener Gelehrter, die er um sich zu versammeln gewußt hatte, nach Südrußland auf. Von dort aus war die Kunde nach Petersburg gedrungen, daß in jenen Gegenden der Nothstand unerträglich geworden und besonders der Holzmangel sehr empfindlich auf die ärmere Bevölkerung drücke. Es galt nun, die Steinkohlenlager, die in Südrußland in Masse vorhanden sein mußten, im Bunde mit der Wissenschaft ausfindig und für die arme Umwohnerschaft flüssig zu machen. Die Männer, die sich ihm auf diesem Zuge anschlossen, hatten sich sämmtlich bereits früher in ihren speciellen Fächern durch bedeutende Leistungen hervorgethan; es befanden sich unter ihnen Leplay, der Chef der französischen Bergwerke, dann der Naturforscher Leveille, Gaubert, Rousseau, Huot, neben diesen Franzosen auch Deutsche, wie der Zoolog von Nordmann u. a. Die angestellten Bohrversuche führten zu einem überraschend günstigen Ergebnisse, die reichen Kohlen- und Erzlager, auf die man stieß, ersetzten der armen Bevölkerung in jenen Landstrichen nicht nur das mangelnde Holz, sondern erschlossen ihnen auch eine Quelle ungeahnten Wohlstandes. Aber nicht blos der Praxis, auch der Wissenschaft floß aus dieser großangelegten Unternehmung ein bleibender Segen zu. Innerhalb der vier Jahre, welche die Expedition in Anspruch nahm, wurde Südrußland nach den verschiedensten Richtungen hin durchstreift und nicht nur für die Geologie und Geognosie, sondern auch für die Erdkunde im weitern Sinne des Worts, für Botanik, Zoologie, Ethnologie u. s. w. eine reiche Ausbeute davongetragen. Dieselbe ist gesammelt und aufbewahrt in dem monumentalen Reisewerke, das Demidow im Jahre 1842 zu Paris erscheinen ließ unter dem Titel: „Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie“ (4 Bde.). Diesem folgte später 1849 ein nicht minder werthvolles Skizzenbuch („Album de voyage“), das, aus 100 Folioblättern bestehend, den Text des Reisewerks in trefflich ausgeführten Lithographien ergänzt, zu denen der berühmte Historienmaler Raffet, der gleichfalls an der Expedition theilgenommen, die Originalzeichnungen geliefert hatte. Im Hinblick auf den wichtigen Dienst, den er durch dieses mühsam zu Stande gebrachte Werk der Wissenschaft geleistet, wurde er erst vom

Institut von Frankreich, dann von vielen andern Akademien und gelehrten Körperschaften zum Mitgliede ernannt und sowol von russischen als von auswärtigen Höfen mit Orden und Titeln beschenkt.

Während der Druck des genannten Werkes in Paris vorbereitet wurde, weilte Demidow in Italien, das ihn nächst seinem Vaterlande und Frankreich am meisten anzog. Dort besaß er, unweit Florenz, im lieblichen Arnothale gelegen, ein prächtiges Lustschloß, San-Donato, das fast alle seine Kunstschätze, besonders seine weltberühmt gewordene Bildergalerie barg. Hierher eilte der Fürst, um sich von der Last der Arbeit, vom verwirrenden Geräusch des Alltagslebens zu erholen; hier vereinigte er die ihm befreundeten Maler und Bildhauer um sich, um ihnen Aufträge zu ertheilen und mit ihnen zusammen den Musen zu leben. Auch hier aber vergaß er der ärmern Klassen nicht und trug durch Gründung einer Elementar- und Fortbildungsschule auf San-Donato sehr viel zur Hebung des Arbeiterstandes in der Umgegend von Florenz bei.

In Florenz war es auch, wo Fürst Anatoli die schöne Mathilde Lätitia Bonaparte, die Tochter des einstigen Königs Jérôme von Westfalen, kennen lernte und heimführte (am 21. Oct. 1841). Doch wurde diese Ehe, die sich anfangs sehr glücklich zu gestalten schien, von den Verwandten des Fürsten, die derselbe nicht gefragt hatte, und vom russischen Hofe als ein Misbündniß angesehen, schon weil der Fürst, welcher der orthodox-griechischen Kirche angehörte, sich das Versprechen hatte abnehmen lassen, seine Kinder in der katholischen Religion zu erziehen. Zar Nikolaus gab ihm sofort seine Ungnade zu erkennen, indem er ihm die Entlassung aus dem russischen Staatsdienste und die Enthebung von seinen Würden ankündigen ließ, und forderte ihn auf, nach Petersburg zu kommen, um sich zu verantworten. Obwol es Demidow gelang, den Kaiser für den Augenblick zu beschwichtigen, war das eheliche Glück fortan doch getrübt, das fortwährende Drängen nach Lösung des Bündnisses führte endlich dahin, daß sich beide Eheleute zur Trennung entschlossen. Seine geschiedene Gemahlin, der er eine fürstliche Rente aussetzte, hat ihn überlebt, sie wohnt bekanntlich in Paris und verkehrt in den Tuilerien.

Den Abend seines Lebens brachte Demidow in seinem lieben Donato, dann in Paris zu. Daß seine mit so vieler Mühe zusammengebrachte Bildergalerie, die zu den größten Privatmuseen Europas gehörte und in der alle bedeutendern Maler aller Zeiten vertreten waren, schließlich durch Versteigerung in alle Winde zerstreut wurde, ist nicht genug zu beklagen. Demidow gehörte zu den außergewöhnlichen Menschen; denn nur selten sind äußere Glücksgüter, überströmende Herzensgüte, Sinn für Kunst und Wissenschaft, weitaussehender Unternehmungsgeist und ein praktischer Blick, der allen diesen Gaben den rechten Weg anweist, so reichlich in Einer Persönlichkeit vereinigt erschienen, als es bei ihm der Fall war.

Der am 13. Juli 1870 verstorbene Pier Silvestro Leopardi begann sein vielbewegtes Leben damit, daß er im Jahre 1814, kaum 16 Jahre alt, als er von der Allianz Oesterreichs mit Murat zum Schaden der italienischen Autonomie hörte, aus der Schule davonlief und an die Revolution in den Abruzzen sich anschloß. Die bourbonische Restauration machte dem Reiche Joachim Murat's ein Ende, und Leopardi wurde zum Verschwörer. Er nahm an der Revolution von 1820 thätigen Antheil und kämpfte im Jahre 1821 als Generalstabsoffizier des Generals Pepe gegen Oesterreich für die Unabhängigkeit des Landes. Als bald darauf Mittelitalien abermals durch fremde Truppen besetzt wurde, welche von den Bourbonen herbeigerufen waren, kämpfte er auch gegen diese. Ausgeschlossen von den öffentlichen Aemtern, der Regierung verhaßt und von ihr verfolgt, wie er war, vermochte doch nichts in ihm die Liebe zu seinem Vaterlande zu verringern, und furchtlos und unverdrossen galt von ihm das Wort Marcus Brutus': „Nimium timemus mortem, et exilium et paupertatem.“ Er wurde verhaftet und 1834 in die Verbannung geschickt, wo er alles Mühsal der Armuth und des Fremdlings zu tragen hatte. Doch ein fester Charakter wie er ließ sich dadurch von seinem Wege nicht abbringen, er arbeitete und vergaß auch jetzt seines Vaterlandes nicht. Von der Natur mit einem hellen Blicke und der Gabe, sich andern bald zu Freunden zu machen, begabt, gewann er in seinem Exil die Freundschaft jener Männer, welche die

Revolution von 1830 hervorgerufen. Er stand Guizot, Thiers, Salvandy nahe und war befreundet mit Arago, Lamennais, Thibaudot, Mignet, Tocqueville, Béranger, Lamartine und vielen andern ausgezeichneten Männern. Sein Bestreben war hauptsächlich darauf gerichtet, die Sache Italiens in Frankreich populär zu machen, und in dieser Absicht suchte er sich mit allen Einflüssen, Meinungen und Kräften, welche damals in den verschiedenen Gesellschaftskreisen an der Seine Geltung hatten, bekannt zu machen. Er betheiligte sich an mehrern politischen Journalen als Mitarbeiter und übersetzte Balbo, d'Azeglio, Rosmini, Durando und Gioberti ins Französische.

Nach funfzehnjähriger Verbannung sah Leopardi im Jahre 1848 sein Vaterland wieder, geachtet und geliebt von angesehenen Männern aller Parteien und vielfach berücksichtigt vom Könige von Sardinien. Im April desselben Jahres wurde er von der neapolitanischen Regierung zum Bevollmächtigten am königlichen Hofe zu Turin und der Schweiz ernannt. Während dieser Zeit arbeitete er gegen die verrätherische neapolitanische Regierung. Als er von dem Posten eines Bevollmächtigten abberufen wurde, setzte er seinen unerbittlichen Kampf gegen jegliche Art des Despotismus fort, und dies auch, als er im Jahre 1848 zum Deputirten im neapolitanischen Parlament erwählt wurde. Dann mit Poerio, Scialoia, Spaventa, Pironti, Settembrini, Braico und so vielen andern wegen Hochverrath vor Gericht gezogen, wurde Leopardi nach vierjähriger Kerkerhaft zu immerwährendem Exil verurtheilt.

Alles, Kummer und Noth, trug er geduldig und vergaß darum nicht seiner Pflichten gegen das Vaterland. In seinen „Historischen Erzählungen", welche er im Jahre 1856 zu Turin veröffentlichte, besprach er mit Gleichmuth und Mäßigung, was er gethan und gewirkt.

Endlich leuchtete ihm wieder ein heller Sonnenblick, er saß als Vertreter des Volkes, geachtet und geliebt von allen, in dem ersten italienischen Parlament. Als nachheriger Senator nahm er, wenn auch alt und gebrechlich, stets an den Arbeiten des Senats thätigen Antheil.

Wenige Wochen vor dem Beginn des großen Völkerkriegs zwischen Deutschland und Frankreich (1870) starb in Düsseldorf ein Mann, dessen ganzes Wesen ein Abbild des reinsten Friedens bot, dessen Wirken und Schaffen den Künsten des Friedens geweiht war und dessen ungewöhnliche Begabung sich in den symbolisch-allegorischen Darstellungen reizender Kinder- und Engelgestalten oder in den erhabenen Erscheinungen der Heiligen Schrift und der griechischen Mythe aussprach.

Theodor Mintrop, der treffliche Maler, dessen Leben und Werke an die besten Meister der Vorzeit erinnern, starb den 4. Juli 1870 nach langen Leiden. Er war gleich Giotto dem Bauernstande entsprossen und wurde den 4. April 1814 auf dem Gute Barkhofen bei Werden an der Ruhr geboren. Sein Vater betrieb dort eine ausgedehnte Ackerwirthschaft und war zugleich Ortsvorsteher, weshalb man ihn „Schulte Barkhofen" nannte. Die sagenreiche, poetisch schöne Natur des Ruhrthals blieb nicht ohne Einfluß auf das empfindliche Gemüth des Knaben, der als drittgeborener Sohn unter 15 Geschwistern durch sein sanftes, sinniges Wesen die besondere Zärtlichkeit der Mutter genoß. Diese einfache, gefühlvolle Frau erkannte es bald, daß der Knabe anders geartet sei als die gewöhnlichen Dorfkinder, und seine früh hervortretende Neigung zum Zeichnen fand bei ihr freundliche Aufmunterung, wie denn auch Vater und Lehrer ihn verstanden und liebevoll behandelten. Als er in der Schule das Nöthigste gelernt, mußte er bei allen Arbeiten des Bauernstandes tüchtig mit zur Hand gehen. Mochte er aber während der Woche Sense und Dreschflegel mit kräftigen Armen schwingen oder hinter dem Pfluge einherschreiten, den Sonntag oder in den Freistunden suchte er den Gebilden einer überaus lebhaften Phantasie durch Kohle und Stift Form und Gestalt zu verleihen. Von wunderbarer Wirkung war für ihn der erste Anblick eines Kupferstichs der Madonna della Sedia nach Rafael, der ihm mit einem male ein bis dahin nur geahntes Reich der künstlerischen Schönheit erschloß. Wachend und träumend gedachte er des Bildes und strebte eifrig danach, es aus dem Gedächtnisse nachzuzeichnen, was ihm auch in merkwürdiger Weise gelang. Von nun an zeichnete er hauptsächlich Madonnen, seine Mutter saß ihm mitunter dazu mit einem Kinde Modell. Sie war es auch, die ihm zu jener Zeit

den ersten künstlerischen Auftrag verschaffte, der darin bestand, daß eine benachbarte Bäuerin für ein Heiligenhäuschen am Bergesabhang ein großes Bild des heiligen Ludgerus in Kreide zeichnen ließ, welches, unter Glas und Rahmen am Feste einer Procession aufgestellt, allgemeines Aufsehen erregte. Mutter und Sohn fühlten sich hoch beglückt und der letztere erhielt zur Belohnung von der Bestellerin drei Aepfel, von denen jeder ein Fünfgroschenstück barg, was ihm die größte Freude bereitete. Inzwischen war die Zeit herangekommen, wo Mintrop seiner Militärpflicht genügen mußte. Er kam zu einem Artillerieregimente, welches abwechselnd in Köln und Münster garnisonirte. Hier empfing er ganz neue Eindrücke, die seinen Gesichtskreis wesentlich erweiterten. Zum ersten male kamen ihm die Werke unserer Classiker in die Hand und übten eine gewaltige Wirkung auf ihn aus. Besonders fesselte ihn der Genius Schiller's, mit Begeisterung las der junge Soldat den Kameraden die schwunghaften Dichtungen vor, deren wahren Gehalt er stets tiefer empfand. Auch das Theater öffnete ihm eine noch ungekannte Welt, und die bezaubernden Klänge von Mozart's „Don Juan" elektrisirten förmlich sein empfängliches Gemüth. Am nachhaltigsten ergriff ihn aber der Anblick der ersten Statuen, die ihm zu Gesicht kamen. Es waren eine Venus und ein Neptun, welche er unerwartet in einem Garten sich gegenübersah. Aehnlichen bewältigenden Eindruck machten auf ihn die Loggien Rafael's, obgleich sie ihm nur in schlechten Holzschnitten bekannt wurden. So kehrte Mintorp nach $2^1/_2$ Jahren in jeder Beziehung gereifter und gebildeter auf den älterlichen Hof zurück und nahm seine ländliche Beschäftigung wieder auf, ohne dabei der in der Stille emsig gepflegten Kunst untreu zu werden. Er ersetzte das Bild des heiligen Ludgerus, das er als Knabe gezeichnet, durch eine neue, bessere Darstellung dieses Schutzpatrons der Gegend und erregte damit solche Bewunderung, daß man ihn bereits allgemein „der Maler" nannte und einige Männer auch seine gründliche künstlerische Ausbildung, wozu sie die Mittel hergeben wollten, in ernstliche Erwägung zogen. Jedoch glaubte man, der dreiundzwanzigjährige Landmann sei bereits zu alt dazu, und so vergingen noch sieben Jahre in dem gewohnten Einerlei, bis Mintrop's Erlösungsstunde schlug. Er lebte und arbeitete ruhig weiter, nährte seinen Geist an den Werken Shakspeare's, die er zufällig erhalten hatte, las daraus den Knechten und Mägden in der Spinnstube vor und glaubte schon sein Leben als Bauer beschließen zu müssen, als im October 1844 der rühmlichst bekannte Genremaler Eduard Geselschap aus Düsseldorf ihn aufsuchte und eine Wendung seines Geschicks herbeiführte. Dieser tüchtige Künstler hatte auf einer Studienreise so vieles von dem zeichnenden Landmann gehört, daß er sich nicht versagen konnte, dessen Bekanntschaft zu suchen. Er ließ sich Mintrop's Compositionen vorlegen und war so überrascht davon, daß er sie gleich mit nach Düsseldorf nahm, um sie dem Director von Schadow vorzulegen und die Aufnahme seines Schützlings in die Akademie zu bewirken. Alle Lehrer dieser Künstleranstalt waren gleich ihm von Erstaunen über ein so hervorragendes Talent erfüllt; das Alter Mintorp's erregte zwar ihr Bedenken, doch nahmen sie ihn nicht nur als Schüler auf, sondern bewilligten ihm auch für mehrere Jahre ein Stipendium. Geselschap führte den seltsamen Kunstjünger nun in die neue Lebenssphäre ein und nahm sich desselben mit aufopfernder Freundschaft an. Mintrop, der endlich seinen höchsten Wunsch erfüllt sah, strebte mit eisernem Fleiße in den untern Klassen der Akademie, die erforderlichen Fähigkeiten zu gewinnen, sodaß seine genialen Compositionen auch in der Richtigkeit der Zeichnung nach einiger Zeit den Anforderungen genügten, wenngleich eine unerschöpfliche Phantasie und die poetische Auffassungsweise der mannichfaltigsten Gegenstände doch stets der Hauptvorzug seiner Werke blieben und über kleine Ungenauigkeiten der Formen und Verhältnisse leicht hinwegsehen ließen. Nach einigen Jahren eifrigen Studiums unter der trefflichen Leitung Karl Sohn's bezog Mintrop sein eigenes Atelier und malte ein großes Oelbild: Maria mit Jesus und Johannes (Eigenthum der städtischen Galerie in Düsseldorf), welches durch innigen Ausdruck, strenge Zeichnung und ernste Farbe eine höchst vortheilhafte Wirkung hervorruft und in coloristischer Beziehung mehr hoffen ließ, als er in spätern Werken gehalten hat. Ein umfangreiches Altarbild für die Kirche zu Werden: Maria mit den heiligen Ludgerus und Benedictus (1856—59), welches er mit besonderer Vorliebe malte, da es für seine Heimat bestimmt war, erregte ebenfalls gerechtes Aufsehen; vornehmlich aber waren es seine gezeichneten Compositionen, die ihn in den weitesten Kreisen bekannt machten. Ein

Engelständchen (gestochen von Nusser), Einzug Christi, umgeben von Engeln, und Christus mit Johannes, von Engeln umringt (beide nach Amerika verkauft und gestochen), 1850—51, das Jahr in seinen zwölf Monaten, allegorische Zeichnung für Dr. Wolfgang Müller von Königswinter (1853) und viele andere Zeichnungen lieferten glänzendes Zeugniß seiner hohen Begabung. In allegorisch-symbolischer Weise suchte er gern durch reizende Kindergestalten irgendeine poetische Idee zur lebendigsten Anschauung zu bringen, und so oft er auch z. B. die Wirkungen des Weines, die Maibowle, die Jahres- und Tageszeiten, die Elemente u. dgl. dargestellt hat, so wußte er doch stets dem Gegenstande eine neue interessante Seite abzugewinnen. Aber auch in großartigen Compositionen war Mintrop Meister, und sein Skizzenbuch, welches man für die düsseldorfer Akademie anzukaufen beabsichtigt, birgt Entwürfe, die, wenn sie zur Ausführung gelangt wären, manch monumentales Kunstwerk der neuern Zeit in Schatten gestellt haben würden. Eine seiner bedeutendsten Schöpfungen war Der Christbaum (große Bleistiftzeichnung 1856), die leider bisher unverkauft geblieben ist und der sich ein umfangreicher Carton: Die Bergpredigt (1861), würdig anschloß. Die bethlehemitischen Kinder (1860), Das fruchtbare Jahr, Die Muse der Malerei, Christus am Oelberg, Das Märchen vom König Heinzelmann in 60 Blättern, Die Grazien an einer Wiege, Die Geburt Christi, Einführung einer Seele in den Himmel, Die Passion und andere Zeichnungen und Aquarelle entstanden in rascher Folge und bekundeten in dem erhabenen Schwung der Linien und der idealen Auffassungsweise gleich all seinen Arbeiten eine geistige Verwandtschaft mit den großen italienischen Meistern Rafael und Michel Angelo, denen er begeistert nachstrebte, obgleich es ihm versagt war, deren Werke im Original kennen zu lernen, weil es ihm an den Mitteln gebrach, eine weite Kunstreise zu unternehmen. Sehr erfreulich war es für Mintrop, daß ihm in Köln endlich einmal Gelegenheit geboten wurde, in größern cyklischen Wandgemälden seine Kraft zu erproben, die sich nur allzu sehr in Illustrationen und kleinern Arbeiten ausgeben mußte. Hr. Kaufmann-Asser bestellte bei ihm einen Fries: Die vier Jahreszeiten in Kindergestalten (1863), dem sich die allegorischen Darstellungen des Handels und der Industrie, ebenfalls in Kinderfiguren friesartig wiedergegeben, für das Geschäftshaus des Schaafhausen'schen Bankvereins, ebenbürtig anreihten. Eine Reihe ausgezeichneter Compositionen zu Wandbildern im Musiksaal des Commerzienraths Deichmann in Köln ist leider nicht ganz vollendet worden. Sie stellen in geistvollster Weise die vier Gattungen der Musik: die lyrische, dramatische, Kirchen- und Tanzmusik, sowie Scenen aus dem Leben Apollo's dar, welche die Entwickelung von Kunst und Cultur charakterisiren. Das vollendete Deckenbild zeigt uns Apollo auf dem feurigen Sonnenwagen, dem Aurora lichtbringend voranschwebt. Dasselbe ist mit wahrhaft dichterischem Schwunge componirt und gehört zu Mintrop's besten Arbeiten. Ein Deckengemälde im Hause des Kaufmanns Schmitz in Düsseldorf: Die vier Jahreszeiten, konnte der Meister, der in den letzten Jahren vielfach gekränkelt, noch eben beenden, bevor ihn die schleichende Auszehrung auf ein langes Schmerzenslager warf. Sein letztes Staffeleibild, eine symbolische Darstellung der Maibowle auf Goldgrund (1869), erwarb das Museum in Köln zu sehr geringem Preise, wie seine Arbeiten überhaupt nicht hoch bezahlt wurden. Titel, Orden, Medaillen und Diplome hat Mintrop nicht erhalten, dafür wurde er aber von der literarischen Welt stets mit gebührender Anerkennung, ja mit besonderer Vorliebe behandelt, wozu sein Entwickelungsgang nicht minder Veranlassung bot als seine eigenen phantasievollen Erzählungen, aus denen ein reiches Gemüth sprach. Für alles Edle und Schöne empfänglich, war Mintrop im Umgang von der liebenswürdigsten Freundlichkeit und einer fast jungfräulichen Naivetät. Bis ans Ende erinnerte er sich noch gern seines frühern Standes, wie er denn noch ein Jahr vor seinem Hinscheiden auf dem älterlichen Hofe Erholung gesucht hatte.

In dem Aufsatze: „Die natürlichen Grenzen Deutschlands gegen Frankreich", von Richard Böckh (S. 353—372 dieses Bandes), sind folgende Druckfehler zu verbessern: Seite 355, Zeile 1 v. o., lies: Uebergange, statt: Untergange. Seite 355, Zeile 16 v. u., l.: Heinrich IV., st.: Heinrich II. Seite 371, Zeile 19 v. u., l.: 489 Gemeinden, st.: 384. Seite 372, Zeile 7 v. o., l.: durften, st.: dürfen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Graf Derby.

Von Friedrich Althaus.

Graf Derby gehörte zu den hervorragenden Männern, deren Lebensgeschichte mit der Geschichte Englands während der letzten 30—40 Jahre so eng verknüpft ist, daß es unmöglich sein würde, die eine darzustellen ohne Berücksichtigung der andern. An langdauerndem, weitreichendem Einfluß können nur zwei englische Staatsmänner dieser Epoche ihm zur Seite gestellt werden: Lord Palmerston und Graf Russell. Als zeitgenössische Charakterfigur steht er einzig in seiner Art da. Man hat ihn nicht mit Unrecht den tapfern letzten der Barone genannt; denn die Erscheinung keines andern öffentlichen Mannes seiner Zeit bietet eine so merkwürdige Vereinigung dar zwischen dem Ansehen, welches aristokratische Herkunft und reicher Besitz verleihen, und dem Einflusse, den die Bethätigung großer Talente, eines entschieden ausgeprägten, energischen Charakters sich erringt. Das stattliche, ritterliche Wesen, das vornehme Selbstvertrauen, der Stolz, die Großartigkeit, der Edelmuth und der Hochmuth, der Trotz und die Kampflust der alten historischen Aristokratie fanden in Graf Derby ihren glänzendsten Repräsentanten. Er besaß Fähigkeit und Ehrgeiz genug, die angesehene Stellung, die er dem Schicksal verdankte, durch seine Theilnahme an der Fortentwickelung seines Volkes zu behaupten und zu erhöhen; aber trotzdem wirkte er mindestens ebenso sehr durch das, was er war, als durch das, was er that, und eine weite Kluft trennte ihn von andern einflußreichen Politikern, die, wie sein Anhänger und Freund D'Israeli, ihren Erfolg lediglich ihren persönlichen Leistungen verdankten. Ganz im Einklange mit diesem Charakter war die Rolle, welche Graf Derby in den politisch-socialen Kämpfen seiner Zeit spielte. Wenn er sich im Beginn seiner Laufbahn der whigistischen Opposition anschloß, so folgte er damit nur den Traditionen seiner Familie, die seit der zweiten Vertreibung der Stuarts mit den Whigs Hand in Hand gegangen war. Bald aber trug sein toryistischer Instinct über diese Einflüsse den Sieg davon. Er verließ die Reihen seiner frühern Parteigenossen und widmete seitdem, während der Haupthälfte seines Lebens, seine Kräfte wesentlich der conservativen Politik, der Erhaltung des Bestehenden, dem Widerstande gegen die großen Reformen, die im Laufe der letzten 40 Jahre das aristokratische Altengland in ein demokratisches Neuengland verwandelt haben. Sein Verstand, seine Bildung, seine Beredsamkeit, die ungemeine Lebhaftigkeit und gebieterische Entschiedenheit seines Charakters, im Bunde mit hohem Rang und fürstlichem Reichthum, sicherten ihm ein so unbestrittenes Uebergewicht bei seiner Partei, daß das Vertrauen, mit welchem diese schwere Masse, trotz aller Niederlagen, ihrem ungestümen Führer immer von neuem folgte und huldigte, an das alte feudale Lehnsverhältniß von Herren und Vasallen gemahnte. Dabei war Graf Derby kein Staatsmann im vollen Sinne des Wortes. Weder die umfassenden Kenntnisse und der weite Ueberblick, noch der durchdringende Scharfsinn und die überlegene Ruhe des Staatsmannes waren ihm eigen. Der zuerst durch Bulwer-Lytton auf ihn angewandte,

seitdem oft citirte Ausdruck „Ruprecht der Debatte" („Rupert of Debate") bezeichnet am schlagendsten seinen politischen Charakter und die Mittel, durch die er wirkte. Wie Pfalzgraf Ruprecht, der ritterliche Cavalier der Bürgerkriege, wußte er seine Anhänger zu begeistern durch jenen unverzagten Muth, der sich, ohne die Feinde zu zählen, kühn zum Kampfe stellt, durch jenen ungestümen Angriff und jenes glänzende Einhauen, die alles im ersten Anlauf über den Haufen werfen und sich wohl fühlen im Getümmel der Schlacht. Aber wie Ruprecht war er auch nicht mehr als ein glänzender Parteigänger, und wie diesem ging ihm, trotz gelegentlicher Erfolge, der Krieg verloren. Viele Jahre lang in politischen Aemtern thätig, dreimal erster Minister des Staats, war Graf Derby doch am einflußreichsten und berühmtesten als Führer der Opposition, und durfte mit mehr Genugthuung auf seine Erfolge in dieser Eigenschaft hinweisen als auf die praktischen Resultate seiner Thätigkeit. Die größte politische That, welche mit dem Namen eines seiner Ministerien verknüpft ist, die Reformbill von 1867, wurde ausgeführt in schroffem Gegensatz zu der hergebrachten Politik seiner Partei, und in charakteristischer Weise von ihm selbst bezeichnet als „ein Sprung ins Dunkel". Daß er trotzdem eine so hervorragende Rolle spielte, erklärt sich besonders aus der angedeuteten Verbindung seines stark ausgeprägten energischen Charakters mit der repräsentativen Stellung, die er als Haupt einer der ältesten, reichsten und angesehensten Adelsfamilien Englands einnahm. Um seine Lebensgeschichte zu verstehen, ist es daher nothwendig, einen kurzen Rückblick auf die Geschichte seiner Familie zu werfen.

Adam de Aldithley, der erste historisch bekannte Ahnherr des Derby'schen Geschlechts, kam mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie herüber. Er stand bei dem König in Gunst und erhielt von diesem als Lohn für geleistete Dienste beträchtliche Besitzungen in dem eroberten Lande. Diese Besitzungen wurden erweitert durch seine Enkel, Adam de Aldithley und William de Aldithley, die sich beide mit Erbinnen aus dem sächsischen Adelsgeschlecht der Stanley vermählten und dadurch ausgedehnte Ländereien in Staffordshire erwarben. William de Aldithley nahm später den Namen Stanley an und wurde so der Gründer des Hauses, das zu Ende des 15. Jahrhunderts unter dem Titel der Grafen von Derby in die Reihe der ersten englischen Adelsgeschlechter aufstieg. Von den mittelalterlichen Nachkommen jenes ersten Stanley war am berühmtesten Sir John Stanley, ausgezeichnet als Kriegsheld und Staatsmann in den Regierungen Eduard's III., Richard's II., Heinrich's IV. und Heinrich's V. Sir John Stanley focht in der Schlacht von Poitiers, kämpfte mit Erfolg in Irland, das er zuerst unter Richard II., dann unter Heinrich IV. als Lord-Lieutenant verwaltete, leistete Heinrich IV. wichtige Dienste in der Rebellion des Grafen von Northumberland und Owen Glendower's, erhielt zur Belohnung die Insel Man, die seitdem bis zum 16. Jahrhundert von den Stanleys als „Königen" beherrscht wurde, und starb, im Vollbesitz seiner Ehren und Würden, im Beginn der Regierung Heinrich's V., der ihn noch einmal zum Lord-Lieutenant von Irland ernannt hatte.*) Sir John's Enkel, Thomas Stanley, wurde von Heinrich VI. als Lord Stanley zur Peerswürde erhoben; sein Urenkel, der zweite Lord Stanley, erlangte nach der Schlacht von Bosworth (1485), die durch sein rechtzeitiges Einschreiten zu Gunsten Heinrich's VII. entschieden wurde, die Würde eines Grafen von Derby. Unter den nächsten Nachkommen dieses ersten Grafen verdienen Erwähnung sein Sohn Sir Edward Stanley und sein Enkel, der dritte Graf Derby. Jener that sich rühmlich her-

*) Erst der zweite Graf Derby (gest. 1521) vertauschte den Titel „König der Insel Man" mit dem Titel „Lord". Im Jahre 1736 fiel die Insel durch Heirath an die Herzoge von Atholl. Diesen wurde sie im Jahre 1795 durch Parlamentsbeschluß abgekauft und kam so an die Krone zurück.

vor durch seine noch jüngst von Sir Walter Scott im „Marmion“ gepriesene Tapferkeit in der Schlacht von Flodden; dieser glänzte während Elisabeth's Regierung durch wahrhaft fürstliche Freigebigkeit und Gastfreiheit. Dieser großartig glänzende Graf, so erzählt Camden von ihm, bot der Königin an, zur Unterdrückung der Rebellion in Irland auf eigene Kosten 10000 Mann auszurüsten, vertheilte 35 Jahre hindurch jeden Charfreitag an 2000 Personen Fleisch, Getränke, Geld und Geldeswerth und speiste täglich etwa 100 alte Leute und dreimal wöchentlich alle die zu ihm kamen, ganz abgesehen von „seinem Geschick in der Behandlung verrenkter oder gebrochener Gliedmaßen, seiner wundärztlichen Kunst und seinem Verlangen den Armen zu helfen“. Mit Edward, Graf Derby, so schließt Camden, schien der alte Ruhm der Gastfreiheit in England auszusterben. Noch berühmter war James, siebenter Graf Derby. Derselbe lebte zur Zeit der Bürgerkriege und kämpfte mit Aufbietung aller Kräfte für die Sache Karl's I. Nach der Hinrichtung des Königs zog er sich in stolzer Unabhängigkeit auf die Insel Man zurück, bis zwei Jahre später Karl II. die Royalisten von neuem unter die Waffen rief. Nun zog er wieder ins Feld, kämpfte in der unglücklichen Schlacht von Worcester, begleitete den König auf seiner Flucht und suchte sich dann nach Norden durchzuschlagen, wurde jedoch gefangen und am 15. Oct. 1651 in Bolton als Hochverräther hingerichtet. Auch die Gemahlin des Grafen, Charlotte de la Tremouille, Tochter des Herzogs von Thuars, errang einen Namen in der Geschichte jener Zeit durch den noch immer unvergessenen Heldenmuth, mit dem sie mehrere Monate lang Lathom House, einen der Landsitze der Familie in Lancashire, gegen die Parlamentstruppen vertheidigte und bis ans Ende unerschütterlich bei der royalistischen Sache ausharrte. Infolge dieser unnachgiebigen Haltung wurde ein großer Theil der Derby'schen Besitzungen durch Parlamentsbeschluß confiscirt, und solange die Republik dauerte, lebte die Familie in Zurückgezogenheit, in beschränkten Verhältnissen.

Nach der Restauration verordnete das Parlament die Wiedererstattung aller ihrer Güter; aber mit charakteristischer Undankbarkeit versagte Karl II. diesem Beschluß lange seine Genehmigung, sodaß die Derbys erst viele Jahre später zu ihrem Rechte gelangten. Ueber die politische Haltung des Sohnes des hingerichteten Grafen sind keine besondere Nachrichten vorhanden. Von dem Enkel, der während der zweiten Hälfte der Regierung Karl's II. und bis zum Tode Wilhelm's III. lebte, wird dagegen berichtet, daß er der alten Tradition seiner Familie eine neue hinzufügte, indem er sich als Gönner des damals aufblühenden nationalen Spiels der Pferderennen bewies und unter anderm eine Rennbahn auf der Insel Man herstellte. Bedeutungsvoller in politischer Hinsicht war das Leben seines Bruders und Nachfolgers, James, zehnten Grafen Derby. Dieser hatte lange auf dem Continent gelebt und in Flandern unter Wilhelm von Oranien gedient. Nach Wilhelm's Berufung auf den englischen Thron aber trat er als eifriger Parteigänger der Whigs ins Parlament. Bei dieser veränderten politischen Richtung beharrte er auch, als er seinem kinderlosen Bruder als Graf Derby folgte, und veranlaßte dadurch einen Umschwung in der Politik seiner Familie, der erst durch den jüngstverstorbenen Grafen wieder rückgängig gemacht wurde. Die Hauptursache dieses Abfalls von den politischen Traditionen der Derbys muß, wie es scheint, in dem Groll gesucht werden, womit die Undankbarkeit Karl's II. den Abkömmling des ritterlichen und unglücklichen Cavaliers der Bürgerkriege erfüllt hatte.*) Sicher ist, daß die Derbys seitdem

*) Dies liest sich unschwer aus einer bei dem Einzuge des Grafen in den Familiensitz Knowsley von ihm errichteten Gedenktafel, deren Inschrift lautet: „James, Graf von Derby, Lord von Man und den Inseln, Enkel James', Grafen von Derby (durch Charlotte, Tochter Claude's, Herzogs von Tremouille), der am 15. Oct. 1651 in Bolton hingerichtet wurde wegen seiner

in der Reihe der großen Whigfamilien ihren Platz einnahmen. Unter den Nachkommen dieses ersten whigistischen Grafen sind vor allem der Großvater und der Vater des jüngstverstorbenen Grafen bemerkenswerth. Der erstere, Edward, zwölfter Graf Derby, war ein Freund von Charles James Fox und bekleidete zu verschiedenen Zeiten politische Aemter. Bekannter jedoch wurde er als leidenschaftlicher Sportsman, als freigebiger Patron der damals noch in Blüte stehenden Hahnenkämpfe und als Begründer der nach ihm benannten großen Wettrennen auf den Dünen von Epsom. Wie viel von dieser echt englischen Liebe zum „Sport" auf seinen Enkel überging und dessen Charakter beeinflußte, werden wir später Gelegenheit haben zu erwähnen. Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß der Gründer des Derbyrennens sich in zweiter Ehe mit Miß Farren, einer bekannten Schauspielerin jener Zeit, verheirathete. Die gräfliche Linie wurde nicht durch die Sprößlinge dieser Ehe fortgesetzt, aber die dramatische Darstellungskunst der ehemaligen Schauspielerin soll, wie es heißt, nicht ohne Einfluß geblieben sein auf die Entwickelung der rednerischen Talente ihres Enkels, der schon ein bekannter Politiker war, als seine Großmutter starb. Der Graf starb in hohem Alter (1834) und erlebte noch die Thätigkeit des Enkels als Staatssecretär für Irland und Minister für die Colonien in dem Reformministerium des Grafen Grey. Sein Sohn, Edward, dreizehnter Graf Derby, saß als Lord Stanley fast 40 Jahre im Unterhause, zuerst als Mitglied für Preston, dann für die Grafschaft Lancashire. Er stimmte, der Familientradition gemäß, mit den Whigs, nahm aber keinen hervorragenden Antheil an den parlamentarischen Debatten. Wenn der Vater besonders als Sportsman und Pferdeliebhaber berühmt gewesen war, so war der Sohn besonders bekannt als Zoologe und Liebhaber von Thieren im allgemeinen. Er bekleidete mehrere Jahre den Ehrenposten eines Präsidenten der Zoologischen und der Linné'schen Gesellschaft und widmete sich während der letzten 20 Jahre seines Lebens vorzugsweise der Erweiterung seines Zoologischen Gartens in dem Park von Knowsley. Seine Agenten schickten ihm von Jahr zu Jahr aus allen Theilen der Erde neue Thiergestalten zu, und da er keine Kosten scheute (die zoologischen Ausgaben der Grafen sollen etwa 15000 Pfd. St. jährlich betragen haben), hatte er gegen das Ende seines Lebens eine Sammlung vereinigt, welche an Vollständigkeit nur von der des Zoologischen Gartens in London übertroffen wurde. Mit dieser Menagerie stand ein Zoologisches Museum von mehr als 20000 Exemplaren von Thieren in Verbindung, die in Knowsley gestorben waren. Dies letztere vermachte der Graf der Stadt Liverpool; die Menagerie wurde, ebenfalls im Einklange mit seinem Letzten Willen, bald nach seinem Tode im Jahre 1851 versteigert.

Aus dieser altangesehenen, reichbegüterten Familie ging der Graf Derby hervor, dessen Lebensgang uns hier beschäftigen soll. Sein Vater verheirathete sich im Jahre 1798 mit Miß Hornby, der Tochter eines Geistlichen. Am 29. März 1799 wurde ihm auf dem Familiensitz Knowsley, in der Nähe von Liverpool, sein ältester Sohn und Erbe, Edward Geoffroy Smith Stanley, geboren. Die Phantasie muß es sich ausmalen, wie der Knabe hier und in London seine ersten Jugendjahre verlebte, welchen Einfluß seine nächste Umgebung: der Großvater mit der Vorliebe für Hahnenkämpfe und Pferderennen, die Großmutter mit ihrer Redekunst und Bühnengewandtheit, der zur Wissenschaft neigende Vater, die fromme Mutter als Vertreterin des kirchlich-religiösen Elements auf ihn ausübten und wie neben allen diesen gegenwärtigen Bildungselementen die geschichtlichen Erinnerungen des alten Stammsitzes, das Bewußtsein, als künftiger Vertreter

treuen Anhänglichkeit an Karl II., welcher einem einmüthigen Beschlusse beider Parlamentshäuser, der Familie die Güter, die er durch seine Loyalität verloren, zurückzugeben, seine Zustimmung versagte."

der Familie an dem Ende einer so langen Ahnenkette zu stehen, auf den raschen Sinn des Knaben wirkten. Wie seiner Großmutter der schon berührte Einfluß auf seine rednerische Ausbildung zugeschrieben wird, so hat man in der streng kirchlichen Richtung, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrte, die Erziehung der Mutter erkennen wollen, und wer in demselben Sinne weiter forscht, findet ohne Mühe die Charaktere auch des sportliebenden Großvaters und des wissenschaftlichen Vaters bei dem jungen Stanley wieder. Daß von früh auf ein starkes aristokratisches Standesgefühl ihn beseelte, kann nach allem, was man von seiner Entwickelung weiß, nicht bezweifelt werden. Abgesehen von diesen allgemeinen Lebensumständen, beschränkt die Kenntniß seiner Jugendjahre sich auf wenige Thatsachen. Nachdem er das gehörige Alter erreicht, ging er auf die Schule nach Eton und von Eton zur Fortsetzung seiner Studien auf die Universität nach Oxford. Beide Erziehungsanstalten befanden sich damals noch in der Periode, welche Graf Derby selbst, als er später zum Kanzler der Universität Oxford erwählt wurde, die „vorwissenschaftliche" nannte. Eton war recht eigentlich ein Sitz der strenua inertia, wo Knaben, die sich die Mühe gaben, sich selbst zu lehren, etwas lernen konnten, wo aber die athletische Ausbildung des Körpers und die gesellige Ausbildung des Charakters im ganzen eine eifrigere Berücksichtigung fanden als die wissenschaftliche Erziehung. Der einzige Gegenstand, der sich einer gewissen Vorliebe und Sorgfalt erfreute, waren die classischen Studien. Daneben gehörte der Haupttheil der Zeit und der Interessen dem Cricket, dem Bootfahren, den gymnastischen Uebungen, dem öffentlichen Schulleben. Ganz ähnlich war es in Oxford. Auch dort beschränkte die Arbeit der wissenschaftlichen Bildung sich wesentlich auf die Routine der classischen Studien. Neuere Geschichte, Naturwissenschaften, Nationalökonomie, kurz alle Gegenstände, deren Kenntniß heutzutage als Vorbildung für das praktische Leben für nothwendig gehalten wird, wurden vernachlässigt. Der vorwiegende Gesichtspunkt war, daß die Universität dem „Gentleman" seinen wissenschaftlichen Anstrich geben, nicht, daß er sich eine gründliche wissenschaftliche Bildung erwerben sollte. Diesen wissenschaftlichen Anstrich aber verlieh vor allem die hergebrachte Beschäftigung mit den antiken Schriftstellern und Dichtern, besonders mit Homer, Horaz und Virgil. Eine gewisse Anzahl von Versen aus der Iliade und Aeneide, aus den Horazischen Oden und Episteln auswendig zu wissen und gelegentlich citiren zu können, womöglich auch nach dem Muster der antiken Dichter einige griechische und lateinische Verse zusammenzuschmieden, galt für völlig ausreichend, besonders wenn der angehende Gentleman mit so glänzenden Aussichten ins Leben trat wie der älteste Sohn Lord Stanley's und Enkel Graf Derby's. Aus classischen Studien, gymnastischen Uebungen und genußreichem geselligem Leben waren daher auch die Schul- und Universitätsjahre des jungen Mr. Stanley zusammengesetzt. Seinem ganzen Wesen nach gehörte er der alten classischen Schule, im Gegensatz zu der modernen socialwissenschaftlichen Schule von Staatsmännern an. Daß er sich mit naturwüchsiger Neigung an allen Formen des „Sports" ergötzte und durch sein energisch-thätiges Temperament wie durch seine geselligen Talente unter seinen Studiengenossen hervorragte, bedarf angesichts seiner spätern Lebensgeschichte kaum der Bestätigung. Den mehr als gewöhnlichen Eifer, womit er seine classischen Studien betrieb, beweist der Umstand, daß er im Jahre 1819 mit einem lateinischen Gedicht über „Syrakus" den sogenannten Chancellor's Prize an der Universität davontrug, und mehr noch seine vortreffliche Uebersetzung der Iliade, die als Denkmal der Mußestunden seines höhern Alters im Jahre 1864 erschien. Doch scheint es, daß er auch diese Arbeiten mehr in der sorglosen Weise des großen Herrn ausführte; wenigstens verließ er Oxford, ohne einen akademischen Grad davonzutragen.

Sein erster Eintritt ins öffentliche Leben fiel zusammen mit dem Ende der langen Regierung Georg's III., dem Beginn der Regierung Georg's IV. Ministerpräsident war

damals Lord Liverpool, und die durch Pitt begründete Herrschaft der Tories stand noch so fest wie je zuvor. Es war eine traurige Zeit für England. Die langen Kriege gegen das revolutionäre und imperialistische Frankreich hatten dem Inselreiche freilich eine einflußreiche Stellung unter den Mächten der Welt errungen; aber durch die ungeheuern Anstrengungen waren seine Kräfte erschöpft und die allgemeine Reaction, welche dem Ende der großen Kriege folgte, machte sich auch in England in drückender Weise fühlbar. Ackerbau, Handel, Industrie seufzten unter der Last der gewaltig angehäuften Nationalschuld; der herrschende Mangel wurde durch Misernten vermehrt; die conservative Politik der Regierung, die alles im Statusquo erhalten wissen wollte, verursachte eine weitverbreitete politische Gärung. Es war die Zeit des Massacre von Peterloo, der Verschwörung von Catostreet, des Staatsprocesses gegen die unglückliche Königin Karoline. Die Whigs befanden sich im Parlament in einer hoffnungslosen Minorität, eine liberale Regierung schien, nach der Aeußerung von Sidney Smith, ebenso unwahrscheinlich als ein Thau auf Nowaja-Semlja. Unter solchen Verhältnissen trat Mr. Stanley, bald nachdem er die Universität verlassen, als Mitglied für den Flecken Stockbridge ins Parlament (1820). Die Tradition seiner Familie führte ihn wie seinen Vater, der gleichzeitig für die Grafschaft Lancashire im Unterhause saß, auf die Seite der Whigs. Aber er beeilte sich nicht, an den Verhandlungen einen thätigen Antheil zu nehmen. Fast vier Jahre hindurch gehörte er der zahlreichen Klasse der schweigenden Parlamentsmitglieder an und erst in der Session von 1824 hörte man seine Jungfernrede. Wenn man nicht umhin kann, in diesem Verhalten eine weise Discretion anzuerkennen, so war auch die Veranlassung seines ersten rednerischen Auftretens bescheiden genug. Es handelte sich um eine Bill zur Einführung der Gasbeleuchtung in Manchester, und Mr. Stanley ergriff das Wort zu Gunsten dieser Neuerung. Seine Rede zeugte übrigens von entschiedenem Talent, ja sie brachte einen so vortheilhaften Eindruck hervor, daß Sir James Mackintosh, einer der Führer der liberalen Partei, dem jungen Politiker öffentlich seine Anerkennung darüber ausdrückte. Eine zweite Veranlassung zum Reden bot ihm während derselben Session der Antrag Hume's: „Daß es zweckmäßig sei, zu untersuchen, ob das gegenwärtige Etablissement der Anglikanischen Kirche in Irland nicht zu umfangreich sei für die von demselben geforderten Dienste, sowol in Hinsicht auf die Zahl der angestellten Personen als auf deren Einkünfte." Es war dies eine Frage von größerer Tragweite als die Manchester Gas Light Bill, eine Frage, welche schon damals als Theil der großen irischen Frage die Gemüther zu bewegen anfing, und die, wie wir sehen werden, von besonders hervorragender Wichtigkeit werden sollte in der Laufbahn des jungen Stanley. Die entschiedenern Liberalen waren der Ansicht Hume's; aber Mr. Stanley war trotz seines traditionellen Whigismus zu sehr Aristokrat und Anglikaner, um einem Angriff auf die englische Staatskirche ruhig zusehen zu können. Er sprach gegen den Antrag Hume's und zwar in einer Rede, die, wie ein zeitgenössischer Bericht bemerkt, der Sache, die er vertheidigte, und des Erben eines der edelsten Häuser Englands würdig war. Später änderte er seine Meinung; ja, es war ihm selbst vorbehalten, neun Jahre nachher den Antrag Hume's praktisch zur Ausführung zu bringen. Doch man sieht in diesem jugendlichen Ausbruch der Begeisterung für die Erhaltung des alten Bestandes der irischen Staatskirche schon gleichsam den künftigen Tory im Keime vorgebildet, während andererseits auch der hier bewiesene Mangel an staatsmännischem Blick für die nothwendigen Reformen und der damit verbundene ruckweise Wechsel seiner Ansichten für seine gesammte politische Laufbahn charakteristisch war.

Nach dem Schlusse der Session unternahm Mr. Stanley eine Reise nach Amerika. Das Jahr darauf (1825) verheirathete er sich mit einer Tochter Lord Skelmers Dale's und baute sich ein Haus auf einem der Landgüter seines Großvaters in Irland, wo er

seitdem öfter seine Parlamentsferien verlebte. Aus verstreuten Mittheilungen geht hervor, daß er schon während jener Jahre unter den Iren keineswegs populär war. Ohne seine Pflichten als Grundherr zu versäumen, führte er ein abgeschlossenes ungeselliges Leben und stellte den leichtblütigen Celten in so auffallender Weise das fremde kühle Wesen des sächsisch-normannischen Eroberers gegenüber, daß man ihn allgemein für einen Sonderling erklärte und von ihm sprach als von „dem wunderlichen Herrn aus England“. Diese kühl abwehrende aristokratische Haltung verlor sich bei ihm nie ganz. Selbst nachdem er der anerkannte Führer einer mächtigen Partei geworden, spielte er der Masse dieser Partei gegenüber noch immer den großen Herrn und hielt neben dem Uebergewicht seines politischen Ansehens sein Standesgefühl als Vertreter einer der ältesten und reichsten Adelsfamilien Englands mit ritterlicher Unbefangenheit aufrecht. So treu seine Partei ihm daher auch anhing, so gewann er doch nie eine so weitverbreitete Popularität wie der joviale, leichtlebige Palmerston, dessen Einfluß nicht zum mindesten auf dem seltenen Geschick fußte, mit dem er es verstand, seine Anhänger wie seine Landsleute überhaupt in die gute Laune zu versetzen, an der es ihm selbst nie fehlte. Im Parlament hörte man Mr. Stanley während des Jahres 1825 nicht. In der Session von 1826 ließ er sich vernehmen als Widersacher der Liverpool and Manchester Railway Bill. Die Eisenbahn zwischen diesen wichtigen Handels- und Fabrikstädten war die zweite ihrer Art (die erste, die Stockton-Darlington-Bahn, wurde schon 1825 vollendet); aber Mr. Stanley traute der neuen Erfindung nicht und beantragte die Verwerfung der Bill. Seiner Meinung nach konnte diese Bahn die Vortheile der Billigkeit und der Schnelligkeit, die man davon erwartete, nicht realisiren, vielmehr zögerte er nicht, den Plan dazu in seiner unumwundenen Weise darzustellen als „eine ausschweifende und unsinnige Speculation“, deren Durchführung das Parlament verhindern müsse. Das Parlament war anderer Ansicht und nahm die Bill mit einer beträchtlichen Majorität an. Stanley's Rede bei dieser Gelegenheit wurde ihm später noch oft und nicht mit Unrecht vorgehalten. Denn ganz abgesehen von der Eisenbahnfrage als solcher, war es eine merkwürdige Thatsache, daß der reichste Grundbesitz seiner Familie sich in ebenjenem Liverpool-Manchester-District befindet, den die neue Bahn durchschneiden sollte, sodaß es schwer sein möchte zu berechnen, in welchem Maße die Ausführung des von einem Stanley bekämpften Planes dem Reichthum der Familie zugute gekommen ist. Eine andere Rede derselben Session verdient Erwähnung in Rücksicht auf seine spätere Haltung während des Kampfes um die Korngesetze. Wie schon bemerkt, herrschte um jene Zeit in den Fabrikstädten große Noth. Zur Abhülfe derselben befürwortete Canning eine zeitweilige Milderung der bestehenden streng protectiven Kornzölle, und Canning's Vorschlag erfreute sich der wärmsten Fürsprache Stanley's. Ueberhaupt neigte dieser letztere wol mehr zu den Anhängern des Staatsmannes, der in dem conservativen Ministerium Lord Liverpool's das liberale, progressive Element vertrat, als zu den entschiedenen Whigs, und in der That war es ihm beschieden, unter diesem Minister bald nachher seine officielle Laufbahn anzufangen.

Das lange Ministerium Lord Liverpool's neigte sich seinem Ende zu. Im Februar 1827 streckte ein Schlaganfall den Premierminister danieder, und Canning, bis dahin Minister der auswärtigen Angelegenheiten und durch Talent und Charakter der einflußreichste Mann im Parlament, wurde nach längerm Zögern von dem widerwilligen Georg IV. an die Spitze der Geschäfte berufen. Die strengen Alttories, der Herzog von Wellington, Lord Eldon, Sir Robert Peel und andere waren durch diese Ernennung beleidigt, weigerten sich, unter Canning zu dienen, und reichten ihre Entlassung ein. Canning mußte sich unter diesen Umständen bei den Whigs nach Beistand umsehen. Die Bildung seines Ministeriums verursachte so den ersten Bruch in der so lange unerschütterten starren Phalanx der Tories. Unter den neuen Ernennungen, die er vornahm, war Mr. Stanley, der

als Unterstaatssecretär für die Colonien angestellt wurde. Canning's Verwaltung dauerte jedoch, wie bekannt, nur eine kurze Zeit. Die Intriguen seiner Feinde verbitterten ihm das Leben; schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt (August 1827) sank er in ein vorzeitiges Grab. Statt seiner übernahm Lord Goderich, bis dahin Minister für die Colonien, das Amt des ersten Ministers, während seine übrigen Collegen ihre Posten behielten. Aber durch Canning's Tod war die Regierung ihrer Hauptstütze beraubt. Lord Goderich fühlte sich der Opposition der noch immer mächtigen Alttories nicht gewachsen und bat um seine Entlassung, noch ehe das Parlament von 1828 zusammentrat. Hiermit erreichte auch die erste Amtsverwaltung Mr. Stanley's ihr Ende. Sie war zu kurz gewesen, um ihm Gelegenheit zur Auszeichnung zu bieten. Nur die Thatsache als solche, daß er unter Canning in den Staatsdienst eintrat, und eine Rede, in der er bald nach der Bildung des Ministeriums Wellington-Peel (Januar 1828) seine Ansichten über die Stellung der Parteien und die Bedürfnisse der Nation niederlegte, bleiben in der Geschichte seines Lebens bemerkenswerth. Die Rede wirft ein authentisches Licht auf seine damalige Denkweise und ist außerdem auch im Hinblick auf die spätern Wandlungen seiner politischen Laufbahn von Interesse. Der Canning'sche Ex-Unterstaatssecretär erklärte in dieser Rede, er habe kein Vertrauen zu den Grundsätzen der neuen Regierung, er zweifle an der Aufrichtigkeit der von derselben verheißenen Reformpolitik, aber er flehe sie an, sich in Einklang zu setzen mit dem Geiste der Zeit. „Ich bin überzeugt", rief er aus, „daß der alte starre Sinn des Toryismus endlich dem Freiheitsdrange unserer Tage weicht, daß die Tories der alten Schule, die Vertreter tiefgewurzelter Misbräuche, welche uns als Weisheit der Vorfahren gepriesen werden, die laudatores temporis acti, überall zum Nachgeben gezwungen werden, daß der Geist, welchen die Heilige Allianz unterstützte, der Verbündete des Despotismus gegen die Vorkämpfer der ringenden Freiheit, seinem verdienten Schicksal entgegeneilt und daß alle aus ihm fließenden Uebel mehr und mehr in die Vergangenheit zurücksinken. Ich hoffe, daß die Herren, die vor kaum einem Jahre bei dem Verlust ihres Amtes so viel verrotteten Toryismus entwickelten, mit der Rückkehr ins Amt ihre gute Laune wiedergewonnen haben, daß die Ruhe der Zurückgezogenheit und ein Sommeraufenthalt auf dem Lande sie zur Besinnung gebracht und ihnen gezeigt hat, wie blind sie gewesen sind gegen die wahren Interessen der Nation!" — Diese Worte klingen seltsam, wenn man sie zusammenhält mit spätern Reden desselben Mannes, in denen er selber als der emphatische laudator tempori acti alte verrottete Vorurtheile als Weisheit der Vorfahren pries und es für seinen Beruf erklärte, „den Strom der Demokratie zu dämmen". Aber bei alledem war sein Liberalismus in jenen Jahren ohne Zweifel aufrichtig. Die Tradition seiner Familie, das Feuer seiner Jugend, die Bande eines einmal bekleideten Amtes zogen ihn auf die Seite der liberalen Opposition, während seine glänzenden socialen Aussichten sammt seinen bereits bewährten rednerischen Talenten ihm unter den jüngern whigistischen Politikern eine hervorragende Stellung sicherten.

Die nächstfolgenden Jahre (1828—29) waren bedeutungsvoll als der erste Anfang der neuen Aera der Reform, deren unvermeidliches Kommen Mr. Stanley vorausgesagt hatte. Drei wichtige Gegenstände nahmen damals vor allen andern die Aufmerksamkeit des Parlaments und der öffentlichen Meinung in Anspruch: die Getreidegesetze, die Katholikenemancipation und die Parlamentsreform. Während der Session von 1828 fand das Ministerium sich genöthigt, in Bezug auf zwei dieser Fragen Zugeständnisse zu machen. Die bis dahin bestehenden Getreidegesetze waren völlig prohibitiver Natur gewesen und hatten, indem sie die Kornpreise auf einer unverhältnißmäßigen Höhe hielten, weitverbreiteten Mangel und Unzufriedenheit hervorgerufen. Sie wurden in der Session von 1828 ersetzt durch ein Protectivsystem, welches die Zölle auf die Einfuhr fremden Getreides im Verhältniß zu den einheimischen Getreidepreisen nach Maßgabe der sogenannten

Sliding Scale regulirte und mangelhaft wie es an sich war, doch gegen das frühere System einen unverkennbaren Fortschritt bezeichnete.

In Bezug auf die Katholikenemancipation geschah in derselben Session der erste Schritt durch die Widerrufung der Testacte, der zweite (die vollständige Beseitigung der der Zulassung der Katholiken ins Parlament entgegenstehenden Hindernisse) in der Session von 1829 durch die Catholic Relief Bill. Ein großer Sieg der liberalen Ideen war damit errungen, ein Bollwerk des bigoten Toryismus, um welches viele Jahre hindurch die heftigsten Kämpfe geführt worden, war gefallen und man durfte um so mehr auf eine baldige Lösung auch der dritten jener großen Lebensfragen, der Parlamentsreform, hoffen, als es eine toryistische Regierung war, der man jene Zugeständnisse abgetrotzt hatte. Mr. Stanley nahm an diesen Debatten, wenn keinen hervorragenden, so doch einen entschieden liberalen Antheil. Sowol die neuen Getreidegesetze als die Emancipation der Katholiken erfreuten sich der Fürsprache seiner Beredsamkeit. Hinsichtlich der Parlamentsreform ging er weiter als die Partei Canning's, die einer großen organischen Maßregel abgeneigt war und es noch immer für genügend erachtete, wenn man die wüste Masse der bestehenden Misbräuche allmählich, durch stückweise Zugeständnisse minderte. Die Zeit für eine solche Politik war aber offenbar vorüber. Gehoben durch den errungenen Sieg, drangen die Whigs unverhohlener als zuvor auf eine umfassende Erledigung auch dieses großen Problems, und der gesammte Strom der Ereignisse drängte demselben Ziele zu. Der Geist der Reaction, der in England seit dem Beginn der Kriege gegen das revolutionäre und imperialistische Frankreich so mächtig geherrscht hatte, hatte sich ausgelebt. Ein Frühlingswehen ging durch die ganze Welt. Im Juni 1830 starb mit Georg IV. der Hauptrepräsentant der Denkweise und der Vorurtheile der Vergangenheit. Einen Monat später setzte die Julirevolution ganz Europa in Gärung, und die unter diesen Verhältnissen bei dem Regierungsantritt Wilhelm's IV. veranstalteten parlamentarischen Neuwahlen hallten wider von einem Rufe nach Fortschritt und Freiheit, wie man denselben seit langen Jahren nicht gehört hatte. Von der erwachten Macht der öffentlichen Meinung getragen, zum Reformkampfe gerüstet, durch eine ansehnliche Zahl liberaler Mitglieder verstärkt, kehrten die Whigs ins Parlament zurück. Allerdings erklärte auch nach dem Zusammentreten dieses Parlaments der Herzog von Wellington die strengste Unnachgiebigkeit gegen die Forderungen der Reformers; aber die Zeit zur Durchführung einer solchen Politik war abgelaufen. Schon im November 1830 mußte das Ministerium Wellington-Peel einem Ministerium Grey-Russell weichen, das die hervorragendsten Reformers in sich schloß und dem englischen Volke als erstes und Hauptwerk seiner Thätigkeit eine umfassende Parlamentsreform verhieß. Hiermit war dem entschiedenen Fortschritt der liberalen Ideen freie Bahn gebrochen. Die lange Epoche der Reaction hatte ihr volles historisches Ende erreicht, und es begann die ereignißvolle, tiefbewegte Epoche reformatorischer Gesetzgebung, in deren Mitte England sich noch heute befindet.

Daß Mr. Stanley unter diesen Umständen in dem Reformministerium des Grafen Grey einen wichtigen Posten erhielt, bezeichnet wol am besten seine damalige Stellung im Parlament und den Stand seiner Ansichten. In der That erreichte die liberale Richtung seiner Natur um diese Zeit ihren Höhepunkt, und wenn man die ersten zehn Jahre seiner parlamentarischen Laufbahn (1820—30) als eine vielversprechende politische Vorschule bezeichnen kann, so zeigen die nun folgenden vier Jahre seines Staatsdienstes unter Graf Grey (1830—34) ihn in der vollen Ausübung seiner Fähigkeiten als praktischen Staatsmann. Auch sein Ruhm als Redner wurde begründet während dieser Jahre, die überhaupt alles in allem unstreitig den befriedigendsten Abschnitt seines Lebens bilden. Was später folgte, war ein Ueberspringen aus der Bahn des Fortschritts in die ausgefahrenen Gleise der alten Zeit, eine Reihe misglückter Versuche, den Gang nationaler Reformen zu

hemmen, ein widerspruchsvolles Wesen, in dem mehr der heftige Eigenwille einer gebieterischen Persönlichkeit als klar erkannte Grundsätze die Herrschaft führten und das daher verhältnißmäßig arm war an staatsmännischen Resultaten. Dieser spätere conservative Hauptabschnitt seines Lebens dauerte aber lange genug, um jenen erstern beinahe in Vergessenheit zu bringen. Der liberale Mr. Stanley von 1830 ging in spätern Jahren so vollständig unter in dem conservativen Lord Stanley und Grafen Derby, daß die jüngste Generation sich der Thaten seiner Jugend kaum noch erinnerte und der Meinung war, die Derbys seien stets conservative Politiker gewesen. Nichtsdestoweniger war jene liberale Periode eine bedeutende Thatsache in dem Leben des Mannes, und am entschiedensten ausgeprägt war dieselbe, wie gesagt, in der Führung der Aemter, die er 1830—34 unter Graf Grey bekleidete. Graf Grey ernannte ihn bei der Bildung seines Ministeriums zum Staatssecretär für Irland. Diese Ernennung veranlaßte zunächst eine nicht uninteressante außerparlamentarische Episode. Nach einem alten Gesetz nämlich müssen sämmtliche in die Regierung berufenen Mitglieder sich einer neuen Parlamentswahl unterziehen, wodurch den Wählern Gelegenheit geboten werden soll, ihr Urtheil über die Ernennung abzugeben. Mr. Stanley war damals Parlamentsmitglied für Preston und hatte erst wenige Monate vorher bei den allgemeinen Neuwahlen um seinen Sitz kämpfen müssen. Seine Berufung zum Staatssecretär legte ihm nun die Unbequemlichkeit einer neuen Wahl auf. Er scheute dieselbe nicht. Er liebte, allen Berichten zufolge, den Kampf, war stets kampfbereit, stürzte sich mit Behagen in das dichteste Getümmel der Schlacht und theilte nach allen Richtungen seine ungestümen Hiebe aus. Seine Wiedererwählung in Preston schien überdies so gut wie gewiß. Seit längerer Zeit hatte eine Art Uebereinkommen zwischen den Derbys und den Bürgern von Preston bestanden, demgemäß die beiden Parlamentssitze der Stadt zwischen einem Vertreter des Hauses Derby und einem Candidaten der conservativen Bürger von Preston getheilt wurden. Preston galt mithin als „Familienflecken" der Derbys, die Grafen hatten einen Palast dort und besaßen beträchtlichen localen Einfluß. Doch der stolze Erbe des Hauses war bei den Bürgern von Preston ebenso wenig populär als bei den Irländern. Er verschmähte die gewöhnlichen Mittel, durch welche Parlamentscandidaten sich die Gunst der Wähler erwerben, weigerte sich, trotz seiner Liebhaberei für das Pferderennen, der Sitte zu folgen und eine Subscription für die localen Wettrennen von Preston zu versprechen, kurz, trug seine stolze Unabhängigkeit in so offener Weise zur Schau, daß die Bürger von Preston sich beleidigt fühlten und der als „Orator Hunt" bekannte radicale Gegner Stanley's mit einer Majorität von fast 400 Stimmen als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorging. Ein solches Resultat mußte den Stolz des neuen Staatssecretärs und seiner Familie tief kränken. Es machte der politischen Verbindung der Derbys und der Stadt Preston ein Ende. Der Graf ließ seinen Palast in Preston schließen, entsagte jeder Theilnahme an den Interessen der Stadt und kehrte nie wieder dorthin zurück. Es war nun an der Regierung, ihrem irischen Secretär einen andern Sitz zu verschaffen. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, fand sich ein Parlamentsmitglied, das seinen Ehrgeiz auf dem Altar der Partei opferte. Sir Hussey Vivian, Mitglied für Windsor, entsagte seinem Sitze zu Gunsten Mr. Stanley's, und als Mitglied für Windsor nahm dieser schließlich seinen Platz auf der Ministerbank ein.

Es war eine unruhig bewegte Zeit. Die Aussicht auf die verheißene Reformbill hielt ganz England in Gärung; in Irland hatte O'Connell bereits die Repealagitation begonnen, und die Stellung der Regierung zwischen den Tories, die alles beim alten erhalten wollten, und den Radicalen, die auf eine Revolution losdrängten, war äußerst schwierig. Die Aufregung steigerte sich, als Lord John Russell im März 1831 die Reformbill einbrachte und bald darauf, weil das Unterhaus die zweite Lesung der Bill

mit einer Majorität von nur Einer Stimme annahm, eine Auflösung des Parlaments beschlossen wurde. Die unter diesen Umständen vorgenommenen Neuwahlen regten die Nation in ihrer ganzen Tiefe auf. Das neue Parlament, das im Juni 1831 zusammentrat, enthielt eine bedeutende Majorität von Reformmännern; aber die Heftigkeit, mit welcher die Kämpfe um die nun zum zweiten male vorgelegte Bill geführt wurden, erlitt keine Abnahme. Die Debatten füllten die Hauptmasse der Session bis zum October 1831, und neben Lord John Russell betheiligte kein Redner auf ministerieller Seite sich in so lebhafter und hervorragender Weise als Mr. Stanley. Als Staatssecretär für Irland war er besonders mit der Vertretung des irischen Theils der Reformbill beauftragt und fand hier zuerst Gelegenheit, seine Kräfte mit O'Connell und den irischen Radicalen zu messen. Doch sein Antheil war keineswegs auf diese Grenzen beschränkt. Mit ebenso viel Sachkenntniß als Energie widmete er sich der Vertretung der Bill in ihrer Gesammtheit, bestand wiederholt erfolgreiche Kämpfe gegen Sir Robert Peel, den Führer der Conservativen im Unterhause, und errang sich durch seine ganze Haltung die Achtung von Feinden wie von Freunden. Was ihn besonders auszeichnete, war der Ernst und das Feuer seiner Beredsamkeit, der Ungestüm seiner Invective, die stete Schlagfertigkeit in der Debatte, die sich bald in langen Reden, bald in kurzen treffenden Bemerkungen kundthat, ein glänzendes satirisches Talent endlich, das seine Angriffe wie das Blitzen von scharfgeschliffenen Schwertern begleitete. Es war ein gebieterisches, kühnes Selbstvertrauen, ein zäher Eigenwille, ein kampfesfrohes Auflodern, eine kräftige Begabung in dieser Persönlichkeit, die allgemein empfunden wurden und in den Kämpfen jener Zeit ihre unbestreitbare Wirkung thaten. Auch außerhalb des Parlaments ergriff der junge Minister unverzagt jede Gelegenheit zum Kampfe. Man erzählt von ihm, wie er einmal in einem der fashionabeln Clubs von London plötzlich der Unterhaltung ein Ende machte, indem er auf den Tisch sprang und mit feurigen Worten von dieser improvisirten Tribüne die Versammelten zu Gunsten der Reformbill haranguirte. Er wollte die Bill wie sie war, nicht mehr und nicht weniger, und traf ihre Gegner nach rechts wie nach links mit unparteiischer Hand. Eine noch hervorragendere Rolle spielte er in der Session von 1832, die vorzugsweise irischen Debatten und Maßregeln gewidmet war. Irland war damals wie jetzt der wunde Fleck des englischen Staatsorganismus. Die Emancipation der Katholiken war nichts als der erste Schritt gewesen zu einer Besserung seiner traurigen Zustände und wurde von den Irländern selbst so wenig als genügend anerkannt, daß sie in den verliehenen Rechten vielmehr nichts sahen als ein Mittel zum Kampfe, ein Werkzeug zur Erringung vollkommener Selbständigkeit. Schon im Jahre 1830 hatte O'Connell den Ruf nach Auflösung der Union erhoben; die Debatten über die Reformbill im Jahre 1831 hatten die weitverbreitete Gärung gesteigert, und bald war der lange verhaltene Groll gegen die englischen Unterdrücker allerorten in Gesetzwidrigkeiten und Gewaltthaten zum Ausbruch gekommen. Die Pächter verweigerten den Grundherren den Zins, der Geistlichkeit den Zehnten. Wo Gewalt zur Eintreibung der Abgaben angewandt wurde, setzte man ihr Gewalt entgegen. Agrarische Verbrechen waren an der Tagesordnung. Beide Parteien organisirten und bewaffneten sich: die Protestanten in den Orangelogen, die Katholiken in den Repealvereinen und geheimen Gesellschaften. Parteiprocessionen und Meetings führten häufige Störungen der öffentlichen Ruhe herbei. Irland befand sich so um die Jahreswende 1831—32 in einem Zustande, der nahe an den Bürgerkrieg grenzte. Die Lage war eine äußerst schwierige, und eine mehr als gewöhnliche staatsmännische Begabung war nothwendig zu der Lösung der doppelten Aufgabe, der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und der Befriedigung der gerechten Wünsche des irischen Volks. Daß Mr. Stanley diese schwierige Aufgabe mit Erfolg löste, ist mehr als behauptet werden kann. Der Gesichtspunkt der Herstellung der öffentlichen

Ruhe, so scheint es, überwog bei ihm von vornherein die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit großer Reformen. Seine ganze Haltung Irland gegenüber hatte etwas Schroffes, Abwehrendes, Unsympathisches. Es fehlte ihm vollständig an jener verständnißvollen Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten des irischen Wesens, jenem freundlich versöhnlichen Entgegenkommen, das bei der Behandlung eines leichterregten Volks ebenso wichtig ist als charakterstarke Festigkeit, und durch welches spätere irische Staatssecretäre eine Popularität zu gewinnen wußten, die manche Mängel ihrer Verwaltung aufwog. Der Eindruck dieses kalten, schroffen Wesens verkörperte sich in einem Beinamen, unter welchem der Staatssecretär Stanley damals in nicht sehr erfreulicher Weise in Irland bekannt wurde. Früher war er „der sonderbare Herr aus England" gewesen, jetzt wurde er der „Skorpion Stanley". Trotz alledem trugen übrigens die irischen Debatten von 1832 viel zu der Begründung seines Ruhmes als Redner und als Politiker bei. Er stand einem Manne gegenüber, der in beiden Beziehungen Außerordentliches leistete, und ging, allen Berichten zufolge, aus den meisten Kämpfen mit diesem Manne siegreich, in blanker Rüstung, mit gezogenem Schwerte hervor. Das englische Parlament hat eine tiefgewurzelte Vorliebe für dergleichen Zweikämpfe, und die Begegnungen Stanley's und O'Connell's erregten in jenen Jahren kaum mindere Aufmerksamkeit als später die Waffengänge D'Israeli's und Sir Robert Peel's. An Witz und satirischer Gestaltungskraft kam Stanley weder dem großen irischen Agitator noch seinem nachherigen Collegen und Freunde D'Israeli gleich. Keins jener Worte, die treffen, zünden und sich dem Gedächtniß unauslöschlich einprägen, ist von ihm aufbewahrt. Aber als der ungestüme „Ruprecht der Debatte" hieb er sich tapfer mit seinem Gegner herum und bewies gelegentlich, daß es ihm, neben den zuckenden satirischen Blitzen, als „Skorpion Stanley" auch an einem scharfen Stachel nicht fehlte. Auch von conservativer Seite wurden seine Erfolge als parlamentarischer Parteigänger anerkannt. Der aristokratisch selbstbewußte irische Staatssecretär hatte unter anderm die charakteristische Gewohnheit, den Kopf nachlässig auf die Lehne der Ministerbank zurückzuwerfen und die Füße gegen den Rand des davorstehenden Tisches zu stützen, während man ihn und seine Politik angriff. Die irischen Mitglieder beschwerten sich über diese zur Schau getragene Gleichgültigkeit, die sie ganz im Einklange fanden mit seiner beleidigend vornehmen Haltung gegenüber Irland und den irischen Interessen überhaupt, worauf von Sir Robert Peel bemerkt wurde, die Haltung des Staatssecretärs würde den ehrenwerthen Mitgliedern wahrscheinlich weniger beleidigend vorkommen, wenn er sich nicht als ein so starker Gegner bewiese im Kampfe der Debatte.

Die Maßregeln seiner Amtsführung waren zweierlei Art. Die einen betrafen die Herstellung und Erhaltung der öffentlichen Ruhe in Irland, die andern die Hebung des öffentlichen Wohlstandes und die Beseitigung von Misbräuchen. In die erstere Klasse gehörten die Arcears of Tithes Bill, die Act for the suppression of dangerous associations and assemblies und die Suppression of Disturbances in Ireland Bill; in die zweite die National Education Bill, die Tithes Composition Bill, die Irish Church Temporalities Bill und die Gründung eines Bureau der öffentlichen Arbeiten. In Bezug auf jene erstere Klasse von Maßregeln, deren Durchführung die heftigsten Kämpfe mit O'Connell veranlaßte, wird Stanley die strenge Unparteilichkeit nachgerühmt, mit der er gegen Protestanten wie gegen Katholiken, gegen Orangemänner wie gegen Ribbonmänner die Gesetze geltend machte; an der zweiten nahm er einen weniger directen und energischen Antheil. Die National Education Bill, welche ein unconfessionelles System der Volkserziehung in Irland schuf, das sehr wohlthätig gewirkt hat, wurde ihm, wie es scheint, halb gegen seinen Willen aufgezwungen; die Irish Church Temporalities Bill, die eine Reform der Anglikanischen Staatskirche in Irland anbahnte, indem sie die

unmäßige Zahl der Bisthümer auf die Hälfte reducirte und die Lage der Pächter auf den Kirchenländereien verbesserte, kam zur Ausführung, nachdem er sein Amt als Staatssecretär für Irland bereits mit einem andern vertauscht hatte; die Zugeständnisse der Composition of Tithes Bill endlich hinsichtlich der Entrichtung der Kirchenzehnten waren äußerst gering. Bei diesem Urtheil dürfen allerdings die Schwierigkeiten der Zeitumstände nicht außer Acht gelassen werden, und kein geringer Antheil dessen, was in der irischen Politik des Ministeriums Grey einen Fortschritt gegen die Politik seiner Vorgänger bezeichnete, muß trotz aller Abzüge immer verbunden bleiben mit dem Namen Stanley. Unzweifelhaft aber würde er mehr haben leisten können ohne jenes abwehrende eigenwillige Temperament, unter dem seine Collegen in der Regierung kaum minder litten als seine irischen Gegner. Der Vicekönig von Irland selbst, Lord Anglesea, beschwerte sich bitter über das uncollegialische Benehmen des irischen Secretärs. Man kam daher allmählich zu der Ansicht, daß Stanley, trotz aller seiner Talente und Energie, nicht der rechte Mann am rechten Orte sei, und beschloß, ihn von der Leitung der irischen Angelegenheiten zu entfernen. Dies geschah im März 1833, einen Monat nach der Einbringung der Irish Church Temporalities Bill. Statt des Secretariats für Irland wurde ihm das Ministerium für die Colonien übertragen, das letzte, das er als Mitglied der liberalen Partei verwaltete.

Eine coloniale Frage von dem größten Interesse war um jene Zeit, nach vieljähriger Agitation und langen Debatten, ihrer Lösung entgegengereift: die Frage der Emancipation der Sklaven in den englischen Colonien. Mr. Stanley hatte bis dahin an der Erörterung dieser Frage keinen Antheil genommen. Das wahre Verdienst, dieselbe dem englischen Volke nahe gelegt und ihre Erledigung vorbereitet zu haben, gebührte den Clarkson, Wilberforce, Buxton und Brougham, die grundsätzlich daran gearbeitet und es sich zur Lebensaufgabe gesetzt hatten, den Schandfleck der Sklaverei aus den englischen Einrichtungen zu vertilgen. Der Moment für die Erfüllung ihrer Forderungen war nun herangekommen, und das Schicksal überwies dem neuen Colonialminister das ehrenvolle Amt, dem Parlament die Maßregel vorzulegen, welche die Bemühungen der genannten Philanthropen zu einem praktischen Abschluß brachte. Eine solche Auszeichnung wird nicht jedem Colonialminister zutheil. Auch ist es nicht mehr als billig, zu gestehen, daß Mr. Stanley die ihm zugefallene Aufgabe energisch und erfolgreich durchführte. Die Bill für die Emancipation der Sklaven in den englischen Colonien wurde, trotz des hartnäckigen Widerstandes der westindischen Pflanzer und ihrer Freunde, noch in der Session von 1833 zum Gesetz erhoben, und in der Lebensgeschichte des Grafen Derby wird es stets als eine ehrenvolle Thatsache erwähnt werden müssen, daß dieser Act der Gerechtigkeit unter seiner Verwaltung als Colonialminister stattfand. Weiter jedoch geht die Anerkennung nicht. Der Minister Stanley zeigte sich der ihm gestellten Aufgabe gewachsen, aber er führte sie nicht durch in dem Sinne wie Graf Grey und Lord John Russell die Parlamentsreform, Lord Brougham die Reform des Gerichtswesens, oder wie später Cobden und Gladstone die Politik des Freihandels. Sein Verhältniß zu der Frage der Sklavenemancipation charakterisirt seine staatsmännische Thätigkeit überhaupt. Ideen, die man ihm gab, wußte er sich zu eigen zu machen und als tapferer Ritter mit Muth, Geschick und Ausdauer zu vertreten. An selbständigen staatsmännischen Gedanken war und blieb er arm. Mit keinem einzigen ist sein Name unauflöslich identificirt, es sei denn mit der Idee des grundsätzlichen Beharrens bei dem Hergebrachten, und auch von dieser wich er gelegentlich in so seltsamen Sprüngen ab, daß er sich trotz seiner hohen Stellung und seiner glänzenden Eigenschaften nie das volle Zutrauen des englischen Volkes erwarb. Das gegenwärtige Geschlecht hatte es daher auch so gut wie vergessen, daß die Emancipation der Sklaven der Amtsführung eines Stanley zu danken war, und wurde erst

bei Gelegenheit des Rückblicks, zu dem sein Tod Veranlassung gab, wieder daran erinnert. Abgesehen von diesem einen großen Act, fehlte es seiner Verwaltung als Colonialminister an bemerkenswerthen Zwischenfällen. Sie war von zu kurzer Dauer zur Entwickelung einer entschieden ausgesprochenen Politik; kaum ein Jahr war verflossen, als sein Abfall von der liberalen Partei ihr ein Ende machte.

Dieser Abfall wurde veranlaßt durch eine Wendung der irischen Frage. Infolge der Einziehung von zehn Bisthümern und Erzbisthümern durch die Irish Church Temporalities Bill waren beträchtliche kirchliche Einkünfte erledigt worden und es handelte sich darum, hinsichtlich der künftigen Verwendung dieser Einkünfte eine Entscheidung zu treffen. Die Ansichten über diesen Punkt waren getheilt. Auch innerhalb des Ministeriums führte er zu lebhaften Debatten. Von einer Seite wurde geltend gemacht: kirchliche Einkünfte sollten ein für allemal kirchlichen Zwecken geweiht bleiben; von einer andern meinte man, es sei das Beste, den Ueberschuß des Kirchenvermögens zu Zwecken der Volkserziehung zu verwenden. Der Antrag Mr. Ward's, eines liberalen Parlamentsmitgliedes, zu Gunsten der letztern Verwendungsart brachte die Sache zur Entscheidung. Graf Grey war allerdings der Ansicht, die Regierung solle eine abwartende Haltung einnehmen, doch Lord John Russell stimmte ihn und die Mehrzahl seiner Collegen in dem Sinne des Ward'schen Antrags um. Dieser Beschluß ging über den Liberalismus Mr. Stanley's hinaus. Er sah darin den ersten Schritt zur Abschaffung der Staatskirche als solcher, erklärte, zu einer solchen Politik nimmer seine Einwilligung geben zu können, und legte, da die leitenden Minister bei dem erwähnten Plane beharrten, nebst drei ihm gleichgesinnten Collegen, dem Herzog von Richmond, dem Grafen Ripon und Sir James Graham, sein Amt als Mitglied der liberalen Regierung nieder. Diese Secession Mr. Stanley's fand statt im Mai 1834, und er löste endgültig seine Verbindung mit der liberalen Partei. Die Rede, mit der er sein Verfahren vor dem Parlament rechtfertigte, zeigte ihn bereits unverkennbar als den conservativen Politiker, der auf dem Grundsatze des Bundes von Staat und Kirche Posto faßt und jede Schmälerung desselben als einen Verrath an der ehrwürdigen Constitution Altenglands zurückweist. „Ich frage", so rief er aus, „das Parlament und die Nation: seid ihr entschlossen, zu erklären, daß es euch gleichgültig ist, ob ihr eine protestantische Staatskirche aufrecht erhaltet oder nicht? Denn das ist der Punkt, um den es sich handelt. Wenn ihr die Frage der Abschaffung der Staatskirche offen laßt und anfangt, das Kirchenvermögen anzutasten, so müßt ihr endlich zu dem Schlusse kommen, daß alle Religionen auf gleichen Fuß gestellt werden sollten. Nun aber erkläre ich kühn und entschieden, daß dafür das englische Volk nicht reif ist. Und wenn ich sage, daß das englische Volk dafür nicht reif ist, so fordere ich euch auf, euch wohl zu bedenken, ehe ihr einem Beschlusse beipflichtet, den ihr nicht ausführen könnt, nicht ausführen dürft, den das englische Volk auch nicht ausführen lassen wird. Ich glaubte nicht, es erleben zu müssen, daß ein Ministerium einen solchen Beschluß vorlegte, ich glaube nicht, daß ich es erleben werde, ein Parlament zu sehen, das ihn gutheißt, und ich bin nicht gewiß, daß ich einen König kenne, der seine Zustimmung dazu geben wird, selbst wenn er beim Parlament Annahme fände. Ich habe ehrlich und gewissenhaft alles gethan, was ich thun konnte, die Misbräuche der Kirche zu bessern; denn ich gebe zu, daß es Fragen gibt, hinsichtlich der Sinecuren, hinsichtlich der Abwesenheit der Geistlichen, hinsichtlich der innern Disciplin der Kirche, hinsichtlich ihrer Reinigung und Besserung, hinsichtlich der größern Ehrbarkeit ihrer Beamten und hinsichtlich der bessern Vertheilung ihrer Einkünfte für kirchliche Zwecke, denen wir unverzügliche Beachtung schenken müssen. Aber die Appropriation des Kirchenguts für andere als kirchliche Zwecke schließt Grundsätze ein, denen ich meinerseits meine Zustimmung nicht ertheilen kann."

An der altconservativen Idee von dem unzertrennlichen Bunde zwischen Staat und Kirche, an dem bigoten Protestantismus, der davor zurückschaudert, alle Religionen mit der Anglikanischen Staatskirche auf gleichen Fuß gestellt zu sehen, und in der Verwendung überschüssiger Kirchengüter für die Erziehung des Volkes eine Sünde erkennt, scheiterte so der traditionelle Liberalismus des Erben der Stanleys, und einmal von seinen frühern Parteigenossen getrennt, blieb er seitdem bis ans Ende seines Lebens der standhafte Widersacher der reformirenden Gesetzgebung, welche während der letztverflossenen Jahrzehnte das aristokratische England des 18. Jahrhunderts in das demokratische England von heute umgeschaffen hat. Diese Umkehr bildete nicht blos den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte seines Lebens, sie ist auch bemerkenswerth als ein verhältnißmäßig seltenes Phänomen in der Geschichte seiner Zeit. Denn so vielfache Meinungsänderungen man in unsern Tagen bei hervorragenden englischen Staatsmännern erlebt hat, in den meisten Fällen entsprachen dieselben dem Fortschritte der Zeit, der nach allen Richtungen, in Staat, Kirche, Gesellschaft, freiere Ansichten zur Geltung gebracht hat, während bei Lord Derby das Gegentheil stattfand, eine Umkehr von der Bahn des Fortschritts in die Bahn des Rückschritts, von dem Wege der Reform zu dem conservativen Festhalten an dem Bestehenden. Sein Abfall von den Whigs führte allerdings nicht unmittelbar zu einem Bunde mit den Tories, aber er war deshalb nicht weniger unwiderruflich. Die Tories betrachteten ihn seitdem mit Recht als ihren Bundesgenossen, und wenige Jahre genügten, die Metamorphose des liberalen in den conservativen Politiker zu vollenden.

Diese Zwischenzeit umfaßte die Jahre 1834—41. Ehe wir die wichtigsten ihrer Vorgänge erwähnen, sei noch bemerkt, daß in ebenjenem Jahre 1834, bald nach seinem Abfall von den Whigs, aus Mr. Stanley, infolge des Todes seines Großvaters, Lord Stanley wurde, ein Name, unter dem er von da an bekannt blieb bis zum Jahre 1851, als der Tod seines Vaters ihn zum Grafen Derby erhob. Lord Stanley's Stellung während des erwähnten Zeitraums war eine eigenthümliche. Er und sein secedirter College, Sir James Graham, lösten damals das vielbestrittene Problem einer Partei, die aus nicht mehr als zwei Mitgliedern besteht. Stolz, malcontent, unschlüssig schwankend zwischen Vergangenheit und Zukunft, nahmen sie ihren Platz in der Mitte zwischen den beiden Hauptparteien und verschmähten es lange, den Tories offen die Hand zu reichen, so unzweifelhaft ihre Neigung nach dieser Seite auch bei allen wichtigen Veranlassungen mehr und mehr zu Tage trat. Allmählich gesellten drei oder vier persönliche Freunde sich zu den beiden, und dies tapfere halbe Dutzend scharte sich in der traditionellen Ecke der parlamentarischen Misvergnügten, auf einer der sogenannten Cross benches, am Eingange ins Unterhaus, zusammen. Die ganze Stellung war eine herausfordernde, und bei dem feurigen, kampflustigen Temperament des Führers konnte es an Reibungen und Zusammenstößen nicht fehlen. Schon in den ersten Blütentagen ihrer Existenz erhielt die neue Partei eine unfreiwillige Taufe durch O'Connell, der mit durchschlagendem Effect den Vers Canning's auf sie anwandte:

> Still down thy steep, romantic Ashbourn, glides
> The Derby dilly, with its six insides.

Die Beschreibung paßte aufs Haar, die Alliteration und der Humor in dem Derby dilly, d. h. Derby-Postwagen, mit den sechs Passagieren, waren unwiderstehlich, sodaß der Name des Derby dilly dem malcontenten Häuflein seitdem verblieb. Die Laufbahn des Derby dilly ließ sich vorhersehen. Er war nicht ohne Einfluß, machte jedoch keine Proselyten und landete endlich nach längerm Umherfahren seine Passagiere in dem conservativen Lager. Die wichtigsten Zwischenfälle der Reise dorthin waren folgende.

Trotz der Warnung und trotz des Abfalls Lord Stanley's nahm das Unterhaus noch in der Session von 1834 die das irische Kirchengut betreffende Appropriationsclausel an; das Oberhaus dagegen verwarf diese Clausel. Ueberhaupt wollte es scheinen, als sei die während der Reformbewegung gewonnene Macht der liberalen Partei damals im Schwinden begriffen, als solle eine neue Flutzeit der conservativen Reaction beginnen. Das Ministerium erlitt bald noch mehrfache Aenderungen; Graf Grey selbst resignirte infolge derselben zu Gunsten Lord Melbourne's, und als im Herbst 1834 der Schatzkanzler Lord Althorse durch den Tod seines Vaters ins Oberhaus gerufen wurde, benutzte der König diese Gelegenheit, das ganze Ministerium zu entlassen und Sir Robert Peel mit der Bildung einer conservativen Regierung zu beauftragen. Peel gehorchte dem königlichen Befehle, und unter den Männern, denen er Aemter in seinem Ministerium anbot, war Lord Stanley. Dieser Umstand sowie die Thatsache, daß Lord Stanley das ihm gemachte Anerbieten ablehnte, zugleich jedoch im allgemeinen dem conservativen Bemühen seine Unterstützung versprach, bezeichnen seine damalige Stellung. Sir Robert Peel's Ministerium war übrigens nur von kurzer Dauer. Die allgemeinen Neuwahlen, die er veranstaltete, bewiesen, daß man sich in der Hoffnung auf die kommende conservative Reaction verrechnet hatte; sie verminderten freilich die Majorität seiner Gegner, ließen ihn selbst aber trotz alledem in einer Minorität. Lord Melbourne hatte bereits während seiner ersten Verwaltung eine Annäherung an O'Connell eingeleitet; O'Connell war aus den allgemeinen Neuwahlen mit einem „Schweife" von 60 treu ergebenen Anhängern ins Parlament zurückgekehrt und bot nun seinen ganzen Einfluß zum Sturze der Tories auf. Diese erlitten im April 1865 bei Berathung ihrer irischen Zehntenbill eine entscheidende Niederlage und mußten einem neuen Ministerium Melbourne weichen. O'Connell's Einfluß im Parlament wurde dadurch mächtiger, die Verpflichtung der Whigs zur Durchführung einer liberalen Politik gegen Irland dringender als je zuvor. In der That erschöpfte ein großer Theil der Verwaltung Lord Melbourne's sich in dem Bestreben, Irland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und die langen Kämpfe hinsichtlich der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse und der Verwendung des erledigten irischen Kirchenvermögens einem befriedigenden Abschlusse zuzuführen. Von Jahr zu Jahr wurden Zehntenbill und Appropriationsclausel wieder und wieder vors Parlament gebracht, aber sie scheiterten in ihrer Vereinigung ebenso regelmäßig, wenn nicht an der Feindseligkeit der Conservativen des Unterhauses, so an der zähen Unnachgiebigkeit der Lords. Eine die Reform der Localverwaltung in Irland bezweckende „Municipalbill" wurde von den Lords so verstümmelt, daß die Regierung es für gut fand, dieselbe völlig zurückzuziehen. Auch der Versuch, die Appropriationsclausel durchzusetzen, mußte endlich aufgegeben werden (1838). In allen diesen Kämpfen fand die conservative Opposition einen eifrigen Bundesgenossen an dem Führer des Derby dilly, Lord Stanley. Mit besonderer Energie bekämpfte dieser seinen alten Gegner O'Connell, dessen Bund mit den Whigs ihm als stets willkommenes Thema edler sittlicher Entrüstung diente. Lord Stanley's Beredsamkeit entwickelte sich damals in vollem Glanze. So ungewiß man über das Maß seiner staatsmännischen Begabung sein mochte, sein hervorragendes Talent im Kampfe der Debatte war unzweifelhaft und erweckte auf conservativer Seite um so lebhaftern Beifall, eine je geringere Zahl hervorragender Redner und Debattirer man von dort ins Feld schicken konnte. Nach der Aufgebung der Appropriationsclausel trat in den Parteikämpfen eine Pause ein. O'Connell mit seinem Schweife zog sich mismuthig von Bundesgenossen zurück, durch die er sich verrathen glaubte; die dadurch bewirkte Unsicherheit des frühern numerischen Uebergewichts der Regierung machte die größte Vorsicht in der Führung der Geschäfte nothwendig. Diese abwartende, temporisirende Haltung stimmte ganz zu dem Charakter des leitenden Ministers. Lord Melbourne war von Haus aus der Mann des

Laissez-faire, und an der Durchführung dieser seiner Lieblingsmaxime hielt er während der noch übrigen Jahre seiner Amtsführung in allen innern Angelegenheiten fest. Inzwischen aber fingen schon neue bewegende Mächte an, die Nation in ihren Tiefen aufzurühren.

Einen so unzweifelhaft großen Fortschritt die Reformbill von 1832 in der politischen Entwickelung Englands bezeichnete, so wesentlich war derselbe doch nur den Mittelklassen zugute gekommen; den arbeitenden Klassen waren keine politischen Rechte eingeräumt, sondern im Gegentheil alle Rechte, die sie früher besaßen, entzogen worden. Aus der Empfindung dieses Unrechts war bald nachher der Bund der Chartisten hervorgegangen, der seit 1835 für eine neue, auf allgemeines Wahlrecht gegründete Parlamentsreform agitirte und jetzt, während der Jahre 1838 und 1839, unter dem Eindruck des aus wiederholten Misernten entspringenden Elends, eine drohend herausfordernde Haltung annahm. Unter dem Eindruck ebendieser Noth entstand im Jahre 1838 ein anderer Bund, der freilich nicht unmittelbar mit den Chartisten Hand in Hand ging, aber indirect ihre Bestrebungen unterstützte und die allgemeine Gärung steigerte: die Anti-Cornlaw-League. Beide Bewegungen waren von Grund aus volksthümlich und lagen ursprünglich außerhalb des Kampfplatzes der parlamentarischen Parteien; aber die großen Probleme, welche sie anregten, sollten während der folgenden 30 Jahre neben der irischen Frage in der innern Entwickelung Englands und in der politischen Laufbahn Lord Stanley's die Angelpunkte bilden, um welche der Kampf der Grundsätze und der Parteien sich drehte. Vorläufig waren Regierung und Opposition, Whigs und Tories in ihrer abwehrenden Haltung gegen beide Bewegungen noch Eines Sinnes. Die Petitionen der Anti-Cornlaw-League sowol als die der Chartisten wurden von dem Parlament zurückgewiesen; ein gewaltsamer Versuch der Chartisten, ihren Ideen zum Siege zu verhelfen, scheiterte vollständig (1839) und brach ihren Bestrebungen auf längere Zeit die Spitze ab. Die Anti-Cornlaw-League dagegen breitete, trotz der abwehrenden Haltung des Parlaments, unter der Führerschaft Cobden's und Bright's den Kreis ihrer Wirksamkeit weiter und weiter aus. Auch innerhalb des Parlaments fand sie allmählich Anhänger und theils der unbefriedigende Zustand der Finanzen, theils Parteirücksichten zogen die von der Liga angeregte ökonomische Frage endlich in hervorragender Weise in die parlamentarischen Debatten hinein. In ihrer Finanzverwaltung waren die Whigs wenig erfolgreich gewesen. Jahr auf Jahr hatten die Ausgaben die Einnahmen überstiegen; die Voranschläge für das Budget von 1840 ergaben ein Deficit von 1,840000 Pfd. St., die für 1841 ein Deficit von mehr als 2 Mill. Pfd. St. Es fragte sich, wie so ernsten Uebelständen zu begegnen sei, und die befriedigende Lösung dieses Problems wurde beträchtlich erschwert durch den überaus schwankenden Zustand der Parteien. Gegen das Ende der vierziger Jahre war es unbestreitbar klar, daß der durch die Reformbill gegebene liberale Aufschwung sich erschöpft hatte. Die Reaction, die man schon 1834 zu erkennen glaubte, war jetzt wirklich eingetreten. Die Schar der Conservativen hatte frische Kräfte gesammelt in den irischen Kämpfen und eine neue feste Organisation gewonnen durch die geschickte Führung Sir Robert Peel's, während die liberale Majorität immer geringer und zweifelhafter geworden war. So blieb in der Session von 1840 die Regierung bei der Abstimmung über einen Antrag Lord Stanley's auf Revision des irischen Wahlgesetzes wiederholt in der Minorität. Hätten diese Niederlagen in einer andern Frage als der irischen stattgefunden, so würde vermuthlich schon damals ein Ministerwechsel eingetreten sein. Man erwartete einen solchen allgemein in nächster Nähe. Unter diesen Umständen mußte die Regierung sich nach neuen Bundesgenossen umsehen. Sie faßte den Entschluß, den Freihandelsbestrebungen der Anti-Cornlaw-League auf halbem

Wege entgegenzukommen. Mittels des Anhangs, den sie dadurch erwarb, hoffte sie zugleich ihre politische Stellung zu kräftigen und durch die praktische Wirkung der beabsichtigten Maßregeln ihren finanziellen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Aber dieser Entschluß wirkte nach zwei Seiten. Wenn er der Regierung neue Bundesgenossen verhieß, so führte er auch der Opposition frische Kräfte zu. Das Antasten alter Monopole, tiefgewurzelter ökonomischer Vorurtheile ist unter allen Umständen gefährlich; in diesem Falle führte es die Katastrophe herbei, die es verhüten sollte.

Auf die nun folgenden Ereignisse im einzelnen einzugehen ist unnöthig. Es genügt, daran zu erinnern, daß die Regierung in der Session von 1841 die Frage der Abschaffung der Kornzölle und der Zweckmäßigkeit einer freihändlerischen Gesetzgebung vor das Parlament brachte, und daß sie sowol in den parlamentarischen Debatten als bei den während desselben Jahres veranstalteten Neuwahlen eine entscheidende Niederlage erlitt. Lord Stanley hatte sich von vornherein unverhohlen auf die Seite der Protectionisten gestellt, der Proceß seiner Umwandlung vom Whig zum Tory war damals in allen Dingen vollendet, der Derby dilly fuhr triumphirend in das conservative Lager ein. Es verstand sich von selbst, daß ihm in dem conservativen Ministerium, welches unter Sir Robert Peel die Führung der Geschäfte übernahm, ein Sitz angeboten wurde, und diesmal wies er die Anerbietung nicht zurück. Als Colonialminister der Whigs hatte er vor sieben Jahren der Ministerwürde entsagt, als Colonialminister der Tories trat er nach der Episode des Derby dilly jetzt von neuem in den Staatsdienst. Er bekleidete dies Amt bis zum Jahre 1846 und bewährte sich während dieser Zeit in jeder Beziehung als entschlossenen, hervorragenden Vertreter der conservativen Interessen. Zwei Aufgaben waren es besonders, welche die conservative Regierung sich gesetzt sah: die Beruhigung Irlands und der Widerstand gegen die Forderungen der Freihändler. O'Connell hatte sofort nach dem Sturze der Whigs seine Repealagitation im größten Maßstabe aufgenommen; gegen diese wurden die alten Zwangsmittel erneuert. Die Freihändler arbeiteten, trotz der erlittenen Niederlage, unverdrossen an dem begonnenen Werke weiter und alle Argumente der Monopolisten des Grundbesitzes, des Handels und der Industrie wurden ins Feld geführt, die kühnen Reformers als Revolutionäre und Feinde des Vaterlandes zu brandmarken. In Rücksicht auf die letztere Frage und ganz besonders auf die Abschaffung der Korngesetze hielt Lord Stanley noch zäher an conservativen Ansichten fest als die Mehrzahl seiner Collegen. Die Ueberzeugung des völlig conservativ gewordenen Politikers stärkte sich in diesem Punkte an den Traditionen des großen Grundherrn, bei dem die Sympathien dem Zuge der Interessen folgten. Uebrigens war seine zweite Amtsführung als Colonialminister durch keine so nennenswerthe Maßregel ausgezeichnet wie seine erste. Nur das selbstbewußt stolze Auftreten, der starre Eigenwille, die rastlose Kampflust kennzeichneten ihn in womöglich noch schärfern Zügen als früher. Er stand um jene Zeit auf der Höhe seiner Manneskraft, aber es war noch immer etwas übersprudelnd Unbändiges in seinem Wesen; der Kampf als solcher, so schien es, erfüllte ihn mit fast noch größerm Behagen als das erreichte Ziel, und wenn er sich mit seinen Gegnern gemessen, entlud er nicht selten den Rest unverbrauchter Energie in Seitenhieben gegen seine Freunde. Aus diesen Jahren stammt das vortreffliche Porträt Lord Stanley's, das sein berühmter Zeitgenosse Bulwer-Lytton in dem Gedichte „The new Timon" (London 1846) von ihm entworfen hat. Die Verse sind seitdem oft citirt und vielleicht auch manchem unserer deutschen Leser bekannt; aber in einer Biographie Lord Stanley's dürfen sie um so weniger fehlen, als sie, ganz abgesehen von ihrem Werth als zeitgenössisches Charakterbild, die verborgene Ursache einer gleich zu erwähnenden Begebenheit klar stellen, über deren Gründe man damals viel hin und her speculirte. Wir schalten deshalb die betreffende Stelle hier ein und zwar im Original, da eine Ueber-

setzung der kurzen, schlagenden Charakteristik nur Abbruch thun könnte. Bulwer läßt die Koryphäen der Zeit Revue passiren:

> One after one the lords of time advance.
> Here Stanley meets, how Stanley scorns! the glance,
> The brilliant chief, irregularly great,
> Frank, haughty, rash, the Rupert of Debate.
> Nor gout, nor toil his freshness can destroy
> And time still leaves all Eton in the boy.
> First in the class and keenest in the ring [1]),
> He saps like Gladstone and he fights like Spring. [2])
> Lo! where atilt of friend, if barred from foe,
> He scours the ground and volunteers the blow,
> And, tired with conflict over Dan and Snob [3]),
> Plants a sly bruiser on the nose of Bob. [4])
> Decorous Bob, too friendly to reprove,
> Suggests fresh fighting in the next remove [5])
> And prompts his chum, in hopes the vein to cool,
> To the prim benches of the Upper School.
> Yet who not listens with delighted smile
> To the pure Saxon of his silver style?
> In the clear style a heart as clear is seen,
> Prompt to the rash, revolting from the mean.

Diese Charakteristik ist vortrefflich und mit geringen Modificationen auf Lord Stanley's ganze spätere Laufbahn anwendbar. Die oben angedeutete und in den citirten Versen fein erklärte Begebenheit war die Erhebung Lord Stanley's zur Peerswürde im Jahre 1844. Bei einem Manne, der in der Blüte der Jahre stand und Erbe einer Peerswürde war, erregte dies Verfahren mit Recht Aufsehen. Als ostensibler Grund wurde die Nothwendigkeit angeführt, die im Oberhause nicht sehr glänzend vertretene conservative Partei durch ein Debattirtalent ersten Ranges zu verstärken; aber im Hintergrunde lag ohne Zweifel der Wunsch Peel's, sich eines unbequemen Collegen im Unterhause zu entledigen. Die beiden Männer waren von Natur zu verschieden geartet, um bequem in demselben Boote zu fahren: Peel ernst, bedächtig, wohlanständig („decorous"), Stanley rasch, aufbrausend, rücksichtslos. Widersprüche und Reibungen konnten daher nicht ausbleiben, und da Stanley bei alledem eine der Hauptstützen der Regierung war, war seine Versetzung in das stattliche, formvolle Oberhaus ein wohlberechneter Plan, der, wenigstens zeitweilig, einen doppelten Zweck erfüllte. Man kannte ihn seitdem als Lord Stanley von Bickerstaffe, und wenn „die gezierten Bänke der obern Schule" das heiße Blut seiner Adern auch nicht gerade kühlten, so wurden doch die „schlauen Seitenhiebe", die er seinem Freunde „Bob" noch gelegentlich versetzte, nicht so unmittelbar wie früher empfunden.

Indeß die politische Verbindung beider Männer sollte nicht mehr lange dauern. Die große Streitfrage, welche die Nation seit einer Reihe von Jahren bewegt und die Parteien geschieden hatte, die Frage von Protection und Freihandel, ging ihrer Lösung entgegen und bereitete eine Katastrophe vor, welche die seit 1832 unter Peel gebildete conservative Phalanx von neuem zertrümmerte, Peel seiner Führerschaft beraubte und Stanley,

---

[1]) Dem prize-ring, wo die Klopffechter sich begegnen.

[2]) Spring-Rice, später Lord Monteagle, ein hervorragendes Mitglied von Lord Melbourne's Ministerium und Freund O'Connell's.

[3]) Daniel O'Connell und dessen Freunde.

[4]) Sir Robert Peel.

[5]) Die höhere Klasse, d. h. das Oberhaus.

den ehemaligen Whig, zum Führer der Tories erhob. Unerschüttert durch den zähen Widerstand, den man ihren Forderungen entgegensetzte, hatte die Anti-Cornlaw-League seit 1841 in immer weitern Kreisen Grund und Boden gewonnen. Im Parlament brach die Beredsamkeit ihres großen Führers, Richard Cobden, langsam, aber unwiderstehlich Bahn, und als während des Sommers von 1845 in Irland die Kartoffelfäule auftrat und eine allgemeine Misernte ganz England bedrohte, kam Sir Robert Peel zu der Ueberzeugung, daß die Korngesetze nicht länger haltbar seien. Die Mehrzahl seiner Collegen schloß sich dieser Sinneswandlung an. Der Hauptvertreter der meinungsverschiedenen Minorität war Lord Stanley. Dieser erklärte, allen Gegengründen zum Trotz, sein unveränderliches Beharren bei den alten schutzzöllnerischen Grundsätzen und legte, da keine Vereinbarung erzielt werden konnte, im December 1845 sein Ministeramt nieder. So entstand in der conservativen Partei jener verhängnißvolle Bruch, von dem sie sich nie wieder erholt hat. Eine durch Zahl und Intelligenz bedeutende Minorität (später bekannt unter dem Namen der Peeliten), folgte dem alten Führer auf dem neu betretenen Wege. Die Majorität wandte sich von ihm ab als von einem Apostaten und Verräther und scharte sich um das schwankende Banner der Protection, welches Lord Stanley mit fester Hand ergriff und mit dem wohlbekannten Ungestüm des Ruprecht der Debatte in den Kampf führte.

Peel selbst hatte, im Hinblick auf den Widerspruch, in den er mit sich selbst und seiner Partei gerathen war, um seine Entlassung gebeten, verstand sich jedoch dazu, im Amte zu bleiben, als der Versuch zur Bildung eines Whigministeriums unter Lord John Russell scheiterte. Die große Maßregel der folgenden Session (1846) war die so lange von ihm bekämpfte Abschaffung der Korngesetze. Seine frühern Parteigenossen, die Masse der hartnäckigen Protectionisten, setzten ihm unter D'Israeli's und Lord Bentinck's Führung im Unterhause, unter Lord Stanley's Führung im Oberhause, den zähesten Widerstand entgegen, aber sie kämpften für eine verlorene Sache und erlagen den vereinten Angriffen der Whigs, der Peeliten und der Freihändler. Die Vollendung dieses Ereignisses bezeichnete zugleich in der Geschichte der conservativen Partei und in der Geschichte Lord Stanley's einen neuen entscheidenden Wendepunkt. Die Macht der Partei war aufs tiefste erschüttert. Sie hatte ihre angesehensten Männer unwiederbringlich verloren, sie bedurfte einen andern anerkannten Führer zu ihrer Sammlung und Reorganisation. Während der ersten Zeiten der Verwirrung, die dem Abfall Peel's folgte, hatte Lord Stanley nur gewissermaßen als Volontär, als durch die Noth der Dinge ernannter Dictator, die Fahne der Partei ergriffen; im Verlaufe des Kampfes aber wurde es klar, daß diese Dictatur formell bestätigt werden müsse und unter der Zustimmung des alten Herzogs von Wellington, der mit soldatischer Treue bei seinem Collegen Peel ausharrte, wurde Lord Stanley im Sommer 1846 feierlich als das parlamentarische Haupt der conservativ-protectionistischen Partei anerkannt. Diese Stellung behauptete er bis zu seinem Tode, in ihr erreichte er die Höhe seiner Macht und seines Einflusses. Das zeitgenössische Urtheil über seinen politischen Charakter und seine Leistungen als Staatsmann hat sich daher vorzugsweise auf die Ereignisse dieser Schlußepoche seines Lebens gegründet, obgleich dieselbe nur im Zusammenhange mit seiner vorangegangenen Entwickelung richtig verstanden und gewürdigt werden kann.

Daß Lord Stanley unter den ebengeschilderten Verhältnissen nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Ueberzeugung handelte, wird von keiner Seite bestritten. In dieser Hinsicht bildete er einen entschiedenen Gegensatz gegen den merkwürdigen Mann, mit dem er seitdem auf seinem Lebenswege Hand in Hand ging und mit dem er, mehr als unter ähnlichen Verhältnissen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, die Herrschaft über seine Partei theilte, Benjamin D'Israeli. Das Glück hatte ihm so große Gaben in die Wiege ge-

legt, sein Los war nach außen so glänzend, die großen Preise des Lebens fielen ihm so leicht, so beinahe ungesucht zu, daß der Verdacht des Ehrgeizes bei ihm von vornherein so gut wie ausgeschlossen war, daß er seine Erfolge mit einer gewissen großartigen Ruhe als etwas Selbstverständliches hinnahm und in seinem öffentlichen Verhalten weniger als andere minder begünstigte Sterbliche durch persönliche Motive gebunden schien. Ein solcher Mann war um so mehr geeignet, der Partei, die er führte, zu imponiren, als er mit dem leichten, bequemen Wesen des geborenen Aristokraten ein feuriges Temperament, eine ritterliche Kühnheit, ein gebieterisches Selbstbewußtsein vereinigte. Wenn er an Reichthum der Ideen wie an Kraft der Initiative weit hinter D'Israeli zurückstand, so hatte dieser, der homo novus ohne Rang und Stand, das fremdartige, unberechenbare Genie, der rastlose politische Guerrilla, seine ganze Vergangenheit gegen sich und nur die Noth der Zeit und der Einfluß eines Führers wie Lord Stanley konnten ihn einer Partei annehmbar machen, mit der er so wenig gemein zu haben schien, und die ihm, trotz alles Eifers seiner Parteigängerschaft, trotz aller unleugbar geleisteten Dienste, als einem gefährlichen ehrgeizigen Abenteurer mistraute. Im übrigen fehlte es zwischen D'Israeli und Lord Stanley, auch abgesehen von der gemeinsam verfolgten politischen Richtung, keineswegs an persönlichen Berührungspunkten. Die Entwickelungsgeschichte beider vom Radicalismus zum Toryismus bot manche Analogien dar; jene Mischung von stolzer Zurückhaltung und rascher Kühnheit, von stark entwickeltem Selbstgefühl und naturwüchsigem Behagen an dem Getümmel des Parteikampfes, welche Lord Stanley charakterisirte, fand in D'Israeli ihren Widerpart und wenn er weniger hoch zu Pferde saß und in weniger ritterlichem Aufzuge einherzog als der Ruprecht der Debatte, so führte er doch seine Manöver mit einem Geschick und einer Bravour aus, welche denen des geborenen Cavaliers wenig nachgaben. Die bei alledem zwischen beiden Männern bestehenden Gegensätze wurden durch D'Israeli's geschmeidige Natur ausgeglichen. Lord Stanley erkannte, wie wichtig es sei, D'Israeli nicht zum Feinde zu haben; D'Israeli schätzte die Freundschaft Lord Stanley's nach ihrem vollen Werthe. Ein starkes Band gegenseitiger Interessen und Sympathien verknüpfte so beide Männer untereinander und mit ihrer Partei, und dieser Bund dauerte bis der Tod ihn trennte.

Was die Ziele angeht, die Lord Stanley als conservativer Parteiführer verfolgte, so können dieselben keineswegs als glänzend bezeichnet werden. Seine Politik war, mit einer einzigen Ausnahme, einfach eine Politik des Beharrens, eine Politik des Widerstandes gegen die großen Reformen, die während der letzten Jahrzehnte so mächtige Fortschritte des englischen Volks zur Freiheit herbeigeführt haben. In ökonomischer wie in politischer Beziehung sollte seiner Meinung nach alles wesentlich beim alten bleiben. Wenn von socialen Reformen die Rede war, so warf er sich zum Vertreter der bestehenden Interessen auf; wenn der politische Ausbau der Verfassung fortgesetzt werden sollte, so scharte er seine Anhänger um das Banner der ehrwürdigen Constitution Altenglands; wenn es sich um Maßregeln religiöser Toleranz handelte, so erklärte er die Kirche in Gefahr und hielt mit dem fanatischen Eifer eines Hochtory an dem alten Bestand der Anglikanischen Staatskirche fest. Und diese Opposition beschränkte sich nicht auf die gegenwärtigen Plane seiner Gegner, er wendete sie, in der vergeblichen Hoffnung, das Geschehene ungeschehen zu machen, auch gegen die vollendeten Ereignisse. Seine eigenen gelegentlichen Versuche, dem öffentlichen Wunsche nach Reform zu genügen, wurden mit unsicherer Hand unternommen und schlugen fehl. Ebenso ging seine auswärtige Politik von conservativen Sympathien aus. Trotz allen Glanzes seiner Talente und seiner öffentlichen Stellung, trotz aller Achtung vor seinem ritterlichen Wesen und Charakter, empfand daher das englische Volk doch nie volles Vertrauen zu einem Politiker, dessen staatsmännische Kunst sich darauf zu beschränken schien, dem Fortschritt freier Entwickelung hartnäckig zu

widerstehen, die erreichten Resultate widerwillig anzuerkennen und, wenn das Steuer des Staats seinen Händen anvertraut wurde, sich an Problemen zu versuchen, deren Lösung er bei seinen Gegnern bekämpft hatte.

Nach Lord Stanley's Abfall von Peel und seinem vergeblichen Kampf für die Erhaltung der Korngesetze, fand er noch in der Session von 1846 Gelegenheit, an seinen frühern Collegen Rache zu nehmen, indem er sich mit den Whigs zu ihrem Sturze verband. Die äußere Veranlassung dazu bot eine von Peel eingebrachte irische Zwangsbill, eine Maßregel, die unter andern Umständen unzweifelhaft des conservativen Beifalls würde gewiß gewesen sein, jetzt aber als Handhabe ergriffen wurde, den verhaßten Apostaten zu stürzen. Ein protectionistisches Ministerium unter Lord Stanley war nach dem ebenerrungenen Siege des Freihandels außer der Frage; doch wenn die Whigs an die Führung der Geschäfte zurückkehrten, versprach der Versuch einer Reorganisation der zersplitterten conservativen Partei größern Erfolg, als solange der Apostat der Protection die Macht in Händen hatte. Das Manöver gelang und Sir Robert Peel mußte einem Whigministerium unter Lord John Russell weichen. Dies Ministerium behauptete sich volle sechs Jahre (1846—52). Es gebrach daher den conservativen Führern keineswegs an Muth zur Sammlung ihrer Kräfte, zur Zeitigung ihrer Politik. Aber wenn jene nicht ohne Erfolg blieb, so erwies diese sich als im höchsten Grade unfruchtbar. Die Hauptmasse ihrer Thätigkeit erschöpfte sich in dem eiteln Bemühen, den Fortschritt der Freihandelsgesetzgebung aufzuhalten, die Hoffnung auf eine Rückkehr zu dem verlassenen Schutzsystem zu nähren. Mit demselben Eifer, mit dem sie 1846 der Aufhebung der Korngesetze widerstanden hatte, kämpfte sie während der folgenden Jahre (1847—49) gegen die Beseitigung der protectiven Zuckerzölle und der Navigationsgesetze. Weder die Stimme der öffentlichen Meinung, die mit überwältigender Mehrheit den stattgehabten Umschwung billigte, noch die segensreichen Folgen der Freihandelspolitik, die sehr bald in dem Aufleben des Handels und der Industrie und der Zunahme der nationalen Einkünfte offenbart wurden, konnten dieses zähe Kleben an dem Hergebrachten, diese beharrliche Hoffnung auf die Restauration des Vergangenen erschüttern. Sie überlebte selbst die erste große Kunst- und Industrieausstellung aller Nationen (1851), die, als Symbol der siegenden Ideen des Freihandels, wenn nicht den aufgeklärten Führern, so doch der Masse der Protectionisten ein Greuel war. Abgesehen von dieser straff protectionistischen Haltung Lord Stanley's und seiner Partei verdienen während des angeführten Zeitraums besonders zwei Zwischenfälle Erwähnung. Der eine betraf die innere, der andere die auswärtige Politik. Durch den von den Parlamentsmitgliedern zu leistenden Eid waren in jenen Jahren noch immer die Juden vom Parlament ausgeschlossen. Bei den allgemeinen Neuwahlen von 1847 nun hatte die City von London den Baron Rothschild, Chef der londoner Firma des großen Bankierhauses, zu einem ihrer Vertreter erwählt, und bald nach Beginn der Session legte das Ministerium eine Bill zur Abänderung der Eidesformel vor, die es dem Erwählten möglich machen sollte, seinen Sitz einzunehmen. Die Bill wurde von dem Unterhause angenommen, scheiterte aber an dem bigoten Widerstande des Oberhauses. Die Argumente sind zu wohlbekannt, um der Wiederholung zu bedürfen. Es muß nur daran erinnert werden, daß Lord Stanley es war, der der Bigoterie der conservativen Lords als Mundstück diente und daß ein volles Jahrzehnt hindurch die politische Emancipation der Juden in England an dieser Bigoterie scheiterte. Von Jahr zu Jahr wurde die Bill von 1847 wieder eingebracht, durch das Unterhaus angenommen, aber ebenso regelmäßig durch die conservativen Lords des Oberhauses verworfen. Erst in der Session von 1858, als das Unterhaus die Geduld verlor und drohte, das erwählte jüdische Mitglied ohne Bill, durch einen einfachen Beschluß zuzulassen, gab der conservative Führer widerwillig nach. Der zweite der erwähnten Zwischen-

fälle war ein Angriff gegen die auswärtige Politik des Whigministeriums und deren Hauptvertreter, Lord Palmerston. Es war die Zeit, als Lord Palmerston als „Feuerbrand der europäischen Revolution" flackerte, als die insurgirten Italiener und Ungarn an ihm einen Rückhalt fanden gegen Oesterreich, als der „edle Lord" Rußland und Frankreich durch sein anarchisches Vorgehen in der Don Pacifico-Affaire in Harnisch brachte und England durch seine abwehrende Haltung gegen die der Erhebung von 1848 folgende Reaction glänzend isolirte. Inwiefern diese Politik wünschenswerth oder erfolgreich war, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Gewiß ist, daß sie in England selbst manche Gegner zählte und daß sie vor allem den Tories gründlich misfiel. Die Erhaltung eines starken, mächtigen Oesterreichs hatte seit unvordenklichen Zeiten bei den conservativen englischen Staatsmännern für eine der Hauptgarantien des europäischen Friedens gegolten; die bedenkliche Erschütterung jenes alten Bollwerks des Conservatismus während der Revolutionsjahre 1848—49 erregte daher große Bestürzung, und unverzeihlich schien es, daß die auswärtige Politik Englands, ihren frühern Traditionen zuwider, sich an der Schwächung der conservativen Mächte des europäischen Festlandes betheiligt habe. Am wenigsten zu vertheidigen war Lord Palmerston's Vorgehen in der Don Pacifico-Affaire (Januar 1850); dieser Umstand wurde daher während der Session von 1850 zu einem allgemeinen Angriff gegen die auswärtige Politik der Whigs benutzt. Lord Stanley selbst eröffnete den Waffengang im Oberhause und gewann für sein Tadelsvotum eine Majorität gegen die Regierung. Aber die Regierung rechnete auf das Unterhaus, wo man den Motiven der Lords mistraute und, mit Recht oder Unrecht, in dem Sturme gegen Lord Palmerston eine Intrigue der festländischen Reaction argwöhnte. Auch fand sie sich in ihren Erwartungen nicht betrogen. Nach einer langen Debatte, in deren Verlauf Lord Palmerston seine Politik in einer berühmten fünfstündigen Rede vertheidigte, erklärte eine entscheidende Majorität des Unterhauses sich gegen das durch D'Israeli wiederholte Tadelsvotum Lord Stanley's und wendete damit den drohenden Sturz der Regierung ab.

Nichtsdestoweniger war die Lage des Ministeriums bei dem eigenthümlichen Stande der Parteien eine schwankende. Die Peeliten behaupteten noch immer eine gewisse Absonderung, auch auf die Manchesterpartei und die Radicalen ließ sich nur bis zu einem gewissen Grade rechnen. Eine kleine Niederlage folgte schon während der Session von 1850 der andern, und als zu Anfang des folgenden Jahres der Session (Februar 1851) ein radicaler Antrag auf Erweiterung des Wahlrechts gegen den Widerstand der Minister durchging, reichte Lord Russell seine Entlassung ein. Indeß sein mächtigster Gegner war noch schwächer als er selbst. Der Versuch Lord Stanley's, ein neues Ministerium zu bilden, scheiterte an der entschiedenen Abneigung der Peeliten, mit dem Führer der Protectionisten Hand in Hand zu gehen, und nach wenigen Wochen mußte Lord Russell von neuem die Leitung der Geschäfte übernehmen. Erst ein Jahr später, nachdem er seinen unbequemen Collegen Lord Palmerston wegen dessen eigenmächtiger Anerkennung des Staatsstreichs vom 2. December aus dem Ministerium entfernt hatte, bereitete ein geschickt geführter Schlag ebendieses alten Collegen ihm den Fall (Februar 1852). Lord Stanley, der inzwischen durch den Tod seines Vaters (Juli 1851) Graf Derby geworden war, wurde nun von neuem mit der Bildung eines Ministeriums betraut und fand sich diesmal in den Stand gesetzt, ohne Zuziehung der Peeliten, aus den Kräften seiner eigenen Partei eine Regierung zu bilden, mit der er am 27. Febr. seit Amt antrat.

Sehr bald jedoch wurde es klar, daß das neue Ministerium im Unterhause in einer unzweifelhaften Minorität sei, mithin auf keinen langen Bestand rechnen dürfe. Liberale, Peeliten, Radicale fühlten sich durch die in Graf Derby's Antrittsrede abgelegte Erklärung: daß er in Bezug auf die Korngesetze noch seine frühern Ueberzeugungen hege,

beunruhigt, und weder das gleichzeitig gegebene Versprechen, die Nation solle endgültig über die Frage entscheiden, noch das Zugeständniß D'Israeli's, der nicht umhin konnte, die erfreulichen Resultate der Gesetzgebung von 1846 anzuerkennen, stellten das erschütterte Vertrauen her. Dem gemeinsamen Feinde gegenüber schlichtete die liberale Partei ihre innern Zwistigkeiten; die Anti-Cornlaw-League erneuerte ihre Agitation; allerorten bereitete man sich vor auf die Neuwahlen, die stattfinden sollten, sobald die dringendsten Geschäfte der laufenden Session erledigt waren. Die Auflösung des Parlaments geschah im Juli 1852, und unmittelbar darauf schritt man zu den Wahlen. Die Protectionisten spannten alle Kräfte an, doch das Resulat fiel ungünstig für sie aus. Sie hatten freilich einige Stimmen gewonnen, blieben aber trotzdem in der Minorität. Es half unter diesen Umständen wenig, daß Graf Derby bei der Eröffnung des neuen Parlaments versicherte, er sei nach den jüngsten Vorgängen bereit, sich der Entscheidung der Nation zu unterwerfen. Cobden stellte diesem lauen Zugeständnisse den mit großer Majorität angenommenen Beschluß entgegen: die Freihandelsgesetzgebung habe segensreich gewirkt, und die bald darauffolgende Verwerfung des Budgets D'Israeli's, der für die Interessen, welche angeblich unter der Freihandelsgesetzgebung gelitten, eine Entschädigung forderte, machte noch während desselben Jahres, nach einer kaum zehnmonatlichen Verwaltung (16. Dec. 1852) dem ersten Ministerium Derby ein Ende.

Das unglaublich hartnäckige, donquixotisch eitle Bemühen Graf Derby's um die Herstellung der abgeschafften ökonomischen Monopole war so gescheitert. Ein unter Graf Aberdeen's Vorsitz aus Peeliten, Whigs und Radicalen gebildetes mächtiges Coalitionsministerium, dem man, wie einst einem ähnlichen Ministerium im Jahre 1807, den Beinamen des „Ministeriums aller Talente" ertheilte, folgte ihm nach, und es dauerte wiederum sechs Jahre, ehe ein seltsamer Zwischenfall die Conservativen von neuem an die Führung der Geschäfte berief. Das Hauptereigniß der Zwischenzeit war der Krimkrieg. Im Innern wurde die Freihandelsgesetzgebung fortgesetzt. Der Ruf nach politischer Reform jedoch, der Nachklang der chartistischen Bewegung, der fast unmittelbar nach der Beendigung des Kampfes gegen die Korngesetze im Parlament gehört wurde, verhallte unter dem Geräusch der Waffen, und es bot sich keine hervorragende Veranlassung zu Proben der Kraft zwischen den gegnerischen Parteien. Gegenüber dem mächtigen Bunde der liberalen Fractionen standen die Conservativen in einer hoffnungslosen Minorität. Auch als das Ministerium Aberdeen im Frühling 1855 einem Tadelsvotum gegen seine Führung des Krimkriegs erlag, fühlte Graf Derby sich zu schwach, die Bildung eines conservativen Ministeriums zu unternehmen. Es war Lord Palmerston, der an Graf Aberdeen's Stelle trat und den Krimkrieg mit besserm Erfolge zu Ende führte. Neue conservative Hoffnungen dämmerten einen Augenblick auf im Jahre 1857, als das Unterhaus einem durch Cobden beantragten und von Graf Derby unterstützten Tadelsvotum gegen Lord Palmerston's kriegerisches Auftreten in China beistimmte. Doch Lord Palmerston kannte die Vorliebe seiner Landsleute für eine energische auswärtige Politik zu gut. Er löste das ihm feindliche Parlament auf, veranstaltete allgemeine Neuwahlen und ging aus dem Wahlkampfe mit einer überwältigenden Majorität hervor. Jetzt schien die Macht des populären Ministers auf lange Zeit festgegründet. Indeß schon zu Anfang der folgenden Session bereitete seine nachgiebige Haltung gegen Frankreich ihm zum Staunen aller Welt den Fall. Infolge des Orsini'schen Attentats hatte die französische Regierung in einer peremtorischen Depesche eine Beschränkung des Asylrechts gefordert, welches England den politischen Flüchtlingen seit alten Zeiten gewährt, und Lord Palmerston, bis zur Servilität gefügig, ohne sich auch nur zur Beantwortung der französischen Depesche Zeit zu lassen, brachte seine Conspiracy Bill ins Parlament. Die erste

Lesung wurde angenommen. Doch unmittelbar darauf erwachte das Nationalgefühl des englischen Volks gegen eine Maßregel, in der man das Machtwort eines fremden Despoten witterte. Die Aufregung wuchs; es schien Aussicht vorhanden auf die Niederlage des allmächtigen Ministers, und die conservative Partei beschloß rasch, diese Conjunctur zu nutzen. Ihrer ersten Abstimmung entgegen, verband sie sich mit den vorgeschrittenen Liberalen gegen die zweite Lesung der Bill. Es war ein ähnliches Parteimanöver wie dasjenige, welches bei Gelegenheit der irischen Zwangsbill im Jahre 1846 Sir Robert Peel gestürzt hatte. Die angedeutete Combination bewirkte die Verwerfung des Conspiracy Bill und den Rücktritt Lord Palmerston's (Februar 1858). Graf Derby, mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, hielt sich nun, obgleich noch immer in der Minorität, doch mit Hülfe der misvergnügten Liberalen und Radicalen für stark genug, den Anhängern Palmerston's die Spitze zu bieten. In der That wurden seine Bemühungen von Erfolg gekrönt, und in kurzem stand das zweite Ministerium Derby fertig da.

Das zweite Ministerium Derby war weniger erfolglos und rasch vergänglich als das erste. Es schlichtete nach außen den Zwist mit Frankreich, trat mit größerer Entschiedenheit gegen Neapel auf, als Lord Palmerston selbst gewagt hatte, zwang China zu einem vortheilhaften Frieden, unterdrückte die Reste der indischen Rebellion, machte der Herrschaft der Ostindischen Compagnie ein Ende und stellte das gewaltige Colonialreich direct unter den Einfluß der Krone. Aber trotz alledem gelang es auch diesem Ministerium weder in Hinsicht auf äußere noch auf innere Politik, das tiefgewurzelte Mistrauen des englischen Volks zu überwinden. Gleich in seiner Antrittsrede, einem Muster jener silbertönigen, formell glänzenden Beredsamkeit, die allgemein an ihm bewundert wurde, hatte Graf Derby es als seinen Beruf verkündet, „den Strom der Demokratie zu dämmen" und dadurch der politischen Reformbewegung, welche seit dem Schlusse des Krimkriegs von neuem begonnen hatte, den Fehdehandschah hingeworfen. Es war ganz in dem Geiste des Ruprecht der Debatte, daß er, der überwundene Vorkämpfer des ökonomischen Protectivsystems, sich zum Ritter des politischen Protectivsystems aufwarf; den Geist eines Staatsmannes verrieth seine Erklärung nicht. Bei dem Stande der öffentlichen Meinung in England konnte es daher auch nicht überraschen, daß sie ihren Zweck vollkommen verfehlte. Unter der Führung Bright's und Cobden's scharten die Reformers sich fester zusammen, die Agitation breitete sich über ganz England aus; um die Jahreswende 1858—59 war sie so mächtig und drohend geworden, daß Graf Derby selbst, um Schlimmerm vorzubeugen, die Einbringung einer Reformbill für nothwendig erachtete. Kaum ein Jahr war seit seiner heroischen Erklärung über das Dämmen des Stroms der Demokratie verflossen, und schon gab er dem Strome der Zeit nach, indem er dem Parlament eine Reformbill zur Annahme empfahl. Wie jedoch kaum anders zu erwarten, wurde diese conservative Reformbill als ungenügend erkannt und bei der zweiten Lesung verworfen (März 1859). Statt aber seine Niederlage als entscheidend hinzunehmen, beschloß Graf Derby, gerade wie bei seinem ersten Ministerium, noch einmal eine Appellation an das Volk. Inzwischen hatte auch seine auswärtige Politik bereits ernste Besorgnisse erregt. Der Ausbruch des französisch-italienischen Krieges stand bevor. Die Volksstimmung in England erklärte sich entschieden zu Gunsten Italiens; alle ministeriellen Aeußerungen dagegen ließen die hergebrachte Hinneigung zu Oesterreich erkennen, und die Furcht, England möge durch diese unverwüstliche Vorliebe für Oesterreich in einen Krieg zu Gunsten des festländischen Absolutismus verwickelt werden, wirkte bei den Wahlen gegen das Ministerium mit. Die liberalen Fractionen schlichteten noch einmal ihre innern Zwistigkeiten. Unmittelbar nach Versammlung des neuen Parlaments (Juni 1859), bei

der Adreßdebatte, wurde ein Mistrauensvotum gegen das Ministerium D'Israeli angenommen, das seinen Rücktritt nothwendig machte.

Der Versuch Graf Derby's, England auf seine conservative-ritterliche Weise zu regieren, war mithin zum zweiten mal fehlgeschlagen. Es folgte das zweite Ministerium Lord Palmerston's (1859—65), ein Zeitraum, der in Graf Derby's Laufbahn als conservativer Parteiführer als der ereignißloseste bezeichnet werden muß. Mehrfache Ursachen wirkten zu diesem Resultat zusammen. Nach zwei so eclatanten Niederlagen wie die von 1852 und 1859 schien zunächst die Aussicht auf die Bildung eines conservativen Ministeriums gering. Außerdem aber kam man conservativerseits auch bald zu der Ueberzeugung, daß der alternde und großen Veränderungen mehr und mehr abgeneigte Palmerston, bei der großen Popularität, deren er in England genoß, als Haupt eines liberalen Ministeriums, eine weit bessere Schutzwehr gegen das Ueberhandnehmen des demokratischen Geistes bilde als ein conservativer Minister, der als solcher den Widerstand der gegnerischen Parteien herausfordere. In der That gelang es der lau abwehrenden Haltung des greisen Staatsmannes, die aufgeregten Wellen der politischen Reformbewegung zu beruhigen und einen Geist des Quietismus und Optimismus zu befördern, der, abgesehen von materiellen Reformen, sich damit begnügte, daß alles wesentlich beim alten blieb. Nur bei zwei Gelegenheiten wurde dieser schweigende Waffenstillstand der Parteien unterbrochen. Unter den Steuern, deren Abschaffung von dem Finanzminister Lord Palmerston's, dem glänzendsten Schüler Peel's, Gladstone, beantragt wurde, befand sich die Papiersteuer. Diese Steuer erstreckte sich nicht blos auf das in- und ausländische Papier als Handelsartikel, sondern auf die Einfuhr ausländischer Bücher. Sie legte der Ausbreitung der Bildung in England Fesseln an, indem sie sämmtliche Erzeugnisse des Buchhandels und der Tagespresse vertheuerte und war deshalb als „Steuer auf die Erkenntniß" (Tax on Knowledge) längst von den entschiedenen Reformers bekämpft worden. Es war eine Concession an diese letztern und an Milner Gibson, deren Vertreter im Ministerium, daß Lord Palmerston in die Abschaffung der Papiersteuer willigte. Die Conservativen spannten dagegen alle Kräfte an, den Erfolg der Maßregel zu hintertreiben. Die Finanzlage, so hieß es, sei nicht zu einem so bedeutenden Ausfalle in den Einnahmen angethan; wenn man Steuerermäßigungen eintreten lassen wolle, so sei es besser, dies bei der Einkommensteuer zu thun, die so schwer auf den Besitzenden laste. In demselben Sinne äußerte sich die „Times", die durch diesen Act der Gesetzgebung ihr Monopol als „leitendes Journal" gefährdet sah; schließlich wurde die betreffende Clausel des Budgets mit einer Majorität von nur 10 Stimmen im Unterhause angenommen. Dennoch erregte es keine geringe Ueberraschung, als verlautete, Graf Derby und die conservativen Peers des Oberhauses seien entschlossen, auf der Beibehaltung der Papiersteuer zu bestehen. Wie alle andern Gesetzentwürfe werden allerdings auch die auf Geldangelegenheiten bezüglichen Beschlüsse des Unterhauses dem Oberhause zur Billigung vorgelegt; daß aber die Verfügung über die Finanzen, das Steuerbewilligungsrecht, die Anordnung des Budgets, dem Unterhause allein zukomme, war ein so altes constitutionelles Axiom, daß man sich des bloßen Gedankens an die Möglichkeit einer Einmischung des Oberhauses in diesem Punkte völlig entwöhnt hatte. Graf Derby jedoch ließ sich durch die abmahnenden Stimmen nicht einschüchtern. Der Geist des Staatsmannes, der die Lage der Dinge mit weitem Blicke überschaut und das Wünschenswerthe, das Mögliche, das Nothwendige besonnen gegeneinander abwägt, erlag wieder einmal der ritterlichen Kampfeslust des Cavaliers. In einer Sache, bei der der Sieg seiner Gegner von vornherein so gut wie gewiß war, forderte er einen Bruch zwischen beiden Parlamentshäusern heraus, beanspruchte ein Recht, das trotz aller Deductionen seiner conservativen Kronjuristen ihm

nie zugestanden werden konnte, und ließ die vom Unterhause beschlossene Abschaffung der Papiersteuer vom Oberhause verwerfen (Mai 1860). Das Unterhaus erwiderte darauf mit Resolutionen, welche das ausschließliche Recht des Volkshauses in Bezug auf die Anordnung des Budgets aussprachen, und zwang den widerspenstigen Grafen schon während der folgenden Session zum Nachgeben.

Berechtigter, obgleich ebenfalls erfolglos, war ein zweiter Angriff Graf Derby's gegen Lord Palmerston im Jahre 1864. Derselbe war gegen die Haltung des edeln Lords in den dänisch-deutschen Angelegenheiten gerichtet und deckte die schmähliche Niederlage der einst so gefürchteten Einmischungspolitik des alten „Feuerbrandes" in Schleswig-Holstein mit schonungsloser Hand auf. Im Grunde jedoch war man bei alledem in England froh, einem großen Kriege entgangen zu sein. Mit allen seinen Fehlern schien Lord Palmerston der Masse seiner Landsleute noch immer der beste Minister, den man unter den Umständen haben konnte. Er selbst bewies, trotz seines hohen Alters und schwerer gichtischer Leiden, nochmals seine alte Meisterschaft in der Debatte und schlug auch diesen Angriff seiner conservativen Gegner triumphirend zurück. Wenn aber Graf Derby's Thätigkeit als Parteiführer während jener Jahre von geringer Bedeutung war, so errang er dagegen auf andern Gebieten frische Lorbern. Der Einfluß seiner socialen Stellung als Vertreter einer der reichsten und begütertsten Adelsfamilien Englands überlebte seine politischen Niederlagen und wirkte um so entschiedener fort, als der Zufall der Geburt in seinem Falle anerkanntermaßen in Einklang stand mit dem gesammten Wesen des Mannes. Man rühmte ohne Widerrede an ihm als Grundherrn die aufgeklärte Billigkeit und Gerechtigkeit, an ihm als Edelmann eine gewisse großartige Würde, Gastlichkeit und Freigebigkeit, an ihm als Privatmann die fleckenlose Ehre des Charakters und die Tugenden eines vollendeten Gentleman. So abweichend daher das Urtheil über seine politische Haltung sein mochte, so einstimmig war die Anerkennung, welche in allen andern Beziehungen seinen vortrefflichen Eigenschaften gezollt wurde. Von diesen Eigenschaften legte er, während der Epoche, von der wir reden, eine glänzende öffentliche Probe ab. Es war die Zeit des Bürgerkrieges in Amerika, die Zeit der Baumwolltheuerung in Lancashire. Unter den ersten, die zur Linderung der umgebenden Noth ans Werk gingen, war der Cavalier von Knowsley, Graf Derby. Schon die wahrhaft fürstliche Summe von 10000 Pfd. St., mit der er die Liste der Beiträge zu dem Hülfsfonds für Lancashire eröffnete, zeigte, daß er seine großen Mittel großartig zu brauchen verstand. Aber diese directe materielle Hülfe war gering im Vergleich zu der Förderung, welche die Sache der nothleidenden Arbeiter ihm verdankte, indem er den Vorsitz des Centralhülfscomité übernahm, das von Manchester aus den Kampf gegen die herrschende Noth leitete. Seine thätige ausdauernde Mitarbeit an diesem Werke der Menschlichkeit machte ihn seinen Landsleuten von neuem werth und ist eine Thatsache, die nicht übersehen werden darf, um das Urtheil über seinen Charakter und über das öffentliche Ansehen, dessen er genoß, zu vervollständigen. Ein anderer in jenen Jahren von Graf Derby errungener Triumph war literarischer Natur: seine schon oben erwähnte Uebersetzung der Iliade (1864). Diese Arbeit, eine Frucht seiner politischen Muße, zeigt neben anerkennenswerther Kenntniß des Griechischen lebhaften Sinn für poetische Form und große Kraft und Gewandtheit in der Handhabung der englischen Sprache. Seinen Landsleuten jedoch zeigte sie noch mehr: die während eines langen politischen Lebens bewahrte Liebe zu den classischen Studien, Studien, die in dem praktischen England populärer sind, als man gemeinhin denkt, und deren Früchte besonders hoch geschätzt werden, wenn sie bei dem Staatsmanne zur Reife kommen. In der That war die Aufnahme von Graf Derby's Iliade eine höchst glänzende. Man empfand bei dieser Arbeit die Befriedigung, welche

immer empfunden werden muß, wenn ein thätiger Mann im höhern Alter zu den Studien seiner Jugend zurückkehrt und den Kreis der durchlaufenen Bildung von neuem schließt. Es mag hier bemerkt werden, daß Graf Derby der unmittelbaren Betheiligung an einer andern sehr populären Richtung des englischen Volkslebens, den gymnastischen Spielen und besonders den Pferderennen, schon seit längerer Zeit entsagt hatte. Das Interesse an diesen Spielen war bei ihm naturwüchsiger Art gewesen; er hatte es in seiner Weise bewährt, indem er viele Jahre hindurch ein großes Gestüt von Rennpferden hielt und mit persönlichem Behagen als echter Sportsman an den Kämpfen der Rennbahn theilnahm. Das von seinem Großvater begründete, nach ihm benannte größte aller englischen Pferderennen auf den Dünen von Epsom hatte sich seiner Gönnerschaft in vollem Maße erfreut, und auch hierin lag ein Element seiner Popularität, das nicht unterschätzt werden darf. Noch befriedigender war es nun, dem alten Kämpfer der Rennbahn wieder zu begegnen im Reiche der Gesänge, auf dem classischen Kampfgebiete der Homerischen Helden und Götter.

Inzwischen neigte die Herrschaft Lord Palmerston's sich ihrem Ende zu. Er hatte schon lange an der erblichen Krankheit der Portwein trinkenden englischen Staatsmänner, der Gicht, gelitten und während der Session von 1864 und 1865 öfters wochenlang nicht an den Verhandlungen des Parlaments theilnehmen können. Im Sommer 1865 genoß er noch die Befriedigung, zu sehen, wie das von ihm eingeschläferte Parlament eines natürlichen Todes verblich, und wie aus den allgemeinen Neuwahlen ein ihm ergebenes neues Parlament hervorging. Aber der Versammlung dieses Parlaments sollte er nicht mehr beiwohnen. Nur zwei Tage fehlten noch an der Vollendung seines 81. Jahres, als er (18. Oct. 1865) einem heftigen Anfalle seines alten Uebels erlag. Sein Tod bezeichnete einen bedeutungsvollen Wendepunkt in der neuesten englischen Geschichte. Der von ihm begründete und erhaltene Waffenstillstand der Parteien endete an seinem Grabe. Jedermann fühlte, daß man die Waffen lange genug habe ruhen lassen, daß die Zeit gekommen sei zu frischem, energischem Handeln. Die große Frage, die zuerst vor 30 Jahren durch die Chartisten angeregt wurde, die dann allmählich weiter um sich gegriffen, im Parlament Vertreter gefunden und selbst dem zweiten Ministerium Derby Zugeständnisse abgenöthigt hatte, nachher aber durch die diplomatischen Parteikünste Lord Palmerston's beseitigt war: die Frage der politischen Reform, drängte sich mit Gewalt wieder hervor und wurde zu der brennenden Frage des Tages. An sie knüpfte das Palmerston nachfolgende Ministerium Russell-Gladstone seine Existenz, um sie wurde der Hauptkampf der Session von 1866 gefochten, und die Nothwendigkeit, sie zu lösen, führte die letzte, merkwürdigste Episode in der beregten Laufbahn Graf Derby's herbei, auf die wir schließlich noch einen Blick werfen müssen.

Nichts konnte von vornherein den conservativen Führern unwillkommener sein, als daß der Reformeifer von neuem in England erwachte. Die Gründe, welche von conservativer Seite ohne Ausnahme gegen alle großen Veränderungen geltend gemacht wurden, daß sie unnöthig und gefährlich seien, wurden auch jetzt in allen möglichen Abarten gegen die Russell-Gladstone'sche Reformbill ins Feld geführt, und entschlossener, unnachgiebiger Widerstand gegen dieselbe war die Parole des Tages. Was diese Haltung begünstigte, war der Umstand, daß das unter Lord Palmerston's Einfluß gewählte Parlament eine beträchtliche Anzahl sogenannter Liberaler enthielt, die einer umfassenden Reform ebenso abgeneigt waren als die Conservativen, die nicht sehr rühmlich bekannt gewordenen Adullamiten. Unter der Mitwirkung dieser Pseudoliberalen gelang es den Conservativen, während der Session von 1866 die Reformbill zu hintertreiben und das Ministerium Russell-Gladstone zu stürzen. Zum dritten mal übernahm hierauf ein Ministerium Derby-

D'Israeli die Führung des Staates. Nach den Erklärungen der neuen Minister zu schließen schien es, als sei die Reformbewegung wiederum unterdrückt, oder doch auf längere Zeit hinausgeschoben. Aber es war anders beschlossen. Der Ruprecht der Debatte sollte der Welt noch einmal eine große Ueberraschung bereiten. Statt mit dem Falle der Bill zu enden, rief der Ausgang der parlamentarischen Reformbestrebungen eine mächtige Bewegung im englischen Volke hervor. Ungestümer, drohender, allgemeiner als je vorher erschallte der Ruf nach Reform, und dieselben Männer, die noch vor kurzem alle Kräfte angespannt hatten, die mäßige Russell-Gladstone'sche Reformbill über den Haufen zu werfen, erschienen in der Session von 1867 als die Vertreter einer radicalen Reformbill vor dem staunenden Parlament. Der Hauptkampf für die Durchführung dieser Maßregel fiel allerdings dem Collegen Graf Derby's, D'Israeli, zu, aber ohne des erstern Zustimmung und Mitwirkung würde es nie gelungen sein, die in allen ihren Traditionen erschütterte, verwirrte, sich selbst entfremdete conservative Partei inmitten eines so unerhörten Umschwungs der Dinge zusammenzuhalten und für die Annahme einer radicalen Reformbill zu stimmen. Daß dies gelang, war ein denkwürdiger Beweis für die Macht des persönlichen Einflusses Graf Derby's über seine Partei. Allein die Motive, welche sein Verfahren bestimmten, lieferten auch einen denkwürdigen Beitrag zu der Beurtheilung seines Charakters. Denn wenn die Veränderung seiner Sinnesart in Sachen der Reform in erster Linie auf die erwähnten nationalen Kundgebungen zurückgeführt werden mußte, so trug er doch selbst Sorge, daß auch andere, zu demselben Resultat führende Erwägungen nicht unbekannt blieben. Man hatte früher oft von der Reformfrage gesprochen, als sei dieselbe ein Monopol der Whigs, und mit offenbarer innerer Befriedigung hörte man nun den alten Parteiführer in nicht sehr eleganter, aber sehr bezeichnender Weise erklären: „the Whigs had been dished", d. h. er habe ein Gericht aus ihnen bereitet, sie überboten, ihren Prätensionen ein Ende gemacht. Ein anderes Motiv sprach er offen aus, als er die von dem Unterhause angenommene Reformbill den Lords zur Annahme empfahl. Er bemerkte bei dieser Gelegenheit: die Lösung der Reformfrage sei ihm als für den Frieden des Landes nothwendig erschienen, und er habe die Aufgabe selbst unternommen, weil er es müde gewesen, zum dritten mal als bloßer Lückenbüßer zu dienen; eine Erklärung, die zugleich als Kritik der beiden frühern Ministerien Derby-D'Israeli von Interesse ist. Ganz in seinem alten Charakter als ungestümer Ruprecht der Debatte erschien er endlich bei der Schlußlesung der Reformbill, indem er seinen conservativen Freunden die tröstliche Versicherung gab, er wisse sehr wohl, diese Bill sei „ein Sprung ins Dunkel", aber er hoffe das Beste von dem Erfolge.

So schien es dem Grafen Derby denn nach einer langen Politik des conservativen Beharrens im Alter noch beschieden, als radicaler Reformer zu wirken und seinen frühern Gegnern das Banner des Fortschritts zu entreißen. Doch dieser erste selbständige Triumph sollte zugleich sein letzter sein. Auch er hatte, wie Lord Palmerston, schon lange an der Gicht gelitten. Während der Reformdebatten fand er sich wiederholt ans Krankenlager gefesselt, und nur mit größter Anstrengung hatte er sich aufgerafft, als die fehlerhafte Führung seines ihn vertretenden Collegen, Graf Malmesbury, seine persönliche Anwesenheit bei den Lords erheischte. Während der Parlamentsferien nahm sein Zustand eine so schlimme Wendung, daß er sich den Arbeiten seines Amtes nicht mehr gewachsen fühlte. Im Frühling 1868 legte er seinen Posten als erster Minister und Führer der conservativen Partei nieder und empfahl zu seinem Nachfolger seinen alten Collegen und Freund D'Israeli. Als Führer der Conservativen des Oberhauses folgte ihm der Lordkanzler Cairns. Während der Session von 1868 erschien er nur selten im Parlament, obgleich man seinen persönlichen Einfluß noch immer fühlte. Um dieselbe Zeit hatte übrigens

eine rasche Metamorphose den Radicalen schon wieder in den Conservativen verwandelt. Das große Reformproblem, in dem das Hauptinteresse der Session von 1868 gipfelte, die Entstaatlichung der irischen Kirche, fand an Graf Derby den entschiedensten Gegner, und seine Stimme fiel schwer ins Gewicht, als die Lords die im Unterhause angenommene Suspensory Bill verwarfen. Um die Whigs „aufzutischen" und dem unangenehmen Lose, zum dritten male als Lückenbüßer zu dienen, zu entgehen, hatte er den „Staat" den Gefahren eines „Sprunges ins Dunkel" ausgesetzt; aber kaum schien ihm die „Kirche" in Gefahr, als der alte conservative Geist mit neuer Zähigkeit in ihm erwachte. Es galt ihm nichts, daß die überwältigende Mehrheit der Nation für die Entstaatlichung der irischen Kirche stimmte, daß diese Entscheidung das Ministerium D'Israeli stürzte, daß eine überwältigende Mehrheit des Unterhauses die irische Kirchenbill des neuen liberalen Ministeriums annahm, daß im Oberhause selbst die gewichtigsten Stimmen der Nachgiebigkeit gegen den klar kundgegebenen Willen des Volkes das Wort redeten. Graf Derby war für unnachgiebigen, unversöhnlichen Widerstand. In diesem Sinne trat er am 17. Juni 1869 für ein Amendement gegen die zweite Lesung der irischen Kirchenbill zum letzten mal mit einer großen Rede im Oberhause auf. Er schien leidend, in gedrückter Stimmung, nicht ohne die alte Zuversicht, aber gebrochen in seiner alten Kraft. Man vermißte an seiner Rede den Ungestüm, das Feuer des Raisonnements, die Energie des Willens, wodurch er so lange als Parteiführer geglänzt hatte, und er selbst schien zu fühlen, daß seine Zeit vorbei sei. Der Schluß seiner Rede war nicht ohne echtes Pathos. Er, so erklärte er, führe die conservative Partei nicht mehr. Er sei ein alter Mann, stehe am Ende seines politischen, und vermuthlich nicht mehr fern von der Grenze seines natürlichen Lebens; aber bis zu seinem Todestage werde es ihm zur Befriedigung gereichen, seine Stimme erhoben zu haben gegen diese Bill. Diesem Protest gegen die zweite Lesung ließ er, nebst einer Minorität unnachgiebiger Lords, am 14. Juli einen geschriebenen, motivirten Protest gegen die dritte Lesung folgen. An den Debatten nahm er keinen fernern Antheil.

Seine Voraussicht, daß er der Grenze des Lebens nicht mehr fern stehe, bestätigte sich bald. Nach dem Schlusse des Parlaments war er nach seinem Stammsitze Knowsley gegangen und dort ergriff ihn, nach wenigen Monaten der Ruhe, der letzte verhängnißvolle Anfall der Krankheit, der er am 23. Oct. 1869 erlag. Die Theilnahme der Nation an dem Abscheiden des merkwürdigen Mannes war allgemein. Sein Begräbniß fand jedoch, seinem besondern Wunsche gemäß, ohne jeden öffentlichen Pomp statt. Nur von seinen nächsten Verwandten und seiner Dienerschaft geleitet, wurde er am 29. Oct. in der Familiengruft in Knowsley beigesetzt.

So endete Edward Geoffrey Stanley, 14. Graf Derby. Von seiner in ganz England wohlbekannten äußern Erscheinung läßt sich sagen, daß sie in allen Hauptzügen dem Bilde entsprach, das man sich nach seinem Charakter und seiner politischen Laufbahn von ihm entwarf. Eine große, wohlgebaute Gestalt, mit massivem, ausdrucksvollem Kopf, vollem Haarwuchs, hoher Stirn, buschigen Augenbrauen, lebhaften spähenden Augen, Adlernase und breitem, trotzig geschlossenem, rednerisch gewölbtem Munde, in seinem ganzen Wesen die selbstbewußte kühne Haltung des Parteiführers und Aristokraten, so schritt er vor seinen Zeitgenossen durchs Leben dahin. Den Namen eines Staatsmannes hat er sich nicht verdient. Doch als glänzender Redner und Parteiführer, als einer der größten seines Geschlechts, als „Letzter der Barone", wird er in der englischen Geschichte eine hervorragende Stellung behaupten. In seinem Sohne und Nachfolger, dem als Lord Stanley schon seit einer Reihe von Jahren rühmlich bekannten Staatsmanne, scheint die liberale Tradition seiner Familie von neuem aufzuleben. Obgleich seit dem Tode seines Vaters äußerlich noch mit der conservativen Partei zusammenhängend, hat der gegen-

wärtige Graf Derby doch den ihm zweimal angebotenen Posten des Führers der Conservativen im Oberhause zweimal ausgeschlagen, und alle seine Antecedentien deuten darauf hin, daß die Sache des Fortschritts einen aufgeklärten Vertreter in ihm erwarten darf. Die oberste Führung der conservativen Partei ist, obgleich nicht ohne Widerspruch, bei D'Israeli verblieben. Einen politischen Nachfolger, dessen Autorität sich mit derjenigen des verstorbenen Grafen vergleichen ließe, hat die conservative Partei noch nicht gefunden. Sie hat sich daher, nach längerm vergeblichen Suchen, im Oberhause vorläufig mit einer respectabeln Mittelmäßigkeit, dem Herzoge von Richmond, begnügen müssen.

Die politischen und socialen Zustände Galiziens.

Von Dr. Adolf Zehlicke.

Dritter (letzter) Artikel.

Die politischen Kämpfe in Galizien unter Oesterreich.

1) Politischer Zustand Galiziens unter Oesterreich von 1790—1846. Die Begünstigung der Polen und Zurücksetzung der Ruthenen.

Es war ein gewaltiger Anlauf, den Joseph genommen hatte. Mit Einem Sprunge wollte er den mächtigen Koloß des Völker- und Länderconglomerats, welches sich Jahrhunderte hindurch auf verschiedenen Wegen unter Habsburgs Scepter zusammengefunden hatte, aus der Tiefe des Mittelalters auf die lichte Sonnenhöhe der Gegenwart heben. Zwar der letzte Sprosse aus dem Geschlechte der Habsburger, die erlauchte Maria Theresia, hatte mit viel mehr Geist und Bewußtsein das gewaltige Erbe ihrer Väter als alle ihre Ahnen zusammengehalten. Sie hatte den veralteten Formen einen bessern Geist eingehaucht, hatte eigentlich erst eine Verwaltung geschaffen, war sogar daran gegangen, alle die verschiedenen Mächte einer einzigen Autorität zu unterwerfen; aber die alten Wege waren nicht verlassen, die Risse der bunten Mosaik waren nur neu gekittet, zu einem untheilbaren Kunstwerk waren die spröden Massen nicht umgegossen. Nun hatte der Gründer der neuen Dynastie seinen Ehrgeiz darein gesetzt, in einer kurzen Spanne Zeit das zu vollenden, woran in andern Ländern jahrhundertelang gearbeitet war. Was wunder daher, daß alle seine Schöpfungen hinter ihm zusammenstürzten, daß das Reich wieder in seine alte Tiefe zurücksank.

Seine Nachfolger hatten weder Sinn noch auch Verständniß für die Aufgaben eines aufgeklärten Absolutismus. Sie fielen wieder in den alten, faulen Schlendrian des feudalen Absolutismus zurück. Sie begriffen die Bestrebungen Joseph's II. nicht einmal. Sein Herz schlug für die Idee, den todten Körper der habsburgischen Monarchie mit deutschem Geiste zu beseelen; sie aber mit ihrem ganzen jämmerlichen Troß, mit den Emigranten der Bourbonen, mit den neubefestigten Jesuiten waren weit heimischer in Spanien und Italien als in den deutschen Erbstaaten. Kaiser Leopold sowol als Franz II. hatten keine Ahnung von der ihnen gewordenen Mission. Das unbedingte, thatenlose Conserviren, das wol eine müßige Geschäftigkeit kennt, aber keine schöpferische Arbeit, wurde dem österreichischen Staatswesen von nun an aufgeprägt. Sie waren weit davon entfernt, den Nationalitäten einen freien Spielraum einzuräumen, sie mit provinziellen und ständischen Rechten auszustatten; aber noch viel ferner lag es ihnen und namentlich den letztern, das weite Reich mit deutscher Cultur zu erfüllen, dem Aufschwunge der Literatur und

Wissenschaft in Deutschland die Thore weit zu öffnen, die Bande des großen Vaterlandes, das immer mehr zum geographischen Begriff herabsank, inniger zu knüpfen. Die Thore wurden vielmehr ängstlich verschlossen, jeder Lichtstrahl wurde den Augen der blöden Menge entrückt, der Besuch der deutschen Hochschulen wurde untersagt, selbst den armen Handwerksburschen waren die schwarz-gelben Schlagbäume das Fallgatter einer Chinesischen Mauer, die ihrer Sehnsucht nach dem Reiche ein bitteres Halt gebot.

Alle jene Bestrebungen Joseph's II., Galizien der deutschen Cultur zu erschließen, waren abgeschnitten. Dafür erhielt man freilich die deutsche Sprache in Schule und Gericht, aber wußte den Polen alles Deutschthum durch das unheilvolle System politischer Bevormundung, impotenter Beamtenweisheit und aufdringlicher Polizeiherrlichkeit vollständig zu entfremden. Die patriarchalische Verfassung Oesterreichs verlor allmählich ihre alte Gemüthlichkeit, sie ging immer mehr und mehr in brutalen Polizeidespotismus über. Die Conduitenlisten und Ausforschungen standen auf der Liste der Staatsactionen obenan. Unbedingter Gehorsam war die erste Tugend des Bürgers, Denken und Forschen das größte Laster. „Halten Sie sich an das Alte, denn dieses ist gut und unsere Vorfahren haben sich dabei gut befunden, warum sollten wir es nicht. Es sind jetzt neue Ideen im Schwunge, die ich nie billigen kann, nie billigen werde. Enthalten Sie sich von diesen und halten Sie sich an das Positive, denn ich brauche keine Gelehrten, sondern brave Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden, liegt Ihnen ob. Wer mir dient, muß lehren, was ich befehle. Wer das nicht kann, oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen." Diese bezeichnende Antwort des Kaisers Franz an die Professoren des laibacher Lyceums kennzeichnet das ganze System. Dieser ideenlose Polizeistaat konnte unmöglich das Werk der Centralisation vollführen, welches der alten patriarchalischen Herrschaft und dem kühnen Anlaufe Joseph's II. nicht geglückt war.

Einem Flachkopfe wie Franz II. fehlte jede Einsicht in das Wesen des Staates; seine Werkzeuge waren nicht geeignet, die Nationalitäten auszusöhnen. Wie das Oberhaupt in seinem eigenen Staatsrathe keine gleichmäßige Ordnung durchzuführen verstand, so tappten auch die Beamten in Galizien ins Blaue hinein. Einzelne wenige Aenderungen und Besserungen wurden durchgeführt; aber das Wesen der Verwaltung und der Gerichte blieb in seinem alten Chaos, unendlich zerfahren, langsam, unsicher und unzuverlässig. Dabei war die Integrität der Beamten eine höchst zweifelhafte Sache; der czechische Volksstamm, der in dieser Beziehung sehr laxen Grundsätzen huldigt, war entschieden in allen Aemtern in Galizien in der Majorität. Die Bestechlichkeit, die Rücksichtnahme auf die Wünsche irgendeines vermögenden Besitzers lähmten alle Actionen; das Recht war durch die kleinen und großen Belohnungen verloren gegangen. Die Verwaltung maß nur nach dem Gewichte der Erkenntlichkeiten. Daher erwarb der galizische Beamte bald den Ruf, einen unbedingten Freibrief auf jederlei Bestechung zu haben. Wer von dort reinen Charakters zurückkam, wurde als ein Weltwunder angestaunt. So schob sich alles in Galizien wie eine todte Masse träge fort, der belebende Funke wurde ausgelöscht; daß nichts Neues und Großes die Kirchhofsruhe des Landes störe, das war die erste Sorge des Kaisers.

Joseph hatte sich der arbeitenden Klasse angenommen, war bemüht in den Kreisämtern ihnen einen Schutz und Hort zu schaffen. Er unternahm die Colonisirung des Landes durch deutsche Bauern, suchte deutsche Bildung und Cultur in Galizien einzuführen. Er hob den langen Druck, den die Polen gegen die Ruthenen geübt und an welchen sie sich nachgerade gewöhnt hatten wie der Sklave an die Peitsche, auf; erklärte sie für gleichberechtigt mit den Polen, ließ der griechisch-katholischen und der orientalischen Kirche seine Sorge angedeihen, errichtete ihnen Priesterseminare und führte auch die russische Sprache in den Volksschulen und bei dem Gelehrtenunterricht ein.

Dagegen hat es den Anschein, als ob Franz in allen Dingen das Gegentheil von Joseph's Reformen und Unternehmungen thun müsse. Sonst ist es unerklärlich, daß er die weise und versöhnende Politik, die besonders geeignet war, diesen Volksstamm an Oesterreich zu ketten, wieder aufgab und in das gerade Gegentheil verfiel. Als durch die letzte Theilung Polens im Jahre 1795 die Republik Polen untergegangen war, da meinte Kaiser Franz in seiner Weisheit, jetzt habe er es nicht mehr nöthig, den Ruthenen Zugeständnisse zu machen. Solange Polen noch bestanden habe, sei es wünschenswerth gewesen, die russischen Unterthanen in Ostgalizien ihren polnischen Herren gegenüber in Schutz zu nehmen, sie auf den Schild zu heben und die Verschiedenheit ihrer Nationalität zu benutzen, um dadurch die Bestrebungen der Polen niederzuhalten, wieder zu den Trümmern ihres Reiches zurückzukehren und das alte Polen in alter Herrlichkeit aufzurichten.

Jetzt bestand das polnische Reich nicht mehr. Die Macht der habsburgischen Dynastie stand ja über allen Zweifel erhaben, der Gedanke, daß die Polen an eine Wiederaufrichtung des untergegangenen Reiches denken sollten, schien doch zu absurd zu sein, da sie sich ja der Segnungen der österreichischen Regierung erfreuten.

So wurde denn vom Jahre 1795 eine retrograde Politik beliebt. Jede Begünstigung und Förderung der russischen Nationalität in Ostgalizien wurde von der Tagesordnung gestrichen, die Polen wieder in ihre alte Macht eingesetzt, die polnische Sprache überall begünstigt, die russische dagegen aus allen Gebieten verdrängt. Man brachte als Entschuldigung vor, daß ja dort in Ostgalizien seit Jahrhunderten die herrschende Adelskaste sich der polnischen Sprache bedient habe, der Staat dürfe überhaupt nur auf den Adel Rücksicht nehmen. Die Einführung eines russischen Volksschulunterrichts gehörte ja auch zu jenen Ausschreitungen Joseph's II., durch welche Bildung und Aufklärung unter das niedrige Volk gebracht werden sollten. Dieses hätte schon allein genügt, die Sache als bedenklich, ja als gefährlich erscheinen zu lassen. Denn bei seiner schwer zugänglichen Natur hatte Franz einen fanatischen Haß gegen alles, was nur entfernt nach Volksbildung oder Aufklärung aussah. Daher wurde denn auch der Versuch, den Joseph II. gemacht hatte, der russischen Bevölkerung in Ostgalizien spärliche Bildungselemente durch nationale Schulen zuzuführen, wieder abgestellt.

Der polnische Einfluß erhielt wieder, wie zur Zeit der Republik, seine ganze unwiderstehliche Gewalt, wurde mit dem Nimbus der Gesetzlichkeit ausgestattet und zog nun natürlich alle strebsamen Elemente an sich.

So wurde denn der russische Bauer auf die wenigen kirchlichen Bücher eingeschränkt, die er von seinem Popen erhielt. Und auch dieser konnte nicht frei handeln. Er stand vielmehr unter der Aufsicht der katholischen Bischöfe und des römischen Consistoriums, welches zugleich die Oberschulbehörde war und sich sehr anstrengte, dem Volksunterrichte den polnisch-katholischen Charakter aufzuprägen.

Einen weitern Abschluß erhielten diese Begünstigungen des polnischen Adels und die Zurücksetzung der ruthenischen Bevölkerung auch dadurch, daß im Jahre 1817 eine eigene Landesverfassung erlassen wurde, durch welche die Provinz zu einem untheilbaren Verwaltungsgebiete mit dem Titel „Königreich Galizien“ erhoben wurde. Dadurch wurde eine noch engere Verbindung des russischen Ostgaliziens mit dem polnischen Westgalizien zu Gunsten der Polen hergestellt. Die Vertretung auf dem Landtage entsprach ganz dieser Politik. Neben dem katholischen Prälaten und den Vertretern der Stadt Lemberg befand sich nur der polnische Adel auf diesem Landtage. Der Bauernstand, der mit seinen Wünschen und Bestrebungen nach Aufhebung der Robotpflichtigkeit bei dem ruhesüchtigen Franz nicht gerade eingeschmeichelt hatte, konnte natürlich von diesem Monarchen keine Berücksichtigung finden und wurde dem Andrängen des Adels ganz aufgeopfert. Ebenso erging

es auch den kleinen Städten, welche sich alle noch der Botmäßigkeit der Magnaten erfreuten. Nebst der polnischen und deutschen Sprache wurde die lateinische von den Mitgliedern des Landtagsausschusses verlangt, die ruthenische aber gehörte nicht zu den nothwendigen Erforderniſſen.

Obwol diese neucreirten Landtage in den einzelnen Provinzen nichts als Wiederherstellungen der alten Feudallandtage waren, so war weder Franz noch sein Minister Metternich gesonnen, denselben irgendwelche Zugeständnisse zu machen.

Man bediente sich der alten schwerfälligen Kanzleisprache, aber den alten Geist gedachte man in diese Versammlungen nicht einzuführen. Man belud die ganze Einrichtung von Beginn an mit dem Banne der Lächerlichkeit. Die kleine Zahl der erschienenen Rothröcke hörte andächtig das Steuerpostulat an, wagte aber nicht, es zu erwägen noch zu prüfen, sagte vielmehr zu allen Regierungsvorlagen unbedingt Ja und überließ dann dem von der Regierung eingesetzten Landesausschlusse die Vertheilung der Steuersummen.

Dieses nannte man eine „Föderalverfassung“, sie war freilich kein Centralismus, aber von wahrhaft förderalen Einrichtungen war auch nichts zu bemerken. Leben und Bewegung konnten durch diese anachronistischen Institute nicht in das Reich kommen. Die Bande, welche die Monarchie zusammenhielten, waren einzig eine unerbittliche Polizeimaschine. So wurde unter dem Schilde conservativer Institutionen nur der gemeinsten Selbstsucht gefröhnt, wurde ein indolentes gegen alle geistigen Bewegungen feindliches Regiment geführt, welches dem Wohle der ganzen Bevölkerung von Jahr zu Jahr immer schädlicher werden und schließlich mit einem vollständigen Bankrott endigen mußte.

Gleichzeitig mit der Eröffnung des galizischen Landtags wurde, um den polnischen Adel für sich zu gewinnen, ein eigenes Gesetz über das Unterrichtswesen erlassen, durch welches die russische Sprache von allen höhern Lehranstalten ausgeschlossen und nur auf das griechisch-geistliche Seminar zu Lemberg beschränkt wurde. Damit waren denn alle Concessionen, welche Joseph II. den Ruthenen gemacht hatte, wieder aufgehoben, dem ruthenischen Volke aber jede weitere Möglichkeit zur Ausbildung seiner Sprache genommen. Zwar bemühte sich der griechische Metropolit zu Lemberg, Lewitzky, die Zugeständnisse Joseph's II. zu retten; allein man war nun einmal in das Fahrwasser des historisch-politischen Föderalismus gekommen; man hatte den Zusammenhang der polnischen Tradition als allein berechtigt erklärt, die galizische Landesregierung sprach in ihrem Gutachten ein Bedenken gegen die Beförderung der russischen Nationalität aus und ahnte dahinter nur Bestrebungen des großen ehrgeizigen Nachbarn. So blieben denn die Wünsche der ruthenischen Bevölkerung unberücksichtigt. Die geringen Anstrengungen, welche einzelne russische Schriftsteller, wie Staszkiewicz, Kuzienski und andere machten, um die Kenntniß der rothrussischen Literatur zu verbreiten, Volkslieder und Chroniken zu sammeln und auf die Schulen in diesem Sinne zu wirken, waren zu sporadisch, um auf die in tiefer Stupidität beharrenden Massen einen nachhaltigen Einfluß üben zu können. Die Herrschaft des polnischen Elements war nach kurzer Unterbrechung wieder in ihre alte Macht eingesetzt und daher allmächtig gegenüber allen Regungen der unterdrückten Klassen. So waren denn alle Bemühungen der russischen Bevölkerung, nachdem sie von der Regierung im Stich gelassen war, ohne Erfolg.

Forschen wir nach dem eigentlichen Grunde, welcher die Regierung veranlassen konnte, es jetzt mit einer entgegengesetzten Politik zu versuchen, so irren wir uns sicherlich nicht, wenn wir diesen zumeist in einer gewissen Eifersucht und mehr noch in Furcht und Besorgniß vor dem mächtigen russischen Nachbarn finden, der die östliche Hälfte Polens und Litauens verschlungen hatte und seine Grenzen bis unmittelbar nach Ostgalizien ausdehnte. Eine Begünstigung des russischen Elements und eine Förderung seiner Sprache, ja die Ertheilung besonderer nationaler Rechte schien einer Regierung bedenklich und ge-

fährlich, die sonst das Gefühl der unbedingten Herrschaft über ihre Völker mit Prahlerei zu zeigen verstand.

Wenn auch die Bande der Heiligen Allianz die beiden dem conservativen Princip huldigenden Mächte miteinander verband, wenn auch freundliche und liebevolle Annäherung zwischen beiden Monarchen bestanden, das war nur das täuschende Gewand der Diplomatie. Im innersten Herzen dachte man ganz anders.

Und das kam nirgends klarer zum Ausdruck als bei dem Verhalten gegen die polnische Revolution im Jahre 1830. Während es ein Grundsatz der Metternich'schen Politik war, gegen jede Revolution anzukämpfen, dem Princip der Intervention die allerweiteste Ausdehnung zu verleihen, während man selbst eine Erhebung wie die griechische mit legitimistischem Rigorismus verdammte: der polnischen Revolution gegenüber schlug man einen verschiedenen Weg ein. Es war wahrlich nicht ein Anfall von Sympathie mit den unterdrückten Polen, nicht eine nachgiebige Schwäche gegen die öffentliche Meinung, die sich nach langem Quietismus zum ersten male in zweideutiger Weise in Oesterreich zu Gunsten der Polen geltend machte, sondern es war vielmehr Schadenfreude über die Verlegenheiten der russischen Regierung, die sich in dem Herzen Metternich's und seines Monarchen regte.

Schon auf dem Wiener Congreß hatte sich jener Diplomat eifrig der Einverleibung Polens in Rußland widersetzt, hatte darin sogar eine Schädigung des europäischen Gleichgewichts, eine Beunruhigung Europas und Bedrohung Oesterreichs gefunden.

Als nun der Aufstand ausgebrochen war, als das polnische Volk mit Heldenmuth für seine Existenz gegen den russischen Koloß rang, als die Sympathien von ganz Europa denselben begleiteten, da wurden wol von österreichischer Seite einige Vorsichtsmaßregeln getroffen, es wurde ein Armeecorps an der galizischen Grenze zusammengezogen, welches die Insurgenten verhindern sollte, den österreichischen Boden zu betreten und den Feuerbrand der Revolution zu verpflanzen; es wurde die Waffenausfuhr nach Polen verboten, und alle im Auslande weilenden Galizier wurden zu schleuniger Rückkehr aufgefordert. Aber hinter diesen legitimistischen Kundgebungen versteckte sich doch eine heimliche Begünstigung des polnischen Aufstandes. Schon das war ein bedenkliches Anzeichen, daß Oesterreich seinen Residenten in Warschau während der Revolution beließ, daß es damit sich gewissermaßen als eine neutrale Macht hinstellte, die im gegebenen Augenblicke bereit sei, zwischen Rußland und den Insurgenten zu unterhandeln. Viel milder und nachsichtiger wurde diese Erhebung als diejenige gegen die italienischen Secundogenituren beurtheilt. Und das um so mehr, als von seiten der Polen der trügerische Wunsch ausgesprochen wurde, einen Erzherzog auf den Thron zu erheben. Ja, es kam sogar zu Besprechungen zwischen dem Kanzler und dem Neffen Czartoriſky's, dem Grafen Zamoyſki.

Aber thatsächliche Hülfe wurde allerdings nicht geleistet, das lag nicht in der Art und Weise des Kaisers Franz, noch seines Günstlings Metternich, gewaltige Anstrengungen für eine Sache zu machen. Wäre ihnen das polnische Reich so gemächlich in den Schos gefallen, da hätten sie es gewiß der Mühe werth gehalten, es durch einige diplomatische Kunststücke für sich zu gewinnen; aber als das ganze Unternehmen scheiterte, da ließ man die getäuschten Polen im Stich.

Für die Bevölkerung der Monarchie war der polnische Aufstand von weit größerer Bedeutung. Nach langer Zeit zum ersten male gab es ein Ereigniß, das Epoche machte, das die öffentliche Meinung in den deutsch-slawischen Provinzen und in Ungarn aufstachelte. Zuerst stiegen die Träume nationaler Größe in den Köpfen der slawischen Bruchstücke auf, wurde gewissermaßen der Keim zu all den nationalen Wirren und Kämpfen der Gegenwart in Oesterreich gelegt.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß diese Erhebung in Galizien selbst aber einen viel geringern Eindruck wie in Böhmen und Ungarn machte. Daß die ruthenische Bauernbevölkerung nicht von Begeisterung für die Erhebung ihrer nationalen Feinde ergriffen werden konnte, war natürlich; aber auch aus dem westlichen Galizien betheiligte sich nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl an dem Aufstande. Nur etwa 418 Galizier, darunter 26 Grafen, wurden in der „Lemberger Zeitung" vom 22. Febr. 1831 zur Rückkehr nach Galizien aufgefordert.

So erfreute sich das Polenthum in dem langen Zeitraume von 1790—1846, also beinahe 60 Jahre hindurch einer ununterbrochenen Begünstigung der österreichischen Regierung. Dem polnischen Adel wurden alle seine Privilegien gelassen. Das Patrimonialgericht, die Robotpflichtigkeit standen in ungetrübtem Rechte. Dem Adel war nach wie vor das Wohl und Wehe der gesammten bäuerlichen Bevölkerung in die Hände gegeben. Wenn man daher Klage führt über den traurigen Zustand und Bildungsgrad der Bevölkerung, so muß man in erster Linie dafür den polnischen Adel verantwortlich machen. Er vernachlässigte die ihm untergebenen Bauern ganz, er verschloß sein Ohr gegen alle und jede Reformbestrebung. Er sollte aber auch nur allzu bald die Folgen dieser Handlungsweise fühlen lernen.

Nur muß man nicht glauben, als ob der polnische Adel mit unbedingter Verehrung zu der Regierung hinaufsah. Er acceptirte die ihm gelassenen Rechte nur als eine Abschlagszahlung gegenüber den Forderungen, die er aufstellte.

Ununterbrochen widerhallten die Landtage von 1828—47 von Klagen wider die Bureaukratie und die Uebergriffe der wiener Regierung. Unaufhörlich wurde der gesammte Unterricht zu Gunsten des Polenthums verlangt; wurde die Anwendung der deutschen Sprache in Gymnasien und Universitäten als ein Eingriff in die Rechte der eigenen Nation gebrandmarkt. Den Polizeidespotismus des Metternich'schen Systems konnten sie freilich damit nicht erschüttern.

Endlich bildete sich auch seit dem Jahre 1840, wo überall in Europa die liberale Bewegung wieder mehr Boden gewann, in Galizien eine liberale Fraction, welche mit den Forderungen von Reformen hervortrat.

Sie nahm sich des unterdrückten Bauernstandes an und schreckte vor socialen Verbesserungen nicht zurück; sie verlangte den Grund und Boden für den Bauer. Aber diese Partei war viel zu unbedeutend, als daß sie hätte durchdringen können. Es konnte sich der Adel freilich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Bauernstand von Jahr zu Jahr widerwilliger und trotziger werde, daß er die ihm verhaßten Robotdienste nicht mehr leisten wolle, daß der Abfall immer weiter gedeihe, ja die Stimmung sowol des ruthenischen als des masurischen Bauernstandes bis zu einer gefährlichen Aufregung sich steigere. Es war daher dringend nothwendig, in irgendeiner Weise dem Bauernstande entgegenzukommen; denn ohne denselben konnten die Plane des Adels für eine polnische Erhebung auf keinen Erfolg rechnen.

Schon im Jahre 1830 hatte es sich gezeigt, daß der Bauer keine Sehnsucht nach den alten republikanischen Zuständen habe, daß es auch für den masurischen Bauer gar keine polnische Frage, sondern nur eine agrarische und ständische gäbe, daß er nicht für den Adel sein Blut, aber wol gegen ihn vergießen wolle. Darum machte man endlich im Jahre 1843 einen unbedeutenden Anlauf von seiten des Landtags und forderte die Regierung auf, die Unterthanenverhältnisse zu regeln, damit dadurch die innere Ruhe des Landes befestigt und jedem ruhestörenden Unternehmen Anlaß und Vorwand genommen werde.

Aber die Regierung fühlte sich bei ihrer Langsamkeit und Trägheit nicht bewogen, auf diese Vorschläge einzugehen. Sie wurde nur zu größerer polizeilicher Aufmerksamkeit

angestachelt, weil sie in dem Vorschlage des polnischen Adels nichts anderes als den Versuch erblickte, auch den Bauernstand in seine Umtriebe mit hineinzuziehen.

So wurde denn weder den Forderungen der ruthenischen noch auch der masurischen Bauern Rechnung getragen. Die Frage wurde fort und fort vertagt, bis sie endlich mit furchtbarer Gewalt an die Thore des polnischen Adels klopfte.

2) Kämpfe zwischen Polen und Ruthenen von 1846—60. Die Begünstigung der Ruthenen durch die österreichische Regierung.

Die beste Zeit hatte die polnische Aristokratie versäumt, um die Herzen der Bauern zu gewinnen. Wohl hatte sie das Heft noch immer in Händen, aber die Polonisation in Ostgalizien hatte keine Fortschritte gemacht. Vielmehr war allmählich der Widerstand angewachsen, sodaß er immer drohender wurde. Nur wenn das Josephinische Robotpatent aufrecht erhalten wurde, wenn es der Anfang einer vollständigen Befriedigung geworden wäre, wenn der Adel diese wichtige Frage selber in die Hand genommen und nicht eher geruht hätte, als bis die Forderungen der Bauern zu einem befriedigenden Ziele gelangten, wäre eine Polonisirung der Ruthenen und deren Gewinnung für die Nationalinteressen des polnischen Adels denkbar gewesen.

Statt dessen trat der Adel allen Zugeständnissen feindlich gegenüber, suchte die Bestimmungen der Josephinischen Gesetzgebung illusorisch zu machen oder womöglich ganz zu beseitigen. Diese verkehrte Politik, nicht wie der polnische Adel es gern glauben machen möchte, aufreizende Winkelschreiber brachten den Adel um alle Sympathien des Landvolks. Der Widerstand der Bauern nahm nach und nach einen bedrohlichen Charakter an, die Frondienste konnten an vielen Stellen nur noch mit Gewalt aufrecht erhalten werden. Es ging ein unheimlicher Geist durch das Land; der Bauer ballte die Faust, wenn er vor der Wohnung seiner Dränger vorüberging; Haß und Mord im Herzen, beugte er sich zwar noch vor der Gewalt, aber wie lange konnte das noch dauern? Es bedurfte nur eines Funkens, um die Masse explodiren zu lassen; ein wilder Bauernkrieg mit allen Greueln des Mittelalters stand bevor.

Mit diesem Gefühle des Knechtes gegen seinen Herrn verbanden die Ostgalizier mehr und mehr das Bewußtsein der Verschiedenheit von Abstammung, Sprache und Religion. Der Bauer sah in seinem polnischen Grundbesitzer einen von dem Glauben seiner Väter Abgefallenen, der mit Verachtung auf ihn herabsah, dem nicht blos sein Leib und Gut gehörte, sondern der auch die Schlüssel zu der griechischen Kirche hatte und für die Oeffnung derselben jedesmal sich eine Summe zahlen ließ, ja der den Hohn gegen die griechische Kirche so weit trieb, daß er das Recht dazu an den Wirthshausjuden verpachtete, sodaß die Ruthenen an ihren höchsten Festtagen erst mit diesem lange feilschen mußten, bevor die Kirche ihnen geöffnet werden konnte. Eine solche unwürdige Behandlung von seiten des polnischen Adels konnte den ruthenischen Bauer nicht aussöhnen, mußte in seinem Herzen einen untilgbaren Haß nähren, sodaß der Refrain jedes Volksliedes ward: „Ins Verderben soll der stolze Pole stürzen."

Aber auch unter den masurischen Bauern in Westgalizien hatte längst die patriarchalische Gemüthlichkeit aufgehört. Der polnische Bauer betrachtete den Edelmann mit denselben Augen wie der ruthenische. Auch jener klagte über ungemessene Fronen, über tagelange Fahrten, die ihn von seiner Hütte fern hielten, über Grausamkeit und Härte der Verwalter, über die Vorenthaltung des Lohnes für die Arbeit, die sie an robotfreien Tagen den Herren leisteten und für die ihnen nur die Anweisung auf eine Portion Branntwein gegeben ward, die sie in dem obrigkeitlichen Wirthshause abtrinken mußten.

Das war die patriarchalische Sorgfalt des polnischen Adels für seine Grundholden. Er führte sie zwangsweise in das Wirthshaus, hielt sie zur Völlerei an, ruinirte sie

physisch und moralisch und drückte sie zu bloßen Lastthieren herab. Aber er öffnete ihnen keine Bildungsstätte, sorgte nicht für Schulen, gab ihnen keine Gelegenheit zur Besserung und Veredlung, zu einem menschenwürdigen Dasein. Ist es da ein Wunder, wenn die verwahrloste Menge endlich die Bande sprengt und wenn sie in wilder Zügellosigkeit Excesse begeht, von denen das Auge sich mit Entsetzen abwendet?

So suchten denn die Bauern einzig Rettung bei der kaiserlichen Behörde. Sie hatten den richtigen Instinct, daß nur von dort ihnen Abhülfe kommen könne. Daher war den Beamten eine unbeschränkte Verehrung gewidmet. Der Kreishauptmann war in ihren Augen mit der Hoheit der höchsten Macht ausgestattet. Namentlich waren es die entlassenen Soldaten, die auf ihre Heimatsgenossen einen besondern Einfluß übten und das Band zwischen der Regierung und dem Bauernstande noch fester knüpften.

Schon seit längerer Zeit zeigte sich unter dem polnischen Adel eine große Rührigkeit. Der Schlag von 1830 war mislungen, die Emigration hatte eingesehen, daß Rußland nicht der Boden sei, von wo aus sich eine erfolgreiche Erhebung bewerkstelligen lasse. So wurde denn beschlossen, zuerst die Insurrection in Galizien, Krakau und Posen zu organisiren, und wenn sie dort von Erfolg begleitet wäre, den Hauptschlag im russischen Polen zu thun.

Krakau, das trotz der Reinigung von revolutionären Elementen durch Oesterreich, immer noch der Mittelpunkt aller nationalen Bestrebungen blieb, wurde zum Ausgangs- und Centralpunkt der Bewegung auserfehen. Auch in Galizien glimmte die Bewegung unter der Asche fort. Die Regierung wurde allmählich auf die Umtriebe der Nationalpartei aufmerksam; sie erkannte jetzt mit Schrecken, daß sie dem polnischen Adel zu viel Concessionen gemacht und ihm die Bewegung förmlich erleichtert hatte. Schon im Jahre 1840 wurde ein Complot unter den jüngern Offizieren des Regiments Mazuchelli entdeckt, wodurch gegen 300 Individuen in die Untersuchung verwickelt wurden. Namentlich gärte es unter den Studenten, jüngern Advocaten und den Privatbeamten. Die Bewegung gerieth allmählich in Fluß. Die Plane waren bereits festgesetzt, das Unternehmen ging seiner Ausführung entgegen. Durch einen Handstreich wollten sich die Insurgenten der Städte Krakau und Posen bemächtigen. Die Vorbereitungen wurden so offen und so ungeschickt betrieben, daß die betreffenden Regierungen nothwendig davon unterrichtet sein mußten. Die preußische Regierung hatte auch geeignete Vorkehrungen getroffen, die österreichische aber nur sehr vereinzelte. Dennoch gelang es auch in Galizien sehr bald den unvorsichtigen und von langer Hand vorbereiteten Aufstand zu vernichten.

In kühnem Anlaufe wurde von dem Adjutanten des lemberger Generalcommandos, dem Obersten Benedek, mit schnell zusammengerafften Truppen, mit etwa 200 Mann und mit dem aufgebotenen Landsturm der Bauern, die Insurrection des Adels in den unbedeutenden Gefechten von Gdow und Wieliczka niedergeschlagen, auf Krakau zurückgedrängt und endlich zehn Tage nach Ausbruch der Bewegung durch die unbedingte Unterwerfung Krakaus vollständig zu Boden geworfen.

Auch in dem östlichen Theile Galiziens, namentlich in Lemberg, wurde der Aufstand schon im Keime erstickt. Durch die unvorsichtige Prahlerei einzelner Polen war die Polizei längst von dem Unternehmen unterrichtet, sie ergriff daher die am meisten Gravirten, zog sie ein und nahm damit dem Aufstande seine Führer. Ueberdies fehlte der Erhebung der von dem Volke kommende Nachdruck. Offiziere gab es genug, aber die Menge der Gemeinen fehlte. Vergebens mühte sich der Adel ab, in wenigen Stunden das nachzuholen, was er durch viele Jahre versäumt hatte. War er so lange mit barschem, herrischem Wesen aufgetreten, so versuchte er es nun mit Entgegenkommen und Freundlichkeit. Dem Befehle hätte sich der slavische Bauer vielleicht gefügt, hätte, an unbedingten Gehorsam gewöhnt, vielleicht zu Sense und Dreschflegel gegriffen und wäre der

Fahne des Aufstandes gefolgt; aber den Bitten und freundlichen Reden des Adels leistete er Widerstand; jetzt sollte der Adel seine verkehrte Taktik bitter bereuen.

Die österreichische Bureaukratie war an keine Selbständigkeit gewöhnt; obwol sie herrisch und gebietend nach unten hin auftrat und Bauern und Bürgern gegenüber mit der ganzen Machtfülle des Polizeistaats ausgestattet war, in der Stunde der Gefahr war sie muthlos und ohne Energie; denn selbständig vorzugehen wagte sie nicht. Als nun die Anzeichen des Aufstandes sich fortwährend mehrten, als namentlich die Bauern selber kamen und Anzeige von dem Beginnen der Edelleute machten, da verließ sie alle Ueberlegung, sie zitterte und bangte vor dem bloßen Worte „Revolution“; es fielen ihr die Zügel dermaßen aus der Hand, daß sie die Staatscarrosse der empörten Menge und ihren Extravaganzen anvertraute. Es bemächtigte sich der kaiserlichen Beamten eine schmachvolle Feigheit, die nimmermehr gerechtfertigt werden kann. Jetzt rächte sich das ganze geistlose System, welches der wiener Absolutismus befolgt hatte. Jene Männer, die stets mit dem Adel banketirt und nur zu häufig ihre Pflicht gegen den Bauer nicht erfüllt hatten, deren Charakter durch Bestechlichkeit, Unzuverlässigkeit, Trägheit ganz corrumpirt war, mußten unter den Wogen des Aufstandes Steuer und Compaß verlieren.

Durch die Unfähigkeit der Beamten ganz besonders wurde der Haß der Bauern gegen die Edelleute zu einer grausamen Contrerevolution entflammt.

In der Mitte des Februar sammelten sich im tarnower Kreise Scharen von Bauern mit Knitteln, Dreschflegeln, Sensen bewaffnet. Finsterer Groll blitzte aus den rachefunkelnden Augen; geballte Fäuste, leidenschaftliche Drohworte ließen das Schlimmste befürchten. Es hieß Oel in das Feuer gießen, als der Kreishauptmann des tarnower Kreises den Bauern zurief: „Zeiget genau an, was bei euch vorgeht, bringet die Waffen, die man unter euch austheilt, auf das Kreisamt, und wenn euch jemand zur Empörung überreden will, so bemächtigt euch seiner und führt ihn vor das Gericht.“

In der Stadt Tarnow zitterten die Beamten vor den Insurgenten; es war für die Bevölkerung, die jeden Augenblick den Schrecken der Revolution entgegensah, ein Tag banger Erwartung. Da nahten die Bauern am 19. Febr. in langem Zuge dem Kreisamte, gebundene, bleiche Gestalten, zum Theil mit Blut übergossen, lagen auf den kleinen Leiterwagen der Bauern zwischen den abgerissenen Gliedmaßen und verstümmelten Körpern grausam ermordeter Edelleute. Das war der Anfang jener Greuelscenen, die über den tarnower Kreis sich hinaus erstreckten über einen großen Theil Westgaliziens. Unter Anführung von entlassenen Soldaten übten die masurischen Bauern eine Sicilianische Vesper aus, verwüsteten die Wohnungen der Edelleute, plünderten sie, berauschten sich an den Wein- und Spiritusfässern ihrer Keller, brannten die Schlösser, die Ställe und Scheunen nieder, schlugen unbarmherzig auf ihre Herren ein, quälten und marterten sie mit ausgesuchter Grausamkeit, stachen mit Messern nach ihnen, hingen sie auf und schnitten ihnen schließlich die Köpfe ab, die sie in Säcken den kaiserlichen Beamten brachten, um sich dafür eine Prämie zahlen zu lassen.

Mehrere Tage hindurch wütheten die Bauern gegen die Edelleute mit wahrhaft kannibalischer Grausamkeit. Nicht blos leidenschaftliche Zornesausbrüche, auch kalte Ueberlegung machte sich geltend. Gleichsam planmäßig verfuhren die Bauern bei ihrem Plündern und Morden. Es war eine Vendetta, ein Vertilgungskampf, der für tausendjährige Unterdrückung mit allen Greueln eines Sklavenkriegs geführt wurde.

Es fallen die Folgen allerdings zunächst auf die Edelleute zurück, aber auch in gleicher Weise auf die österreichische Bureaukratie. Sie hatte seit einem Menschenalter nur unfähige Beamte hervorgebracht, stand feige und rathlos der ganzen Bewegung gegenüber, hetzte die Bauern, statt sie zu beruhigen, und brachte dadurch namenloses Elend über das Land.

Der Bauer, der sich das Verdienst beimaß, im Namen des Kaisers die adelichen Empörer gestraft zu haben, beanspruchte auch eine Belohnung, er wollte den Acker des Edelmannes nicht mehr bestellen, keine Robotdienste mehr thun. So lag denn die Ackerwirthschaft lange Zeit danieder, der Adel vermochte es nicht und die Beamten wagten es nicht, den Bauer wieder zur Arbeit zu bewegen. Es war zu süß für ihn in ruhigem Dolce far niente sieben Tage der Woche zu feiern. Er hatte sich einmal über den Herrn erhoben, war der rächende Arm des gefürchteten Kreishauptmanns gewesen, dünkte sich als Verbündeter des Kaisers nicht wenig. Wer wollte ihn wieder zum Sklaven herabsetzen? Es war das ein Mahnruf für die Regierung, endlich einmal aus ihrer Lethargie zu erwachen und die galizische Frage in die Hand zu nehmen.

Für den polnischen Adel, der sich offen wider die österreichische Regierung erhoben hatte, konnte sie unmöglich mehr Partei ergreifen. Es wäre nun an der Zeit gewesen, die agrarische Frage vollständig zu lösen, damit festen Fuß in dem Lande zu fassen, den Bauernstand ökonomisch und social zu heben, namentlich für seine Schulbildung energische Anstrengungen zu machen und gleichzeitig die ruthenische Bevölkerung und die griechisch-katholische Kirche von dem Drucke, in dem sich beide befanden, zu befreien. Zu vollen und ganzen Maßregeln konnte aber diese Regierung sich unmöglich entschließen. Am 13. April 1846 wurde ein kaiserliches Gnadengeschenk bewilligt, aber es war nur eine kleinliche Abschlagszahlung. Die langen Fuhren, zu denen die Bauern für die Edelleute verpflichtet waren, wurden aufgehoben, die Erpressung der Hülfsarbeit während der Erntezeit wurde untersagt, die Klagen wider die Grundobrigkeit, die früher nur durch diese selbst an die Kreisämter gerichtet werden konnten, sollte der Bauer in eigener Person bei der kaiserlichen Behörde vorbringen können. Das war aber auch alles, was die wiener Kanzlei bewilligte; den Edelleuten allerdings viel zu viel, ein Blutlohn für die grausamen Dienste der Bauern, eine Beraubung gerechter Privilegien; den Bauern aber viel zu wenig.

Zu der Einsicht kam denn doch die Regierung, daß man Galizien nicht länger unter der Leitung eines so unfähigen Mannes lassen konnte, wie der Gubernialpräsident Krieg war, der zwar ein Muster eines alten österreichischen Beamten war und sich von einem einfachen Tagschreiber durch Fleiß und Unterwürfigkeit zu seinem hohen Posten hinaufgearbeitet hatte, aber auch die Schattenseiten dieses Standes, die Unentschlossenheit, Energie- und Charakterlosigkeit desselben in vollkommenem Maße besaß. Die Regierung stellte nach längerm Zögern den Grafen Franz Stadion an die Spitze der Verwaltung; denn von diesem allein war Umsicht und Entschlossenheit zu erwarten.

Stadion erkannte gleich den Kernpunkt der galizischen Frage; er sah ein, daß die ruthenische Nationalität sich als ein vorzügliches Gegenmittel gegen den Polonismus gebrauchen ließe, daß man wieder in die Wege Joseph's II. lenken müsse und daß ein Volk, welches so lange als Amboß gebraucht war, nun einmal die Rolle des Hammers übernehmen könne. Zwar an die eigentliche Lösung der galizischen Frage, die im Grunde genommen eine wesentlich agrarische mit nationalen und confessionellen Gesichtspunkten zersetzte ist, konnte er nicht gehen; denn die Aufhebung der Robotdienste hing nicht von ihm, sondern lediglich von der Regierung ab.

So gelang es ihm denn auch nicht, die Ruhe in ihrer ganzen Ausdehnung herzustellen; die Gemüther waren zu sehr erhitzt gewesen, als daß sie sich so leicht hätten abkühlen lassen; dennoch verstand er es, den Einfluß der Regierung wieder zu befestigen, durch Umsicht und Entschlossenheit sich in Ansehen und Furcht zu setzen. Durch die Einverleibung Krakaus war überdies den Umtrieben der Polen der Stützpunkt genommen, sodaß von dieser Seite jetzt keine Gefahr drohte.

Aber der Bauernstand war einmal in Bewegung gekommen; es gärte unter ihm fort und fort. Er war aus dem langen Schlummer erwacht, er wurde sich seiner Forderungen immer mehr bewußt. Ist einmal ein sonst so conservativer Stand wie der Bauernstand in Bewegung gerathen, dann ist das Aufhalten schwer. Noch schlimmer ward die Sache dadurch, daß man den Bauern die Aufhebung des Robotdienstes vorspiegelte, und durch ein Decret vom 18. Dec. 1846 verordnet wurde: „Alle unterthänigen Arbeitsleistungen können auf dem Wege freiwilligen Uebereinkommens in andere Leistungen umgestaltet oder durch den Ertrag eines Kapitals, durch Grundabtretung oder Verzichtleistung auf gegenseitige Verpflichtungen abgelöst werden." Dieses unklare und ungenaue Decret war nicht im Stande, eine so wichtige Reform herbeizuführen. Es warf den Funken in die glimmende Asche, fachte die Flamme immer mehr an, aber konnte sie nicht löschen. Es war vielmehr ein trügerisches Danaergeschenk, das wol aussah wie die Aufhebung der Robotdienste, in Wirklichkeit aber die vollständige Belassung aller alten Zustände war.

So mußte sich denn Stadion zunächst mit Repressivmaßregeln begnügen; dann aber durch die Pflege der nationalen Eigenthümlichkeit der Ruthenen einen Gegner des Polenthums sich heranziehen, von dem er eine wichtige Hülfe erwarten konnte.

Er fand schon bei seinem Antritte eine nationale Thätigkeit vor. Sie ging zunächst vom kirchlichen Boden aus. Seit der Union mit der römischen Kirche 1596 war die russinische oder kleinrussische Sprache bedeutend vernachlässigt. Die Bestrebungen der Polonisirung hatten die Pflege der kleinrussischen Sprache gehemmt. Es waren viele Archaismen in ihr stehen geblieben, und daneben hatte sich eine große Zahl polnischer Wörter eingeschlichen, sodaß die Polen die ruthenische Sprache für ein Patois der polnischen ausgaben. Auch als Schriftsprache ward sie sehr wenig benutzt; ja die Kenntniß des alten Cyrillischen Alphabets, in welchem die heiligen Schriften abgefaßt sind, war selbst unter dem geistlichen Stande nur selten zu finden.

Die Popen, die allein Vertreter der Wissenschaft waren, bedienten sich fast gar nicht mehr dieser altrussischen Schrift, sie wurden aber auch nicht, wie es natürlich gewesen wäre, auf das neurussische Alphabet, das sich mehr und mehr des kleinrussischen Dialekts in Südrußland bemächtigt hatte, hingeführt, sondern gebrauchten vielmehr die lateinischen Schriftzeichen der westslawischen Sprachen.

So drohte denn die kleinrussische Sprache in Ostgalizien, sich von ihrer Schwester in Rußland allmählich immer weiter zu entfernen, immer mehr zu verbauern und mit polnischen Elementen verquickt zu werden. Als der Bischof der unirten Kirche, Johann Snegurski, sein Amt zu Przemysl antrat, da stellte er es sich zu seiner Hauptaufgabe, die ganz vernachlässigte Sprache seiner Heimat zu heben und ihr eine wissenschaftliche Pflege angedeihen zu lassen. Sein nationales Streben ging zunächst dahin, die polnische und die lateinische Sprache aus dem Verkehr der Geistlichen zu verdrängen und dagegen die ruthenische Sprache unter ihnen einzubürgern; sodann belebte er den Unterricht in dem lemberger Seminar, regte das Studium der alten Schriften im Cyrillischen Alphabet an. Dann ging man daran, die Sprache durch Entfernung der Polonismen zu reinigen und sie durch Einführung großrussischer Wörter mit ihrem Schwesterdialekt in nähere Verbindung zu bringen.

Gleichzeitig fand eine Reaction gegen den Romanismus statt. Die katholisirenden Gebräuche wurden auf den Einfluß des Metropoliten aus der unirten Kirche verbannt. Der übliche lateinische Kirchengesang wurde durch russische Gesänge verdrängt, und an die Stelle der polnischen Predigt trat die russische. Auf seine Anregung entstanden neue Kirchen im nationalen russischen Stile im ganzen Lande, und eine eigene Brüderschaft wurde gegründet, um die Kirchen in nationalem Geschmacke auszuschmücken. Der geist-

liche Stand bildete sich zum Pfleger der ruthenischen Sprache aus und trat mehr und mehr an die Spitze der Agitation wider die Polonisirung des Landes. Snegurski wußte mit seinem belebenden Einflusse Ordnung und Disciplin in die ganze Bewegung zu bringen. Er begründete eine besondere Bildungsanstalt für die niedern Kleriker, durch welche seine Bestrebungen unter die Bauern getragen wurden.

So fand Stadion schon einen günstigen Boden vor, den er nur weiter anzubauen brauchte, um durch das gestärkte Nationalbewußtsein der Ruthenen eine Waffe gegen das Polenthum zu gewinnen. Er ließ den Brüderschaften und Vereinen der Ruthenen seine vollständigste Gunst zutheil werden; unter seinen Auspicien wurde eine Rada ruska zur Hebung des ruthenischen Kirchenthums im Consistorialgebäude zu Lemberg abgehalten. Das erste Resultat dieser Versammlung war ein Pereat auf das Polenthum. Es wurden Gelehrtenversammlungen zur Erforschung der Sprache und zur Hebung derselben unter Theilnahme fremder Celebritäten veranstaltet. Es bildeten sich volksthümliche literarische Gesellschaften, die sich die Aufgabe stellten, nützliche Volksbücher in ruthenischer Sprache zu verfassen und zu möglichst niedrigem Preise unter das Volk zu bringen. Zu solchem Zweck wurden nach dem Muster eines ähnlichen czechischen Instituts in Prag im Jahre 1848 die „Halicko russkaja Matica", die ruthenische Mutterlade von J. Hurkewitsch, gegründet.

So bildete sich ein vollständiger Apparat, der, von literarischen Bestrebungen ausgehend, allmählich im Dienste national-politischer Propaganda wirksam wurde.

Dazu kam die Einführung der russischen Sprache von seiten der Regierung als obligaten Unterrichtsgegenstand in den Normalschulen und Gymnasien, die Uebergabe derjenigen Volksschulen, in denen die russische Jugend überwiegend ist, an die Aufsicht des griechisch-katholischen Consistoriums, die Begründung eines Lehrstuhls der russischen Literatur bei der lemberger Universität, sowie Vorlesungen an der Rechtsfacultät und die Herausgabe einer eigenen russischen Regierungszeitung in Wien, in welcher alle Regierungsverordnungen abgedruckt wurden. Es hätte die Regierung damals in der Hand gehabt, den Unterschied der kleinrussischen und großrussischen Sprache festzuhalten, wie etwa zwischen hoch- und niederdeutsch in Holland, und mit der Begünstigung des Cyrillischen Alphabets eine Sondernationalität zu schaffen, aber es scheint, als ob bei allen Unternehmungen der österreichischen Regierung ein unglücklicher Zufall obwaltet. Es wurde von der Regierung die Einführung des russischen Lexikons von Schmidt in den Schulen verordnet und damit die Verbindung mit der großrussischen Sprache und dem neurussischen Alphabet hergestellt.

Was Snegurski angefangen hatte, setzte sein Nachfolger Jachimowicz fort. Der geistliche Stand wurde sich immer mehr seiner nationalen Aufgabe bewußt. Die Begünstigung der Regierung trug das Ihrige dazu bei, die Bewegung in Fluß zu erhalten. Die lemberger Universität glänzte bald durch ihre Bedeutung in russischer Sprachwissenschaft und that es darin allen Lehranstalten Rußlands zuvor. Nicht blos Geistliche gingen aus dem ruthenischen Seminar hervor, sondern auch Beamte und Journalisten. Ein rühriger Kreis nationalgesinnter Schriftsteller, ein junges Rußland blühte empor unter der Gunst des Statthalters.

Jakob Golawazki gab mit emsigem Eifer zuerst seine „Galizisch-russische Liedersammlung" heraus, ihr folgte die „Russalka Dniejstrowskaja", eine ähnliche Sammlung, und endlich die „Vorlesungen in der Gesellschaft für Geschichte und Alterthum", die gehalten worden waren, um den Sinn für die heimische Poesie und Geschichte unter den Ruthenen zu erwecken. Mit der Herausgabe harmloser Volkslieder wurde begonnen und mit den scharfen Fanfaren der politischen Presse wurde der Kampf gegen das Polenthum auf die Spitze getrieben.

So wurde die ruthenische Nationalität nach sechzigjähriger Unterdrückung wieder in alle Ehren eingesetzt, feierlich und förmlich anerkannt und zu einem nachhaltigen Agitationsmittel auserſehen. Dieses Bündniß zwischen der Regierung und der ruthenischen Nationalität fand auch dadurch seinen äußerlichen Abschluß, daß den Führern der ruthenischen Partei im Jahre 1848 in Lemberg ein eigenes Volkshaus (Narodny dom) von der Regierung zu der Bestimmung geschenkt wurde, darin ein nationales Museum, einen Club und verschiedene Schulen zur Hebung der ruthenischen Sprache zu errichten. Dies ward der Mittelpunkt aller nationalen Agitationen, denen dadurch von der Regierung selber der officielle Charakter aufgeprägt worden ist.

Aber bald sollte es sich zeigen, daß die so sorgsam gepflegte Agitation auf eigenen Füßen stehen konnte und aus dem engen ruthenischen Bette in das weite Meer des Russenthums überfließen mußte. Anfangs hatte die volksthümliche Literatur noch den specifisch kleinrussischen Charakter gezeigt. Das neubegründete Journal „Meta" lehnte sich noch ganz an den heimischen Dialekt an. Die Schriften waren durchaus harmlos und unpolitisch gewesen; eine Hinneigung zu Rußland nirgends vorhanden. Zuerst hatten die Gründe der Orthographie mit Nachdruck eine Anlehnung an das neurussische Alphabet und dann an die großrussische Sprache gefordert. Die alterthümliche und schwerfällige Gestalt der Cyrillischen Lettern stach zu sehr gegen die andern Drucke ab, sodaß man lange Zeit hin und her experimentirte, bis daß man durch die Einführung des neurussischen Alphabets in den Schulen von seiten der Regierung ihnen selber den Weg zeigte, den sie gehen mußten.

So trat denn bald eine Adoption der großrussischen Sprache hervor. Diese Neuerung fand anfangs selbst bei den Ruthenen keinen Anklang; allein man gewöhnte sich an das Neue und wurde allmählich seiner Zusammengehörigkeit mit dem Russenthum bewußt; doch das fällt erst in eine spätere Zeit.

Wir haben diese literarischen Bestrebungen etwas ausführlicher behandelt, weil sie uns allein den Schlüssel zu dem Auftreten der ruthenischen Nationalagitation geben. Denn das muß festgehalten werden, daß das nationale Bewußtsein bis 1846 bei weitem zurückgetreten war gegen die socialen und agrarischen Fragen, daß bis dahin der Haß der Ruthenen gegen die Polen in Ostgalizien nur auf das Dienstverhältniß und auf die Verschiedenheit der Confessionen zurückzuführen ist. Mitten unter dieser literarischen Rührigkeit brach das Jahr 1848 herein. Von den Ruthenen hatte die Regierung nichts zu befürchten. Dieser Volksstamm stand ganz auf der Seite des österreichischen Staats. Anders sah es freilich mit den Polen aus. Bei ihnen war immer noch die Hoffnung, das alte Reich wieder aufzurichten. Man hätte demnach erwarten sollen, daß die Polen in Galizien mit dem ersten Weckrufe der Revolution sich erheben würden. Aber die Sache war für sie nicht besonders günstig. Noch ließen sie die Köpfe nach dem letzten mislungenen Aufstande hängen; sofort loszuschlagen, wo die Beamten das Heft in den Händen hatten, wo ein einziger Wink genügte, um die Bauern zu Tausenden zusammenzurotten und eine entsetzliche Schlächterei wie im Jahre 1846 ins Werk zu setzen, das wäre eine wahnwitzige That gewesen, deren Erfolglosigkeit von Haus aus klar sein mußte. Die Furcht vor dem Bauernstande und dessen Forderungen war zu groß, als daß der Adel an eine nationale Erhebung hätte denken können. Sowie die ersten Nachrichten der wiener Revolution nach Galizien gelangten, flüchtete der Adel von seinen Landsitzen in die Städte; die Gefahr, die ihm von dem Bauer drohte, war für ihn viel größer als die, welche er der Regierung bereiten konnte.

Als die nationalen und freiheitlichen Bewegungen ganz Europa bewegten, konnte aber auch in Galizien der alte Absolutismus von der Regierung nicht mehr aufrecht erhalten werden. Das Regiment Metternich's war in seiner Thatenlosigkeit vor einer Hand voll

Studenten ruhmlos zusammengebrochen. Der Gouverneur Graf Stadion, der bis dahin mit Repressivmaßregeln regiert hatte, mit straffer Hand den Excessen der Bauern, den Intriguen der adelichen Polen und der Willkürherrschaft der Beamten auf gleiche Weise gewehrt und dagegen sich der griechischen Kirche und den Ruthenen geneigt erwiesen hatte, sah es ein, daß die Zeit des Absolutismus vorüber sei. Er veröffentlichte sofort das Constitutionspatent, er ließ die Abfassung von Petitionen und Beschwerden zu, er wies namentlich die Gesuche um Aufhebung der Robotpflichtigkeit nicht von der Hand.

Es lag etwas in der Luft, woraus sich erkennen ließ, daß die Zeit den kleinen Revolten des polnischen Adels ungünstig sei, daß eine andere Macht aufstehen und eine furchtbare, grausame Abrechnung halten könne. Diese Macht hätte nur eines Anstoßes bedurft, und sie wäre mit zermalmender Gewalt über jene Aristokratie hergefallen, die unter dem Scheine nationaler Bestrebungen stets die eigensüchtigsten Interessen geschickt zu verbergen verstanden hat. Sie fühlte es, die Zeit sei ungünstig für ihre Bestrebungen. Sie konnte ja nicht wagen, vor den Bauer zu treten, ihn zum Kampfe für das Polenthum aufzufordern. Der Bauer hätte ihr zur Antwort gegeben, daß er nichts von dem polnischen Reiche wissen wolle, daß er gut österreichisch gesinnt sei und seine Hoffnung nur auf den österreichischen Staat setze.

Der Adel trieb daher ein schamloses Heuchelspiel. Da er es nicht wagen konnte, offen von Oesterreich abzufallen, die Fahne des Aufruhrs aufzustecken und die Wiedergeburt des alten Polenreichs zu proclamiren, so schickte er Deputationen nach Wien, die österreichischen Patriotismus heuchelten. Sie wollten, so gaben sie vor, obwol jeder Nation das freie Selbstbestimmungsrecht wiedergegeben sei, dennoch bei Oesterreich ausharren und sich schon mit der Abstellung der schreiendsten Misbräuche begnügen. Es sollten vor allem die volksfeindlichen Beamten entfernt und die geheime Polizei aufgehoben werden. Nur Eingeborene sollten das Land verwalten und die polnischen Regimenter nach Galizien zurückversetzt werden. Der Plan war recht gut ausgesonnen, aber das Facit wollte immer noch nicht recht zu der Rechnung stimmen.

Die Stimmung der Bauern drückte auf alle wie ein schwerer Alp. Ohne Einigung mit diesen waren alle vorbereitenden Schritte zu der Erhebung vergeblich. Nur wenn diese auf ihrer Seite standen, konnten sie den Kampf, nach dem sie so eifrig begehrten, anfangen. Da wäre es ja das Einfachste gewesen, wenn sie den Wünschen der Bauern nachgegeben und durch die Aufhebung der Robotpflichtigkeit mit einem mal diese zu sich hinübergezogen hätten. Allein obwol dies von einigen Seiten vorgeschlagen wurde, die Zeit war längst vorüber, wo der Bauer ein Geschenk von dem Adel angenommen hätte. Das Mistrauen und der Haß gegen den Adel war so hoch gestiegen, daß der Bauer die Annahme des Opfers von der Zustimmung der Regierung würde abhängig gemacht haben, sodaß also der Adel seinen Zweck auch dann nicht erreicht hätte. Und wenn nun erst die Robotpflichtigkeit gefallen wäre, alsdann würde er sich am wenigsten bereit gezeigt haben, für eine Sache zu kämpfen, die ihn gar nichts anging.

Das mußte sich der Adel selber sagen, daher stand er denn auch von seinem Bemühen ab, vertagte den Beschluß darüber und entschloß sich, eine zuwartende Haltung anzunehmen, bis die massenhafte Einwanderung polnischer Emigranten ihn in den Stand setzen würde, die Maske abzuwerfen und den Aufstand ins Werk zu setzen. So hatte die Regierung allein in Galizien Ruhe, während sie in allen andern Provinzen nach kurzer Zeit unterlag und weitgehende Concessionen machen mußte. Hier stand sie gewissermaßen als neutraler Zuschauer zwischen zwei Feinden, die sich mit Erbitterung und Furcht gegenseitig beobachteten.

Inzwischen hatte der Strom der Emigranten immer mehr zugenommen, die Gefängnisse, welche viele erprobte Kämpfer der Revolution beherbergten, waren geöffnet. Die

Zahl der fremden Emigranten in Krakau und Lemberg wuchs zu bedenklicher Höhe an. Das Bestreben sich zu bewaffnen, von der wiener Aula unterstützt, warf ein eigenthümliches Schlaglicht auf die Friedens- und Loyalitätsversicherungen der Polen. Sensen und andere Nationalwaffen wurden in Massen beschafft. Jetzt schien der geeignete Zeitpunkt zum Losschlagen gekommen zu sein. So brach denn am 26. April ein Aufstand in Krakau aus, nach dem der Kreishauptmann alle Fremden aus der Stadt gewiesen und die Aufhebung des Waffendepots anbefohlen hatte. Der Kampf in den Straßen, bei welchem sich nach Sitte der Polen auch Frauen und Mönche betheiligten, wogte hin und her, und erst, als auf den Mahnruf der Glocken den Insurgenten keine Beihülfe vom Lande erschien und die Stadt vom Castell aus mit Bomben beworfen wurde, capitulirte Krakau, wurde dem Standrecht unterworfen und verhielt sich seitdem ruhig. Mit gleicher Erfolglosigkeit verlief der Aufstand in Lemberg.

Die Revolution der polnischen Edelleute war wiederum misglückt. Sie trugen nur den Stachel des Miserfolgs in sich, aber nicht die Befriedigung, etwas Bedeutendes gethan zu haben. Auch bei dem Slawencongreß in Prag waren sie nicht mit ganzem Herzen. Dieser wurde ihnen zu sehr von dem demokratischen Zuge der Zeit, von der Gleichberechtigung aller Nationalitäten beherrscht. Sie waren in erster Linie Polen und dann erst in zweiter Slawen. Daher war es durchaus nicht nach ihrem Wunsche, daß auch Rücksicht auf die Ruthenen genommen werden sollte. Nur das Eine bewog die Polen zum Einlenken, daß ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, der österreichischen Regierung alle Macht zu entziehen; darum willigten sie endlich ein, den Ruthenen Nachgiebigkeit zu zeigen und auf ein Compromiß zwischen beiden Nationalitäten einzugehen. Es wurde die Gleichberechtigung der polnischen und ruthenischen Sprache in der Schule ausgesprochen. Die Mehrheit sollte in jedem einzelnen Bezirke über die Zulässigkeit der Sprachen entscheiden. So einigten sich denn die Vertreter beider Nationalitäten zu Prag.

Aber dieser Vergleich war nur ein leeres Phantom, über den Köpfen der Bauern aufgebaut. In ihrem Herzen sah es ganz anders aus. Das zeigten jene Repräsentanten der polnischen und galizischen Bauern auf dem Reichstage in Wien. Jene schmuzigen, rohen Landleute, die nichts wußten als ein finsteres Fluchwort gegen ihre Herren, legten den lautesten Protest gegen jeden Vergleich ein. „Von jeher hat die Herrschaft uns so bedrückt und beschwert, wie es nur immer möglich war. Der Bauer hat keine Wohnung, keine Kleidung, nichts; alles hat ihm die Herrschaft in Galizien zu entreißen gesucht", so ertönte es von den Bänken der galizischen Bauern, die mit ihrem sehr ländlichen Anzuge, 36 an der Zahl, auf dem Reichstage in Wien einen eigenthümlichen Eindruck von der Cultur Galiziens machten.

So kam es denn endlich zu der wichtigsten Frage, die Galizien bewegte, zu der Aufhebung der Robotpflichtigkeit. Am 26. Juli 1848 stellte der schlesische Abgeordnete Hans Kudlich in dem Reichstage zu Wien den Antrag: „Von nun an ist das Unterthänigkeitsverhältniß sammt allen daraus entsprungenen Rechten und Pflichten aufzuheben; vorbehaltlich die Bestimmungen, ob und wie eine Entschädigung zu leisten sei." Längere Zeit schwankte die Verhandlung über diesen so wichtigen Antrag hin und her. Es wurden noch mehrere und genauere Verbesserungsanträge gemacht. Daß dieser Antrag für die ganze Monarchie von der größten Bedeutung sei, zeigte sich an dem Eifer, der die gesammte Bauernschaft in Oesterreich ergriff; daß er aber für Galizien ein Act der höchsten Nothwendigkeit sei, das bewies die Leidenschaftlichkeit, mit der die bäuerlichen Abgeordneten dieses Landes für die Sache eintraten.

Die Aristokratie, und allen voran die polnische, verlangte eine Entschädigung. Die Bauern dagegen sprachen sich gegen jede Entschädigung aus. Der polnische Adel, der es nicht gewohnt ist, es mit der Wahrheit genau zu nehmen, behauptete kühn und hat

auch später in seinen Parteischriften ähnliche unwahre Mittheilungen gemacht, daß die alten galizischen Landtage schon lange die Befreiung von allen Lasten gefordert und sogar an den Ostertagen 1848 freiwillig auf alle Robotdienste Verzicht geleistet hätten. Es sei aber die Schuld der Regierung, und namentlich Stadion's, ihres verhaßten Feindes, daß dieses Werk nicht zur Ausführung gekommen sei. Da zeige es sich recht, wer es besser mit den Bauern meine, ob die als bauernfreundlich gepriesenen Beamten oder der geschmähte polnische Adel. Zu diesen kecken Herausforderungen konnte Stadion nicht länger schweigen; er ergriff das Wort und zeigte die völlige Unwahrheit dieser Behauptungen. „Es ist wahr", sagte er, „daß die galizischen Landtage sich in den Jahren 1843 und 1844 mit der Robotfrage beschäftigt haben, doch sie wollten den Robot keineswegs aufheben, sondern nur ohne Schaden für ihre Interessen reguliren. Es ist wahr, es haben im April etwa 70—80 Edelleute den Robot geschenkt, die meisten unter ihnen aber waren so sehr verschuldet, daß die Schenkung ihnen nicht den geringsten Nachtheil brachte. Sie hatten von ihren Gütern doch keine Einnahme." Ganz der Aussage Stadion's gemäß verhielten sich nun die polnischen Edelleute bei der Debatte über die Entschädigung und Ablösung. Sie legten, und das ist wieder das höchst Charakteristische dieses Standes, ein viel größeres Gewicht auf den Wegfall der Herrenpflicht, der Wald- und Weideservitute, die noch nach dem letzten Aufstande in Gebrauch geblieben waren, als auf die Aufhebung des Robot.

Unverhohlen sprach sich daher die Abneigung und der Haß der Bauern aus. Feindselige Worte fielen von ihren Lippen. Mit geballter Faust und rollendem Auge trat der Bauer Kapusczak auf und sprach mit dem ganzen Ingrimm des Hasses, der sich in jeder Faser seines zuckenden Gesichts und den wild hervorgestoßenen Worten in gebrochenem Deutsch zeigte. „Ja", rief er, „der Edelmann hat den Bauer liebevoll behandelt. Wenn er ihn auch die Woche über arbeiten ließ, so bewirthete er ihn doch am Sonntage — er ließ dem Bauer Ketten anlegen und sperrte ihn in den Kuhstall, damit er in der nächsten Woche noch fleißiger arbeite. Ja, der Edelmann ist human, denn er muntert den ermüdeten Robotbauer mit Peitschenhieben auf, und beklagt sich einer, er hätte zu schwaches Zugvieh und könne die verlangte Arbeit nicht leisten, so wird ihm zugerufen: «Spanne dich und dein Weib ein!» Ja, die Grundherren haben uns Bauern den Robot geschenkt. Aber wann? Etwa im Jahre 1836 oder im Januar dieses Jahres, oder am 8., am 9. März? Nein, erst am 17. April, nachdem die Söhne des deutschen Volkes für unsere Rechte ihr Leben als Opfer dargeboten haben. Dreihundert Schritte vor dem Palaste des Edelmanns mußten wir schon die Mütze demüthig abziehen, und wollten wir etwas bei dem Gutsherrn durchsetzen, so mußten wir den Juden bestechen. Denn der Jude hatte das Recht, mit dem Herrn zu sprechen, der arme Bauer aber nicht. Wollte der arme Bauer die Stiege des Hofes hinaufsteigen, so hieß es, er sollte nur im Hofe bleiben, der Herr könne seine Ausdünstung nicht leiden. Und für diese Mishandlungen sollen wir jetzt noch eine Entschädigung leisten? Ich sage: Nein! Die Peitschenriemen, die sich um unsere Köpfe, um unsere ermüdeten Knie gewickelt haben, damit sollen sich die Herren begnügen, das soll ihre Entschädigung sein."

Nach langen unerquicklichen und höchst sterilen Debatten, bei welchen die armen Bauern eine traurige Rolle spielten, indem alles auf sie drang, sie zu belehren suchte und sie dadurch nur noch confuser machte, wurde endlich am 31. Aug. mit 174 gegen 144 Stimmen die Entschädigung für die Aufhebung der Robotpflichten beschlossen. Es sollten eigene Provinzialfonds gebildet werden, um aus ihnen die Ablösungen zu bestreiten.

Damit war das wichtigste und bedeutendste Ereigniß der Revolution von 1848 für Galizien vorüber. Alle die Verfassungsänderungen jener vielbewegten Zeit können wir hier nicht besprechen. Sie übten auch einen zu geringen Einfluß auf die galizische Frage.

Die April- und die Märzverfassung waren beide zu ephemerer Natur, als daß sie von einschneidender Bedeutung sein konnten; denn schon drei Tage nach Erlaß der letzten Verfassung kehrte Oesterreich am 7. März 1849 nach kurzem Freiheitstraum zu seinem alten Absolutismus zurück.

Die Stellung der Polen auf dem Reichstage zu Kremsier, auf welchem ihr Führer Smolka Präsident war, stach gewaltig gegen ihre sonstige Thatenlust ab. Der Stern der Revolution war nun verblichen; wol unterstützten sie den Aufstand der Ungarn durch eine Polenlegion, aber in ihrem eigenen Lande wurden sie durch die Ruthenen und Bauern gleichzeitig in Schach gehalten. Denn während sie an der Seite der Ungarn gegen die österreichische Armee fochten, bildete sich in den Karpatendörfern der Landsturm, der die Grenze gegen die Insurgenten bewachte. Aber auch auf dem Reichstage traten sie nur sehr leise auf. Zwar in jenen Kämpfen, wo die Ruthenen für eine Zweitheilung Galiziens nach den beiden hervorragendsten Nationalitäten eintraten, kam es zu harten Angriffen; aber im übrigen spielten die Polen eine gedrückte Rolle.

Alle diese Kämpfe haben nur ein vorübergehendes Interesse; von Bedeutung für die innere Gestaltung Galiziens waren sie nicht. Mit der Rückkehr des Absolutismus wurde Oesterreich als eine selbständige, untheilbare und unauflösliche Erbmonarchie erklärt und jeder Unterschied zwischen den einzelnen Provinzen aufgehoben. Die Kronländer bildeten von nun an nur Verwaltungsgebiete, die Landtage sanken zu reinen Verwaltungsorganen herab; der absolute Centralismus wurde damit hergestellt, Wien zu dem einzigen politischen Mittelpunkte erhoben und von dort aus die ganze Regierung geleitet.

So war also die große, gewaltige Bewegung ohne irgendeinen bedeutenden Erfolg geblieben. Oesterreich wurde an den Rand des Verderbens geführt; die Theile, die nicht zu einem einheitlichen Ganzen hatten verbunden werden können, drohten von dem Reiche abzufallen. Allerlei Verfassungsexperimente wurden versucht. Es traten die verschiedensten Fragen an Oesterreich zu gleicher Zeit heran, die italienische, die deutsche, die czechische, die ungarische; keine wurde endgültig gelöst. Denn wenn auch das Schwert für eine Weile alle diese Fragen vertagte, so sollten sie doch erst später theilweise in ganz anderm Sinne gelöst werden wie durch die octroyirte Verfassung. Daß die galizische Frage im Jahre 1848 nicht einen so acuten Charakter annahm, lag eben darin, daß die Polen ihr Pulver schon im Jahre 1846 verpufft hatten. Sie sollten aber auch dafür keinen Vorzug vor den übrigen Provinzen genießen.

Seitdem am 31. Dec. 1851 die Verfassungsurkunde außer Kraft und Wirksamkeit erklärt wurde, weil dieselbe „nach dem Ergebnisse der gepflogenen Berathungen weder in ihren Grundlagen den Verhältnissen des österreichischen Kaiserstaates angemessen sei, noch in dem Zusammenhange ihrer Bestimmungen als ausführbar sich darstellt", wurde, um doch etwas an die Stelle der beseitigten Verfassung zu setzen, gleichzeitig das Ministerium angewiesen, „die für die organische Gesetzgebung des Reiches festgestellten Grundsätze ohne Verzögerung auszuführen". Damit war die Reaction zu ihrem Ziele gelangt. Sämmtliche Kronländer wurden nun in Bezirke und Kreise getheilt, sie sollten alle in administrativer und judicieller Beziehung uniformirt werden. Von einer Reichs- oder Provinzialvertretung konnte selbstverständlich nicht die Rede sein. Das Bürgerliche Gesetzbuch sollte auch dort Gültigkeit haben, wo es früher keine Geltung gehabt hatte, und das Staatsgesetz wurde für den ganzen Umfang des Reiches in Wirksamkeit erklärt. Diese äußerlich gemachte Eintheilung, die nur durch die Polizei und das Militär zusammengehalten wurde, nannte man organische Einrichtung. Weil aber das Staatsgesetz zur Durchführung des Einheitsstaates nicht genügend erschien, so wurde ein neues Strafgesetz nebst Preßordnung für die ganze Monarchie eingeführt. Diese organischen Staatseinrichtungen,

welche von dem siegreichen Absolutismus den verschiedenen Provinzen aufgezwängt waren, konnten es nie zu wahrer Lebenskraft und Volksthümlichkeit bringen.

Die Namen Bach und Schwarzenberg sind mit diesem unfruchtbaren Regierungssystem innig verbunden. Sie sind über die Hoffnungen der Völker Oesterreichs gleichgültig hinweggegangen. Sie haben während dieser unglücklichen Reactionsperiode das Land durch Verdoppelung der Steuern ausgesogen, die Schuldenlast um ein Gewaltiges erhöht, selbst die Armee, auf welche sie sich stützten, vernachlässigt, die äußere Politik mit Unfähigkeit geführt, sodaß am Ende dieser Periode Oesterreich erschöpfter und machtloser wie nach einer unglücklichen Kriegszeit war. Sie haben das Reich nicht organisirt, wohl aber destruirt.

Eins zwar blieb bestehen, das war die Aufhebung der Robotleistungen, das einzige Resultat der Revolution. Die Wiederherstellung der Unterthänigkeit hat auch die gewaltsamste Reaction nicht gewagt und damit wenigstens den Anfang des allgemeinen Staatsbürgerthums unversehrt gelassen.

Diese Frage war aber auch gerade die allerwichtigste für Galizien, denn sie griff in den socialen Gegensatz des Landes ein. Die Bauern waren mit einem male frei, das tausendjährige Verhältniß, welches zwischen ihnen und dem Adel bestanden hatte, war mit Einem Schlage vollkommen geändert. Es war ein Triumph für die masurischen und ruthenischen Bauern, daß sie nun nicht mehr Robotdienste zu thun brauchten.

Dem Beschlusse des Reichstags gemäß sollten die gesammten Lasten abgelöst werden. Die Ausführung wurde einem Beamtenstande übergeben, welcher der Bestechlichkeit nur zu sehr zugänglich war. Die Taxation fiel daher in den meisten Fällen zu sehr zu Gunsten des Adels aus, sodaß die Ablösungssumme eine viel zu hohe geworden ist. Da der Staat die Ablösung übernahm und dieselbe durch alle Staatsbürger verzinst wird, so traf das den Bauer nicht so hart. Aber zu rechtem Genuß konnte ihm der freie Besitz auch nicht kommen, denn dazu fehlte ihm die Fähigkeit einer guten Wirthschaft. Eine andere sehr wichtige agrarische Veränderung bestand in der Ablösung der Waldservitute, wodurch die Pflichten der Edelleute, den Bauern gewisse Holzlieferungen und Weide unentgeltlich zu liefern, aufgehoben wurden. Hierbei wurde mit größerer Gerechtigkeit vorgegangen. Es stand ein Mann an der Spitze dieser Regulirung, an dem der Makel der Bestechlichkeit nicht haftet. Aber diese Ablösung fand nicht in Geld statt, sondern in Wald und Weide, die den Bauergemeinden überlassen wurden. Mit dem Walde sind sie aber sehr schnell fertig geworden; denn sie hatten nichts Besseres zu thun, als denselben unbarmherzig niederzuschlagen, sodaß in jenen Jahren, die nach der Ablösung folgten, viele Wälder devastirt worden sind.

Nur muß man nicht meinen, daß der galizische Bauer mit dieser Robotablösung zufrieden sei; zunächst murrt er über die Ablösung; alsdann aber läßt er es sich nicht ausreden, daß alle Wälder und Weiden Gemeindeeigenthum seien und nicht dem Edelmann zugehören. Er betrachtet die Servitutenablösung als einen Raub, der an seinem Besitze vollzogen sei, und erhebt fort und fort den Ruf nach Auslieferung dessen, was er für sein Eigenthum hält. So ist denn aufs neue ein Zankapfel zwischen die beiden feindlichen Stände geworfen, und man glaube ja nicht, daß Zutrauen, Anerkennung und Verehrung gegen den Adel bei dem galizischen Bauer herrscht; seine Sympathien sind noch heute viel mehr bei der Regierung als bei den Planen der polnischen Partei. Ja, wenn man abstimmen ließe, ob die Bauern lieber zu Oesterreich als zu Polen kommen wollten, so würde die Nationalpartei ein schmähliches Fiasco erleiden; denn in der polnischen Republik, das wissen alle Bauern, ist kein Raum für sie, dort würden sie nicht Wald und Weide, ihr beständiges Feldgeschrei, erringen; unter Oesterreich hoffen sie es.

Der klaffende Gegensatz zwischen den beiden Ständen ist daher in der Reactionsperiode von 1850—60 nicht ausgefüllt. Zwar ist der Bauer Eigenthümer geworden; aber die völlige Unabhängigkeit hat er doch nicht erlangt; denn durch eine Hinterthür hat man die Fronen wieder einzuführen gewußt. Es wurde nämlich eine Verordnung erlassen, wonach der Gemeindevorsteher die Leute wegen Trägheit zwangsweise zur Arbeit anhalten kann. Da nun die Gemeindevorsteher meistens in Abhängigkeit von dem Adel stehen, und da sie überdies leicht durch eine Quantität Branntwein gewonnen werden können, so ist der Bauer wieder in seine alte Abhängigkeit zurückversetzt. Dennoch ist seine Lage eine weitaus bessere als früher. Die wirthschaftlichen Vortheile konnten sich freilich in dieser ganzen Periode noch nicht geltend machen. Die Armuth auf der einen Seite und die tiefe Verschuldung auf der andern Seite blieben in gleichem Verhältnisse bestehen.

So trägt denn dieser ganze Zeitraum einen wesentlich verschiedenen Charakter von dem vorangegangenen. Die Begünstigung der Ruthenen knüpft zwischen dieser Nationalität ein so festes Band mit der jeweiligen Regierung, daß die Behauptung aufgestellt worden ist, dieser Volksstamm sei der treueste der habsburgischen Dynastie. Die Uebelstände, über die sich dieses Volk vornehmlich beklagt hatte, waren gehoben, und es war ihm Luft und Licht zutheil geworden. Auch die Reactionsperiode änderte nichts an diesem Verhältniß, vielmehr war es feststehender Grundsatz der Regierung geworden, die Ruthenen zu begünstigen, während man sich gegen die Polen mistrauisch verhielt. Aber das ist nicht etwa so zu verstehen, als ob diese unter einem ganz besondern Drucke gelitten hätten, vielmehr erfreuten sie sich nur derselben Bevormundung und derselben Fesseln wie alle andern Nationalitäten.

Die galizische Frage war in diesem Zeitraume nach ihrer socialen Seite zu einer ersten endgültigen Lösung gekommen. Die Abrechnung zwischen den feindlichen Ständen war eingetreten. Zu einem enragirten nationalen Kampfe zwischen den Polen und Ruthenen war es dagegen noch nicht gekommen; denn in dem ersten Zeitraume der österreichischen Regierung waren die Polen den Ruthenen gegenüber begünstigt worden, seit 1846 war aber das Gegentheil eingetreten, sodaß das Nationalbewußtsein der Ruthenen in den Jahren 1846—60 bedeutend erstarkte und fähig ward, den Kampf mit seinen Gegnern allein aufzunehmen. Erst die folgende Periode, welche für ganz Europa der Zeitraum der nationalen Kämpfe geworden ist, sollte auch hier von beiden Seiten unausgesetzte nationale Fehden hervorrufen.

Jetzt erst sollten die beiden Gegner mit klar ausgesprochenem nationalen Programm auftreten, sodaß sich beide in ihren Bestrebungen von dem Zusammenhange mit Oesterreich ablösten. Waren in dem ersten größern Zeitabschnitte die Polen von der Regierung begünstigt und in dem zweiten kürzern Zeitraume alle Gunst den Ruthenen zugewandt worden, so sollte nun endlich der letzte Abschnitt, in dem wir uns noch jetzt befinden, das schnellere Aufeinanderfolgen von Gunst und Ungunst erleben lassen. Die Systemlosigkeit und der Wechsel der Regierungsprincipien wird immer rapider, daneben tritt eine bewußtere Politik und eine selbständige Action der nationalen Parteien hervor, sodaß der letzte Zeitraum eine schnellere Abwechselung und eine größere Selbstthätigkeit derselben enthält.

3) Systemlosigkeit der österreichischen Regierung. Selbständige Action der Polen und Ruthenen.

Im Taumel des Sieges hatte die Regierung Franz Joseph's alle Reformen in dem Zeitraume von 1850—60 vernachlässigt; scheinbar lenkte man in die centralistischen Wege Joseph's II. ein, proclamirte die Einheit und Untheilbarkeit des Reiches und riß alle Schranken, auch die tausendjährigen, zwischen Ungarn und den Erblanden nieder. In

Wirklichkeit aber war es doch nichts anderes als eine Aufwärmung des unfruchtbaren Polizeiregiments unter Franz II. und dazu kam noch die Befestigung des Ultramontanismus durch das Concordat, die an die finstere Zeit eines Ferdinand II. erinnerte, sodaß der Regierung Franz Joseph's es vorbehalten war, alle Fehler seiner Vorfahren in sich zu vereinigen, eine Parodie auf die Josephinische Centralisation, auf den unfruchtbaren Polizeidespotismus Franz' II. und den bigoten Jesuitismus Ferdinand's II. Dazu stellte sich eine immer größere Unfähigkeit ein, die auswärtige Politik in kühner und großartiger Weise zu behandeln. Es schien, als ob die alte gewandte Diplomatenschule ganz ausgestorben sei. Die Stellung Oesterreichs in der Krimfrage war so unfruchtbar, daß sie dem Lande nur ein ungeheueres Deficit, Hungersnoth in den östlichen Provinzen und Hungertyphus in dem Heere auflud. So wurde denn dieses heillose System durch die Neujahrsrede Napoleon's tief erschüttert. Ein neues politisches Programm wurde dadurch in Europa inaugurirt. Die nationale Aera erhielt mit dem 1. Jan. 1859 ihre Geburt.

Als auf den Schlachtfeldern Italiens die österreichische Armee besiegt war, brach auch der Absolutismus zusammen und mit Einem Schlage lebten alle staatsfeindlichen Bestrebungen der Nationalitäten wieder auf. Die Krone wollte wol einige Veränderungen und Reformen einführen, aber daß nach innen und außen mit dem ganzen System gebrochen werden müsse, war noch nicht zum vollen Bewußtsein gekommen. Der verstärkte Reichsrath, der am 10. Sept. 1860 zusammentrat, sprach sich seiner feudalen Zusammensetzung gemäß vor allem für die Anerkennung der historisch-politischen Individualität der einzelnen Länder aus. Er verlangte besonders die Autonomie in der Administration und innern Legislation für die Provinzen. Die Vertreter Galiziens hatten sich diesem Majoritätsvotum alle angeschlossen, sodaß schon jetzt das Bestreben der Polen, für die Föderativverfassung einzutreten, zum Ausdruck kam. Noch mehr wurden sie in ihren Bestrebungen gefördert, als ihr Landsmann, der Graf Agenor Goluchowski, vom Kaiser an die Spitze der Regierung berufen wurde und mit dem Octoberdiplom vom 20. Oct. 1860 die Grundlagen zu einer föderativen Gestaltung Oesterreichs legte. Zwar wollte Goluchowski damals noch das gemeinsame Band, welches die Königreiche und Länder der habsburgischen Dynastie vereinigte, untheilbar und unzertrennlich erhalten, aber es wurde jedem Kronlande sein eigenes Statut und der eigene Landtag für seine speciellen Angelegenheiten verheißen und dadurch dem centrifugalen Streben der einzelnen Nationalitäten ein gesetzmäßiger Boden geschaffen.

So kurze Zeit Goluchowski im Amte blieb und so vielfache Anfechtungen das Octoberdiplom als durchaus ungenügend erhielt, so bewirkte es doch für Galizien einen vollkommenen Umschwung in der Politik. Die Ruthenen, welche bis dahin die verhätschelten Kinder der österreichischen Regierung gewesen waren, wurden mit einem mal aus ihrer bevorzugten Stellung verdrängt. Die prononcirte polnische Gesinnung des Staatsministers mußte den Ruthenen verderblich werden. Er denuncirte die von der Regierung großgezogene ruthenische Nationalität als eine Propaganda des Moskowiterthums, die dem Panslawismus den Boden bereiten wolle. Er bewerkstelligte es, daß der russische Sprachunterricht an den galizischen Gymnasien aus der Reihe der obligatorischen Unterrichtsgegenstände gestrichen und zu einem facultativen gemacht wurde. Die so lange begünstigten nationalen Vereine und Bestrebungen der Ruthenen wurden unter strenge Aufsicht gestellt, die polnische Nationalität allenthalben begünstigt und in der Bureaukratie bevorzugt. Er suchte den Gebrauch der neurussischen Typen wieder einzuschränken und namentlich der Verbreitung der moskauer und petersburger Presse in Galizien zu wehren. Er ging sogar so weit, daß er die moskowitischen Schriftzeichen verbot und von einer wiener Commission ein eigenes Alphabet, das sich der lateinischen Schriftart nähert, ausarbeiten

ließ, um es den Ruthenen zu octroyiren. Ein so verkehrtes Unternehmen mußte allerdings die größte Opposition hervorrufen. Jetzt war der Gebrauch der neurussischen Lettern schon zu sehr in Uebung, sodaß sein Vorhaben von dem Metropoliten Jakimowicz bis herab zu den Schülern des lemberger Gymnasiums bei allen Ruthenen den lebhaftesten Widerstand fand.

Die polnischen Bestrebungen lebten wieder auf. Der Adel sowol in Galizien als auch im russischen Polen wurde mit neuen Hoffnungen für die Verwirklichung seiner Plane erfüllt. Im geheimen wurden Vorbereitungen zum Aufstande getroffen. Nicht lange freilich sollte den föderativen Bestrebungen des Grafen Goluchowski die Sonne der kaiserlichen Huld leuchten. Die Landesordnungen, durch welche die Verfassungsverhältnisse der einzelnen Kronländer geregelt werden sollten, entsprachen durchaus nicht den allgemeinen Erwartungen, die man von den Reformen gehegt hatte; denn sie waren nichts anderes als eine Aufwärmung der alten Ständevertretung. In den deutschen Provinzen machte sich eine starke Opposition gegen das Octoberdiplom geltend, sodaß der Kaiser sich genöthigt sah, der abweisenden Stimmung der Bevölkerung nachzugeben und weitere Zugeständnisse zu machen.

Nach langen Unterhandlungen trat am 23. Dec. 1860 der Ritter von Schmerling an die Spitze der Regierung und veröffentlichte sofort ein Rundschreiben an die Statthalter der Kronländer, aus welchen hervorging, daß der Schwerpunkt der Verfassung in den Reichsrath verlegt werden sollte. Damit wurde der constitutionelle Centralismus aufs neue inaugurirt. Den Polen konnten die centralistischen Bestrebungen Schmerling's unmöglich gefallen. Schon am 4. Jan. 1861 erschien eine galizische Deputation, an ihrer Spitze ihr Führer Smolka, um dem Staatsminister eine Adresse zu übergeben, in welcher eine vollständige Autonomie des Landes gefordert wurde. Besonders wurde in dieser Adresse „die echte unverfälschte Nationalvertretung" betont, dagegen der entschiedenste Widerstand gegen einen einheitlichen Reichstag für die gesammte Monarchie angekündigt, wenn er auf die Lebensfragen der polnischen Nationalität, ihre Gesittung, ihre Gewohnheiten, ihr Unterrichtswesen, auf das dem Lande gehörende Vermögen und ihre eigenthümlichen Landesinstitute entscheidenden Einfluß haben sollte. Die Ruthenen, die von dem Ministerium Schmerling entschieden eine andere Beurtheilung finden konnten wie die Polen, sahen sich daher auch ihrerseits veranlaßt, eine Gegenadresse dem Kaiser zu übergeben. So war also der Standpunkt der beiden Parteien den Maßnahmen der Regierung gegenüber dargelegt.

Unter solchen Auspicien erschien am 26. Febr. das kaiserliche Patent, in welchem nicht blos die Verfassung für den Gesammtstaat, sondern auch die Landesstatute für jedes einzelne Kronland der Monarchie, einschließlich Galizien, veröffentlicht wurden. So wurden denn nach langer Pause endlich wieder Wahlen zu den Landtagen vorgenommen. Aber die Polen in Galizien gaben schon bei dieser Gelegenheit von der wachsenden nationalen Strömung unzweideutige Kennzeichen; denn sie nahmen die Wahlen nur unter der ausdrücklichen Verwahrung der Autonomie und der historischen Rechte des Landes vor.

Die polnische Partei war nachgerade zu der Einsicht gekommen, daß es an der Zeit sei, für ihre Bestrebungen auch den Bauernstand zu gewinnen; und so gaben sie freilich sehr nachträglich, nach Eröffnung des galizischen Landtags, durch den Grafen Adam Potocki die feierliche Erklärung ab, daß der Adel auf seine Standesvorrechte verzichte und die Robotaufhebung anerkenne. Aber bald darauf traten auch die nationalen Bestrebungen deutlicher hervor, indem der Landtag einstimmig bei der Regierung die völlige Einführung der polnischen Unterrichtssprache an der Universität zu Krakau beantragte und überdies die Wahlen zum Reichstage nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte der Autonomie und

der historischen Rechte des Landes beschloß und den gewählten Deputirten zum Reichsrathe die Wahrung der dem Lande gebührenden historischen Rechte auftrug.

In diesen Bestrebungen wurden die Polen in Galizien um so mehr bestärkt, als bereits die Gemüther in Russisch-Polen von einer immer steigenden Bewegung ergriffen wurden. Schon war es zu Demonstrationen und Zusammenstößen des polnischen Volks mit der bewaffneten Macht gekommen. Mit lebhaftem Interesse sah daher die nationale Partei in Galizien der Bewegung in dem benachbarten Lande zu. Die Hoffnungen hoben sich mehr und mehr. Der Hauptschlag sollte diesmal nach Rußland hin verlegt werden, aber die liberale Strömung in Oesterreich gab ihnen die Hoffnung, mit Nachhaltigkeit von Galizien aus die Erhebung unterstützen zu können. Zwar besuchten die Polen den Reichsrath, aber sie waren fest entschlossen, bei jeder günstigen Gelegenheit zu der föderativen Gestaltung Oesterreichs beizutragen. In Rußland sollten ihre Absichten mit Gewalt durchgeführt werden, in Galizien wurde der Umweg durch den Reichsrath beschlossen. Sie sollten sich aber nur zu bald enttäuscht fühlen und zu der Einsicht kommen, daß durch Schmerling's geschickt ausgesonnene Wahlordnung die centralistische Partei das Uebergewicht erhalten habe. Schon bei der Adreßdebatte traten die Absichten der Polen klar zu Tage, aber es zeigte sich auch gleichzeitig, daß sie selbst im Verein mit den Czechen keineswegs in der Majorität waren, denn alle ihre Amendements wurden verworfen und die Antwortsadresse auf die Thronrede im Sinne des Centralismus angenommen.

Diesen verfassungsfeindlichen Bestrebungen der Polen entgegenzutreten, gab es bald eine sehr günstige Gelegenheit. Die Ruthenen, die unter Goluchowski zurückgesetzt waren, traten jetzt auch mit ihren Forderungen vor die Regierung hin. In einer Adresse an den Kaiser vom 22. Oct. sprachen sie unverhohlen ihre Wünsche aus. Vor allem betonten sie, daß die russische Nationalität durch das Landesinstitut wesentlich verkürzt sei und stets in der Minorität bleiben müsse. Sie verlangten demnach die Theilung des Landtags in zwei Nationalcurien, durch welche die besondern nationalen Interessen gesondert verhandelt werden sollen. Noch erwünschter aber würde es ihnen sein, wenn die Regierung die Provinz in zwei gesonderte Verwaltungsgebiete mit besondern Landtagen theilen würde, dadurch würden sie ihre Interessen erst gesichert sehen. Es bedurfte nur eines solchen Anstoßes für die Regierung, um die Bestrebungen der Ruthenen zu sanctioniren, und schon am 19. Nov. wurde durch ein kaiserliches Handschreiben Galizien in zwei Verwaltungsgebiete, in ein polnisches und ein russisches, getheilt.

Es war dies um so natürlicher, als das Ministerium Schmerling die Erhebung in Polen als eine wachsende Gefahr für Galizien ansehen mußte. Freilich wurden keine Repressivmaßregeln ergriffen, um die Unterstützung der Insurrection zu verhindern, vielmehr ließ man es ruhig geschehen, daß von Krakau zur Förderung des polnischen Aufstandes sich ein förmliches Netz über Galizien ausbreitete. Es wurde das ganze Land in Districte getheilt und eine geordnete revolutionäre Verwaltung geschaffen. Steuern wurden dem Volke auferlegt, Lebensmittel und Waffen angehäuft, Rekruten angeworben, eigene Partisanencorps ausgerüstet und über die Grenze geschafft; kurz eine vollständige Organisation für die Ausbreitung der Insurretion ins Leben gerufen. Auch in Krakau, dem Mittelpunkte der polnischen Agitation, wurde zu Demonstrationen geschritten. Nach beendigter Andacht stimmten die Versammelten am Ostersonntage in der Marienkirche das Lied „Boze cos Polski" an; aber sie wurden von Polizeisoldaten unterbrochen und einzeln arretirt.

Es wurde für die Polen bald einleuchtend, daß es vortheilhafter sei, die Regierung nicht zu ernstem Vorgehen aufzureizen; sie vermieden daher in der Folge alle Ausschreitungen und gaben sich den Anschein, als ob sie zu Oesterreich stehen wollten. Die Opposition, die sie auf dem Reichstage machten, wurde immer matter. Sie bekannten sich

wol zu ihren Forderungen, aber legten noch nicht entschiedene Hand an die Ausführung derselben.

Ueberdies nahm allmählich der Aufstand in dem Nachbarlande immer größere Ausdehnung an, und es war daher jedenfalls besser gethan, den Erfolg desselben abzuwarten und die österreichische Regierung nicht noch mehr zu reizen, da diese in der Begünstigung der Ruthenen das beste Gegenmittel gegen ihre Bestrebungen in der Hand hatte. Dazu kam noch, daß die Regierung dem Treiben der Polen in Galizien während des Jahres 1863 nicht mit Energie entgegentrat und es ruhig mit ansah, wie auf der galizischen Seite der Aufstand organisirt wurde, Tausende von Insurgenten über die Grenze gingen, um für die polnische Nationalität zu kämpfen.

Zwar dem galizischen Landtage wurde die Möglichkeit abgeschnitten, seine Sympathien für den polnischen Aufstand kundzugeben und die Regierung zur Hülfeleistung aufzufordern. Am 9. Febr. 1863 wurde der Landtag plötzlich vertagt und nicht wieder einberufen. Dennoch nahm die Regierung keineswegs eine feindliche Stellung zu dem polnischen Aufstande ein. Die Polen verstanden es, der Dynastie zu schmeicheln, indem sie in ihren Organen wiederholt erklärten, daß Oesterreich der einzige Staat sei, welcher in jeder Beziehung den Polen zusage, daß hier eine alte königliche Dynastie, die katholische Religion und ein sich entwickelndes constitutionelles Leben anzutreffen sei, daß es ihr höchster Wunsch sei, eine innige Verbindung herzustellen. Jetzt verlangten sie von Oesterreich nur eine passive Haltung. Ja sie gingen so weit, gerade auszusagen, daß es ihr innigstes Bestreben sei, den polnischen Thron einem österreichischen Prinzen zu übertragen.

Solchen Verlockungen und Schmeichelworten von seiten der Polen konnte die Dynastie und die Regierung nicht widerstehen. Es zeigte sich die Stimmung zunächst in der humanen Behandlung der flüchtigen Insurgenten, die den österreichischen Boden betraten; die kaiserlichen Behörden leisteten ihnen allen Vorschub und ließen sie vollkommen gewähren. Die Regierung sprach sich ferner im Verein mit England und Frankreich zu Gunsten der Polen gegen Rußland in drei Depeschen aus und mußte dadurch nothwendig die Sympathien der Polen gewinnen; wenn auch gleichzeitig die Ruthenen ebenfalls wieder begünstigt wurden. So ereignete es sich, daß unter Schmerling die Ruthenen die eifrigsten Vertreter des Einheitsstaates und unbedingte Anhänger der Regierung in den Reichsrath schickten, ohne daß die Polen mit einer entschiedenen Opposition hervortraten. Denn solange der Aufstand in Polen im Jahre 1863 noch auf Erfolg rechnen konnte, hatte auch die Regierung eine zweideutige Stellung angenommen, der Reichsrath sprach sich zu Gunsten der Erhebung aus, die ganze österreichische Presse nahm Partei gegen Rußland, die Regierung ließ wol gelegentlich einige Insurgenten verhaften, die zu extravagant auftraten, aber mit Energie wehrte sie den Zuzügen nach Polen aus Galizien nicht.

Erst als der unglückliche Ausgang der Erhebung immer unzweifelhafter ward, änderte sich die Taktik der Regierung, indem sie nun am 24. Febr. 1864 den Belagerungszustand über Galizien verhängte und gleichzeitig die Entwaffnung des Landes binnen 14 Tagen und die Stellung aller Ausländer vor die Polizei in 48 Stunden anordnete und damit die Polen wieder fallen ließ.

Jetzt mit einem mal griff man zu einer unnöthigen Strenge, Verurtheilungen und Einkerkerungen kamen massenhaft vor, sodaß das Jahr 1864 ein vollkommenes Gegenbild gegen das vorangegangene bildete. Die Polen sahen sich in ihren Hoffnungen gewaltig getäuscht und brachten Himmel und Hölle in Bewegung gegen die wankelmüthige Politik der Regierung und gegen das Liebäugeln mit Rußland. Trotz aller Mahnungen der Polen ward der Belagerungszustand nicht aufgehoben und der Landtag nicht einberufen, sodaß sie nicht Gelegenheit finden konnten, ihren Klagen und Forderungen Aus-

druck zu geben, und überdies wurden ihre Anführer theils unter polizeiliche Controle gestellt, theils gefänglich eingezogen.

Freilich bis an die äußerste Grenze der Verfolgung wollte und konnte die Regierung auch nicht gehen; darum ordnete sie an, daß alle Untersuchungen, welche wegen Steuerzahlung an die revolutionäre Regierung bei den galizischen Militärgerichten noch in der Schwebe seien, niedergeschlagen würden. Auch nahm sich der Reichsrath der galizischen Frage an und brachte der Regierung eine Niederlage bei. Die hoffnungsvollen Erwartungen auf das Ministerium Schmerling waren überhaupt bedeutend im Sinken.

Die Gegner der Regierung, die Föderalisten, traten mit größerer Entschiedenheit auf und die eigenen Anhänger der Regierung ließen sie allmählich im Stich. Namentlich wurde die Politik der Regierung in der galizischen Frage in der Adresse des Abgeordnetenhauses entschieden desavouirt, indem es der Regierung besonders ans Herz gelegt wurde, daß sie den galizischen Landtag seine nothwendige Wirksamkeit aufnehmen lasse. Die Folge davon war denn auch zunächst ein einlenkendes Verfahren gegen die Polen. Nachdem die bisherige Internirung einer großen Anzahl von Polen aufgehoben war, wurden viele derselben massenhaft nach Baiern und der Schweiz entlassen.

Freilich beharrte die Regierung nach der Interpellation Giskra's im Reichsrathe wegen des Belagerungszustandes in Galizien auf ihrer absolutistischen Ansicht, sie behauptete, daß der Belagerungszustand als eine Maßregel der Executive angesehen werden müsse und die Regierung in der Verfassung keine Verpflichtung erkenne, von demselben abzulassen. Dennoch wurde schon zehn Tage darauf, am 21. März 1865, von dem Statthalter von Galizien die kaiserliche Entschließung mitgetheilt, daß der Belagerungszustand am 18. April aufhören werde.

Die fortwährenden Differenzen mit Ungarn, die Einflüsse der Camarilla und die Unfähigkeit Schmerling's, die Wünsche der liberalen Partei zu befriedigen, brachte allmählich das Ministerium Schmerling um alles Ansehen, sodaß er endlich ohne Sang und Klang abtreten mußte, von niemand beklagt und von niemand beweint. Nach dem landesüblichen Interregnum trat der Graf Belcredi am 5. Juli als Staatsminister an die Spitze der Geschäfte und leitete in die föderalistische Politik des Octoberdiploms zurück. Es wurde einmal wieder eine „Sistirung der Verfassung" beliebt, um inzwischen die historisch-politischen Individualitäten zu begünstigen.

Diese Wendungen mußten gleichmäßig für die Polen günstig und für die Ruthenen gefahrbringend werden. Darum veröffentlichte auch der Erzbischof Litwinowic das Programm der Ruthenen, in welchem deren nationale Forderungen auf den bevorstehenden Landtag festgesetzt und namentlich die Trennung zwischen Polen und Ruthenen als dringend nothwendig hervorgehoben wurde. Durch die Amnestie, welche der Kaiser am 19. Sept. für alle politisch Verurtheilten oder in Untersuchung Befindlichen in Galizien erließ, wurde eine innigere Gemeinschaft zwischen den Polen und dem Ministerium Belcredi hergestellt.

Nach langer Zeit zum ersten mal widerhallten die polnischen Blätter von dem uneingeschränkten Lobe der österreichischen Regierung. Es schien für Galizien die Zeit gekommen zu sein, wo Lämmer und junge Löwen in Friedensgemeinschaft miteinander verkehren und die rothe und schwarze Fahne als gemeinsames Banner vorangetragen wurden. Die soi-disant demokratische Partei, deren Führer Smolka ist, vereinigte sich mit dem Jesuitenzögling Goluchowski; so wurde das Bündniß der Nationalen und Klerikalen besiegelt. Während Goluchowski sich in seiner frühern Laufbahn als Statthalter von Ostgalizien durch bureaukratisches Liebäugeln mit den Russen kein besonderes Zutrauen bei den Polen erworben hatte und selbst nach seinem Octoberdiplom, wo er doch bereits ganz in das Fahrwasser der historisch-politischen Individualitäten zurückgekehrt war, bei der

Wahl in Lemberg 1861 noch gänzlich durchgefallen war, so hatte er sich bereits jetzt so weit in die Tendenzen der polnischen Nationalpartei eingelebt, daß er nun als rechter Nationaler und als Freund Belcredi's bei der Wahl durchdringen konnte, obwol die israelitischen Wähler seine Wahl aufs Blut anfochten und sie unmöglich zu machen suchten. Es sieht daher fast wie eine Ironie aus, daß der edle Graf auf dem Landtage den liberalen Antrag auf unbedingte Grundbesitzfähigkeit der Juden stellte.

Als dieser Antrag freilich später sowol von den Polen und Ruthenen gleichmäßig beseitigt wurde, da hatte der Graf kein Wort der Empfehlung für denselben, und es hatte ganz den Anschein, als ob er den Juden nur recht augenscheinlich demonstriren wollte, welche Stellung sie im Lande einnehmen und welche Achtung sie genießen.

Zu einem Zusammenstoße der beiden Nationalitäten kam es im Anfange noch nicht. Es war ein schlimmes Zeichen für die politische Unreife der Ruthenen, als sie, alle dem Beispiele ihres Metropoliten Litwinowic folgend, gleich am Eröffnungstage eine Dankadresse für das Septemberpatent einstimmig annahmen und damit sich für die Sistirungspolitik aussprachen. Es war dies um so charakteristischer für die Consequenz des Erzbischofs, als dieser sowol seine erzbischöfliche als auch seine Geheimrathswürde und seinen Sitz im Herrenhause dem Hrn. von Schmerling verdankte. Aber auch er zeigte deutlich, daß der Klerus nur dann gefügig ist, wenn er etwas zu erwarten hat, aber ohne Scheu abfällt, wenn sein Vortheil es anders erheischt.

Erst allmählich wurden die Ruthenen ihres Fehlgriffs inne und in eine entschiedenere Opposition hineingedrängt. Als in dem Landtage am 27. März 1866 die Tendenzen der Polen zu Tage traten, opponirten die Ruthenen ganz entschieden dagegen und verließen, an ihrer Spitze der Erzbischof Litwinowic, den Saal. Die zurückgebliebenen 84 Mitglieder beschlossen trotzdem einstimmig die Adresse an den Kaiser und wählten eine Deputation zu ihrer Ueberreichung. Als dann später die Regierung einen Antrag auf die Theilung des Landes in zwei Statthaltereigebiete unter einem Generalgouverneur bei dem Landtage einbrachte, trat der Zwiespalt der beiden Nationen noch greller hervor; die Majorität der Polen verwarf den Regierungsantrag, die Ruthenen aber erklärten sich dafür und protestirten gegen den Majoritätsbeschluß. Der Kampf war zu hellen Flammen ausgebrochen. Aber er sollte eine nie geahnte Höhe erreichen, als Goluchowski zum Statthalter ernannt wurde und Belcredi seit der Niederlage von Königgrätz mit allen Segeln in den Hafen des Föderalismus einfuhr. Es war der verkehrten Experimentirkunst Goluchowski's, Schmerling's und Belcredi's vorbehalten, die Treue der Ruthenen ins Wanken zu bringen und sie auch auf die Seite des Feindes Oesterreichs hinüberzuziehen.

Schon längst hatte Belcredi den Grafen Goluchowski für dieses Amt bestimmt, allein durch den Widerspruch Mensdorff's war die Ernennung unterblieben. Als er aber durch den Prager Frieden freiere Hand erhielt, war sein erstes Werk, den Polen ihren längstersehnten Statthalter zu gewähren. Es war für die Polen ein wahrer Triumph, als Goluchowski wie ein Vicekönig in Lemberg einzog. Zum Dank dafür etablirte er nun hier ein echt föderatives Regiment. Die Polen jubelten, denn alle Aemter wurden ihnen zutheil; der Klerus sah stolz auf diesen treuen Sohn der Kirche; die flüchtigen Jünger vom Orden Jesu, die aus Venetien fortgeeilt waren, siedelten sich in ganzen Scharen in Galizien an und erhielten in Tarnopol ein sicheres Asyl. Die Union der römischen und griechischen Kirche sollte in aller Kraft hergestellt und die Ruthenen zur Ordnung verwiesen werden.

Jetzt sollte es denn zur Klarheit kommen, wohin eine solche Wechselpolitik führen mußte. Als das Bestreben des Statthalters immer unverhohlener und klarer hervortrat, dem deutschen Elemente in Galizien den Boden zu entziehen und auf das polnische zu übertragen, als er über die Rechte der Ruthenen kühnen Fußes fortschritt und seine Hauptaufgabe darin sah, den altpolnischen Charakter des Landes wiederherzustellen,

gewann die Opposition der Ruthenen immer mehr Nachhaltigkeit. Sie waren sich allmählich ihrer Ziele klar bewußt geworden.

Seit der agrarischen Reformen in Rußland wurden sie zu diesem Lande immer mehr hinübergezogen, dem sie schon durch Religion und Sprache so nahe verwandt sind. Es hatten sich Parteiführer außerhalb des geistlichen Standes herangebildet. Ein eigenes Organ, der „Stowo" („Das Wort"), sprach ihre Wünsche und Forderungen unverhohlen aus. Jetzt war man so weit gekommen, daß man die Zusammengehörigkeit mit der russischen Nation ohne Hehl gedachte. Im August 1866 veröffentlichte der „Stowo" das ruthenische Programm, welches seit der Zeit die Parole der Ruthenen geworden ist: „Die Polen haben ganz recht, wenn sie die Existenz der Ruthenen in Abrede stellen; denn, was man bisher so nannte, sind Russen vom reinsten Wasser, die mit ihren Brüdern in Moskau und Kiew gleiche Sprache und Literatur, Religion und Nationalität besitzen. Nur um den etwaigen Argwohn der Regierung zu beschwichtigen, ist im Jahre 1848 die «ruthenische Nationalität» erfunden worden. Jetzt ist es an der Zeit, die Maske abzuwerfen und sich offen als Russen zu bekennen. Es ist Zeit, sich von der Union mit der katholischen Kirche loszusagen und von neuem zum Schisma zurückzukehren; es ist auch Zeit, die Volkssprache, deren frühere Entwickelung durch die Polen gehindert wurde, gegen die entwickeltere russische zu vertauschen." Das war der Anfang jener Agitation in Ostgalizien, die nach Rußland hin gravirte, und bald antwortete das russische Blatt „Golos" im Herbste 1866: „Wird die russische Bevölkerung Galiziens, nachdem sie so viele Jahrhunderte die Unbilden, die Unterdrückung von seiten der Polen getragen, sich jetzt freiwillig den Polonisirungsgelüsten ergeben? Auf der Geschichte basirend, wagen wir, kühn zu behaupten, daß dieses nicht geschehen werde. Wir sind überzeugt, daß die Repräsentanten des russischen Volkes in Galizien ihren schon bewährten bürgerlichen Muth auch diesmal zeigen und mit ganzer Kraft die Entwickelung des galizisch-russischen Volkes, das hoffentlich nicht lange diese Probe mehr auszustehen haben wird, fördern werde. Die nationalen Interessen sind Rußland theuer, und es berücksichtigt jetzt mehr denn je zuvor dieselben in seiner auswärtigen Politik." Damit trat eine neue Gefahr an Oesterreich eran. Der Vorgang Italiens drohte sich in Ostgalizien zu wiederholen. Die folgenden Ereignisse waren nicht geeignet, beruhigend auf die Empfindlichkeit der Ruthenen zu wirken. Während die Polen auf dem neueröffneten Landtage eine Adresse zu Gunsten des Ministeriums Belcredi und seiner Sistirungspolitik mit 84 gegen 40 Stimmen durchsetzten und namentlich in derselben hervorhoben, man erwarte, daß die im Octoberdiplom anerkannten Rechte und historischen Traditionen der Länder zur vollen Berücksichtigung gelangten und daß dann für immer das System der Centralisation unmöglich sein werde, weil es die Lebenskraft der Völker lähme, und damit die Macht des ganzen Reiches untergrabe; so forderten die Ruthenen dagegen die Gleichberechtigung beider Nationalitäten in gesonderten Curien und Ausschüssen.

Als bei der Debatte der Graf Wodzicki den sprachlichen Streit als eine Bagatelle bezeichnete, antwortete ihm der ruthenische Abgeordnete Naumowicz mit erregter Stimme: „Ein armer Mann, dem sein Vater auf dem Sterbebette einen einzigen Dukaten hinterlassen hatte, bewahrte ungeachtet der ihn drückenden Noth mit größter Pietät sein theueres Vermächtniß. Endlich sah er sich genöthigt, den Dukaten zu verpfänden und zu wiederholten malen Geld auf ihn aufzunehmen, sodaß er zuletzt nahezu dessen vollen Werth erschöpft hatte. Wie wäre es, fragte ihn nun der Gläubiger, wenn ich dir die Bagatelle herauszahlte; du wirst ja den Dukaten doch nicht loskaufen können. Nicht doch, antwortete der Arme, solange noch ein Heller an diesem Dukaten mir gebührt, so lange habe ich ein Recht auf den ganzen Dukaten. Jener arme Mann sind die Ruthenen, der Dukaten ihre Nationalität, der Heller, der sein ganzes Eigenthum ausmacht, ist ihre Sprache.

Und bei Gott, alles werden die Ruthenen zu ertragen wissen, sie werden es aufs Aeußerste ankommen lassen, aber nimmermehr ihrem Dukaten entsagen."

Aber alle Bemühungen der Ruthenen waren vergebens. Sie führten vielmehr eine schnellere Entscheidung zu Gunsten der Polen herbei, denn es lag in dem Interesse Belcredi's, wegen der Fiction der historisch-politischen Individualitäten das ganze Königreich den Polen auszuliefern und die Centralisation wiederherzustellen. Die abgesonderte Statthaltereiabtheilung in Krakau, die durch Schmerling 1861 eingesetzt war, mußte jetzt wieder eingehen. Da der Landtag zum ersten male seit seinem Bestehen in polnischer statt in deutscher Sprache eröffnet wurde, so kann dieser Zeitpunkt als der erste entschiedene Sieg in Polen betrachtet werden.

Jetzt traten die Ruthenen mit weit größerer Entschiedenheit wie jemals zuvor auf. Die verächtliche Behandlung, welche der Fürst Leo Sapieha den Ruthenen in dem Landtage zutheil werden ließ, mußte ihre Geduld vollends erschöpfen. Als nun gar die Polen den ruthenischen Bauern auch noch zwölf Vertreter entziehen und sie den polnischen Städten übertragen wollten, da kam es schon zu einem leidenschaftlichen Zusammenstoße, die Wage schwankte hin und her, bei der ersten Lesung war die Zweidrittelmajorität nicht vorhanden und nur durch die Entfernung eines Ruthenen kam dieselbe bei der zweiten Lesung zu Stande, als aber der Ruthene wieder bei der dritten Lesung erschien, wurde das erste Resultat wiederhergestellt. Die letzten Sitzungen brachten Principienfragen zur Erörterung, welche die Feindseligkeit beider Parteien aufs klarste darlegten. Durch die Einführung eines Unterrichtsrathes wollten die Polen sich von Wien frei machen und damit das ganze Schulwesen in ihre Hand bekommen. Die Ruthenen, welche einen Angriff auf ihre Nationalität darin sahen, verließen den Saal und machten die Sitzung dadurch beschlußunfähig. Und am letzten Tage des Jahres 1866 rief die Debatte über das neue Schulgesetz wieder einen erbitterten Kampf hervor. Nach dem Entwurfe sollten in den Volksschulen beide Landessprachen, in den Mittelschulen aber allein die polnische Sprache anerkannt werden. Die Ruthenen wollten aber davon nichts wissen, sie legten den entschiedensten Protest ein und verließen wiederum den Saal, um die Versammlung beschlußunfähig zu machen. Damit wurde die ereignißvolle Session des verhängnißvollen Jahres 1866 geschlossen. Die Zerbröckelung Oesterreichs in seine nationalen Theile trat immer klarer hervor. Italien war abgeschieden, Ungarn strebte nach möglichster Unabhängigkeit von Oesterreich; die Polen erhielten eine immer größere Autonomie, und die Ruthenen traten ebenfalls mit separatistischen Ideen hervor. Die galizische Frage wurde damit zum ersten male in Oesterreich in ein gefährliches Stadium geführt. Es wäre die Aufgabe des nachfolgenden Ministeriums gewesen, dieser Gefahr vorzubeugen und die im Abfall begriffenen Ruthenen wieder zu sich hinüberzuziehen; allein wir werden bald sehen, daß der österreichischen Regierung die Zügel immer mehr entgleiten und die föderativen und centrifugalen Bestrebungen mit immer größerm Erfolge sich hervorwagen. Das letzte Werk Belcredi's, wodurch er den Polen das Heft in Galizien ganz in die Hand gab, war die Trennung der Justiz von der Verwaltung. Unter dem Vorwande der Verminderung des Beamtenpersonals und der Ersparnisse im Staatshaushalt wurde am 25. Jan. 1867 die Zahl der 76 Bezirksämter auf 74 herabgesetzt und dadurch mit Einem Schlage eine große Anzahl von deutschen Beamten ihres Amtes entsetzt und brotlos gemacht.

Die Tage des Ministeriums Belcredi waren endlich gezählt. Es hatte vollkommen abgewirthschaftet, den Hader der Nationalitäten zu hellen Flammen angefacht, die Monarchie in ihren Grundfesten erschüttert und die Bande, welche die einzelnen Völker an das Haus Habsburg fesselten, sehr bedenklich gelockert. Am 7. Febr. 1867 mußte Belcredi abtreten und Hr. von Beust übernahm nun das Staatsruder an seiner Stelle,

um so gut wie möglich die Risse, die überall klafften, wieder zuzudecken. Es sollte dadurch geschehen, daß man diejenigen Elemente, die am meisten renitent gewesen waren, befriedigte. Zunächst wurde der Ausgleich mit den Ungarn und Deutschen hergestellt. Aber den Polen räumte man noch mehr Concessionen ein. Das wichtigste Ereigniß dieser ganzen Epoche war ohne Frage der Ausgleich mit Ungarn und die Begründung des Dualismus. Es war deshalb von so großer Bedeutung, weil es den übrigen Nationen gewissermaßen als Ziel ihrer Wünsche vorschwebte. Die Czechen bewiesen sich denn auch sofort sehr ungeberdig und hofften auf diesem Wege zu ihrem Ziele zu kommen; sie liebäugelten mit Rußland, beschickten die ethnographische Ausstellung in Moskau und stellten sich überhaupt in die schrofffste Opposition zu allen Manipulationen des Ministeriums Beust.

Anders operirten die Polen. Da sie bei den Wahlen zum galizischen Landtage entschieden das Uebergewicht erlangt hatten, indem nämlich die Ruthenen fast ganz verdrängt waren und nur über 31 Stimmen geboten, während die Polen 120 zu ihrer Verfügung hatten, so sah sich Beust veranlaßt, mit ihnen zu unterhandeln und ihnen allerlei „Autonomie-Erweiterung" in Aussicht zu stellen. Dieses Lockmittel, sowie die Drohung der Regierung mit Auflösung und des Statthalters Goluchowski mit seinem Rücktritt, bewogen den lemberger Landtag, nicht bis zu dem renitenten Extrem der Landtage von Böhmen, Mähren, Krain zu gehen und auf die in diesem Sinne beabsichtigte Adresse zu verzichten. Aber auch der Adreßentwurf der Ruthenen, der „die Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände in Cisleithanien mit wärmster Dankbarkeit entgegennahm", und die Beschickung des Reichsraths wurden mit 99 gegen 34 Stimmen beschlossen. Von den erwählten Reichsrathsmitgliedern gehörten nur 3 der ruthenischen Partei an, alle andern 38 aber den Polnischgesinnten.

In dem Reichsrathe freilich hielten die Polen sich stets zu den Föderalisten und Klerikalen und stimmten namentlich auch gegen den Abschnitt der Adreßdebatte, der die Aufhebung des Concordats befürwortete. Erst später wurden ihm jene Concessionen zutheil, durch welche Beust sie veranlaßt hatte, Abgeordnete in den Reichsrath zu schicken. Im Juli wurden die Beschlüsse des Landtags über die Errichtung eines galizischen Unterrichtsraths und das Gesetz über die Unterrichtssprache in Galizien vom Kaiser sanctionirt. Der neue Unterrichtsrath ist eine Statthaltereiabtheilung mit erweiterter Competenz, wobei jedoch die oberste Leitung des Schulwesens in Galizien dem Unterrichtsministerium unterstellt bleibt. Außerdem gebührt ihm die Anstellung und Beaufsichtigung der Lehrer, sodaß dadurch eine Emancipation vom klerikalen Einflusse angebahnt ist. Durch das Gesetz über die Unterrichtssprache wurde die polnische Sprache zur officiellen Lehrsprache in allen Mittelschulen erhoben. Die ruthenische Sprache wird nur in sehr beschränkten Fällen zur Anwendung zugelassen, und die deutsche Sprache, die einst die dominirende war, ist nur noch obligater Lehrgegenstand in allen Mittelschulen. Bei Volksschulen, welche aus Privatmitteln erhalten werden, bestimmt indessen der Gründer die Schulsprache. Die andern Forderungen, die sie zur Bedingung ihres Eintritts in den Reichsrath gemacht hatten, wurden ihnen nicht sofort bewilligt. Sie verlangten nämlich außerdem noch einen eigenen nationalen Minister am kaiserlichen Hofe mit Sitz und Stimme im Ministerrathe. Er sollte freilich nicht die Machtvollkommenheit eines Hofkanzlers haben; sein Wirkungskreis sollte sich vielmehr nur darauf beschränken, daß er gleich einem Tribunen bei den Galizien betreffenden Verfügungen von den Ministern zu Rathe gezogen und gegen diese oder jene Maßregel motivirte Einsprache erheben könnte. Dann verlangten sie ferner für den internen Verkehr zwischen den einzelnen Aemtern und Gerichten sowie bei der Administration die deutsche Sprache. Außerdem wünschten sie noch, daß die fünf Referenten des obersten Gerichtshofes für Galizien unter dem Titel eines obersten Senats als selbständige Behörde nach Lemberg versetzt würden.

Wenn nun auch Beust die ersten Forderungen bald darauf bewilligte und auch in den andern Punkten thatsächlich nachgab, so waren damit die Polen doch keineswegs zufrieden. Sie sahen die Concessionen nur als eine kleine Abschlagszahlung an. Sie waren keine Verehrer des Dualismus, sondern Anhänger des Föderalismus; darum strebten sie auch für Galizien „die Freiheit wie in Ungarn" zu erobern und waren allerdings durch jene Zugeständnisse ihrem Ziele schon näher gekommen.

Daß die Ruthenen bei dieser Sachlage nicht zufrieden waren, daß ihre Opposition nicht blos gegen die Polen und das Ministerium Beust, das sie so ohne weiteres an die Polen auslieferte, wachsen mußte, war natürlich; aber ihre Opposition gewann mehr und mehr einen staatsgefährlichen Charakter. Mit großer Ostentation schlossen sie sich der Wanderung nach Moskau an, die Sympathien für Rußland wurden immer offener zur Schau getragen und russische Emissare schürten überdies die schon lodernde Flamme des Hasses gegen Oesterreich zu einem vollen Brande. Das Jahr 1867 war noch das vertrauensselige. Beust hoffte mit leichter Hand alles beruhigen zu können. Den Ungarn hatte er den Hunger nach Autonomie durch die weitesten Zugeständnisse gestillt, sodaß sie auf Jahre genug hatten. Den Polen hatte er einige kleine Brocken hingeworfen, mit denen diese liebäugelnd herumspielten, bis sie verzehrt waren und bis sich dann erst recht der Heißhunger einstellte.

So ist denn das Jahr 1868 dasjenige, in welchem die Polen zuerst mit ganzer Energie ihre Forderungen zur Geltung bringen. Nachdem noch kurz vor Schluß des Jahres, am 21. Dec. 1867, die revidirte Staatsverfassung über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, über die Einsetzung des Reichsgerichts, über die richterliche Gewalt, über die Ausübung der Regierungs- und Vollzugsgewalt, über die Delegation und deren Befugnisse und die gemeinsamen Angelegenheiten der Länder sanctionirt und erlassen und damit der staatsrechtliche Wendepunkt des constitutionellen Dualismus besiegelt war, fingen die Polen ihren Sturmlauf gegen die neue Verfassung an, um das eben zu Stande gekommene Werk wieder im föderativen Sinne zu ihren Gunsten zu amendiren.

Sie acceptirten und benutzten im vollen Grade die Freiheiten, welche aus der Decemberverfassung hervorgingen. Die politische Bewegung gerieth erst jetzt in Fluß. Jetzt sollte es sich ganz klar zeigen, daß sie nur Eins in Auge hatten, nämlich die vollständige Autonomie Galiziens, die ausschließliche Herrschaft des polnischen Elements in demselben und einen Kampf mit Rußland, in welchem Oesterreich seine ganze Kraft der polnischen Agitationspartei zur Verfügung stellen sollte, um das alte polnische Reich in seinem ganzen Bestande wiederherzustellen. Dabei war es noch als ein freundliches Zugeständniß anzusehen, daß man dem Kaiser von Oesterreich die Personalunion in Aussicht stellte.

Hätte man sich nur auf die innere galizische Frage beschränkt, etwa auf die Autonomie der Provinz, so wäre es eine innere österreichische Verfassungsfrage geblieben. Sowie aber die Nationalitätsfrage hinzukam, das Bestreben nach der Alleinherrschaft der Polen in Galizien in den Vordergrund gestellt und sogar die Wiederherstellung des alten Polens als Hauptforderung betont wurde, mußte diese Frage nothwendig einen bedenklichen europäischen Charakter erhalten und die Aufmerksamkeit Rußlands erregen.

Nun ist es allerdings anzuerkennen, daß nicht alle Polen so weit in ihren Forderungen gehen, daß vielmehr neben einer radical-nationalen Partei auch noch eine gemäßigte besteht, die bis dahin noch immer das Uebergewicht gehabt hat, wie es sich auch bei den Landtagsverhandlungen des Jahres 1868 zeigte. Die radical-nationale und demokratische Partei, deren Haupt Smolka ist, übt ihren Einfluß mehr auf die niedere Menge, die sich durch Stichworte blenden läßt, die besonnenern Kreise dagegen gehören der gemäßigten Partei an, die von Ziemialkowsky geführt wird.

Während die erste den Zusammenhang mit Oesterreich perhorrescirt, sich direct auf die Tradition des alten polnischen Reichs stellt und Oesterreich mit einer gewissen suffisanten Herablassung die Aufgabe ertheilt, unverweilt das alte polnische Reich wiederherzustellen, daher auch jeden Zusammenhang mit dem österreichischen Reichsrathe als Verrath an der Nationalität verwirft, erstrebt die gemäßigte Partei ihren Zweck, die Herstellung der Autonomie Galiziens, gerade durch den Reichsrath.

So kam es denn auch zwischen diesen beiden Fractionen im Jahre 1868 zu erbitterten Kämpfen. Smolka und seine Partei hatten sich die Czechen als Vorbild erkoren, sie wollten daher die durch die Decemberverfassung geschaffene Rechtsbasis nicht anerkennen, dieselbe vielmehr wieder beseitigen und daher auch ihre Delegirten zum Reichsrathe zurückberufen.

Schon im Reichsrathe hatte sich bei der Berathung über die Reorganisation der polnischen Verwaltung ihre Opposition gegen die neue Ordnung der Dinge geltend gemacht. Die polnische Fraction verlangte in erster Linie die Gewährung eines besondern polnischen Hofkanzlers, um dadurch die autonome Stellung Galiziens zu sichern. Aber der Minister des Innern nahm zu dieser Forderung sofort eine entschiedene Stellung. Er hob namentlich hervor, daß die Einsetzung eines Hofkanzlers für ein einzelnes Land auch zu der Consequenz führen müsse, daß andere Länder ein gleiches Begehren zu stellen das Recht hätten, daß aber damit die parlamentarische Verwaltung und Regierung ein Ende haben müsse.

Viel energischer traten die Bestrebungen der Polen aber auf dem am 22. Aug. eröffneten Landtage hervor. Schon bei der Eröffnung brachte der Landtagsmarschall ein Hoch auf den „König“ aus, um damit die Wünsche der polnischen Nation für ihre Zukunft auszudrücken. Als darauf der Statthalter Goluchowski die Erweiterung der Autonomie des Landes durch die Staatsgesetze vom 21. Dec. 1867 hervorhob, opponirte Smolka heftig dagegen und beantragte den vorjährigen Beschluß, den Reichsrath zu beschicken, zu widerrufen und die galizischen Reichsrathsdeputirten aufzufordern, ihre Mandate niederzulegen. Zyblikiewicz stellte ferner den Antrag, eine Commission niederzusetzen, um die neuen Staatsgrundgesetze zu prüfen und darüber Bericht und Anträge zu bringen. Beide Anträge wurden an eine Commission von 15 Mitgliedern erwiesen. So kündigte sich denn sofort die energische Opposition der radicalen Partei gegen die ganze staatsrechtliche Entwickelung von 1867 an.

Wenn nun auch die gemäßigte Partei nicht so weit geht wie die radicale, so sind doch auch ihre Forderungen entschieden abweichend von den Staatsgrundgesetzen, und das geht am klarsten hervor aus dem Programm dieser Partei, welches ihr Führer Ziemialkowsky am 29. Aug. veröffentlichte:

Die Staatsgrundgesetze vom 21. Dec. 1867 haben auf die billigen Wünsche unsers Landes keine Rücksicht genommen. Sie haben viele unserer wichtigsten Bedürfnisse unbeachtet gelassen. Sie haben die Rechte unserer nationalen Individualität verletzt. Wir werden daher bestrebt sein, an diesen Grundgesetzen Aenderungen vorzunehmen, und indem wir für unser Land die nationale Autonomie zu erlangen und dieselbe immer weiter zu entwickeln trachten werden, sind wir entschlossen, die Verwirklichung der nachfolgenden Bedingungen derselben anzustreben: 1) Die Wahlen in den Landtag und in den Reichsrath sollen unabhängig und frei von allen Einflüssen außergalizischer Behörden und Repräsentativcorporationen sein. Nur der Landtag auf Grund eines Landesgesetzes soll berechtigt sein, mittels eines Landesgesetzes die Art der Vornahme dieser beiden Wahlen zu normiren. Eine Appellation von Landtagsbeschlüssen an eine andere Repräsentanz richtet die Unabhängigkeit der Landesrepräsentanz zu Grunde (dies bezieht sich auf die Intervention des Staatsgerichtshofes bei Competenzconflicten zwischen Landtag und Reichstag). 2) Der Wirkungskreis des Landtags soll außer den ihm bereits zugestandenen legislativen Gegenständen noch Folgendes umfassen: a) die ganze Gesetzgebung in Betreff der Schulen; b) die Civil- und Strafgesetzgebung, denn diese muß sich nach den socialen und ökonomischen Landesverhältnissen richten; c) die Gesetzgebung in Betreff der Rechtspflege und der Administration. 3) Die polnische Sprache

soll Amtssprache des Landtags, der Gerichte und der Administration sein. Sie soll Unterrichtssprache in allen Schulen und Universitäten des Landes sein. Der ruthenischen Sprache bleibt die ganze Entwickelungs- und Bildungsfreiheit gelassen. 4) Die Administration der Landesschulen soll den Landesbehörden überlassen werden. 5) Die Landeseinkünfte sollen in erster Reihe zur Deckung der Landeserfordernisse dienen. Solange das Land durch seine Vertretung über seine Einkünfte nicht frei verfügt, muß man es als eigenen Willens bar ansehen. 6) Das Land soll seine eigene Executivbehörde in dem ihm zugestandenen Wirkungskreise besitzen. Diese Behörde ist dem Landtage verantwortlich. Am allerhöchsten Hoflager befindet sich ein besonderer Minister für Landesangelegenheiten.

Das sind also die Forderungen der gemäßigten polnischen Fraction, die aber schon so weitgehend sind, daß durch deren Ausführung der österreichische Staat aufs neue zerlegt würde und in ein lockeres Föderativgebilde umgestaltet werden müßte. Sogleich trat auch wieder mit aller Energie das Bestreben hervor, neben der Autonomie auch die Suprematie über die andern Volksstämme in Galizien zu gewinnen. Auf den Antrag des Abgeordneten Zyblikiewicz im Namen einer Specialcommission über die Vorlagen des Landesausschusses wegen Einführung der polnischen Amtssprache bei den Administrativ-, Finanz- und Gerichtsbehörden wird beschlossen, den Gebrauch der deutschen Sprache noch mehr einzuschränken und die polnische Sprache als allein berechtigte einzuführen. Zwar opponirten die Ruthenen Pietruszewicz und Kuwalsky ganz entschieden dagegen, sie verlangten wenigstens die Gleichberechtigung der kleinrussischen Sprache und beriefen sich auf die Staatsgrundgesetze. Alles vergebens; alle ihre Anträge wurden abgewiesen und wenige Tage darauf, am 12. Sept., auch noch beschlossen, die polnische Sprache als Unterrichtssprache bei den Universitäten Krakau und Lemberg einzuführen. Diese unbillige Forderung wurde selbst von dem polnischen Fürsten Songuszko im Verein mit den Ruthenen bekämpft; aber der nationale Fanatismus der Mehrheit nahm darauf keine Rücksicht.

Um sein Recht zu wahren und den Landtag doch zu befriedigen, kam das Cabinet diesem Votum zuvor und führte die polnische Sprache durch Ministerialbeschluß in der innern Fachverwaltung der politischen und Finanzämter ein; aber das befriedigte die Polen durchaus nicht, sie meinten, damit wolle man nur der unwiderruflichen Regelung vorgreifen.

So glaubte man denn, es sei nun an der Zeit, mit den Forderungen klar und deutlich hervorzutreten. Dazu kam, daß von Wien her unter der Hand die Polen aufgemuntert wurden. Beust fing schon damals sein unredliches Intriguenspiel an, indem er hinter dem Rücken des Ministeriums Giskra mit den verfassungsfeindlichen Elementen agitirte. So hatte er denn auch den Kaiser überredet, eine Reise nach Galizien zu machen, um die Bestrebungen der Polen dadurch gewissermaßen zu sanctioniren. Schon waren alle Vorbereitungen zu dem Empfange getroffen, als noch in der letzten Stunde durch die Einsprache des Ministeriums die Reise unterblieb. Der Grund dazu lag in der Resolutionsdebatte. In derselben traten die Absichten der Polen zu schroff hervor, daß Beust mit seinen Planen fürs erste noch zurückhalten mußte.

Mitte September war die Commission mit dem Entwurfe einer Adresse an den Monarchen und einer Resolution fertig. Beide Actenstücke gehen von der tausendjährigen Tradition des polnischen Reichs aus, sie fordern daher die Autonomie der Polen in Galizien, und erklären sich gegen jede Centralisation, durch welche dieselbe verkürzt wird. Wir lassen diese Actenstücke nachstehend vollständig folgen, weil sie die weitgehenden Forderungen der Polen am deutlichsten aussprechen:

Entwurf der Adresse an den Kaiser.

... Es ist unser aufrichtiger Wunsch, Ew. Maj., die österreichische Monarchie mächtig und blühend zu sehen. Wir haben mit dem Gefühle der lebhaftesten Freude den zwischen den Ländern der heiligen Stephanskrone und den übrigen Ländern Ew. apostolischen Maj. zu Stande

gekommenen Ausgleich, der die Grundlagen Deines Thrones gefestigt hat, begrüßt. Unsere Freude war um so größer, als dadurch das Princip der politisch-historischen Rechte zu Ehren gelangte. Um so schmerzlicher wurden wir durch die Stellung berührt, welche die Grundgesetze vom 21. Dec. 1867 in Neugestaltung der Monarchie unserm Lande angewiesen haben. Diese Gesetze haben die Individualität unsers Landes nicht geehrt, sie haben dessen wesentliche Bedürfnisse verkannt und die so oft kundgegebenen Wünsche desselben nicht berücksichtigt. Trotz der historischen und nationalen Abgesondertheit müßte unser Land, obzwar das größte in dieser Reichshälfte, mit den andern in dem System der legislativen und administrativen Centralisation aufgehen. Seine nicht nur mit andern Ländern gemeinsamen, sondern auch seine eigenen wesentlichsten Angelegenheiten müßten unter der Mitwirkung oder vielmehr unter dem Gewichte jener Länder entschieden werden, die außer dem Staatsverbande nichts mit uns Gemeinsames haben. In Fragen der Justiz, der öffentlichen Sicherheit, Administration und, was noch mehr, in Fragen der Aufklärung müßte unser Land von den Entschlüssen einer aus fremden Elementen bestehenden Versammlung abhängen. Da überdies die Grundgesetze dem Reichsrathe das Recht der Geld- und Blutsteuerdisposition einräumen, dagegen aus dem Staatsschatze zur Verfügung unsers Landtags nichts ausscheiden, da endlich sogar über den Vollzug und die Anwendung der Gesetze im Lande nicht unser Landtag, sondern der Reichsrath zu entscheiden hat, so sei es uns ohne Uebertreibung gestattet, zu sagen, daß die Staatsgrundgesetze unser Land der Gewalt der Repräsentanten anderer Länder der Monarchie preisgeben, welche unsere socialen Verhältnisse, unsere Sitten und Gebräuche nicht kennen. Es kann auch von diesen Repräsentanten, selbst wenn sie den besten Willen hätten, weder erwartet noch verlangt werden, daß sie bei Beschließungen der Gesetze unsere Interessen berücksichtigen. Die Länder, welche ursprünglich zur Monarchie gehörten, sind seit Jahrhunderten unter dem Scepter des erhabensten Hauses Ew. apostolischen Maj. vereinigt. Gleichartig in Abstammung, Tradition, Nationalität und Gemeinsamkeit der Interessen müssen sie sogar bei ihrem besten Willen die Interessen und Bedürfnisse unsers Landes verkennen, welches als das jüngste Glied in dem Bestande der Monarchie sich ihnen assimiliren weder wollte noch konnte, und daher auch ihnen fremd bleiben mußte. Bei dieser Sachlage müßten die besten Lebenskräfte unserer Nation, unter der Wucht fremder Interessen und Tendenzen aus dem normalen Gleise herausgedrängt, im zwecklosen Ringen schließlich sowol in eine für sie als auch für den Bestand der Monarchie verderbliche Zersetzung verfallen. Die schmerzlichen Erfahrungen des abgelaufenen Jahrhunderts, ausgefüllt durch eine Reihe von Anstrengungen der Regierung im Sinne der Centralisation, veranschaulichen uns diese Gefahr in ihrer ganzen drohenden Fülle, denn in jene für uns so traurige Zeitperiode fiel die tendenziös geleitete Volksbildung. Die auf verderblichen Grundsätzen gestützte Administration legte die freie Bewegung der materiellen und moralischen Kräfte des Landes in Banden, vernichtete die Landesproduction, und hat alle Klassen unserer Gesellschaft jenem materiellen Elende zugeführt, dessen Zeugen wir heute sind. Aus allen Verwaltungszweigen war die Rücksicht auf das Wohl und nicht selten auf die heiligsten Gefühle des Volkes gewichen, das man den Zielen der absoluten Staatseinheitlichkeit opferte. Aengstlich blickt unser Land in die Zukunft, welche ihm, wenn auch in constitutioneller Form, eine Wiederholung oder Fortsetzung solcher politischen administrativen Experimente bringen soll. Es sieht keine Möglichkeit, sich aufzuraffen, wenn es das Recht nicht erlangen sollte, selbständig und unabhängig von andern Ländern des Kaiserreichs über die innern Bedürfnisse seines öffentlichen Lebens entscheiden zu können. In der fernern Verweigerung dieses Rechts würde es neben der durch nichts zu rechtfertigenden Verletzung seiner nationalen Würde eine Verurtheilung zur völligen Desorganisation erblicken. Der Landtag des Königreichs Galizien und Lodomerien sammt dem Großherzogthum Krakau würde weder seiner Aufgabe, noch seiner Pflicht gegen den Thron Ew. k. k. apostolischen Maj. Genüge leisten, wenn er die Wahrheit verhehlen würde, daß die Gemüther der Bevölkerung unsers Landes nicht eher zur Ruhe kommen werden, daß jene Zufriedenheit, welche den Grundpfeiler der Macht des Staates und der Gesellschaft bildet, nicht eher erreicht werden kann, als bis dessen rechtmäßige Wünsche und Hoffnungen in Betreff der innern Autonomie erfüllt werden. Der auf der Macht seiner Rechte stehende Landtag wird nicht ermangeln, alle legalen Mittel in Anwendung zu bringen, um diesen Rechten Anerkennung und Dauer zu sichern. In diesem Sinne handelnd, stellt er gleichzeitig auf Grund des §. 19 der Landesstatuten im constitutionellen Wege den Antrag zu einer derartigen Modification der Staatsgrundgesetze, daß sie unserm Lande eine dessen angeborenen Rechten und Bedürfnissen entsprechende nationale Autonomie in legislativer, administrativer und justizieller Beziehung sichern. Vor allem aber wenden wir uns an Ew. allerdurchlauchtigste Maj., unsern König und Kaiser, mit der unterthänigsten Bitte, die Wünsche und Bedürfnisse unsers Landes zu berücksichtigen....

Die Resolution lautet:

Der Landtag der Königreiche Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthum Krakau erklärt auf Grund des §. 19 des Landesstatuts: I. Daß der durch die Staatsgrundgesetze vom 21. Dec. 1867 geschaffene Staatsorganismus der Monarchie weder den Wünschen noch den Hoffnungen, die seit langer Zeit genährt wurden, noch den Bedingungen der nationalen Entwickelung, noch den factischen Bedürfnissen unsers Landes entspricht, indem er demselben nicht einmal dieses Maß legislativer und administrativer Selbständigkeit gewährt, das ihm in Berücksichtigung seiner historisch-politischen Vergangenheit, der nationalen Exclusivität, der Civilisationsstufe und der Ausdehnung gebührt. II. Daß die längere Dauer dieses Zustandes sehr nachtheilig auf die Wohlfahrt unsers Landes und das Wohl des ganzen Staates rückwirken muß. Von dem Wunsche, dieser Lage wenigstens theilweise zu begegnen, beseelt, stellt der Landtag der Königreiche Galizien und Lodomerien sammt dem Großherzogthum Krakau auf Grund desselben §. 19 des Landesstatuts folgenden Antrag:

„Dem Königreiche Galizien und Lodomerien sammt dem Großherzogthum Krakau soll eine dessen Stellung angemessene nationale Autonomie zuerkannt werden. Im Sinne dieses Princips sollen die Staatsgrundgesetze vom 21. Dec. 1867 und alle andern einschlägigen einer Aenderung unterzogen werden, insbesondere: 1) Die Wahl der Deligationsmitglieder des Landtags in den Reichsrath in der durch das Grundgesetz über die Reichsvertretung vorgeschriebenen Zahl normirt die Landesgesetzgebung, sowol was den Wahlmodus als auch was die Mandatsdauer anbelangt. Unmittelbare Wahlen in den Reichsrath werden im Königreiche Galizien und Lodomerien sammt dem Großherzogthum Krakau niemals angeordnet. 2) Die Landtagsdelegation des Königreichs Galizien und Lodomerien sammt dem Großherzogthum Krakau wird nur an jenen Verhandlungen des Reichsraths theilnehmen, welche solche Angelegenheiten berühren, die diesem Königreiche mit andern im Reichsrathe repräsentirten Theilen der Monarchie gemeinsam sind. 3) Folgende Angelegenheiten, insofern sie das Königreich Galizien mit Lodomerien sammt dem Großherzogthum Krakau betreffen, sollen aus dem im Staatsgrundgesetz bestimmten Wirkungskreise des Reichsraths eliminirt werden und im Sinne des §. 12 dieses Grundgesetzes in den Wirkungskreis des Landtags dieses Königreichs übergehen: a) die Regulirung der Handelsangelegenheiten des Landes; b) Gesetzgebung in Betreff der Credit- und Assecuranzinstitute, der Banken und Sparkassen; c) die Gesetzgebung in Sanitätssachen sowie die Gesetzgebung über den Schutz gegen die Epidemien und Viehseuchen; d) Gesetzgebung in Angelegenheiten der Zuständigkeit und Fremdenpolizei; e) Gesetzgebung über den Schutz des geistigen Eigenthums; f) Feststellung der Lehrgrundsätze in Volksschulen und Gymnasien, sowie die Gesetzgebung in Universitätssachen; g) Gesetzgebung in Sachen des Strafrechts und der Strafpolizei, Gesetzgebung in Betreff des Civil- und Bergrechts; h) Gesetzgebung in Betreff der Hauptumrisse der Organisation von Gerichts- und Administrationsbehörden; i) die beschließenden Gesetze behufs Durchführung der Staatsgrundgesetze über die allgemeinen Bürgerrechte, über die richterliche Gewalt und über die Regierungs- und Executivgewalt; k) Gesetzgebung über Angelegenheiten, welche die Obliegenheiten und Beziehungen einzelner Länder untereinander betreffen. 4) Zur Deckung der Auslagen für Administration, Gerichtsbarkeit, Cultus, Aufklärung, öffentliche Sicherheit und Landescultur im Königreiche Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthum Krakau wird aus dem Staatsschatze eine dem wirklichen Erforderniß entsprechende Summe zur Disposition des Landtags ausgeschieden und diese Quote hinsichtlich der speciellen Verwendung dem Wirkungskreise des Reichsraths entzogen werden. 5) Die Landesgüter der Königreiche Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthum Krakau, die sogenannten Kameralgüter, werden als Landeseigenthum dem Landesfonds dieses Königreichs einverleibt werden. 6) Die Salzbergwerke und Salzsiedereien im Königreiche Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthum Krakau dürfen ohne Bewilligung des Landtags dieses Königreichs weder verkauft, noch eingetauscht, noch belastet werden. 7) Für das Königreich Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthum Krakau wird im Lande ein eigener oberster Gerichts- und Cassationshof bestehen. 8) Für Angelegenheiten der Administration, der Gerichtsbarkeit, des Cultus, des Unterrichts, der öffentlichen Sicherheit und der Landescultur wird das Königreich Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthum Krakau seine für den Vollzug der Landesgesetze dem Landtage verantwortliche besondere Regierung unter der Leitung eines Kanzlers oder eines eigenen Ministers für obige Angelegenheiten erhalten."

Die Genehmigung dieser Forderungen durch den Reichsrath wäre die Vernichtung desselben gewesen, die vollständige Annullirung der Decemberverfassung. Das Ministerium Giskra aber mußte mit dieser Verfassung stehen und fallen, weil sie aus diesem hervor-

gegangen war. Es war daher nur consequent, wenn es diese Forderung abwies und auf die Sistirung der Kaiserreise nach Galizien bestand.

Den Polen gegenüber einigte sich die ruthenische Fraction ebenfalls über eine Adresse an den Kaiser, welche die Forderungen der Ruthenen und ihre Beschwerden zusammenfaßt. In derselben heißt es:

Schon die Zusammensetzung und Gliederung des galizischen Landtags führt der Landesvertretung nicht jene Factoren zu, ohne deren Zuthun weder die Reichseinheit gekräftigt noch die Landesautonomie sichergestellt werden kann. Den wesentlichsten Mangel enthält die Landesordnung, welche die gehörige Berücksichtigung beider im Lande bestehenden Nationen außer Acht läßt. Auch die Vertretung der wichtigsten Landesinteressen ist dabei außer Acht gelassen worden, indem die am meisten in Anspruch genommene Steuerkraft und die dem Staate mit ihrem Blute dienende Volksklasse im Landtage zu schwach vertreten erscheint. Soll im Landtage nicht eine künstliche Majorität geschaffen, soll der blos aus Mitgliedern Eines Volksstammes zusammengesetzte Landesausschuß nicht von Einer Partei regiert werden und die Beschickung des Reichsraths jeden Augenblick vom Zufalle abhängig sein, so ist ein gerechterer Census von nöthen. Solange unsere Gemeinden von den Bezirksvertretungen ganz und gar abhängig sind, solange die Majorität der letztern blos in den Händen Eines Volksstammes ruht — so lange kann sich die Autonomie der Gemeinden nicht entwickeln. Solange unserer Schuleinrichtung die verfehlte Voraussetzung zu Grunde liegt, daß in unserm Lande die eine Sprache herrsche und die andere ihr diene; solange der Zwang zur Erlernung einer zweiten Landessprache zu den Schuleinrichtungen gehört; solange die verfassungswidrige Inconsequenz andauert, daß eine fremde Sprache zum obligaten Lehrgegenstand und Studium erhoben, die eigene dagegen nur nebenbei und in außerordentlichen Stunden vorgetragen wird; solange die Gemeinden ihre Schulen für fremden Zweck einrichten und ihre Kinder der eigenen Nation entfremdet sehen müssen; solange die öffentlichen Fonds nur zum Nutzen Einer Sprache verwendet und die Lehrerseminarien in einer Methode angelegt werden, welche die Ausbildung der Jugend nur nach Einer Landessprache bezweckt — so lange können unsere Schuleinrichtungen nicht allgemein befriedigen. Dies sind leider die Folgen von Regulativen, welche mit der vielgepriesenen Gleichberechtigung aller Nationalitäten nicht vereinbar sind. Auch bei Amt und Gericht ist es mit der Sprachenfrage nicht besser bestellt, denn alles weist darauf hin, daß auch hier die sogenannte herrschende Sprache dem zweiten Volksstamme aufgedrungen werden soll, gleich als ob dieser vom öffentlichen Leben ausgeschlossen und mundtodt gemacht werden sollte. Die beiden Volksstämme Galiziens bekämpfen sich gegenseitig; der eine ringt nach Hegemonie, der andere nach Gleichheit vor dem Gesetze. Soll die Zerrüttung unserer socialen Verhältnisse ein Ende nehmen und die Wohlfahrt des ganzen Landes gewinnen, so muß beiden Nationalitäten der Schutz gesichert und wechselseitige Toleranz in den beiderseitigen Rechts- und Verkehrsbeziehungen geschaffen werden. Wir begehren weder eine exceptionelle Stellung im Lande noch im Staate; wir wollen uns aber auch nicht als bloßes Material für separatistische Gelüste gebrauchen lassen. Wir begehren kein besonderes Ministerium, noch die Bestellung eines Kanzlers; wir streben nicht nach einer Ausnahmestellung gegenüber der Reichsvertretung, nicht nach einer eigenen Landesadministration oder Finanzverwaltung. Dies alles, sowie auch die allgemeine Civil-, Straf- und politische Gesetzgebung wünschen wir mit den übrigen Theilen der Monarchie gemeinsam, denn wir halten an den Staatsgrundgesetzen unerbittlich fest und können eine fernere Auflösung Oesterreichs in lauter Personalunionen um so weniger wünschen, als wir sonst befürchten müssen, daß der Staat Oesterreich schließlich zu einer bloßen Fiction werde. Im Gegentheil, wir wünschen und begehren, daß Oesterreichs Einheit im Innern erstarke, und daß es sein Ansehen nach außen als Macht gehörig wahre. In dieser Richtung werden wir thätig sein; wir wünschen aber auch, daß unsere Mitwirkung möglich gemacht und gesichert werde. Als das beste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes erkennen wir die Gleichberechtigung der Nationalitäten, wie solche durch die Verfassung garantirt erscheint. Daher bitten wir ehrfurchtsvoll, Ew. k. k. Maj. geruhe, die nationale Entwickelung beider Volksstämme Galiziens auf Grund vollster Gleichberechtigung zu sichern, den Gemeinden ein autonomes Leben zu ermöglichen, die Vertretung beider Nationen im Reichsrathe durch Abgeordnete ihrer Wahl und die Behandlung der nationalen Angelegenheiten durch besondere Curien des Landtags und durch besondere Landesausschüsse anzuordnen.

Diese Adresse wurde jedoch schon bei der ersten Lesung durch Ablehnung der formellen Behandlung durch die polnische Majorität beseitigt. Um so deutlicher traten die Forde-

rungen der Polen in der Generaldebatte über die Resolution am 24. Sept. hervor. Smolka's Antrag, den Reichsrath nicht zu beschicken, wurde freilich mit allen gegen drei Stimmen abgelehnt; dagegen wurde die Adresse und die Resolution mit großer Majorität angenommen. In der Debatte, die übrigens nichts von Bedeutung vorbrachte und die politische Unreife der Polen aufs schlagendste bewies, sprach Krzeczunowicz gegen die Ausschußanträge und für den Antrag Smolka's. Derselbe erklärt sich namentlich dagegen, sich schon jetzt für den Bestand eines Cisleithanien auszusprechen und Galizien als ein Glied desselben zu betrachten:

„Warum sollen wir schon jetzt durch Annahme eines Cisleithanien unserer künftigen Gestaltung präjudiziren? Wir können weder eine Losreißung anstreben, noch aber dergleichen Präjudicate aufstellen. Deutsche, besonders wiener Blätter drohen uns fortwährend: was Schreckliches mit uns geschehen würde, wenn wir der andern Hälfte unserer Monarchie zugetheilt wären. Nun, ich glaube, eine große Gefahr würde für uns daraus nicht erwachsen — der dortige Civilisationsstand ist dem unserigen sehr ähnlich, dort würden wir Staatsmänner finden, von denen nicht gesagt werden kann, daß sie durch lange Jahre nichts erlernt, nichts vergessen haben — von unsern Staatsmännern hingegen muß man dies leider behaupten, ich meine von den cisleithanischen." Pavlikow protestirt namens der Ruthenen gegen die Adresse und die Resolution, die ihren Tendenzen und ihren Anschauungen so weit widersprechen, daß sie sich an der Berathung derselben gar nicht betheiligen könnten. (Die Ruthenen verlassen hierauf den Saal und etwa 100 polnische Mitglieder berathen allein weiter.) Graf Borkowski nennt die Beschickung des Reichsraths „den politischen Tod Galiziens" und findet nur Smolka's Antrag correct. Die vorgeschlagene Adresse ist ihm nicht weitgehend genug; wolle man eine Adresse erlassen, so solle man dem Kaiser offen sagen, „daß Galizien elend sei und die Ketten, welche es durch die Decemberverfassung ans Reich schmiedeten, nicht länger tragen könne". Smolka steht noch heute auf dem Standpunkte von 1848, als er damals anrieth, man solle die deutsche Krone annehmen, Italien abtreten, die böhmische Krone reintegriren und Galizien eine besondere Nationalregierung mit einer Personalunion geben, „freilich nur so lange, bis sich in diesem Theil das große polnische Reich krystallisiren wird, ohne dessen Existenz ein Gleichgewicht in Europa nicht denkbar ist. Sagen wir es offen, daß Oesterreich nur in einem Föderativbunde sein Heil finden kann, sagen wir, daß Oesterreich dieses einzige Mittel zur Rettung mit beiden Händen ergreifen soll, und sagen wir, daß Gefahr im Verzuge liege, da bereits die zwölfte Stunde herannaht"! Ziemialkowsky versucht, dem Sturm Einhalt zu thun und ihn zu mäßigen. Er bekennt auch, daß er die Decemberverfassung nicht preisen könne und eine größere Autonomie für Galizien (behufs totaler Unterdrückung der Ruthenen) wünscht und verlangt, aber er ist gegen den starren Föderalismus, den die andern Redner proclamiren. Ziemialkowsky findet, daß Galizien nicht in der Lage ist, den offenen Kampf mit der Regierung zu führen, zu welchem Smolka's Antrag und die Resolutionen führen müßten. „Was wird geschehen, wenn die Regierung den Landtag auflöst, directe Reichsrathswahlen ausschreibt; wenn eine gewaltige Agitation das ruhebedürftige Land aufregt? Und was wird denn geschehen, wenn Oesterreich inzwischen infolge der durch Rußlands Agitationen und den Nationalitätenhader sich vorbereitenden Ereignisse zerfallen würde?! Ich kann nicht glauben, daß Sie den Ruin Oesterreichs herbeiwünschen, denn sein Ruin wäre auch der unserige. (Rufe: Oho!) Ja, das erkläre ich hier ohne Furcht." Der Abgeordnete Zyblikiewicz (der auch im Reichsrath saß, jetzt aber sein Mandat nebst vielen Genossen niedergelegt hat): „Wir wollen die Verfassung nicht stürzen, nur entwickeln, denn wir wollen keine deutschen Ketten tragen!" Der Statthalter Goluchowski spricht sich gegen den Antrag Smolka und gegen die von der Commission beantragte Adresse und Resolution aus. Den erstern bezeichnete er als den Anfang zu einer Agitation, welche eine von den Palästen ausgehende, durch den Bauernstand bis in die Bauerhütten sich verpflanzende Desorganisation zur Folge haben würde. Dabei verwahrt er sich gegen die Unterstellung, als sei er mit allem, was im Reichsrathe beschlossen werde, einverstanden; als Pole könne er das nicht sein, deshalb sei er gar nicht des Sinnes, dem Streben des Landes nach einer passenden Stellung Galiziens im Staatsorganismus hindernd entgegenzutreten. Aber Smolka's Vorschlag sei nicht das geeignete Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Und die vier Ländergruppen, von welchen Smolka träume, würden wol auch nicht überall den von ihm gehofften Anklang finden; so würde Schlesien z. B. keine Lust haben, sich mit den Ländern der Wenzelskrone zu verschmelzen. Tirol wolle mit den Deutschen nicht zusammengehen, und in die galizische

Gruppe möchte die Bukowina nicht eintreten wollen, „und wenn sie auch wollte, so wäre mir diese Verschmelzung als einem Polen nicht sehr wünschenswerth". Eine Föderation in Smolka's Sinn entspräche übrigens nicht einmal der polnischen Nation, „denn wir stehen hier doch, meine Herren, als ein Theil Polens (Beifall), und einen föderativen Organismus schaffen, das hieße eben unserer zwar nebelhaften, aber doch immer möglichen Zukunft auf immer den Weg verrammeln". Aber auch die Ausschußanträge findet Goluchowski unpassend; es sei in dem Zeitpunkte, wo die Ankunft der Majestäten erwartet werde, Pflicht des Landtags, mit Offenheit, mit Herzlichkeit die hohen Gäste zu begrüßen; beides aber vermisse er in der Adresse, die sich auf den föderalistischen Standpunkt stelle. Die Centralisation will er zwar auch nicht vertheidigen, im Gegentheil, die frühere Administration sei nicht viel werth gewesen. „Doch was gibt uns das Recht, auch die gegenwärtige zu verdammen? Und übrigens, wenn auch jetzt vieles nicht unsern Wünschen entspricht, so können wir nicht leugnen, daß wir selbst am meisten daran Schuld tragen: ja, meine Herren, wir verstehen nicht mit unserm Gelde, wir verstehen auch nicht mit unsern Kräften zu rechnen. Diesen Beweis liefert uns die Geschichte vom Jahre 1793 vollauf. Seit dem Falle unsers Reichs haben wir uns fort und fort aufgerafft, ohne mit unsern Kräften zu rechnen, um unsere polnische Existenz zu wahren. (Beifall.) Ja, wir haben viele Vorzüge, das ist wahr, aber sagen wir offen, wir haben auch viele Fehler, und einer der größten ist der Mangel an Ausdauer — was die Geschichte aller unserer Aufstände am besten beweist. Es wäre daher zu rathen, daß wir niemals in einen ungleichen Kampf eingehen. Zwar hat uns Hr. Skrzynski aufgefordert, daß wir volle Wahrheit sagen sollen, doch glaube ich, daß es nicht am rechten Platze ist, am Vorabend des großen Festes des Empfanges Ihrer Majestäten mit einer Resolution aufzutreten, welche die von Sr. Maj. bestätigten Gesetze als nicht entsprechend, als nur schädlich vorstellt. Adresse und Resolution tragen übrigens das Gepräge einer Unvollkommenheit, einer Ueberstürzung an sich, sie enthalten viele Punkte, deren Erlangung geradezu eine Unmöglichkeit ist. Wozu Forderungen stellen, von denen man im voraus sicher sein muß, daß sie nicht zu erreichen sind?"

Nach diesen Vorfällen war die Stellung des Statthalters Goluchowski nicht mehr haltbar. Schon am 25. Sept. reiste er nach Wien, um seine Entlassung zu nehmen, die ihm auch ohne weiteres vom Kaiser gegeben wurde. Aber auch die Ernennung seines Nachfolgers Possinger konnte nicht zu dem erwünschten Ziele führen, die Polen zu beschränken. Nach seiner Rückkehr wurde Goluchowski in Lemberg wie ein Held und Märtyrer der nationalen Sache gefeiert. Am 4. Oct. wurde ihm zu Ehren ein Bankett gegeben, bei welchem der ehemalige Statthalter seinem Patriotismus die Zügel schießen ließ und gegen den wiener Centralismus perorirte. Der Landtag wurde nicht aufgelöst. Aber seine nachfolgenden Sitzungen brachten außer der politischen Gleichstellung der Israeliten nichts von Bedeutung. Am 10. Oct. wurde denn mit den übrigen Landtagen auch der lemberger geschlossen, der in der Reihe der galizischen Landtage unbedingt die wichtigste Stellung einnimmt. Hier traten zuerst ganz präcisirt die Forderungen der Polen auf. Ohne Rücksicht darauf, daß sie in Galizien die Minorität bilden und daß die Majorität von ihrer Resolution nichts wissen will, treten sie im Namen des historischen Rechts auf und nehmen für sich die Hegemonie in Anspruch. Dieser wichtige Schritt sollte bald von der größten Bedeutung werden. Allerdings zunächst hatte es den Anschein, als ob die Regierung dem Vorgehen der Polen ein Paroli biegen wolle. Am 19. Oct. erschien eine Verordnung des Ministers des Innern, durch welche das Land in sieben Amtsgebiete zerlegt wurde. Dadurch sollte die Administration zu Gunsten der Ruthenen decentralisirt werden. Aber über diese eine noch dazu problematische Beschränkung kam man nicht hinaus. Dagegen machte sich die Opposition der Polen in großen Volksversammlungen geltend, die mit Posaunenstößen ihre Rechte reclamirten und mehr und mehr in die radicalen Wege sich verloren.

Mit solchen Manipulationen ging das Jahr 1869 dahin. Immer entschiedener trat die Forderung Smolka's auf und wurde nach und nach auch von den gemäßigten Elementen adoptirt. Austritt der galizischen Delegirten aus dem Reichsrathe. Die Intriguen, die hinter dem Vorhange spielten und in denen namentlich der Reichskanzler Beust we-

fentlich betheiligt war, brachten es endlich so weit, daß sich die verfassungsfeindlichen Elemente zu einem entscheidenden Schritt vereinigten und aus dem Reichsrathe ausschieden. Damit war auch der Sturz des Bürgerministeriums entschieden. Den Vorwand dazu gaben die resultatlosen Verhandlungen über die Resolution mit der Commission und Aussicht auf Verwerfung derselben im Reichsrathe ab. Durch diese Krisis ist nun Oesterreich und damit Galizien in eine neue Phase getreten. Erreicht zwar haben die Polen bis heute noch immer ihre Forderungen nicht, aber sie sind wenigstens dem Ziele näher gekommen.

Es zeigt sich immer mehr, daß es Oesterreich an der Kraft fehlt, um alle die disparaten Elemente zusammenzuhalten. Galizien verlangt eine ähnliche Stellung wie Ungarn, dabei aber ist im Innern ein nationaler Kampf wilder Leidenschaft entfacht, der, je länger er anhält, um so gefährlicher für den Bestand der ganzen Monarchie werden kann. Schon sieht Rußland mit lüsternen Augen nach diesem Lande, die Begünstigung des polnischen Elements, die Unterdrückung der Ruthenen kann sehr leicht Anlaß zu einem Conflict zwischen Oesterreich und Rußland bieten. Statt alles wegzuräumen, was diesen Conflict verschärfen kann, läßt Oesterreich vielmehr sich die Factoren dazu immer mehr verschärfen, und so wird es gewiß bald die bittern Früchte seiner inconsequenten Politik ernten.

Die Heerführer der französischen Armee.

Von H. Bartling.

Nachdem wir den hervorragendern Heerführern der französischen Armee eine näher eingehende Aufmerksamkeit geschenkt haben, wenden wir uns nun, um unsere Skizze zu vervollständigen und abzurunden, denjenigen Generalen zu, die unter dem Commando von Mac-Mahon, Bazaine oder in der Nähe des Kaisers eine nennenswerthe Rolle gespielt haben, oder welche durch die Ereignisse der letzten Zeit aus der relativen Dunkelheit des rein militärischen Lebens hervorgetreten sind, um die Aufmerksamkeit auch nichtmilitärischer Kreise auf sich zu ziehen. Daß die nun folgenden biographischen Skizzen nur encyklopädischer Natur sein dürfen, wird durch die geringere Bedeutung der Personen, durch den Raummangel sowie durch die Besorgniß geboten, in etwaige Wiederholungen zu verfallen, denn die größere Anzahl der Träger der Namen, denen wir nun begegnen werden, hat fast auf denselben Schlachtfeldern gekämpft, auf denen die Helden unserer vorhergehenden Skizzen glänzten.

7) General Leboeuf.

Wir beginnen mit dem ehemaligen Kriegsminister, Marschall Leboeuf, der so plötzlich durch die ersten Niederlagen, welche die französische Armee erlitten, von der Scene verschwunden ist. Nicht ganz können wir einstimmen in den endlosen Tadel und die Invectiven, denen dieser Mann von seiten seiner erzürnten Landsleute ausgesetzt ist. Ebenso wenig war der Kaiser zu tadeln, daß er ihm die Vollendung des Werkes übertrug, welches Niel dem Kaiserreich als Erbschaft hinterließ. Was auch immer die Fehler Leboeuf's gewesen sein mögen, er war zweifelsohne einer der besten, wenn nicht der beste Artilleriegeneral Frankreichs. Niel selbst hat ihn zu wiederholten malen als einen der fähigsten Militärs bezeichnet und ihn als Präsident des Artilleriecomité und als Commandeur-en-Chef des gesammten Atilleriewesens stets in seiner Nähe behalten, auch ließen

ihn seine besonders bei der Belagerung von Sewastopol geleisteten Dienste Anspruch auf hohe Anerkennung seitens der Regierung machen. Seine Unfähigkeit als Majorgeneral einer großen Armee lag nur, was wir auch schon bei Mac-Mahon bemerkten, in der einseitigen Ausbildung; Leboeuf ist eine bedeutende Capacität in der Artillerie, aber Stratege ist er nicht, sowie er auch nur wenig von der Verwaltung verstand und ein sehr geringes Organisationstalent besaß, eine Eigenschaft, in welcher die Franzosen den meisten europäischen Völkern nachstehen.

Leboeuf wurde am 6. Dec. 1809 zu Paris geboren und trat am 1. Oct. 1828 in die Polytechnische Schule, in der er am 6. Aug. 1830 zum Unterlieutenant in der Generalstabsschule avancirte, von wo aus er am 6. Aug. 1832 zur Artillerie versetzt wurde. Am 1. Febr. 1833 Oberlieutenant, am 13. Jan. 1837 Kapitän, gehörte er während der Belagerung von Konstantine dem Generalstab der Artillerie an. Er verblieb vom August 1837 bis zum Februar 1841 in Afrika und nahm an den meisten Gefechten theil, die in dieser Zeit in Algerien so schnell aufeinanderfolgten. Es genügt in unserer kurzen Notiz nur hervorzuheben: Im September 1837 seine Vertheidigung des Lagers von Mjéjammar. Im October desselben Jahres Expedition und Belagerung von Konstantine, während welcher er vom Marschall Valée im Tagesbefehl citirt wurde, da er am hellen Tage unter dem Feuer des Platzes den Ort zur Anlegung der Breschbatterie recognoscirt hatte, eine That, die ihm außerdem noch den Orden der Ehrenlegion einbrachte. Im Mai und September 1839 fand die Expedition gegen Gigelli statt; der Kapitän Leboeuf nahm an der Einnahme sowie spätern Vertheidigung des Platzes thätigen Antheil und wurde im Tagesbefehl an die Armee lobend genannt. November 1839 Expedition gegen die Portes de Fer; am 31. Dec. Gefecht von Oued-Bally und neue Citation im Tagesbefehl. Februar 1840 Expedition und Einnahme von Cherchell, im Mai Expedition gegen Medeah und Einnahme der Stadt mit einer Citation unsers Helden im Tagesbefehl. Juni 1840 Einnahme von Milianoh und fünfte Citation im Tagesbefehl. Im October desselben Jahres Verproviantirung von Medeah und Milianoh. Sicherlich keine andere militärische Carrière konnte sich unter günstigern Auspicien ankündigen, und unter den jungen Offizieren seines Grades sagte ein jeder dem Kapitän Leboeuf eine glänzende Zukunft voraus. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er zum Batteriecommandanten ernannt, und im September 1846 zum Escadronschef (soviel als Major). Am 29. Aug. 1848 erhielt er die Stelle als zweiter Commandant in der Polytechnischen Schule; am 8. April 1850 wurde er zum Oberstlieutenant befördert, doch verblieb er noch bis zum October dieses Jahres auf seinem Posten in der Schule, um die er sich große Verdienste erworben hat. Seit dem 10. Mai 1852 war er Oberst, als welcher ihm am 23. Febr. 1854 das Commando über die Artillerie der Orientarmee anvertraut wurde. Am 15. April wurde er Stabschef der Artillerie in der Expeditionsarmee, schiffte sich als solcher am 1. Mai zu Marseille ein und nahm am 20. Sept. an der Schlacht an der Alma theil. Im Monat November 1854 wurde er zum Brigadegeneral ernannt und übernahm als solcher das Commando über die Artillerieattake auf der Linken von Sewastopol. Während der elfmonatlichen Belagerung der Stadt wußte er sich durch seine muthige und umsichtige Führung wiederum drei neue Erwähnungen im Tagesbefehl zu verdienen.

Nach der Einnahme von Sewastopol erhielt er den Befehl über alle Batterien auf dem linken Ufer der Bai, mit denen er die Magazine des Feindes in Brand schoß und das Nordfort zerstörte. Von hier aus wurde er unter sehr schwierigen Verhältnissen mit einer Mission nach Kinburn beauftragt, woselbst er den Oberbefehl bis zum Januar 1856 führte. An die Spitze der Gardeartillerie berufen, deren Organisation er vollendete, wurde er im Monat December 1857 zum Divisionsgeneral befördert. Seit

dem 4. Juni 1840 Offizier der Ehrenlegion, weil er sich mit einem einzigen Geschütz während der Expedition von Gigelli einer Masse von Kabylen entgegengeworfen, die einen großen Militärposten überfallen hatten, erhielt er im Krimkriege das Commandeurkreuz. Im italienischen Feldzuge zeichnete er sich gleichfalls wiederholt aus, seinem geschickten Artillerieangriff auf Solferino ist hauptsächlich die Einnahme dieses Platzes, der den Schlüssel des Schlachtfeldes bildete, zu danken; sowie er es auch war, der mit seinen Kanonen die Oesterreicher zuerst zum Weichen brachte. Wie hart die Franzosen an andern Punkten bedrängt waren, haben wir schon in der Skizze des Generals Trochu gesehen; der Sieg von Solferino wurde zuerst, oder einzig nur vor diesem Orte entschieden. Die letzten Ereignisse aus dem Leben des Generals, seine Thätigkeit als Kriegsminister, seine Ernennung zum Marschall und beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges zum Major=general der Armee sind zu bekannt, um weiterer Erwähnung zu bedürfen.

8) General Frossard.

Der General Frossard, Generaladjudant des Kaisers, Gouverneur des kaiserlichen Prinzen, begann seinen activen Dienst in der Armee am 1. Oct. 1827, nachdem er zuvor seine Studien in der Polytechnischen Schule und in der Genie= und Artillerieschule zu Metz vollendet hatte. Seinen ersten Feldzug machte er als Unterlieutenant 1831 und 1832 in Belgien, wo er an der Belagerung der Citadelle von Antwerpen theilnahm. Für seinen bei diesem Unternehmen bewiesenen Muth empfing er den belgischen Leopoldsorden. Im Jahre 1833 zum Kapitän ernannt, wurde er nach Afrika geschickt und im Platz von Bougie angestellt, wo er an den verschiedenen Gefechten, die vor demselben stattfanden, theil=nahm, besonders im December 1835, wo er zeitweilig eine Zuavencompagnie commandirte, mit der er heroisch während vier Tagen das kleine Fort Clausel vertheidigte. Nach zwei an=dern in der Mitidjah und im Lager von Buffarik verbrachten Jahren kehrte der Kapitän Frossard nach Frankreich zurück, wo er successive Adjutant bei zwei Geniegeneralen war; 1846 wurde er dem Befestigungsdepôt von Paris attachirt. Nicht lange Zeit darauf erhielt er die Ernennung zum Ordonnanzoffizier Louis Philipp's und den Rang eines Majors; in der vorerwähnten Stellung verblieb er bis zum 24. Febr. 1848. Im Jahre 1849 nahm er an der Belagerung von Rom theil, wurde während derselben verwundet und zum Oberstlieutenant befördert. Er verblieb in Rom als Commandant des Geniecorps der Occupationsarmee bis Ende 1850.

Nach Frankreich zurückberufen, wurde Frossard an der Stelle Leboeuf's zum zweiten Commandanten der Polytechnischen Schule ernannt, welche Stellung er während zweier Jahre bekleidete. Den Rang eines Obersten erhielt er am 2. Jan. 1852. Im Jahre 1853 ging er nach Afrika als Director des Befestigungswesens in die Provinz Oran, welchen Platz er nur verließ, um sich im Januar 1855 nach dem Orient einzuschiffen und das Commando des zweiten Geniecorps zu übernehmen, im Augenblicke, wo die mili=tärischen Operationen in der Krim und vor Sewastopol eine größere Ausdehnung an=nehmen sollten. Das 2. Armeecorps unter General Bosquet hatte die Belagerungs=arbeiten auf der Rechten vor Sewastopol auszuführen, d. h. diejenigen in der Front des Malakow. Der Oberst Frossard wurde mit Leitung dieser Arbeiten beauftragt, die in den ersten Tagen des Monats Februar begonnen wurden und am 8. Sept. die Einnahme des Platzes nach sich zogen; während der Ausführung dieser Arbeiten wurde er durch einen Musketenschuß im Fuß verwundet. Im Monat Mai war er zum General be=fördert worden und erhielt nach dem Fall von Sewastopol das Commandeurkreuz der Ehrenlegion. Während des Winters von 1855—56 fungirte Frossard als interimistischer Commandeur des Geniewesens der Orientarmee und ließ als solcher die Ausführung der Vertheidigungslinien bei Kamiesch vollenden. Nachdem er mit der Armee nach Frankreich

zurückgekehrt war, wurde er im Juni 1856 mit dem General Loboeuf dem Grafen Morny auf seiner außerordentlichen Gesandtschaft zur Krönungsfeier des Kaisers Alexander nach Moskau beigegeben. Von hier zurückgekehrt, wurde er zum Mitgliede des Comité für Befestigungswesen ernannt und kurze Zeit darauf nach Afrika gesandt als Chef des gesammten Geniewesens von Algerien, welche Stellung er bis zu Ende 1858 ausfüllte, wo er zum Divisionsgeneral befördert wurde. Während des italienischen Feldzugs war er commandirender General des Geniewesens der Armee von Italien und ließ als solcher die Befestigungen von Casale ausführen, um dadurch Turin vor einem Handstreich der Oesterreicher zu sichern und dieselben, sollten sie vorrücken, im Rücken und der Flanke zu bedrohen; er war gleichfalls berufen, die Befestigungsarbeiten von Peschiera zu leiten. Nach dem Feldzuge wurde er Großoffizier der Ehrenlegion und später Gouverneur des kaiserlichen Prinzen. Er war es bekanntlich, der in der Schlacht bei Saarbrücken-Spichern commandirte und dort geschlagen wurde.

9) General de Failly.

Der General Charles Achille de Failly, Senator von Frankreich, Adjutant des Kaisers, Präsident des Conseil der Infanterie, wurde am 21. Jan. 1810 zu Rozoy-sur-Serre im Departement Aisne geboren. Zögling der Militärschule zu Paris, wurde er am 1. Oct. 1828 zum Unterlieutenant im 35. Linien-Infanterieregiment ernannt. Am 14. Mai 1830 schiffte er sich nach Afrika ein, wo er der Einnahme von Algier beiwohnte und sich beim Angriff auf das Kaiserfort auszeichnete, sodaß er am 20. Dec. zum Oberlieutenant avancirte. Am 30. April 1837 wurde er Kapitän und diente bis zum 20. Mai 1841 als Kapitän-Adjutant-Major (Richtungsmajor) im 7. Jägerbataillon, von wo er abberufen wurde, um als Ordonnanzoffizier des Königs zu fungiren. Am 3. Juli 1843 wurde er Bataillonscommandant, am 10. Juli 1848 Oberstlieutenant und am 26. Nov. desselben Jahres Director der Militärvorbereitungsschule zu Toulouse, wo er bis zum 8. April 1850 verblieb. Oberst im 20. Linien-Infanterieregiment am 8. Aug. 1851, schiffte er sich aufs neue nach Afrika ein, wo ihm seine vielfachen Verdienste das Offizierkreuz der Ehrenlegion einbrachten. Beim Ausbruch des Krimkriegs wurde er Brigadegeneral und zeichnete sich als solcher in der Schlacht an der Alma aus. Hierauf wurde er zum Gouverneur von Konstantinopel ernannt, in welcher Stellung er bis zum 5. Dec. 1854 verblieb. Dann übernahm er das Commando der 2. Brigade in der 2. Division, leitete am 7. Juni 1855 den Sturmangriff auf die Weißen Werke und zeichnete sich einige Tage später, am 18. Juni, beim Sturm auf den Redan aus. Seine brillante Führung in der Schlacht an der Tschernaïa, wo ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, brachte ihm eine specielle Belobung im Tagesbefehl ein. Am 29. Aug. zum Commandeur der Garde-Voltigeurbrigade ernannt, nahm er mit derselben am Sturm auf den Malakow theil. Seine Erhebung zum Divisionsgeneral belohnte ihn für seine bei der Belagerung geleisteten Dienste. Mit dem Commando über die 4. Division des 2. Armeecorps beauftragt, wurde er mit dieser im October 1855 nach Eupataria gesandt.

Den nach Frankreich zurückgekehrten General berief der Kaiser als seinen Adjutanten und verlieh ihm am 8. Oct. 1857 das Commandeurkreuz der Ehrenlegion. Im April 1859 trat er an die Spitze der 3. Division des 4. Armeecorps der Armee von Italien und nahm an allen Operationen des Feldzugs gegen Oesterreich theil. In der Schlacht von Solferino, wo er mit einer einzigen Brigade in der Nähe von Baite auf wahrhaft heroische Weise gegen einen dreifach überlegenen Feind standhielt, verdiente er sich das Kreuz eines Großoffiziers der Ehrenlegion, das er am Tage nach der Schlacht aus den Händen des Kaisers empfing.

10) General de Ladmirault.

General René Paul de Ladmirault, Inhaber des Großkreuzes der Ehrenlegion, Senator von Frankreich, Commandeur des 2. Armeecorps, dessen Name vielfach während der letzten Kämpfe, die um Metz herum stattgefunden, genannt wurde, stammt aus Montmorillon bei Vienne, Departement du Rhône, wo er am 17. Febr. 1808 das Licht der Welt erblickte. Er trat am 1. Oct. 1829 in die Militärschule von Saint-Cyr, aus der er im Jahre 1830 als Unterlieutenant hervorging und dem 62. Linien-Infanterieregiment zugetheilt wurde, welches er jedoch im nächstfolgenden Jahre verließ, um in das 67. Regiment überzutreten, das bei Algier formirt wurde. Das Leben des Generals de Ladmirault verläuft sich fast ganz und gar wie das des Grafen von Palikao, da er wie jener ununterbrochen 22 Jahre in Algerien diente, 1831—52, in welcher Zeit er, wie die meisten seiner Waffengefährten, an Hunderten von Gefechten theilnahm und sich nach und nach bis zum Range eines Divisionsgenerals aufschwang. Als Brigadegeneral, wozu er 1848 ernannt wurde, commandirte er die Subdivision von Bathna und Medeah. Im Mai 1852 wurde er nach Frankreich zurückberufen und ihm eine Division der Armee von Paris übergeben. Den Feldzug in der Krim machte er nicht mit; doch während des Feldzuges nach Italien führte er die 2. Division des 1. Armeecorps der Armee von Italien. In der Schlacht von Melegnano that er sich durch umsichtige Führung seiner Division hervor. Am Tage von Solferino vertheidigte er in der Frühe den Kirchhof in der Nähe des Ortes, stürmte am Nachmittag mit seiner Division die Verschanzungen der Oesterreicher vor Solferino und empfing hier eine Kugel, die ihm die Schulter zerschmetterte. Kaum nimmt er sich Zeit seine Wunde verbinden zu lassen, und da er sich nicht mehr auf dem Pferde zu halten vermag, geht er zu Fuß wieder auf das Schlachtfeld unter seine Soldaten und gibt seinen letzten vier Reservebataillonen im kritischen Moment den Befehl zum Vorrücken auf den Ort. Er hat nur noch so viel Zeit, dem Marschall Saint-Jean d'Angely die Nachricht zuzusenden, daß alle seine Leute im Feuer sind, als er ohnmächtig zu Boden sinkt und dem General Négrier den Befehl überlassen muß. Seine in dieser Schlacht bewiesene Bravour brachte ihm drei Tage später den Cordon eines Großoffiziers der Ehrenlegion ein. Beim Ausbruche des gegenwärtigen Kriegs wurde er mit seinem Armeecorps dem Marschall Bazaine untergeordnet.

11) General Bourbacki.

General Denis Sauter Bourbacki, Großoffizier der Ehrenlegion, Commandeur der 1. Garde-Infanteriedivision, die er in den Schlachten vor Metz in den Kampf führte, wurde am 22. April 1816 zu Pau geboren. Er ist der Sohn des Obersten Bourbacki, eines alten tapfern Soldaten, griechischen Ursprungs, der im Unabhängigkeitskriege seines Vaterlandes im Jahre 1827 seinen Tod fand. Ausgebildet in der Militärschule von Saint-Cyr, trat der junge Bourbacki am 12. Oct. 1836 als Unterlieutenant in das 59. Linien-Infanterieregiment, wurde aber 1837 unter das Zuavencorps versetzt, wo er im December 1838 zum Oberlieutenant avancirte. Als dieses Corps aufgelöst wurde, trat er in das 24. Linienregiment, später jedoch, nach der neuen Formation der Zuaven, wurde er zum 1. Regiment dieser Truppe versetzt und 1842 in derselben zum Kapitän befördert. Ordonnanzoffizier des Königs Louis Philipp, wurde er 1846 zum Bataillonscommandanten ernannt und zwar im 2. leichten afrikanischen Infanteriebataillon (Zephyrs), später stand er an der Spitze des 6. Bataillons, und 1847 erhielt er das Commando über das in Konstantine garnisonirende Turcosbataillon. Am 16. Jan. 1850 wurde er Oberstlieutenant und trat als solcher in das erste Zuavenregiment, zu dessen Oberst er 1851 befördert wurde, und avancirte am 14. Oct. 1854 zum Brigadegeneral. Als solcher

commandirte er eine Brigade der 2. Division der Orientarmee, dann die 2. Brigade der 2. Division der Nordarmee und endlich eine Brigade des 2. Corps der Orientarmee. Nach dem Krimkriege wurde er zum Commando der Subdivision der Gironde berufen, wurde dann dem Generalgouverneur von Algerien beigegeben und am 12. Aug. 1857 zum Divisionsgeneral befördert. Als der Krieg gegen Oesterreich ausbrach, commandirte er die Division von Lyon, mit der er sich in der Schlacht von Solferino auszeichnete. Seine Hauptverdienste erwarb er sich jedoch in der Krim, wo er in der Schlacht an der Alma mit dem 1. und 2. Zuavenregiment die Telegraphenstation stürmte, bei Inkerman, wo er die rechte Flanke der Engländer durch einen kühnen Angriff auf die russischen Massen vor dem Verderben rettete, und am 8. Sept. 1855 beim Sturm auf dem Malakow. Durch seinen unbeugsamen Muth, seine hohe Ritterlichkeit, und was noch mehr im französischen Heere sagen will, durch seine große Uneigennützigkeit, verdient er den Ruf als einer der besten Elitegenerale der Armee.

12) General Uhrich.

General Jean Alexis Uhrich, geboren am 15. Febr. 1802 zu Pfalzburg, trat am 25. Sept. 1818 in die Militärschule von Saint-Cyr, aus der er nach einem zweijährigen Cursus als Unterlieutenant hervorging, um in die departementale Legion der Hautes Alpes zu treten, die im nächsten Jahre, 1821, in das 3. leichte Linien-Infanterieregiment umgewandelt wurde. Nach Spanien gesandt, wohnte er der Belagerung von Pamplona bei und nahm an allen kriegerischen Operationen theil, welche die Jahre 1823—26 auszeichneten. Am 16. Oct. 1825 wurde er zum Oberlieutenant befördert. Kapitän im September 1831, und Kapitän-Adjutant-Major am 3. Juli 1834, ging er nach Afrika und wurde dort im März 1841 zum Bataillonscommandanten im 23. Linien-Infanterieregiment ernannt. Oberstlieutenant im 69. April 1845, Oberst im 3. leichten Infanterieregiment 1848, war er Brigadegeneral am 3. Jan. 1852 und commandirte als solcher bis zum Mai 1854 das Departement des Unterrheins zu Strasburg, von wo aus er an die Spitze der 2. Infanteriebrigade der Kaisergarde berufen wurde. Als die kritische Lage der Verbündeten vor Sewastopol bedeutende Verstärkungen erheischte und sich Napoleon infolge dessen entschloß, seine neugebildete Brigade nach der Krim zu senden, war der General Uhrich der erste, der sich mit seiner Brigade zu Marseille einschiffte und am 21. Jan. 1855 vor Sewastopol eintraf. Als nun am 18. Juni 1855 der erste große Sturm auf den Malakow stattfand, bei welchem der Befehl über die Sturmcolonnen auf so unverantwortliche Weise von Pélissier dem General Bosquet entzogen wurde, der einige Tage vorher die Außenwerke genommen, da war es dem General Uhrich vorbehalten, mit vier Bataillonen der Garde die fliehenden Regimenter der Divisionen Brunet und May wieder zu sammeln und das Vordringen der Russen über den Ravin des Carenage zu verhindern. Seinen Truppen mit der Fahne in der Hand voraus, brach er hervor, seine Grenadiere thaten Wunder der Tapferkeit, doch alles war umsonst, der Sieg war an diesem Tage den Händen der Franzosen entschlüpft, und Uhrich konnte mit seinen Tapfern nichts weiter thun als den Rückzug decken, was er denn auch auf glänzende Weise ausführte. Als Belohnung für seine an diesem Tage bewiesene Bravour wurde er am 11. Aug. zum Divisionsgeneral ernannt, als welcher er an die Spitze der 1. Infanteriedivision des 1. Armeecorps der Nordarmee trat. Seit dem Jahre 1856 commandirte der General Uhrich die 4. Infanteriedivision der Armee von Paris, und während des italienischen Feldzugs führte er die 2. Infanteriedivision des 5. Armeecorps, das unter dem Prinzen Napoleon stand, und wie wir wissen nur geringen Antheil an den Operationen in diesem Kriege nahm. Seit der Mitte der sechziger Jahre gehörte Uhrich der Reserve an und wurde beim Ausbruche des gegenwärtigen

Krieges zum Gouverneur von Strasburg genannt, zu welchem Posten er in seiner Eigenschaft als Elsässer sowie durch seinen Ruf als unbeugsamer Soldat mehr denn irgendein anderer in der Armee befähigt ist. Im Heere genoß Uhrich niemals den Ruf eines hervorragenden Talents, sondern man zählte ihn vielmehr zur Kategorie der alten Haudegen, die durch Männer wie Marschall Baraguay d'Hilliers, Graf von Schramm, Montauban und Vinoy repräsentirt wird.

13) General von Wimpffen.

General von Wimpffen, der beim Ausbruche des gegenwärtigen Krieges vom Kaiser Napoleon beauftragt wurde, die Kriegserklärung Frankreichs nach Berlin zu bringen, wurde am 13. Sept. 1811 geboren. Schüler von Saint-Cyr bis zum 1. Oct. 1832, trat er als Unterlieutenant in das 49. Linien-Infanterieregiment. Im April 1837 wurde er zum Oberlieutenant befördert, im October 1840 zum Kapitän und am 22. April 1847 zum Bataillonscommandanten im 44. Linien-Infanterieregiment. Als Kapitän hatte er unter den neuerrichteten Turcos (Tirailleurs indigènes) gedient, und da er sich hier durch seine tiefe Kenntniß der Sitten und Gebräuche der Kabylen und ihrer Sprache hervorgethan, wurde er auch im Jahre 1848 wieder zu den Turcos zurückversetzt, bei denen er drei Jahre verblieb. Im September 1851 Oberstlieutenant, August 1853 Oberst, kehrte er nach Frankreich zurück, um das Commando des 13. Linien-Infanterieregiments zu übernehmen. Doch schon im nächsten Jahre wurde er wieder nach Afrika, wo man seine Dienste nicht entbehren konnte, zurückgesandt, um ein neuformirtes Turcosregiment zu führen. Am 13. März 1853 wurde er zum Brigadegeneral befördert. Zuerst beauftragt mit dem Commando einer Brigade der 2. Infanteriedivision des 2. Armeecorps der Orientarmee, wurde er später, den 7. Febr. 1856, Commandeur einer Infanteriebrigade der Kaisergarde. Ritter der Ehrenlegion seit 1844, Offizier seit 1849, Commandeur seit 1854, Großoffizier seit 1860, ist er außerdem noch Commandeur des Medjidié- und Ritter des Bathordens, sowie ferner auf seiner Brust verschiedene Medaillen glänzen, die er sich in den zahlreichen Feldzügen, denen er beigewohnt, erworben hat. In der That, seine Feldzüge sind zahlreich. Von 1834—35 kämpft er in Algerien, dann kehrt er nach Frankreich zurück, wird aber in kurzer Zeit wieder nach Afrika gesandt und nimmt dann an allen Kämpfen theil, welche in die Jahre von 1842—54 fallen. Den ganzen Orientkrieg macht er mit und sieht Frankreich erst im März 1856 wieder. Seine außerordentliche Kenntniß der arabischen Sprache ließ ihn als die geeignete Person erscheinen, um die Organisation der Turcos zu übernehmen. Als Frankreich den Krimkrieg begann, wurde er aufs neue beauftragt mit einer Reorganisation der Turcos und mit der Mission, diese Truppen zu bewegen, ausnahmsweise für diese Expedition Dienste zu nehmen. Er entledigte sich seines Auftrages mit seltenem Geschick; in kurzer Zeit, durch allerdings fast übermenschliche Anstrengungen, wußte er es dahin zu bringen, daß seine Soldaten fähig waren, gegen disciplinirte Truppen kämpfen zu können. Er führte die Turcos mit Erfolg in den Schlachten an der Alma und von Inkerman. Nach der Schlacht an der Traktirbrücke wurde der Name des Obersten von Wimpffen im Tagesbefehle genannt. Beim Sturm auf den Malakow drang er mit seinen Turcos über den verbarrikadirten Eingang zum Werke und setzte sich dort fest, indem er so den Anstrengungen der Soldaten unter Mac-Mahon einen wichtigen Dienst leistete. Während des italienischen Feldzuges zeichnete er sich vorzüglich in der Schlacht von Magenta aus, wo er an der Spitze der Gardegrenadiere bei Ponte di Magenta kämpfte und die Häuser, die an der Straße nach diesem Orte liegen, eins nach dem andern wegnahm. Der Kampf an dieser Stelle war furchtbar, die Franzosen wurden hier von den Oesterreichern mit Granaten und Raketen beworfen, doch sie hielten stand, da es ihnen unmöglich war, den

Beispielen von Muth und Heroismus zu widerstehen, mit denen sie von ihren Anführern beseelt wurden, die merkwürdigerweise beide einen deutschen Namen führten, Wimpffen und Metmann, letzterer Oberst der Gardegrenadiere. Nach Beendigung des Feldzugs ging General von Wimpffen wieder nach Afrika zurück, wo er bis in die letzte Zeit die Division (Provinz) von Algier commandirte. Daß General Wimpffen, der die Kriegserklärung nach Berlin brachte, auch nach der Schlacht von Sedan die Capitulation abschloß, durch welche ein Heer von 84000 Mann und der Kaiser von Frankreich selbst kriegsgefangen wurden, erscheint als eine eigenthümliche Ironie des Schicksals.

14) General de la Motterouge.

Josephe Edouard de la Motterouge, Großoffizier der Ehrenlegion, augenblicklich commandirender General der National- und Mobilgarde von Paris, ist unstreitig einer der tapfersten und glänzendsten Generale der französischen Armee, wenn er auch, gleich Trochu, infolge seiner antibonapartistischen Ideen niemals die hohe Staffel der Ehren erstieg, auf der andere, weniger fähige Generale sich brüsteten. Er wurde am 3. Febr. 1804 zu Pleneuf im Departement der Cotes-du-Nord geboren und war Schüler von Saint-Cyr bis zum Jahre 1832, wo er in das 22. Linien-Infanterieregiment eintrat. Er machte den Feldzug gegen Spanien mit und war bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen zugegen. Nacheinander Kapitän 1832, Bataillonscommandant 1841, Oberstlieutenant im April 1846, wurde er im Mai desselben Jahres zum Commandanten der Schießschule von Saint-Omer ernannt. Den Rang als Oberst erhielt er am 5. Juli 1848, und seine Beförderung zum Brigadegeneral im December 1852. La Motterouge ist einer der wenigen französischen Generale, die ihre Erstlingslorbern nicht in Afrika gewonnen haben, und erst seit er den Boden der Krim betrat, zeigte er der Armee, welche Fähigkeiten, welchen Muth er besaß. An allen Operationen des blutigen Feldzugs im Orient nahm er theil, überall, wo die Gefahr am größten war, überall, wo es galt den Feind niederzuwerfen, da war man sicher, La Motterouge mit seiner Brigade zu finden. Bei Inkerman am 5. Nov. 1854, bei der Einnahme der Centralbastion am 2. Mai 1855, beim Angriff und der Wegnahme der Contreapproche des Kirchhofes am 23. Mai, und am 8. Sept. beim Sturm auf den Malakow glänzt vor allen der Name La Motterouge; sechsmal während der Belagerung wurde er im Tagesbefehl genannt. Am 22. Juni 1855 wurde er zum Divisionsgeneral befördert; wir verweisen in Bezug auf seine Leistungen an der Spitze seiner Division auf unsere kurze Schilderung des Sturmes auf den Malakow in der biographischen Skizze Mac-Mahon's. Während des italienischen Feldzuges zeichnete er sich nicht minder als in der Krim aus; die Schlachten von Turbigo, Magenta und Solferino waren ebenso viele Zeugen glänzender Waffenthaten, die seinen Namen in der Armee zu einem unvergeßlichen machten. In der letztern Schlacht war er es, der mit seiner Division, unterstützt vom General Decaen, San-Cassiano nahm und dann den Angriff auf den Hügel von Fontana leitete, auf den sich die Oesterreicher nach dem Verlust von San-Cassiano zurückgezogen hatten. Er stürmt mit seinen Soldaten den Hügel, doch er wird zurückgetrieben; wieder dringt er vor, doch ein zweites mal wird sein Angriff abgeschlagen, und erst nach der Ankunft der Artillerie unter Leboeuf gelingt es den Tapfern, unter La Motterouge die Oesterreicher aus ihren Verschanzungen zu vertreiben und sich in San-Cassiano festzusetzen. Bis zum Ausbruche des gegenwärtigen Krieges commandirte La Motterouge die 15. Infanteriedivision, die zu Nantes ihr Hauptquartier hatte und zu dem 5. Armeecorps unter Baraguay d'Hilliers gehörte.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Wie ein unheilverkündendes Zeichen fiel in den Anfang des gewaltigen Schauspiels, das sich gegenwärtig auf französischem Boden abspielt, der jähe Tod Prévost-Paradol's, jenes geistvollen und gesinnungstüchtigen Publicisten, der den Decembermann und seine Politik zeitlebens muthig bekämpft hat und dessen einziger Fehler war, daß er sich schließlich dennoch herbeiließ, seinen Frieden mit dem, wie ihm schien, der Besserung sich zuneigenden Kaiserthum zu machen, ohne zu bemerken, daß dieses, innerlich hohl und keiner Wiedergeburt fähig, dem Abgrunde zurollte.

Lucian Anatole Prévost-Paradol war am 8. Aug. 1829 zu Paris geboren. Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf; sein Vater, ein pensionirter Marineoffizier, und seine Mutter, eine ehemalige Schauspielerin, konnten nicht viel für seine Erziehung thun, zumal er noch ältere Geschwister hatte; doch erbte er das kräftige, wackere Wesen des einen, die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit der andern. Er fand Gönner, ward ins Collége Bourbon aufgenommen und machte daselbst glänzende Studien. Nachdem er zweimal hintereinander den Preis davongetragen hatte (1848 mit einer literarischen, 1849 mit einer philosophischen Arbeit), verließ er die Anstalt, um für selbständige Studien Muße zu gewinnen. Ein im Jahre 1851 bei der Akademie eingereichter Essay über Bernardin de Saint-Pierre („Éloge de Bernardin de Saint-Pierre"), der sich durch Schwung und stilistische Feinheiten auszeichnete, brachte ihm den „Preis der Beredsamkeit" ein. Inhaltlich bedeutender sind seine nun folgenden Arbeiten über „Elisabeth und Heinrich IV." sowie über „Jonathan Swift", ferner seine „Revue de l'histoire universelle" (2 Bde., 1854). Im Jahre 1855 nahm er eine Professur für französische Literatur an der Akademie zu Aix an, hielt es jedoch in dieser Stellung nur ein Jahr aus. Die öffentlichen Zustände seines Vaterlandes behagten ihm nicht; es drängte ihn, bessernd in dieselben einzugreifen, und so kehrte er schon 1856 nach Paris zurück, wo er in die Redaction des „Journal des Débats" eintrat. Hier warf er dem Kaiserthum, dessen gleisnerisches Buhlen mit demokratischen Formen, dessen entnervenden und sittenverderbenden Einfluß er von Grund der Seele haßte, den Fehdehandschuh hin, und fortab setzte er in diesem Blatte und später im „Courrier du Dimanche" der Napoleonischen Politik, deren Schleichwege er wachsam verfolgte, bald mit den Keulenschlägen ehrlicher Ueberzeugung, bald mit den scharf eindringenden Stichen geistreichen Spottes zu. Seiner eleganten Feder gelang es, die Schmach, die das Kaiserthum der Nation anthat, beim Namen zu nennen, ohne doch in die plumpe Heftigkeit zu verfallen, durch die andere Gegner des persönlichen Regiments die Wucht ihrer Angriffe schwächten. Oft kleidete er seine Wahrheiten in treffende Bilder und Gleichnisse ein; so, wenn er einen Artikel mit den Worten eröffnete: „Frankreich gleicht einer schönen Frau am Hofe, die vergebens von den glänzendsten Männern umworben, sich von einem Stallknechte entführen läßt. Von diesem misbraucht, ausgebeutet und mishandelt, kommt sie mehr und mehr herab; aber umsonst, sie hat einmal an ihm Geschmack gewonnen, sie kann von ihrer unwürdigen Neigung nicht lassen."

Die wiederholte Verfolgung, welche die Regierung über beide Blätter verhängte, die schließliche Unterdrückung des „Courrier du Dimanche", die mehrwöchentliche Haft, die Prévost-Paradol sich durch seine immer lästiger werdende Opposition zugezogen hatte — alles dies vermochte nicht, ihn von dieser abzubringen. Mit großer Gewandtheit wußte er das Preßgesetz zu umgehen und innerhalb des von diesem gezogenen Rahmens die Regierung zu geiseln und lächerlich zu machen. Diese Wirkung wußte er oft durch ganz kurz hingeworfene Glossen, ja durch die bloße Gruppirung der Thatsachen zu erreichen, die auf die Absichten des Kaisers und seiner Trabanten grelle Lichter warf und die geheimen Triebfedern ihres Handelns mit stummer Beredsamkeit aufdeckte. Dadurch zog er sich ebenso sehr den Haß der Regierungsmänner als den Beifall aller Unabhängigen und Redlichen zu. Die Akademie, die damals größtentheils noch aus oppositionellen Elementen bestand, nahm ihn am 27. April 1865 (an Ampère's Stelle) in ihre Reihen auf.

Als er in den Saal der Akademie trat, um seine Antrittsrede zu halten, wurde er von Guizot im Namen der ältern Collegen in einer die literarischen, besonders aber auch die publicistischen Verdienste des Neuaufgenommenen rühmend hervorhebenden Rede begrüßt. Bei dieser Gelegenheit geschah es auch, daß Prévost-Paradol zum ersten mal und gewiß nicht ohne inneres Widerstreben die glatten Dielen der Tuilerien betrat, um sich, wie üblich, dem Kaiser vorzustellen. „Ich bedauere, mein Herr", so redete ihn dieser an, „daß Sie nicht zu meinen Freunden zählen", worauf Prévost-Paradol kalt lächelnd erwiderte: „Und ich, Sire, bedauere, nicht zu ihnen zählen zu können."

Aber wie früher die rein literarische, so genügte ihm jetzt auch die rein publicistische Thätigkeit nicht mehr; er sehnte sich danach, seine Ideale praktisch verwirklichen zu helfen auf dem Schauplatze des öffentlichen Lebens, ihnen in der Gesetzgebung und Verwaltung Geltung zu erringen. Zweimal ließ er sich daher bei den Wahlen zum Gesetzgebenden Körper von der Oppositionspartei aufstellen, drang aber beidemal nicht durch; das eine mal unterlag er dem officiellen Candidaten und beim zweiten zersplitterten sich die Stimmen, da ihm, der einen gemäßigten Liberalismus predigte, außer dem officiellen noch ein socialdemokratischer Candidat gegenüberstand. Bitter klagend äußerte er sich damals in Artikeln und Flugschriften über die Präfectenwirthschaft und den Cynismus, mit dem man in Frankreich die demokratische Institution des allgemeinen Stimmrechts, gestützt auf die Unmündigkeit und Lenksamkeit der ungebildeten Massen, fälschte und gerade zur Hintanhaltung freier Regungen misbrauchte.

Mismuthig zog er sich zurück, um erst wieder hervorzutreten, als der Kaiser endlich, dem Drängen der öffentlichen Meinung nachgebend, mit Rouher und dem Anscheine nach mit der Reaction überhaupt brach und als der talentvolle, aber eitle und selbstbetrogene Ollivier sich geberdete, als hätte er die Quadratur des Cirkels, die Versöhnung des Kaiserthums mit der Freiheit, d. h. mit aufrichtig constitutionellen Formen gefunden. Daß Ollivier daran liegen mußte, eine Kraft oder doch wenigstens einen Namen wie den Prévost-Paradol's für sein Cabinet zu gewinnen, begreift sich leicht, und ebenso, daß der Kaiser rasch die ausgestreckte Hand ergriff, um diesen gefährlichen Gegner auf seine Seite zu bringen und sich so am leichtesten seiner Opposition zu entledigen. Daß aber der Wunsch, dem Vaterlande vielleicht nützlich werden zu können und eine neue Aera in Frankreich gründen zu helfen, mächtig genug war, in Prévost-Paradol's scharfblickendem, ehrlichem und geradem Kopfe jeden argwöhnischen Gedanken zu verdrängen, das Mistrauen, das die bewegende Kraft seines ganzen Lebens und Wirkens gewesen war, auszulöschen, bleibt immer eine Art von psychologischem Räthsel. Genug, er nahm den ihm von Ollivier angebotenen Posten eines französischen Gesandten in Washington an, und fortan war es, als hielte ihn ein böser Dämon fest auf dem dunkeln Pfade, den er betreten hatte. Die „ehrlichen Leute" (Daru und Buffet) zogen ihre Hand von dem Blendwerke zurück, zu dem sie den Namen hatten hergeben sollen; das wunderliche Plebiscit mit seiner aufdringlichen Erinnerung an den Staatsstreich wurde vorbereitet und ging, unter dem Widerspruche der Oppositionspartei und nicht zur Stärkung der Freiheit, vor sich; selbst den uneingeweihten Beobachtern fiel es wie Schuppen von den Augen; das Kaiserthum hatte nichts gelernt und nichts vergessen. Paradol beharrte auf seinem Entschlusse und trat seinen Posten an. Hoffte er, nachdem er in demselben seine praktische staatsmännische Schule durchgemacht und nach Frankreich zurückgekehrt sein würde, den Boden zur Verwirklichung seines Programms besser vorbereitet zu finden? Er ahnte nicht, daß er nimmer wiederkehren sollte.

Am 2. Juli 1870 verließ er Paris im tiefsten Frieden und langte 12 Tage später in Amerika an. Wie war er überrascht und bestürzt, als er hier von dem inzwischen von seiner Regierung mit so unerhörter Frivolität und Plumpheit angezettelten Kriege hörte! Nicht als ob ein Zusammenstoß Frankreichs mit Preußen-Deutschland völlig außerhalb seines politischen Gesichtskreises gewesen wäre. Im Gegentheil, er hielt denselben für unvermeidlich, und war mit Thiers der Meinung, daß die Nichteinmischung in die Kämpfe mit Dänemark und Oesterreich die größten Unterlassungssünden der auswärtigen Politik Napoleon's III. gewesen seien. Noch in seiner letzten größern Schrift: „La France nouvelle", die zur Zeit ihres Erscheinens viel Aufsehen machte (1868), äußerte er über diesen Punkt: „Solange der Zusammenstoß zwischen Frankreich und

Preußen nicht stattgefunden, fühlt Europa instinctiv, daß es in einem provisorischen Zustande dahinlebt. Seit der Losreißung der Elbherzogthümer sind diese beiden Mächte losgelassen und eilen aufeinander zu wie zwei Eisenbahnzüge, die von Osten und Westen her auf demselben Gleise widereinander heranbrausen. Der Philosoph mag das beklagen; dennoch ist der Zusammenstoß unfehlbar und wird unvermeidlich stattfinden." Trotzdem war Prévost-Paradol von der plötzlich vorstürzenden und keck zugreifenden Art, wie die kaiserliche Regierung diesen Kampf einleitete, erschreckt und tief verstimmt, zumal er schon in Paris aus dem Gebaren der Hofpartei entnommen hatte, daß es dieser nur darum zu thun war, die junge Saat der kaum begonnenen constitutionellen Arbeit zu zertreten und die Leidenschaften des Volkes wieder einmal nach außen zu lenken. Als er nun gar in Washington beim Staatssecretär Hamilton Fish seinen Antrittsbesuch machte und dieser, ein ehemaliger Freund Paradol's, durchblicken ließ, daß er ihn zwar in seiner Eigenschaft als französischen Gesandten immer höflich empfangen werde, sein früheres freundschaftliches Verhältniß aber mit ihm, einem Diener Napoleon's, unmöglich fortsetzen könne — da war es um seine Ruhe geschehen. In verbitterter Stimmung und halb mechanisch verrichtete Paradol die Gänge und Geschäfte, durch die er sich in seinen neuen Beruf einzuführen hatte, und schon am 21. Juli machte er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende, nachdem er bereits am 19. einen vergeblichen Selbstmordversuch gemacht hatte.

Dieser plötzliche Tod des kaum installirten Gesandten rief in der gesammten amerikanischen Presse Sensation und schmerzliches Bedauern hervor. Arge Bestürzung richtete der jähe Schlag in Paris an. Kaum ließen die lärmenden Vorbereitungen zum beginnenden Kriege den Parisern Zeit, sich genaue Rechenschaft über den seltsamen Vorfall zu geben. Man sprach nicht weiter davon, aber man nahm es für eine düstere Vorbedeutung. In der That steht das traurige Ende Paradol's in der engsten Verbindung mit dem bald darauf erfolgenden Sturze des zweiten Kaiserreichs. Zu spät hatte dieser hochbegabte und edel angelegte Mann eingesehen, daß er ein Opfer jenes unseligen Systems geworden war, das unrettbar dem Verderben entgegenging und Frankreich mit in dasselbe hineinriß.

Reinhold Klotz, Professor der classischen Philologie, starb am 10. Aug. 1870 zu Kleinzschocher bei Leipzig. Klotz gehörte wegen seiner ausgebreiteten und gründlichen Gelehrsamkeit in der Alterthumswissenschaft zu den bedeutendsten Philologen der Gegenwart und war neben Friedrich Ritschl und Georg Curtius eine Zierde der sächsischen Hochschule, welche seit alter Zeit unter ihren Gelehrten auch Philologen ersten Ranges aufzuweisen hatte. Klotz war ein Schüler Gottfried Hermann's, der in einer langen reichgesegneten Thätigkeit der Gründer einer philologischen Schule war, die unserm Vaterlande eine Reihe tüchtiger akademischer und Gymnasiallehrer gegeben hat. Geboren wurde er am 13. März 1807 zu Stollberg im sächsischen Erzgebirge; sein Vater war dort Oberpfarrer. 19 Jahre alt wurde er 1826 als Student der Philologie auf der Universität seines sächsischen Vaterlandes inscribirt. Natürlich war es, daß er sich besonders zu den Vorträgen G. Hermann's hingezogen fühlte; dieser geniale Mann, damals auf der Höhe seines Ruhmes, wußte durch seine frische gediegene Art, mit welcher er die großen Alten interpretirte, empfängliche Geister für das philologische Studium zu gewinnen. Im Jahre 1831 habilitirte er sich als Privatdocent in Leipzig. Im folgenden Jahre besorgte er in Gemeinschaft mit Seebode und Christian Jahn die Herausgabe der „Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik", die jetzt unter der umsichtigen Leitung A. Fleckeisen's und Hermann Masius' stehen und immer zu den besten philologischen Zeitschriften gehört haben. Klotz selbst versah die Jahrbücher mit tüchtigen Beiträgen, aus welchen eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit sichtbar wurde. Aus den Bemerkungen, welche er der von ihm 1832 besorgten zweiten Ausgabe des von dem zittauer Gymnasialrector Sintenis herausgegebenen Werkchens: „Versuch einer praktischen Anleitung zu Cicero's Schreibart", hinzufügte, geht hervor, welch eindringendes und sorgfältiges Studium er den Ciceronischen Schriften gewidmet hat; er weiß sehr genau über den Sprachgebrauch des römischen Redners Rechenschaft zu geben. In einer besondern Ausgabe der „Ciceronischen Reden" (3 Bde., Leipzig 1835—39) trat seine große Gelehrsamkeit in glänzender Weise hervor. Für das sachliche Verständniß hatte er sich durch das Studium der

Schriften Niebuhr's, Savigny's und anderer Juristen und Historiker in tüchtiger Weise vorbereitet. Aber daß er sich nicht blos mit den Reden des Cicero angelegentlich beschäftigt hatte, sondern allen erhaltenen Schriften des in neuerer Zeit so hart beurtheilten um die römische Literatur doch sehr verdienten Römers eifriges Studium zugewendet hatte, das legte eine in der Teubner'schen Buchhandlung zuerst im Jahre 1850 in 2. Aufl. 1868 erschienene Ausgabe der Werke des Cicero zu Tage. Auch mit den Komödien des Terentius hatte er sich genau beschäftigt. Umfassende Kenntniß des gesammten lateinischen Sprachschatzes bewies er in dem von ihm unter Mitwirkung Lübker's und Hudemann's herausgegebenen „Handwörterbuch der lateinischen Sprache" (Braunschweig 1858), welches die Mitte halten sollte zwischen den größern sogenannten Thesauren und den kleinern Hand- und Schulwörterbüchern. Schon im Jahre 1846 erschien der erste Band eines nach den Quellen bearbeiteten „Handbuchs der lateinischen Literaturgeschichte" von R. Klotz, und es ist sehr zu bedauern, daß eine Fortsetzung dieses gründlichen, auf umfänglichen und sorgsamen Studien basirenden Werks nicht erschienen ist. Auch als Uebersetzer ist Klotz thätig gewesen. Doch nicht blos der römischen Literatur hatte er seine Kräfte gewidmet, auch mit den Dichtern und Schriftstellern Griechenlands war er in seltener Weise vertraut, sodaß er in aller Weise befähigt war in der von Jacobs und Rost unternommenen Sammlung von Ausgaben griechischer Schriftsteller die zweiten Ausgaben der Tragödie des Euripides zu besorgen. Durch eine Ausgabe des Werkes des berühmten Devarius über die Partikeln der griechischen Sprache zeigte er, daß er ein feiner Kenner der griechischen Grammatik war. Im Jahre 1831 hatte er sich in Leipzig als Privatdocent habilitirt, 1839 wurde er ordentlicher Professor und 1849 nach dem Tode G. Hermann's Mitdirector des philologischen Seminars. Wir sind gewiß, daß seine zahlreichen Schüler in Liebe und Dankbarkeit sich seiner erinnern.

Am 28. Mai 1870 starb Dr. C. F. Ameis, Professor am Gymnasium in Mühlhausen in Thüringen. Nicht blos als Schulmann, der in einer eminenten Weise pädagogisches Lehrgeschick besaß, sondern auch als Gelehrter erfreute sich Ameis eines weit über die Grenzen des engern Vaterlandes hinausreichenden Rufes. Auch er war wie so viele der ausgezeichnetsten Philologen ein Schüler des berühmten G. Hermann in Leipzig. Diesem seinem hochverdienten Lehrer, dem er immer ein dankbares Andenken bewahrte, hat er ein schönes Denkmal treuer Anhänglichkeit gestiftet in einer Schrift: „Gottfried Hermann's pädagogischer Einfluß. Ein Beitrag zur Charakteristik des altclassischen Humanisten" (Jena 1850). Wohl vorbereitet für die Wissenschaft auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Bautzen hatte er die Universität Leipzig bezogen, um sich hier in jugendlicher Frische und Begeisterung den philologischen Studien zu widmen. Nach einigen Jahren setzte er unter der Leitung G. Bernhardy's in Halle seine wissenschaftliche Ausbildung fort. G. Hermann und G. Bernhardy verdankte der Verstorbene nach allen Seiten hin tiefgehende Anregungen. Als er mit Auszeichnung die preußische Staatsprüfung bestanden, wurde er Lehrer in Magdeburg und von dort siedelte er im Jahre 1837, einem Rufe nach Mühlhausen folgend, in diese vormalige thüringische Freie Reichsstadt über, um in einer langen Reihe von Jahren der mühlhauser Jugend ein tüchtiger Lehrer zu werden. Vor allen Dingen war er darauf aus die Schüler in die hellenische Welt einzuführen. Für die Gedichte des Homer, die Tragödien des Sophokles, Plutarch, Thucydides, Plato, kurz für alle auf der Schule in der Regel gelesene Autoren wußte er sie in nachhaltiger Weise anzuregen und ihr Verständniß überraschend schnell zu fördern. Neben den Arbeiten seines Amtes versäumte er nicht in der fleißigsten Weise fortzustudiren, namentlich waren es die Idyllen des Theokrit, die ihn anzogen. Die Resultate seiner Studien legte er in einem gehaltreichen Programm: „Bemerkungen zu Theokrit's Idyllen" (Mühlhausen 1840) der gelehrten Welt vor. Im Jahre 1846 erschien in Paris bei Didot „Theocritus, Bio, Moschus, gr. et lat. recogn. et praef. crit. instr. C. Fr. Ameis"; durch dieses Werk begründete er seinen Ruf auch im Auslande. Wie genau und eindringend er sich mit den griechischen Bukolikern beschäftigt hatte, davon gibt auch Zeugniß ein umfängliches Programm über den Gebrauch des Artikels in den griechischen Bukolikern als Probe eines Lexikons über diese Dichter (Mühlhausen 1846). In den letzten Decennien seines Lebens hatte Ameis seine Studien

vorzugsweise auf Homer concentrirt, sodaß man mit vollem Rechte behaupten konnte, daß er zu den genauesten Kennern der immer größere Dimensionen annehmenden Homerischen Forschungen gehörte. Die in der berühmten Teubner'schen Buchhandlung erschienene „Schulausgabe der Odyssee" liegt bereits in der 4. Auflage vor. Durch diese für die grammatische und sachliche Erklärung der Homerischen Gedichte so wichtige Arbeit hat sich Ameis die größten Verdienste erworben. In einem kritischen und exegetischen Anhange zu dieser Ausgabe werden für die Homerischen Forschungen wichtige Fragen erörtert; sehr zu beklagen ist, daß von der Ilias, deren Bearbeitung er ebenfalls übernommen hatte, nur sechs Bücher erschienen sind. Außerdem veröffentlichte Ameis in Zeitschriften viele sehr tüchtige, von Schulmännern gern gelesene Abhandlungen. In dem letzten Jahre war der sonst immer rüstige Mann kränklich, er erlag der Krankheit Ausgangs Mai. Die Wissenschaft hat an dem Hingeschiedenen einen tüchtigen Forscher, die Schule einen begabten Lehrer verloren; sein Andenken bleibt in Segen.

Schweden hat in der Nacht vom 7. zum 8. Sept. 1870 einen seiner edelsten und thätigsten Söhne verloren, nämlich den Schöpfer des schwedischen Eisenbahnsystems, Obersten Freiherrn Nils Ericson, welcher in Stockholm in einem Alter von über 68 Jahren starb. Er war der Aeltere von einem Bruderpaare, welches, von einer niedrigen Hütte ausgegangen, durch Genie, Kraft des Willens und Ausdauer Großes ausgeführt hat, der eine, Nils, in dem europäischen Norden durch seine Schleusen-, Kanal- und Eisenbahnbauten, der andere, John, lebend in Amerika, in der ganzen civilisirten Welt durch seine epochemachenden mechanischen Erfindungen.

Nils Ericson wurde in der Längbanshütte im Kirchspiel Gäsborn in Wermland, an welcher sein Vater einen kleinen Antheil hatte, den 31. Jan. 1802 geboren. Späterhin verkaufte der Vater sein Besitzthum in Wermland und wurde 1811 bei den Arbeiten am Göthakanal angestellt, bei welchen Arbeiten auch seine beiden Söhne, Nils und der um ein Jahr jüngere John, im Jahre 1816 als Zöglinge angenommen wurden. Der erstere wurde 1820 zum Nivelleur befördert, und als er sich durch seine Energie und seine praktischen Kenntnisse in dem Ingenieurwesen bemerkbar machte, 1823 zum Unterlieutenant beim Ingenieurcorps, 1824 zum Arbeitschef bei den Kanalarbeiten ernannt, und 1828 wurde dieses Amt auf die ganze Strecke von dem See Asplängen bis an die Ostsee ausgedehnt. Gleichzeitig wurde er Lieutenant in der Armee und 1830 als Kapitän in das mechanische Corps der Flotte versetzt, sowie zum Obermechanikus bei den alten Schleusen des Trollhättakanals und zum Chef des westlichen Districts der Wege- und Wasserbauten verordnet. In den Jahren 1831—39 wurden unter seiner Leitung die Kanäle bei Ström und Stallbacka an der Göthaelf, bei Seffle an der Byelf und bei Carlstad und im Albrektssund vollendet; 1832 wurde er zum Major und 1842 zum Oberstlieutenant in dem Corps befördert und 1841 erhielt er von dem Könige den Wasaorden. Im Jahre 1838—44 führte er eine seiner größten Arbeiten aus, nämlich die neuen Schleusen an der Seite der 112 Fuß hohen Trollhättafälle in der Göthaelf in den Dimensionen des Göthakanals, während die alten bedeutend kleiner waren und den Anforderungen der Zeit überhaupt nicht länger entsprachen. Bei der Eröffnung dieser Schleusen in Gegenwart des Königs Oskar überreichte ihm dieser die Insignien des Nordsternordens. Das nächste große Unternehmen Ericson's war die Anlage der neuen Schleuse in Stockholm, welche 1850 vollendet wurde. In Verbindung damit standen der Kaibau längs der ganzen Schiffbrücke, die Regulirung des Platzes Karl's XIV., die neuen Brücken über den alten Schleusengraben und die Aptirung desselben zu einem sogenannten Fischfang (Fischverkaufshalle); auch wurden gleichzeitig mit diesen Arbeiten unter seiner Leitung die beiden Reparationsdocken auf dem Beckholm (bei Stockholm) in den Felsen gesprengt. Bei der Vollendung des Schleusenbaues wurde Ericson zum Commandeur des Wasaordens ernannt und zum Obersten befördert; im folgenden Jahre erhielt er auch die Insignien eines Commandeurs des norwegischen Sanct-Olafsordens, weil er für die Wege- und Wasserbauten in Norwegen Untersuchungen angestellt, mehrere Vorschläge gemacht und überhaupt mit Rathschlägen und Belehrungen an die Hand gegangen war. Bei der Enthüllung der Statue Karl's XIV. Johann wurde er in den adelichen Stand erhoben. Das größte Werk unter seinen Wasserbauten ist die Anlage des Saima-

kanals in Finland, welcher den 180 Fuß hoch belegenen See Saimen mit dem Finnischen Meerbusen verbindet. Trotz der vielen und unvorhergesehenen Schwierigkeiten vollendete Ericson diese Arbeiten 1819—55 und wurde von dem russischen Kaiser mit dem Sanct-Annaorden zweiter Klasse in Brillanten decorirt. Als im December 1854 die schwedischen Reichsstände die Anlage zweier Eisenbahnen zur Verbindung Stockholms mit Göthaborg und Malmö beschlossen, war die erste Frage bei der Ausführung dieses Beschlusses, wen man an die Spitze des großen Unternehmens setzen sollte. Es war ein Mann erforderlich, der Organisationsfähigkeit, Kraft, einen klaren Blick und Tüchtigkeit in der Ingenieurwissenschaft besaß. Die Wahl konnte nicht schwierig sein. Ericson ließ sich überreden, die Leitung des Ganzen zu übernehmen, obgleich er beschlossen hatte, niemals wieder eine öffentliche Arbeit auszuführen. Das Vertrauen, welches ihm hierbei bewiesen, der Umfang an Macht und Verantwortlichkeit, welche in seine Hand gelegt wurden, ist vielleicht noch niemals in friedlichen Angelegenheiten irgendeinem schwedischen Beamten übertragen worden. Die Arbeiten an den Eisenbahnen des Staats begannen im Frühling 1855. Schon im December 1856 wurden die Bahntheile Göthaborg-Jonsered und Malmö-Lund, 1859 die Strecke bis Töreboda am Göthakanal und 1862 die ganze Bahn zwischen Stockholm und Göthaborg dem Betriebe übergeben. Bei der gleichzeitigen Eröffnung der Linien Göthaborg-Falköping und Malmö-Höör im Jahre 1858 hatte Ericson das Großkreuz des Wasaordens erhalten, welches er späterhin, 1862, in Brillanten erhielt; bei der Krönung des jetzigen Königs Karl XV. 1860 wurde Ericson in den freiherrlichen Stand erhoben. Die Verdienste Ericson's um die schwedischen Eisenbahnen sind ungemein groß, ja man kann ihn den Vater derselben nennen; er hat nicht nur den Plan dazu entworfen und einen großen Theil der jetzt vollendeten Strecken ausgeführt, sondern auch mit ebenso unbezwinglicher Energie in Wort und Schrift für die Durchsetzung seiner Ideen gearbeitet, in welcher Hinsicht besonders die zwar nur 10100 Fuß lange, aber als Riesenwerk bewunderte Verbindungsbahn durch Stockholm anzuführen ist, die aber freilich wegen der fast unglaublichen Schwierigkeiten nebst dem großartigen Stationshause gegen $6\frac{1}{2}$ Mill. Rthlr. gekostet hat, wozu die Reichsstände 4,370000 Rthlr. angewiesen haben, die Stadt Stockholm aber den Rest trägt. Mit dem 1. Jan. trat Ericson ab von seinem Amte als Chef der Eisenbahnbauten, nachdem die Reichsstände ihm zuvor als Belohnung seiner Verdienste eine jährliche Pension von 15000 Rthlrn. bewilligt hatten, und Ericson zog sich nun zurück nach seinem an der Göthaelf unweit Wenersborg belegenen schönen Gute Nygård. Doch sein thätiger Geist konnte sich mit der Ruhe nicht befreunden, selbst nachdem er ein ganzes Mannesalter in Mühe und Arbeit verlebt hatte. Immerwährend stand er der neuen Direction über die Eisenbauten mit seinen Rathschlägen bei und wirkte durch von Zeit zu Zeit veröffentlichte Schriften für den Fortgang derselben; ja noch einmal trat er hervor, um ein neues großes Werk als Schlußstein zu den frühern hinzuzufügen. Es sollten nämlich in Dalsland eine Reihe von terrassenförmig übereinander belegenen Landseen untereinander und mit dem großen Wenersee verbunden werden — ein Unternehmen, das mit großen Schwierigkeiten verbunden war; einer von Ericson's Söhnen übernahm die Arbeit als Entrepreneur und der Vater wurde der erste Ingenieur des Sohnes. So wurde der Kanal 1864—67 vollendet; man bewundert in demselben besonders als ein Meisterstück der Wasserbaukunst den Aquäduct bei Häfverud, welcher über einem darunter hinbrausenden Wasserfalle frei in der Luft schwebt. Ericson hatte, wie er selbst zu sagen pflegte, beinahe niemals gewußt, was Krankheit war. Auch zeugten die hohe Gestalt und die lebhaften Bewegungen von einer ungewöhnlichen Kraft und Gesundheit für einen Mann in seinen Jahren. Doch vor einigen Monaten begann er an Steinplagen zu leiden, die eine Operation nothwendig machten. Die Folge derselben aber war eine Inflammation, welche seinem für sein Vaterland so nützlichen Leben ein Ende machte.

Ericson war seit 1833 verheirathet mit Wendela Wilhelmina von Schwerin, welche ihn nebst drei Söhnen, alle in der schwedischen Armee als Offiziere angestellt, und einer verheiratheten Tochter überlebt.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die provisorische Regierung in Frankreich von 1870.

Von H. Bartling.

Le gouvernement de la France doit réunir les voeux de la nation légalement émis, et se coordonner avec les autres gouvernements, pour devenir un lien commun et de garantie de la paix entre la France et l'Europe.

(Rede von Dupont de l'Eure in der Sitzung der Deputirtenkammer am 15. Juli 1815.)

Erster Artikel.

Einleitung: Die republikanische Partei in Frankreich.

Unser 19. Jahrhundert, so wie es bisjetzt sich vor unsern Blicken entrollt hat, gleicht einem Shakspeare'schen Drama. Das Vorspiel wird durch die große Französische Revolution und die blutgetränkten Schlachtgefilde des ersten Kaiserreichs in Scene gesetzt, aber das Stück selbst beginnt mit einer Komödie, der Heiligen Allianz, dem Congreß zu Wien und der Restauration der Bourbonen. Sein zweiter Act ist die Julimonarchie mit ihren neuen Doctrinen und den Reminiscenzen an das erste Kaiserthum und seinen Aspirationen; dann ein Zwischenspiel, 1848, mit phantastischen Hoffnungen und bittern Enttäuschungen, radicalen Ausschweifungen und reactionären Uebergriffen; später in Frankreich ein zweites Kaiserthum, das den Schlachtgefilden und Blutscenen des ersten noch einen Sittenverfall hinzufügt, der nur in dem entnervten Rom, von dem uns Juvenal und Seneca ein Zeugniß ablegen, seinesgleichen hat. Endlich der dritte große Act, wo, wie in den „Nibelungen", ein Rächerarm sich erhebt, um dem Lug und Trug, der Verführung und dem Treubruch, der Schamlosigkeit und der Ueberhebung in einem Volke ein Ende zu machen, das seit Jahrhunderten unter dem trügerisch schimmernden Mantel einer hohlen, nur nach außen hin glänzenden Civilisation sich anmaßte, den Schiedsrichter unter den Nationen Europas zu spielen. Nur das Gerechte, das Wahre gedeiht unter dem Schutze der Vorsehung, nur der Same, vom besonnenen Fortschritt gesäet, nur die auf bürgerliche Tugenden, Bildung und gute Sitten gegründete Civilisation reift zur goldenen Frucht heran, und diese goldene Frucht ist Deutschlands Einheit, die der innern Zerrissenheit des Nachbarstaates machtvoll gegenübersteht.

In nichts spiegelt sich Frankreichs Verfall, Uneinigkeit und Zerrissenheit deutlicher ab als in der Errichtung einer neuen Republik, welche die Freiheit und der Friede sein will, aber in der Wirklichkeit nichts anderes ist als der von den Umständen begünstigte Staatsstreich einer Partei, die sich theilweise auf die Anarchie, theilweise auf den Haß gegen eine schlechte Dynastie und theilweise auf eine gewisse Klasse von Zeitungsschreibern stützt, die sich am 24. Febr. 1848 Lamartine gegenüber rühmten, allein über Monarchie oder Republik entscheiden zu können. Uns muß es an dieser Stelle, wo wir nur die Lebensumrisse der Männer entwerfen wollen, die am 4. Sept. 1870 das Staatsruder Frankreichs ergriffen haben, fern liegen, auf die Berechtigung näher einzugehen, welche sie

besitzen, die Zügel eines großen Volkes in ihre Hände zu nehmen, sowie auf die Aussichten, die sie haben, ihre auf usurpatorischem Wege an sich gerissene Macht durch die Manifestation des Volkswillens bestätigt und verlängert zu sehen. Bevor wir jedoch zur Zeichnung der Porträts der einzelnen Mitglieder der provisorischen Regierung, die sich den Namen eines nationalen Vertheidigungscomité beigelegt hat, übergehen, bevor wir die speciell sie betreffenden Lebensereignisse betrachten, halten wir es für nothwendig, zum bessern Verständniß des Folgenden einen kurzen Rückblick auf die Revolutionen von 1830 und 1848 zu werfen, in denen schon ein großer Theil der Männer, aus denen die gegenwärtige Regierung zusammengesetzt ist, eine thätige Rolle gespielt hat.

Die heutige republikanische Partei in Frankreich wurde erst durch die Julirevolution ins Leben gerufen und hatte in ihrer Kindheit nichts gemein mit den Parteien von 1789 und 1793, denen sie erst später in den verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung verwandt wurde. Die Revolution von 1830 wurde für einen bestimmten Zweck unternommen, und dieser bestimmte Zweck allein war es, welcher den Erfolg herbeiführte. Es war in der That nicht das Volk, sondern die Bourgeoisie, welche die Insurrection heraufbeschwor, und wenn das erstere ohne Zögern seinen Beistand lieh und sie endlich zu einem triumphirenden Ausgange führte, so geschah dies ohne irgendein Hinzielen auf besondere Zwecke und Selbstinteressen. Die Grundursache zum Aufstande war die Charte, und sie wurde gerettet. Damals gab es noch keine Partei, welche in den Straßen für die Republik focht. Wahr ist es, daß in den aufregenden Tagen eines ephemeren Interregnums die Ansicht an das Tageslicht trat, daß die Constitution ebenso gut im Hôtel-de-Ville als im Hôtel Laffitte hätte dictirt werden können; und von diesen Anschauungen allein schreiben die heutigen Republikaner Frankreichs ihren Ursprung her.

Doch noch gab es keine bestimmt gebildete Partei dieses Charakters, die irgendwelche Ansprüche an die Früchte der soeben ausgefochtenen Revolution hätte stellen können. Eine plötzliche und hastige Zusammenkunft weniger Enthusiasten, ohne irgend festgestellte Principien, ohne irgendeine Organisation oder gar klar entworfene Plane, war allein in den Demonstrationen erkennbar. Das Volk wußte von diesem allen noch viel weniger, als es von der Bourgeoisie wußte, und eine Gewalt konnte daher seinen Händen nur durch einen ganz unerwarteten Zufall oder durch ein höchst unnatürliches Experiment anvertraut werden. Aber kaum war die neue Dynastie eingesetzt, als auch schon die Ideen, welche sich während der kurzen Abwesenheit einer verfassungsmäßig consolidirten Staatsgewalt in den Tagen des Juli erzeugt hatten, Wurzel faßten und emporsproßten. In dem Maße nun, als die Bevölkerung das, was sie erlangt hatte, genauer mit dem verglich, was sie vielleicht hätte erlangen können, wurde ihre Unzufriedenheit vergrößert bei dem Gedanken an die Chance, die ihr entschlüpft war, und zu gleicher Zeit begann sie sich einzureden, daß man sie um den Preis betrogen habe, der möglicherweise in ihrem Bereich hätte liegen können, um welchen sie jedoch in der That niemals gerungen hatte. Die Zusammenwirkung der soeben dargelegten Umstände und Meinungen erzeugte die republikanische Partei. Sie sog ihre Kraft und ihr Wachsthum ohne Zweifel aus den Enttäuschungen, welche die Politik des neuen Régime zur Folge hatte, und hätte vielleicht in ihrer Kindheit erdrückt werden können, wenn die Regierung ihr durch eine ehrliche und liberale Ausübung der Principien, auf denen sie gegründet war, allen Vorwand zum Dasein geraubt hätte; doch im Grunde stand sie in keinen Beziehungen zu den Fehlern oder Verdiensten des Bürgerkönigs. Sie war aus Männern zusammengesetzt, deren Geister seit der kurzen Gärung während des Interregnums niemals zur Ruhe gekommen waren, und die sich selbst, und zwar zu spät, überredet hatten, daß eine republikanische Regierungsform die einzig und allein Frankreich dienliche sei, daß sie

dieselbe aber unglücklicherweise verfehlt hatten. Ueber diese nackte Conception gingen zu dieser Zeit die Ideen der neuen Partei kaum hinaus, doch es würde für unsern Zweck zu weit führen, den verschiedenen Phasen ihres Wachsthums Schritt für Schritt zu folgen.

Obgleich nun die neue republikanische Partei sich mit solchen unbestimmten und so übel gepflegten Ideen trug, obgleich sie ohne Unterstützung von seiten der Mächtigen und Erfahrenen blieb, obgleich blos durch eine Hand voll hitzköpfiger Enthusiasten repräsentirt, war sie doch schon innerhalb weniger Monate so angewachsen, daß die Regierung es für nothwendig hielt, sie zu überwachen; ja sie war schon so weit vorgeschritten, daß sie resolut einen Plan für ihre Thätigkeit entworfen hatte. Und nun begannen die Republikaner ein systematisches Unterhöhlen der Orleansdynastie, doch theilten sie sich damals noch nicht in Gemäßigte und Rothe. Grobe Fehler in der innern wie äußern Politik des Bürgerkönigthums, das Aufkeimen und Sichverbreiten socialistischer Ideen unter einer leichtentzündlichen, aber durch und durch ungebildeten Volksmenge führten in 18 Jahren den Sturz der Monarchie herbei, und Frankreich konnte sein Haupt wiederum einmal mit der rothen Kappe schmücken und Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit schreien. Doch nur kurze Zeit dauerte alle diese volksbeglückende Herrlichkeit, denn schon nach einem Jahre war die Republik bis auf den Namen vernichtet. Es könnte überraschend erscheinen, daß eine „Errungenschaft", ein Werk wie das der Revolution von 1848, das man im ersten Augenblick als ein großartiges, überwältigendes anzuschauen geneigt war, gerade an seiner Geburtsstätte zuerst und am vollständigsten vernichtet wurde. Doch dem ist nicht so; die Republikaner Frankreichs von 1848 waren dieselben wie die von 1832, und nichts mehr; ihr politischer Glaube war derselbe, nicht besser, nicht schlechter; ihre Partei war dieselbe, nicht schwächer, nicht stärker; die Unanwendbarkeit ihrer Principien auf die gegenwärtige Lage der Gesellschaft und die Anforderungen der Menschheit so augenscheinlich, aber auch ihnen selbst so unklar wie immer. Und wunderbar ist es, daß gerade eine ihrer Lieblingserfindungen das, was wir soeben dargethan, im vollsten Maße, hell und klar ans Tageslicht bringen sollte. Gewiß dachte in Frankreich niemand daran, daß der suffrage universel so unfehlbar den Ruin seiner eigenen Advocaten herbeiführen würde — wir wollen jedoch bei dieser Gelegenheit dem Leser ins Gedächtniß zurückrufen, daß auch die Republikaner von 1793 ihre Unannehmlichkeiten mit diesem Experiment hatten und solch eine Beschränkung des Stimmrechts befürworteten, als nöthig war um dasselbe thatsächlich für diejenige Partei zu verwerthen, die damals nach Freiheit rang.

Die zertrümmerte Republik gebar denn auch gar bald ein neues despotisches Kaiserreich, dem sich dieselbe Partei, die seit 1830 Ludwig Philipp bekämpft hatte, mit Entschlossenheit entgegenwarf, nur besser organisirt und mit klarern Ideen. Während 20 Jahren blieb dieselbe in der Minderheit, in einer Minderheit, die oft ein gänzliches Verschwinden oder Aussterben dieser Partei anzudeuten schien, und nicht eher konnte sie ungefährdet ihr Haupt wieder erheben, als bis von außen hereindringende Gefahren den ihr gegenüberstehenden Parteien für einige Augenblicke alle Mittel zur Vertheidigung entzogen hatten. Nicht durch eigene Macht, nicht durch eigene Kühnheit, Entschlossenheit oder Umsicht ist die republikanische Partei wieder ans Staatsruder gelangt, sondern einzig und allein durch die fast gänzliche Auflösung des französischen Staatskörpers.

Schauen wir nun für einen Augenblick dem Republikanismus von Frankreich ins Angesicht, versuchen wir in der Betrachtung der Dinge von 1848 uns zu überzeugen, ob die Republik in Frankreich populär und haltbar ist. Wir bezweifeln nicht, daß, wenn die französische Nation auf ihre Kronprätendenten schaut und wahrnimmt, wie die Vorfahren aller dieser Personen ihre Rechte auf den Thron durch schamlose Misverwaltung oder grenzenlos schwache Regierung eingebüßt haben, wenn sie wahrnimmt, wie kein Respect, kein Fünkchen von Zuneigung und Liebe zu einem derselben mehr existirt, daß dann ein Theil

der französischen Bevölkerung, vielleicht die Majorität der gebildeten Klassen umfassend, sich vorfinden mag, welcher sich für kurze Zeit der Republik zuneigt, als dem besten Wall gegen die Anarchie; doch dieselben Männer würden am 24. Febr. 1848 auch Anhänger einer Regentschaft gewesen sein, so wie sie eine solche auch unter den heutigen Umständen unterstützt haben würden. Emile Thomas in seiner Geschichte der „Ateliers nationaux", der gute Mittel und Wege zu einem gesunden und richtigen Urtheil hatte, gesteht ohne Rückhalt, daß am Abend des 24. Febr. 1848 in Paris keine 10000 wirkliche Republikaner vorhanden gewesen seien. Wir selbst haben manche Jahre in Frankreich zugebracht; wir haben mit Personen aller Klassen verkehrt in den Provinzen wie in Paris, und mit Ausnahme von einigen Socialisten sind wir niemals einem theoretischen Republikaner begegnet, d. h. einem solchen, der diese Regierungsform ernstlich wünschte oder eben derselben nur seine Unterstützung gewähren wollte, oder der nicht die Revolution von 1848 sowie einen neuen Ausbruch derselben als ein bitteres Misgeschick beklagt hätte. Die Ecoles vielleicht, die undisciplinirte Jugend des Polytechnikums, ein paar Träumer wie Lamartine, exaltirte Dichter wie Victor Hugo, einige Irréconciliables gleich Jules Favre, Crémieux u. a. waren und sind aufrichtige Republikaner. Eine viel größere Menge von Demagogen, wie Ledru-Rollin, und von Conspiratoren, wie Caussidière und Barbès, und im großen und ganzen der Journalistenkörper, der sein Dasein nur durch Aufregung fristet, waren und sind noch heute unaufrichtige Republikaner. Andere dagegen, die sich diesen Titel anmaßen, sind Anarchisten, welche überhaupt gar keine Regierung wollen, in welcher Form es auch sei. Der Ueberrest sind Communisten und Socialisten, deren Ziel, das sie mit dem Namen Republik bezeichnen, eine Klasse von Institutionen umfaßt, denen vor allem das jetzige Haupt der provisorischen Regierung geradezu entgegengesetzt ist. Und sagt uns nicht Lamartine, dieser glühende Republikaner, selbst, daß der Republikanismus in Frankreich auf schwachen Füßen steht! Die Republik von 1848 war eine Ueberraschung in des Wortes mildester Bedeutung; die heutige ist eine Usurpation, ein Staatsstreich, der nicht einmal den Ruhm der Kühnheit für sich in Anspruch nehmen kann.

Am Schlusse unserer kurzen Einleitung zu den Lebensumrissen der Häupter der gegenwärtigen provisorischen Regierung Frankreichs können wir es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß eine gewisse Analogie zwischen der Errichtung der Republik von 1848 und der heutigen in Frankreich existirt. Heute wie damals ist dieses Reich, was das platte Land und die kleinen Städte anbetrifft, monarchisch, wenn nicht reactionär gesinnt, und nur die großen Städte mit ihren Journalisten, Socialisten, Communisten und andern Schreiern ohne Profession und Glauben sind wie damals die Stützen der Regierung, die sich fast derselben Mittel zu ihrer Erhebung bediente wie die Männer von 1848, die ja auch großentheils heute wieder ans Ruder gelangt sind. Und welche Mittel sind dies? Der Leser selbst mag urtheilen, wenn er Lamartine's Thun mit dem von Jules Favre und Genossen vergleicht! Ein in die Augen fallender Fehler der Franzosen ist ihre Sucht nach Ruhm, Einfluß und Macht. Dumont in seinen „Erinnerungen an Mirabeau" sagt: „Es ist mir zuweilen der Gedanke in den Sinn gekommen, daß, wenn man ohne weitere Wahl 100 Männer in den Straßen von London und Paris aufhielte und jedem von ihnen den Vorschlag machte, die Last der Regierung auf seine Schultern zu nehmen, 99 der Londoner das Anerbieten ausschlagen, dagegen 99 Pariser es annehmen würden." Und in der That, wir finden, daß nur wenige erfahrene Habitués von Amt und Stellung in Frankreich Anstand nehmen und Zögern zeigen. Gewöhnliche Deputirte, Militärs, Journalisten, Gelehrte acceptiren mit einer Naivetät, und man möchte fast sagen, mit einer bäuerlichen Courage Posten, für welche sie, ausgenommen ihren Muth, auch nicht die geringste Befähigung haben. Doch das ist noch

nicht das Schlimmste; sie zögern niemals, auf ihres Vaterlandes Gefahr und Unkosten mit ihren Lieblingsideen zu experimentiren, ja sie scheinen häufig ihr Amt nur einzig und allein deshalb zu schätzen und das Land als einen corpus vile zu betrachten, an dem sie ihre Experimente versuchen können. Um ihren Lieblingstheorien rücksichtslos Bahn zu brechen, ignoriren diese Männer alle Lehren der Vergangenheit und scheinen niemals ein Scheitern derselben für möglich zu halten, noch das Gewicht der Schuld eines Vatermordes, welche doch der Fehlschlag derselben auf ihr Haupt wälzen muß, zu fühlen. Gleich den Töchtern des Pelias, hacken sie ihren alten Erzeuger in Stücke und werfen ihn in den Kessel der Zauberin, hoffend, durch ihre giftigen Kräuter und ihre wilden Gesänge die hinfällige Constitution ihres Erzeugers regeneriren und ihm neues Leben einhauchen zu können. Wer wol, der sein Vaterland aufrichtig liebt, möchte sich zu der Anmaßung verleiten lassen, dasselbe als eine carte blanche zu betrachten, auf die er mit blutigen Strichen alles das kritzeln könne, was ihm gerade in den Sinn kommt? Dieser Grad von Verwegenheit und Selbstüberhebung ist jedoch von manchen der activen Politiker Frankreichs im Jahre 1848 und heute erreicht worden. Die Ereignisse von 1848 haben dies deutlich gezeigt, und heute, wo das Land am Rande des Abgrundes steht, sehen wir ein Gleiches.

Die Geschichte der befremdenden Vorgänge der Februarrevolution und der Antheil Lamartine's an denselben, so wie er ihn in seinem eigenen Werke beschreibt, illustrirt besser, als es unsere Worte vermögen, wie so ganz und gar der Theil des Patriotismus, der in der Achtung vor dem Vaterlande besteht, den Gedanken der Hauptactoren in der Revolution von damals und heute fremd war. Lamartine erzählt, daß er bei seiner Ankunft in der Kammer am Morgen des 24. Febr. von sieben oder acht Personen aus dem Journalistenstande angegangen worden sei, ihnen in ein Privatzimmer zu folgen, und daß man ihn dort mit einer Rede begrüßte, deren kurzer Sinn folgender ist: „Lamartine, wir sind Republikaner und Journalisten: mit unserm Schreien haben wir das Volk bethört: willst du aus unsern Händen die Macht? Jene Ludwig Philipp's ist zu Ende; willst du Minister sein mit der nichtssagenden Regentschaft einer schwachen Frau und einem unmündigen Kinde, oder willst du die Republik ganz und ungetheilt? Wähle! wir sind dein mit Leib und Seele!"*) Lamartine fordert nur „fünf Minuten" Bedenkzeit und dann, ohne einen Schatten von Mistrauen gegen sich selbst, ohne einen An-

*) Als Illustration der heutigen Zustände in Frankreich geben wir die ganze Anrede hier wieder, so wie sie sich in Lamartine's „Histoire de la révolution de 1848" (I, 161) vorfindet: „Wir sind Republikaner und wir wollen es bleiben; doch wir können die Errichtung der Republik verschieben, wenn Frankreich jetzt noch nicht für dieselbe reif ist, wenn es dieselbe nicht ohne Widerstand annehmen, oder wenn es gefährlicher sein sollte, das Land auf einmal in den Vollbesitz der für dasselbe bestimmten Institutionen zu treiben, als es am Rande derselben zu halten. Das sind unsere Zweifel: lösen Sie uns dieselben. Das Volk ruft Sie, es glaubt Ihnen, was Sie aussprechen, soll ein tausendfaches Echo finden; Ihr Wille allein soll geschehen. Die Herrschaft Ludwig Philipp's ist vorüber. Doch möchte vielleicht eine temporäre Souveränetät im Namen eines Kindes, in der Hand einer Frau, gelenkt von einem durch das Volk ernannten und von den Republikanern geachteten populären Minister, möchte solch ein Phantom von Monarchie nicht die Krisis aufhalten und die Nation auf die Republik vorbereiten? Wollen Sie dieser Minister sein? Wollen Sie der Wächter unsers sterbenden Königthums und unserer jugendlichen Freiheit sein, indem Sie über das Kind, die Frau und das Volk regieren? In unsern Personen weiht sich Ihnen die republikanische Partei. Wir verpflichten uns, Ihnen zur Macht zu verhelfen durch den unwiderstehlichen Impuls der Revolution, die draußen wüthet. Wir werden Sie in Ihrer Stellung halten durch unsere Boten, unsere Journale, unsere geheimen Gesellschaften und durch unsere disciplinirten, aus den untersten Schichten der Gesellschaft rekrutirten Streitkräfte. Ihre Sache wird die unsere sein. Frankreich und Europa wird Sie für den Minister der Regentin halten: wir aber werden wissen, daß Sie der Minister der Republik sind!"

flug von Verwirrung, entscheidet er zu Gunsten einer Republik — und innerhalb sechs Stunden wird er im Hôtel-de-Ville an die Spitze einer provisorischen Regierung gestellt. Nun, fassen wir einmal die hervorspringenden Punkte dieses Ereignisses ins Auge. Während Ludwig Philipp noch in den Tuilerien herrscht, während die Stadt im Tumult ist und einzelne Rufe von „Vive la république!" gehört werden, während die neuen Minister thörichterweise ihre Truppen in dem Glauben zurückziehen, daß das irregeleitete Volk mit den Zugeständnissen des Monarchen und der Ernennung einer reformatorischen Administration zufrieden gestellt sein werde, kommen ein halbes Dutzend Journalisten, reden zu einem einflußreichen Deputirten, verkünden ihm, daß die alte Regierung zu Ende und der Monarch abgesetzt ist oder doch abgesetzt werden soll, bieten ihm das Steuerruder des Staats als ein Geschenk aus ihren Händen an und krönen dann die monströse Procedur, indem sie ihm fünf Minuten Bedenkzeit geben, um zu entscheiden, ob die zukünftige Regierung Frankreichs eine Republik oder eine constitutionelle Monarchie unter dem Grafen von Paris sein soll! Lamartine drückt keine Ueberaschung aus, er ist nicht betroffen über die unerhörte Kühnheit eines solchen Anerbietens, er ist nicht erschrocken, sich angesichts von Verrath und Conspiration zu finden, er weist den Einfluß, den man ihm zuschreibt, nicht ab, er bebt nicht zurück vor der furchtbaren Schwere der Frage, die seiner Entscheidung unterworfen ist; sondern sein Gesicht mit der Hand bedeckend, seinen Elnbogen auf eine Tafel stützend, überläuft er schnell die Argumente auf beiden Seiten, die Gründe für und wider, und dann, in kürzerer Zeit als ein Bankier über die Annahme eines unsichern Wechsels entscheidet, oder ein Kaufmann über den Ein- und Verkauf einer Waare, erhebt er sein Haupt, und mit dem unerschütterlichen Vertrauen eines unfehlbaren Papstes spricht er das Fiat aus, welches das Haus Orleans aus Frankreich jagt, und ändert ohne Zustimmung des Volkes eine Dynastie und eine Constitution.

Wir fragen, ob wol die Geschichte ein schlagenderes Beispiel von Selbstüberhebung und tollkühner Sicherheit aufweisen kann, als die Revolution von 1848 oder die Errichtung einer Republik am 4. Sept. 1870? Jules Favre, Crémieux und Arago, die Hauptglieder der heutigen provisorischen Regierung, die schon unter und mit Lamartine im Jahre 1848 eine Rolle spielten, haben heute nur wiederholt, was einst ihr Meister that. Sie haben wie die Bourbonen nichts zugelernt und nichts vergessen; ihre Principien von heute sind noch die von ehemals; wie sie im Jahre 1848 handelten, so handeln sie noch heute, nur daß an die Stelle des todten Meisters der Schüler getreten ist, welchem wie jenem von den Journalisten und der Emeute zur Gewalt verholfen wird, und der wie jener, ohne Zaudern und ohne die Nation zu befragen, die Regierungsgewalt an sich reißt, wo noch die legale vom Lande anerkannte im Verein mit den Kammern in der Ausübung ihrer Functionen ist und sich bestrebt, dem nicht blos durch ihr Verschulden über das Land hereingebrochenen Unglück nach besten Kräften zu begegnen. Was Jules Favre's Auftreten dem Lamartine's so ähnlich macht, das ist sein, um es mit dem rechten Worte zu bezeichnen, verbrecherisches Selbstvertrauen; er, der schon durch seine umfassende professionelle Thätigkeit verhindert wurde, sich große organisatorische Kenntnisse anzueignen, er, der niemals bewiesen hat, daß er ein großer Staatsmann ist, auch niemals Gelegenheit hatte, sich außerhalb seines Landes auf einem Gesandtschaftsposten die Fähigkeiten dazu zu erwerben, drängt sich mit seiner Partei ans Staatsruder, im Augenblick wo eben die allerverdorbenste Regierung, wenn sie nur Geschäftsroutine besaß, dem Lande nützlicher sein konnte, als er mit seinen noch zu erprobenden Fähigkeiten. Schon in der vor der letzten großen Niederlage des französischen Heeres ausgesprochenen Meinung der Republikaner, daß jetzt der richtige Zeitpunkt zu ihrer Erhebung gekommen sei, liegt ihr eigenes Verdammungsurtheil. Statt das ganze Volk zu ihren Ideen zu bekehren und dann eine schlechte Regierung vom Throne und aus dem Lande zu jagen, speculiren sie auf die

Verzweiflung im Lande, auf die durch eine große Niederlage herbeigeführte augenblickliche Desorganisation der Gegenpartei und bilden sich ein, daß der bloße Name Republik ein wahrhaft freiheitgesinntes Volksheer, in dem sich die gebildetsten Elemente eines gebildeten Volkes befinden, auf seinem Siegesmarsche aufhalten werde.

Aus dem bisher Gesagten wird man leicht ersehen, daß es mehr denn fraglich ist, ob die Republik in Frankreich volksthümlich sei und Dauer verspreche.

Wir wenden uns nun den Lebensschicksalen der einzelnen Mitglieder der provisorischen Regierung Frankreichs zu und beginnen mit dem politischen Haupte derselben, Trochu's weiter nicht gedenkend, da wir dessen Lebenslauf schon unter den Heerführern Frankreichs geschildert haben.*) Wir sind uns wohl bewußt, wie wir dies auch schon einmal an gleicher Stelle in dem Charakterbilde eines andern Mannes ausgesprochen haben, daß es etwas Bedenkliches hat, die biographischen Skizzen lebender, noch handelnder Personen zu entwerfen, aus Mangel an genügenden Materialien, aus Scheu vor dem Antasten des intimen Lebens, dann aber auch, weil der Biograph lebenden Personen gegenüber im Strome der Ereignisse sich durch seine eigenen Gefühle gar zu häufig zu einer parteiischen, einseitigen Schilderung fortreißen läßt. Wir wollen in den folgenden Skizzen, soweit es eben möglich ist, diese Klippen zu vermeiden suchen.

1) Jules Favre.

Jules Gabriel Claude Favre, den die demokratische Partei Frankreichs heute als ihr Haupt anerkennt und dessen bedeutungsloseste Geberden und Worte vom Volk mit Enthusiasmus begrüßt werden, wurde zu Lyon am 21. März 1809 geboren. Lyon, diese Stadt revolutionärer Agitationen, ist auf würdige Weise in der Person dieses agitatorischen Advocaten vertreten. Seine Familie stammt aus Savoyen, und seine Aeltern, die dem Handelsstande angehörten, waren fromme, arbeitsame Leute, welche ihren Sohn streng und in rein katholischen Principien auferzogen. Jules Favre war ein musterhaftes Kind, ein frommer und intelligenter Schüler, allen andern von gleichem Alter voraus und stets beflissen, die ihm in der Schule gewordenen Aufgaben aufs genaueste auszuführen. Nachdem er seine Schulzeit absolvirt hatte, versammelte man einen Familienrath, in dem man beschloß, daß ein so vielversprechender und so zukunftverheißender junger Mann Rechtsgelehrter werden müsse.

Wir begegnen hier einem Zuge, der fast allgemein in den französischen Sitten bei der Wahl einer liberalen Profession vorherrscht. Die reichen Ackergutsbesitzer wünschen ihre Söhne als Avoués und Notare zu sehen, die Kaufleute träumen von einem Sohn als Advocaten oder Arzt. Es herrscht, wie wir schon in der Einleitung zeigten, in Frankreich fast in allen Schichten der Bevölkerung eine gewisse Tendenz, zu Macht und Ansehen zu gelangen, ein gewisser Geist ehrgeizigen Strebens, welcher die Gemüther zu einer beständigen, fast fieberhaften Thätigkeit treibt, einer Thätigkeit aber, die nicht wie in Deutschland sich ernsten Studien und tiefem, langjährigem Forschen auf dem weiten Felde der Wissenschaften hingibt, sondern die sich auf ein ganz bestimmtes Feld wirft, dasselbe nach Möglichkeit ausbeutet und ihr Hauptaugenmerk nur auf materielle, schimmernde Erfolge richtet.

Schon in dem Alter von 17 Jahren fühlte sich Jules Favre zum Juristenstande hingezogen. Seine junge, feurige Einbildungskraft ließ in seinem Gehirn Plaidoyers und Philippiken aufdämmern, welche die Tribunen des Alterthums hätten erbleichen machen. Er ging auf den Wunsch seiner Aeltern nach Paris, um dort seine juristischen Studien zu absolviren. Treu den Maximen, die er während seiner Kindheit eingesogen hatte, war

*) Vgl. S. 440 dieses Bandes.

er während seiner Studienzeit, was man auf deutschen Universitäten wol unter dem Namen eines Wingolfiten zu bezeichnen pflegt. Er trank weder Bier noch Wein, noch focht er, oder besuchte die Versammlungen seiner Commilitonen, noch betrat er je ein Kaffeehaus oder führte das libertine Leben des Quartier latin, sondern er war ein fleißiger Kirchenbesucher, ein pünktliches Beichtkind; allen nur erdenklichen religiösen Vereinen gehörte er an, sowie er einer der eifrigsten Begründer der ultrakatholischen Gesellschaft des bonnes lectures war. Sein ernster Fleiß auf der Universität setzte ihn denn auch in kurzer Zeit in Stand, seine Studien zu vollenden, ein brillantes Examen zu machen und wenige Monate vor dem Ausbruche der Julirevolution in Paris seine Bestallung als Advocat zu erhalten.

Die Revolution von 1830 änderte mit einem mal die ganze Geistesrichtung sowie die religiöse und politische Anschauungsweise — wir wollen nicht sagen den Charakter — von Jules Favre; sie machte ihn geradezu trunken. Wie eine Unzahl anderer junger Leute hatte er durch seine classischen Studien unvermerkt sich republikanische Ideen angeeignet, von denen er nun glaubte, daß die Zeit der Erfüllung gekommen sei. Wir finden denn auch Jules Favre sofort in der Mitte der revolutionären Bewegung. Er ist nicht mehr der fromme, eifrige Kirchenbesucher; Messe und Beichtstuhl sind vergessen; Gebetbuch und Tractate werden keines Blickes mehr gewürdigt; den religiösen Vereinen und Brüderschaften wird der Rücken gewendet; statt dessen Studien socialistischer Pamphlete, eifriger Verkehr mit den jungen Republikanern und rege Theilnahme an ihren Versammlungen; mit Einem Worte, aus dem pietistischen Jüngling und Studenten hat sich ein Heros der Julirevolution entpuppt. Die Ernennung des Herzogs von Orleans zum Generalstatthalter des Königreichs am 29. Juli zeigte aller Welt klar, daß Frankreich nichts weiter erwartete, als von einer Monarchie zur andern überzugehen. Jules Favre theilte die Aufregung einer kleinen Gruppe von Personen, die, wie wir in der Einleitung gesehen haben, sich für Republikaner hielten und gehofft hatten, daß eine Republik aus der Revolution hervorgehen werde. Als er sich in seinen ersten Hoffnungen getäuscht sah, loderte sein jugendlicher Zorn in hellen Flammen auf, und er erließ ein Manifest, oder wie er es nannte, eine Petition, die er an den „National“, damals das Organ der Doctrinäre, sandte. Der junge Advocat verlangte die Abschaffung der Königswürde und die Souveränetät des Volks; in einer andern Petition trug er auf die Auflösung der Kammern und auf Bildung einer großen Nationalversammlung an, wie in der ersten großen Revolution. Doch seine Petitionen hatten dasselbe Schicksal wie alle andern derselben Art; sie wurden als lächerlich und unzeitgemäß beiseitegeschoben.

Da durch ein solches Auftreten seine Stellung gegenüber dem jungen Königreiche unhaltbar geworden war, ging er wieder nach seiner Vaterstadt Lyon zurück und ließ sich bei den dortigen Gerichtshöfen als Advocat einschreiben. Die kurze politische Lehrzeit zu Paris hatte in dem Herzen des jungen Rechtsgelehrten manche Illusionen zerstört, dafür aber einen Reichthum von Bitterkeit angesammelt, die er denn auch bald Gelegenheit haben sollte, mit jener ihm eigenthümlichen Ueberschwenglichkeit ans Tageslicht zu fördern. Kurze Zeit nach seiner Installirung als Advocat zu Lyon, wo er sich zu gleicher Zeit auch an der Redaction des republikanischen „Précurseur“ betheiligte, brach der Augenblick herein, wo er seinen Ansichten und Gefühlen freien Lauf lassen konnte. Mit aufmerksamem Auge war er dem Gange der Dinge zu Lyon, dieser stets gleichsam mit Elektricität geladenen Stadt, gefolgt. Zu dieser Zeit geschah es, daß der dortige königliche Gerichtshof in einem gegen verschiedene Individuen wegen revolutionärer Umtriebe angestrengten Proceß ein Urtheil erließ, welches die Angeklagten zu Gefängnißstrafe verurtheilte. Jules Favre, dem es nicht vergönnt gewesen war, in den Verhandlungen als Vertheidiger zu fungiren, griff zur Feder. Er schleuderte im „Précurseur“

eine heftige Kritik gegen das erlassene Urtheil und eine mehr denn kühne Verdächtigung gegen die Richter; doch sein Artikel war nicht mit seinem Namen gezeichnet, da es damals noch nicht wie heute in Frankreich Sitte war, nicht rein literarische Artikel zu unterzeichnen. Kaum war Jules Favre's Angriff erschienen, als sich auch in den richterlichen wie monarchisch-gesinnten Kreisen eine heftige und gewiß berechtigte Aufregung kundthat. Der Gérant des Blattes wurde vor das correctionelle Polizeigericht beschieden. Jules Favre war krank und lag zu Bette. Er erhebt sich, eilt zur Gerichtsverhandlung, aufgeregt, fieberhaft, und erklärt sich öffentlich für den Autor des incriminirten Artikels. Das Tribunal schickt ihn vor das Schwurgericht. Hier nun spielt er seine Rolle meisterhaft zu Ende, nein besser noch, er weiß sich über dieselbe zu erheben. Er ist nicht mehr ein Angeklagter, der sich vor seinen Richtern vertheidigt, nein im Gegentheil, er ist selbst ein Ankläger, ein politischer Redner, der aus dem Gerichtshofe einen Hörsaal für eine politische Dissertation macht. Von seiner Anklage schweift er ab und geht zu den Allgemeinheiten einer schmerzlichen Gegenwart über. Mit mehr Rhetorik als logischer Schärfe greift er blindlings das herrschende System an, vertheidigt die Rechte der Presse und hebt die republikanischen Institutionen bis in den Himmel. Er erstaunt und blendet mit seinen rednerischen Feuerwerken die Geschworenen, die damals, besonders zu Lyon, solchen Diatriben und oratorischen Künsten äußerst zugänglich waren, und die Folge davon war, daß er freigesprochen wurde. So verwandelte sich für ihn ein Act unerhörter Kühnheit, für einen Advocaten ein Act kaum verständlicher Unbesonnenheit, in einen Triumph. Sein Name wurde zu Lyon in weniger als 24 Stunden ein populärer, und zu Paris wurde er den Leitern der demokratischen Partei als ein hoffnungsvoller Adept bezeichnet. Er hatte mit dem gewaltigen, aber auch ungestümen Eclat debutirt, der sich an seinen Namen von jetzt an heftete.

Die Gelegenheit, wiederum auf der Scene zu erscheinen, ließ nicht lange auf sich warten. Das lyoner Proletariat, im höchsten Grade durch die Revolution aufgeregt und schon von den Doctrinen durchdrungen, denen man später den Namen socialistische beilegte, fing an zu agitiren. Gruppen, Gesellschaften, geheime und öffentliche bildeten sich, und vor allem die der „Mutuellisten“ beunruhigte die Regierungsgewalt. Gerichtliche Untersuchungen wurden angeordnet und der Verein für einen ungesetzlichen erklärt. Derselbe existirte bereits seit 1828 und war anfänglich eine Verbindung von Werkmeistern in der Seidenindustrie, ganz und gar industriell und in seinen Zwecken ähnlich den Handwerker-Hülfsvereinen. Unmerklich hatte diese Gesellschaft in den aufgeregten Zeiten ihre alte Bahn verlassen, sie versuchte auf die Löhnungen einzuwirken, die damals allerdings unzureichend waren, und organisirte deshalb einen Strike. Emissare wurden in die Vorstädte gesandt, um die nicht der Gesellschaft angehörigen Arbeiter ebenfalls zur Arbeitseinstellung zu bewegen, ja man ging so weit, gegen jene, welche es vorzogen weiter zu arbeiten, gewaltthätig zu werden. Die Behörden schritten ein, verhafteten sieben der Hauptleiter und stellten sie wegen Conspiration vor ein Schwurgericht; Jules Favre vertheidigte die Angeklagten. Die Verhandlungen des Processes nahmen im April 1834 ihren Anfang. Lyon, wie heute, durch die revolutionären Comités und die geheimen Gesellschaften bearbeitet, stand buchstäblich in Flammen. Der Proceß gegen die Mutuellisten nahm unter diesen Umständen den Charakter einer erschreckenden Feierlichkeit und eine gefährliche politische Bedeutung an. So kam es denn auch, daß Jules Favre inmitten des Tumults eines Bürgerkriegs, unter Geknatter von Musketenfeuer und Kanonendonner seine Vertheidigungsrede hielt. Und nun vollzog sich ein Act, der unter dem spätern zweiten Kaiserthum noch häufig nachgeahmt wurde, dessen Beschreibung wir aber der gewandtern Feder Louis Blanc's überlassen*):

*) Vgl. Louis Blanc, Histoire de dix ans, IV, 247.

„Im Innern des Tribunals, angesichts der verhafteten Mutuellisten, sitzen die Richter auf ihren Bänken, die sich zwingen, ihre Haltung zu bewahren; ihre Aufmerksamkeit ist den Vorgängen in der Stadt zugewandt und nur mit halbem Ohr der Vertheidigungsrede Jules Favre's lauschend. Da auf einmal hört man einen furchtbaren Knall. Jules Favre unterbricht seine Rede, Advocaten, Richter, Angeklagte, Zuhörer, alle erbleichen, alle sind auf den Füßen. Alsobald trägt man einen mit Blut überdeckten Mann in den Gerichtssaal. Es ist, so sagen die Begleiter, ein Aufständischer, der von einem Gensdarmen beim Errichten einer Barrikade erschossen wurde. Und sie drängen sich um den Verwundeten. Doch wer malt ihre Ueberraschung, als sie unter den aufgerissenen Kleidern den Gürtel eines Polizeiagenten wahrnehmen! Der Unglückliche hieß Faivre; er starb wenige Augenblicke, nachdem er in den Saal gebracht worden war. So war denn aus den Reihen der Truppen der erste Schuß gefallen und die Polizei war es, die das erste Opfer geliefert hatte!"

Was nun die Revolte anbetrifft, so fehlte derselben jede Organisation, ein Zustand, der allerdings ihren Leitern sehr wohl bekannt war, doch leider vermochten sie nicht das Feuer, das sie glimmend seit längerer Zeit unter den Kohlen erhalten hatten, zu verhindern in hellen Flammen emporzuschlagen. Die Truppen, welche Befehl erhalten hatten, auf jedermann zu schießen, der sich in den Straßen zeigen würde, respectirten erst nach Ankunft eines höhern Offiziers die in ihrer Amtstracht aus dem Gerichtsgebäude sich nach Hause begebenden Richter und Advocaten. Jules Favre aber, als Vertheidiger der Mutuellisten, lief die größten Gefahren. Als er das Tribunal verließ, gerieth er mitten in den Kampf, der vor dem Gebäude wüthete; er wurde erkannt, von den Truppen verfolgt, doch konnte er glücklicherweise sein Haus erreichen, wo er sich schnell verbarrikadirte; aber man umzingelte es und schoß durch die Fenster. Die Belagerung des Hauses dauerte vier Tage. Endlich kann er dasselbe verlassen und er versucht es die Präfectur zu erreichen. Auf dem Wege dahin entschlüpft er wie durch ein Wunder den Kugeln, die ihm nachgefeuert werden. Man macht ihn mit seinem Bruder und einem Freunde, welche beide sein Los theilen wollen, zu Gefangenen und ein Kriegsgericht bildet sich in wenigen Minuten auf offener Straße, in welchem beantragt wird, ihn unverzüglich zu erschießen. Eine Minorität zu seinen Gunsten rettet ihn und die andern Gefangenen, die vor den Präfecten Mr. Gasparin geführt werden, der Befehl zu ihrer sofortigen Freilassung gibt. Der Aufstand zog sich nach diesen Ereignissen noch einige Tage hin, doch endlich wurde er niedergeschlagen und die Truppen fingen an sich der allerscheußlichsten Repressalien schuldig zu machen. Das Quartier der Cordillers, die Kirche gleichen Namens, bildeten die letzten Zufluchtsstätten der besiegten Insurrection.

Diese Bewegung zu Lyon hatte ihre Gegenwirkung in Paris und führte die Emeute in der Straße Transnonin herbei. Am 14. April 1834 wurde infolge derselben durch eine Cabinetsordre die Pairskammer in einen Gerichtshof umgewandelt. Die Untersuchungen begannen und am 6. Febr. 1835 erschienen die Anklageschriften. Dieselben umfaßten in einem und demselben Actenstück die insurrectionellen Bewegungen und Aufstände, die an verschiedenen Orten in Frankreich ausgebrochen waren. Der Proceß nahm durch seine Ausdehnung, welche die Regierung ihm geben zu müssen glaubte, den Charakter eines politischen Kampfes an. Die republikanische Partei beschloß Nutzen aus diesem Umstande zu ziehen und versuchte durch die Bildung eines Comité der Vertheidigung eine imposante Gesammtwirkung zu geben. Die pariser Angeklagten suchten die Berühmtheiten der republikanischen Partei in der Hauptstadt auf; die von Lyon folgten diesem Beispiel, indem sie diejenigen ihres Ortes wählten. Die Comités machten sich ans Werk und unterwarfen nicht etwa die Anklageschriften, sondern die vor dem Pairshofe zu entwickelnden Principien einem sorgsamen, eingehenden Studium. Man vertheilte wie bei der Auf-

ührung eines Theaterstücks die Rollen. Doch wie immer in Frankreich, so brachen über die Principienfragen selbst erhebliche Meinungsverschiedenheiten aus. Wir werden sofort sehen, in welcher Weise Jules Favre in diese Streitigkeiten verwickelt wurde. Hr. Pasquier, der Präsident des Gerichtshofes, hatte infolge einer Cabinetsordre von Staats wegen Vertheidiger für die Angeklagten ernannt, in der Hoffnung, so den Plan der Vertheidigungscomités, die eine Anzahl von 124 Personen umfaßten und an deren Spitze Männer wie Michel (de Bourges), Ledru-Rollin und Dupont standen, zu vereiteln. Die ex officio ernannten Advocaten wurden von den Angeklagten verworfen und schraken auch ihrerseits vor der unangenehmen Aufgabe zurück, welche der Gerichtshof ihnen auferlegen wollte, nämlich die Angeklagten wider ihren Willen zu vertheidigen. Und nun erhob sich von seiten der Barreaux in Paris und in den Departements eine Opposition, ähnlich derjenigen, welche die Parlamente während der ersten Unruhen unter Ludwig XVI. erhoben hatten. Die Juristen Frankreichs entschieden fast einstimmig, daß ein Advocat, bevor er die Vertheidigung eines Angeklagten übernehme, sich über die Disposition seines Clienten zu unterrichten habe, und daß er sich im Fall einer Verwerfung seiner Person aller weitern Schritte enthalten müsse. Die Gerichtshöfe waren über ein solches Gebaren höchst aufgebracht, doch der Pairshof gab nichtsdestoweniger in dem Punkte nach, hinsichtlich der Vertheidigung keinem Advocaten Zwang aufzuerlegen, doch den Angeklagten verweigerte er das Recht, ihre Vertheidiger selbst zu wählen. Zu dieser scheinbar harten und willkürlichen Maßregel hatten die Angeklagten selbst Veranlassung gegeben, da sie vielfach ihre Vertheidiger außerhalb des Advocatenstandes gewählt hatten. Nichtsdestoweniger betrachteten sie diese Beschränkung von seiten des Pairshofes als eine Verletzung des freien Vertheidigungsrechts. Die beiden Vertheidigungscomités waren unter sich über diesen Punkt nicht einig. Das von Lyon meinte, es sei besser die von Staats wegen bezeichneten Vertheidiger anzunehmen, als sich jeglicher Vertheidigung zu enthalten; das Comité von Paris aber war der entgegengesetzten Ansicht. Unter den Mitgliedern, welche die Ansichten der Minorität vertheidigten, d. h. die Ansicht die Debatten aufzunehmen, ragte Jules Favre vor allen andern hervor. „Etiamsi omnes", rief er in einer Sitzung mit Emphase aus, „ego non!" Ihm zur Seite standen Armand Carrel, Ledru-Rollin und Saint-Roman; doch ersterer bekehrte sich bald zur entgegengesetzten Meinung; zwischen einer Parteisache und einer rein juristischen konnte ein Geist wie Armand Carrel nicht lange hin- und herschwanken. Die Mitglieder der Majorität ließen kein Mittel unversucht, Jules Favre zu bewegen von seinem System abzulassen, doch alles umsonst. Louis Blanc, der in seiner schon erwähnten „Histoire de dix ans" den großen Monstreproceß vom April 1835 weitläufig behandelt, spricht sich über die von Jules Favre vorgebrachten Motive und über das Gefühl, das seine Haltung unter den Feuergeistern der republikanischen Partei hervorgerufen habe, folgendermaßen aus:

„Er suchte darzulegen, daß, wenn jeder der Angeklagten einwilligte sich zu vertheidigen, einmal durch sich selbst und dann noch durch einen Advocaten, man auf diese Weise dazu kommen würde, den Proceß geradezu unmöglich zu machen, da die Anzahl der Angeklagten so groß sei, daß die Mehrzahl der Richter, hochbejahrt und kränklich, vor Beendigung der Proceßdebatten kampfunfähig gemacht sein würde. Dieses Raisonnement würde begründet gewesen sein, wenn es sich nur einfach darum gehandelt hätte, die Angeklagten der ihnen drohenden Verurtheilung zu entziehen; doch die Frage war eine weit bedeutsamere: die republikanische Partei wollte als Partei in den Kampf treten, und das war es, was Jules Favre nicht ganz zu begreifen schien. Er wandte auch seine Eigenschaft als Advocat ein und seine Pflichten, welche ihm eine so heilige Mission auferlege. Er wollte nicht, um einfach Parteicombinationen, deren Vortheil ihm fraglich erschien, zu begünstigen, den Ruf der Angeklagten unerhört

lassen, welche ihm die Interessen ihres Lebens und ihrer Freiheit anvertraut hatten. Mistrauen ist der hervortretende Charakter in Parteikämpfen und willig nimmt man in ihnen das Schlechteste an. Obgleich sich die Meinung Jules Favre's durch höchst achtbare Motive erklären läßt, so wurde sie doch von den Hitzköpfen als eine verdammt, die ihre Quellen nur im Egoismus und der Eigenliebe habe. Mitglied des Advocatenstandes von Lyon, wo er sich, noch jung, durch hervorragende Intelligenz und ein unvergleichbares Rednertalent bemerkbar gemacht hatte, wurde Jules Favre angeklagt, nur nach Paris gekommen zu sein, um eine würdigere Bühne für seine glänzenden Fähigkeiten zu finden. Armand Carrel, der anfänglich sein Verbündeter gewesen war, ließ sich sogar so weit fortreißen, ihm die bittern Worte ins Gesicht zu werfen: «Nun wohlan! mein Herr, da Sie denn durchaus darauf bestehen, so werden wir aus der ganzen Sache einen einfachen correctionellen Proceß machen.» Es blieb nun nichts weiter mehr übrig, als Commissare an die lyoner Angeklagten zu senden, um ihnen die Resultate der Comitéberathungen mitzutheilen. Die Versammlung ernannte Jules Favre und zwei seiner Gegner, Michel (de Bourges) und Dupont. Man hätte ihm keine bessern Kämpen entgegensetzen können."

Alle drei begaben sich in die Gefängnisse des Luxembourg, wo die lyoner Angeklagten eingeschlossen waren, und zwar am Tage vor dem Anfang der Gerichtsverhandlungen. Michel und Dupont bestrebten sich, das, was man beschlossen hatte, auseinanderzusetzen; doch als sie sich über die Motive verständigen wollten, welche diesen Beschluß rechtfertigten, beeilte sich Jules Favre denselben zu bekämpfen, indem er außerdem noch die Erklärung hinzufügte, daß der Beschluß für ihn nichts Verbindliches habe, und daß er seinerseits sich denen zur Verfügung stelle, die wünschten, daß er ihre Vertheidigung übernehmen solle. Die Folge hiervon war, daß in den Gefängnißräumen eine Scene unerhörten Tumults ausbrach; Michel besonders zeigte sich heftig bis zur Leidenschaft, und einer der Angeklagten, ein Hr. Beaume, hatte die größte Schwierigkeit, diesem Streit, der bis zu Thätlichkeiten auszuarten schien, ein Ende zu machen. Wer denkt hierbei nicht an die Scenen, die in den letzten Kammersitzungen vor dem 3. Sept. 1870 stattfanden! Eine andere tumultuarische Scene brach am nächsten Tage während der Zusammenkunft der Vertheidiger im Hause von A. Blanqui aus, als Jules Favre definitiv seinen Entschluß ankündigte, vor dem Pairshofe die Sache seiner Clienten zu vertreten. Es ist hier nicht der Ort, das berühmte politische Drama in seinen verschiedenen Phasen vor dem Pairshof zu verfolgen. Man weiß, daß eine große Majorität der Angeklagten sich weigerte sich zu vertheidigen, daß ein Zwischenfall, hervorgerufen durch eine Anschlußerklärung der vom Gerichtshofe verworfenen Vertheidiger an die Principien der widerspenstigen Angeklagten, eine Erklärung, von der Michel und Trelat die Verantwortlichkeit auf sich nahmen, zwei Deputirte, Cormenin und Audry de Puyraveau, in den Proceß verwickelte. Die ganze Angelegenheit nahm nun eine solche Ausdehnung an, und wurde von der republikanischen Partei mit solchem Zusammenwirken durchgeführt, daß sie sogar den Thron Ludwig Philipp's bedrohte. Doch die Männer, welche der Zufall oder eine augenblickliche Aufregung in die Bewegungen des April geworfen hatte, glaubten sich keineswegs zu denselben Opfern verpflichtet als die Soldaten und die Chefs der Partei. Sie nahmen die Vertheidigung an. Ihre Anzahl wurde noch täglich durch die in den Kerkern zu erleidenden Unbilden und durch die Ueberlegung vergrößert. Die Ansicht, die Jules Favre im Anfang mit so geringem Erfolg aufrecht erhalten hatte, griff immer mehr um sich. Der Pairshof, der beim Beginn der Debatten durch die steten Tumulte, die in den Sitzungen stattgefunden hatten, fast der Auflösung nahe gekommen war, beruhigte sich und behauptete eine festere Haltung, und es schien, als ob nun der Proceß einen ruhigern Gang annehmen wolle. Jedoch hatte ein Theil der Angeklagten im Ge-

fängniß zu Sainte-Pélagie es möglich gemacht auszubrechen, und zwar kurze Zeit, bevor die Debatten beendigt waren. Eine Entscheidung des Pairshofes, die Anklagen voneinander zu trennen, hatte im übrigen schon dazu beigetragen, die Gesammtwirkung des passiven Widerstandes zu zerstören. Also ihren Richtern zu entwischen, war der einzige Sieg, den die Gefangenen, die eine Vertheidigung verweigert hatten, davontragen konnten. Die Angeklagten aber, welche die Debatten aufgenommen hatten, erschienen. Jeder Advocat ergriff das Wort für seinen Clienten, den er von Amts wegen oder aus freier Wahl vertheidigen wollte. Der Gerichtshof war der ganzen Sache endlich müde und beeilte sich mit derselben zu Ende zu kommen. Die Hauptacteure waren von der Scene verschwunden, und die gesetzliche Gewalt gewann die Schlacht, doch nicht, ohne selbst tiefe Wunden zu erhalten.

Die herrschende Tendenz war, den Proceß zu vereinfachen und schnell zu Ende zu führen, doch Jules Favre verzögerte den Schluß dieses großartigen Dramas und belebte dessen letzte Phasen. Die Beredsamkeit verlor nichts von ihren Rechten, sie schimmerte in ihrem vollen Glanz in den Plaidoyers des jungen lyoner Advocaten. Man war vor allem bestrebt, Künstler zu sein. Dies war bei den Freunden des Königthums wie bei den Chefs der Opposition eine unerlaßliche Nothwendigkeit; wenn es sich auch um die Sicherheit des Staats oder um den Triumph der Partei handelte, Theater mußte gespielt werden. Man braucht nicht zu zweifeln, daß unserm Helden weder Kühnheit noch Energie mangelte. Er debutirte mit den Worten: „Je suis républicain", und seine Rede schloß mit der Phrase: „Sie klagen uns an, daß wir die Sicherheit des Staats gefährdet hätten, ich aber beschuldige die Regierung, dieses Attentat nicht verhindert und die Emeute genährt zu haben, indem sie die Insurgenten auf den öffentlichen Platz zog, zur Zeit wo es so leicht war alle Unruhen zu unterdrücken. Sie klagen uns an, Barrikaden errichtet zu haben; ich beschuldige Sie, es zugegeben zu haben, daß dieselben unter den Augen der Polizeiagenten und der bürgerlichen Gewalt errichtet wurden; ich beschuldige Sie, unter die unschädlichen Gruppen bezahlte Aufwiegler geschickt zu haben. Sie klagen uns an, daß wir Gewalt gegen die Vertheidiger der öffentlichen Sicherheit gebrauchten; ich beschuldige Sie, das Gesetz, das die Bürger schützt, zerrissen und eine Parole ausgegeben zu haben, die an sich allein genügend war eine Insurrection zu entzünden; ich beschuldige Sie, den Kampf ohne Noth verlängert und unter den Trümmern unserer Häuser ganze Familien begraben zu haben, von denen Sie niemals angegriffen wurden, und ferner taub gegen alle Bitten um Waffenstillstand und Versöhnung geblieben zu sein, sowie niemals das Leben der Besiegten geschont zu haben. Sie haben Ihr Requisitorium dargelegt, hier ist das meine. Beide werden an der Thür dieses Palastes angeklebt werden und wir werden sehen, welches länger dauern und welches von Frankreich mit mehr Entrüstung gelesen wird!"

Harte Verurtheilungen folgten diesen Debatten. Die Partei, welche hauptsächlich zu diesem bejammernswerthen Proceß Veranlassung gegeben und die sich, wie es ihr Gebrauch ist, ganz unnütz geopfert hatte, wurde vernichtet. Indessen war der Name Jules Favre's in und durch diesen Kampf ein glänzender geworden. Er allein war es gewesen, der die Partei der Besiegten verherrlicht hatte, und diese Partei blieb ihm dankbar. Und wahrlich, sie hatte Ursache, ihm dankbar zu sein, denn so groß waren seine Anstrengungen gewesen, daß er fast taub und vom Fieber verzehrt aus diesen anhaltenden Kämpfen heimkehrte, in denen er sich nur durch moralische Energie aufrecht zu erhalten vermochte. Seine Freunde glaubten er würde sterben. Als man ihn später einmal bat, sich über den Beweggrund auszusprechen, der ihn dazu bewogen hatte, vor einem exceptionellen Tribunal, gegen den fast einstimmigen Willen seiner Standesgenossen, das Wort zu ergreifen, gab er folgende Erklärung, von der wir glauben, daß sie ihm

nur zur Ehre gereichen kann. „An nichts weiter denkend“, sagte er, „als an ihre (der Clienten) Rettung, wurde ich viel reizbarer als sie selbst. Hart, grausam hat man mit mir um sie gerungen. Ich mußte ihre Häupter gegen ihre Freunde wie gegen ihre Feinde, ja gegen sie selbst vertheidigen, ungeachtet ihrer Vorwürfe, die ich fast ebenso sehr fürchtete wie die eigenen; ich mußte selbst ihren Verdächtigungen trotzen, für sie die Rolle eines Agenten der Zwietracht oder eines von Eitelkeit besessenen Popanzes übernehmen und mir dann nach so vielen schweren Heimsuchungen sagen: Nichts ist erreicht!“

Nach überstandener Krankheit dachte Jules Favre jedoch nicht mehr daran nach Lyon zurückzukehren, sondern er nahm seinen festen Wohnsitz in Paris. Diese große Schaubühne war besser als jede andere für ein Talent und einen Ehrgeiz wie den seinigen geeignet, und sein Talent entwickelte sich noch täglich mehr durch die Praxis. Im Jahre 1836, nachdem Lamennais die Stellung eines Chefredacteurs beim „Mouvement“ aufgegeben hatte, übernahm Jules Favre in Gemeinschaft mit Anselm Pétetin die Leitung des politischen Theils des genannten Blattes. Doch ungeachtet der Thätigkeit beider Publicisten war das Blatt nicht mehr lebensfähig und hörte nach einigen Monaten zu erscheinen auf. Die Advocatur war ein besseres Feld für Jules Favre als der Journalismus. Bald hatte er sich eine zahlreiche Praxis erobert; Civilklagen und Processe vor den Assisenhöfen wurden ihm in großer Menge übertragen, sowie er auch mehreremal Gelegenheit hatte Journale zu vertheidigen und sein Wort politischen Angeklagten zu widmen. In engen Beziehungen mit der „Réforme“ stand er natürlich auch auf vertraulichem, freundschaftlichem Fuße mit dem Redacteur derselben, Ledru-Rollin, und dessen Anhang zur Zeit, als die republikanische Partei ihren ersten großen Triumph in der Februarrevolution feierte. Der große Tribun ernannte ihn denn auch zum Generalsecretär im Ministerium des Innern, und gar bald hieß es, daß der Unterbeamte seinen Meister und Vorgesetzten inspirire. Wenn diese Gerüchte wahr sind, und wir zweifeln nicht daran, so beweist das weiter nichts, als daß man ein tüchtiger Jurist und großer Redner sein kann, ohne die Fähigkeiten zum Staatsmann zu besitzen. Die Verantwortlichkeit für die Acte des Ministeriums des Innern unter der provisorischen Regierung von 1848 fällt größtentheils Jules Favre zur Last, und diese Zeit seiner Thätigkeit ist nicht gerade die glänzendste Seite seiner Lebenslaufbahn. Die Idee, republikanische Bulletins zu erlassen, wird ihm zugeschrieben, und nur zu gewiß ist es, daß er einen hervorragenden Theil an der verfehlten Redaction dieser Bulletins nahm, die fast auf ein Haar denen gleichen, welche heute aus der Feder eines Gambetta fließen, nur daß diesen letztern noch neben dem Mangel an staatsmännischer Haltung die Unwahrheit anklebt. Schon während der Zeit des höchsten Glanzes im ephemeren Dasein der Februarregierung sprach man unter der Bevölkerung laut davon, daß Ledru-Rollin ungeachtet seines Rednertalents doch allen Charakters entbehre; man behauptete, daß er viel mehr ein Mann von Worten, als ein Mann der That sei, auch sprach man ihm alle Fähigkeiten als Administrator und zur revolutionären Initiative ab. Und dennoch zeichnete sich das Ministerium des Innern durch seine Kühnheit der Conception, durch eine Art von Vorliebe für die Gefahr aus, die augenscheinlich nicht dem liebenswürdigen juristischen Redner eigen war, den die Umstände des Augenblicks an die Spitze der Geschäfte gerufen hatten. Jules Favre vielmehr, mit seiner galligen Physiognomie, mit dem Feuer, das in seiner Brust zu lodern schien, mit der schneidenden Bitterkeit, welche sein Wort charakterisirt, wurde von den Zuschauern für den wahren hinkenden Teufel des excellenten Baccalaureus von Salamanca gehalten, aus dem die Revolution einen Minister und einen Dictator machte. Doch es ist an dieser Stelle nicht mehr als billig hervorzuheben, daß Jules Favre Geist besaß und nicht mit sich spielen ließ, und daß man ihn daher nicht der Dummheit oder der mehr als gutmüthigen Fahrlässigkeit mit beschuldigen darf, die sich z. B. in der

Ernennung gewisser Commissare kundthat, welche ihre Lehrzeit im Bagno oder im Zuchthause durchgemacht hatten und die, von der provisorischen Regierung mit den größten Machtvollkommenheiten ausgestattet, als Proconsuln in die Provinzen gesandt wurden. Die Bulletins der Republik waren im Gegentheil voller Schärfe und trugen leuchtende Spuren seines Genius. Sie waren zu gleicher Zeit, wie manche Reden des lyoner Advocaten, voll süßen Honigs und sauern Weins, etwas Gutmüthiges, Offenherziges, aber auch Drohendes, Grollendes, nach Aufsehen und Anerkennung Ringendes waltete in diesen Schriften vor, die, gleich seinem großen Manifest bei Ergreifung des Staatsruders am 4. Sept. 1870, mit akademischer, classischer Reinheit und Eleganz abgefaßt waren.

Jules Favre verblieb jedoch nicht lange in seiner Stellung im Ministerium des Innern. Er nahm seine Entlassung an dem Tage, wo er von den Provinzen an der Lorie zum Abgeordneten erwählt wurde, und that durch einen an alle leitenden Journale gerichteten Brief kund, daß er nur darauf bedacht sei, sich den Pflichten zu widmen, welche ihm sein Mandat auferlege: „Ich verzichte ganz und gar", so schrieb er, „auf Carrière und die öffentlichen Aemter." Doch wenige Monate nachdem Bastide zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden war, nahm unser Held, seines Briefes vergessend, eine analoge Stellung bei dem neuen Minister ein, wie er sie neben Ledru-Rollin ausgeübt hatte.

Wir gelangen nun zu einer recht peinlichen Stelle in Jules Favre's Leben. Debutirt hatte er vor den Gerichtshöfen in der ihm natürlichen Stellung eines Advocaten der Opposition: er hatte die coalisirten Handwerker und die Aprilangeklagten mit Muth, Geschick, Ausdauer und Hingebung vertheidigt; in der Nationalversammlung als Abgeordneter jedoch machte er sein Debut als Ankläger in einer höchst delicaten Angelegenheit, welche für die Regierung, der er diente, die allerschlimmsten Folgen hatte. Sie war der Ursprung der ersten Zerwürfnisse unter den Männern des Februar, sie legte deutlicher als je zuvor ihre Schwächen an den Tag, sie entfremdete ihnen die öffentliche Meinung und trieb sie ihrem Untergange entgegen, bevor noch der Gang der Ereignisse oder die Logik der Thatsachen es dahin gebracht hatte, sie zu stürzen.

Wir wollen hier von der Untersuchung sprechen, welche den Ereignissen des 15. Mai folgte, und von der Forderung des Generalprocurators der Republik um Autorisation zur gerichtlichen Verfolgung von Louis Blanc. Auf den Antrag von Crémieux, der dieser Procurator war, wurde eine Commission ernannt, um zu untersuchen, inwieweit Louis Blanc's Handlungen eine solche Forderung rechtfertigten. Jules Favre war Mitglied dieser Commission. Man berathschlagte, und eine Majorität von drei Stimmen entschied, Louis Blanc in Anklagezustand zu setzen. Beauftragt, den Rapport der Commission der Nationalversammlung vorzulegen, erschien Jules Favre in der Sitzung am 27. Juni auf der Tribüne. Er hatte ein schwieriges Unternehmen auf sich genommen, das er seinerseits, wenn er weise gewesen wäre, hätte zurückweisen müssen. Wir wollen uns hier nicht zum Echo der Anklagen machen, die von allen Seiten infolge dieses seines Schrittes gegen ihn erhoben sind, wir wollen nicht, wie es einzelne seiner französischen Biographen thun, deren Schriften nur zu deutlich zeigen, daß Haß und politische Feindschaft ihre Federn geleitet, wiederholen, daß er seiner Stimme beim Vorlesen des Rapports einen weichen, fast zärtlichen Ton gegeben habe, daß jede seiner Phrasen, die wie Keulenschläge auf das Haupt des Angeklagten gefallen, in eine Art honigsüßen Wohlwollens getaucht gewesen seien; wir wollen nicht darauf hinweisen, daß Louis Blanc in seiner „Histoire de dix ans" der Führung Jules Favre's im Aprilproceß eine öffentliche Rüge gegeben, aber darauf müssen wir hinweisen, daß alle die Männer, die vor ihm in der Versammlung saßen und seinen Bericht anhörten, politische Antecendentien hatten, die bis zum Anfang der Regierung Ludwig Philipp's hinaufstiegen. Sie erinnerten

sich der Parteikämpfe gegen die junge Monarchie, sie erinnerten sich der flammenden Worte, die Jules Favre für die Aprilangeklagten vor dem Pairshofe gesprochen hatte; sie erinnerten sich aber auch alle des Tadels, den der junge Historiker ihm gegenüber ausgesprochen und der nur der Ausdruck der allgemeinen Meinung der republikanischen Partei gewesen war. Während nun der gewiegte Rechtsgelehrte, der feurige Advocat, der mit allen Künsten der Dialektik und der Beredsamkeit ausgestattete Berichterstatter seine und der Commission Ansichten von der Tribüne herab auf das Haupt von Louis Blanc schleuderte, Ansichten, die dem Angeklagten Gefängniß oder Verbannung in Aussicht stellten, da erwachte in den Herzen der Zuhörer, mit Recht oder mit Unrecht, die Meinung, daß die Blätter der „Histoire de dix ans" Jules Favre beeinflußt und sein Urtheil gefälscht hätten. Kurz und gut, der öffentliche Glaube war, daß er nur einem Gefühl des Grolles nachgebe. Nirgends fand dieser Glaube einen deutlichern Ausdruck, als in einem Artikel Lirieux', der selbst ein eifriger Republikaner war. Die Nationalversammlung selbst wich zurück, und ihr Instinct war ein ehrenhafter. Sie begriff, was Jules Favre hätte begreifen sollen, daß es zwischen ihm und Louis Blanc weder einen Ankläger noch Angeklagten geben könne; sie verweigerte die Autorisation zur gerichtlichen Verfolgung, und der schlagendste Beweis, daß sie bei dieser Gelegenheit nur einem delicaten Instinct gehorchte, ist der, daß, als später noch einmal auf eine Autorisation zur gerichtlichen Verfolgung gegen dieselbe Person angetragen wurde, aber von einem andern Berichterstatter, sie diesen Antrag genehmigte.*)

Der Eindruck, den dieses Auftreten Jules Favre's auf das Volk machte, war ein höchst ungünstiger und lange dauernder, denn ungeachtet seines großen Talents hatte er doch nur die Rolle eines mittelmäßigen Menschen gespielt. Aber die großen, so schnell aufeinanderfolgenden Ereignisse verwischten nach und nach die feindseligen und bittern Gefühle gegen Jules Favre und gaben ihm außerdem Gelegenheit, sich in seinem alten, wahren und glänzenden Lichte zu zeigen und alle seine Talente als Vertheidiger und Redner mehr denn je zu entwickeln. Es war dies bei Gelegenheit der Ereignisse vom 29. Jan. 1849. Man weiß, daß die schlechte Organisation der Staatsgewalt und die Gereiztheit der Parteien zwischen der Nationalversammlung und dem Cabinet Barrot-Faucher einen Krieg bis aufs Messer hervorgerufen hatten. Dieser Krieg wurde durch hinterlistige und versteckte Anträge geführt, vermittels welcher das Cabinet und das Parlament einander gegenseitig Schlingen zu legen suchten. Ganz natürlich war es, daß das arme Land die Kosten dieses innern Kampfes tragen mußte, der alle geschäftlichen Unternehmungen lahm legte. Die Royalisten, welche sich später größtentheils zum Imperialismus bekehrten, standen damals schon in engen Beziehungen zum Cabinet. Sie erdachten ein höchst sinnreiches Mittel, mit dessen Hülfe sie die Nationalversammlung scheitern machen wollten, gleich einem vom Sturm gegen die Küste geschleuderten Schiff. Die Leute, welche man damals mit dem Namen Reactionäre bezeichnete, waren viel revolutionärer als die Linke selbst, ungeachtet ihrer Prätensionen, daß sie nur den Traditionen der Revolution huldige. Alle kühnen Conceptionen gingen damals hauptsächlich von der Rechten aus, denn die Partei der Nationalversammlung, die sich theatralischerweise, der ersten Revolution nachäffend, den Namen „Berg" beigelegt hatte, verstand nichts weiter als den Pöbel aufzuregen, ihn dabei aber stets zur Ruhe mahnend, was eine Reihe von todtgeborenen insurrectionellen Bewegungen zur Folge hatte. Die vom 15. Mai war z. B. einer dieser verunglückten Aufstände. Pfiffiger und auch besser organisirt als die Linke, unternahm

*) Wir machen hier auf Louis Blanc's englisches Werk aufmerksam: „Historical Revelations" (London 1858), in dem er die gegen ihn eingeleiteten gerichtlichen Verfolgungen weitläufig, aber in gemäßigter Weise behandelt.

es nun die Rechte, im Innern der Nationalversammlung ihrerseits einen 15. Mai herbeizuführen, und zu diesem Behufe hatte man einen Helden nöthig, um die Rolle eines Huber zu spielen. Man fand ihn denn auch gar bald in der Person eines jungen Advocaten von Bordeaux, der ein Freund und Anhänger Dufaure's war. Rateau war der Name dieses Mannes, der ganz besonders für die Rolle, die er zu spielen berufen war, gemacht schien. Er war durchaus nicht ohne Talent, doch kurzsichtig, leicht zu beeinflussen und sehr leichtgläubig. Die Fraction feuerte seinen Eifer an und bewaffnete ihn mit allen nöthigen Schriftstücken. In der Sitzung am 29. Nov. 1848 brachte Rateau seinen Antrag ein, der in drei Artikel getheilt war und im wesentlichen darauf antrug, die Versammlung aufzulösen, und zwar unmittelbar; auf diese Weise suchte man sie zu verhindern, zehn organische Gesetze zu votiren, die einen revolutionären Stempel an sich trugen.

Wir übergehen die Zeit, die vom November 1848 bis zum 29. Jan. 1849 unter Protesten, Petitionen, Gegenprotesten und Gegenpetitionen verfloß, und wenden uns der Sitzung des genannten Tages zu, in welcher ein anderer junger Advocat, Frenau, das Thema Rateau's wieder aufnehmend, geradezu erklärte, daß das Land der Nationalversammlung müde und überdrüßig sei. Kaum hatte der Redner geendet, als auch schon Jules Favre voll Zorns, voll bittern Ingrimms zur Tribüne eilte und zwei Stunden lang zur Versammlung sprach, die ihn nicht allein mit Aufmerksamkeit, nein, mit Leidenschaft anhörte. Er hatte ein schönes Thema zu entwickeln, das der Gleichheit. Hier zeigte er sich wieder in seinem alten Glanze; mit einer Schärfe, einer Sicherheit und überwältigender Logik wußte er eine ganze Schar alter Minister auf frischer That bei Intriguen und Widerspruch zu packen, zu demaskiren und zu Boden zu werfen. Sein Sieg war denn auch an diesem Tage ein vollständiger, sein Triumph ein wahrer; und von nun an setzte er sich zwischen Michel (de Bourges) und Ledru-Rollin.

Nachdem durch den Staatsstreich die Republik vernichtet war, zog sich Favre auf lange Zeit von der Politik zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit seiner Praxis als Advocat. Es würde an dieser Stelle unmöglich sein, auch nur annähernd auf die bedeutenden Processe einzugehen, in denen er als Sachwalter fungirte; drei jedoch ließen seinen Namen mehr als alle andern in den Vordergrund der Tagesereignisse treten und fügten neue Blätter zu seinem Lorberkranz als großer Redner. Im ersten führte er die Sache eines hochgestellten Adelichen, des Marquis V., der gegen seine junge Gattin, ein von den Aeltern verzogenes, kaum siebzehnjähriges Kind, wegen wiederholten Ehebruchs auf Nichtigkeitserklärung seiner bürgerlichen Ehe klagte, nachdem von seiten des Papstes bereits eine kirchliche Ehescheidung bewilligt war. Wenn man die vor dem Ehescheidungsgericht gehaltene Rede Jules Favre's durchliest, wenn man bei den feurigen Worten verweilt, die gleich einem Silberquell aus des Herzens tiefsten Gründen zur Verherrlichung der kirchlichen Ehe hervorsprudeln, dann wird man unwillkürlich in die Jahre zurückversetzt, die Jules Favre als junger Student in Paris zubrachte und in denen er ein enthusiastischer Redner in religiösen Vereinen und Bruderschaften war. Wenn man gewissen Kritikern dieser Rede glauben darf, so soll in ihr sein großes Rednertalent seinen Höhepunkt erreicht haben. Wir für unser Theil wollen diesem Urtheil weiter nicht widersprechen, doch will es uns scheinen, als ob er sich mancher Inconsequenzen, sowol gegen seine in den Jahren 1834 und 1848 zur Schau getragenen Meinungen, wie auch gegen die stricte Logik des Rechts habe zu Schulden kommen lassen. Der andere Proceß war die Vertheidigung des Arabers Bel-Hadj, der in die berüchtigte Anklage gegen den Lieutenant Doineau, welcher den Agha Ben-Abdallah mit Hülfe des erstgenannten ermordet

haben sollte, um sich in Besitz von dessen Reichthümern zu setzen, verwickelt war. Jules Favre griff in seiner Vertheidigung die Institution der Bureaux arabes an und suchte zu zeigen, daß sein Client nur auf Befehl seines Sultans, denn ein solcher sei Doineau als Chef des Bureau arabe gegenüber dem ungebildeten Eingeborenen gewesen, gehandelt habe. Doch trotz aller seiner Bemühungen wurde Bel-Hadj zu 20 Jahren schweren Kerkers verurtheilt, und da er Ritter der Ehrenlegion war, zur Degradation. Jules Favre aber, der es sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, koste es, was es wolle, seinen Clienten zu retten, ließ den jungen Sohn Bel-Hadj's aus Algerien kommen und begab sich mit ihm in das Lager von Châlons, um dem Kaiser persönlich ein Gnadengesuch vorzutragen. Er führte seinen Entschluß gerade an einem Tage aus, an dem ein großes Manöver stattfand, und traf den Kaiser umgeben von allen seinen in goldgestickten Uniformen glänzenden Generalen und Hofleuten. Er trug ihm, den Sohn seines Clienten an der Hand führend, seine Bitte vor, das Resultat war eine vollständige Amnestie. Die Gegner Jules Favre's haben versucht, ihn wegen seines etwas linkischen und beklommenen Auftretens gegenüber dem Kaiser und seinem Hofstaate lächerlich zu machen; doch das Wahre an der ganzen Sache ist, daß er sich in seinem einfachen schwarzen Habit mit seinem in das malerische Gewand der Araber gekleideten Begleiter unter den goldgestickten Uniformen wie ein weißer Sperling vorkam, sowie, daß er auf der Tribüne besser zu Hause ist als in höfischen Cirkeln und im Lager. Manche seiner Spötter würden sicherlich, wenn sie plötzlich auf die Rednerbühne in einer großen Versammlung oder zwölf Richtern in einem Assisenhofe gegenübergestellt würden, wo es sich oft um die Rettung eines Menschenlebens handelt, eine weit traurigere Rolle spielen als Favre, da er mit seinem Schützlinge in das Zelt der Kaiserin geführt wurde. Der dritte große Proceß war der Orsini's. Derselbe ist zu allgemein bekannt, als daß wir nöthig hätten, auf denselben näher einzugehen; nur so viel sei gesagt, daß seine Vertheidigung des Conspirators ein Meisterwerk von Bitterkeit und Invectiven war. Orsini, der wohl wußte, daß keine menschliche Macht ihn retten konnte, erkannte die Bemühungen und das Talent seines Vertheidigers öffentlich in seinem Testament an, in welchem er 800 Frs. zum Ankauf einer Uhr bestimmte, auf welcher die Worte eingegraben wurden: „A. Mr. Jules Favre — Felice Orsini — Souvenir."

Als Jules Favre gegen Ende der funfziger Jahre wieder in die Kammer gewählt wurde, gehörte er den bekannten Fünf an, welche die Opposition gegen den Imperialismus ausmachten; später aber, als dieselbe zahlreicher wurde, erkannte man ihn stillschweigend als den Führer derselben an, und als ein solcher hat er sich denn auch in der ganzen Zeit, in welcher der Napoleonische Despotismus auf dem Herzen und den Nerven Frankreichs lastete, glänzend bewährt. Seine in den Kammern gehaltenen Reden, voll Feuer und Bitterkeit, voll Energie und zermalmender Logik, haben hauptsächlich zur Unterhöhlung des kaiserlichen Throns beigetragen. Mit vollem Recht konnte er sich und seiner Partei den Namen der Irréconciliables beilegen. Er war es, der 1859 gegen den italienischen Krieg, als einen nur zu dynastischen Zwecken und mit despotischen Hintergedanken unternommenen, auftrat; vereint mit Thiers kämpfte er gegen die mexicanische Expedition, und dann am 29. Jan. 1868 griff er mit seinen Freunden Picard, Pelletan und Jules Simon in einer Reihe glänzender Reden das neue Preßgesetz an, das darauf hinausging, unter dem Schein von liberalen Concessionen der Presse nur neue Fesseln anzulegen.

Hiermit sind wir an dem Punkte angelangt, mit dem Jules Favre's Carrière vor dem Ausbruche des Kriegs gegen Frankreich, oder besser gesagt, vor seinem Eintritt in die provisorische Regierung, abschließt. Wir wenden uns nun noch einen Augenblick den Ereignissen seines Lebens zu, die weniger den Mann der Oeffentlichkeit, den Advocaten

und Redner, sondern den Menschen und Gelehrten betreffen. Im August 1860 wurde unser Held, in Anerkennung seines großen juristischen Talents und seiner bürgerlichen Tugenden, zum Stabträger des Advocatenstandes von Paris erwählt, und diese ihm widerfahrene Ehre im nächsten Jahre durch seine Wiederwahl noch vermehrt; doch die höchste Staffel der Ehre erstieg er, als ihn die Französische Akademie in ihren Schos aufnahm und ihn so den vierzig Unsterblichen seines Vaterlandes zugesellte. Bei dieser Gelegenheit dürfen wir auch die literarische Thätigkeit Jules Favre's nicht ganz unbeachtet lassen, die allerdings eine sehr geringe ist, denn seine vielfachen, anstrengenden und zeitraubenden Berufsgeschäfte ließen ihn wenig an größere wissenschaftliche Arbeiten denken. Sein Anspruch auf literarische Geltung beruht auf einigen Broschüren politischen Inhalts, nämlich: „Coalition des chefs d'atelier de Lyon — Anathème" (1837); „La liberté de la presse" (1849) und einem Bande seiner Plaidoyers und Kammerreden. Ferner schreibt man ihm ein kleines dramatisches Stück zu: „Le trait d'union", das im Jahre 1865 während einer Soirée aufgeführt wurde, die er seinen Anhängern gab.

Was nun Jules Favre's Theilnahme an den jüngsten Ereignissen in Frankreich anbetrifft, so gehört dieselbe noch zu sehr den Tagesereignissen an, um an dieser Stelle einer nähern Betrachtung unterzogen werden zu dürfen; auch versuchten wir schon in unserer Einleitung, dieselbe vom politischen Standpunkte aus kurz zu beleuchten. Es ist jetzt nur noch nöthig, uns ein Gesammtbild unsers Helden zu entwerfen, in welchem die in unserer Skizze zerstreuten Züge des Porträts stärker aufgetragen und deutlicher markirt sind.

Wir haben Jules Favre als Advocat, Staatsmann, Redner und Gelehrten gesehen. In seiner ersten Eigenschaft ist er vielleicht augenblicklich die bedeutendste Capacität in Frankreich, obgleich er unserer Ansicht nach niemals die Größe eines Berryer oder Dupont erreicht hat, die allerdings jetzt schon im Grabe von ihrer langen und ereignißvollen Laufbahn ausruhen. Was nun seine Fähigkeiten als Staatsmann anbetrifft, so hat er bisjetzt noch nicht bewiesen, daß diese mit seinem Talent als Jurist und Redner in Einklang stehen. Sein erster Versuch im Jahre 1848 war ein kurzer und von keinem Erfolge begleiteter, ja man könnte ihn einen Fehlschlag nennen. Es scheint, als ob ihm als Staatsmann die Schärfe des Blicks, die Feinheit des Calculs, die Combinationsgabe, die Kenntniß der Kräfte anderer Nationen und der rechte Muth fehle. Man fasse das Wort ja in seiner moralischen Bedeutung auf. In dem Circular, das Jules Favre am 6. Sept. 1870 an alle europäischen Mächte richtete, läßt er es an muthigen Worten allerdings nicht fehlen, und wir glauben auch, daß es ihm damit Ernst gewesen ist, aber einen solchen Muth, um den es sich dort handelt, hat mit ihm jeder gemeine Soldat, jeder Mamluk gemein, und von diesem wollten wir nicht sprechen. Wir meinen vielmehr, daß er nicht den rechten Muth hat, nicht der Gunst der Menge, dem Beifallsgeschrei seiner Anhänger und dem süßen Gefühl, sich in Macht und Ansehen zu befinden, entsagen kann für den Dank der spätern Geschlechter. Wol ist es schön, fürs Vaterland zu sterben, doch schöner, herrlicher ist es, dasselbe durch rechtzeitige Entsagung zu retten; wol ist es rühmlich, geharnischte Manifeste in akademischem Stil zu erlassen, doch rühmlicher ist es, mit nüchterner Weisheit die Wunden des Vaterlandes zu erkennen, ihre Heilung zu versuchen, der augenblicklichen Lage des Reiches Rechnung zu tragen und das eigene Wohl über dem seiner Mitbürger zu vergessen. Die bisherige Handlungsweise Jules Favre's als Minister des Auswärtigen von Frankreich berechtigt in nichts, ihn für einen umsichtigen Staatsmann halten zu können, vielmehr hat es den Anschein, als ob es ihm nur darum zu thun sei, solange als möglich mit seiner Partei am Staatsruder zu bleiben und sich selbst womöglich eine Brücke zu bauen, auf der er, wenn eine andere Ordnung der Dinge oder eine neue Dynastie in Frankreich einzieht, aus seiner jetzigen Stellung, gleich Talleyrand, in eine andere gleich einflußreiche übergehen könne.

Doch als Fachgelehrter und Redner, da steht es mit ihm anders. Als solcher ist er ohne Frage bedeutend, und nicht Ein neuerer Schriftsteller Frankreichs, und sei er noch so sorgsam im Stil, kann mit ihm rivalisiren in der Kunstgerechtigkeit und der unscheinbaren Berechnung im Periodenbau! Wo findet man wol eine größere und glänzendere Anordnung im Ganzen, wo eine scrupulösere, durchgängigere Vollkommenheit im Einzelnen? Seine Wendungen, erfaßt im Augenblicke der Improvisation selbst und unmittelbar niedergeschrieben, können der allerstrengsten Kritik Hohn sprechen; sie fließen mit einer solchen Regelmäßigkeit dahin, sie entwickeln sich mit einer solchen Vollständigkeit, daß selbst des sorgsamsten Künstlers Hand deren Umrisse nicht besser hätte entwerfen können. Die meisten Redner hört man nur gern sprechen, er dagegen ist einer von den wenigen, dessen Reden beim Lesen gewinnen, und zwar weil er Stil hat, eine Eigenschaft, ohne welche die schönsten Erfolge auf der Tribüne oder vor den Schranken des Gerichts nur ephemere sind. Wenn man sich mit dem Studium seiner Reden beschäftigt, so wird man versucht, ihn eher für einen Schriftsteller, als für einen Redner zu halten; alle seine Reden, ohne Ausnahme, sind literarische Meisterwerke, und nicht mit Unrecht dürfte man ihn den Massillon der französischen Demokratie nennen.

Das ökumenische Concil im Jahre 1870.

Zweiter Artikel.

1) Einleitung.

Wenn es eine höhere Fügung bei diesem Concil gab, wenn nicht alles durch List und Gewalt gemacht wurde, so ist eine solche in der Entstehung der Minorität zu erblicken. Es gab anfänglich keine Parteien, keine Majorität und Minorität. Alle Väter des Concils kamen mit solcher Devotion und Unterwürfigkeit gegen den Papst und alles was römisch heißt an, daß auch nur der Gedanke an die Bildung von Parteien oder einer Opposition ein Frevel war. Schon hatten die Bischöfe tagelang die Geschäftsordnung in Händen, in der ihnen ihre wesentlichsten Rechte vorweg abgesprochen wurden, und sie sahen es nicht vor lauter Ergebung; als sie es aber erkannt hatten, wagten sie lange nicht ihre Stimme dagegen zu erheben. Dazu kam, daß man die eigentliche Frage — die Dogmatisirung des Papalismus in seiner römisch-abstrusen Form, sorgfältig verheimlichte. Nur diese Frage wäre im Stande gewesen, Parteien sofort hervorzurufen. So waren es eigentlich nur landsmannschaftliche und besondere freundschaftliche Beziehungen, welche die Bischöfe einzelner Nationen zusammenführten. Daraus entstanden die nationalen und internationalen Zusammenkünfte, an denen sich anfänglich auch Bischöfe der Majorität betheiligten. Gerade deren Benehmen in diesen Versammlungen machte stutzig; sie hatten von vornherein einen andern Einigungspunkt und erhielten ihre Losung anderswoher. Sie brachten bald einen Miston in die Versammlungen, erschienen bald, bald blieben sie weg, wozu doch immer bestimmter die Absicht, wenn auch nicht in officieller Weise hervortrat, die Infallibilität aufs Tapet zu bringen. Manche Zwischenfälle gerade wegen Abhaltung dieser Versammlungen, die Erkenntniß, daß in der Geschäftsordnung schon wesentliche bischöfliche Rechte von der Curie für sich allein in Anspruch genommen wurden, trugen dazu bei, daß diese Versammlungen immer mehr Parteiversammlungen wurden. Zum ersten mal aber sprach sich der Gegensatz offen aus, als die Wahlen zu den verschiedenen Commissionen stattfanden. Es war die Losung gegeben,

nur keine Bischöfe, welche diese Versammlungen bildeten, zu wählen. Als darüber Stimmen laut wurden, ließ man es zu, daß einige von noch zweideutiger Haltung, einige andere honoris causa in gleichgültigere Commissionen gewählt wurden. Mit der Zusammensetzung dieser Commissionen war die Sache entschieden, das Concil nur als ein Parteimanöver documentirt. Nur die Majorität konnte seitdem noch erfolgreich Anträge machen; auf Vorstellungen, Anträge, Wünsche, Proteste der Minorität wurde nie oder nur insofern Rücksicht genommen, als man sie zu neuen Maßnahmen gegen sie benutzte. Immer offener traten jetzt die Tendenzen der Majorität hervor und wie immer und überall hatte von jetzt ab die Minorität die Bitterkeiten zu erfahren, welche eine übermüthige, ihrer Sache gewisse Majorität der Minorität zu bereiten im Stande ist. Von jetzt an die stete Klage der Minoritätsbischöfe über die wegwerfende Behandlung, welcher sie von der Majorität und der Curie ausgesetzt seien. Die böse Presse hat viel davon verrathen, aber leider noch nicht alles. Man darf darum gespannt sein auf die Veröffentlichungen, welche von den Minoritätsbischöfen selbst in Aussicht gestellt sind.

Man mag sich billig fragen, warum denn die Majorität die Beschlüsse so lange hinauszögerte, da sie ja doch von Anfang an allein hinreichend beschlußfähig und zu allem Ja zu sagen bereit war, was der Wille des Papstes ihnen dictiren würde? Die Frage löst sich jedoch einfach, wenn man erwägt, daß die Jesuiten noch auf einmüthige Beschlüsse rechneten, und wie es hieß, der Welt das großartige Schauspiel der Einheit und Einmüthigkeit des Episkopats gegeben werden sollte. Das war die erste Losung, und erst als man merkte, daß dieses nicht erreicht werden könne, gab man in der officiösen „Civiltà cattolica" die Losung, daß auch eine Majorität hinreiche, ja sogar eine Minorität, wenn sich ihr der Papst anschließe. Zugleich glaubte man doch das noch gestatten zu sollen, daß sich die Parteien ihre Gründe gegenseitig vortrügen, wobei aber im voraus nur auf eine Bekehrung der Minorität, nicht aber der Majorität gehofft wurde; diese hatte von vornherein bereits die volle und ganze Wahrheit, weil sie nur den Willen des Papstes ausführte, weßhalb sie auch geradezu taub war gegen die triftigsten Gründe. Dagegen lag die große Schwäche der Minorität darin, daß sie durch die unentschiedenen und zaghaften, zum Theil durchaus unwissenden Genossen stets gehemmt wurde, auch nur einen einzigen energischen Schritt zu thun. Sie begnügte sich zu protestiren und war befriedigt, wenn ihre Proteste einfach ad acta gelegt wurden. Durch diese Haltung sank der Respect vor der Minorität, und bald wußte die Majorität bestimmt zu versichern, die Minorität werde es nicht zum Aeußersten kommen lassen, allenfalls schließlich nochmals protestiren und sich dann ehrerbietig unterwerfen. Ueberhaupt traute man ihr nur geringen Ernst zu und meinte, es sei alles leerer Schein.

Die Zusammenwirkung all dieser Dinge bewirkte diese Verschleppung der Verhandlungen durch nahezu drei Vierteljahre. Wer die Dinge zu durchschauen vermochte, wer außerdem in der Lage war, die Anschauung der Curie kennen zu lernen, wußte sogleich um was es sich bei dem Concil handle — um eine Anathematisirung der deutschen theologischen Wissenschaft. Wer es aus den Schematen und namentlich den Anmerkungen dazu nicht erkannte, der konnte es von den Majoritätsbischöfen zum Ueberdrusse oft hören. Darum auch der unverhohlene Haß gegen die deutschen Theologen, deren freche Verleumdung und Verketzerung namentlich der ultramontanen Presse während des Concils zufiel. Zugleich sollte aber auch die Nothwendigkeit des Kirchenstaats für den Papst von nun an ein Punkt des katholischen Glaubens werden. Vom Concil sollte das Ziel durch die beiden dogmatischen Schemata de fide und de ecclesia erreicht werden, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt ewig denkwürdige Actenstücke bleiben werden. Die übrigen Schemata disciplinärer Natur sind im Grunde von gar keinem Belange und scheinen nur als Lückenbüßer benutzt worden zu sein, um den Hauptplan — die Dogmatisirung der

päpstlichen Omnipotenz in der Kirche — zu erreichen. Sie sind factisch auch dadurch gegenstandslos, daß mit Acceptirung der päpstlichen Omnipotenz ja alles einzig und allein in der Hand und im Willen des Papstes ruht. Kurzweg bezeichnete man die Hauptaufgabe des Concils auch mit Verdammung der Principien von 1791.

Im einzelnen wird diese Auffassung durch die Darstellung des ganzen Verlaufs der Verhandlungen bewahrheitet.

Wir befinden uns im Jahre 1869 und nähern uns immer mehr dem Tage der Eröffnung des so sehr ersehnten Concils. Es handelte sich darum, vorher die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, damit alles in guter Ordnung vom Flecke gehe. Zu diesem Zwecke erließ Pius IX. neuerdings von Rom an Sanct-Peter unter dem Fischerringe am 27. Nov. 1869 apostolische Briefe, in welchen im allgemeinen die Ordnung festgestellt wurde, die während der feierlichen Begehung des heiligen ökumenischen Concils im Vatican einzuhalten war. Dieselbe enthält die nachstehenden Punkte: 1) Von der auf dem Concil einzuhaltenden Lebensweise. 2) Von dem Rechte und der Art der Vorschläge. 3) Von dem auf dem Concil zu haltenden Geheimniß. 4) Von der Reihenfolge zu sitzen und dadurch niemand in seinem Rechte zu benachtheiligen. 5) Von der Beurtheilung von Entschuldigungen und Beschwerden. 6) Von den Bediensteten des Concils. 7) Von den Generalcongregationen der Väter. 8) Von den öffentlichen Sitzungen. 9) Von der Präsenzpflicht beim Concil. 10) Von der Beurlaubung der Concilsmitglieder.

Außerdem erließ Pius IX. eine Constitution über die Excommunicationen Censurae latae sententiae, welche dem Papst, über solche, welche den Bischöfen reservirt bleiben, über solche, die nicht reservirt sind, über Suspensionen latae sententiae, welche dem Papste vorbehalten sind, sodann über reservirte Interdicte latae sententiae. Sie wurden den Bischöfen jedoch erst nach Eröffnung des Concils bekannt.

Ferner erließ Pius IX. von Rom aus neue apostolische Briefe, mit denen aus Anlaß des ökumenischen Concils allen Christgläubigen ein vollkommener Ablaß nach Art eines Jubiläums ertheilt wurde. Einen ähnlichen Ablaß erließ zuerst der übermüthige Papst Bonifaz VIII. im Jahre 1300 und ein solcher wurde in früherer Zeit nur alle 100, dann 50 und 33, endlich 25 Jahre gegeben. Pius IX. hielt das anders und ertheilte während seines Pontificats wenigstens sieben- oder achtmal solche Ablässe. Nur haben alle diese Jubiläen in der Regel eine üble Vorbedeutung gehabt, das darauffolgende Jahr brach in der Regel immer ein Krieg aus. Eine weitere Verfügung, welche Pius IX. traf, war die betreffs der Wahl eines römischen Papstes, wenn der Heilige Stuhl während des ökumenischen Concils vacant werden sollte. Für diesen Fall erließ Pius IX. am 4. Dec. 1869 eine Verordnung, in welcher bestimmt und angeordnet wurde, daß der neue Papst nur von den Cardinälen der heiligen römischen Kirche gewählt werde und daß das Concil für den Fall des Todes des Papstes für aufgelöst zu betrachten sei.

2) Ueberblick der Thätigkeit der frühern Concile.

Ehe wir weiter gehen, dürfte es angemessen sein, einen summarischen Ueberblick über die Thätigkeit der frühern Concile zu geben, von denen übrigens nicht alle ökumenische waren.

a) Das 1. Concil in Nicäa wurde im Jahre 325 von Papst Sylvester I. gegen die arianische Ketzerei abgehalten. Die Acten desselben sind nicht mehr vorhanden. Anwesend waren 318 Bischöfe und Kaiser Konstantin der Große. Es dauerte vom 19. Juni bis 25. Aug. und erließ das berühmte Nicäische Glaubensbekenntniß, welches die Gottes-

natur Christi feststellte, entschied die Streitfrage über die Feier des Osterfestes und erließ 20 Canones über die Disciplin der Kirche.

b) Das 2. Concil in Konstantinopel. Dasselbe wurde unter Papst Damasus 381 abgehalten und war gegen die Ketzerei des Macedonius gerichtet, der die göttliche Natur des Heiligen Geistes leugnete. Es wohnten demselben 150 katholische Bischöfe bei, desgleichen 36 Bischöfe von der Partei des Macedonius, welche jedoch das Concil noch vor dessen Schluß verließen. Seine Dauer erstreckte sich vom Mai bis Juli. Im Hinblick auf die Ketzerei des Macedonius ward dem Nicäischen Glaubensbekenntniß eine erschöpfendere Erklärung bezüglich der göttlichen Natur des Heiligen Geistes einverleibt.

Im übrigen erstreckte sich die Thätigkeit des Concils auf das Erlassen einiger Definitionen über den Glauben und die Kirchenzucht.

Päpstliche Legaten waren dabei nicht erschienen, da es sich lediglich auf die orientalische Kirche bezog. Gleichwol wird dessen Oekumenicität allgemein anerkannt.

c) Das 3. Concil in Ephesus fand unter Papst Cölestin I. im Jahre 431 aus Anlaß der Irrlehren des Nestorius statt, der in Christus zwei Persönlichkeiten annahm und leugnete, daß man Maria die Mutter Gottes nennen könne.

Die Verhandlungen in griechischer Sprache existiren noch. Es wohnten demselben 210 orthodoxe Bischöfe bei, denen 30 nestorianische gegenüberstanden. Die Zahl der Sitzungen betrug 7, sie dauerten vom 22. Juni bis 31. Aug. Die Bischöfe wurden nach Erschöpfung des Berathungsmaterials vom Kaiser noch gewaltsam in Ephesus zurückgehalten.

Das Concil verurtheilte den Nestorius wegen seiner Irrlehren, ebenso die Pelagianer wegen der ihren.

d) Das 4. Concil zu Chalcedon. Dasselbe wurde im Jahre 451 unter dem Papste Leo dem Großen gegen die Irrlehren des Eutychetes, Archimandriten von Konstantinopel, abgehalten, der in Christus nur Eine Natur annahm, weshalb man seine Irrlehre die monophysitische zu nennen pflegt.

An diesem Concil nahmen 630 Bischöfe und an einer Sitzung auch Kaiser Marcianus Antheil. Die Zahl der Sitzungen betrug 16 und sie dauerten nur drei Wochen, sodaß öfter zwei an Einem Tage gehalten wurden. Außer den Irrlehren des Eutychetes und Nestorius waren verschiedene Controversen Gegenstand der Entscheidung des Concils und wurden 30 Canones über Gegenstände der Kirchenzucht erlassen, von denen aber der Papst nur 27 approbirte. In der 5. Sitzung faßten 23 Väter als Delegirte einen Beschluß über die Fassung von Glaubensdefinitionen, der dann von der Versammlung durch Acclamation einstimmig angenommen ward.

e) Das 5. Concil, zu Konstantinopel das zweite, ward im Jahre 553 unter dem Papst Vigilius abgehalten und galt der Irrlehre des Theodorius Mopsuestenus, des Lehrers des Nestorius, welche in den bekannten 3 Kapiteln desselben niedergelegt sind.

Dem Concil wohnten 165 Bischöfe bei, aber weder der Papst, obschon er sich damals gerade in Konstantinopel aufhielt, noch von ihm abgeschickte Legaten. Dasselbe hielt 8 Collationes oder Sitzungen und dauerte vom 4. Mai bis 2. Juni. Das Ergebniß derselben war eine Verurtheilung der bezeichneten 3 Kapitel und die Aufstellung von 14 Dogmenartikeln, welche verschiedene Irrlehren verurtheilten, darunter auch die des Origenes.

f) Das 6. Concil, zu Konstantinopel das dritte. Dieses Concil wurde in den Jahren 680—681 abgehalten, während Agathon der Heilige Papst war. Das Ziel desselben war Verdammung der Ketzereien der Monotheliten, welche in Christus nur Einen Willen und Eine Thätigkeit annehmen, Ketzereien, welche darauf hinausliefen, die Irrthümer der Monophysiten zu erneuern.

Demselben wohnten 170 Bischöfe bei, in einigen Sitzungen erschien auch der Kaiser Konstantinus Pogonatus. Die Zahl der Sitzungen betrug 18 und dauerten dieselben 10 Monate und einige Tage.

Das Concil verdammte den Erzbischof Macarius von Antiochien, der an der bezeichneten Irrlehre hartnäckig festhielt, und mit ihm alle, wenn auch schon verstorbenen Anhänger derselben.

Wie vom 5. so wurden auch vom 6. ökumenischen Concil Canones über Kirchendisciplin nicht erlassen.

g) Das 7. Concil, in Nicäa das zweite. Dasselbe fand im Jahre 787 unter dem Pontificat Hadrian's II. statt, nachdem der große Streit über die Verehrung der Heiligenbilder ausgebrochen war, welche die Ikonoklasten aufs heftigste bekämpften. Es hatten sich dabei 367 Bischöfe eingefunden und der letzten Sitzung, in welcher vor allem Volke die Glaubensdefinition promulgirt ward, wohnte auch die Kaiserin Irene mit ihrem Sohne Konstantin bei. Die Sitzungen dauerten vom 23. Sept. bis 23. Oct.

Von diesem Concil wurden die Irrlehren der Ikonoklasten gründlich widerlegt und verurtheilt und 22 Canones über Kirchenzucht erlassen.

h) Das 8. Concil, zu Konstantinopel das vierte, fand in den Jahren 869—870 statt, während Hadrian II. auf dem Stuhle Petri saß. Die Veranlassung dazu gab die Frage, ob Photius, der einige Zeit die Kirche zu Konstantinopel innehatte, der echte Patriarch von Konstantinopel sei oder vielmehr der von dort vertriebene heilige Ignatius.

Dem Concil wohnten Legaten des römischen Papstes und Vicare der Patriarchen sowie theilweise auch der Kaiser Basilius bei. Es fanden 10 Sitzungen statt und dauerte das Concil vom 5. Oct. 869 bis 28. Febr. 870.

Photius ward als Usurpator des Patriarchenstuhls zu Konstantinopel erklärt und verdammt und Ignatius allgemein anerkannt. Weiter wurden 27 Canones über nützliche Einrichtungen in der Kirche erlassen.

i) Das 9. Concil, im Lateran das erste. Dies ward 1123 unter dem Papst Calixtus II. in Rom abgehalten. Der Zweck desselben war die Wiederherstellung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat und die Beilegung des Investiturstreites. Außer dem Papst wohnten demselben 300 Bischöfe und darüber sowie sehr viele Aebte bei. Das Concil dauerte vom 18. bis 28. März, bestätigte das zwischen Calixtus II. und Kaiser Heinrich V. zu Worms geschlossene Concordat und beseitigte die Nachtheile eines durch den Investiturstreit hervorgerufenen langjährigen Schismas. Zugleich that es den Kreuzzügen Vorschub und belegte diejenigen mit dem Bann, welche das Eigenthum der Kirche angriffen.

k) Das 10. Concil, im Lateran das zweite. Dasselbe fand im Jahre 1139 unter dem Papst Innocenz II. statt, um den Irrlehren der damaligen Zeit, namentlich des Peter de Bruis und Arnold von Brixen sowie des Peter Leo entgegenzutreten und die entarteten Sitten zu verbessern. Dem Concil wohnten, außer dem Papst, der den Vorsitz führte, fast 1000 Bischöfe bei, weshalb es auch das „große" heißt. Seine Dauer erstreckte sich nur auf 17 Tage; es verdammte unter anderm die Häretiker, welche die Taufe der Kinder, das Altarssakrament, die Priesterweihe und die Ehe verwarfen.

l) Das 11. Concil, im Lateran das dritte. Es fand unter dem Pontificat Alexander's III. im Jahre 1179 statt, um die Papstwahl zu reguliren, die allgemeinen Sitten zu verbessern und den Irrlehren der Katharer entgegenzutreten. Anwesend waren der Papst und über 300 Bischöfe. Das Concil dauerte bei 3 Sitzungen nur 15 Tage. Außer dem Obigen beschäftigte es sich noch mit der Bischofswahl, mit dem Patronatsrechte und der Gründung von Armenschulen.

m) Das 12. Concil, im Lateran das vierte, fand unter Innocenz III. im Jahre 1215 statt. Sein Hauptzweck war Reformation der ganzen Kirche und Wiedererlangung des Heiligen Landes. Der Papst war persönlich anwesend, außerdem erschienen 412 Bischöfe, über 800 Aebte, Prioren und eine Menge Gesandte weltlicher Fürsten, wie denn auch viele weltliche Fragen aufs Tapet gebracht wurden. Das Concil dauerte 20 Tage, zählte 3 Sitzungen, erließ 70 Kapitel gegen die Irrthümer der Zeit, verdammte einige Irrlehren und erließ einen Aufruf zu einem neuen Kreuzzuge u. s. w.

n) Das 13. Concil, zu Lyon das erste. Das erste Concil zu Lyon wurde im Jahre 1245 unter dem Pontificat Innocenz' IV. abgehalten. Demselben wohnten der Papst, 140 Aebte, viele Aebte und Kapitelvertreter bei sowie Balduin II., Kaiser von Konstantinopel und mehrere andere weltliche Fürsten und Gesandte von solchen, sowie Vertreter Friedrich's II., um dessen Absetzung es sich namentlich handelte. Bemerkenswerth ist, daß das Concil gegen befürchtete Handstreiche unter dem Schutze der Waffen stand. Die Dauer des Concils erstreckte sich vom 28. Juni bis 18. Juli.

Dasselbe excommunicirte den römischen Kaiser Friedrich II. und entsetzte ihn, ferner erließ es 18 Kapitel über die Wiedereroberung des Heiligen Landes sowie über die Vertheidigung Polens, Ungarns und Rußlands gegen die Tataren und über die Verwaltung der Kirchengüter.

o) Das 14. Concil, in Lyon das zweite, fand in der Zeit vom 7. Mai bis 17. Juli 1274 unter Papst Gregor X. statt und bezweckte die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen und den Entsatz des Heiligen Landes. Auf demselben waren der Papst, 500 Bischöfe, 60—70 Aebte, etwa 1000 Prälaten niedern Ranges, der König Jakob von Aragonien, die Gesandten des römischen Kaisers, des Tatarenkönigs und viele Vertreter von Fürsten anwesend.

Auf diesem Concil ward die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche erreicht, ferner wurden 31 Constitutionen erlassen, deren erste auf die Lehre vom Heiligen Geiste sich bezog. Andere behandeln die Frage der Papst- und Bischofswahl. Auch finden sich die ersten Spuren von Privatcongregationen zur Vorbereitung der dem Concil vorzulegenden Fragen.

p) Das 15. Concil in Vienne. Das 15. Concil ward in der französischen Stadt Vienne in den Jahren 1311—12 unter dem Pontificat Clemens' V. abgehalten. Anlaß dazu gaben die Verhältnisse des Templerordens, ein neuer Kreuzzug und Kirchenreformation.

Anwesend waren der genannte Papst, der ihm präsidirte, etwa 300 Bischöfe und viele andere Prälaten, der zweiten Sitzung wohnte auch Philipp der Schöne von Frankreich bei sammt seinem Bruder und seinen Söhnen.

Es dauerte vom 16. Oct. 1311 bis 6. Mai 1312. Dasselbe hob den Templerorden auf und erließ eine Menge von Constitutionen über verschiedene Häresien und den Zinswucher. Selbe wurden später als sogenannte Clementinae dem Corpus juris einverleibt.

q) Das 16. Concil in Konstanz. Das Concil in Konstanz ward im Jahre 1414 versammelt, als die katholische Kirche drei Päpste zählte, Johann XXIII., Gregor XII. und Benedict XIII., und 1418 geschlossen, als Martin V. der eine legitime Papst war. Der Zweck seiner Berufung war Beseitigung des Schismas, Wiederherstellung der Einheit und des Friedens der Kirche, Bekämpfung der Ketzerei und Verbesserung der Sitten.

Außer Johann XXIII., der den ersten zwei, und Martin V., der den letzten vier Sitzungen beiwohnte, waren etwa 200 Bischöfe und viele Prälaten, dann Kaiser Sigmund und viele andere Fürsten und Gesandte anwesend. Es wurden 45 Sitzungen abgehalten, welche vom 5. Nov. 1414 bis 22. April 1418 dauerten.

Auf dem Concil ward das Schisma der abendländischen Kirche beseitigt und wurden die Häresien von Wiclef und Johannes Huß verdammt, ferner Martin V. als alleiniger

rechtmäßiger Papst anerkannt. Die Zahl der vom Concil erlassenen Constitutionen ist eine sehr namhafte. Die wichtigsten Sitzungen waren die 4. und 5., in welcher die Suprematie des Concils über den Papst ausgesprochen ward.

r) Das 17. Concil in Florenz. Das sogenannte florentiner Concil fand unter Eugen IV. statt, begann zu Ferrara im Jahre 1438, ward 1439 in Florenz fortgesetzt und zu Rom geschlossen. Der Zweck desselben war Vereinigung der griechischen Kirchen mit der römischen. Auf demselben erschienen der Papst, der den Vorsitz führte, und etwa 200 Bischöfe sowie der griechische Kaiser Johannes Paläologus. Das Concil dauerte vom 8. Oct. 1438 bis 6. Juli 1439, bezugsweise bis zum Jahre 1445, da die Sitzungen, wenn auch von einer nur kleinen Anzahl, nach der feierlichen Promulgation der Vereinigung beider Kirchen am 6. Juli 1439 wieder fortgesetzt wurden. Dasselbe setzte die Union mit den Armeniern 1439, mit den Jakobiten 1441, mit den Syrern 1444 und mit den Chaldäern und Maroniten 1445 durch.

s) Das 18. Concil, im Lateran das fünfte, dauerte vom Jahre 1512—17 unter den Päpsten Julius II. und Leo X. Es wohnte demselben Julius II. und nach seinem Tode Leo X. bei, ebenso etwa 120 Bischöfe, mehrere fürstliche Gesandte. Es zielte auf Beseitigung des Schismas, Wiederherstellung des Friedens und einen Kreuzzug gegen die Türken, promulgirte unter anderm ein Concordat mit Frankreich und trat verschiedenen Ketzereien entgegen.

t) Das 19. Concil in Trient. Dasselbe ward 1545 eröffnet und 1563 geschlossen, dauerte während der Pontificate Paul's III., Julius' III. und Pius' IV. und war gegen die Reformation des 16. Jahrhunderts gerichtet sowie auf Verbesserung der Kirchenzucht. Demselben wohnten außer den päpstlichen Legaten nahezu 200 Bischöfe, 7 Aebte und 7 Ordensgenerale, auch mehrere weltliche Gesandte bei.

Die Beschlüsse dieses Concils sind außerordentlich zahlreich und im allgemeinen so bekannt, daß wol von deren specieller Aufzählung, welche hier auch zu weit führen würde, Umgang genommen werden muß. Sie zerfallen in der Hauptsache in die Glaubensdecrete und in die Reformationsdecrete, welche unter anderm namentlich auch die Verhältnisse der Ehe regelten.

3) Vorbereitungen zur Eröffnung des Concils. Die Aula.

Nach dieser Abschweifung können wir wieder zu unserm Hauptthema zurückkehren. In 148 Punkten wurde die während der ersten Session des Concils einzuhaltende Geschäftsordnung festgesetzt und auf den Befehl Pius' IX. eine specielle Bestimmung über das Ceremoniell getroffen.

Als dann die Prälaten in Rom versammelt waren, welche an dem Concil theilzunehmen hatten, hielt der Generalprocurator des Predigerordens, Raimund Bianchi, am ersten Adventsonntage in der Basilika vom heiligen Peter an den Papst und die übrigen versammelten Väter eine lateinische Ansprache über das bevorstehende ökumenische Concil im Vatican.

Am 2. Dec. 1869 um 10 Uhr vormittags wurde in der Sixtinischen Kapelle des apostolischen Palastes im Vatican eine Vorsynode abgehalten, in welcher nach den üblichen Ceremonien der Papst den Thron bestieg und mit lauter vernehmlicher Stimme eine Ansprache an die in Rom zu dem vaticanischen Concil von der ganzen katholischen Welt zusammengekommenen Bischöfe hielt. Pius' IX. drückte seine Befriedigung aus, mit welcher ihn ihre ersehnte Ankunft erfülle. Sie bezeuge ihre Eintracht mit dem Heiligen Stuhle, das Abbild der Einigkeit der Apostel mit ihrem göttlichen Meister, er ermahnte sie so fortzufahren, immer eingedenk der Ermahnungen Jesu Christi.

An demselben Tage leisteten die Bediensteten des Concils den Schwur, mit welchem sie angeloben und schwören, treu ihre Pflicht zu erfüllen, wie sie jedem von ihnen besonders obliegt; ebenso die Stenographen in die Hände des Hrn. Feßler, des Secretärs des Concils.

Die Aula, in welcher das Concil seine Sitzungen hat, nimmt den ganzen linken Arm des lateinischen Kreuzes der Basilika von Sanct-Peter ein und wurde von dem Baumeister Virginius Graf von Vespignani in Gemeinschaft mit seinem Sohne, dem Grafen Franz, hergestellt. Der Kreuzesarm ist durch eine hölzerne, nicht ganz bis an das Gewölbe emporreichende Wand von dem übrigen Raum der Kirche abgetrennt und mit Teppichen, Gemälden und reicher Ornamentik aufs prächtigste geschmückt. Auf dem Giebel über der Eingangsthür sieht man ein Bild des Erlösers im Kniestück mit der Unterschrift: „Docete omnes gentes, ecce ego vobiscum sum omnibus diebus usque ad consummationem saeculi.“ An der Innenseite ist das Bildniß der unbefleckten Jungfrau angebracht und die Unterschrift: „Adsis volens propitia ecclesiae decus ac firmamentum imple spem in tuo praesidio positam quae cunctos haereses sola interemisti.“

Die Länge der Aula beträgt 46 Meter 60 Centimeter, die Breite 23 Meter. Am Ende der Aula, gegenüber der Eingangsthür, erhebt sich ein Halbkreis auf acht Stufen mit dem Throne des Papstes in der Mitte, darüber ein reichgestickter Himmel von Silberbrocat mit Goldfransen. Er steht vier Stufen über dem Podium des Halbkreises. Zu beiden Seiten desselben stehen die Bänke der Cardinäle und der Patriarchen. An diese reihen sich die übrigen Bänke für die anderweiten Mitglieder des Concils in je acht Abtheilungen.

Gegenüber der Eingangsthür und bezugsweise am Throne des Papstes befindet sich der Altar in der Weise, wie wir sie in Basiliken treffen, und links davon die Rednerbühne, welche übrigens nach beendigter Messe vor den Altar gerückt zu werden pflegt.

Decke, Wände und Bänke sind mit schönem Stoffe bekleidet. Zu beiden Seiten des Schiffes stehen ein paar riesige Standarten, im Fonds der Aula drei andere, und alle sind mit Gemälden geschmückt. Dort befinden sich auch zwei kleinere Tribünen für die Fremden und die Sänger der päpstlichen Kapelle. Unter denselben, dicht hinter den Bänken der Cardinäle, sind Tribünen für die Minister, den Senat u. s. w. angebracht. Auch für das diplomatische Corps ist eine Tribüne errichtet.

Anfänglich gab es vom Standpunkte der Akustik sehr begründete Bedenken, doch gelang es dem Architekten, dieselben einigermaßen zu beseitigen. Sobald der Papst nicht anwesend, wie dies bei den Generalcongregationen der Fall, war der Thron hinweggenommen und an seine Stelle der Altar gesetzt.

Am 18. Nov. 1869 erließ der Cardinal Patrizi in seiner Eigenschaft als Generalvicar Sr. Heiligkeit eine öffentliche Einladung an die Römer zur Eröffnung des Vaticanischen Concils, wobei er dieselben zu verschiedenen frommen Werken, als Gewinnung von Ablässen, Kirchenbesuch u. s. w., aufforderte und bekannt machte, daß zu diesem Zwecke die bedeutendsten Reliquien, wie das Schweißtuch Christi, die Häupter der Apostelfürsten u. s. w. ausgestellt sein würden. Namentlich empfahl er die Verehrung der Mutter Gottes unter Bezug auf das Dogma von ihrer unbefleckten Empfängniß.

Noch vor Beginn des Concils erließ der Papst drei Bullen, deren Tragweite eine ganz ungewöhnliche war. Die erste derselben, die Bulle Multiplices inter, haben wir schon oben kennen gelernt. Wir haben hier aber noch die beiden andern ins Auge zu fassen.

Die Bulle Apostolicae sedis erscheint zum großen Theil als eine Wiederholung der berüchtigten Bulle In coena domini und ihrer Anatheme, welche aus dem Mittelalter stammen und deren Zweck Unterstützung der päpstlichen Uebergriffe und Unterordnung der

weltlichen Gewalt unter die geistliche Macht war und noch ist. Die Bulle In coena domini hatte, weil sie von allen Staaten zurückgewiesen war, nur in Rom praktische Geltung. Pius IX. glaubte sie neu in Kraft setzen zu müssen.

Angesichts der anerkannten Richtigkeit des Grundsatzes, daß das allgemeine Concil nicht blos eine Gewalt der Jurisdiction und Gesetzgebung, sondern auch eine Regierungsgewalt besitzt, muß die Bulle Cum romanis pontificibus vom 4. Dec. 1869 als eine grobe Verletzung der Rechte des Conciliums betrachtet werden. Diese Bulle verfügt nämlich, auf die sichere Nachricht vom Ableben des Papstes hin habe jedes Concil seine Thätigkeit abzubrechen und sich aufzulösen; wer nicht gehorcht, wird auf das greulichste verflucht.

Viele Bischöfe trafen vor ihrem Abgange zum Concil Vorbereitungen für eine längere Abwesenheit beim Concil, viele andere baten um Urlaub, beziehungsweise um Erlaubniß, wegbleiben zu dürfen.

Ihr Hauptaugenmerk richteten die Jesuiten zunächst auf den Syllabus, gegen den in Deutschland namentlich ein wahrer Sturm der Entrüstung losgebrochen war und dessen politische Bedeutung niemand verkennen konnte, da er die wichtigsten Materien des öffentlichen Lebens, wie die Fragen der Intervention, der Preßfreiheit, der Bildung der Heere, der Stellung von Kirche und Staat zueinander, der Civilehe, der Gewissensfreiheit u. s. w. in sich schloß. Sie vermochten aber in den Vorberathungen nicht durchzudringen und mußten es geschehen lassen, daß die Bestimmungen des Syllabus auf die rein theologisch-moralischen Fragen beschränkt wurden. In zweiter Reihe stand die Absicht, die Lehre von der leiblichen Himmelfahrt Maria's zum Dogma zu erheben.

4) Feierliche Eröffnung des Concils.

Am 8. Dec. 1869 früh $8^1/_2$ Uhr begannen unter dem Läuten aller Glocken und dem Donner der Kanonen von Sant'-Angelo und den Höhenforts die Feierlichkeiten der Concilseröffnung. Von den Residenzbischöfen waren an diesem Tage 542 in Rom eingetroffen, von den Bischöfen in partibus und andern zur Theilnahme am Concil eingeladenen Prälaten ganz abgesehen. Unter den Bischöfen, welche der Papst empfing, hatten sich Bonnechose von Rouen und Dupanloup einer freundlichen Aufnahme nicht zu erfreuen, da sie in ihren Hirtenbriefen das beabsichtigte Dogma von der Unfehlbarkeit als „inopportun" bezeichnet hatten.

Die Rede, mit welcher Pius IX. das Concil eröffnete, erging sich in Klagen über den Geist des Widerspruchs gegen die heilige Kirche, namentlich durch die „falsche Wissenschaft", und über die Schlechtigkeit, welche fromme Katholiken zum Abfall bewegen wolle.

Während der Eröffnungsfeierlichkeiten bemerkte man auf den reservirten Tribünen die Repräsentanten der verschiedenen Mächte, mit Ausnahme Italiens, Rußlands und der Türkei, sowie die Mitglieder des Hauses Bourbon und Este, die Kaiserin von Oesterreich und die Königin von Würtemberg. Von den Cardinälen fehlten Donuet, Bonald und Reisach. Im ganzen betrug die Zahl der anwesenden Väter des Concils 770.

Fassen wir die obenerwähnte Allocution näher ins Auge, so gewinnen wir als deren Cardinalpunkte folgende: das Concil habe der Welt den Frieden, den Ungläubigen das Gesetz, den einzelnen Kirchen die Ordnung, den Geistlichen die Zucht und Gott das Volk wiederzugeben.

Im Verlaufe der Allocution tritt überall das Verlangen hervor, den Kampf gegen den Staat aufzunehmen, der die geistlichen Güter raube, die geistlichen Ordensgemeinschaften unterdrücke, die Würde der Ehe verletze, die Erziehung der Jugend dem Klerus entziehe und Lehrern anvertraue, welche die Gottlosigkeit und den Irrthum verbreiteten. Das Concil solle insbesondere den Uebertretungen entgegenwirken, welche die Religion

und die bürgerliche Gesellschaft auf so bedauernswerthe Weise umgewälzt hätten, die Macht der Kirche ausbreiten und dadurch auch zum zeitlichen Wohle der Völker beitragen, sowie zu deren wahrem Glück, zu der Ordnung und Ruhe, welche im Schose derselben herrschen sollen, ferner zu den Fortschritten und der Vervollkommnung der menschlichen Wissenschaften.

Es konnte angesichts dieser Allocution kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß der Charakter des Concils ein vorwiegend politischer, daß sein Hauptbestreben dahin gerichtet sein würde, das geistliche Element über das weltliche zu setzen und ihm die dauernde Herrschaft zu sichern.

5) Zur Statistik des Concils.

Nach einem zu Anfang Mai 1870 ausgegebenen officiellen Verzeichniß waren damals 1037 Väter im Concil stimmberechtigt und hiervon 702 in Rom anwesend, sodaß die Zahl der Abwesenden 335 betrug. Unter den letztern waren alle inbegriffen, welche das Concil gar nicht besuchten, sowie jene, welche es besucht, aber aus irgendeinem Grunde wieder verlassen hatten u. s. w. Unter der Zahl der Anwesenden waren andererseits wieder jene begriffen, welche erst im Mai dasselbe wieder verlassen hatten.

Zur Zeit der Veröffentlichung des Katalogs waren die Ziffern folgende: a) 51 Cardinäle, nämlich 6 Cardinalbischöfe, 38 Cardinalpriester und 7 Cardinaldiakonen, von denen nur 3 anwesend waren, während sich jene vollzählig eingefunden hatten; b) 11 Patriarchen, von denen nur der von Antiochien fehlte; c) von 166 Erzbischöfen waren 50, d) von 757 Bischöfen 268 abwesend; e) von 6 Aebten nullius fehlte nur 1; f) von 22 infulirten Aebten und Ordensgeneralen waren 7 abwesend. Es ergibt sich sonach eine Anzahl von 1037 Vätern, von denen 702 anwesend und 332 abwesend waren.

Von der Gesammtzahl der Anwesenden gehörten allein 143 den päpstlichen Staaten an und standen mehr als 100 Bischöfe unter der Propaganda. Nach einer allgemeinen Wahrscheinlichkeitsrechnung konnte man etwa 580 Stimmen als der Curie gesichert betrachten. Niemals nämlich waren so viele Bischöfe in partibus, d. h. ohne Sprengel und apostolische Vicare, in einem Concil versammelt gewesen, und in keinem frühern Concil stand die Zahl der von der bürgerlichen und geistlichen Gewalt gemeinsam gewählten Bischöfe in so geringem numerischen Verhältniß zu den von der Curie Gewählten, indem von den 1100 jetzt bestehenden Bischofsstühlen 900 vom Papste allein gewählt werden.

Ein gleiches Misverhältniß bestand darin, daß die Katholiken von Deutschland, Frankreich und Portugal, welche zusammen nahezu die Hälfte aller europäischen bilden, nur durch 156 Bischöfe vertreten waren, somit etwa durch ein Fünftel der Gesammtzahl aller beim Concil anwesenden Bischöfe. Das Misverhältniß wird noch klarer, wenn man bedenkt, daß Italien allein 276 Bischöfe ins Concil schickte, wovon 143 auf den kleinen Kirchenstaat kamen. Daß sehr viele Bischöfe mit ihrem Gefolge Gäste des Papstes waren, darf ja nicht übersehen werden.

Nach Nationen geordnet, vertheilen sich die zu Sitz und Stimme im Concil berechtigten Väter wie folgt:

Europa.

1) Oesterreich.		
Oesterreich-Ungarn		48
Oesterreich und Tirol	10	
Böhmen und Mähren	5	
Illyrien und Dalmatien	13	
Ungarn und Galizien	20	
2) Belgien		6
3) Frankreich		84
4) Deutschland		19
Norddeutschland	10	
Süddeutschland	9	
5) Großbritannien		35
England	13	
Irland	20	
Schottland	2	

6) Griechenland	5
7) Italien	276
Lombardei 3	
Neapel 65	
Sardinien 25	
Sicilien, Malta 13	
Kirchenstaat 143	
Toscana, Modena 19	
Venetien 8	
8) Holland	4
9) Portugal	2
10) Rußland	1
11) Spanien	41
12) Schweiz	8
13) Europäische Türkei	12

Asien.

14) China, Japan	15
15) Hindostan, Indochina	18
16) Persien	1
17) Asiatische Türkei	49

Afrika.

18) Algier	3
19) Canarien, Azoren	3
20) Aegypten, Tunis	3
21) Südliche Länder	5

Amerika.

22) Antillen	5
23) Argentinische Republik	5
24) Bolivia	2
25) Brasilien	6
26) Chile	3
27) Ecuador	4
28) Guatemala	4
29) Guyana	1
30) Mexico	10
31) Neuengland	16
32) Neugranada	4
33) Peru	48
34) Venezuela	2

Oceanien.

35) Australien und Manilla	13

Nach Riten ausgeschieden:

Armenischer Ritus	21
Bulgarischer „	1
Chaldäischer „	10
Koptischer „	1
Griechischer „	3
Lateinischer „	704
Maronitischer Ritus	4
Melchitischer „	10
Rumänischer „	2
Ruthenischer „	1
Syrischer „	7

Nach Titeln ausgeschieden:

Cardinäle	49
Patriarchen	10
Primaten	4
Diöcesan-Erzbischöfe	105
Erzbischöfe in partibus	22
Diöcesanbischöfe	424
Bischöfe in partibus	98
Aebte nullius	6
Insulirte Generaläbte	18
Ordensgenerale und Häupter	27
Prälaten	1

Hiernach fanden sich also im ganzen 764 Väter beim Concil ein.

6) Thätigkeit des Concils.

Hatte der obenerwähnte Artikel der „Civiltà cattolica" eine nur sehr kurze Dauer des Concils als Programm gegeben, so wurde dieses insofern zur Wahrheit, als die Generalcongregationen ungemein rasch aufeinander folgten.

Die Entscheidungen der Concile unterscheiden sich in Einem Punkte wesentlich von denen weltlicher parlamentarischer Versammlungen. Diese berathen und schaffen Gesetze, welche insofern den Charakter der Veränderlichkeit in sich tragen, als es in der Natur der Sache liegt, daß eine spätere Versammlung dieselben aufhebt oder modificirt. Dagegen beschäftigen sich die Concile vorwiegend wenigstens mit Glaubenslehren, welche ihrer Natur nach unveränderlich sind, d. h. nicht heute gegeben, morgen wieder umgestoßen werden.

Man hätte also glauben sollen, die Curie würde nichts versäumen, was dazu beitragen konnte, der katholischen Christenheit alle Bürgschaften dafür zu geben, daß die Entscheidungen des gegenwärtigen Concils der gründlichen Erörterung der Materialien, der religiösen Achtung gegenüber allen Ueberzeugungen, der Beseitigung aller Entwürfe

zu dogmatischen Entscheidungen, welche nicht die moralische Einmüthigkeit aller Stimmen zu vereinigen vermögen, zugute kommen, daß das Concil vor allem nicht der unbeschränktesten Freiheiten entbehre.

Alle diese Vorbedingungen waren hier um so nothwendiger, als die Zahl der anwesenden Bischöfe einerseits, die Verschiedenheit ihrer Nationalität andererseits, ferner die gänzliche Unerfahrenheit vieler Concilsmitglieder und der Gewohnheiten solcher Versammlung zur größten Vorsicht zu mahnen schien. Gleichwol hat man sich bitter genug getäuscht: von allem, was man erwarten durfte und wirklich erwartete, ist das Gegentheil eingetreten. Das Concil fand alles schon im voraus fertig gemacht, es fand gar bald die Ueberzeugung, daß es nur dazu berufen sei, das Vorhandene anzunehmen. Alles was dafür bürgen konnte, daß die Berathungen in ersprießlicher Weise vor sich gehen könnten, war durch die Bulle Multiplices inter gründlich beseitigt worden.

Von vorbereitenden Verhandlungen in besondern Specialausschüssen, vom Vortrage durch einen Referenten, von dem Rechte einer Initiative des Concils, von einem Festhalten an dem alten Gebrauche, den Berathungen des Concils, Controversen von Theologen vorauszuschicken, ist keine Rede. Dagegen wurde den Concilsvätern hinsichtlich aller Verhandlungen und Beschlüsse des Concils ein strenges Geheimniß auferlegt, sie sollten sich auch zum Zwecke von Vorberathungen nicht nationenweise versammeln. Freilich kehrten sie sich daran sowenig als möglich, aber die Verbote waren eben einmal da.

Es blieb alle Information dem Privatstudium überlassen, diesem aber trat wieder der Umstand hemmend in den Weg, daß die Frist hierfür unverhältnißmäßig kurz war: „aliquot dies“ sagt die Bulle Multiplices inter. Dazu kam, daß die Entwürfe über ein Thema nicht auf einmal, sondern nur stückweise mitgetheilt wurden, sodaß von einem Ueberblick über das Ganze gar keine Rede sein konnte. Die einzelnen Redner folgten nicht, je nachdem sie für oder gegen den Entwurf sprechen wollten, sondern nach ihrer hierarchischen Würde. Antworten war unzulässig. Dazu kam noch, daß die Väter, ganz abgesehen von ihrer sehr verschiedenen Bildung, sich nicht einmal alle einander verständlich machen konnten. Die officielle Sprache, die lateinische, war weitaus nicht allen geläufig, am wenigsten den Orientalen. Diejenigen aber, welche mit ihr vertraut waren, sprachen sie nach den Ausspracheregeln ihrer Muttersprache, d. h. der Engländer englisch, der Franzose französisch. So sah sich die Curie genöthigt, einzelnen von ihnen Dolmetscher an die Seite zu geben.

Wohl saßen Stenographen in der Aula, aber was sie niederschrieben, erfuhr keiner der Redner; denn die stenographischen Berichte wurden nicht gedruckt, und um das Uebel noch zu vergrößern, ward es den Rednern auch verboten, den Druck ihrer Reden selbst besorgen zu lassen.

War früher die Mehrzahl der Verhandlungen der ökumenischen Concile öffentlich, so wurde für das Vaticanische die Verhandlung bei verschlossenen Thüren als Gesetz aufgestellt und alle jene unbarmherzig gemaßregelt, welche in Verdacht standen, daß sie das Concilsgeheimniß verletzt hätten. So wurden, als die augsburger „Allgemeine Zeitung“ Schemata im Originaltext mittheilte, eine Anzahl Bedientester des Concils weggejagt und bestraft. Auch gegen Zeitungscorrespondenten wurden auf solchen Verdacht hin polizeiliche Gewaltmaßregeln ergriffen, von den betreffenden Gesandtschaften aber wieder beseitigt.

Unter den angedeuteten Verhältnissen konnte von einer wirklichen Verhandlung in den Generalcongregationen nicht die Rede sein. Nun mußte man aber doch für den Fall vorsorgen, daß ein Schema — so nannte man die Entwürfe — nicht sofort durch die Generalcongregation angenommen ward. Für diesen Fall bestanden vier permanente Commissionen für Gegenstände des Glaubens, der Kirchenzucht, der Ordensgesellschaften und für den orientalischen Ritus. Die Wahl dieser Commissionen wurde schon am sechsten

Tage nach der Eröffnung des Concils begonnen, also zu einer Zeit, in welcher die Concilsväter noch keine Gelegenheit gehabt sich gegenseitig kennen zu lernen. So war nichts natürlicher, als daß nur die Creaturen der Curie in diese Commissionen gewählt wurden.

Die Kirche hat seit allen Jahrhunderten gefordert, daß vom Concil nur das angenommen werde, „was allezeit, was überall, was von allen geglaubt wurde". Durch diese Bestimmung ist grundsätzlich alle und jede Beschlußfassung durch eine bloße Majorität ausgeschlossen und das Princip der Einstimmigkeit aufgestellt. Die Geschäftsordnung vom 20. Febr. 1870 hat dieses Princip durch Einen Federzug beseitigt und dafür die Majorisirung angenommen.

Die neue Geschäftsordnung begnügte sich aber nicht einmal damit. Sie machte jede Erörterung der Entwürfe dadurch problematisch, daß sie die letztern zuvörderst den obenerwähnten Specialcommissionen zuwies. Ihnen hatten die Väter einfach schriftliche Erinnerungen zu übergeben und die Specialcommissionen waren befugt, auf Grund der ihnen plausibel scheinenden das Schema nach Gutdünken zu ändern, oder aber in seiner ursprünglichen Fassung zu belassen. Ueberhaupt war der Papst allen Debatten tief abgeneigt. So sagte er eines Tags einer Anzahl seiner bischöflichen Kostgänger beim Concil, wenn sie so viel schwätzten, sähe er sich genöthigt, ihnen den Brotkorb höher zu hängen. Das war freilich nur Scherz, aber es steckte eine ziemliche Portion Ernst dahinter.

Ein weiterer Eingriff in das Recht der Erörterung liegt im Art. 10 der neuen Geschäftsordnung, welche die einfache Mehrheit ermächtigt, den Schluß der Debatte herbeizuführen. So ward das Recht der Erörterung und das Recht der Abstimmung gefälscht. Die zweite Sitzung des Concils vom 6. Jan. 1870 hatte keinen andern Zweck als die feierliche Ablegung des Glaubensbekenntnisses durch die Väter. Es kam dabei dieselbe Formel zur Anwendung, welche Pius IV. für das Concil von Trient vorschrieb und welche in der dritten Sitzung desselben zum Vortrage kam, in welcher die Väter das allen Christen gemeinschaftliche Glaubensbekenntniß von Nicäa ablegten.

Ehe wir weiter gehen, haben wir einen Blick auf die bis dahin gepflogenen Verhandlungen zu werfen.

In der Generalcongregation vom 15. Dec. wurden die Ergebnisse der Wahlen in die erste der vier obenbezeichneten Deputationen bekannt gemacht, nämlich die Glaubensdeputation, und hierauf die päpstliche Bulle über die Censurae latae sententiae veröffentlicht, deren wir ebenfalls schon Erwähnung gethan.

In der Generalcongregation vom 28. Dec. brach der Kampf über das Syllabusschema aus, das die Jesuiten Schrader und Kleutgen mit Bewilligung des Papstes ausgearbeitet hatten. Dasselbe hatte selbst unter den Freunden Schrader's vielfaches Misfallen erregt; im allgemeinen ging die Meinung dahin, dasselbe sei ein dürftiges und sehr oberflächliches Machwerk, das mehr Worte biete als Gedanken, und bezwecke, Ansichten der jesuitischen Schule zu Dogmen zu stempeln, sowie eine Anzahl neuer bindender Glaubenssätze an die Stelle der bisher der freien Ueberzeugung anheimgegebenen theologischen Schuldoctrinen zu setzen. Es wurde gerügt, daß das Schema in seinen Aufstellungen und Verdammungen viel zu weit gehe und das Concil durch dessen Annahme zu stets engherzigern Definitionen getrieben werde.

Schon Anfang Januar fing die Opposition an unbequem zu werden. Der Cardinal Schwarzenberg und sein College Rauscher verfaßten Denkschriften über die wirklichen Bedürfnisse der Kirche und gegen die Unfehlbarkeit, man gründete ein internationales Comité und verlangte Aenderungen in der Geschäftsordnung, Druck der Reden und Bekanntmachung derselben, Beseitigung des Censurzwanges. Die Bischöfe waren in gewissem Sinne Gefangene des Papstes, sie durften Rom ohne specielle Bewilligung des Papstes nicht verlassen. Der Papst machte die Dogmen, das Concil hatte nur zuzustimmen.

Als Mitte Januar die Erzbischöfe Manning und Spalding eine Adresse für die Unfehlbarkeit redigirt hatten, hütete man dieselbe vor den Augen der Opposition und der Nichteingeweihten mit der größten Heimlichkeit. Schon damals war es klar, daß die Opposition gegen das Dogma der Unfehlbarkeit nicht mehr als ein Siebentel oder ein Achtel der Bischöfe betragen werde, und daß auch diese sich vorzugsweise nur auf die Unzeitgemäßheit desselben stützten. Zu derselben Zeit aber reichte eine Anzahl von Gegnern der Infallibilität eine Adresse an den Papst ein, mit der Bitte, dieses heikle Thema im Interesse der Kirche nicht zur Discussion zu bringen. Der Papst nahm sie aber gar nicht an, sondern ließ den Unterzeichnern sagen, die Sache gehöre vor das Concil. Das war aber nur ein Vorwand, während in Wahrheit der Papst sich bereits definitiv für die Unfehlbarkeit ausgesprochen hatte. Er that dies in einem Breve vom 22. Jan. an Pater Raussière, welcher für die Unfehlbarkeit eingetreten war.

Zu derselben Zeit hörte man von einem Schlage, den die Jesuiten gegen die ihnen verhaßten Benedictiner führen wollten. Es sollten nämlich alle verschiedenen Orden sammt und sonders in vier Gruppen eingetheilt werden und jeder unter einem in Rom residirenden General stehen: Benedictiner, Augustiner, Dominicaner und Franciscaner. Infolge der neuen Maßregeln sollte die bisherige Unabhängigkeit jeder Congregation zerstört werden.

Ende Januar erschien auch die vom Cardinal Schwarzenberg mitunterzeichnete Protestation der deutschen und österreichischen Bischöfe, in der sich dieselben „auf ihr gutes nicht von päpstlicher Gnade abhängendes, sondern durch göttliche Institution ihnen gebührendes Recht" beriefen und die Beibehaltung der Geschäftsordnung des Concils von Trient verlangten. Gegenüber den Infallibilisten waren es namentlich die östlichen deutschen Prälaten, welche große Thätigkeit entwickelten, voran Rauscher, Haynald, Stroßmayer, Schwarzenberg, ihnen zunächst standen die Bischöfe von der fuldaer Versammlung.

Fassen wir das ganze Verhältniß im Concil, wie es sich damals gestaltete, in Ein Wort zusammen, so ist dieses Majorisirung. Die vereinigten deutschen, französischen und nordamerikanischen Bischöfe standen einer festgeschlossenen Schar von etwa 500 Köpfen gegenüber, die alle wie Ein Mann nach päpstlichem Winke stimmten. Diese Schar bestand aus 300 päpstlichen Kostgängern, aus den 62 dem Papst doppelt unterworfenen Bischöfen des Kirchenstaats, den 68 Neapolitanern, aus 80 Bischöfen hispanischer Rasse, aus etwa 110 Bischöfen in partibus, aus den italienischen Cardinälen, den 30 Ordensgeneralen u. s. w. Im ganzen stand der romanische Süden dem gallisch-germanischen Norden gegenüber. Die Uebermacht war eine ganz ungeheuere, obenan der Papst, dessen Name und Titel schon eine ganze Armee aufwiegt und noch dazu durch vierundzwanzigjährige Schmeicheleien ein Jupiter tonans.

Die 300 Kostgänger des Papstes kosteten ihm täglich 25000 Frs. Das war ein neuer Grund, eine Abkürzung der Verhandlungen zu wünschen. Man dachte deshalb an eine Abänderung der Geschäftsordnung; Antonelli meinte, die Reden sollten ganz aufhören und die Bischöfe blos ihre Bemerkungen der betreffenden Commission der Vierundzwanzig (der sogenannten Petitscommission) schriftlich einreichen.

Ende Februar waren vier Schemata zur Berathung gekommen; über keins derselben ward jedoch sofort abgestimmt, sondern es wurden dieselben jedesmal nach Beendigung der Reden an die bezügliche Commission zurückgegeben, ohne daß sie bis dahin je wieder zu Tage gekommen. So schleppend war der Geschäftsgang.

Die Curie behandelte das Concil wie einen Patienten, dem man erst gelinde, dann in steigender Progression stärkere Dosen geben müsse. Zuerst das Schema von der philosophisch-theologischen Doctrin, dann die Disciplin, hierauf die Frage vom allgemeinen

Katechismus, hinter diesem das tiefeinschneidende Schema von der Kirche, und wenn dieses siegreich durchgegangen, dann erscheint als die Krone des großen legislatorischen Werkes das Schema vom Papst. Der Kampf gegen den neuen kleinen Katechismus war ein sehr lebhafter. Bisher stand jedem Bischof die Wahl eines solchen Lehrbuches vollkommen frei. Von nun an sollte auch hierin nicht blos völlige Uniformität eintreten, sondern auch den Bischöfen zugleich ein bisher unbestrittenes Recht entzogen werden. Wie voraussichtlich unterlag aber auch hierin die Minorität den ihre Mehrzahl rücksichtslos ausnützenden Anhängern der Curie und des Ordens Jesu.

Es war am 22. Febr., als dem Concil die neue Geschäftsordnung bekannt gemacht wurde. Als ihr Hauptzweck wurde bezeichnet: weitere Entwickelung der vorher schon eingeführten Ordnung, Beschränkung der übermäßigen Ausdehnung der Verhandlungen, raschere Prüfung und Erörterung der vorgelegten Fragen. Allerdings ward die bisher herrschende Confusion bis auf einen gewissen Punkt beseitigt, aber andererseits auch das Kind mit dem Bade ausgegossen; denn die Geschäftsordnung räumte zum Nachtheile der Minorität der Majorität die oben bereits näher ins Auge gefaßten Privilegien ein, welche die Rechte der Minorität auf ein Minimum beschränkten, indem sie förmlich des Wortes beraubt wurde. Die Bischöfe der Minorität überreichten einen energischen Protest dagegen mit dem gewöhnlichen Erfolge, d. h. derselbe ward in das Archiv gelegt, und damit war die Sache abgethan.

Während im Concil die größte Uneinigkeit herrschte, trat die Jesuitenpartei auch in einer andern Richtung mit einer Heftigkeit auf, welche nothwendig die traurigsten Folgen nach sich ziehen mußte. Sie gab Anlaß zum förmlichen Abfalle der unirten armenischen Christen. Diese halten nämlich an dem ihnen garantirten Rechte des eigenen Ritus beim Gottesdienste und der Bestellung ihrer Oberhirten durch sich selbst und zwar durch Wahl seitens der Gemeinden und Bestätigung und Einsetzung durch den Patriarchen, fest. Nun hatte der den Armeniern aufgedrungene Patriarch Hassem vor ein paar Jahren schon auf das Recht der armenischen Kirche zur Ernennung ihrer Bischöfe verzichtet und sie dem Papst überlassen. Da verließen die armenischen Gemeinden ihren Patriarchen und sagten sich von Rom los.

Ein ähnlicher Conflict mit der babylonischen Kirche hatte einen Skandal zufolge, von dem die halbe Welt sprach. Der Generalvicar des Erzbischofs von Diarbekr hatte sich ungünstig über das Vorgehen der Curie gegen die Babylonier geäußert und war deshalb denuncirt worden. Er sollte sich zu Bußübungen ins Jesuitenkloster zurückziehen, und als er sich dessen weigerte, versuchte man ihn mit Gewalt dahin zu schaffen. Als er und sein Bischof fortan Wohnung bei den armenischen Antonianern nahmen, schritt man gegen dieses Kloster ein und veranlaßte die Conventualen, erst sich unter französischen Schutz zu begeben, dann nach Konstantinopel überzusiedeln.

Neben allen diesen Vorgängen dauerte der curialistische Adressenschwindel fort. Wie man Unterschriften für solche Adressen sich verschaffte, davon nur Ein Beispiel: Die Unterschrift des Bischofs von Peking ward irgendwo ausgeschnitten und auf eine Adresse geklebt!

Am 18. März kam zum ersten mal die neue Geschäftsordnung zur Anwendung, welche den Rednern möglichste Kürze des Vortrags zur Pflicht machte. Man hatte sich auf eine sehr stürmische Sitzung gefaßt gemacht, sie verlief aber ganz ruhig, weil man ein altes von der Deputation umgearbeitetes Schema auf die Tagesordnung gesetzt hatte.

Um die Mitte März ward die Aula aus akustischen Gründen verkleinert; trotzdem klagte Bischof Hefele von Rottenburg, er könne keinen Redner verstehen, obwol er ganz dicht an der Rednerbühne saß. Was sollte unter solchen Umständen eine Discussion bedeuten? Sie war und blieb eitel Blendwerk.

So rückte Ostern immer näher, ohne daß das Concil nach fast viermonatlicher Thätigkeit nur irgendetwas Nennenswerthes zu Stande gebracht hatte. Doch diese Verspätung begreift sich, wenn man bedenkt, daß von den nach der „Civiltà cattolica" vom 2. Jan. 1869 niedergesetzten fünf Concilcommissionen (Commissione politico-ecclesiastica, Commissione per le chiese e missioni orientali, Commissione per i regolari, Commissione teologica dommatica, Commissione della disciplina ecclesiastica) bald nach der Vertheilung der ersten Decretschemen de fide auch verschiedene für kirchliche Disciplin, für die Reform des Ordensklerus und endlich auch für die orientalischen Angelegenheiten ausgegeben wurden, um die Bischöfe mit diesem oder jenem besonders interessanten Artikel vorläufig bekannt zu machen. Ja man wollte bemerken, daß damit immer mehr fortgefahren wurde, je weniger man bei den Verhandlungen über das Dogma einander näher kam.

Die Behandlung der orientalischen Bischöfe seitens der Curie war eine derartige, daß am 27. März 1870 der türkische Gesandte Rustem-Bei am florentiner Hofe nach Rom kam, sich ihrer anzunehmen! Auch die deutschen Bischöfe wurden vielfach behelligt, namentlich durch vornehme deutsche Proselyten, wie Graf Blome und Graf Schönburg, die sich unablässig bemühten, den Papst zu veranlassen, daß er die Opposition auf dem Concil tadle und die Fanatiker der Unfehlbarkeit und des Syllabus mit Lobsprüchen überhäufe.

Am 24. April fand endlich die so oft in Aussicht gestellte dritte öffentliche Concilssitzung unter dem Vorsitze des Papstes statt; es wurde darin über die Constitutio de fide durch placet oder non placet abgestimmt. Die Constitutio wurde von den anwesenden 664 Vätern einstimmig angenommen. Der letzte Paragraph des Monitum bestätigt alle apostolischen Constitutionen oder Decrete, welche die Irrthümer der Zeit verdammen, wie den Pantheismus, den Naturalismus, den gemäßigten Rationalismus, den Indifferentismus und Tolerantismus. Im übrigen unterschied sich die äußere Erscheinung der Sitzung von der zweiten nur durch das Wegfallen der Huldigung.

Man hatte einen Augenblick gehofft, der Papst werde die Discussion über die sämmtlichen Hauptstücke des Schema de Ecclesia auf ruhigere Zeiten verschieben. Man gefiel sich darin zu glauben: der römische Hof werde bei seiner alten Klugheit am ersten darauf bedacht sein, die Exaltirten seiner Partei zu beruhigen, und alles vermeiden, was nur einem Schimmer von Leidenschaftlichkeit und Uebereilung gleichsehen könnte. Aber man irrte auch hierin.

Zu Anfang Mai konnte man voraussehen, die Discussion über die Unfehlbarkeit würde die Versammlung ziemlich vollzählig finden. Die betagtern Bischöfe trugen übrigens starkes Verlangen Rom vor Beginn der heißen Jahreszeit zu verlassen, es sollte aber ihr Hoffen, wie wir später sehen werden, bitter getäuscht werden.

Der sogenannte Marienmonat Mai diente den Jesuiten zu täglichen Predigten und Andachtsübungen über die Unfehlbarkeit. Man legte dem Volke die schwierige Theorie aus, so gut es eben gehen wollte. Auch fehlte es an Tractätchen und Schriftchen nicht, die dasselbe heikle Thema populär behandelten. So sah der Bischof Ghilardi von Mondovi in seinen „Vantaggi religiosi e sociali della definizione dommatica dell' Infallibilità Pontificia" alles Heil für Kirche und Staat nur in der Unfehlbarkeit.

Die infallibilistischen Heißsporne richteten eine Denkschrift an den Papst, in welcher sie baten, man möge endlich einmal die Discussion über das Dogma eröffnen, eine Bitte, welche natürlich höchst wohlwollend aufgenommen ward. Das Concil beschäftigte sich sofort ausschließlich mit der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes und ließ die Discussion über die Kirchenzucht fallen; die Verhandlung begann am 13. Mai 1870, was wol der Erinnerung werth ist. Zu derselben Zeit aber waren etwa 120 Bischöfe durch Krank-

heit oder Urlaub verhindert den Sitzungen beizuwohnen, und weitere 70 baten neuerlich um Urlaub.

Wie man im Vatican die Sache auffaßte, beweist folgende Thatsache. Da es den Bischöfen noch immer schwer fiel, sich in die ihnen zugetheilte Rolle zu finden, sagte einer der jüngsten Cardinäle zu einem französischen Priester: „Denken Sie nur die Monstrosität, dieser Erzbischof von Paris wagt es von Rechten zu reden, die ihm zukämen. Was würden Sie dazu sagen, wenn einer Ihrer Lakaien in dem Moment, wo Sie ihm Ihre Befehle geben, von den Rechten, die er habe, reden wollte?"

Trotzdem sollte nach Versicherung der „Unità cattolica" das Einvernehmen beider Parteien über die Unfehlbarkeit infolge der wieder und immer wieder vorgenommenen Textveränderungen des Schemas gestiegen sein.

Inzwischen gingen immer mehr Bischöfe in Urlaub, die meisten nahmen solchen auf drei Monate. So kam es, daß am 28. Mai von 754 Bischöfen nur noch 623 anwesend waren und auch diese Zahl in den nächsten Wochen noch vermindert ward. Dabei wurde sich die Minderheit von Stunde zu Stunde mehr bewußt, welche Verantwortlichkeit sie mit dem Verlassen ihrer bisherigen Stellung, noch mehr mit der Dareingabe ihrer Ueberzeugung vor der Mit- und Nachwelt übernehme, andererseits forderten ihre Gegner so oder so für den Papst das oberste Schiedsrichteramt ohne Berufung.

Vom parlamentarischen Standpunkt war das Concil nach wie vor geradezu eine Monstrosität. Von eigentlicher Debatte war nie eine Rede, weil nur die allerwenigsten ohne Vorbereitung lateinisch sprechen konnten. Es waren nur akademische Abhandlungen, die man zu hören bekam. Ward ein Bischof angegriffen oder verleumdet, so mußte er mit der Antwort warten, bis der Termin kam, zu dem er eingeschrieben war, d. h. oft erst nach mehrern Wochen. Hatte er in einer Materie gesprochen, so bekam er in derselben das Wort nicht wieder. Dagegen konnten die Mitglieder der Deputation sprechen, wenn sie wollten, unterbrechen, wen sie zu unterbrechen Lust hatten, sie allein hatten die stenographischen Berichte, um sich in ihren Antworten daran zu halten u. s. w.

Am 3. Juni vollführte die Majorität ihren Staatsstreich, indem sie gegen den Willen der Minorität der Generaldebatte über das Dogma von der Unfehlbarkeit ein Ende machte. Der erste Eindruck auf die Minderheit war der, man könne nicht mehr an den Debatten theilnehmen. Im internationalen Comité machten sich zwei Meinungen geltend: in Rom zu bleiben, aber die Versammlungen nicht mehr zu besuchen, oder aber gegen die Verletzung der Rechte zu protestiren und die Verhandlungen ruhig fortzuführen. Die letztere Ansicht griff durch; im Protest aber heißt es: „Protestamur contra violationem nostri juris."

Durch diesen gewaltsamen Schluß der Generaldebatte hatte die Opposition alles verloren, was ihr noch geblieben war, nämlich die Freiheit des Wortes, sie war ganz der Willkür der Mehrheit anheimgefallen.

Seit längerer Zeit ward eine Petition colportirt, welche den heiligen Joseph betraf; man bat nämlich den Papst, den heiligen Joseph zum Generalprotector der katholischen Kirche zu promoviren, welche Idee im Vatican wie alle ähnlichen vielen Beifall fand.

Mitte Juni fiel der berühmte Pater Theiner, Präfect des vaticanischen Archivs, den Jesuiten zum Opfer. Er hatte sich dieselben durch sein „Leben Ganganelli's" zu Feinden gemacht. Von dessen Erscheinen an spielte das ganze System kleinlicher Verfolgung und Verdächtigung, in dessen Handhabung der römische Klerus es so weit gebracht hat. Nun beschuldigte man ihn intimer Beziehungen zum Bischof Stroßmayer, dem er Material zur Unterstützung der Minderheitsargumente geliefert haben sollte. Sein Nachfolger ward Cardoni, Erzbischof von Edessa, dem im vorigen Jahre das wichtige Mysterium der Dogmenschöpfung anvertraut worden war.

Mitte Juni erhielt die Opposition in der Person des Cardinals Guidi von Bologna einen unverhofften Bundesgenossen von großer Bedeutung. Er hatte in Wien als Professor docirt und galt für streng orthodox. Schon vor einem Jahre hatte er sich durch seinen Freimuth die Gunst des Papstes verscherzt und zog sich nun durch sein Auftreten gegen die Unfehlbarkeit dessen vollste Ungnade zu. Dafür erhielt er die Huldigungen aller Denkenden.

Ende Juni bat die Minderheit den Papst um Vertagung des Concils im Hinblick auf die große Hitze, aber umsonst, der Papst ließ sich nicht erbitten, obwol eine Menge alter Bischöfe erkrankten.

Alles geistige Leben in Rom drehte sich um das neue Dogma der Unfehlbarkeit. Die Opposition hatte sich ihren Weg vorgesteckt, und es war nur noch die Frage, wie viele Placet und Non placet abgegeben würden.

Endlich kam der 13. Juli heran und mit ihm die Abstimmung über das Dogma, um dessentwillen das Concil berufen worden; es votirten 450 Bischöfe mit „Ja", 88 mit „Nein", 62 gaben ihre Zustimmung mit Vorbehalt, 81 enthielten sich der Abstimmung. Im ganzen waren 600 Bischöfe anwesend gewesen. Die Majorität konnte ihres Sieges nicht froh werden, sie mußte fühlen, daß sie das Grab der Kirche gegraben und an die Stelle einer unleugbar constitutionellen Einrichtung den crassesten Absolutismus gesetzt habe.

Ist der Papst persönlich unfehlbar, sobald er in Sachen des Glaubens und der Moral einen Ausspruch thut, steht er nicht neben dem Concil, sondern über demselben, repräsentirt er für sich allein die gesammte Kirche, so bedarf es fernerhin auch keines Concils mehr und ist das Vaticanische von den Jahren 1869 und 1870 das letzte gewesen. Wozu sollte man auch künftig noch ein solches berufen, wenn die Bischöfe, aus welchen es zusammengesetzt ist, ihrer Function als Zeugen und Richter entkleidet werden und einfach gehalten sind, dem beizutreten, was der unfehlbare Repräsentant der Kirche, die verkörperte Kirche selbst zu decretiren für gut hält? Aber ein Punkt, der früher noch weniger betont ward, der, daß dem Vaticanischen Concil der Charakter eines ökumenischen nicht beigelegt werden kann, dieser Punkt wurde am Schlusse desselben mehr und mehr hervorgehoben, und es kann wohl geschehen, daß ein späteres Concil dieser Ansicht beitritt und folgerichtig alle Beschlüsse desselben aufhebt.

Die Wiedererwerbung Luxemburgs für Deutschland.

Es gehört zu den wesentlichen Eigenthümlichkeiten des Grafen Bismarck, daß dieser Staatsmann, soweit man denselben nach den bisher von ihm angestrebten und erreichten Erfolgen beurtheilen darf, nicht die Absicht zeigt, berauscht von dem Glücke, das alle seine Unternehmungen so wunderbar begleitet hat, in das Endlose zu schweifen und die wahren Interessen des deutschen Volkes über den Reminiscenzen mittelalterlicher Traditionen, mögen dieselben auch noch so glänzend und lockend erscheinen, zu vergessen. Nichts deutet darauf hin, daß er den Wunsch hegt, das Reich Karl's des Großen wieder aufzurichten, eine Versuchung, der bekanntlich die Franzosen unter Ludwig XIV. wie unter den Napoleoniden erlegen sind. Indem das neugestaltete Deutschland sich, abgesehen wo militärische Erfordernisse nothwendige Modificationen erheischen, wie z. B. bei Metz und Düppel, innerhalb der Grenzen seiner Nationalität hält, wird es ohne die Prätensionen des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation sich einer weit größern Machtfülle erfreuen als dieses selbst in seinen besten Zeiten. Wenn die Kaiser früherer Jahrhunderte sich

„allzeit Mehrer des Reichs" nannten, ein Titel, der doch seit den Reformationszeiten nur zum Gespötte diente, so wird es dem jetzt unter Preußens Führung neu erblühenden Bundesstaate unsers Volks genügen, das zurückzufordern, was gallische Raubgier durch List oder Gewalt uns in frühern Zeiten entfremdet hat. Bekanntlich haben die Federn der Diplomaten hier oft mehr geschadet als die Schwerter der feindlichen Heere.

Wenn es auch in dem Fall, der uns hier beschäftigt, vielleicht weise war, mit geringer Einbuße an Land, ohne Schädigung der Ehre, dem in Entstehung begriffenen Norddeutschen Bunde drei weitere Jahre zur innern Befestigung zu gewähren, so erscheint heute, wenn je, nach den unvergleichlichen Erfolgen deutscher Kriegskunst und Tapferkeit der Augenblick gekommen, das im Jahre 1867 begangene Unrecht zu sühnen, mit andern Worten Luxemburg wieder zu Deutschland zurückzuführen, dem es beinahe 1000 Jahre mit einiger Unterbrechung angehört hat. In einem frühern Artikel dieser Zeitschrift *) ist das Verhältniß Luxemburgs zu Deutschland, wie es seit dem Wiener Congreß und der belgischen Revolution bis zum Jahre 1866 unter mannichfachen Wandlungen bestanden hatte, ausführlich dargestellt. Indem wir auf diesen verweisen, begnügen wir uns eine kurze Recapitulation der Geschicke Luxemburgs seit dieser Zeit zu geben.

Wie das Großherzogthum mehrfache Gründe zum Misvergnügen mit Deutschland hatte, war auch bei uns die Sympathie für diesen westlichen Ausläufer deutscher Nationalität nicht eben allzu groß. Während die Folgen der Friedensschlüsse von Prag und Berlin, vor allem die Errichtung des Norddeutschen Bundes, die ungetheilte Aufmerksamkeit Deutschlands wie Europas in Anspruch nahmen, blieb Luxemburg beinahe unbeachtet. Hauptsächlich die „Kölnische Zeitung" brachte mit anerkennenswerther Consequenz eine Reihe Artikel, welche auf den Anschluß Luxemburgs an den Norddeutschen Bund drangen, wie dessen Nothwendigkeit auch in dieser Zeitschrift befürwortet wurde. Während man damals vielfach im Auslande geneigt war, für jene Artikel des rheinischen Blattes einen officiösen Ursprung zu suchen, zeigten bald die Ereignisse, daß dieselben keineswegs aus dem Cabinet des Grafen Bismarck herrührten. Wir glauben sogar zu wissen, daß sie der preußischen Regierung, welche allerdings damals mit den mannichfachsten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, keineswegs erwünscht waren. Während so die Sache in der Schwebe blieb, ohne daß von einem freiwilligen oder gezwungenen Anschluß des Großherzogthums an den Norddeutschen Bund die Rede war, wurde plötzlich alle Welt durch die Nachricht überrascht, daß am 20. Febr. 1867 Wilhelm III., der König-Großherzog, sich behufs einer Cession des Landes mittels Kaufvertrag an Frankreich gewendet habe. Wir übergehen die Ausbrüche des nicht ungerechtfertigten Unwillens, welche diese Nachricht in Deutschland erregte, die zum Theil sehr unliebsamen Commentare über die Privatverhältnisse des König-Großherzogs, welche angeblich zu diesem im 19. Jahrhundert einigermaßen befremdlichen Handel Anlaß gegeben hatten. Derselbe erschrak selbst bald über die Folgen seiner übereilten Handlungsweise. Entgegen dem Wunsche Frankreichs machte er selbst am 26. März dem preußischen Gesandten im Haag, Grafen Perponcher, Mittheilung über seine Absicht, das Großherzogthum an Frankreich zu überlassen, zugleich mit der Anfrage, wie sich diesen Intentionen gegenüber die preußische Regierung verhalten würde. Ohne hierüber bestimmte Aufklärungen zu geben, ward ihm erwidert, daß zunächst die Verantwortlichkeit für diesen Schritt ihm selbst überlassen bleiben müsse. Nachdenklich geworden über die unberechenbaren Consequenzen, welche der Länderverkauf nach sich ziehen konnte, gedrängt durch die öffentliche Meinung in Holland, welches fürchtete, in die luxemburger Wirren hineingezogen zu werden, obgleich dieselben nur seinen König

*) „Die Beziehungen der Niederlande zum ehemaligen Deutschen Bunde" („Unsere Zeit", Neue Folge, III, 1., 241 fg.).

angingen, sah Wilhelm III. schon zu Anfang des April von dem ganzen Geschäfte ab; die Geister jedoch, die er heraufbeschworen hatte, konnten nicht sogleich wieder gebannt werden.

Schon am 1. April hatte der Abgeordnete von Bennigsen mit 70 Genossen eine Interpellation im norddeutschen Reichstage gestellt, ob die Gerüchte über den projectirten Verkauf Luxemburgs an Frankreich begründet seien und welche Schritte eventuell der Norddeutsche Bund solchem Vorgehen gegenüber beabsichtigte. Aus der sehr reservirten Antwort des Grafen Bismarck heben wir das Folgende hervor: Es habe sich in Luxemburg keine Neigung zum Anschlusse an den Norddeutschen Bund kundgegeben, dem vielmehr die höhern Stände aus Misgunst gegen Preußen, die niedern aus Furcht vor den zu übernehmenden Lasten antipathisch seien; ein Zwang sei weder beabsichtigt noch räthlich, zumal mit Rücksicht auf das angrenzende, an Luxemburgs Schicksalen stark betheiligte Frankreich, dessen Empfindlichkeit, soweit es die eigene Ehre erlaubte, zu schonen stets das Ziel Preußens gewesen sei. Man würde selbst Bedenken getragen haben, inmitten der Machtsphäre des Norddeutschen Bundes gelegene Staaten ohne dringende politische Nothwendigkeit zum Beitritt zu nöthigen. Obwol es im Augenblick für den Redner aus leichtbegreiflichen Ursachen nicht thunlich sei, Erklärungen über die definitiven Beschlüsse der verbündeten Regierungen zu geben, dürfe man doch erwarten, daß keine fremde Macht die Rechte deutscher Bevölkerung und Länder zu schmälern suchen werde, am wenigsten, wenn das deutsche Volk sich im Handeln einmüthig erwiese.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Rede des Grafen Bismarck, wenn sie auch zunächst der nationalen Gärung einen Dämpfer aufsetzte, was vielleicht in Rücksicht auf die vorliegenden Verhältnisse weise sein mochte, in der Argumentation nicht überall glücklich war. So erscheint es als eine durchsichtige Fiction, wenn in ihr das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Regierungen und Völker dem Norddeutschen Bunde gegenüber mit besonders lebhaften Farben geschildert wird.

Es gab manche Staaten, die offenkundig nur der gebieterischen Nothwendigkeit folgend dem Norddeutschen Bunde beigetreten waren, während sie politisch und militärisch ungleich weniger wichtig waren als Luxemburg. Der sanfte Druck, der dort zur Geltung kam, würde auch hier seine Wirkung nicht verfehlt haben. Ferner hatte nur in der Rücksicht auf das Heil Gesammtdeutschlands im Jahre 1866 Preußens Verfahren gegen Oesterreich und den Deutschen Bund Berechtigung gefunden, und dies Verfahren bewies sich überall consequent mit alleiniger Ausnahme Luxemburgs. Augenscheinlich war es die Rücksicht auf Frankreich, welche für Form und Inhalt der Antwort des Grafen Bismarck maßgebend war. Damals ward sogar vielfach in der preußenfeindlichen Presse behauptet, Bismarck habe schon längst seine Zustimmung zur französischen Erwerbung des Großherzogthums gegeben. Den Beweis ist man schuldig geblieben, und er war nach aller Wahrscheinlichkeit schwerlich beizubringen. Preußens Weigerung im August 1866, zu Gunsten Frankreichs das Besatzungsrecht in Luxemburg aufzugeben, seine seit den Enthüllungen des letzten Krieges unzweifelhafte Abneigung, allen von Frankreich projectirten Attentaten auf Belgien und Luxemburg günstig oder auch nur gleichgültig zuzusehen, widerlegen am besten diese Beschuldigung; höchstens darf man annehmen, daß Preußen in den kritischen Momenten vor dem Kriege von 1866 ohne irgend bestimmt eingegangene Verpflichtung französischerseits Illusionen zu nähren verstanden hat, die doch im gegebenen Falle seine Freiheit der Action nicht beeinträchtigt hätten.

Am Tage nach der Interpellation des Abgeordneten von Bennigsen hatte sich die preußische Regierung an die Großmächte, von welchen 1839 der Vertrag, der die Geschicke des Großherzogthums neu regelte, unterzeichnet war, gewendet, um ihre Ansicht hinsichtlich der schwebenden Frage zu sondiren. Leider ließ sich von diesen nach den Erklä-

rungen Bismarck's im Reichstage kaum eine für die deutschen Interessen günstige Parteinahme erwarten. Wenn das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung und Regierung Luxemburgs unbestreitbar blieb, so war auch das Besatzungsrecht Preußens in der Festung hinfällig. Mochte dieses auch durch besondere Verträge gesichert sein, sie beruhten doch sämmtlich auf der Voraussetzung des Deutschen Bundes, und dieser war ja eben gesprengt worden. Daß sich übrigens die Großmächte zur Vermittelung drängten, darf bei der allgemeinen Friedenssehnsucht nicht befremden. Inzwischen schien diese getäuscht zu werden. Während Preußen vorerst wenig geneigt war, irgendwelche Concessionen zu machen, sträubte sich das nationale Gefühl Deutschlands im Norden wie im Süden (dort besonders energisch in Baiern) gegen jede auch noch so unbedeutende Cession an Frankreich. Daß in diesem die Chauvinisten Oberwasser hatten, braucht kaum bemerkt zu werden. Einen Augenblick schien der Krieg unvermeidlich. Mitte April kam der Befehl, die preußischen Rheinfestungen zu armiren.

Inzwischen sprachen sehr gewichtige Stimmen auf beiden Seiten für Mäßigung. Frankreich, überrascht durch die preußischen Erfolge des Jahres 1866 und unter den Nachwehen der mexicanischen Expedition, war noch lange nicht kriegsbereit; die Chassepots hatten noch nicht ihre Wunder bei Mentana gethan; die eben eröffnete Weltausstellung mußte bei jeder Friedensstörung ins Wasser fallen; auch hatte, wie wir gesehen, der König von Holland schon das Kaufproject zurückgezogen. Für Preußen galt es die ungeheuern Resultate des letzten Jahres zu consolidiren, die zum Theil feindliche Stimmung der annectirten Länder zu versöhnen, den Nordbund erstarken zu lassen, die mit der politischen wie militärischen Krise unzertrennlich verbundenen Schwierigkeiten nicht durch einen aller Voraussicht nach blutigen und gefahrvollen Krieg zu steigern, zumal da die Stimmung in Süddeutschland trotz der damals zuerst bekannt gewordenen Schutz- und Trutzbündnisse nicht ungetheilt war. Auch im Volke erhoben sich Bedenken, ob bei den wenig sympathischen Gesinnungen der Luxemburger das in Frage gestellte Object die Opfer eines Zusammenstoßes zwischen Frankreich und Deutschland werth sei. Daß andererseits unter den Kriegsstürmern nicht immer die waren, an denen Deutschlands Ehre die festeste Säule gehabt hätte, zeigte das Lärmblasen der Ultramontanen, die auch nachher mit sichtbarer Schadenfreude die Zugeständnisse Preußens in der luxemburger Frage, wie gering dieselben auch waren, zu besprechen liebten. Bundesgenossen standen für Deutschland nirgends in Aussicht. England gab in unzweideutigster Weise Anzeichen, daß es in der hergebrachten Neutralität verharren, die deutschen Küsten, wie es im Jahre 1870 geschehen ist, dem Belieben der französischen Flotte überlassen, gegen die Schädigung unsers Handels durch die feindliche Piraterie gleichgültig sein würde. Von Oesterreich war noch weniger ein thatsächliches Eingreifen zu Gunsten Deutschlands zu gewärtigen. Ein Bündniß mit Rußland, so wenig auch dazu Aussicht war, mußte einen europäischen Krieg herbeiführen. So gelang es denn endlich den Diplomaten, am 7. Mai die Londoner Conferenz zu Stande zu bringen, zu der außer den Unterzeichnern des Vertrags von 1839 auch Belgien und Italien gezogen wurden.

Da der mehrfach angeregte Plan, das Großherzogthum dem Königreiche Belgien einzuverleiben, auf Widerspruch, zumal Preußens, gestoßen war, einigte man sich auf Grundlage der Unabhängigkeit und Neutralität Luxemburgs unter der Herrschaft des Hauses Oranien. Die Festungswerke sollten geschleift, die preußische Besatzung aus der Hauptstadt gezogen werden; doch sollte das Land im Zollvereine verbleiben. Zur Sicherung der Neutralität sollte eine Collectivgarantie sämmtlicher Großmächte und Italiens dienen. Ueber Annahme dieser Bedingungen ward die Conferenz am 11. Mai einig. Die Ratificationen wurden am 31. Mai ausgewechselt.

Was die Collectivgarantie betraf, so erhielt deren Werth eine höchst eigenthümliche Illustration durch die Antwort, die am 24. Juni Lord Stanley auf eine Interpellation bezüglich der von England mitübernommenen Verpflichtungen hinsichtlich Luxemburgs im Unterhause abgab. Die Collectivgarantie sei nur so lange bindend, als sämmtliche Unterzeichner des Conferenzprotokolls für dieselbe einträten! Da nun vermuthlich die Neutralität Luxemburgs nur von einer der das Land begrenzenden Großmächte etwas zu fürchten hatte, so ergibt sich, daß jene ganze Garantie im strengsten Sinne des Wortes nicht den Werth des Papieres hat, auf welches sie geschrieben war. Deutschland merkte auch 1867, daß es vor fremden Rechtsbruch nur durch eigene Kraft sich schützen könne, und es ist gut, daß es diese Ueberzeugung 1870 gehörig verwerthet hat. Wie es heute den Kampf allein ausgefochten hat, wird es auch allein den Lohn ernten; und ebenso wie auf die Rückerstattung des Elsaß und Lothringens hoffen wir sicher auf die Wiedererwerbung Luxemburgs.

Bevor wir dieses Thema weiter beleuchten, sei es uns erlaubt, auf die Verhältnisse des neutralisirten Landes seit 1867 kurz einzugehen.

Wir übergehen die kleinlichen und unersprießlichen Debatten der Landesvertretung über alles, was sich auf die innere Regierung des Großherzogthums in den drei letzten Jahren bezieht, auch die neu aufgenommenen Verhandlungen mit Holland wegen wechselseitiger, seit dem Jahre 1839 ungeschlichteter Geldansprüche, da diese nie ein Resultat haben können, theils weil es beiden Theilen an Mitteln fehlt, selbst bei völliger Evidenz der Rechtsfrage den Gegner zur Zahlung zu nöthigen, theils weil Luxemburg wie Holland die unerschütterliche Absicht hat, wol vom Gegner möglichst viel herauszuschlagen, aber keinesfalls selbst einen Pfennig zu geben. Dagegen mußte entschieden hingewiesen werden auf die fortgesetzten Bemühungen der französischen Regierung, Luxemburgs Annexion vorzubereiten. Kein Verständiger kann zweifeln, daß diese das erste Resultat eines für Frankreich siegreichen Kriegs gewesen wäre. Deutschland wird sich aus den folgenden Facten von selbst die Consequenzen ziehen.

In der richtigen Erkenntniß, daß, wenn die materiellen Interessen Luxemburgs mit denen Frankreichs identisch wären, die Erwerbung des Ländchens nur noch eine Frage der Zeit sein würde, suchte 1868 die französische Ostbahn-Gesellschaft die Luxemburger Eisenbahn, zunächst die Wilhelmsbahn, zu erwerben, und mit besserm Erfolge als bei den belgischen. Auch für Zolleinigung mit Frankreich wurde gewühlt, obschon alle einsichtigen Luxemburger längst erkannt hatten, daß ein Ausscheiden aus dem Deutschen Zollverein den Ruin ihres Landes mit sich bringen würde. Dazu kamen bemerkenswerthe Bevorzugungen Luxemburgs seitens der französischen Regierung bei Postverträgen, Beseitigung jedes Legitimationszwanges für Reisende aus Luxemburg, beinahe vollständige Aufhebung der bisher gesetzlichen Formalitäten bei Ehen zwischen Angehörigen beider Länder, massenhafte Kreuze der Ehrenlegion für angesehene Luxemburger. Ungescheut predigten die pariser Blätter, bald auch ein mit französischem Gelde gegründetes luxemburger Journal „L'Avenir" die Annexion. Bald sollte die Gefahr, politisch wie materiell zu verkommen, bald die Ehre, das Glück, französischer Staatsbürger zu sein, ganz Luxemburg unwiderstehlich zum Anschluß an den mächtigen Nachbar drängen. Die Luxemburger hielten sich innerhalb dieser angeblichen Schmerzensschreie „kühl bis ins Herz hinan".

Die Zeitung „L'Avenir", die seit dem Herbst des Jahres 1868 täglich erschien, hatte fast keine Abonnenten. Ihr Gebaren war der Bevölkerung ein Aergerniß und gab zu ernsten Interpellationen in der Kammer Veranlassung. Weit weniger befriedigend war die Haltung der luxemburger Regierung. Schon die auf der Londoner Conferenz stipulirte Schleifung der Festungswerke ward sehr lässig betrieben und drohte gelegentlich

ganz einzuschlafen; erst seit Ausbruch des Krieges zeigte sich wieder etwas größerer Eifer, der vertragsmäßigen Verpflichtung zu genügen. Am auffallendsten aber war das Benehmen gegen die vollkommen hochverrätherischen Umtriebe der verschwindend kleinen, größtentheils an Frankreich verkauften Coterie, deren Ausdruck „L'Avenir" war. Während in der Kammer officiell erklärt wurde, man werde allen gegen die Neutralität Luxemburgs gerichteten Aufreizungen mit dem Gesetze in der Hand energisch entgegentreten, trieb die Annexionspartei immer kecker und ungescheuter ihr Wesen. In der Nacht vom 6. zum 7. Juni ward der Drucker des „Avenir" mit einigen bezahlten Helfershelfern ertappt, als sie eben Plakate anschlugen, die zum Aufgehen in Frankreich, zum Abfall von Wilhelm III. aufforderten.

Obwol dieser Biedermann noch bekannte, daß er heimlich französische Fahnen ins Land importirt habe, sowie daß er den Wunsch und die Hoffnung gehegt, bei einem eventuellen suffrage universel den Großherzog selbst sich an die Spitze der mit „Ja" votirenden Stimmen stellen zu sehen, ward er doch „in Anbetracht mildernder Umstände" nur zu 50 Frs. Geldbuße verurtheilt! Aehnliche Kundgebungen, wenn auch minder drastischer Art, brachte das Jahr 1869. Offenbar wollte man in Paris die angebliche Annexionssehnsucht der Luxemburger nie ganz einschlafen lassen, um sie gegebenenfalls, d. h. sobald man gegen Belgien vorzugehen in der Lage wäre, entsprechend zu verwerthen. Wie wenig übrigens die Bevölkerung selbst von diesen ihr aufgedrungenen Sympathien wissen wollte, zeigten die am 23. Dec. 1868 vollzogenen Wahlen von acht neuen Landtagsmitgliedern, die sämmtlich gegen die Annexion ausfielen.

Im Anfange des Krieges von 1870 schien Frankreich wenig Lust zu haben, die Neutralität Luxemburgs zu respectiren, wogegen Preußen erklärte, es werde dieselbe so lange achten als der Feind. Durch die bekannten Ereignisse wurde Luxemburg der Gefahr, von dem gallischen Nachbar überrannt zu werden, ledig. Leider erntete das siegreiche Deutschland von Luxemburg ebenso wenig als von Belgien den Dank, der ihm gebührte. Mit einer Anzahl rühmlicher Ausnahmen standen die Sympathien der Presse und Bevölkerung Luxemburgs entschieden auf französischer Seite, wie dies einerseits im gläubigen Nachbeten der lächerlichsten Siegesberichte und der abgeschmacktesten Verleumdungen unserer Waffen, theils praktisch in der zärtlichen Fürsorge für die französischen Verwundeten und das geringe Mitgefühl für die Deutschen sich kundgab. Noch das neueste Einschmuggeln von Vorräthen nach der Festung Thionville wäre ohne die thätige Mitwirkung der Bauern und Eisenbahnbeamten Luxemburgs gar nicht möglich gewesen.

Woher kommt diese Gesinnung eines stammverwandten Landes, das seine romanischen Bestandtheile 1839 derartig ausgeschieden hat, daß es unter 200000 Einwohnern kaum mehr als 3000 Nichtdeutsche zählt? Der Gründe sind mannichfache. Abgesehen von den französischen Sympathien des Großherzogs hat die französische Cultur der sogenannten Gebildeten wie andere Grenzstrecken der germanischen Nationalität auch Luxemburg denationalisirt. Wie könnte sonst unter den obwaltenden Stammesverhältnissen die Sprache der Kammerverhandlungen und des Gerichtsstandes, wie zum guten Theil der Presse französisch sein? Dazu kam, daß allerdings Deutschlands politische Zustände bis zum Jahre 1866 wenig geeignet waren, die Grenzländer, soweit sie wie Schleswig-Holstein und Luxemburg dem Scepter außerdeutscher Herrscher unterlagen, vor fremder Unbill zu schützen. Der Bundestag verstand es ebenso wenig, dort das Gefühl politischer Solidarität mit einem großen Volke wach zu erhalten, als den Vollgenuß der bürgerlichen Freiheit zu garantiren. Gerade Luxemburg hatte in dieser Hinsicht die schlimmsten Erfahrungen gemacht. Endlich darf man nie den Einfluß der daselbst noch so mächtigen klerikalen Partei außer Acht lassen, die stets gegen „Preußen", welcher Begriff den Luxem-

burgern wie den Franzosen ziemlich identisch mit Deutschland ist, unversöhnlich geblieben ist und bleiben wird.

Diesen Zuständen muß ein Ende gemacht werden. Deutschland kann in dem Augenblicke, wo es Elsaß und Lothringen zurücknimmt und unter der Führung des preußischen Heldenkönigs die Einbuße, welche seine Nationalität in den schlimmsten Zeiten des Heiligen Römischen Reichs erlitten hatte, reparirt, unmöglich die Entfremdung Luxemburgs gestatten, die nur ebenso viele Jahre zählt als jene Jahrhunderte. Es ist eine Ehrenpflicht unsers Landes, das wieder gut zu machen, was 1867 übertriebene, durch die gegenwärtigen Ereignisse so wenig gerechtfertigte Friedensliebe und Connivenz gegen Frankreich gefehlt hat.

Die Gelegenheit ist günstig, doch es gilt sie zu nutzen; denn sie kehrt in Jahrhunderten schwerlich wieder. Frankreich, das sich bald in der Lage befinden wird, auf jede Bedingung hin mit Deutschland zu paciscireu, wird gewiß irgendeine andere Erleichterung der Friedensbedingungen gern erkaufen mit der Concession, daß die Luxemburger, welche durch die Annexion von Deutsch-Lothringen völlig seiner Machtsphäre entrückt sind, wieder zu Deutschland zurückkehren. Denn selbst die strategischen Vortheile, welche es sich von der Schleifung der Festungswerke Luxemburgs versprach, sind nach den Erfahrungen des diesjährigen Feldzugs auf ein Minimum herabgedrückt. Luxemburg wird bei einem deutsch-französischen Kriege auf den Gang der Ereignisse kaum einen größern Einfluß ausüben als Bitsch oder Pfalzburg.

Wie England über den Werth der Collectivgarantie für Luxemburgs Neutralität denkt, haben wir oben zur Genüge beleuchtet. Gleichwol liegt uns fern der Rath, daß unsere siegreichen Führer, nach Art des Brennus ihr Schwert in die Schale der Gerechtigkeit werfend, die Verträge misachten, weil sie dazu die Macht haben. Vielmehr dürfte nichts leichter sein, als von den übrigen Großmächten, welche den Londoner Vertrag unterzeichnet haben, seine Lösung zu erlangen, da keine das mindeste Interesse an der Aufrechthaltung desselben hat, auch die politischen und militärischen Gründe, welche 1867 zum Neutralisiren Luxemburgs geführt haben, obwol das gute Recht Deutschlands keinen Augenblick streitig sein konnte, heutzutage sämmtlich hinfällig sind. Es wäre lächerlich, noch länger eine Bedrohung Frankreichs in Luxemburg erblicken zu wollen, wenn Metz in deutschen Händen ist. Kaum wird man sich deutscherseits entschließen, die gesprengten Fortificationen wieder aufzubauen; und legt man wieder eine Garnison in die Stadt, so geschieht es ohne Zweifel mehr, um dieser eine Erwerbsquelle zurückzugeben, die sie seit 1867 schmerzlich vermißt (zumal die nach Luxemburg gewünschte specifisch katholische Universität ausgeblieben ist), als weil an sich bei der neuen Grenzregelung die Festung Luxemburg noch besonders ins Gewicht fiel. Nicht militärische, aber desto mehr politische Gründe sprechen für die Annexion des Landes.

Obwol durch den Friedensschluß vermuthlich jede geographische Berührung Luxemburgs und Frankreichs abgeschnitten wird, dürfte dadurch nicht entfernt den Agitationen der zwar kleinen aber rührigen, und in ihren Mitteln nicht wählerischen Partei die Spitze abgebrochen sein. Im Gegentheil, sie wird vermuthlich hier wie in dem benachbarten Belgien desto energischer auftreten, mit der geheimen Hoffnung, früher oder später dort wiederzugewinnen, was das siegreiche Deutschland anderweitig von Frankreich abgetrennt hat. Wie bequem diese Wühlereien, gedeckt durch die neutrale Flagge, sich nach Deutsch-Lothringen verzweigen könnten, wie störend dies für die baldige Verschmelzung des neugewonnenen Landes mit dem übrigen Deutschland sein würde, die vor allem erstrebt werden müßte, kann keinem Zweifel unterliegen. Und ist es überhaupt unsers Volkes, zumal im gegenwärtigen Augenblick, würdig, ruhig zuzusehen, wie ein altes deutsches Land, hauptsächlich durch eine eingedrungene Coterie, durch bezahlte Agitatoren, zunächst geistig, dann viel-

leicht politisch den Franzosen verkuppelt wird? Auch die Rücksicht auf Belgien fordert gebieterisch, daß sich nicht ein angeblich neutraler, in Wahrheit aber feindlicher Staat zwischen uns und jenes Land schiebe. Denn es läßt sich nicht bezweifeln, daß dort der Kampf zwischen dem wallonischen und vlämischen Element jetzt mit neuer Stärke entbrennen wird. Drei Millionen Vlämingen werden, gestützt auf die Sympathien des siegreichen Deutschlands, sich leicht der Bevormundung und Uebervortheilung seitens der Minorität ihrer romanischen Mitbürger zu entziehen vermögen. Um aber ihnen diese moralische Stütze zu gewähren, ebenso wie aus commerziellen Gründen, ist es wünschenswerth, daß der schmale Streifen, der jetzt Deutschlands Grenze gegen Belgien bildet, thunlichst erweitert werde.

Daß die Zugehörigkeit zum Zollverein für das Gedeihen Luxemburgs unumgänglich ist, wurde schon früher bemerkt. Es versteht sich von selbst, daß das Großherzogthum noch mehr denn früher in nationalökonomischer Beziehung auf Deutschland hingewiesen sein wird, wenn es die Grenznachbarschaft Frankreichs verliert. Warum sollte aber Deutschland auf die Dauer den Luxemburgern die Zugehörigkeit zu einer Einrichtung gewähren, auf der ihr Wohlstand beruht, ohne selbst einen Vortheil davon zu haben, als neutrale, eventuell feindliche Nachbarn? Für die deutsche Industrie aber würde, obwol Luxemburg übrigens nicht zu den von der Natur hervorragend begünstigten Ländern gehört, die Erwerbung eines Gebietes, dessen Reichthum an Eisenerz auf 100 Jahre für ganz Europa hinreicht, äußerst erwünscht sein. Zur Sühnung dessen, was 1867 die deutsche Diplomatie vielleicht aus Friedensliebe gefehlt hat, bietet sich ein doppelter Weg. Entweder könnte das Großherzogthum kaufsweise deutscherseits erworben werden, gerade so wie 1867 Wilhelm III. das Land an Frankreich zu veräußern im Begriffe stand; oder wenn die Luxemburger selbst gegen ein solches Geschäft protestiren, sei es, weil dies dem Zeitgeiste widerstrebt, sei es, weil sie dann gegründete Aussicht haben, unter preußisches Scepter zu kommen, so könnte der jetzige Statthalter im Lande, Prinz Heinrich, Wilhelm's III. Bruder, die Herrschaft übernehmen und etwa unter gleichen Bedingungen wie die süddeutschen Staaten dem neuen Deutschen Bunde beitreten. Die Gesinnung des Prinzen Heinrich ist im Gegensatze zu der seines Bruders Deutschland günstig oder doch nicht feindlich. Derselbe würde sich in das neue Verhältniß leicht schicken, was bei seinem Bruder, der zugleich souveräner König von Holland ist, schwerlich zu erwarten wäre. Zugleich würde durch definitive Auflösung der Personalunion, die noch zwischen Luxemburg und Holland besteht, den Holländern endlich die Besorgniß genommen, die zur Stunde wie ein Alp auf ihnen lastet, daß die Doppelstellung ihres Königs ihnen früher oder später ernstliche politische Ungelegenheiten zuziehen könnte.

Aber, werden viele fragen, wenn sie übrigens auch geneigt sind, die Richtigkeit unsers Raisonnements anzuerkennen, was nützen alle Vortheile, die Deutschland oder andere Staaten aus Beseitigung der durch die Ereignisse antiquirten Schöpfung der Londoner Conferenz ziehen möchten, wenn die Luxemburger selbst der Wiedervereinigung mit dem Stammlande hartnäckig widerstreben? Frommt es, ein neues Venetien zu schaffen, den Unzufriedenen in Elsaß und Deutsch-Lothringen, die gleichfalls noch lange nach Frankreich hinüberschielen dürften, eine Verstärkung zuzuführen? Darf man ferner einen Staat, der mit uns nicht im Kriege gewesen ist, zwingen, eine Verbindung einzugehen, die allerdings seine gegenwärtigen Zustände wesentlich alterirt?

Auf diese Bedenken antworten wir Folgendes: Erstens wird die Stellung Luxemburgs, falls es als selbständiger Staat zum Deutschen Bunde zutritt, schon an sich eine andere als die von Elsaß und Lothringen. Wäre dies aber auch nicht, so nehmen wir die in Aussicht stehende augenblickliche Misstimmung der Luxemburger noch viel weniger tragisch als den angedrohten passiven Widerstand von Elsaß und Lothringen. Dieselben Gründe,

welche dort in nicht gar langer Zeit die Versöhnung der Gemüther herbeiführen werden, dürften auch Luxemburg rechtzeitig zum Verständniß seiner wahren Interessen bringen. Dieselbe Abneigung zeigten 1815 die Rheinländer, die 20 Jahre unter französischer Herrschaft gestanden hatten, und die Festung Landau, die gerade ein Jahrhundert Deutschland entfremdet war. Wer spürt dort heute noch ein Verlangen, französisch zu werden? Und wenn sich die Bewohner jener Bezirke so schnell wieder in Deutschland zurechtgefunden hatten, obschon es durch den Wiener Congreß zur politischen Ohnmacht, durch die Heilige Allianz zur politischen Unfreiheit verdammt war, und selbst die materiellen Interessen erst allmählich bei den Regierungen die Berücksichtigung fanden, die sie verdienten, wie sollten sich nicht heute die politisch oder geistig entfremdeten Kinder des großen Vaterlandes bald wieder in demselben zurechtfinden, um so mehr, als Deutschland durch die Genialität seiner politischen und militärischen Führer, die todesmuthige Tapferkeit seiner Heere, die durch das ganze Volk verbreitete Thätigkeit und Intelligenz dazu gelangt ist, nicht mit Phrasen à la Victor Hugo, sondern in der realsten Wirklichkeit an der Spitze Europas zu marschiren. Freilich steht die politische Macht eines Volkes nicht immer im entsprechenden Verhältniß zur politischen Freiheit, und es mangelt nicht bei uns an Schwarzsichtigen, die da meinen, daß Deutschland nach beendigtem Kriege vielleicht ebenso viel an Freiheit einbüßen werde, als es an Macht gewonnen hat. Wir fürchten dies nicht, aber selbst im ungünstigsten Falle wird man bei uns noch immer mehr Freiheit der Bewegung und Gelegenheit zur Entfaltung der Individualität haben, als das französische Kaiserreich je darbot. Und daß für die nächsten Jahre, ja Jahrzehnte die Herrschaft in Frankreich sei es der Militärdictatur, sei es der rothen Republik gehört, wird der Unbefangene kaum bezweifeln. Die Ereignisse, die sich schon jetzt dort anbahnen, deren letzte Consequenzen aber erst der wiederhergestellte Friede bringen wird, dürften bald selbst den noch so franzosenfreundlichen Luxemburger von seinen Sympathien für Frankreich gründlich curiren.

Rechte ohne Pflichten sind nicht denkbar, am wenigsten in dem modernen Staate. Wollen die Luxemburger die Vortheile genießen, welche ihnen die materielle Einigung mit Deutschland, die Stammesverwandtschaft, die Freiheit und Sicherheit des Strebens und Schaffens, welche ihnen die Zusammengehörigkeit mit einem großen Volke bietet, so müssen sie auch zu den Lasten, die der Schutz der gemeinsamen Heimat erfordert, beisteuern. Weigern sie sich hartnäckig, diese Wahrheit zu erkennen, so liegt es zwar nicht im deutschen Charakter, den schwachen Nachbar zu unterdrücken, wie der große Fisch die kleinen frißt; allein niemand wird es dann Deutschland verdenken, wenn es Luxemburg aus dem Zollverein ausscheidet. Daß dies für das Land, wenn der erfolgte Friede die geographische Verbindung mit Frankreich unterbrochen hat, noch viel verhängnißvoller werden dürfte als schon gegenwärtig, dürfte selbst dem Blinden einleuchten. Ob diese Schädigung der materiellen Interessen, die bald zum Ruin des kleinen Landes führen müßte — von den Uebeln der politischen Stagnation zu schweigen, welche schon seit 1867 naturgemäß auf dem Großherzogthum lagert — mit dem Aufgeben einiger Souveränetätsrechte und dieser oder jener specifisch luxemburgischen „berechtigten Eigenthümlichkeit“ nicht zu theuer erkauft sein dürfte, mögen die einsichtigen Luxemburger gebührend erwägen. Daß übrigens Deutschlands Volk seinen entfremdeten Kindern nicht Groll, sondern Liebe entgegenbringt, zeigt das Beispiel Strasburgs.

Naturgeschichtliche Skizzen.

Von Karl Ruß.

1) Das Menschliche im Thiere.

Während vor noch nicht langer Zeit jede außergewöhnliche, wunderbar oder wunderlich erscheinende Regung in dem Leben eines Thieres einfach und bequem mit dem Worte „Instinct" als völlig erklärt und erledigt beiseitegeschoben und höchstens als Curiosum bewahrt wurde, hat dagegen heutzutage das Seelenleben der Thiere eine hohe Würdigung gefunden, und ausgezeichnete Philosophen*) bemühen sich, alle seine Erscheinungen festzustellen und es nach allen Richtungen hin gründlich zu erforschen. Wer Augen hat zu sehen u. s. w., d. h., wer das Verständniß und die Muße findet, die Thierwelt um uns her in ihrem wirklichen lebenswahren Thun und Treiben zu beobachten, der wird allenthalben unschwer Aeußerungen und Erscheinungen des Seelenlebens der mannichfaltigsten Thiere wahrnehmen und, ohne blind zu glauben, auch hierin eine Meinung und Ueberzeugung sich selber feststellen können.

Am interessantesten treten die Aeußerungen des Seelenlebens der Thiere immer dort hervor, wo diese in großen Gesellschaften beisammen leben. So bietet z. B. ein Hühnerhof dem verständnißvollen Blicke immer eine reiche Fülle hierher gehörender Erscheinungen. Nicht minder ist dies bei andern Thiergesellschaften der Fall, und die Annahme liegt nahe, daß, ebenso wie das körperliche, auch das geistige Leben desto regsamer sich gestalte, je ungleichartiger die zusammenbefindlichen Thiere untereinander sind. Ebenso wie ich früher hier den Lesern Lebensbeobachtungen einheimischer Thiere mitgetheilt**), sei es mir auch vergönnt, bemerkenswerthe Erscheinungen aus dem Treiben der vielgestaltigen Gesellschaft in meiner Vogelstube vorzutragen.

Zweihundert Köpfe in einigen siebzig Arten bewohnen den Raum einer großen zweifensterigen Stube, welche in der Mitte durch ein Gitter in der Weise getheilt ist, daß die kleinsten Vögel ungehindert von einer Seite zur andern schlüpfen können, während nur größere bestimmte Arten voneinander getrennt bleiben. Jeder Vogelliebhaber weiß es, daß in der freien Natur ein jedes Vogelpärchen einen solchen Raum, wie er hier die ganze Gesellschaft umfaßt, für sich allein in Anspruch nimmt und mindestens gegen seinesgleichen auf das hitzigste vertheidigt. Dennoch habe ich hier gegen sechzig Arten von diesen Vögeln in glücklichen Nistergebnissen beobachten können; sie nisten hier also trotz des verhältnißmäßig engen Raumes und obwol, wie ja die Anzahl ergibt, von einigen Arten mehrere Pärchen vorhanden sind. Auf den ersten Blick dürfte wol nicht leicht eine Erklärung für diese Thatsache zu finden sein; dennoch liegt dieselbe keineswegs so außerordentlich fern.

Aller Zank und Streit in der Natur geht zweifellos aus denselben Quellen hervor, wie im Menschenleben. Ueberhaupt lassen die Beweggründe des meisten Thuns in der Thierwelt sowol im guten als auch im bösen Sinne eine Analogie mit dem menschlichen Treiben sehr wohl zu. Leidenschaften bewegen die thierische wie die Menschenbrust und in ihnen finden wir ja zweifellos auch die natürlichsten Berührungspunkte zwischen Mensch und Thier. Wie in der Menschenwelt der Brot-, so ist es in der Thierwelt der Nahrungsneid, welcher den größten und meisten Zank und Streit hervorruft. Weil ich aber in der Vogelstube den Mangel an irgendwelchem Futter von vornherein ganz un-

*) Vgl. unter andern Perty, Ueber das Seelenleben der Thiere (Leipzig, 1865).

**) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, II, 1., 614 fg., III, 1., 213 fg. und III, 2., 292 fg.

möglich mache, so herrscht in meiner befiederten Gesellschaft eine verhältnißmäßig viel größere Friedfertigkeit, als man sie sonst erwarten könnte.

Hoffentlich wird die Annahme als richtig gelten dürfen, daß ein Thier in Hinsicht seines Charakters desto höher stehe, je mehr es in seinen guten Eigenschaften dem Menschen gleicht — wie umgekehrt der Mensch durch seine wüsten Leidenschaften sich unter das Thier herabwürdigen kann. Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich einzelne Züge aus dem Leben in meiner Vogelstube verzeichnet.

Die kleinen Prachtfinken sowie die meisten Papagaien zeichnen sich durch eine unendliche, wahrhaft rührende Zärtlichkeit der Gatten eines Pärchens gegeneinander aus. Unzertrennliche (Inseparables) hat man eine Papagaienart genannt, weil man glaubt, daß der eine niemals von dem andern getrennt leben könne; allein alle diese Vögelchen halten in den Pärchen durchaus unzertrennlich zusammen. Ihre Ehe steht nach menschlichen Sittlichkeitsbegriffen auf der höchsten Stufe, denn sie währt in treuer inniger Liebe durch das ganze Leben. Die wahre menschengleiche Zärtlichkeit und Liebe einer solchen Vogelehe äußert sich bei manchen Prachtfinken doch noch in edlerm Sinne als bei den Papagaien. Während bei den letztern nämlich die übelste der Leidenschaften, der Futterneid, trotz aller Zärtlichkeit doch in der Weise noch zur Geltung kommt, daß der Stärkere (gewöhnlich das Männchen) dem andern die besten Bissen vor dem Schnabel fortschnappt und ihn von der günstigsten Stelle des Futternapfes wegjagt, so kommt dies dagegen bei den Pärchen der Prachtfinken, welche die größte Zärtlichkeit zeigen, niemals vor: nur dann frißt der eine, wenn der andere dicht neben ihm am Futter sitzt, nur dann trinkt dieser, wenn jener ebenfalls zum Wasser fliegt, und so dicht gedrängt sitzen sie nebeneinander, als könnten sie gar nicht innig genug sich berühren. Es war mir sehr interessant zu beobachten, wie dies Verhältniß bei den Papagaien sich gestalten würde, wenn während der Brut ihre Zärtlichkeit den höchsten Grad erreicht. Aber auch dann, wenn das Männchen viele Wochen hindurch während des Brütens sein Weibchen und späterhin auch die Jungen ernähren muß, erspart es dem Weibchen nicht einen gelegentlichen Schnabelhieb, sobald dieses in den wenigen Minuten, während deren es das Nest verläßt, ihm zufällig einen guten Bissen fortnehmen will. Wenn nun also die größte Leidenschaft, der Nahrungsneid, in der Vogelstube gestillt ist, so tritt als die nächste, kaum minder mächtige, die Eifersucht hervor. Sie ist die Ursache davon, daß selten oder niemals gleiche Pärchen derselben Art friedlich beisammen nisten; sie macht es zugleich dem verständnißvollen Blicke erklärlich, weshalb immer die nächstverwandten Vögel am hitzigsten einander befehden, wie umgekehrt die Unverträglichkeit dann wiederum dem kundigen Beobachter häufig den besten Beweis für die nahe Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit noch nicht genau bekannter Vögel bietet. Selbstverständlich bilden von dem Gesagten alle diejenigen Vögel von vornherein eine Ausnahme, welche immer gesellig beisammenleben und nisten. Nach den aus den Feindschaften einzelner Prachtfinken gegeneinander sich ergebenden Beobachtungen habe ich den Verwandtschaftsgrad der verschiedenen Arten immer ziemlich sicher festzustellen vermocht, und diese meine Annahmen durch die systematische Aneinanderreihung der wissenschaftlichen Ornithologen dann fast regelmäßig bestätigt gefunden.

Die nächste, in der Vogelgesellschaft sich äußernde Leidenschaft betraf dann wiederum das Mein und Dein; es handelte sich um die beste Nistgelegenheit. Durch zahlreiche und möglichst mannichfaltige Vorrichtungen suchte ich den Zankapfel auch hier soviel als thunlich zu beseitigen; sehr häufig aber fanden zwei Pärchen genau denselben Nistort so verlockend, daß ein hitziger Streit um denselben entstand, der dann immer mit der Vertreibung der Schwächern endete. Einerseits die Listen und Schlauheiten der letztern, um dennoch ihr Ziel zu erreichen, und andererseits die Beschaffung aller Hülfsmittel, um sich

der größtmöglichsten Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu erfreuen, gewähren wiederum eine Fülle sehr interessanter Beobachtungen, von denen wir wenigstens einige mittheilen wollen.

Ein Pärchen Tigerfinken war durch große Webervögel von ihrem Standort, einem dichten Gebüsch hoch oben an der Decke, vertrieben worden. Da es gerade die Zeit des regsten Nistens war, so erschienen auch sämmtliche übrigen Gesträuche besetzt und diese kleinen zarten Prachtfinken konnten nicht leicht eine andere passende Gelegenheit finden. Dennoch wußten sie sich zu helfen. Sie trugen auf dem Drahtgitterboden eines niedrig stehenden Käfigs eilig Baumaterial zusammen, und während sie sonst immer regelmäßig frei in das Gebüsch ein zugewölbtes beutelförmiges Nest bauen, formten sie hier nur eine Nestmulde, welche auch nicht einmal überwölbt wurde, wahrscheinlich weil es ein halbdunkler Winkel war. Schon brütete das Weibchen auf vier Eiern, als ich den ganz abnormen Nestbau mehrmals besichtigte und ihn auch einigen Freunden zeigte. Diese öftern Störungen bewirkten nun aber eine neue, für mich wieder sehr interessante Erscheinung. Das Männchen trug nämlich mit einem mal wieder viel Baumaterial herbei und formte über dem brütenden Weibchen noch eine halbrunde, dachförmige Wand, sodaß das Nest den störenden Blicken jetzt völlig entzogen wurde. Bei der nächsten Brut erbaute dasselbe Pärchen dann wieder wie gewöhnlich im Gebüsch sein rundes Beutelnest, und als sie späterhin abermals gestört wurden, nisteten sie wieder in einem düstern Winkel, aber gegen Störungen sicher auf dem Boden eines hoch oben an der Decke hängenden Drahtbauers in einer ganz offenen Mulde. Ich glaube, daß dies Beispiel als recht bezeichnend dafür gelten muß, in welcher wohl überlegten Weise diese Vögelchen ihre Nisteinrichtung jedesmal den Verhältnissen anzupassen wissen.

Die eigenthümliche Erscheinung des angeblichen Racheacts, durch welchen ein Paar von Sperlingen vertriebener Schwalben ihre Feindin vernichtete, indem es dieselbe, das brütende Sperlingsweibchen nämlich, in dem Neste vermauerte und so dem Verhungern preisgab, zeigte sich ähnlich auch in meiner Vogelstube. Ein Pärchen Schönbürzel, kleine wundervolle Afrikaner, blaugrau mit blutrothen Schwänzen, und ein Paar ebenfalls schöner, im Vogelhandel noch sehr seltener australischer Gürtelgrasfinken hatten ein und dasselbe Nest zur Brutstätte erwählt. Beide Pärchen bauten emsig daran, und wenn die Gürtelgrasfinken zu einem Loche hereinkamen, so schlüpften die viel kleinern Schönbürzelchen zum andern hurtig hinaus. Diese letztern gehen bereits früh des Abends zur Ruhe, während die erstern noch wol eine Stunde und darüber munter bleiben; dies sollte die Veranlassung zu einem für mich sehr unangenehmen Unglücksfall werden. Während die Schönbürzelchen nämlich in dem zugerundeten kugelförmigen Neste sich bereits zur Ruhe begeben hatten, bauten die Grasfinken das hintere Schlupfloch fest zu; als sie nun aber zum vordern hineinschlüpfen wollten, fanden sie, daß dieses in derselben Weise von den Schönbürzeln verstopft worden. Sie mußten sich nun eine andere Ruhestätte suchen. Während ich aber glaubte, daß die kleinern kecken Vögel die großen schwerfälligern nur glücklich fortgebissen hätten, konnte ich, weil ich gerade in diesen Tagen von dringenden Arbeiten sehr in Anspruch genommen war, den Vorgang nicht weiter beobachten und fand, als ich endlich nachzusehen vermochte, meine allerliebsten Schönbürzelchen in dem verschlossenen Neste verhungert. Obwol ich das Gefühl und die Ausführung der Rache selbst bei diesen kleinen harmlosen Thieren keineswegs bestreiten will, so glaube ich doch, daß auch im Freien der vorhin erwähnte Vorgang zwischen Schwalbe und Sperling durchaus nicht in Wirklichkeit als ein Racheact anzusehen ist, sondern daß derselbe genau in der Weise wie in diesem Falle in meiner Vogelstube vor sich geht, indem die Vögel sich gegenseitig oder nur die einen den andern den Zugang zu ihrem Neste versperren wollen.

Aber auch von wirklicher Rache kann ich ein Beispiel erzählen. Zwischen einem Pärchen Sperlingspapagaien und mehrern Pärchen Wellensittichen herrschte eine arge Fehde. Anfangs lebten alle diese Vögel insofern verträglich in der Vogelstube, als die Sperlingspapagaien die Herrschaft behaupteten und die andern ihnen am Futterplatz und überall aus dem Wege gehen mußten. Als dann aber die Nistzeit kam, verjagten jene Tyrannen die Wellensittiche auch hartnäckig aus allen Nestern und ließen sie nicht zur Brut gelangen, bis sie ihrerseits selbst zu nisten begannen. Jetzt hätten sie die Wellensittiche wol in Ruhe gelassen, allein nun gingen diese zum Angriff über, während dieselben bis dahin nur geflüchtet waren und sich niemals vertheidigt hatten. Sobald das Sperlingspapagaienweibchen im Neste saß und das Männchen auch nur auf Augenblicke zum Futternapfe eilte, stürzten sämmtliche Wellensittiche sofort auf den Sitzkasten los, guckten fortwährend hinein und brachten es durch ihre Störung stets so weit, daß das Weibchen ergrimmt vom Neste herunterkam, oder das Männchen herbeieilte und die Störenfriede vertrieb. Die Bruten der Wellensittiche waren ganz verhindert und auch die Brut der Sperlingspapagaien wurde so gestört, daß nur Ein Junges zum Ausfliegen gelangte. Als aber der junge Sperlingspapagai endlich das Nest verlassen konnte, erreichte die Wuth der Wellensittiche den höchsten Grad; sie wußten wohl, daß die alten Sperlingspapagaien ihnen an Schnelligkeit des Fluges und Gewandtheit der Bewegungen ganz bedeutend nachstehen; sofort stürzten sie sich sämmtlich auf den jungen Sperlingspapagai und tödteten ihn, ehe noch die ergrimmten Aeltern dazukommen konnten und bevor ich die Unthat zu verhindern vermochte.

Ueberschauen wir nun noch einmal alle diese Erscheinungen, so finden wir, daß der Streit um das Futter doch die vornehmlichste Ursache aller Zänkereien in der Vogelstube ist, wie sie ja auch immer die gewichtigste des Kampfes um das Dasein in der Natur bleibt. Blicken wir auf die Thierwelt im Freien, so finden wir, daß diejenigen Thiere von vornherein am unverträglichsten gegen ihresgleichen sind, welche das meiste Futter brauchen und dasselbe am mühsamsten zusammensuchen müssen. Aber auch unter ihnen stuft sich der Grad der Unverträglichkeit je nach der Eigenthümlichkeit des Charakters in bedeutendem Maße ab. Behalten wir wiederum die Vögel im Auge, so zeigen sich im allgemeinen die Körnerfresser, welche reichlichere Nahrung finden, viel friedfertiger als die Insektenfresser, welche Massen von meistens zugleich schwierig zu erjagenden Kerbthieren verschlingen müssen. Während aber doch auch von diesen letztern manche in derselben Art gesellig beisammenleben, wie z. B. die Schwalben, so gibt es dagegen einige, die niemals in demselben Bezirk oder Raume einen von ihresgleichen dulden, gleichviel ob desselben oder des andern Geschlechts. Dies ist z. B. bei den sonst so sanften Rothkehlchen der Fall. Andere vertreiben wenigstens aus der weiten Umgebung ihres Wohnorts jeden ihrer Art, wie z. B. der Kukuk. Die meisten insektenfressenden Vögel aber leben ebenso auch mit allen Verwandten aus andern Arten in fortwährendem Streite.

Wenn körnerfressende Vögel ebenso unverträglich mit ihresgleichen leben, wie z. B. die Edelfinken, so kommt gewöhnlich nicht der Futterneid ins Spiel, sondern es machen sich andere Leidenschaften geltend. Auch der Ehrgeiz äußert sich in der Thierwelt in kaum geringerm Maße als im Menschenleben. Die zuletzt erwähnten Finken führen bekanntlich einen Sängerkrieg im vollsten Sinne des Wortes; alle nebeneinander wohnenden Männchen suchen sich gegenseitig durch das lauteste und wohlklingendste Schmettern ihres Liedes zu übertreffen, und dieser Wetteifer geht zuweilen so weit, daß der eine oder andere, sei es aus übermäßiger Anstrengung oder sei es vor Aufregung, Freude oder Aerger vom Schlage getroffen plötzlich todt zu Boden stürzt. Dieser gleichsam ideale Kampf geht aber sogleich in einen andern, nicht minder hitzigen mit Schnabel und Kralle über, wenn der eine die ganz bestimmten Grenzen vom Nistgebiet des andern

überschreitet, in welchem Falle dann Nahrungsneid, Eifersucht der Liebe und andere Feindschaftsursachen zur Geltung kommen. Auch bei vielen andern Vögeln beobachtet man bekanntlich einen erregten und angestrengten Wetteifer im Gesange.

Wenden wir uns nun noch zu andern, nicht minder menschlichen Regungen in der Thierwelt. Man hat viele rührende Beispiele von Mitleid, Bruderliebe und ähnlichen Tugenden auch unter den Thieren beobachtet, abgesehen davon, daß eine der höchsten derselben, die Mutter- und Aelternliebe, bekanntlich in fast allen Thierklassen in höchster Entwickelung zu finden ist.

Ueber mitleidige Thiere wird wol mancher selbst von den Lesern den Kopf schütteln, welche an der Thatsächlichkeit des Seelenlebens der Thiere nicht mehr zweifeln, während allerdings den blinden Anhängern der Lehre vom Instinct derartige, selbst alltäglich vorkommende Erscheinungen nichts als ein ungläubiges oder geringschätzendes Lächeln abzunöthigen vermögen. Dennoch dürfen wir mit voller Ueberzeugung auf die Erscheinung der Mitleidsäußerungen in der uns umgebenden Thierwelt verweisen, indem wir wiederum jedem Natur- und Thierfreunde das Selbstsehen anheimstellen. Zunächst erinnern wir an die Beispiele, welche wir hier früher mitgetheilt haben*), und schließen denselben dann noch einige Beobachtungen an.

Wenn ein verwaister junger Vogel, welcher durch irgendeinen Zufall seiner Aeltern beraubt worden, in der freien Natur seinem Schicksal überlassen wird, so findet er nicht immer, jedoch in den meisten Fällen, Verpfleger in andern oft seiner Art ganz fremden Vögeln, denen sein klägliches Geschrei zu Herzen geht. Ebenso nehmen sich andere oft ebenfalls noch junge Thiere solcher Waisen auf das sorgsamste an. Eine ganz eigenthümliche Aeußerung des Mitleids tritt uns wiederum in Thiergesellschaften darin entgegen, daß irgendein größeres und stärkeres Mitglied sich zum Beschützer der Kleinsten, Schwachen und Kranken aufwirft. Dies kann man beinahe regelmäßig auf einem Hühnerhofe, unter den Hunden eines Dorfes, in Ziegen- und zuweilen sogar in Schaf- und Rinderheerden u. s. w. beobachten. Auch in meiner Vogelstube zeigte sich im Laufe der Jahre mehrmals eine solche Erscheinung. Meistens sind es alte einzelne, nicht mehr in einer Ehe lebende Individuen, welche ein solches Schützeramt für alle übernehmen. Fehlt es an diesen, so tritt auch wol der kräftigere Nachbar für den schwächern ein.

Bei dieser Gelegenheit kann man dann noch eine nicht minder interessante Tugenderscheinung in der Thierwelt beobachten. Es ist nämlich die eigenthümliche Duldsamkeit, welche stärkere und sonst sehr unverträgliche Thiere manchmal gegen ein kleines und sehr viel verfolgtes Nebengeschöpf zeigen. Während ein Paar der großen schönen Madagascarwebervögel in der Zeit ihres Nistens die Gesellschaft der ganzen Vogelstube tyrannisirten und bis auf die großen Papagaien alle übrigen aus der Umgebung ihres Nestes verjagten, so gestatteten sie doch einem Pärchen der schon erwähnten Tigerfinken in demselben Busch zu nisten, welchen sie bewohnten. So war in der Mitte des Busches das Webervogelnest angebracht, während oberhalb nur etwa 2 Fuß davon die Tigerfinken brüteten. Und wiederum außerordentlich interessant äußerte sich nun bei dem Tigerfinken das Bewußtsein der vollen Sicherheit in der Nähe seines mächtigen Nachbars und Beschützers. Während die Tigerfinken sonst allabendlich mit fast stundenlangem lautem Geschrei alle übrigen kleinen Prachtfinken aus der Nähe ihres Nestes vertreiben mußten und selbst viel größere Vögel bekämpften, sodaß sie augenscheinlich nur deshalb ihre Bruten regelmäßig glücklich aufziehen konnten, weil sie ungleich muthiger und tapferer als die meisten kleinen andern Prachtfinken sich zeigten, so saß anstatt dessen das Männchen jetzt des Abends ganz ruhig auf einem hohen Zweige über seinem Neste, ließ sein Liedchen

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, III, 2., 292 fg.

munter erschallen und kümmerte sich gar nicht darum, wenn andere Vögel dicht vorüberflogen, welche es sonst immer auf das eifrigste zu verjagen suchte. Die Folge dieses ungestörten ruhigen Nistens war es wol, daß sie diesmal sechs Junge erzogen, während sie sonst immer nur ihrer vier aufbrachten.

Aehnliche Beispiele sind ja auch aus der freien Natur bekannt. Der berühmte englische Reisende und Forscher Gould fand unterhalb im Gerüst des Horstes eines australischen Pfeiladlers das Nest eines Tropfenfinken, jenes sehr schönen kleinen Vogels, welcher unter dem Namen Diamantfink zahlreich auch in den deutschen Vogelhandel gelangt. In beiden Nestern befanden sich Eier und der kleine Fink saß ganz ruhig unfern von dem furchtbaren Nachbar. Ebenso sieht man in jedem Storchnest auf den Haus- und Scheunendächern der Dörfer zahlreiche Sperlingsnester, während doch bekanntlich der Storch in Wald und Flur nur zu viele Vogelnester zerstört, indem er die Eier und Jungen verschlingt.

Die Leser dürfen in diesen Erscheinungen und Regungen, wie wir sie in kurzen Umrissen nach unsern Beobachtungen aus dem Leben geschildert, die vornehmlichsten Aeußerungen des Seelenlebens der Thiere und also im guten und bösen Sinne die nächsten seelischen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Mensch und Thier vor sich sehen. Wer ein weiteres Interesse für derartige Erscheinungen in der Thierwelt zu finden vermag, der wird unschwer im täglichen Leben um sich her, in dem Leben und Treiben der Hausthiere, ebenso wie der in Wald und Flur freilebenden zahlreiche Beobachtungen selbst anstellen können. Unsere Beispiele mögen als Anregungen nach dieser Richtung hin gelten.

2) Fortschritt und Entwickelung in den Gewohnheiten der Thiere.

Nur wer bildungs- und fortschrittsfähig sich zeigt, darf zu den höher stehenden Wesen gezählt werden. Können wir am Thiere eine solche geistige Entwickelungsfähigkeit nachweisen, so dürfen wir dasselbe zweifellos dem hochstrebenden gottähnlichen Menschen nahe stellen; müssen wir zugeben, daß manche Menschen, sei es in geistiger Verkommenheit und Beschränktheit, oder sei es in blindem trotzigem Wahn und Glauben sich jedem Fortschritt hartnäckig verschließen, so dürfen wir sie jedenfalls mit vollem Recht als tief unter den Thieren stehend erachten.

Abgesehen von dem Für und Wider obiger Behauptungen wird es hoffentlich nicht uninteressant erscheinen, einige geistige Fortentwickelungen in der Thierwelt zu verfolgen.

Ein scharfsinniger Franzose wollte kürzlich festgestellt haben, daß die bekannten Mauerschwalben in seiner Heimat seit dem Verlauf mehrerer Jahre eine andere, nach seiner Meinung verbesserte Form ihrer Nester zeigten; während dieselben bis dahin nämlich eine halbkugelige hängende Gestalt gehabt und von ältern Schriftstellern in dieser ganz genau beschrieben worden, beobachtete er nun, daß eine Anzahl der Schwalbennester eine länger gezogene schwächere Form zeigten, während andere die alte noch beibehalten hatten. Er theilte diese Schwalben nun nach der Gestalt ihres Nesterbaues in fortschrittliche und conservative. Diese Mittheilung, welche immerhin eine sehr interessante Thatsache feststellt, ging durch zahlreiche französische Zeitungen.

Beispiele des Fortschritts kann man an den freilebenden Thieren allenthalben nachweisen. Bleiben wir zunächst noch bei den Schwalben, so muß es uns doch als eine kluge Benutzung der Verhältnisse erscheinen, daß diese Vögel, welche ursprünglich zweifellos an Felsen nisteten, die menschlichen Gebäude so vortheilhaft zur Errichtung ihrer Niststätten zu benutzen gewußt, daß sie sogar die von Rauch und heißem Dunst erfüllten Schornsteine als passende Nistorte sich erkoren. In gleicher Weise haben Sperlinge, Meisen, Rothschwänzchen, Staare, Störche und viele andere die menschlichen Wohnhäuser zu ihren Heimstätten auszunutzen gewußt. Und wer die Gelegenheit nur

nicht versäumt, kann unschwer beobachten, daß die verschiedensten freilebenden Thiere ihre Nester und Schlupfwinkel in oder an menschlichen Wohnhäusern jederzeit gern anbringen, wenn dieselben ihnen recht günstige Stätten bieten und wenn sie sich ungestört wissen.

Am überraschendsten zeigen sich solche Erscheinungen in großen Städten. Jeder Vogelfreund und Vogelkundige weiß es, daß oberhalb des Menschentreibens und ganz in der Nähe desselben eine große Anzahl von Vögeln haust, welche in der freien Natur, in Feld und Wald zu den scheuesten gehören und den Menschen schon in ungeheuern Entfernungen ausweichen. Angelockt von den zahlreichen Scharen herrenloser, ganz freilebender Tauben, welche auf den Thürmen und andern hohen Gebäuden nisten, haben sich zunächst verschiedene Raubvögel bis oberhalb des Weichbildes der Stadt gewagt. Erfahrung belehrte sie bald, daß sie hier nicht allein reiche Beute fänden, sondern auch völlig geschützt seien. Sie kamen immer häufiger, siedelten sich zuletzt ebenfalls auf den hohen Gebäuden fest an, erbauten hier ihre sonst nur auf den höchsten Waldbäumen stehenden Horste — und bald hat z. B. die Stadt Berlin viel zahlreichere und seltenere große und kleine Raubvögel aufzuweisen, als solche in einem Walde von gleichem Umfange Raum und Nahrung finden würden.

In gleicher Weise haben sich, abgesehen von den ständigen Gästen, wie Dohlen, Sperlinge u. s. w., auch zahlreiche andere, sonst nur in Wald und Hain lebende Vögel hier angesiedelt. Krähen nisten ebenso auf hohen Gebäuden, Garten- oder Alleebäumen, Staare kann man tief inmitten der Stadt finden, wo sie in hohlen Bäumen oder in Löchern an Gebäuden wohnen; hinter den Häusern der belebtesten tief innerhalb des Häusermeeres befindlichen Straßen gibt es zahlreiche, häufig sehr einsame Gärten, und in denselben wohnen jedenfalls viel mehr und an Arten mannichfaltigere Singvögel als im Thiergarten und in andern Parkumgebungen der Stadt, wo die Vögel von Vogelstellern und Raubthieren arg verfolgt werden.

An Räubern aller Art fehlt es freilich in den Gärten auch nicht. Haus- und Baummarder, Iltis und Wiesel kann man bei frischem Schnee zahlreich spüren. Ratten gibt es bekanntlich in nur zu großer Anzahl. Eulen sind leider viel seltener; Eichkätzchen dagegen dringen bis in den Mittelpunkt der Stadt. Kleine Raubvögel werden hier den Singvögeln viel weniger gefährlich als draußen im Freien, weil diese letztern hier viel bessere Verstecke finden und jene erstern an freier Bewegung zum Fange gehemmt sind. Eine sehr bedeutende Schädlichkeit entwickelt die Hauskatze, und wenn Karl Vogt einst die Ziege als ein Thier bezeichnet, welches den Verhältnissen hochcultivirter Landstriche so feindlich gegenübersteht, daß es durchaus vertilgt werden müßte, so spreche ich dies Verdammungsurtheil ebenso entschieden und vielleicht mit noch größerm Recht über die Hauskatze aus. Es ist Thatsache, daß die meisten Hauskatzen sich das Umherstrolchen in Garten und Hain, ja sogar weit aufs Feld und in den tiefen Wald angewöhnen; es steht ferner fest, daß eine Katze, welche im Freien sich umhertreibt, nur noch selten oder gar nicht mehr in der Häuslichkeit den Mäusen und Ratten nachstellt. Bedenken wir nun dazu, daß eine solche Katze den Sommer hindurch viele Hunderte von jungen Thieren aller Art, insbesondere von nützlichen Singvögeln und kleinerm Wilde umbringt, so ist wohl klar, mit welchem Rechte wir die Ausrottung oder wenigstens äußerste Verminderung dieses für den Naturhaushalt und damit erklärlicherweise für das Menschenwohl so äußerst schädlichen Geschöpfes verlangen.

Die Hauskatze allein trägt auch die Schuld daran, daß die Singvögel, welche bekanntlich ihrer Schutz- und Nistorte, der Hecken, Feldgehölze u. s. w., allenthalben immer mehr beraubt werden, in schönen, geräumigen und dichtbepflanzten Gärten nicht Ersatz für den ihnen anderwärts geraubten Schutz finden können; die Hauskatze allein ist die

Ursache, daß nicht jede Stadt ihren Wappenvogel aufzuweisen hat, wie Leipzig in seinen schönen Schwarzdrosseln, Paris in den Tauben in dem Jardin des Tuileries u. s. w.

Eine andere Erscheinung in den Fortschritten der Thierwelt tritt jedem Beobachter seit neuerer Zeit ungemein interessant in dem Verhältnisse der Thiere zu den allenthalben gebauten Eisenbahnen entgegen. Dünkt uns schon die Thatsache überraschend, daß Waldvögel in der Nähe von Scheibenschießständen ganz getrost sich ansiedeln und vor dem sonst so gefürchteten Donner der Gewehre bald jede Scheu verlieren, daß in ganz gleicher Weise Hasen, Rehe und anderes Wild unweit des Scheibenschießstandes ihren Verrichtungen nachgehen, so müssen wir es noch wol für verwunderlicher erachten, wenn wir sehen, daß die Krähe, ein Völkchen Rebhühner, ja selbst der so überaus ängstliche Hase vor dem donnernd daherrollenden Eisenbahnzuge höchstens noch für Augenblicke die Flucht ergreifen, dann aber in gar nicht großer Entfernung das Ungeheuerliche sich ansehen und wenn der Zug kaum vorüber ist, nach ihrem vorigen Orte ruhig zurückkehren. Man hat beobachtet, daß eine Lerche innerhalb des Gleises dicht an einer Schiene ihr Nest erbaut hatte und auf den Eiern brütend den Zug ruhig über sich fortrollen ließ; man weiß, daß ein Hase im Weidengebüsch an der Böschung der Eisenbahn Junge hatte und hier geduckt tapfer standhielt, während der Zug vorüberbrauste; und solcher Beispiele lassen sich zahlreiche feststellen. Sucht man für diese auffallenden Thatsachen eine Erklärung, so ist dieselbe sehr einfach darin zu finden, daß das Thier dem Menschen gleich oder ähnlich Erfahrungen zu machen und zu beherzigen weiß, und daß es diese Erfahrungen sogar so weit benutzen kann, um durch dieselben den Muth und die Geistesstärke zu gewinnen, mit Hülfe derer es Vorkommnissen trotzt, welche ihm sonst als die furchtbarsten erscheinen, ihm Grausen und Entsetzen erweckten.

3) Charakterzüge überseeischer Prachtfinken.

Wer den fremdländischen Stubenvögeln noch ganz fern steht, wird die große Familie der Prachtfinken oder Amadinen, deren klein- und dünnschnäbelige Astrilden genannt werden, von vornherein liebgewinnen, wenn er nur ein einziges Pärchen der bekanntesten und beliebtesten in ihrem Familienleben zu beobachten vermag. Unter diesen Prachtfinken, welche in allen liebenswürdigen Eigenschaften voranstehen, ist der Karminfink (Lagonosticta minima) aus Afrika, von den Händlern Amaranthvogel genannt, einer der beachtenswerthesten. Ein kleines, kaum zaunkönigsgroßes Vögelchen, dessen dunkelrothes Gefieder in den Sonnenstrahlen förmlich erfunkelt, nimmt er das Interesse des auch nur oberflächlichen Beschauers in hohem Grade in Anspruch durch seine ungemeine Ruhe und Zutraulichkeit. In meiner Vogelstube gehörte er zu den ersten, welche zu nisten begannen. Es war gerade in der Herbstzeit, in der ich den Vögeln frische Spargelzweige bieten konnte; kaum hatte ich dieselben am Fenster festgesteckt, so tummelten sich die kleinsten der Prachtfinken, die Astrilden, in großer Anzahl darin umher. Dicht in der Nähe meines Sitzes begann ein Pärchen der Karminfinken sein Nest zu errichten; während das Männchen auf die Spargelzweige flog, hier in großem Eifer die dünnen elastischen Aeste abbrach und emsig herbeischleppte, saß das Weibchen auf der erwählten Stelle und ordnete dies Material zum zierlichen Kunstbau. Die Unterlage aus einigen größern Halmen war bereits geschichtet und nun wurden die Spargeläste in der Weise zusammengeformt, daß das Ganze eine fast kugelrunde Gestalt einnahm, in welcher an einer Seite ein sehr enges, vollkommen kreisrundes Schlupfloch offen gelassen war. Die Vögel ließen sich in ihrer Zutraulichkeit nicht stören, sodaß ich den ganzen Aufbau genau beobachten konnte. Das Weibchen saß in der Mitte und drehte sich fast fortwährend um sich selbst, indem es einen Halm, den es an einem Ende im Schnabel hielt, so in das Gerüst hineinschob, daß er der runden Form folgen mußte. Das Weibchen war auch

vorzugsweise die Baumeisterin, während das Männchen nur das Material auf das eifrigste herbeischleppte. Wenn das Nest fertig ist, bildet es eine vollkommen runde Kugel, welche von der Unterlage und auch aus dem Gebüsch unschwer sich herausnehmen läßt und nur durch das Schlupfloch an der einen Seite etwas abgeplattet erscheint. Innen wird aus weichen Federn ein Lager hergestellt, auf welches das Weibchen fast regelmäßig vier Stück rein weiße und sehr kleine Eier legt. Wenn aus diesen die winzigen Jungen herausgekrochen sind, welche von beiden Aeltern auf das eifrigste gefüttert werden und unter großem, jedoch nicht unmelodischem Zirpen Futter begehrend die Schnäbelchen aufsperren, wenn die kleinen, wirklich reizenden Dingerchen aus der dunkeln warmen Nisthöhle den ersten Schritt oder vielmehr Flug ins Leben hinaus unternehmen, von den Aeltern auf das liebevollste und sorgsamste geleitet — so gewähren uns diese Vögelchen ein Familienbild, wie es reizender in der Thierwelt wol kaum gefunden werden kann.

Welche Fülle von anregenden Beobachtungen aber liegt in der ganzen Brutentwickelung dieser Vögel. Selbst ein genauer Kenner des Karminfinken, der jedoch nicht einen scharfen Blick für die besondern Eigenthümlichkeiten desselben hat, wird diese jungen Vögel kaum zu erkennen vermögen. Anstatt des dunkelrothen Gefieders des Männchens und des bräunlichgrauen des Weibchens zeigen die Kleinen ein düster-mäusegraues Kleid; anstatt der rothen Schnäbel der Alten haben sie glänzend schwarze. Aber sehen wir uns einen solchen jungen Vogel nur recht aufmerksam an: sein Benehmen ist genau das des Alten seiner Art; wie jener schwippt er mit dem Schwanze bedächtig auf und ab, niemals seitwärts; wie jener ist er bald nach dem Eintritt ins Leben hurtig und gewandt, aber doch ruhig und niemals dummscheu, und selbst seine Stimme, wenn sie auch nur jugendliche Laute hören läßt, überzeugt uns doch von der Gleichartigkeit, deren sicheres Kennzeichen der Vogelkundige dann in der dunkelrothen Färbung des Oberschwanzes oder Bürzels festzustellen vermag.

Fast noch schöner als der Amaranthvogel ist ein anderer Prachtfink, der dunkelbraune, blutroth und gelb prächtig schattirte und über das ganze Gefieder mit weißen Pünktchen, gleichsam wie mit Perlen übersäete Tigerfink (Amandava punctulata) aus Ostindien. Er hat aber andere Sitten; er wählt niemals wie jener eine dargebotene Nistunterlage, ein Nestkörbchen, Harzerbauerchen oder dergleichen, sondern er erbaut sein Nest fast immer, wie man zu sagen pflegt, aus freier Hand ins Gebüsch. Anmuthiger und beweglicher, aber scheuer als der Karminfink, war er jedoch nicht so wild, daß ich seinen Nestbau nicht ebenfalls genau hätte beobachten können. In einer aufrecht stehenden Birkenruthe trug das Männchen zuerst lange Papierstreifen zusammen und wickelte diese in sehr geschickter Weise um mehrere gegenüberstehende Zweige, sodaß sie allmählich eine flache Schwebe bilden. Diese wurde gefestigt und vergrößert durch ebenso angebrachte Baststreifen und zwischen dieser gröbern Unterlage wurde nun aus Baumwollfäden, Pferdehaaren, schmiegsamen Heuhalmen und feinern Baststreifen ein tiefer hängender Beutel geformt. Dieser hat ein, zuweilen auch zwei Schlupflöcher, welche gewöhnlich seitwärts von oben hinabführen. So sorgfältig der Grund des Beutels aber auch mit Baumwollflöckchen, Haaren, Federn und dergleichen ausgepolstert, so sauber die Schlupflöcher mit langen Pferdehaaren gefestigt und gerundet werden — an Zierlichkeit und Kunstfertigkeit steht dieser Bau doch hinter dem des Karminfinken bedeutend zurück. In allen übrigen ähnelt der Tigerfink dem Amaranthvogel vollständig. Auch seine Jungen sind schlicht mäusegrau, mit glänzend schwarzen Schnäbelchen und nur an der bräunlichrothen Färbung des Bürzels und einigen andern Eigenthümlichkeiten als die Art bestimmt zu erkennen.

Wer eine Vogelstube sich einrichtet oder Heckversuche im kleinsten Käfige anstellt, wird immer die Erfahrung machen, daß das Elsterchen (Spermestes cuculata), auch Kappenfink oder Erpamadine genannt, aus Afrika, ein nicht sehr prächtiger, aber in seinem Wesen

allerliebster, schwarz, weiß, grau und metallgrün gefärbter, dickschnäbeliger, aber ebenso kleiner Prachtfink immer einer der ersten ist, welche zu nisten beginnen. Auch bei diesen Vögeln schleppt das Männchen das Baumaterial im größten Eifer herbei, während das Weibchen das Nest formt. Da die Elsterchen aber stets eine Höhle zum Nest wählen, entweder ein überdachtes Harzerbauerchen oder einen Nistkasten, so ist von einem kunstvollen Bau bei ihnen nicht die Rede. Abgesehen von demselben aber gewähren sie in ihrer kecken Dreistigkeit und Tapferkeit gegen viel größere Vögel, namentlich aber in ihrer anmuthigen Beweglichkeit und Zärtlichkeit eins der schönsten Familienbilder unter allen diesen kleinen Prachtfinken. Außer diesem gewöhnlichen Elsterchen kommen im Vogelhandel noch zwei andere seltenere Arten vor, und zwar das viel schönere zweifarbige Elsterchen (Spermestes bicolor) ebenfalls aus Afrika, und das unscheinbarere gestreifte Elsterchen oder der Haarstreichfink (Trichogramoptila striata) aus Indien, von den Vogelhändlern gewöhnlich Bronzemännchen genannt. Beide nisten mit derselben Leichtigkeit und zeigen in ihrem Wesen überhaupt viel Uebereinstimmendes.

Am allerleichtesten von allen diesen kleinen Prachtfinken dürfte jedenfalls einer der schönsten nisten, der Zebrafink (Taeniopyga castanotis) von Reichenbach braunwangiger Bänderschwanzfink genannt, aus Australien. Gleich dem Elsterchen schreitet ein Pärchen dieser Vögel sofort zur Brut, sei es freifliegend in einer Vogelstube oder im kleinen Käfige. In der Vogelstube, wo viele Nistgelegenheiten vorhanden sind, suchen die beiden Gatten erst mehrere Tage nach dem günstigsten Platze umher. Wohl vier- oder fünfmal ist das Männchen von einer Oertlichkeit bereits befriedigt und trägt schon fleißig Nistmaterial herbei, bis das Weibchen auf einmal davonfliegt und eiligst aufs neue zu suchen beginnt. Endlich ist ein Nistort aufgefunden, der den beiderseitigen Wünschen vollkommen zu entsprechen scheint. Hier, fast regelmäßig in einer Höhle, einem überdachten Harzerbauerchen oder einem Nistkasten, nur sehr selten frei im Gebüsch, wird nun eingetragen, aber sonderbarerweise grobes Genist, wie man es der Zierlichkeit des Vogels wahrlich nicht angemessen finden kann. Vertrocknete Vogelmiere, Halme und selbst kleine Reiser schleppt das Männchen unermüdlich herbei, während das Weibchen anfangs fast theilnahmlos zuschaut. Erst wenn die Nistmulde ausgepolstert werden soll, sucht auch jenes nach Federn und Baumwollflöckchen umher.

Noch auffallender als bei allen vorigen ist die Verschiedenheit der jungen Zebrafinken von den alten; in einem fahl-mäusegrauen Gefieder, ebenfalls mit schwarzem Schnäbelchen, sind sie nur für den Blick des Kundigen an gewissen Eigenthümlichkeiten, namentlich an dem Backenstreif leicht zu erkennen. Auch benehmen sie sich in ganz sonderbarer Weise. Sie rütteln nicht, wie die bei uns einheimischen jungen Finken, mit den Flügeln und hüpfen wie diese ungeschickt hinter den Alten her, um gefüttert zu werden, sondern mäuschenflink und gewandt vom ersten Augenblicke des Nestverlassens folgen sie den Alten trippelnd; jetzt aber läuft der eine hurtig einige Schritte rückwärts, legt das Köpfchen schief seitwärts auf die Erde mit emporgerichtetem, weit aufgesperrtem Schnäbelchen und empfängt unter gewaltigem Zirpen das Futter. Gar komisch sieht es aus, wenn nun eine ganze Schar dieser Kleinen um die Alten herum in dieser Weise die Nahrung erbettelt.

Wiederum sehr leicht nistet der Bandfink (Amadina fasciata), ein weniger prächtig gefärbter Vogel, welcher aber seines schön rothen Hals- oder richtiger Kehlbandes und seiner braunen Rebhuhnzeichnung auf der Brust, sowie um seines drolligen Benehmens willen recht beliebt ist. Er trägt ohne weitere Umstände Halme, Federn, Fasern, Fäden u. s. w. zum Genist in eine Höhle zusammen, polstert die Mulde mit weichen Federn aus und erzieht darin seine Jungen — jedoch nur dann, wenn ihm auch die entsprechenden Nahrungsmittel, frische oder gequellte Ameiseneier, hartgekochtes Eigelb, trockene und

gequellte Sämereien, sowie frisches Grünkraut zu Gebote stehen; andernfalls wirft er die Jungen regelmäßig noch lebendig aus dem Neste und läßt sie umkommen.

In diesen Prachtfinken, ihrem Nestbau und ihren Bruten überhaupt haben wir im wesentlichen gleichsam Musterbilder aller übrigen Arten vor uns. Die meisten Prachtfinken sind bei geeigneter Pflege unschwer zur Brut zu bringen; nur einige machen eine sonderbare Ausnahme, deren Ursachen wol schwierig zu ergründen sind. In Betreff des Nestbaues kann man im allgemeinen annehmen, daß die klein- und dünnschnäbeligen Astrilden mehr oder minder künstliche, die dickschnäbeligen Amadinen dagegen nachlässigere Nester erbauen. Die Nester aller Prachtfinken sind entweder rund und überwölbt, oder sie befinden sich in Höhlen. Sämmtliche Prachtfinken legen einfarbig weiße Eier. Nicht minder bezeichnend ist ihr eheliches Leben in der unendlichen Zärtlichkeit und dem innigen Aneinanderschmiegen der Gatten eines Pärchens. Von andern Finkenvögeln unterscheiden sie sich vornehmlich auch dadurch, daß die Gatten eines Pärchens nicht wie jene sich gegenseitig aus dem Kropfe füttern, sondern sich nur schnäbeln und unter lebhaften Geberden küssen. Die Prachtfinken haben keinen rühmenswerthen Gesang; einige lassen wol liebliche kleine Triller, melodische Strophen oder wohlklingende Lockrufe hören, allein von einer wirklichen Kunstfertigkeit kann keine Rede sein. Die dickschnäbeligen Amadinen haben leise, langgezogene Töne, welche einförmig wie das Rauschen eines Bächleins oder quitschend wie das Rad eines Karrens oder gleichsam bauchrednerisch zu vernehmen sind. Fast alle Prachtfinken begleiten den Gesang oder doch die Liebesbewerbungen mit sehr sonderbaren, häufig tanzartigen Bewegungen. Die Nahrung aller Prachtfinken besteht in kleinen Sämereien, in der Gefangenschaft in weißer ungeschälter Hirse und Canarien- oder Spitzsamen, und während der Brut müssen sie auch mit frischen oder aufgequellten Ameisenpuppen, eingequellten Sämereien und Grünkraut, am besten Vogelmiere, versehen werden. Die Verbreitung der Prachtfinken erstreckt sich über Theile Afrikas, Asiens und Australiens; Europa und Amerika haben sie nicht aufzuweisen. Nachdem ich eine große Anzahl dieser Vögel in zahlreichen Arten eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch beobachtet und Züchtungsversuchen unterworfen habe, und nachdem ich mich davon überzeugt, daß ausführliche Schilderungen derselben bisjetzt weder in der deutschen Literatur noch in der anderer Länder vorhanden sind, faßte ich meine Erfahrungen in einem Buche: „Die fremdländischen Stubenvögel“, zusammen, welches von Robert Kretschmer mit buntfarbigen Tafeln ausgestattet im Verlage von Karl Rümpler in Hannover erscheinen wird. Eine kleine Ausgabe als „Handbuch für Vogelliebhaber, -Freunde und -Händler“ ist soeben (Herbst 1870) ausgegeben worden.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 18. Mai 1870 ist in Jena nach längern Leiden der Geh. Kirchenrath Professor Dr. Schwarz gestorben, ein Mann, der zu den hervorragenden Vertretern der theologischen Wissenschaft an der Universität der sächsischen Herzogthümer gehörte und durch seine Stellung im Kirchenrathe des Großherzogthums Weimar auf die kirchlichen Angelegenheiten des Landes einen großen Einfluß ausübte. Nach vielen Seiten hin gehörte Schwarz zu den begabten, anregenden Männern, insbesondere verstand er als Kanzelredner in begeisternder und oft hinreißender Sprache das Wort Gottes seinen Hörern nahe zu legen.

Johann Karl Eduard Schwarz wurde in Halle a. d. S. am 20. Juni 1802 geboren. Er war der Sohn eines Fabrikanten und sollte nach dem Willen des Vaters sich einem praktischen Lebensberufe widmen. Um sich für diesen vorzubereiten, wurde

er der Realschule übergeben. Bald aber faßte der talentvolle junge Mensch den Entschluß, auf die lateinische Hauptschule des Waisenhauses überzugehen und sich später den Studien zu widmen. Michaelis 1821 ließ er sich auf der Universität seiner Vaterstadt immatriculiren, um Theologie zu studiren. Wegscheider, Gesenius und andere waren seine Lehrer. Er versäumte nicht, philologische Vorlesungen zu hören, obgleich er, um sich Subsistenzmittel zu verschaffen, genöthigt war Privatunterricht zu ertheilen. Damals gehörte es zum guten Ton der hallenser Studenten, die wirklich wissenschaftlichen Sinn hatten, bei dem berühmten Philologen Karl Reißig Vorlesungen zu hören. Auch Schwarz erinnerte sich immer gern an die Anregung, die er aus den Vorträgen dieses trefflichen Mannes über Aristophanes und lateinische Grammatik empfangen, und an den Genuß, den er bei der Art der Behandlung dieses geistvollen Philologen gehabt hatte. Ostern 1825 bestand er mit Auszeichnung die Candidatenprüfung. Kurz nachher wurde er als Lehrer an dem Kloster Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg angestellt; aber schon im Jahre 1826 trat er als Pfarradjunct zu Altenweddingen in ein geistliches Amt über. In ländlicher Stille setzte er dort mit großem Eifer seine theologischen Studien fort. Endlich, im Jahre 1829, fand er eine seinen Neigungen und seiner Natur entsprechende Stellung, er wurde als Superintendent und Professor an die Universität Jena berufen. Nach dem Tode des auch als Exegeten des Neuen Testaments nicht unbekannten Professors Dr. Schott wurde er Director des homiletischen und katechetischen Seminars. Durch seine Aemter und durch seine persönliche Tüchtigkeit gewann er sehr bald einen maßgebenden Einfluß an der Universität. Auch das großherzogliche Haus wußte seine Bedeutung zu schätzen und hielt ihn hoch in Ehren. Bereits im Jahre 1847 verlieh ihm der Großherzog Karl Friedrich den Charakter eines Geh. Kirchenraths. Seit Jahren war er Mitglied der Commission für Prüfung der Candidaten der Theologie. Aufs innigste war er befreundet mit Dr. Hase, der in demselben Jahre wie er seine einflußreiche akademische Thätigkeit in Jena begann, mit dem berühmten Philologen C. W. Göttling, Professor Danz und andern angesehenen Mitgliedern der Universität. Als im Jahre 1858 die dritte Säcularfeier der in der Culturgeschichte des deutschen Volkes sehr bedeutungsvollen Universität unter großer Betheiligung gefeiert wurde, gab Dr. Schwarz einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte der Universität Jena heraus: „Das erste Jahrzehnt der Universität Jena. Denkschrift zu ihrer dritten Säcularfeier" (Jena 1858). Man sieht aus dieser nach den besten Quellen bearbeiteten Schrift, wie eingehend sich Dr. Schwarz mit der Geschichte der Universität beschäftigt hatte. Seiner theologischen Anschauung nach gehörte er der vermittelnden Richtung an, die nach jeder Seite hin die Extreme vermeidet. Mit Geist und Leben wußte er in seinen Predigten diese seine religiöse Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen. Die von ihm herausgegebenen Predigten fanden immer einen zahlreichen Leserkreis. Schon seit Jahren kränklich, mußte Dr. Schwarz im Jahre 1869 seine akademische Thätigkeit aussetzen, um in Dresden ganz der Wiederherstellung seiner Gesundheit zu leben. Wieder nach Jena zurückgekehrt, erlag er hier seinen Leiden.

Theatralische Revue.

Die deutschen Theater leiden gegenwärtig in doppelter Hinsicht und werden unter das Niveau ihres frühern Wirkens herabgedrückt. Einmal nimmt die große Zeit, der erbitterte und furchtbare Krieg zwischen Deutschen und Franzosen die nationale Theilnahme fast ausschließlich in Anspruch; dann aber bringt der Beschluß des norddeutschen Reichstags, welcher den Theatern zugleich mit den Schankwirthschaften die Gewerbefreiheit bewilligte und ihnen den Segen der Concurrenz zutheil werden ließ, seine bösen und verhängnißvollen Früchte. Alles, was in neuester Zeit von Regierungen und Volksvertretungen für Kunst und Literatur geschah, zeigt, daß gerade diese so wichtigen Zweige nationaler Entwickelung in einer Zeit des glänzenden politischen Fortschritts weder Verständniß noch Förderung finden.

Wir haben schon früher an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß es ein entschiedener Misgriff des Parlaments war, die theatralische Kunst mit jedem beliebigen Gewerbe in

Eine Linie zu stellen und durch Aufhebung der Concessionsbeschränkungen ihr eine formale Freiheit sichern zu wollen. Die Kunst ist aber so wenig ein Gewerbe, daß die Bedingungen ihres Gedeihens geradezu entgegengesetzte sind. Man braucht kein Anhänger Proudhon's zu sein und mit dem Princip der freien Concurrenz überhaupt Lanzen zu brechen, um den Schaden einzusehen, den dasselbe auf dem Gebiete der Kunst anrichten muß. Das Publikum steht der Kunst nicht wie der Käufer dem Verkäufer gegenüber, das Kunstwerk ist keine Waare, die man dort einkauft, wo man sie am billigsten erhält. Die Kunst ist eben ein Cultus und kein Gewerbe, und wer den Staat nicht ganz aus dem Kreise der idealen Mächte herausdrängen will, der muß von ihm verlangen, daß er sich, der Kunst gegenüber, nicht auf ein gleichgültiges laisser-aller beschränkt, sondern die Pflege derselben als einen nationalen Cultus betrachtet, den er selbst zu hüten berufen ist. Darum gingen alle Reformvorschläge kundiger Dramaturgen nicht auf Freigebung und Vermehrung der Concessionen hinaus, sondern auf Beschränkung derselben, auf die Gründung von Stadt- oder Staatstheatern, auf die Schaffung einer deutschen Nationalbühne.

Man mag mit Recht gegen staatliche Bevormundung, gegen künstlerisches Patrimonialwesen protestiren; auch wir sind weit davon entfernt, eine polizeiliche Oberaufsicht als das Ideal des künstlerischen Cultus anzusehen oder die frühere Art und Weise der Concessionsertheilungen und Concessionsverweigerungen zurückzuwünschen, die ganz von der Willkür der Provinzialbehörden abhingen und bei denen oft Gunst und Ungunst oder ängstliche Beachtung politischer Gesinnung den Ausschlag gab. Gleichwol wird man dem Staat, der die Angelegenheiten der Schule und Kirche leitet, eine pädagogische Wirksamkeit nicht absprechen dürfen, und wer dem Theater in der Rangordnung jener großartigen Erziehungs- und Bildungsinstitute ein wenn auch noch so bescheidenes Plätzchen anweist, der muß es auch für die Aufgabe des Staats halten, die Veredlung des Geschmacks, den Aufschwung des nationalen Geistes, die Läuterung des Gemüths und der Phantasie durch die Bühne zu befördern und nicht müßig zuzusehen, wenn unter dem Gestrüpp alltäglicher Trivialität und verwüstender Geschmackslosigkeit die Blumen echter Kunst ersticken. Wer aber vom Standpunkt geistiger Freiheit und Selbständigkeit aus die Einmischung des Staats in die Angelegenheiten der Kunst für eine Beeinträchtigung ihrer Würde, für eine Gefährdung ihrer Entwickelung hält — den verweisen wir auf das freieste Volk der Erde, auf die Hellenen, deren Theater Nationaltheater waren, eng mit allen Institutionen des Staats zusammenhingen und so eine unsterbliche Blüte tragischer Kunst zeitigten. Je mehr sich der Uebergang des Polizeistaats in den nationalen Staat, unter den krampfhaften Zuckungen welterschütternder Kämpfe vollzieht — desto unberechtigter erscheinen die Einwendungen aller derjenigen, welche die Kunst aus dem Bereiche der staatlichen Interessen verweisen und zu einer ausschließlichen Angelegenheit der Privatspeculation machen wollen.

Die Erfahrungen des letzten Jahres bestätigen alles, was wir von dem Unsegen unbeschränkter Concurrenz auf dem Gebiete der theatralischen Kunst gesagt haben. Zwar die berliner Volkstheater, die wie Pilze nach dem Regen unter den befruchtenden Einflüssen der Concessionsfreiheit emporgeschossen, sind zum großen Theil unter der rauhen Berührung der kriegerischen Wirklichkeit wie Boviste zerplatzt, doch das Arenentheater steht überall in Blüte, und Städte wie Breslau, Leipzig u. a. weisen eine große Zahl neuer Theater auf, welche zum Theil nur ein werthloses und wohlfeiles dramatisches Genre cultiviren, damit aber den großen Kunstinstituten die Aufgabe erschweren, Ernstes und Bedeutsames vorzuführen, und sie zuletzt zu einer Concurrenz nöthigen, welche jede höhere Tendenz preisgibt.

Einer der erfahrensten deutschen Theaterveteranen, der Dichter der „Lenore", Karl von Holtei, spricht sich in seiner „Nachlese" (Breslau 1870) in ganz ähnlicher Weise aus. In einer Nachschrift zu einem frühern Aufsatze: „Ueber den Beruf zum Theater", sagt der greise Dramaturg, dem niemand gewiß Sinn für die Poesie des künstlerischen Vagabundenthums absprechen wird: „Die Freigebung der Concessionen, die daraus folgerecht entspringende Vermehrung wilder Banden, aus zuchtlosen, unberufenen Stümpern zusammengeworben, muß besser organisirten Bühnen den Untergang bereiten, muß das letzte bischen Respect und Achtung vor theatralischen Aufführungen vollends ertödten. Niedrige Eintrittspreise füllen allerdings im ersten Anlaufe leicht die leeren Räume. Es

zeigt sich aber schon jetzt, daß solche Unternehmungen nicht bestehen können, sogar bei geringsten Gagen nicht. Den von früher bestehenden, wenigstens anständig, wenngleich nothdürftig gehaltenen Bühnen werden durch diese über Nacht pilzartig aufgeschossenen Entreprisen die Einnahmen noch mehr geschmälert und die neuen, entschieden schlechten, gehen wie Eintagsfliegen zu Grunde. Das ist der ganze Gewinn aus dieser entsetzlich genialen Concurrenztheorie. — Auch gut. Wenigstens wissen wir, woran wir sind, und brauchen uns keinen Zwang mehr aufzulegen mit leeren Phrasen von Volksbildung durch poetisch-veredelnde Darstellungen. Gerade heraus mit der Sprache: Gewerbe, Geschäft, Tanzsaal mit Cancan, Kneipen- und andere Wirthschaft! Schauspieldirectoren und sogenannte «Wirthschaftshalter» werden auf Eine Stufe, in Einen Rang gestellt. Beiden eröffnet sich ein gleiches Ziel. Die Sommertheater, Arenen oder wie der Jammer hieß, waren schon ein hübscher Anfang. Jetzt sind wir mitten drin; die Musen wurden Kellnerinnen, diesmal durch feierlichen Parlamentsbeschluß.

„Es ist längst anerkannt gewesen, daß auch gebildete, sonst recht kluge Menschen eine Art von Freibrief besitzen, dummes Zeug zu schwätzen, wenn sie übers Theater sprechen; diejenigen aber, welche in unsern Tagen behaupten wollen, daß die Eröffnung unbegrenzter Concurrenz für Bühnenunternehmungen dem Gedeihen der Schauspielkunst Vortheil bringen könnte, scheinen mir denn doch jenen Freibrief noch zu misbrauchen und die ihnen stillschweigend gegönnte Erlaubniß weit zu überschreiten. Was man gar von Rednern und Journalisten halten soll, die aus den Mistbeeten der von zusammengelaufenen, jeglicher Schule und Zucht entbehrenden Truppen große Theaterdichter hervorzuzaubern wähnen ... das läßt sich schwer in Worte fassen, will man sich nicht Injurienprocessen aussetzen. Die Sache liegt doch so klar und einfach vor jedes verständigen Beurtheilers Augen. Je mehr neue Theater und Theaterchen auf Speculation entstehen, desto mehr Schauspieler sind erforderlich, auf deren Bretern ihr Wesen oder Unwesen zu treiben. Wo kommen diese Schauspieler so plötzlich her? Fragen wir nur nach, wo sie ihren Aeltern, Erziehern, Vormündern, Lehrherren entlaufen sind? Unwissenheit, Hang zum «Bummeln», Faulheit, unverstandener Freiheitsdurst, erregt vom Salze confuser Propheten dieser Zeit... solche Mächte sind es, die bei modernen Priestern der Thalia und Melpomene ersetzen sollen, was ehemals innerste, schwärmerische Neigung, Liebe zur Sache, poetischer Beruf gewesen ist. Mochten es oft genug verleitende, unerfüllbare, träumerische Ahnungen bleiben... sie wurden mehr oder minder geheiligt vom Feuer hinreißender Begeisterung. Gänzlich ohne einen Anflug geselliger Bildung, ohne alle Vorstudien hätte sonst niemand gewagt, sich einen Principal (wär's auch der dürftigste, ambulante gewesen) anzubieten. In einer größern Stadt, bei einer nur leidlich honneten Anstalt wär's geradezu nicht möglich. Jetzt ... was für Gesindel steigt keck hinauf und wird willkommen geheißen, weil's an Menschen fehlt. Und den momentanen Succeß anlangend, bleibt sich's scheinbar gleich."

Diese Philippika Holtei's athmet eine edle Entrüstung, wie sie nur ein um das Heil des deutschen Theaters ängstlich besorgtes Gemüth beseelen kann. Die Tröstungen, welche die gegenwärtige Zerrüttung der Theaterverhältnisse auf das Unfertige eines Uebergangszustandes schieben, weist Holtei zurück mit einem Gleichniß, das von kaustischem Humor gesättigt ist: „Ein Freund, mit dem ich kurz nach Veröffentlichung des preiswürdigen Gesetzes darüber disputirte, und der mir damals energischen Widerpart hielt, ist seitdem schon von seinen sanguinischen Hoffnungen abgekommen. Er hat bereits eingesehen, daß die unverhinderte Errichtung neuer und wieder neuer Schauplätze für dramatische Kunst mit ihrer siegreichen Concurrenz die Existenz jeder nur halbwegs nach künstlerischer Haltung strebenden Privatunternehmung entschieden vernichten muß, ja, daß jedes Theater in besserm Sinne zusammenbrechen wird beim Ablauf weniger Jahre, wenn es nicht durch Zuschüsse vor dem Falle bewahrt bleibt. Er gesteht nun selbst ein, daß die gepriesene Concurrenz fürs Theater einem Todesurtheile gleichkommt. Doch er sucht sich zu helfen, indem er hinzusetzt: «Für den Augenblick behalten Sie recht. Es wird sehr übel. Aber es muß noch schlechter werden, es muß noch viel ärger kommen, damit aus gänzlicher Verwüstung neues frisches Dasein erwachsen könne!» «Vergessen Sie nicht», sagte er, «daß wir in einer großen allgemeinen Uebergangsepoche leben. Da sinkt vieles in Staub, um aus diesem Staube höhere Gestaltung zu gewinnen. So wird's mit dem

deutschen Theater gehen. Trösten Sie sich, es ist eben nur ein Uebergang.» — Schön, lieber Freund, erwiderte ich. So hat sich auch der Fuchs getröstet, als man ihm das Fell abzog. «Es ist nur ein Uebergang», sprach er. Jedoch das Fell war weg und ich zweifle stark, daß es ihm wieder gewachsen sei."

Die Einflüsse des großen deutsch-französischen Kriegs auf das Theater sind nur vorübergehender Art. Das Zusammenbrechen vieler unhaltbarer Theaterunternehmungen kann nur als ein Vortheil betrachtet werden, welcher den durch die Concessionsfreiheit hervorgerufenen Schaden einigermaßen ausgleicht. Auch die von außen kommende Nöthigung, dem Theater einen national-patriotischen Geist einzuflößen, kann wenigstens als ein Hinweis auf die höhern Aufgaben deutscher Kunst betrachtet werden. Allerdings zeigt es sich bei dieser Gelegenheit, daß eine wahrhaft nationale Bühne nicht die Frucht einer plötzlichen Improvisation sein kann, wie auf der andern Seite, daß mitten im Sturm einer Aufregung, die von großen Ereignissen genährt wird, dem Publikum die Ruhe fehlt, die Vorführungen der Bühne in ihrer künstlerischen Ganzheit auf sich wirken lassen, daß es gleichsam instinctmäßig alles abwehrt, was nicht in seine Stimmungen paßt und sich krampfhaft an Einzelheiten festklammert, welche den Eindrücken der augenblicklichen Weltlage entsprechen. So wird die Signalflagge der Phrase mit Jubel begrüßt; die dramatische Situation dagegen, welche, wie berechtigt sie für den Verlauf der Handlung sein mag, sich doch nicht für den Ausdruck der herrschenden Stimmung verwerthen läßt, findet nur eine kalte Aufnahme.

Fast alle deutschen Bühnen suchten durch zahlreiche oft schwunghafte Prologe, welche an neueste Siegesnachrichten anknüpften, oder die Zwecke hülfreicher internationaler Vereine dichterisch erläuterten, den Zusammenhang ihrer Vorstellungen mit der unmittelbarsten Gegenwart festzuhalten. Als aber die Directoren ihre Repertoires musterten, um geeignete Stücke für die Zeitstimmung auszuwählen, da zeigte sich der vorhandene Vorrath wenig ausreichend und auch das Verwendbare erschien zum Theil in einer ungünstigen Beleuchtung. Das Licht fiel meistens von der entgegengesetzten Seite herein, nicht von derjenigen, von welcher die Zeitereignisse ihren Widerschein werfen. Namentlich bei den Tragödien, deren Helden meistens die Helden deutscher Niederlagen waren, konnte das mannhafte Triumphgefühl unserer Nation kein volles Behagen gewinnen. Ja, bei der Prüfung der Schiller'schen Tragödien von diesem Standpunkte aus ergab es sich, daß unser nationalste Dichter doch ein starker Kosmopolit gewesen, namentlich was die Wahl seiner Stoffe betrifft, und daß eigentlich nur sein „Wallenstein“, eine für Erweckung nationaler Begeisterung sehr ungünstige Dichtung, der deutschen Geschichte angehört. Stammverwandt ist zwar das schweizer Brudervolk, dessen patriotischer Aufschwung in „Tell“ so glänzend dargestellt ist — und in der That kam Schiller's „Tell“ fast an allen großen Bühnen zur Aufführung und rief von neuem einen mächtigen Enthusiasmus hervor. Abgesehen von zahlreichen Stichwörtern, deren sich die erregte, zu raschen Parallelen geneigte Stimmung bemächtigte, konnte die opferfreudige, erhabene Begeisterung der Rütliscene, des sterbenden Attinghausen Mahnwort an die Einigkeit der Stämme, des jungen Rudenz feurige Kampflust einen zündenden Eindruck nicht verfehlen. Wie viel realistischer unsere Zeit geworden, als die Epoche der Befreiungskriege war, wie viel strenger sie das Stoffliche im Auge behält, wie sie nur mit benannten Zahlen rechnen will und allgemeine Bedeutung nicht gelten läßt, wenn die poetische Stoffwahl nicht dem nationalen Geiste Rechnung trägt: das beweist wol die Thatsache, daß Bühnen, welche gegenwärtig Schiller's „Jungfrau von Orleans“ zur Aufführung brachten, scharfen Tadel erfuhren wegen dieser Versündigung gegen den deutschen Geist durch Aufführung eines Stückes, in welchem Franzosen und Französinnen die Helden sind, während zur Zeit der Befreiungskriege gerade dies Drama wegen seines kriegerisch-patriotischen Geistes auf der berliner Hofbühne bestimmt war, den Cultus nationaler Begeisterung zu pflegen.

Von den Werken der romantischen Schule sind es namentlich die zwei Dramen von Heinrich von Kleist: „Die Hermannsschlacht“ und „Der Prinz von Homburg“, welche zum Zweck einer patriotischen Wirkung in Betracht zu ziehen wären. In der That ist das letzte Stück mehrfach, wie z. B. in Leipzig, zur Aufführung gekommen, hat aber, trotz einer keineswegs verfehlten Aufführung, in dieser Stadt Fiasco gemacht. In

einer großen Zeit zerbröckeln diese romantischen Weltwunder, welche von den Julian Schmidt und Treitschke, nach Rötscher's Vorgang, als dramatische Meisterwerke gepriesen werden; sie gehen an ihrer innern Krankhaftigkeit und Haltlosigkeit zu Grunde. Die einzige Thatsache, daß ein Heer von mehr als einer Million Krieger, wie das jetzige, welches siegreich in blutigen Schlachten die Franzosen schlägt, keinen einzigen Offizier aufzuweisen hat, der als somnambuler Nachtwandler umherspazierte oder gar auf den Knien um sein Leben flehte, beweist zur Genüge, daß wir es in dem Kleist'schen Drama mit einer Abnormität zu thun haben, die man in ruhigen Zeiten als eine in Spiritus gesetzte interessante Ausgeburt romantischer Phantasie anstaunen mag, die aber in einer ernsten, an Opfern überreichen Epoche, wie die unserige, geradezu einen widerwärtigen Eindruck macht, trotz des unleugbaren Talents, mit welchem der Dichter einzelne Situationen seines Werkes ausgeführt hat. Einer Insubordination aus Laune tritt in dem Kurfürsten nicht das eiserne Machtgebot, sondern die pädagogische Laune der Herrschaft gegenüber und das tragische Spiel der Melpomene verwandelt sich in ein Spiel mit hin- und hergeworfenen Phantasieblumen.

Eine der Zeitstimmung entsprechende Wirkung dagegen übte Karl von Holtei's Volksstück „Lenore", welches am berliner Hoftheater, in Leipzig und an vielen andern Bühnen bald nach Beginn des Kriegs zur Aufführung kam. Wie man auch über die scenische Behandlung des gespenstischen Balladenstoffs denken, wie fern auch das Stück jeder politischen und nationalen Bedeutung sein mag, es ist dafür ein echtes Soldatenstück und wird seine Wirkung in kriegerischer Zeit nie verfehlen. Die Stimmungen der Kriegslust bei dem Ausmarsch in den Kampf, die Leiden und die Erhebung des verwundeten sterbenden Kriegers, die Trauer um den dahingeschiedenen Kameraden, das sind allgemein menschliche Züge, die stets wiederkehren, welche Nationen auch miteinander Krieg führen mögen. Und diese Züge treten in der schlicht volksthümlichen Behandlung um so wirksamer hervor — sind doch einzelne Lieder der „Lenore", wie das „Mantellied", zu Volksliedern geworden!

Aus der Zeit der Befreiungskriege sind zwei ältere Stücke: „Kolberg" von Paul Heyse und „Ferdinand von Schill" von dem Herausgeber dieser Zeitschrift, wieder an mehrern Bühnen ersten Ranges zur Aufführung gekommen, und zwar mit sehr günstigem Erfolge. „Nettelbeck" und „Schill" sind allerdings nur die Vorläufer der großen Feldherren und Kriegsfürsten der Jahre 1813—15; aber darum ist ihnen das dramatische Interesse um so sicherer, welches die Thaten freier Initiative bevorzugt, während die Kämpfe der Heere und Völker mehr der epischen Dichtung zufallen. „Kolberg" ist ein mit Genrebildern durchwirktes Schauspiel; „Ferdinand von Schill" ein Trauerspiel, in welchem der Kampf des freien kriegerischen Geistes gegen eine rücksichtsvolle Politik, der freien Selbstbestimmung gegen das eiserne Gesetz der militärischen Disciplin das belebende Pathos bildet. Beide Stücke schildern das deutsche Vaterland in der Zeit tiefster Demüthigung durch die Fremdherrschaft; sie beleuchten also die große und glänzende Gegenwart nur durch den Contrast. Doch die patriotische Begeisterung, die beiden gemeinsam ist, verknüpft die Zeit der Niederlagen mit der Zeit der Siege als das geistige Band. Es wäre einseitig zu verlangen, daß das dramatische Bild das Bild der politischen Gegenwart vollkommen decke; bei den täglichen Wandlungen der Verhältnisse würde sonst die dramatische Dichtkunst sich in ein kaleidoskopisches Spiel auflösen müssen. Nur der dichterische Odem, der die dramatischen Schöpfungen durchweht, muß den bewegenden Mächten der Gegenwart verwandt sein.

Eduard Bauernfeld's Schauspiel „Ein deutscher Krieger", welches ebenfalls in Leipzig und an mehrern andern Bühnen zur Aufführung kam, athmet zwar auch patriotischen Geist; der Conflict zwischen kampfsmuthigem Sinn und diplomatischer Beschränkung hat eine volle dramatische Berechtigung. Doch werden diesem Conflict allzu früh die Spitzen abgebrochen; man hat von Haus aus das Gefühl, daß es mit dem Stück im Grunde nur auf eine Liebesaffaire abgesehen ist und das eheliche Bündniß zwischen dem deutschen Helden und der unternehmungslustigen Französin am Schlusse des Stücks ist nicht danach angethan, die Sympathien der Jetztzeit zu gewinnen.

An mehrern Bühnen, wie z. B. am münchener Hoftheater, ist auch Hermann Schmid's Schauspiel „Strasburg, eine deutsche Stadt" in jüngster Zeit wieder auf-

getaucht, nachdem sich durch die Belagerung und schließliche Eroberung der alten deutschen Reichsstadt das Interesse ihrer frühern Geschichte wieder lebhaft zugewendet hat.

Neben diesen ältern Stücken hat das augenblickliche theatralische Bedürfniß und die angeregte Stimmung der dramatischen Autoren allerlei kleinere und größere Improvisationen für die Bühne hervorgerufen, denen man freilich meist die Unruhe und Gärung der Zeit, oft aber auch allzu sehr die verstimmende Absicht anmerkt. Gustav von Meyern's Schauspiel „Ein deutscher Knabe", das in Leipzig zur Aufführung kam, führt uns eine Reihe anekdotischer Genrebilder vor, in deren Mitte ein deutscher, mit classischen Citaten und Körner'schen Versen reichlich ausgerüsteter Gymnasiast steht. Die Handlung ist wol lebendig bewegt, aber im ganzen zu flüchtig motivirt — moussirender Schaum. Ein zweiactiges Schauspiel von Roderich Benedix: „1813", welches bisher in Manheim und Leipzig zur Aufführung kam, spielt, wie das vorhergehende Stück, kurz vor und nach der Schlacht bei Leipzig, und wenn Gustav von Meyern die Knaben ins Feuer führt, so führt Roderich Benedix die Mädchen in den Kampf. Ein weiblicher Unteroffizier und eine heroische Försterstochter, welche sich mit französischen Marodeurs herumschlägt, sind die Heldinnen der beiden locker verknüpften Genrebilder.

Selbstverständlich benutzen in erster Linie die Volksbühnen die Gunst des Augenblicks, welche ihnen die zögernde Wahl erspart und ganz bestimmte Stoffe vorschreibt — sie geben das ernste oder komische Genrebild mit patriotischer Beleuchtung. Hugo Müller's „An der Spree und am Rhein" ist ein solches Volksdrama, das am berliner Wallner- und am breslauer Thalia-Theater seine Schuldigkeit thut. An ähnlichen Stücken ist kein Mangel; sie tragen das Gepräge der Improvisation deutlich zur Schau und erfreuen sich munter ihres vergänglichen Lebens. Namentlich huscht ein Heuschreckenschwarm einactiger Ephemeriden auf die Breter; der Volkswitz ergeht sich in denselben mit dem nöthigen Chauvinismus. Bald sehen wir den Turco in der Mausefalle, bald den Deutschen im französischen Quartier. Das Louis Schneider'sche Genrebild „Der Kurmärker und die Picarde" behauptet, trotz seines ehrwürdigen Alters, unter diesen Bluetten wol den ersten Rang und hat sich ganz verjüngt unter den Einflüssen der Zeit.

Bereitwillig bieten sich auch die ältern Possen der patriotischen Stimmung dar; denn das Couplet, das von einer kaleidoskopischen Beweglichkeit ist, das gleichsam seine Klappen schließt und öffnet, wie es nöthig ist zur Hervorbringung des rechten Tons, nimmt alles Neueste behaglich in sich auf und beleuchtet es komisch durch seine Refrains. Die alten Strophen streift es ab wie welke Blüten und treibt die neuen mit frischer Triebkraft hervor. Leider fehlt dem deutschen Couplet noch jede künstlerische Zucht, obgleich Kalisch, Dohm und einige andere Autoren manchen glücklichen Wurf in dieser Dichtform gethan haben. Im ganzen wuchert das Couplet wild empor; die ungeschulten Improvisationen der Darsteller schulden dem Zufall das Gelingen, während der Miserfolg bei dem blinden Zugreifen nicht fehlen kann. Auch wird von dem Publikum oft das Plumpe, Derbe, ja Täppische applaudirt, während die feinere Wendung bei der beliebten Vortragsweise unserer Komiker stets verloren geht. Wie sich die Lyrik über die haltlose Form der Couplets zu beklagen hat, so das Drama über die Versündigung gegen die Einheit der Charaktere, denn der Coupletsänger singt selten aus seinem dramatischen Charakter heraus; er erinnert mehr an die italienischen Primadonnen, welche eingelegte Arien vortragen. Es würde einen großen künstlerischen Fortschritt in unserer Possendichtung bezeichnen, wenn das Couplet zugleich eine charakteristische Bedeutung gewänne und seine Komik nicht aus allgemein gehaltener Satire schöpfte, sondern zugleich durch objective Zeichnung der komischen Gestalt wirkte. Wol gibt es einzelne Couplets, welche auch dies Ziel erreichen; doch die große Mehrzahl ist nach einer und derselben Schablone geschnitten und der komischen Figur ganz äußerlich aufgeklebt. Um so leichter läßt sich überall die politische und patriotische Anspielung, deren Vorbild der Witz des „Kladderadatsch" ist, anbringen, und in der That haben auch alte Zauberpossen von verblaßtem poetischem Flitter und echter Schnürbodenromantik widerwillig den Interessen des Tages dienen müssen und sind durch Ausfälle auf Napoleon und seine Turcos „modernisirt" worden.

Das Schauspiel, das keinen patriotischen und nationalen Stoff behandelt, oder nicht plötzlich der Thalia aus der flachen Hand gewachsen ist, um gegen den Erbfeind zu

kämpfen, findet allerdings gegenwärtig von seiten der Directionen geringe Pflege, von seiten des Publikums verminderte Theilnahme.

Adolf Wilbrandt's historisches Schauspiel „Der Graf von Hammerstein" ging jetzt auch in Leipzig mit gutem Erfolge in Scene, und nachdem wir das Stück aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, müssen wir noch einmal wegen der Wichtigkeit der principiellen Fragen, die sich an dasselbe knüpfen, darauf zurückkommen. Selbst tüchtige Kritiker beeilten sich, aus dem günstigen Erfolge dieses Schauspiels Kapital zu schlagen für die alte akademische Theorie von der Gleichgültigkeit des Stoffs bei dem Kunstwerk im allgemeinen und bei dem Drama im besondern. Hier seht ihr, rufen sie den Vertretern des modernen Princips zu, daß euere Theorie durchaus nicht stichhaltig ist und durch das echte Talent widerlegt wird! Hier habt ihr ein Stück, das im dicken Mittelalter spielt, in welchem Ritter, Priester und Nonnen sich herumtummeln — und dennoch gefällt es; ja gerade die Klosterscene übt die größte Wirkung aus! Ihr verkennt wie immer, daß das „ewig Menschliche" an keine Zeit und an kein Costüm gebunden ist, daß unter dem Panzer des Ritters, unter dem Scapulier des Mönchs dasselbe Herz schlägt wie unter der modernen Uniform und dem modernen Frack, ja daß die Selbstherrlichkeit der Kunst leidet unter der Hingabe an irgendwelche Zeittendenzen, die eben nur das Vergängliche sind gegenüber dem ewig Bleibenden, dem zeitlosen Reich der Schönheit.

Wenn diese Beweisführung sich nicht durch den Hinweis auf die großen griechischen Tragöden, welche nur hellenische Stoffe mit hellenischem Geist behandelten, durch den Hinweis auf Dante, dessen Werk ein großes Pantheon des mittelalterlichen Geistes ist und der gerade die Helden seiner Zeit mit Vorliebe in seinen Himmel, seine Hölle, sein Paradies versetzte, überhaupt durch die Berufung auf alle großen Dichter aller Zeiten entkräften läßt, so läßt sie sich ebenso wenig stützen durch den Erfolg des Wilbrandt'schen Schauspiels; denn Bühnenerfolge lassen sich auch durch theatralische Geschicklichkeit erringen und sind oft von sehr vergänglicher Bedeutung. Der wahre Erfolg besteht nur in der Nachhaltigkeit nationaler Wirkungen und diese wiederum geht nur aus einer geistigen Tiefe hervor, welche ewige Probleme des Menschengeistes in der Spiegelung des eigenen Jahrhunderts gültig für die Nachwelt behandelt.

Daß ein Ritter- und Pfaffenstück, wie „Der Graf von Hammerstein", zu den dramatischen Ephemeren gehört, über welche alsbald der Lethe dahinrauscht, bedarf für uns keines Beweises; denn für wen soll die ganze Affaire, die in diesem Stück behandelt ist, ein tieferes Interesse haben? Der Gehalt ist nach Goethe der Anfang und das Ende aller Kunst; aber gerade in Bezug auf den Gehalt ist dies Schauspiel eine leere Hülse. Man wird uns entgegnen, ist nicht treue Liebe für den Dramatiker ein berechtigter, ein willkommener Stoff? Ja, wenn es sich in einem Drama um Abstractionen handelte, die in der Luft schweben! Die Welt, mit welcher diese treue Liebe zu kämpfen hat, ist im Drama die Hauptsache; denn sie schiebt sich breit in den Vordergrund. Und diese Welt des 11. Jahrhunderts ist der unserigen wildfremd! Es handelt sich im Stück um eine Verwandtenehe, welche von Kirche und Reich nicht gestattet wird. Wer interessirt sich heutzutage für ein kanonisches Ehehinderniß? Und die ganze kirchliche Eloquenz, die dem paderborner Bischof in mehrern Scenen von den Lippen quillt, läßt uns vollständig kalt; es ist eine todtgeborene Weisheit. Die Frage der „Verwandtenehen" hat für uns nur eine physiologische Bedeutung. Nicht was die Kirche erlaubt oder verbietet, interessirt uns, sondern was dem Menschengeschlecht nützt oder schadet; nicht den Bischof Meinwerk wollen wir über dies Thema hören, sondern den genfer Vogt oder irgendeinen andern profanen Physiologen. Möglich, daß wir nach einem solchen Vortrage der Ansicht wären, Graf Hammerstein thäte besser, nicht in die Familie zu heirathen und statt seiner Muhme Irmgard irgendein anderes Burgfräulein heimzuführen, weil dies dem Geschlecht derer von Hammerstein mehr zum Segen gereichen dürfte.

Ausdauernd in treuer Liebe ist allerdings unser Held. Im ersten Act läßt er sich mit Irmgard von einem befreundeten Priester sub divo einsegnen, bis der Kaiser, persönlich einschreitend, die ebengetraute Gattin von dem Gatten scheidet und der Aebtissin des Klosters überliefert. Im zweiten Act befreit Hammerstein Irmgard aus dem Kloster in der Verkleidung eines Sängers; im dritten und vierten Act vertheidigt er sie in seiner Burg

gegen die umlagernde Macht des Kaisers, im fünften Act thut ihm dieser den Gefallen zu sterben; sein Freund Konrad von Franken wird Kaiser, und durch diesen glücklichen Zufall hat alles Leid des umhergescheuchten Paares ein Ende und das Schauspiel wird vor dem unpopulären Lose bewahrt, sich in eine Tragödie zu verwandeln.

Daß ganz abgesehen von dem mittelalterlichen Conflict in dem Aufbau des Dramas keine Kunst dramatischer Oekonomie und Steigerung liegt, ergibt der erste Blick; es ist eben eine Kette von Verfolgungen, welche im ersten Act noch den Reiz der Neuheit haben, allmählich aber zu ermüden anfangen, sodaß die beiden ersten Acte sich am wirksamsten zeigen, der dritte und vierte dagegen die Theilnahme lähmen und nur der letzte wieder lebhaftern Antheil weckt, indem er der unerquicklichen Hetzjagd auf das unkanonische Ehepaar ein vergnügliches Ende macht.

Wenn nun auch die Wahl des Stoffes eine unglückliche und die dramatische Architektur eine mangelhafte ist, so zeigt sich das Talent des Dichters dafür in der Kunst scenischer Gruppirung, in dem scharfen Herausstellen wichtiger Situationen, in einer oft dramatisch markigen Sprache, die allerdings keinen Gedankeninhalt von tieferer Bedeutung auszudrücken hat. Die ersten Acte sind trefflich arrangirt und verdanken dem scharfen theatralischen Blick des Autors den guten Eindruck, den sie auf der Bühne machen. Die Klosterscenen mit der Gewitterbeleuchtung, mit dem Lied des verkleideten Grafen, das allerdings etwas sehr altdeutsch minniglich und nibelungenhaft gemahnt, die Entführungsscene mit den Hifthornklängen Konrad's von Franken, welcher dem Grafen hilft, sich sein Weib erobern, machen bei glücklicher Inscenirung einen durchaus opernhaften Eindruck, und bekanntlich läßt sich durch derartige Eindrücke ein großes Publikum gewinnen. An und für sich erinnert die Handlung dieses Actes an alte Ritterromane und Ritterstücke; wir wollen nicht blos an Kotzebue's „Kreuzfahrer" denken; wir meinen, daß kaum in solchen Romanen wie „Der Dolch in der Brust der Nonne" ähnliche Scenen fehlen dürften. Auch spielen scenische Aeußerlichkeiten, die sich bei näherer Betrachtung als überflüssig erweisen, eine wichtige Rolle. Der Graf untersucht z. B. das eine Fenster der Klosterhalle und öffnet dasselbe, damit es ihm bei der Entführung von Nutzen sei; dann kommt der Klostervogt und macht es wieder zu, indem er bei diesem Verstoß gegen die Hausordnung Verdacht schöpft; schließlich klopft der Graf von außen an das wieder verschlossene Fenster, glücklicherweise ist Irmgard auf der Bühne und kann es ihm wieder öffnen. Das sind doch theatralische Spielereien und dramatische Nichtigkeiten!

Weit mehr Talent als in dem langathmigen „Grafen von Hammerstein" finden wir in dem einactigen Lustspiel desselben Verfassers: „Unerreichbar", das in Berlin, Leipzig und andern Bühnen großen Erfolg hatte, und ihn verdient durch den glücklichen Grundgedanken, die saubere, feine, gedrängte Behandlung und den durchweg eleganten Dialog.

Ein neues Drama von Hans Hopfen: „In der Mark", ist am berliner Hoftheater mit vielem Beifall zur Aufführung gekommen. Der Verfasser, ein Lyriker von Talent, durch seine pikanten Romane in weitern Kreisen bekannt, hat schon durch sein „Aschenbrödel in Böhmen" dramatische Neigungen und eine nicht zu unterschätzende Sicherheit theatralischer Technik bekundet, welche namentlich auf genauen Studien des französischen Theaters beruht. Die Gewöhnung des Novellisten hindert den Autor indeß noch immer, für seine Dichtwerke den festen organischen Zusammenhang zu finden; seine dramatische Technik erreicht die theatralische nicht. Auch zwischen den einzelnen Acten seines neuen Stückes sind nicht nur allzu lange Zwischenräume der Zeit, sondern sie enthalten auch Wendungen und Sprünge in den Charakteren, welche zum Theil wie z. B. Ruprecht an und für sich parador genug sind. Doch die Frische und Tüchtigkeit der Behandlung, das Verschmähen aller bloßen Schablonen und manche dichterische Vorzüge söhnen mit den Mängeln der dramatischen Composition aus.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die provisorische Regierung in Frankreich von 1870.

Von H. Bartling.

Zweiter Artikel.

2) Adolphe Crémieux.

La presse, c'est la lumière, c'est la vie.
Crémieux.

Wenden wir unsere Blicke von dem traurigen Bilde, welches uns das gefallene, in Parteien zerrissene Frankreich darbietet, auf einen wackern, tüchtigen Mann, der während seiner langen Lebenslaufbahn stets nur das Gute gewollt und, soweit es in seinen Kräften gestanden, auch gethan hat. Das Leben des jetzigen Justizministers von Frankreich zu beschreiben, heißt eine ununterbrochene Reihe guter, edler Thaten aufzählen, deren letzte — wir meinen die wahrhaft heroische Nachgiebigkeit und Unterordnung unter seinen jüngern Collegen Gambetta — eine energische Protestation gegen alle Anklagen von Eigennutz und Ruhmsucht ist.

Während der ersten großen Revolution lebte in Nîmes eine reiche jüdische Familie, geachtet von der ganzen Stadt. Als die Tage der Schreckensherrschaft hereinbrachen, wandten sich die Augen der Bürger von Nîmes auf das Haupt der genannten Familie, als den geeignetsten Mann, der dem herannahenden Uebel den besten Damm entgegensetzen könne; denn dieser jüdische Kaufmann, das wußte alle Welt, war die Uneigennützigkeit selbst, aufopferungsfähig wie kein anderer, und durch die seinem Volke angeborene Geschmeidigkeit vorzüglich befähigt, den plünderungssüchtigen Pöbel zu beschwichtigen. Man erwählte ihn zum Vorsitzenden im Municipalrathe, und in dieser Stellung war ihm kein Opfer zu groß, um Linderung und Hülfe dem vielfachen Unglück zu bringen. Als nun durch den 9. Thermidor dem Reiche der Schreckensmänner ein Ende gemacht war und Frankreich mit raschen Schritten dem eisernen Kaiserthum zueilte, da wurde jener jüdische Municipalrath, dessen Name Crémieux war, von den neuen Machthabern eingekerkert, weil er aus den Händen der Terroristen ein Amt angenommen hatte. Die Schreckenstage hatten dem braven jüdischen Kaufmann nicht die Mittel an die Hand gegeben, sich zu bereichern, sondern im Gegentheil, alles andere über dem Wohl seiner Mitbürger vergessend, hatte er sein Geschäft, das schon durch die mislichen Zeitumstände schwer erschüttert worden war, nur durch große Opfer aufrecht erhalten können. Als er in den Kerker geworfen war, brach dann auch sein Handlungshaus, das er gemeinschaftlich mit einem Bruder unter der Firma Elie Crémieux geführt, zusammen und verschlang in seinem Sturz seine letzte Habe. Doch dies war noch nicht der härteste Schlag, der den Märtyrer treffen sollte; während er hinter Kerkermauern seinen Urtheilsspruch erwartete, starben ihm alle seine Kinder, zwei hoffnungsvolle Söhne und eine Tochter. Zwar wurde der alte Crémieux auf die ehrenhafteste Weise von aller Schuld freigesprochen;

doch die gestorbenen Kinder und das verlorene Vermögen konnten ihm die irdischen Richter nicht wieder ersetzen. Kurze Zeit nach seiner Freilassung schenkte ihm seine Frau, die in gewisser Hinsicht seine Gefangenschaft getheilt hatte, am 11. Floréal des Jahres IV. (30. April 1796) ein anderes Kind, einen Sohn, der den Namen Isaak Moses empfing. Die Zärtlichkeit des Vaters für dieses Kind, das ihm in so großer Trübsal geboren wurde und das ihn über so viele herbe Verluste tröstete, grenzte fast an Vergötterung. Seit der frühesten Kindheit bemerkte man bei dem Knaben eine wunderbare Lernbegierde und eine erstaunliche Leichtigkeit in der Auffassung; er erlernte zu gleicher Zeit die ersten Elemente der französischen wie der hebräischen Sprache; er las mit bemerkenswerthem Wohlklange in der Stimme, er declamirte bei den öffentlichen Preisvertheilungen in der Pension, in die man ihn gebracht, lange Auszüge aus den besten heimatlichen Dichtern. Der Vater gab sich nach seiner Freilassung alle erdenkliche Mühe, seinen Credit wiederherzustellen, nicht etwa um durch neue Speculationen wieder ein reicher Mann zu werden, sondern einzig und allein um die Möglichkeit zu erringen, eine große Passivmasse zu liquidiren und eine Rehabilitation vor den Gerichten zu erlangen. Er war eben ein rechtlicher Charakter und hatte weder die Vorurtheile noch die Instincte seiner Rasse, er wollte seinen Sohn nicht zu einem Juden erziehen, sondern zu einem wahren Menschen. Dem Beispiele seiner aufgeklärten Glaubensgenossen folgend, ignorirte er die alten jüdischen Gebräuche, ohne sie gerade deshalb zu verletzen, aber auch ohne ihnen die geringsten Zugeständnisse zu machen. Seinen liberalen Ansichten folgend, zögerte er denn auch nicht, von einem Decret des Ersten Consuls Gebrauch zu machen, das den Juden erlaubte, ihre alten von den Patriarchen ererbten Vornamen in moderne umzuwandeln, und seinen Sohn anstatt Isaak Moses künftig Adolf zu nennen. Und später hat dieser Sohn, selbst geleitet durch dieselben Vernunftgründe, es nicht mehr für nöthig gehalten, den Vorschriften eines alten Cultus zu huldigen. Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, der Ehe mit einer in Metz geborenen Jüdin entsprossen, ließ er wenige Tage nach ihrer Geburt taufen und im christlichen (katholischen) Glauben erziehen.

Wie erwähnt, zeigte der junge Adolf frühzeitig große Anlagen. In den Augen seiner Lehrer war er ein kleines Wunder. Sein Gedächtniß vor allem war staunenerregend. Als Beweis hierfür wird uns aus seinem 14. Lebensjahre eine Anekdote aufbewahrt, die im Théâter français spielt. Der junge Bursche hatte einem Stücke beigewohnt, in dem Talma die Hauptrolle hatte, und diesem declamirte der Knabe, der dem Schauspieler durch einen Onkel bekannt war, nach Beendigung des Stücks den letzten Act der Tragödie in seiner Loge vor, ohne auch nur das geringste Wort auszulassen. „Wie!“ rief Talma aus, „hast du das alles auswendig gelernt, mein Sohn?“ „O nein! ich habe das Stück heute zum ersten mal gesehen und nie zuvor gelesen.“ Der berühmte Tragöde und Fräulein Mars, beide mit einem Bruder seiner Mutter eng befreundet, machten sich noch häufig das Vergnügen, solch ein seltenes Gedächtniß auf die Probe zu stellen. Adolf, unterstützt von seinen in Paris wohnenden Verwandten, trat ins Lycée impérial, später Collége Louis-le-Grand, um seine ersten wissenschaftlichen Studien zu beginnen. Bald war er einer der hervorragendsten Schüler, und schon zu dieser Zeit zeigte sich seine Befähigung zum Sachwalterstande; die große Leichtigkeit, mit der er es verstand, Reden zu halten, zog ihm unter seinen Mitschülern den Spitznamen „der Advocat“ zu. Im Jahre 1813 errang er bei der allgemeinen Preisbewerbung der vier großen Lyceen von Paris zwei Preise und eine öffentliche Belobung; in seinem Collége trug er ferner alle ersten Preise in seiner Klasse davon. Im Jahre 1815 setzte er mit vielem Erfolge seinen Cursus in der Rhetorik fort; doch die Hundert Tage machten auch in den Colléges ihren vernichtenden Einfluß geltend. Es fand keine Preisbewerbung statt, und der junge Crémieux, durch die unheilvollen Ereignisse, welche die zweite Restauration begleiteten, nach seinem Heimats-

orte zurückberufen, verließ das Lyceum und die Hauptstadt. Sein letzter Act im Collége war der Entwurf zu einer Adresse an den Kaiser, der einstimmig angenommen und Napoleon noch an demselben Tage (16. April 1815) übergeben wurde, und zwar in feierlicher Procession. Der junge Crémieux, an der Spitze seiner sämmtlichen Mitschüler, marschirt nach dem Carrouselplatz und bringt in das Schloß, laut erklärend, seine Bittschrift dem zurückgekehrten Cäsar selbst übergeben zu wollen. Doch er hat seine Rechnung ohne den Oberhofmarschall Bertrand gemacht, der den Zug vor der Thür des Kaisers aufhält und den Schülern befiehlt, sofort in ihr Collége zurückzukehren. Doch Crémieux läßt sich durch die grollende Stimme Bertrand's nicht irremachen, sondern besteht fest darauf, den Kaiser zu sehen. Während der Marschall sich mit den jungen Leuten herumstreitet, erscheint Napoleon. „Allons, allons!" ruft er aus, „lassen Sie doch die Kindlein zu mir kommen!" Unser junger Abgesandter triumphirt; er darf dem großen Kaiser seine Petition überreichen, und für wenige Augenblicke ruht die Hand des gewaltigen Mannes auf dem Haupte des Knaben!*)

Indessen brach die Katastrophe von Waterloo herein. Zu Nimes, wo wir unsern Helden nun wiederfinden, entzündeten sich die Geister von Tag zu Tag immer mehr und alles verkündete das Herannahen eines Bürgerkriegs, als sich plötzlich am 17. Juli das Gerücht verbreitete, daß die vom Pöbel in den Kasernen belagerten Soldaten die weiße Fahne aufgesteckt hätten. Der junge Crémieux ergriff ein Gewehr und eilte dem Schauplatze des Kampfes zu; die ganze Familie hinter ihm her unter Furcht und Thränen; man entreißt seinen Händen das geladene Gewehr; sein Vater, seine Mutter, seine drei Schwestern umringen ihn, bestürmen ihn mit Bitten, halten ihn auf. Außer sich vor Zorn und Wuth, kehrt er zurück ins Vaterhaus; während dieser Zeit aber tödtet die aufgebrachte Volksmenge mit kaltem Blut die unglücklichen Soldaten, die capitulirt hatten. Dieses Auftreten des jungen Mannes sowie auch wol die republikanische Gesinnung des Vaters weihten das Haus der Plünderung. Ein Subject der allerverworfensten Sorte, welches das Commando in der Stadt an sich gerissen hatte, verlangte vom Vater unsers Helden eine Summe von 1200 Frs.; auf die Antwort des Sohnes, daß die Plünderung nichts mehr übriggelassen habe und daß man auch inmitten der Greuelscenen kein Geld von Freunden erborgen könne, zwang man Vater und Sohn, indem man ihnen das Messer an die Kehle setzte, Blancowechsel zu unterzeichnen, zahlbar am nächsten 1. Jan. Doch kaum hatte der junge Adolf seine Unterschrift gegeben, als er auch schon eine Klage beim königlichen Procurator gegen die Räuber seines Vaters einbringt; weder Drohungen noch Bitten konnten ihn bewegen, seine Klage zurückzuziehen. „Aber", rief ihm der Polizeicommissar, Hr. Vidal, zu, als er das Gerichtsgebäude verließ, „die Autorität ist nicht mehr Herrin; was können wir thun, wenn einer jener Elenden Ihnen eine Kugel auf dem Heimwege durch den Kopf schießt!" „Mich später rächen, mein Herr!" war die Antwort des jungen Mannes.

Kurze Zeit nach diesen Ereignissen verließ die Familie Crémieux Nimes und zog sich nach dem meist von Protestanten bewohnten Orte La-Vaunage zurück, von wo aus der

*) Wir geben die Adresse wortgetreu wieder, so wie sie im „Moniteur" vom 17. April 1815 erschien:

„Sire — Les sentimens de patriotisme et de dévouement à V. M. qui nous ont animés pendant les glorieuses années de votre règne, ne se sont pas éteints dans nos cœurs pendant l'exil volontaire que V. M. s'était imposé. A la nouvelle du retour miraculeux de Napoléon, le Lycée impérial a donné des marques non équivoques de sa fidélité. Sire, les élèves de votre Lycée impérial n'ont jamais oublié la protection constante, dont vous les avez honorés; ils en seront dignes par leurs sentimens. Nous supplions V. M. de nous rendre les réglements de discipline intérieure que nous avons perdus et les armes qui nous ont été otées, et que nous réclamons aujourd'hui."

Sohn nach Aix ging, um seine in Paris unterbrochenen Rechtsstudien zu vollenden. Nach allen aus dieser Zeit seines Lebens stammenden Berichten soll er hier ein wildes Leben geführt haben; nichtsdestoweniger aber machte er schon im Juli 1817 ein glänzendes Examen, vertheidigte seine These mit Erfolg und wurde noch im Monat August desselben Jahres als Advocat bei den Gerichtshöfen von Nîmes installirt. Hier debutirte er schon am Morgen nach seiner Eidesleistung mit einem vorzüglichen Plaidoyer, das ihm von seiten der Gerichtspräsidenten eine öffentliche Anerkennung einbrachte. Ein merkwürdiger, aber für ihn ehrenvoller Zufall machte seine zweite Vertheidigungsrede zu einer bemerkenswerthen. Von zwei Individuen, die des nächtlichen Einbruchs in ein bewohntes Haus angeklagt waren, erklärte jeder sich selbst für unschuldig, schob aber dem andern die Schuld des Verbrechens zu. Crémieux vertheidigte einen der Diebe, ein befreundeter Advocat, ein Hr. Baragnon, den andern. Im Interesse seines Clienten war letzterer gezwungen, dem Crémieux' hart zu Leibe zu gehen; Maître Crémieux aber vertheidigte seinerseits lebhaft seinen Clienten auf Kosten des andern. Doch dieser wandte sich an den Advocaten mit den Worten: „Wie thöricht sind Sie doch in Ihrer Gutmüthigkeit! Wissen Sie denn nicht mehr, daß dieser Carol, den Sie vertheidigen, einer der Plünderer Ihres väterlichen Hauses im Jahre 1815 war?" „Sie lügen", rief ihm ohne Zögern der junge Advocat entgegen, und mitten unter der Bewegung, die diese unerwartete Zurechtweisung erregt hatte, wandte er sich den Richtern zu: „Auf alle Fälle, meine Herren, handelt es sich hier weder um 1815 noch um die Plünderung meines väterlichen Hauses. Wenn Carol es plünderte, nun, so muß er heute darüber schwere Gewissensbisse empfinden, und ich vergebe ihm; wenn aber die soeben gemachte Anschuldigung eine falsche ist, dann möge ihr ganzes Gewicht auf den zurückfallen, der sie in einem solchen Augenblicke ausgesprochen. Was mich betrifft, so habe ich die Vertheidigung eines Menschen übernommen, den ich für unschuldig halte, wie könnte ich einer Anschuldigung Gehör schenken, die nur dazu angethan ist, die Vertheidigung zu erschweren?" Allgemeines Beifallsgemurmel begrüßte diese Worte; der Advocatenstand Frankreichs hatte ein würdiges Mitglied gewonnen.

Der Name Crémieux brach sich auch bald Bahn. Unser junger Advocat warf sich zum Vertheidiger der besiegten Partei auf, und fast in allen politischen Processen im südlichen Frankreich hören wir seine Stimme entweder vor dem Zuchtpolizeigericht, oder später, nach den Gesetzen von 1819, vor den Schwurgerichtshöfen. Eine seiner ersten Thaten war die Vertheidigung eines alten braven Offiziers der großen Armee vor dem Appellhofe, der zu sechs Monaten Gefängniß, ebenso langer Einziehung seines Halbsoldes und zu zweijähriger Stellung unter Polizeiaufsicht verurtheilt war, weil er während eines Festes „Es lebe der Kaiser!" gerufen haben sollte. Crémieux war der erste Advocat in Frankreich, der unter der Restauration es wagte, öffentlich, vor einem Gerichtshofe, eine Ruhmesrede auf jene Armee zu halten, die so manchen Sieg erfochten, und deren Ueberreste nun von einer Partei geschmäht und verfolgt wurden, die wahrlich nicht das Recht hatte, die siegreichen Banner des ersten Kaiserreichs in den Staub zu treten. Der Erfolg seiner Vertheidigung war ein glänzender und hatte eine Freisprechung des Angeklagten zur Folge. Zu dieser Zeit beherbergte Nîmes noch jenen verworfenen Menschen, Trestaillons vom Volke genannt, jenes Scheusal, das sich in den ersten blutigen Tagen des Bürgerkriegs von 1815 die gemeinsten Verbrechen und eine Zahl von Mordthaten hatte zu Schulden kommen lassen. Sein Name erregte nach wie vor den größten Schrecken in der Stadt, indem er die Erinnerung an die Greuelthaten erweckte, die er ungestraft, ja vielleicht heimlich von den neuen Machthabern angestachelt, begangen hatte. Crémieux aber hatte den Muth, ihn zum ersten mal während eines Plaidoyer vor dem Assisenhofe, wo es sich um das Alibi eines Chausseewärters handelte, der einen

Postwagen in der Nacht vom 16. zum 17. Oct. 1815 angehalten haben sollte, anzuklagen. Wenige Zeit darauf ließ er es sich nochmals angelegen sein, diesem von allen Bewohnern gefürchteten Mörder entgegenzutreten, und zwar durch die Vertheidigung eines Mannes, der von Trestaillons beim Polizeigericht angeklagt war, ihn öffentlich einen Felddieb genannt zu haben. „Ohne Zweifel, meine Herren", so begann Crémieux, „das Gesetz straft den, der einen seiner Mitbürger verleumdet; aber dieses Gesetz kann von einem Menschen wie Trestaillons nicht angerufen werden. Diesem Verworfenen werde ich nicht die Ehre anthun, die Anklage, die er bei Ihnen eingebracht, zu bekämpfen. Der Zutritt zu den Tribunalen muß ihm verschlossen bleiben, es sei denn, daß man ihn mit Ketten beladen durch Gensdarmen dahin schleppen läßt, um für seine Schandthaten Rede zu stehen." Diese muthigen Worte, die gar leicht eine aus einem Hinterhalte abgefeuerte Kugel nach sich ziehen konnten, riefen allgemeine Freude hervor. In dem Augenblicke, als er seine Rede schloß, zupfte ihn einer seiner Collegen am Aermel, um ihn auf Trestaillons aufmerksam zu machen, der bei der Sitzung zugegen war. „Gerechter Gott" — mit diesen Worten springt er von seinem Stuhle auf — „und ich leide seine Gegenwart innerhalb dieser geheiligten Mauern? Meine Herren vom Gerichtshofe, ich habe in meinen Händen und ich deponire hiermit auf den Tisch des königlichen Procurators eine Anklage auf Meuchelmord. Das Scheusal hat sieben Personen der Familie Chivas getödtet; ich klage ihn deshalb an!" Vor einer solchen schrecklichen Anklage erschrak selbst der entmenschte Mörder; er floh aus dem Gerichtssaale, aus der Stadt, um nie dahin zurückzukehren. Was den von ihm Angeklagten betraf, so wurde dieser natürlich freigesprochen.

Nachdem der junge Crémieux so in seiner Vaterstadt als öffentlicher Ankläger für unbestrafte Verbrechen aufgetreten war, eilte er nach Avignon, um auch dort seine Stimme für Recht und Gerechtigkeit zu erheben, in Avignon, wo der Marschall Brune feigen Meuchelmördern zum Opfer gefallen war, die noch frei herumgingen und sich womöglich ihres Verbrechens rühmten. Er klagte die Mörder an, setzte trotz aller Intriguen des Ministeriums, welches die Richter zu beeinflussen suchte, deren Verurtheilung durch und rettete dann kurze Zeit darauf einige leichtsinnige Jünglinge, die unter den Fenstern des Präfecten die Marseillaise gesungen hatten, vor mehrjähriger Gefängnißstrafe. Crémieux las als Vertheidigung in voller Audienz die ganze revolutionäre Hymne vor und rief, als er geendet hatte: „Nun wohlan, das ist das Lied, das man als verbrecherisch anzuklagen wagt! Verbrecherisch — sagen Sie lieber wunderbar! Sagen Sie erhaben! Singen wir unsern Kindern als Wiegenlied nur stets die Worte der Marseillaise."

Wir gelangen jetzt zu einem berühmten Proceß, in welchem Crémieux sich nicht allein Lorbern errang, sondern in dem er zeigte, daß stets der Mensch bei ihm die Oberhand über den Advocaten hatte. Der große Proceß von Arpaillargues entrollt ein Bild, das den heutigen Zuständen in Frankreich in mehr als einem Zuge gleicht. Die Patrioten des Departements du Gard, welche 1815 so unendlich viel gelitten hatten, wurden in einige der Entschädigungsmaßregeln einbegriffen, die in den Jahren 1818 und 1819 vom Ministerium Decazes-Serre erlassen wurden. Die noch lebenden Verurtheilten aus dem Dorfe Arpaillargues wurden begnadigt. Um die ganze Angelegenheit ins rechte Licht zu setzen, können wir nichts Besseres thun, als das „Journal de Paris" vom 29. Juli 1839 in die Hand zu nehmen, welches aus Veranlassung eines ähnlichen Falls den von Arpaillargues mit einigen erläuternden Details wieder in Erinnerung brachte; wir entnehmen dem Blatte etwa Folgendes: „Während der Hundert Tage capitulirte der Herzog von Angoulême auf der Brücke über die Drôme. Organisirte Banden hatten sich vereinigt; die Capitulation forderte, daß jedes Individuum, das nicht der regulären Armee angehörte, ohne Waffen allein unverzüglich in seinen Heimatsort zurückkehre. Dem Wortlaute der Capitulation entgegen durchstreifte eine Bande jener Individuen, bis

an die Zähne bewaffnet, das platte Land, und nachdem sie an verschiedenen Orten Requisitionen mannichfacher Art gemacht hatten, zeigte sie sich auch vor dem Dorfe Arpaillargues bei Uzès (Gard). Der von dem Vorhaben der Landstreicher unterrichtete Maire ging ihr entgegen und ersuchte sie, eine Gemeinde in Ruhe zu lassen, in welcher sich die Gemüther bereits in einer höchst aufgeregten Stimmung befänden, indem er ihnen die zu ihrem Unterhalt nöthigen Lebensmittel in reichem Maße anbot. Nur mit Mühe gelang es ihm, mit heiler Haut den Händen dieser Plünderer zu entrinnen. Die Bewohner des Dorfes verbarrikadirten die Eingänge zu demselben mit Ackerwagen und umgehauenen Bäumen, und da entspann sich ein Kampf, in welchem einer der Angreifer getödtet und ein anderer schwer verwundet wurde. Der letztere starb wenige Tage später in einem Hospital zu Uzès, wo sich gleichfalls mehrere Verwundete aus Arpaillargues befanden. Unter der Restauration wurde ein Proceß gegen 20 Einwohner von Arpaillargues eingeleitet. Die Jury jener Epoche sprach neun Todesurtheile aus für Meuchelmord und drei Verurtheilungen zu lebenslänglicher Galerenstrafe für Mord. Alles was in menschlicher Macht stand, des Königs Gnade auszuwirken, geschah, auch wurden zwei Todesurtheile in lebenslängliche Galerenstrafe mit Brandmarkung umgewandelt. Sieben Personen, worunter zwei Frauen, wurden guillotinirt, vier zu Nîmes und drei im Dorfe Arpaillargues selbst. Drei Personen wurden zu Nîmes öffentlich gebrandmarkt und zwei zu Arpaillargues. Wenn jemals ein Act mit dem Namen Justizmord belegt werden kann, so war es die Verurtheilung der Bewohner jenes unglücklichen Dorfes!.... Im Jahre 1819, unter dem sogenannten Versöhnungsministerium Decazes und de Serre, wurden die fünf Galerensträflinge begnadigt. Der Tag, an dem der königliche Gerichtshof den Gnadenerlaß veröffentlichte, war ein wahrer Festtag für die liberale Partei. Doch in dem Augenblicke, als die Begnadigten sich frei glaubten, wurden sie auf Ansuchen der Schwester eines der im Kampfe getödteten Individuen aufs neue unter Schloß und Riegel gehalten und zwar infolge eines Urtheils, welches der Klägerin 6000 Frs. Schadenersatz zugesprochen hatte. Durch einen glücklichen Zufall traf es sich, daß nur einer der Begnadigten übrigblieb, den man im Gefängniß halten konnte; er nannte sich Blanchet. Crémieux, damals Advocat zu Nîmes, war der Ansicht, daß er beim Tribunal von Uzès mit einer Güterabtretung (einem beneficium cessionis bonorum) für Blanchet durchdringen könne. Ein bemerkenswerther Umstand in der Gerichtsverhandlung bestimmte das Tribunal zu gleicher Anschauung, und Blanchet gewann seine Sache. Man weiß, daß die Güterabtretung nur unglücklichen und im guten Glauben sich befindenden Personen zugute kommt. Der Advocat der Civilpartei bekämpfte den Antrag Crémieux', indem er darauf hinwies, daß der Sache ein scheußlicher Meuchelmord zu Grunde liege. Die Begnadigung, so wandte er ein, beseitigt nicht das Verbrechen, und wie könnte ein Verbrecher dieser Art sein Unglück, seinen guten Glauben geltend machen, um eine Abtretung seiner Güter zu bewirken! Bei diesen Worten rief Crémieux, seinen Gegner unterbrechend, mit Emphase aus: «Was, Sie nennen Meuchelmord den klar bewiesenen Act einer Selbstvertheidigung? Sie nennen Meuchelmord die Tödtung eines bewaffneten Menschen, der, eine heilig beschworene Capitulation brechend, in offener Auflehnung gegen das Gesetz, an der Spitze einer Bande vor den Thoren einer friedlichen Gemeinde erscheint? Nein! nein! das ist kein Meuchelmord. Die Jury, welche den Ereignissen von Arpaillargues diesen Namen gab, gab ihr Verdict mitten in den bürgerlichen Zerwürfnissen einer Zeit, wo die Ohren für jede Vertheidigung taub waren und die Herzen sich gegen jedes Gefühl der Barmherzigkeit verschlossen hatten. Ich greife jene Entscheidung selbst nicht an; aber der König begnadigte, weil er die Nothwendigkeit einer Ehrenrettung fühlte; lassen Sie uns gerecht wie er sein. Sie fragen, wo ist das Unglück, das Blanchet betroffen? Schauen Sie auf jene Landschaft, welche Sie von diesen Fenstern aus über-

blicken können — jenes Dorf, das Sie dort am Rande des Horizonts sehen, das ist Arpaillargues. In jenem Orte, an der Schwelle seines eigenen Hauses, wurde Blanchet vom Henker ergriffen und mit jenen Buchstaben gebrandmarkt, die ihn für immer entehren sollten. Sie fragen, wo ist das Unglück, das ihn betroffen? Rufen Sie doch den Henker, möge er kommen und den Unglücklichen, der vor vier Jahren zum ersten mal die schimpfliche Berührung seiner Hand erlitt, vor Ihren Augen entkleiden und dann werden Sie wahrnehmen, daß sein Unglück durch ein glühendes Eisen mit unverlöschlichen Buchstaben auf seinen Schultern geschrieben steht!» Die Wirkung dieser beredten Worte war eine durchgreifende, und die Güterabtretung wurde ohne Zögern vom Gerichtshofe ausgesprochen."

Im nächsten Jahre vertheidigte Crémieux neun Banditen vor den Assisen des Departements du Gard und rettete alle durch seine Beredsamkeit vom Schaffot. Das Haupt der Bande, ein junger, intelligenter Fra Diavolo, Magnan mit Namen, bat ihn gleichfalls seine Vertheidigung zu übernehmen und sandte ihm als Honorar eine Summe von 5000 Frs., welche unser Advocat sofort einem jungen Ehepaare übersandte, dem am Hochzeitstage eine große Summe Geldes von Magnan geraubt war. Wenige Zeit darauf, 1843, feiert Crémieux einen Triumph, der im ganzen südlichen Frankreich einen langen Nachhall fand und Crémieux in den ersten Rang der öffentlichen Vertheidiger stellte. Er wurde nämlich von Amts wegen vor dem Schwurgericht mit der Vertheidigung eines gewissen Polge beauftragt, eines Schneiders, der angeklagt war, einen Kohlenhändler Donnadieu auf einer gemeinsamen Fußreise in einem Gehölz ermordet und ihm eine Summe Geldes, den Erlös seines Handels, abgenommen zu haben. Obgleich keine directen Beweise vorlagen, so war die Vertheidigung dennoch eine höchst schwierige und die Folge davon war denn auch, daß die Jury das Schuldig aussprach und der Gerichtshof den Angeklagten zum Tode verurtheilte. Das Todesurtheil wurde jedoch cassirt, da sich in der Geschworenenliste eine Lücke vorfand, und die Sache wurde vor die Assisen von Montpellier verwiesen. Auf Bitten des Angeklagten willigte Crémieux in einen neuen Kampf. Der Ruf des jungen, kaum siebenundzwanzigjährigen Advocaten und das Interesse des Processes selbst zogen während dreier Tage eine große Menschenmenge in den Schwurgerichtssaal. Ueber 40 Zeugen mußten vernommen werden und ihre Aussagen gaben vielfache Veranlassung, Crémieux' großes Geschick im günstigsten Licht zu zeigen. Das Requisitorium des öffentlichen Anklägers war ein überwältigendes und wurde mit einem solchen Ausdruck innerer Ueberzeugung vorgetragen, daß es auf die Zuhörer wie auf die Geschworenen einen nicht zu verkennenden tiefen Eindruck machte; ja es gab einen Moment, wo jedermann den Angeklagten für unwiderruflich verloren hielt.

Gleichwol trug die Beredsamkeit von Crémieux einen glänzenden Triumph davon. Bei einigen im Geiste der damaligen Zeit mit biblischen Wendungen und Vergleichen ausgestatteten Stellen zeigte sich eine gewaltige Aufregung unter den Zuhörern. Lange Zeit wurde die Audienz unterbrochen und man sah den Abbé Cassord, dessen Ruf im Süden ein so großer war, auf den jüdischen Advocaten zueilen und ihn umarmen. Die Jury von Montpellier fällte kein entscheidendes Verdict; mit sieben gegen fünf erklärte sie das Schuldig. Der öffentliche Ankläger forderte vom Gerichtshofe, er möge der Majorität der Jury beitreten. Crémieux erhob sich aufs neue, und mitten unter tiefem, religiösem Schweigen, das noch der Ernst des Augenblicks in seiner Feierlichkeit hob, überließ er sich ohne Rückhalt einer jener Improvisationen, welche das Herz begeistern und deren Erfolg unfehlbar ist. Der Gerichtshof, überzeugt durch die warme Schutzrede, schloß sich mit Stimmeneinheit der Minorität der Jury an; Polge wurde freigesprochen. Der Vertheidiger mußte durch eine Nebenthür einer Ovation, einem Triumphzuge zu entgehen suchen. Der in Freiheit gesetzte Angeklagte wurde von einer ungeheuern Menschenmenge umgeben, die ihm im Handumdrehen mit jener so expansiven, so leicht erregbaren Leb-

haftigkeit des Südens die zerfetzten Kleider vom Körper riß, ihn in den Wellen der Lis badete, ihn neu kleidete und ihm durch eine auf der Stelle veranstaltete Sammlung die Mittel an die Hand gab, ein neues Leben zu beginnen. Am nächsten Morgen, als der junge Advocat von seiner Familie umgeben in seiner Schreibstube saß, um ihr die aufregenden Scenen des verflossenen Tages zu schildern, da thut sich mit einem mal die Thür auf, ein Mensch stürmt herein und wirft sich vor Crémieux auf die Knie. Thränen, Schluchzen ersticken seine Stimme! Es war Polge. „Mein Erretter", schreit er, „mein Erretter!" — „Steh auf", sagt ihm Crémieux mit ernster, drohender Stimme, „vor Gott allein sollst du knien. Vergiß niemals die schreckliche Agonie, die ich ebenso sehr wie du gelitten. Sei alle Zeit ein ehrlicher, guter Mensch; denn wenn deine Hand sich mit einem Menschenmorde besudeln sollte, so würde das der Tod deines Advocaten sein, der dich gerettet hat."

Crémieux' Vater, der noch die ersten Erfolge seines Sohnes erlebt hatte, starb am 12. Jan. 1829, und erst jetzt erfuhr der Hinterbliebene, als er sich mit der Regulirung der Erbschaftsmasse beschäftigte, die geschäftlichen Unfälle des Verstorbenen. Schon hatte man eine große Menge der Gläubiger befriedigt, doch immerhin blieben noch einige, deren Forderungen eine Summe von 80000 Frs. überstiegen. Crémieux hatte von jetzt ab nur Einen Zweck im Auge: die völlige Tilgung der Schulden, die feierliche Rehabilitation seines Vaters. Er sucht überall die alten Gläubiger auf, von denen eine Menge ihre Titel verloren hatte sowie gar häufig jede Erinnerung daran aus ihrem Gedächtniß entschwunden war; doch die Handelsbücher des Vaters, die in bester Ordnung sind, weisen alles klar nach. Der Sohn bezahlt jede Forderung auf Heller und Pfennig; er bewirkt die Nichtigkeitserklärung der Cessionen jener, die ihre Gläubigerschaft zu einem Spottpreise verkauft hatten, und zahlt ihnen die ganze geschuldete Summe. Dann beantragt er beim königlichen Gerichtshofe zu Nîmes die Rehabilitation seines Vaters, die denn auch ohne Zögern gewährt wird.

Doch nicht allein in Criminalfällen leistete Crémieux Außerordentliches, sondern auch in Civilprocessen, wo es hauptsächlich auf eine genaue Kenntniß der Landesgesetze und des Römischen Rechts ankommt. Will man sich hiervon überzeugen, so nehme man nur die „Gazette des Tribunaux" zur Hand, welche Jahr für Jahr die Plaidoyers Crémieux' reproducirte. Von den vielen darin enthaltenen Reden heben wir nur diejenigen hervor, die er in den zwanziger Jahren in Sachen der Nichtanerkennung in der Ehe geborener Kinder hielt, sowie eine zweite über den von den Juden more judaico verlangten Eid. In dieser Zeit, als sich Crémieux den hervorragendsten Sachwaltern Frankreichs an die Seite stellte, waren die Gemüther gewaltig von politischen Reformideen bewegt; die Julirevolution glomm schon überall unter der Asche, und Fragen über bürgerliche und religiöse Freiheit wurden mit Heftigkeit vor den Tribunalen erörtert. Eine tief wissenschaftliche, von Crémieux verfaßte Dissertation über die Heirath zeigt uns ihn als einen tüchtigen Geschichtskenner und Juristen; sie wurde als Quelle benutzt von dem berühmten Rechtsgelehrten Mermilliod, der sich durch seine Vertheidigung des Priesters Dumonteil im Jahre 1828 einen Namen machte. Endlich kam die Angelegenheit des großen Philanthropen und Rechtsgelehrten, des Staatsraths Isambert, auf die Tagesordnung. Derselbe hatte im Jahre 1826 in der „Gazette des Tribunaux" einen Artikel über „die willkürlichen Arrestationen" veröffentlicht und wurde deshalb vom Zuchtpolizeigericht zu 100 Frs. Strafe verurtheilt; sein Vertheidiger war der berühmte Dupin der Aeltere. Infolge des erwähnten Erkenntnisses gaben alle größern Barreaux von Frankreich der Sache Isambert's äußerst günstige Gutachten; dasjenige des Barreau zu Nîmes, ein Werk Crémieux', zeichnete sich vor allen andern durch ihre Gelehrsamkeit und das Feuer aus, mit dem es geschrieben war. In seinem weltberühmten Plaidoyer für Isambert rief Dupin

sowol das gelehrte Gutachten als auch das vorzügliche, schon oben erwähnte Plaidoyer über den Eid den Richtern ins Gedächtniß zurück und stellte den Namen Crémieux zwischen Loysel und Pothier, indem er des jungen Advocaten von Nimes in folgenden Worten Erwähnung that: „Unter den Gutachten, die Ihnen unterbreitet werden, lesen Sie besonders jenes von Hrn. Crémieux, diesem beredten Advocaten von Nimes, der neulich in einer Sache, die er zu der seinigen machte, in einer Eidesfrage, wo Ehre und Erfolg die hochherzigen Anstrengungen krönte, so außerordentlich das nationale Gefühl mit dem religiösen Gefühl zu vereinen wußte."

Im Jahre 1828 machte Crémieux seine erste Reise nach Paris. Sein Ruf hatte schon lange die Grenzen des mittägigen Frankreichs überschritten und er durfte deshalb darauf rechnen, von seinen Collegen in Paris mit Anerkennung und Freude begrüßt zu werden. Im Postwagen von Lyon trifft er während seiner Fahrt mit einem Manne zusammen, der einen Ehescheidungsproceß in der Hauptstadt des Rhônedepartements schweben hat und der ihm seine Befürchtungen über die von ihm zu führende Sache mittheilt. „Ich habe meinen Advocaten schon im voraus bezahlt", so klagte er ihm, „und darüber bin ich besorgt. Er sieht alles verkehrt an; ich werde ganz sicher meinen Proceß verlieren." — „Wann wird Ihr Proceß geführt", fragt ihn Crémieux, indem er zu Lyon aus dem Postwagen steigt. — „Heute, noch diesen Morgen." — „Nun gut, laufen Sie schnell zu Ihrem Advocaten und fordern Sie Ihre Acten zurück; ich verpflichte mich, Sie aus Ihrer Verlegenheit zu ziehen." Zwei Stunden darauf, nachdem er flüchtig die Beweisstücke durchlaufen, elektrisirte er die Richter durch eine brillante, feurige Rede, gewinnt seine Sache und verläßt den Gerichtshof unmittelbar nach der Sitzung, um seine Reise nach Paris fortzusetzen. Sein Client begleitet ihn bis zum Postbureau und bietet ihm 2000 Frs. als Honorar an, doch Crémieux weist sie mit den Worten zurück: „Geben Sie das Geld den Armen; ich für meine Person verlange nichts; ich habe Ihre Sache als Künstler geführt und nur um mich von der Langeweile meiner Reise zu erholen; und nun geben Sie mir Ihre Hand. Guten Abend!" Dahin fährt der Postwagen. Die lyoner Zeitungen waren voll von dieser Anekdote, und noch ehe Crémieux in Paris ankam, kannte man dort sein Bravourstück. Als er den Justizpalast betrat, brachte man ihm eine Ovation, und die jungen Advocaten traten zusammen, um ihm ein Banket zu geben.

Doch die Julirevolution nahte und mit ihr brach auch für unsern Helden eine neue, noch glänzendere Lebensepoche an. Schon während der Wahlen im Jahre 1828 hatte er durch Wort und Schrift im liberalen Sinne gewirkt und in den vordersten Reihen der Vertheidiger für die mit Füßen getretenen Volksrechte gekämpft. Als die Nachricht von den berüchtigten Ordonnanzen, welche die Preßfreiheit aufhoben, eine neue Wahlreform anbefahlen und die zum 3. Aug. einberufenen Kammern im voraus auflösten, in Nimes ankam und einen großen Theil der Bürger mit Schrecken und Angst erfüllte, ließ sich Crémieux keineswegs einschüchtern. In einer Versammlung am Krankenbette des liberalen Abgeordneten Madier de Montjau betrieb er mit fieberhafter Hast die Abreise der Deputirten. „In Paris", sagte er, „ist euer Platz. Dem Strome, der alle unsere Freiheiten wegzureißen droht, muß man einen festen Damm entgegensetzen. Sie sind Deputirte, die Auflösung der Kammern ist ein schamloser Bruch der Charte; es ist die Vernichtung der nationalen Wahlen durch den Meineid des Königsthums." Unter den Bewohnern der Stadt selbst gärte es gewaltig, und wenig fehlte daran, daß es zwischen den beiden feindlichen Parteien zum Kampfe kam. Die Führer der Liberalen mußten alle ihre Kräfte, Langmuth und Ausdauer aufbieten, um den gewaltsamen Ausbruch des gerechterweise erregten Volksunwillens zu verhindern; Crémieux war wie immer unverdrossen und muthig auf seinem Posten. Endlich traf die Nachricht von den drei Julitagen ein und zer-

trümmerte die Hoffnungen der Reactionäre, doch weigerten sich die Autoritäten, die Tricolore aufzuhissen. Unser Patriot wurde deshalb beauftragt, nach Lyon zu reisen, um sich von dem dortigen General Bach die nöthigen Instructionen zu holen; er kam in seine Vaterstadt mit der dreifarbigen Freiheitsfahne zurück.

Jetzt schien Crémieux die Zeit gekommen zu sein, wo er Paris, diesem Algerien der Advocaten, zueilen müsse. Als er durch die Zeitungen erfuhr, daß Odilon Barrot zum Seinepräfecten ernannt worden war, schrieb er demselben unverzüglich einen Brief mit den lakonischen Worten: „Verkaufen Sie Ihr Bureau an niemand, ich kaufe es." Und kurze Zeit darauf trifft er selbst in der Hauptstadt ein, wohin ihm schon ein Brief der Deputirten seines Heimatsdepartements an den Großkanzler der Ehrenlegion vorausgeeilt war, mit dem Ersuchen, für Crémieux ein Kreuz vom Könige auszuwirken. Doch der wackere Advocat weigert sich irgendwelche persönliche Schritte zu thun, für Männer wie er sind Thaten der beste Ehrenkranz. Am 30. Aug. 1830 wurde er durch Cabinetsordre zum Advocaten beim obersten Gerichtshofe und beim Staatsrathe angestellt, an Stelle Odilon Barrot's. Beim Nachfolger häuften sich die Geschäfte. Am 9. Sept. plaidirt er für den „Constitutionnel" und den „Figaro" im Proceß des Gensdarmen von Rodez; und wenige Tage darauf übernimmt er die Vertheidigung von Guernon-Ranville, eines der durch die Julirevolution in Anklagestand versetzten Minister Karl's X. Als er im Justizpalast gefragt wurde, ob er, der Liberale, wohl die Vertheidigung des gefallenen Ministers führen wolle, antwortete er mit seiner gewohnten Offenheit: „Ich nehme diese Mission mit großer Bereitwilligkeit an, weil sie eine Anerkennung der Loyalität der Männer meiner politischen Partei ist." Als nach den Septembergesetzen die Preßprocesse in Paris wieder in voller Blüte standen, vertheidigte Crémieux nacheinander den „Courrier français", den „Charivari", „La Caricature", „Le National", „La Gazette de France", „Le Journal de Var", „Le Précurseur"; er plaidirte für die Saint-Simonisten, für die Gesellschaft des amis du peuple, für Marrast gegen Marschall Soult und Casimir Perrier als Minister, für Raspail, für Geoffroy und eine Menge anderer, die in den Wirrnissen der Zeit auf liberaler Seite von der Regierung bedroht und verfolgt wurden.

Doch es wird Zeit, daß wir einmal einen ernsthaften Blick auf Crémieux' politische Anschauungen werfen. In den ersten Tagen der Julirevolution zeigte er sich als ein warmer Anhänger des Bürgerkönigthums. Doch der Streit zwischen Odilon Barrot und Guizot, der Rücktritt des Ministeriums Laffitte und Dupont de l'Eure und endlich die Amtsentsetzung Odilon Barrot's trieben ihn in die Reihen der Opposition und gesellten ihn jener Partei zu, deren Entwickelung und Doctrinen wir schon in unserer Einleitung und in der Skizze Jules Favre's näher beleuchteten. In nicht langer Zeit wurde aus dem eifrigen Anhänger der Monarchie ein Opponent mit stark republikanischen Tendenzen, der mit warmem Herzen, mit Bitterkeit, doch ohne Galle, den großen Fragen der ersten Revolution vor dem Cassationshofe, wie vor dem Staatsrath sein feuriges Wort lieh. In seinem großen juristischen Werke „Le Code des Codes"*), dessen erster Band unter dem Titel „Code constitutionnel" im Jahre 1837 erschien, hat Crémieux in gewisser Hinsicht in den Noten, die dem theoretischen Theile angehängt sind, seinen politischen Ansichten wie patriotischen Gefühlen einen beredten Ausdruck gegeben. Gleich auf den ersten Seiten der Introduction, die mit Recht als ein Muster gelten kann, spricht er vom öffentlichen Rechte in folgenden Worten: „Das öffentliche Recht ist das Gesetz, welches die Rechte und die Pflichten einer zu einer Nation vereinigten Gesellschaft bestimmt, sei es nun, daß es das Staatsoberhaupt und die öffentlichen Beamten, oder sei es, daß es

*) Code des Codes, en collaboration avec Balson (Paris 1837—42).

alle Bürger betreffe. In einem freien Staate, wie in einer durch Wahlinstitutionen gemäßigten Monarchie ist das öffentliche Recht von höchster Wichtigkeit. Es beruht gewöhnlich auf einer Uebereinkunft und wird entweder vom Volke oder Staatsoberhaupte entworfen oder bestätigt. Es bestimmt die Grenzen der verschiedenen Gewalten; es setzt den Gesetzgeber ein, es verkündigt die unverjährbaren Rechte der persönlichen Freiheit, der Freiheit der Culten, der bürgerlichen wie politischen Gleichheit. Die Auslegung dieses Uebereinkommens gibt häufig zu innern Erschütterungen Veranlassung; die Beeinträchtigung führt die nationalen Revolutionen herbei: leuchtende Blätter der Geschichte, auf denen die Völker ihre Triumphe einschreiben! Triumphe, die unglücklicherweise aber zu schnell verlöschen! . . . . . wo die öffentliche Macht Lehren findet, die unglücklicherweise zu schnell vergessen werden!"

Es würde unsere Skizze zu weit ausdehnen, wollten wir auf alle bedeutenden Gedanken näher eingehen, die Crémieux in seinen Werken und Reden über die richterliche Macht des Gesetzgebenden Körpers, über die Volkssouveränetät und vor allem über die Freiheit der Presse zu Tage gefördert hat. Von ihm stammen die schönen Worte: „Ein Vernichtungskampf gegen die Presse ist ein Gedanke des Wahnsinns. Die literarische, die philosophische, die wissenschaftliche Presse hat den ganzen Erdkreis zum Schauplatze, das Universum zum Gegenstande ihres Studiums; alles, was man sehen oder fühlen kann, zum Gegenstande der Prüfung; nichts entrinnt ihrer gewaltigen Herrschaft: Die Presse ist das Licht, das Leben."

Crémieux' muthige Opposition zeigte sich bei allen wichtigen Gelegenheiten. Als nach den Junitagen neben Geoffroy auch noch ein anderer junger Mann Namens Cuny zum Tode verurtheilt wurde und der Tag der Hinrichtung heranrückte, reichte Crémieux eine Bittschrift beim Könige ein, die es wol werth ist, der Nachwelt aufbewahrt zu bleiben und die wir wortgetreu und unübersetzt hier beifügen.*) Der Erfolg der Bittschrift war eine Verwandlung der Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß, dem aber in wenigen Jahren eine volle Begnadigung folgte. In dem großen Aprilprocesse, in dem Jules Favre seine ersten Lorbern gewann, glänzte auch Crémieux durch seine Vertheidigung des Dr. Bechet aus Nancy und der Unteroffiziere von Luneville, deren Los allgemeines

*) Sire.

Au nom de Dieu, que sous votre règne une tête de patriote ne roule pas sous la hache!

Roi des barricades de juillet, pardonnez aux barricades de juin!

Roi du peuple, ne souffrez pas qu'un enfant du peuple meurt de la main du bourreau pour un crime politique!

Ils sont jeunes et braves, ces Français républicains! Leur cœur bat aux noms de Patrie et Liberté! La patrie et la liberté ne les appelleraient pas en vain au fort du danger.

Sire, laissez au temps à calmer leur imagination vive, impatiente: l'âge des illusions ne passe que trop vite, et la vie a tant de mécomptes!

Enfin, Sire, votre cœur aussi a battu, dans votre glorieuse jeunesse, aux accens de la liberté républicaine. Votre sommeil de roi vous retrace, plus d'une fois encore, des souvenirs toujours présens à votre pensée comme à votre mémoire. Louis-Philippe, vous fûtes Duc de Chartres.

Duc de Chartres, vous avez vaillamment combattu sous le drapeau républicain!

Duc d'Orléans, vous étiez l'appui des patriotes persécutés par la Restauration.

Roi des Français, vous ne souffrirez pas, qu'une des taches du drapeau blanc vienne souiller notre drapeau tricolore.

Sire, vous me l'avez dit à moi-même il y a moins de quarante jours: «Je ne serais heureux que le jour où la peine de mort sera abolie de nos codes.» Ce sont là vos propres paroles; mon cœur les a recueillies.

Vous avez le droit de grâce. Sire, je suis etc.

Interesse erregte. Worte, wie die folgenden, so sehr verschieden von denen seines jüngern Collegen, der alles mit seiner Bitterkeit tränkt, werden stets unvergeßlich bleiben: „Ehre und Treue der Fahne! Da wo die Fahne ist, da ist Frankreich, so sprach der große Kaiser mit der Beredsamkeit eines Genius. Die Fahne, das ist das Vaterland des Soldaten; die Treue gegen die Fahne, das ist der Muth, das ist die Hingebung, das ist die Liebe zur Pflicht, das ist die Disciplin, das ist der Gehorsam. Wehe den Armeen, die berathschlagen; wehe der Nation, die berathschlagende Armeen birgt! Monarchie oder Republik, bald wird es um sie geschehen sein. Als die Truppen des Marius und des Sulla, als die Soldaten Cäsar's und des Pompejus sich um Rom und die Welt stritten, da war es mit der römischen Republik zu Ende."

Wir schließen Crémieux' öffentliche Thätigkeit mit der Erwähnung zweier Documente, die seinem redlichen, geraden Charakter noch eine neue Folie geben. Das erste ist ein Brief an den Juden Deutz, jenen Elenden, der die Herzogin von Berri verrieth und kurze Zeit darauf Crémieux als seinen Glaubensgenossen bat, eine Rechtfertigung für ihn zu veröffentlichen. Crémieux antwortete ihm darauf mit dem folgenden Briefe: „Alle Verbindungen zwischen Ihnen und mir müssen aufhören; ich habe Ihnen zwei Stunden zugehört und das ist genug. Wenn Sie als Verbrecher vor ein Criminalgericht geführt wären, wenn Sie mich zu Ihrem Vertheidiger beriefen, so würde ich Ihnen meinen Beistand nicht versagen: alle Angeklagte haben das Recht meine Hülfe zu fordern. Aber Sie sind frei, im Vollgenuß Ihres gewinnbringenden Triumphs; ich habe nichts mehr mit Ihnen gemein, auch würde es mir unmöglich sein, Sie in den Augen der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen. Frankreich ist taub für die Rechtfertigung einer feigen Gemeinheit. Der Verräther, wenn er den Verrath begangen, muß die Schande tragen. Im übrigen aber sehe ich nichts, womit ich ein Verbrechen entschuldigen könnte, das ich verabscheue und für das es keinen andern Richter gibt als die öffentliche Meinung. Wenn Sie auf mich als Ihren Glaubensgenossen gerechnet haben, dann befinden Sie sich im Irrthum. In Zukunft gehören Sie keinem Cultus mehr an: Sie haben den Glauben Ihrer Väter abgeschworen und Sie sind kein Katholik mehr. Keine Religion will ferner etwas von Ihnen wissen, noch können Sie irgendeine anrufen, denn Moses hat das Andenken dessen verflucht, der ein Verbrechen begeht wie das Ihrige, und Jesus Christus, durch den Verrath eines seiner Jünger den Henkern überliefert, ist in den Augen der Christenheit ein hinlänglich beredtes Zeugniß." Das zweite Actenstück ist die Rede Crémieux' zu Gunsten des Exbischofs von Blois, des Abbé Grégoire, für rückständige Zahlung seiner Pension als Senator des Kaiserreichs, welche die Restauration unterdrückt hatte. Das alte Conventsmitglied, von dem unser Advocat kein Honorar annehmen wollte, sandte ihm als Geschenk eine prachtvoll geschnitzte Bettstelle. Als der berühmte Abbé im Jahre 1831 starb, da war es Maître Crémieux, der am Grabe die letzte Rede hielt. Und wahrlich, der christliche Priester konnte keinen bessern Grabredner finden als den jüdischen Advocaten, dessen Worte noch durch das Gefühl der Dankbarkeit gehoben wurden, denn 1793 hatte Grégoire den Israeliten ihre bürgerlichen wie politischen Rechte zurückgeben lassen. „Grégoire", so sprach er am Grabe, „Grégoire höre unsere letzten Abschiedsgrüße; sie werden deiner Tugenden würdig sein; auf allen Punkten unsers Erdballs wird man dich beweinen; denn es gibt keinen Ort hienieden, an dem sich nicht einige Glieder jener alten Nation vereint fänden, welche deine Stimme aus dem Abgrunde gezogen. Hörst du mich, Priester Jesu Christi! Die über die ganze Erde verbreiteten Juden, sie beweinen dich, und während die Philosophie dich eines Denkmals für würdig, während die Freiheit dich für einen ihrer treuesten Diener erklären wird, muß auch die Religion dir ihren Dank zollen, da du ihrer Herrschaft den Stempel der Toleranz und der Menschlichkeit aufgedrückt hast."

Während dieser für ihn mit so großer Geschäftsthätigkeit ausgefüllten Periode behielt Crémieux dennoch Zeit, sich auch auf literarischem Felde zu bewähren. Schon haben wir seines großen juristischen Werkes Erwähnung gethan; an dieses schließt sich noch eine große Zahl von interessanten Denkschriften und Pamphlete an, von denen wir nur hervorheben: „Mémoire pour les condamnés politiques de la Restauration"; „Mémoire pour la réhabilitation du maréchal Ney"; „Mémoire pour obtenir une réparation pécuniaire à la famille Lesurque" u. s. w.; sowie wir an dieser Stelle erwähnen, daß er lange Zeit zu einem fleißigen Mitarbeiter des „Mouvement" und der „Nouvelle Minerve" gehörte. Am 9. Dec. 1839 gab er seine Stellung am Cassationshofe auf und fungirte fortan nur als einfacher Advocat bei den königlichen Gerichtshöfen. Sein Familienleben, das seit langen Jahren ein heiteres, zufriedenes und glückliches war, hatte ihn in regem Verkehr mit der Gesellschaft erhalten; sein Haus war ein offenes, gastfreies, das bis auf die jüngste Zeit zu einem der besuchtesten von Paris gehörte. Ein nicht uninteressanter Zug im Leben unsers Advocaten ist, daß er einer der ersten Lehrer der Rachel war. Jahrelang hat er einen großen Theil seiner Mußestunden dazu verwandt, die nur allzu bekannte Unwissenheit der großen Tragödin zu beseitigen, deren Naivetät auf die ihr gestellten Fragen zuweilen drastische Antworten gab, wie folgende: „Sie fragen mich, warum ich keine Thränen habe. Wo soll ich denn Thränen hernehmen? Habe ich nicht bei meiner Mutter Tag für Tag Zwiebeln schälen müssen?" Eines Abends, als die noch junge Schauspielerin bei Crémieux auf dem Kamin eine Statuette sah, fragte sie ihn: „Wer ist doch jene nackte Frau da?" „Mein Kind, das ist die Venus von Milo." „Ah, ja, ja", murmelte Mademoiselle Felix mit einem Anflug lebhaften Verständnisses. Am nächsten Morgen begegnete sie dem Bankier Millaud, dem Eigenthümer der „Presse", ehemaligen Compagnon von Mirès und spätern Gründer des „Petit Journal". „Ich mache Ihnen mein Compliment, lieber Millaud; gestern habe ich Ihre Venus gesehen, sie ist allerliebst!" Die berühmte Hermione nannte Crémieux nur ihren Papa. Alle Tage sandte sie ihm ihre officielle Correspondenz, auf daß er sie corrigire und eine Menge Briefe beantworte, zu deren Redaction sie unfähig war; doch der gute Advocat bekam wenig von dem intimen Briefwechsel zu sehen, den Rachel Felix mit ihren Anbetern unterhielt und durch den nur allzu deutlich bewiesen wurde, auf welchem gespannten Fuße sie mit der Grammatik und dem Stile lebte.

Ein großer Skandal, der in den ersten Tagen des Jahres 1840 von einem Ende Europas zum andern widerhallte, war die Anklage gegen die Juden von Damascus, bei welcher Gelegenheit sich Thiers ebenso lächerlich benahm wie Crémieux wacker und muthig. Der Oberrabbiner der erwähnten syrischen Stadt war angeklagt worden, einen Mönch, den Pater Thomas, am Vorabend des Passahfestes getödtet und das Blut seines Opfers unter den Teig der Osterkuchen gemischt zu haben.*) Man weiß, was es noch heute, trotz aller seit einiger Zeit eingeführten Reformen, mit türkischer Justiz, besonders in den nichteuropäischen Provinzen, für Bewandtniß hat; man weiß, daß die Tortur, die Bastonnade noch immer eine Hauptrolle vor den muselmanischen Tribunalen spielt. Im vorliegenden Falle wurde denn auch von der Bastonnade der allerausgedehnteste Gebrauch gemacht und der arme Rabbi so lange geprügelt, bis er fast wahnsinnig vor Schmerz eingestand, das ihm aufgebürdete Verbrechen begangen zu haben. In einem über diesen Fall zu Paris abgehaltenen Ministerrathe erklärte Thiers, derselbe Thiers, der die „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" geschrieben, der sich allezeit rühmte, ein Mann ohne Vorurtheile zu sein, derselbe Thiers, der neuerdings als Friedensapostel Europa von einem Ende zum andern durchzog, mit apodiktischer Gewißheit, daß die Juden seit Jahrhunderten der

*) Vgl. „Journal des Débats" vom April 1840.

Gewohnheit huldigten, am Abend vor dem Passahfeste einen Christen zu Tode bluten zu lassen. Doch der brave Crémieux, selbst ein Jude, war anderer Meinung. Seine Glaubensgenossen von ganz Europa beauftragten ihn mit einer Mission nach dem Orient, gaben ihm ein feierliches Mandat, beriefen ihn zum Vertheidiger jenes von einem fanatischen Pöbel mishandelten Mannes. Die Verhandlungen gegen den angeklagten Rabbi sollten vor einem Tribunal geführt werden, das aus den Generalconsuln der verschiedenen, dem europäischen Staatsverbande angehörenden Länder zusammengesetzt war; der Generalconsul Frankreichs sollte präsidiren. Doch der aufgeklärte, gelehrte Minister Frankreichs, Thiers, widersetzte sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln diesen Arrangements und brachte es auch wirklich dahin, daß der Angeklagte in den Händen der türkischen Justiz blieb. Crémieux ließ sich nicht entmuthigen, er vertheidigte seinen Glaubensgenossen vor Mehemed-Ali ganz allein, und der Türke, der Halbbarbar, hörte auf die Vernunftschlüsse, denen sich der civilisirte Christ verschlossen hatte; noch vor dem September 1840 ließ der Vicekönig den Oberrabiner sammt den der Theilnahme am Verbrechen mit angeschuldigten Juden in Freiheit setzen. Man kann sich leicht vorstellen, welch eine Freude der Erfolg Crémieux' in allen Ländern und den Herzen aller humanen Menschen hervorrief. In allen Städten, die unser Held auf seiner Heimreise berührte, wurden ihm Ovationen gebracht, seine ganze Reise war ein wahrer Triumphzug. Als er in Triest ans Land stieg, wurde er von 3000 Juden empfangen, die ihn mit Thränen der Freude begrüßten. Bei seiner Durchreise durch Wien empfing ihn Metternich in einer besondern Audienz; die deutschen Juden ließen ihm aus massivem Golde eine Art von Marschallstab machen, auf dem die pomphaftesten Inschriften prangten, und die Glaubensgenossen von Paris ehrten die That durch eine große ciselirte goldene Vase, die noch heute im Salon Crémieux' prangt.

Im Jahre 1842 wurde er zum ersten mal in die Kammer gewählt, und zwar durch die Wähler von Chounon, Indre-et-Loire. Hierdurch kam er ins volle Fahrwasser der Politik, an den Ort, wo er frei und ungehindert seinen Ansichten und Ueberzeugungen Ausdruck geben konnte. Wir bezweifeln, so weit wir Crémieux beurtheilen können, daß er schon damals voller Republikaner gewesen sei, obgleich er sich auf die äußerste Linke setzte und sich der schärfsten Opposition gegen das Bürgerkönigthum anschloß; uns scheint es, als ob es ihm mehr darum zu thun gewesen sei, die falsche Politik und die reactionären Maßnahmen der verschiedenen Ministerien zu bekämpfen und eine freie, constitutionelle Verfassung herbeizuführen, als einer Republik in die Hände zu arbeiten. Dann hat sich freilich Crémieux damals als Politiker über die wahren Absichten der äußersten Linken und deren Entschluß getäuscht, in einem gegebenen Moment auf die leichtbeweglichen und ungebildeten Volksmassen der größern Städte einzuwirken und die Dynastie zu stürzen. Er saß ununterbrochen in den verschiedenen Kammern von 1842—48 und vertrat stets denselben Ort. Wenn andere Departements ihm ein Mandat anboten, so schlug er es aus, um seinen getreuen Wählern selbst getreu zu bleiben. Einmal z. B. wollte ihn La-Rochelle in die Kammer schicken, doch er sandte seinen Collegen Baroche, ein Schritt, den er doch wol später hin und wieder bereut hat. Die letzten Jahre der Julimonarchie waren für Crémieux Jahre angestrengter Thätigkeit; bis 3 Uhr plaidirte er vor den Gerichtshöfen, dann aber eilte er in die Kammer, wo er mit seiner glänzenden Beredsamkeit, seiner Dialektik und seinen juristischen Kenntnissen zu den hervorragendsten Führern der Opposition gehörte. Ihm war alles, was die Minister thaten, zuwider; seine Opposition war hauptsächlich eine principielle; er ließ deshalb auch keine Gelegenheit vorübergehen, den Tuilerien Verlegenheiten zu bereiten und ihnen seine Abneigung zu zeigen. So z. B. drang er in dem berüchtigten Processe gegen den dem Cabinet vom 29. Oct. 1840 angehörenden Minister der öffentlichen Arbeiten, Teste, und seine Mitschuldigen,

den General Cubières und Pallapra, in der Kammer, als er hörte, daß der Hof darauf ausging, die wegen Unterschleife und Bestechungen Angeklagten der richterlichen Gewalt zu entziehen, in einer langen, leidenschaftlichen Rede, den ganzen Skandal selbst in seinen innersten Falten aufdeckend, darauf, daß man nicht zögern solle, die Schuldigen mit der ganzen Strenge des Gesetzes zu treffen. Die Folge davon war, daß der König durch eine Cabinetsordre Teste und Consorten vor die Pairskammer sandte, wo die Schuld aller aufs klarste bewiesen wurde. Seine Neigung, der Regierung zu schaden, manifestirte sich noch bei manchen andern Gelegenheiten. Die Familie Bonaparte hatte zu der damaligen Zeit keinen intimern Rathgeber als Crémieux. Seine Reise nach Damascus allein verhinderte ihn, Louis Napoleon zu vertheidigen; doch machte er später mehrere Reisen nach London im Interesse seiner Clienten. Er redigirte auch das Testament Joseph Bonaparte's und erhielt namhafte, werthvolle Geschenke von der gestürzten Familie. So kann man im Empfangssalon unsers Advocaten unter andern Merkwürdigkeiten ein seltenes gemaltes Glasfenster sehen, die Kaffeetasse des ersten Kaisers, die Tabacksdose, deren sich Napoleon auf Sanct-Helena bediente, und die kleine silberne Suppenschüssel, welche Madame Lätitia dem Könige von Rom schenkte.

Wir können hier nur im allgemeinen über die Kammerreden und Plaidoyers sprechen, die er in dieser Zeit gehalten und die uns größtentheils vorliegen. An der Barre wie auf der Tribüne hielt er nach wie vor seinen Ruf als großer Redner aufrecht. Er weiß die allerverwickeltsten, dunkelsten Sachen zu entwirren, aufzuklären; er ist ein Redner voller Initiative; er glänzt durch eine Menge unerwarteter, kühner Schachzüge. Bedeutend ist er, wenn er entweder im Justizpalast oder in der Kammer Künstlerfragen zu berühren hat; diese weiß er mit seltenem Geschick, Kraft, Lebhaftigkeit zu behandeln. Der Mann von Geschmack und Kunstverständniß zeigt sich sogleich; der vielbelesene Kenner der Literatur schöpft aus seinem Wissensreichthum selbst die Mittel zu seinen Siegen. Unzähligemal in seinem langen arbeitsamen Leben hat er sein beredtes Wort Künstlern geliehen und dies stets mit der größten Uneigennützigkeit. Was nun speciell seine Thätigkeit in der Kammer betrifft, so haben wir schon darauf hingewiesen, daß er mehr Opponent gegen die Regierung als Republikaner war. Deutlich erhellt dies aus seinem engen Zusammengehen mit Odilon Barrot, diesem Manne, der fest überzeugt war, daß seine Partei, der er als Leiter diente, keine Republik wolle, und daß überhaupt von der gegen die Regierung unternommenen Opposition keineswegs eine Revolution zu fürchten sei. Man kann sich daher das Erstaunen, die Ueberraschung unsers Helden leicht vorstellen, als in den Februartagen die ersten Schüsse fielen und ihn aus seiner vertrauensseligen Stimmung erweckten. Er beeilt sich deshalb, ins Schloß zu stürzen. Dort ist alle Welt in der größten Bestürzung. Man weiß nicht mehr, auf wen man hören, wem man mistrauen soll. Fremde Prinzen, Minister, Generale, Nationalgardenoffiziere, in Thränen zerfließende Frauen und Kinder umgeben den alten König, der in voller Generalsuniform, geschmückt mit allen seinen Orden, umherwandelt, bald dem einen, bald dem andern Gehör schenkend, schwankend, Ausflüchte machend, nichts entscheidend, nichts unternehmend. Hierüber kommt Crémieux an; er fehlte noch, um die Verwirrung vollständig zu machen. Es folgte eine Scene, über die wir der „Geschichte der Revolution von 1848“ von Daniel Stern (Gräfin d'Azoult), sowie dem Berichte eines Augenzeugen, dessen Mirecourt in seinen Schriften erwähnt, Folgendes entnehmen: Es war Mittag geworden, als Crémieux in den Salon eintrat, der vor dem Cabinet des Königs liegt. Der Herzog von Montpensier, der sich mit dem Prinzen von Würtemberg und dem Herzog von Koburg sowie mit einigen Deputirten, Pairs, Generalen und Offizieren dort befand, ging ihm entgegen und befragte ihn lebhaft über die Dinge, welche draußen vorgingen. „Noch ist nichts verloren“, rief Crémieux, „ich habe soeben Paris durchwandert. Die Nationalgarde kann

der Dynastie noch wiedergewonnen werden, doch man muß Zugeständnisse, große Zugeständnisse machen." Während er so sprach, öffnete der Herzog die Thür des Cabinets und meldete Crémieux dem Könige an. „Was bringen Sie?" sagte Ludwig Philipp, indem er den Kopf in die Höhe hob. „Ich komme, um Ew. Maj. in Ihrem eigenen Interesse zu fragen, welche Maßregeln Sie genommen?" „Ich habe Thiers zum Ministerpräsidenten gemacht", antwortete Ludwig Philipp. „Ah! Sire, die Idee ist keine glückliche." „Der General Bugeaud commandirt die Armee." „Das ist bedauernswerth." „Aber was rathen Sie mir, das ich thun soll?" „Thiers durch Odilon Barrot ersetzen und den Marschall Bugeaud durch Lamoricière." „Wohlan, ich stimme ein", sagte der König, indem er einen leisen Seufzer ausstieß. Crémieux verläßt das Cabinet in Begleitung Gourgaud's, in der Absicht, die Aufregung der Menge zu beschwichtigen durch die Mittheilung der soeben gefaßten Beschlüsse. Beide nehmen im Hofe der Tuilerien Marschall Bugeaud wahr, der sich anschickt, mit seinem Generalstabe zu Pferde zu steigen. „Halt, halt!" schrie ihm unser Advocat zu, „Sie werden unnützes Blut vergießen." „Im übrigen haben Sie nichts mehr zu sagen", fügte noch Gourgaud hinzu und theilte dem erstaunten General die soeben gemachten Ernennungen mit. Der Sieger von Isly zuckt mit den Achseln und begibt sich zum Könige, wo Girardin, der nach Crémieux gekommen war, dem Monarchen andere Rathschläge gibt und ihn zur Abdankung zu bewegen sucht. Der berühmte Advocat war kaum aus dem Schloßhofe getreten, als mehrere Personen fast athemlos ihm nachlaufen, ihn einholen und zurufen: „Der König dankt ab, meine Herren, der König dankt ab!" „Das ist unmöglich." „Ueberzeugen Sie sich selbst davon." Crémieux, verwirrt, außer sich, kehrt mit Gourgaud in das Cabinet des Königs zurück. Die Abdankung ist positiv; es handelt sich jetzt um weiter nichts mehr, als die Kämpfenden zu trennen. Beide eilen in die Straßen. In wenigen Minuten kommen sie auf der Place-Royale an, dem Mittelpunkte des Aufstandes. Das Feuer wird von den Kämpfenden fortgesetzt. Crémieux, dem die Kugeln um den Kopf sausen, verläßt den Kampfplatz, begibt sich zum dritten mal ins Schloß und sagt zu Ludwig Philipp: „Sire, reisen Sie ab, oder Sie sind verloren!" Der König, bereits bleich, wurde aschfahl. Er nahm seinen Federhut ab, entkleidete sich seiner Orden und seiner Uniform und murmelte mit vor Schreck fast erstickter Stimme: „Einen Ueberzieher, einen Ueberzieher!" „Hr. Crémieux", sagte der Herzog von Montpensier, „ich bitte Sie, begleiten Sie uns, Ihr Name kann uns schützen, wenn wir dem Volke begegnen." Es war schwer, den Flüchtigen diesen Dienst zu verweigern. Crémieux begleitete sie bis an den Wagen, einen einfachen Fiaker, schließt selbst den Wagenschlag und eilt dann, ohne sich weiter aufzuhalten, zur Kammer.

Hier beantragte gerade Odilon Barrot die Regentschaft für die Herzogin von Orleans. Diese letztere trat fast zu gleicher Zeit mit Crémieux, von ihrem Sohne und dem Herzoge von Nemours begleitet, in den Sitzungssaal. Der Deputirte Marie eilt zur Tribüne und bekämpft den Antrag, indem er geltend macht, daß der König den Herzog von Nemours zum Regenten ernannt habe, und daß man überhaupt in diesem Augenblicke zuerst an die Ruhe von Paris denken und eine Regierung herstellen müsse, ehe man sich mit etwas anderm beschäftige. Crémieux, der inzwischen zur Herzogin geeilt war, um sie zu bewegen, sich der ihr von der Volksmenge drohenden Gefahr zu entziehen und nicht an eine Regentschaft zu denken, da das Volk Sieger sei, wurde von ihr dahin bedeutet, daß es ihr als Mutter unmöglich sei, so ohne weiteres die Rechte ihres Sohnes aufzugeben. „Wollen Sie reden", fragt Crémieux. „Ja", ist die Antwort. Und der heißblütige Widersacher der Orleans, der nach und nach im Drange der Ereignisse zum leidenschaftlichen Republikaner umgewandelte Monarchist, läßt sich durch sein gefühlvolles, hülfreiches Herz hinreißen, der Herzogin auf der Stelle eine Rede zu entwerfen, die er doch gezwungen ist, wenige Augenblicke nachher von der Tribüne herab zu bekämpfen. Man hat von

seiten der Republikaner diese Handlung Crémieux oft zum Vorwurf gemacht, doch dem Leser, der mit uns die einzelnen Phasen im Leben unsers Advocaten kennen gelernt hat, wird sie begreiflich scheinen; Crémieux war ebenso sehr Mensch, allem Unglück zugänglicher Mensch, stets bereit, selbst gegen seine Ueberzeugung zu helfen, als er Republikaner, Oppositionsmann war. Was er für die Herzogin that, that er als Mensch, als Familienvater; seine Rede gegen das verjagte Königthum, gegen die Regentschaft, hielt er als Republikaner, als Politiker. Die kurze Rede, von der die Herzogin allerdings keinen Gebrauch machen konnte und die nur durch einen großen Zufall erhalten wurde, lautet wie folgt*): „Vom Volkswillen erwarten mein Sohn und ich unsere Machtvollkommenheiten. Ich, die Witwe des Herzogs von Orleans, mein verwaister Sohn, wir erwarten mit Vertrauen, mit Zuversicht den Beschluß, den man fassen wird. Eins allein ist gewiß, daß ich meinen Sohn auferziehen werde in den lebhaftesten Gefühlen für Vaterlandsliebe und Freiheit." In dem Augenblicke, als die Herzogin sprechen wollte, drang das Volk in den Sitzungssaal, und der Herzog von Nemours rettete seine Schwägerin und seinen Neffen aus der drohenden Gefahr; und damit war vorläufig alle Hoffnung für die Orleans zu Grabe getragen.

Crémieux war inzwischen auf die Tribüne gestiegen und forderte die Bildung einer provisorischen Regierung. „Wir haben", so sprach er, „uns im Jahre 1830 zu sehr beeilt, und deshalb müssen wir jetzt im Jahre 1848 wieder von neuem anfangen; doch diesmal wollen wir uns nicht überstürzen. Wir wollen mit Regelmäßigkeit, gesetzmäßig, kräftig handeln. Die provisorische Regierung, welche Sie ernennen werden, wird nicht allein damit beauftragt sein, die Ordnung wiederherzustellen, sondern uns Institutionen zu schaffen, welche allen Theilen der Bevölkerung gleichen Schutz gewähren, was im Jahre 1830 versprochen, aber nicht gehalten wurde. Was mich persönlich betrifft, so erkläre ich, daß ich den höchsten Respect vor der Frau Herzogin von Orleans habe. Es ist mir soeben die traurige Ehre zutheil geworden, die königliche Familie bis an den Wagen zu begleiten, welcher sie über die Grenze führt. Ich habe mich dieser Pflicht nicht entzogen. Aber jetzt hat das Volk, die Nationalgarde ihre Meinung ausgesprochen. Um indeß eine Regentschaft zu proclamiren, wie man es soeben beantragt hat, müßte man das einmal erlassene Gesetz verletzen; ernennen wir daher eine provisorische Regierung. Möge sie gerecht, fest, kräftig, eine Freundin des Landes sein, zu dem sie sprechen muß. Heute erst haben wir erreicht, was wir schon durch die Julirevolution erreichen wollten. Ziehen wir aus den Ereignissen Vortheile. Lassen wir unsern Söhnen nicht die Sorge, diese Revolution zu erneuern. Ich trage darauf an, daß man eine Regierung von fünf Mitgliedern ernenne."**)

Bei der Bildung der provisorischen Regierung im Stadthause reservirte sich Crémieux das Portefeuille des Großsiegelbewahrers und Justizministers, ein Posten, der sowol seinem Charakter wie seinen Fähigkeiten angemessen war; denn er ist keineswegs einer jener bittern, unerbittlichen Republikaner, denen selbst der Name Königthum verhaßt ist; ebenso wenig gehört er zu jenen Politikern, die sich ans Staatsruder drängen, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen oder mit ihren Theorien zu experimentiren; ihm ist es Ernst mit seinem Thun; und darum suchte er sich einen Platz, an dem er, ohne Aufsehen zu erregen, wirksam sein konnte. Es beschränkte sich daher seine Thätigkeit während des Bestehens der provisorischen Regierung ausschließlich nur auf den Verwaltungskreis seines Ministe-

*) Die Rede wurde am nächsten Morgen in der Nähe der Rednertribüne ganz mit Schmuz bedeckt auf dem Boden gefunden und Crémieux wieder eingehändigt, in dessen Besitz sie noch heute ist.

**) Vgl. Lamartine, Histoire de la révolution de 1848, I, 185.

riums, und hier wußte er sich die allgemeine Liebe und Achtung aller seiner ihm untergebenen Beamten, vom Abtheilungschef bis zum Copisten herab, zu erwerben; sein Name steht für alle Zeiten in den Bureaux des Justizministeriums mit unauslöschlichen Lettern geschrieben.

Wir wenden uns, ohne die Geschichte der Februarrevolution weiter zu verfolgen, welcher Crémieux ein treuer Anhänger blieb, vielmehr der Periode in Crémieux' Leben zu, die mit dem letzten Jahrzehnt des Kaiserreichs zusammenfällt und mit seiner nochmaligen Erhebung zum Justizminister endet. Während des Staatsstreichs gehörte auch er unter die Verhafteten. In der Nacht marschirte eine Compagnie Voltigeurs vor dem Hause des ehemaligen Ministers auf. Man führte ihn zuerst nach Mazas und von da in die Kerker von Vincennes, wo er 23 Tage in Gefangenschaft blieb. Während des achtzehnjährigen Kaiserthums hat sich Crémieux von der Politik ferner gehalten, obgleich er wie Jules Favre zu der Zahl der „Irréconciliables" gehörte; nur bisweilen unterstützte er mit seinen feurigen Reden seine Gesinnungsgenossen, z. B. in den großen Preß- und Budgetdebatten; doch im Vergleiche mit seiner parlamentarischen Wirksamkeit vor der Februarrevolution war seine jetzige unbedeutend; wol mochte das immer mehr und mehr drückende Alter nicht ohne Antheil daran sein. Doch in seiner praktischen Wirksamkeit ließ er nicht nach; mehr als ein anderer pariser Advocat war er vor den Gerichtshöfen thätig, und selbst sein berühmter College Favre kann, was die Menge der ihm übertragenen Rechtssachen anbetrifft, sich nicht mit ihm messen, und zwar wol deshalb, weil Crémieux bei Führung seiner Processe und seinen Vertheidigungen mehr bei der Sache bleibt, sie mehr professionell nimmt als der heutige Minister des Auswärtigen, der es selten unterlassen kann, von dem Gegenstande seiner Vertheidigung abzuschweifen, in Allgemeinheiten überzugehen und seine Doctrinen zur Geltung zu bringen, was häufig die Ursache war, daß er seinen Proceß verlor. Unter den vielen großen Rechtssachen, mit denen Crémieux in den letzten Jahren betraut war, ragt bedeutsam seine Vertheidigung Mirès' vor dem Appellhofe hervor; bei diesem Proceß wagte er es, gleich wie Jules Favre bei andern Gelegenheiten, die Verderbtheiten des kaiserlichen Régime offen darzulegen und anzugreifen. Seine Vertheidigung ist ein Meisterwerk und zeigt, daß Crémieux ein tiefer Kenner der Nationalökonomie und des Handelsrechts ist; die Rede, die er bei dieser Gelegenheit gehalten, umfaßt einen Octavband von 250 Seiten.*)

Ebenso wenig darf es unerwähnt bleiben, daß Crémieux vor wenigen Jahren noch einmal für seine in andern Ländern bedrückten Glaubensgenossen auftrat; er war es nämlich, der sich die größte Mühe gab, die Emancipation der Juden in den Donaufürstenthümern durchzusetzen, doch leider blieben seine wahrhaft heroischen Anstrengungen ohne Erfolg und scheiterten in Frankreich hauptsächlich an der Opposition der ultramontanen Partei und ihrer Organe; Veuillot und Consorten, die bei dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges den heiligen Kreuzzug gegen das ungläubige Deutschland predigten, überschütteten den jüdischen Philanthropen, der seinerzeit ein so beredtes Wort für die syrischen Christen gesprochen, mit Verleumdungen und ungerechten Anklagen.**) Daß nach dem Fall des zweiten Kaiserreichs Crémieux zum zweiten mal in die provisorische Regierung seines Landes berufen und wiederum den Posten des Justizministers übernommen, haben uns die Tagesblätter berichtet, sowie wir ferner aus ihnen wissen, daß sein Antheil an der Leitung der militärischen wie politischen Geschäfte durch die Thätigkeit seiner jüngern Collegen Jules Favre und Gambetta fast ganz und gar in Schatten

*) La défense de Jules Mirès par M. Crémieux (Paris 1861). Eine ferner sehr beachtenswerthe Schrift über diese Affaire ist: L'affaire de Mirès (Berlin 1861).

**) Vgl. H. Vondilh, Patriotisme israélite. Lettre à M. Crémieux (Marseille 1860).

gestellt wird. Und das ist natürlich; Crémieux ist durch seine Charaktereigenthümlichkeiten wenig befähigt, und er weiß dies auch, am Steuerruder zu stehen und das Staatsschiff zu lenken, wenn die Wellen hoch gehen, der Sturm braust und Schiffbruch in jedem Augenblicke droht. Er ist eine rein juristische, wissenschaftliche, künstlerische Natur, zu weichherzig, zu sehr dem Behagen eines traulichen Familienlebens geneigt, um eisern hart und unbeugsam zu sein. Und in der That, Crémieux besitzt im höchsten Grade alle für das Familienglück unerlaßlichen Eigenschaften. Zahlreiche Freunde umgeben ihn, seinem guten Herzen, seiner Aufopferungsfähigkeit und Uneigennützigkeit verdankt er jene Anhänglichkeit und Zuneigung, der er überall begegnet. Handelt es sich darum, irgendjemand einen Dienst zu erweisen, so scheut er weder Kosten noch Mühen. Er besitzt die Kunst angenehmer Unterhaltung im hohen Grade. Man besuchte bis zur letzten Katastrophe Frankreichs seine Soiréen viel weniger, um die ersten Künstler und die beste Musik in Paris, als um ihn selbst zu hören. Das Aeußere von Crémieux ist häßlich, seine Nase ist unschön geformt, sein Gesicht ist breit und hat von weitem gesehen vulgäre Züge, doch seine hoch gewölbte und breite Stirn, sein tiefliegendes Auge, unter starken Augenbrauen voll sanften Feuers, sein etwas lang geschnitzter, doch fest geschlossener Mund zeugen von Geist, Thatkraft und Entschlossenheit. Besonders wenn er spricht und man ihn dann aufmerksam betrachtet, vergißt man seine Häßlichkeit. Wenn wir Jules Favre den Massillon der französischen Demokratie nannten, so können wir Crémieux den Waldeck Frankreichs nennen.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Pflanzengeographie.

Von Dr. M. J. Schleiden.

Erster Artikel.

Wenn die ersten Jugendeindrücke wirklich so zwingend für die Anschauungen des ganzen Lebens wären, als man oft behauptet, so müßte man glauben, daß bei einem großen Theile der Gebildeten Verständniß und Interesse für Pflanzengeographie unmöglich sei. Wie unendlich viele Menschen wurden nicht bei dem ersten Blicke, den sie über die Grenzen ihrer Heimat hinauswarfen, geführt durch die Lektüre des „Robinson", und ein tollerer Unsinn in geographischer Beziehung kann nicht leicht einem Menschen angeboten werden. Robinson scheitert an einer karaibischen Insel, dort findet er Citronenbäume und Kartoffeln, dort weiden Lamas, und dort stößt er beim Graben auf einen Goldklumpen. Eine unmöglichere Combination ist kaum zu erdenken. Aber zum Glück ist wenigstens in unserer reiselustigen Zeit den meisten schon früh eine erfahrungsmäßige Gegenbelehrung gegeben, wenn sie nur nicht blind und gedankenlos durch die Welt laufen. Zwar ist die weiße Wucherblume, die das Mädchen in Finnmarken, wo die Blume „Priesterkragen" heißt, abzupft und dabei ihr einfaches „heirathen, nicht heirathen" murmelt, dieselbe Margarethenblume, an deren Blättchen die deutsche Jungfrau ihr „Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen u. s. w." abzählt, und wiederum dieselbe, bei der die Schweizerin ihr „Hürathe, Ma ha, ledi bliebe, Kloschterfru werde" hersagt. Aber wer in Italien Orangen pflückte, die diesseit der Alpen nicht reifen, wer an den hohen Felsabhängen Tirols das Edelweiß sammelte, das er in der Ebene nirgends finden kann, oder wer sich in der Schweiz an dem Duft der sogenannten Alpenveilchen erfreute, die er in unsern deutschen Wäldern vergebens sucht, dem wird doch wol, auch ohne daß er es früher vernommen, das Wort des Virgil, der Grundgedanke aller Pflanzengeographie

in die Seele treten: „Nicht überall trägt die Erde dieselben Pflanzen.“ *) Und wenn so das Nachdenken einmal geweckt ist, so drängen sich wol auch dem Laien manche Fragen auf, die er nicht beantworten kann. Warum hat nur das östliche Asien den Thee? Warum versagte die Natur der Alten Welt die doch jetzt fast als unentbehrlich angesehene Kartoffel, den Taback, die China und Ipecacuanha? Warum findet man von Rügen bis zum Südabhange der Alpen den schönen Frauenschuh immer nur auf Kalkboden, warum von der lombardischen Ebene bis zum Strande der Nordsee die Sandnelke immer nur auf Sandboden? Warum mußte ich als Knabe vom väterlichen Hause eine Stunde weit wandern, um dem Spruche des Ovid**) nachkommen zu können:

> Schwellende Erdbeern sollst du, im Schatten des Waldes gewachsen,
> Pflücken mit eigener Hand.

Und warum endlich findet das Kränze windende Mädchen die blaue Cyane und den feuerrothen Mohn nirgends anders als im Getreide? — Diese Fragen könnte man endlos vermehren, und jede derselben nennt eine Aufgabe, deren Lösung eben von der Pflanzengeographie gefordert wird. Auf viele hat sie die Antwort gefunden, manche wird sie noch schuldig bleiben, bis der Ameisenfleiß der Einzelforscher die große Menge der Thatsachen zusammengetragen hat, die immer nothwendig ist, um Schlüsse darauf zu bauen.

Schon seit den ältesten Zeiten, wenigstens seit den Zeiten des Aristoteles oder doch seines botanischen Schülers, des Theophrast, fing man an die Thatsachen zu verzeichnen, auf denen vor allem die Pflanzengeographie gegründet ist, freilich ohne die geringste Ahnung zu haben, daß man damit für eine neue Wissenschaft und für welche man sammle. Man bemerkte nämlich bei jeder Pflanze, die man kennen lernte, zunächst ihr Vaterland; später beachtete man auch wol einzelne andere Verhältnisse ihres Vorkommens, ob in Wald oder Wiese, ob in Ebenen oder in Bergen u. dgl. m. Aber fast unübersehbar mußten die einzelnen Thatsachen geworden sein, ehe man anfangen konnte, sie darauf zu untersuchen, ob in ihnen gewisse größere Naturgesetze sich aussprächen oder nicht. Gehen wir nur noch einmal auf die obenerwähnte weiße Wucherblume zurück. Mit welcher Sorgfalt mußten die sämmtlichen Länder Europas in Bezug auf ihre wilde Vegetation durchforscht sein, bis man im Stande war, auf einer Karte die Grenzen zu verzeichnen, innerhalb deren die genannte Pflanze sich verbreitet, außerhalb welcher sie nicht mehr gefunden wird. Das müßte man aber eigentlich von jeder Pflanze wissen, und wir wissen es jetzt vielleicht kaum von einem Drittheil aller bekannten Arten. Darin, in der anfänglichen Mangelhaftigkeit und dem nur allmählichen Anwachsen der Thatsachen lag es, daß die Pflanzengeographie als Wissenschaft erst spät und nur allmählich entdeckt werden konnte. Dem vollen Licht gingen Dämmerungen voran, der klaren Erkenntniß mannichfache noch unbestimmte Ahnungen. Diese Anfänge der Wissenschaft reichen nicht über den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Im Jahre 1702 vollendete Tournefort seine Reise nach dem Morgenlande, und 1717 erschien seine „Voyage au Levant“. Auf dem Ararat hatte er gefunden, wie sich die Vegetation nach der Höhe über dem Meere ändere, daß am Fuße die Pflanzen Kleinasiens, auf der Mitte die Frankreichs und auf der Spitze die Lapplands sich zeigten. Linné, der übrigens auch noch die Standorte der Pflanzen genauer beschrieb und auf die Pflanzenwanderungen aufmerksam machte, Saussure, der zuerst zur Bestimmung der Höhenstandpunkte das Barometer anwendete, Reynier und Ramont führten die Lehre von der Verschiedenheit der Vegetation auf verschiedenen Höhen weiter aus. Adanson bemerkte 1763 in seinen

*) Virgil, Vom Landbau, 1, 52—54 dem Sinne nach.
**) Ovid, Verwandlungen, 13, 815.

„Familles des Plantes“, daß die Doldengewächse*) in der Tropenregion fast gänzlich fehlen. Arthur Young bestimmte (1787—89) für Oelbaum, Wein und Mais die nördlichsten Grenzen des Anbaues, was Giraud-Soulavie weiter ausführte. Strotmeier sprach 1800 in einer Dissertation zuerst von einer geographischen Geschichte der Pflanzen. So standen die Angelegenheiten, als im Jahre 1807 das kleine, aber epochemachende Werk von Alexander von Humboldt: „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“, erschien. Die Schrift enthält nur wenige Seiten, und gleichwol sind alle wichtigen Momente einer umfassenden Pflanzengeographie darin niedergelegt, alle die wichtigen Beziehungen, in denen die Vertheilung der Gewächse an der Erde zur ganzen Natur und zum Menschenleben steht, darin aufgewiesen. Die Entwickelung der Pflanzengeographie in der Folgezeit hat fast nichts thun können, als die Sätze Humboldt's ausführen und über jede Zeile von ihm ein Buch schreiben.

In unmittelbarer Verbindung mit Humboldt's Ideen zur Pflanzengeographie, gleichsam als Anhang dazu, gab Humboldt ein „Naturgemälde der Tropenländer“, und dieses in Humboldt's bekannter blühend-geistreicher Sprache dargestellte Bild hat einerseits auch in weitesten Kreisen das Interesse für Pflanzengeographie geweckt, andererseits aber auch bei den Laien eine sehr falsche Ansicht von dem, was Pflanzengeographie sei, hervorgerufen. Auch wol noch jetzt verstehen gar viele und besonders vom weiblichen Geschlecht darunter eine poetische, die Einbildungskraft anmuthig anregende oder gewaltig ergreifende Schilderung von Palmenhainen und tropischen Urwäldern, amerikanischen Pampas oder ostindischen Dschungels. Daß die Pflanzengeographie aber eine sehr ernste, in ihrer systematischen Ausführung häufig sogar trockene Wissenschaft sei, ist den meisten wol unbekannt. Indem wir hier versuchen, eine Uebersicht der Aufgaben dieser Wissenschaft und ihrer Lösungen zu geben, wollen wir dem Leser nicht mehr versprechen, als zu halten möglich ist; zum Pflanzengeographen wird er durch unsere Mittheilungen nicht werden, denn das erfordert ein langes, gründliches, zum Theil durch eine Masse langweilig scheinender Details durchgeführtes Studium; aber wir hoffen ihm einen Einblick in den großen Umfang dieser Wissenschaft und ein Verständniß für ihre Aufgabe gewähren zu können, den wir möglichst durch Vorführung interessanterer Beispiele anschaulich beleben wollen.

Man kann füglich die ganze Pflanzengeographie in die Beantwortung dreier Fragen zusammenfassen, woraus sich folgende drei Haupttheile der Wissenschaft ergeben:

1) Vollständige Darstellung der Vertheilung der Pflanzen an der Erde nach Zeit und Ort sowie nach Länge, Breite und Höhe oder Botanische Statistik.

2) Vollständige Entwickelung aller Ursachen, durch welche diese Vertheilung bedingt ist.

3) Vollständige Entwickelung der Einflüsse, welche die Vertheilung der Gewächse auf die Thierwelt und das Menschengeschlecht ausgeübt hat und noch ausübt.

Aus allen drei Theilen besitzen wir zur Zeit nur erst Bruchstücke, keiner hat bisjetzt schon einen gewissen Grad der Vollendung gewonnen, und im weitern Verlaufe unserer Mittheilungen wird man den Grund davon leicht einsehen, wenn man erkennt, welche unendlich große Menge von Einzelforschungen stets vorhergehen muß, ehe die Wissenschaft auf einem der drei Gebiete einen Schritt vorwärts thun kann.

Bleiben wir zunächst bei der ersten Aufgabe stehen, so wird es dem Laien auffallen, ja fast unglaublich erscheinen, daß bisjetzt noch kein einziges auch nur kleines Stück unserer Erdoberfläche in Bezug auf die von demselben genährten Pflanzen so durchforscht

*) Z. B. Bärenklau, Petersilie, Kümmel u. s. w. Der lateinische Name Umbelliferae (Schirmträger) bezeichnete bei den Römern die Sklavinnen, die den vornehmen Damen in den unbedeckten Amphitheatern den Sonnenschirm überhalten mußten.

ist, als es die strenge Wissenschaft verlangen muß. Zur Zeit sind wir gleichsam noch auf sehr rohe Ueberschlagsrechnungen angewiesen, bei denen es auf Tausende von Thalern mehr oder weniger nicht ankommt, während die exacte Wissenschaft Rechnungen verlangt, die bis auf Tausendtheile eines Hellers genau sind. Die Arbeiten, die wir der Ausführung dieses ersten Theils zu Grunde legen, sind die sogenannten Floren, Aufzählungen der in einem bestimmten Gebiete vorkommenden Pflanzen sowie der Art ihres Vorkommens. Solcher sogenannten Floren haben wir eine große Anzahl, bisjetzt aber noch nicht eine einzige, die den an dieselbe zu machenden Anforderungen vollkommen entspricht. Entwickeln wir dieselben beispielsweise an einer Flora von Thüringen. Eine solche müßte zunächst sämmtliche Pflanzen aufzählen, die überhaupt in Thüringen vorkommen, aber hier dürfte schon nicht blos der Name einer sogenannten Art genannt werden, sondern es muß die bestimmte Form jeder Art (die Abart oder Varietät), welche sich findet, charakterisirt sein. Von jeder der genannten Pflanzen muß dann genau angegeben werden, wo sie sich findet, wie weit sie nach Norden, Süden, Osten und Westen vorkommt, wie hoch sie an den Bergen hinansteigt, und wenn es eine Gebirgspflanze ist, auch wie tief sie ins Thal hinabsteigt; ja auch darauf ist zu achten, ob sie bei geneigtem Boden an der Ost-, West-, Nord- oder Südseite auftritt. Dann muß möglichst genau bestimmt werden, wie häufig eine Pflanze in dem von ihr eingenommenen Areal ist. Es muß ferner genau angegeben werden, ob sie im Walde oder im Freien vorkommt, ob sie auf Wiesen, Heiden oder in Sümpfen, auf welcher Bodenart (Kalk, Sand, Thon u. s. w.) sie wächst. Endlich muß sorgfältig festgestellt werden, nicht nur wo, sondern auch wann sie vorkommt; das heißt: es muß untersucht werden, wann sie an den verschiedenen Orten aus ihrem Winterschlafe erwacht, wann sie zu blühen anfängt und aufhört, wann sie ihre Früchte reift, wann sie wieder in die Winterruhe zurückkehrt. Ich weiß nicht, ob der oft verspottete erste Maikäfer der „Vossischen Zeitung" für die Zoologen von irgendeinem Nutzen ist, aber das weiß ich, daß dem Pflanzengeographen die jährliche Aufzeichnung des ersten Schneeglöckchens, des ersten Veilchens, der ersten Primel u. s. w. für jeden Ort von großer Wichtigkeit wäre. Nun stelle man sich aber vor, wie viele Forscher auch nur für ein so kleines Gebiet wie Thüringen jahrelang arbeiten und ihre Beobachtungen zusammentragen müssen, um den obigen Anforderungen einigermaßen zu entsprechen. Auch nur annähernd vollständig haben wir solche Floren zur Zeit erst für sehr wenige Gebiete von Europa, dem bisjetzt noch am gründlichsten durchforschten Welttheile; von den übrigen Welttheilen besitzen wir nur erst sehr dürftige Anfänge. Daher sind die auf so unzulängliche Grundlagen gebauten Schlüsse auch erst in ziemlich weiten Grenzen schwankende Annäherungen an die Wahrheit, und oft wechseln die Ansichten im Laufe der Fortbildung der Wissenschaft, auch abgesehen von der nur zu häufigen Verallgemeinerung beschränkter Erfahrungen; spottet doch schon Humboldt darüber, daß so viele sich die ganze Geologie nach den Beobachtungen construiren, die sie an dem zufällig ihrem Fenster gegenüberliegenden Hügel gemacht haben.

Es liegt in der Natur des menschlichen Geistes, daß er sich nie an der Auffassung der einfachen Thatsache genügen läßt, sondern sogleich die Frage: warum? daranknüpft und sich dieselbe dann, so gut es eben gehen will, beantwortet. In diesem einfachen Verhältnisse liegt die Geschichte aller Wissenschaft wie ihrer einzelnen Zweige. Mit der ersten Thatsache, die der Mensch erkannte, war auch sogleich eine Theorie derselben fertig und mit der einfachen Erkenntniß, daß eine Welt sei, entstand zugleich bei jedem Volke auch nothwendig eine Geogonie, ein Versuch, zu erklären, wie und warum sie entstanden sei, ohne daß man erst die Untersuchung durch allerdings mühsame Arbeit vollendet hätte darüber, wie denn die Welt gegenwärtig beschaffen ist, eine Untersuchung, mit der wir noch beschäftigt sind und deren allmählicher Fortführung schon unzählige Theorien über

die Entstehung der Welt zum unvermeidlichen Opfer gefallen sind. Ganz dasselbe findet auch auf die Pflanzengeographie, mit der wir uns hier beschäftigen, seine Anwendung. Kaum hatte man im allgemeinen festgestellt, daß die Erde nicht überall dieselben Pflanzen trägt, als man auch schon Theorien bei der Hand hatte, diese Erscheinung zu erklären. Wie sich in alten Zeiten die Unfähigkeit, die Entstehung der Welt zu erklären, hinter den Glauben an höhere Mächte, an unmittelbare Einwirkung göttlicher Wesen versteckte, so hat man auch lange in der Pflanzengeographie sich damit beholfen, die angebliche Thatsache der Schöpfung als Erklärungsgrund für die Vertheilung der Gewächse hinzustellen und von verschiedenen Schöpfungsmittelpunkten zu fabeln, von denen aus sich die hier geschaffenen Pflanzen verbreitet hätten, bis ihnen von andern Schöpfungsmittelpunkten eine Grenze, ein „Bis hierher und nicht weiter" geboten sei. Hört man doch solche Worte noch jetzt oft aussprechen. Sobald man die Pflanzen etwas näher kennen lernte, fand man auch leicht, daß ihr Gedeihen in gewissem Maße von Wärme und Feuchtigkeit abhängig sei, und nun glaubte man auch in der Vertheilung der klimatischen Verschiedenheiten auf der Erde den Schlüssel für die Vertheilung der Gewächse gefunden zu haben. Man war seiner Sache so sicher, daß man von nun an alle Werke über Pflanzengeographie mit einem Kapitel über Klimatologie anfing (z. B. Schouw 1823, Meyen 1836, A. Decandolle 1855), statt mit der thatsächlichen Grundlage, der Vertheilung der Pflanzen zu beginnen und erst daraus die Frage nach den Gründen dieser Vertheilung abzuleiten. Der Nachtheil dieser Behandlungsweise zeigt sich recht schlagend bei Meyen, der ganz naiv erklärt, ohne die schon von Schouw gegebenen Belehrungen zu berücksichtigen: „Die Vertheilung der Pflanzen richtet sich hauptsächlich nach den Breiten der Erdoberfläche, denn von diesen hängt die Temperaturvertheilung ab. Die Ausdehnung des Areals den Längengraden nach ist viel weniger in Betracht zu ziehen."

Daher ist denn auch wol die gründliche Untersuchung des Thatbestandes häufig ungebührlich vernachlässigt worden. Die wahre Grundlage unserer Wissenschaft wäre erst dann vollständig gegeben, wenn wir für alle Pflanzen oder doch für eine einigermaßen große Anzahl nach dem oben angegebenen Schema genaue statistische Monographien hätten. Wenn wir wüßten, wo sie ihre eigentliche Heimat haben, was sich nach der Dichtigkeit ihres Vorkommens beurtheilen ließe, nach welchen Richtungen und Entfernungen sie anfangen selten zu werden, und wo sie endlich ganz aufhören. Schon Schouw sagte sehr richtig: „Leicht ist zu sagen, wo eine Pflanze wächst, aber sehr schwer, wo sie nicht wächst." Zu unserer Beschämung müssen wir gestehen, daß wir eine solche vollständige Statistik fast noch von keiner einzigen Pflanze besitzen. Die Versuche von D'Urville, Heer, Boseau, Miquel, Fürnrohr u. a., die Dichtigkeit des Vorkommens einer Art zu bestimmen, sind untereinander zu verschieden, um sich verbinden zu lassen, und keiner hat das Areal irgendeiner Art vollständig umfaßt. Die Untersuchung wird dadurch noch besonders erschwert, daß die einzelnen Pflanzenarten eine sehr verschiedene Anlage zum geselligen Wachsthum zeigen. Einzelne sind in dieser Beziehung so mächtig, daß sie, wo sie einmal sich angesiedelt, in kurzer Zeit die ganze übrige Vegetation, soweit sich dieselbe nicht durch die Größe und Stärke ihrer Individuen wahren kann, vollständig verdrängen, so die gemeine Heide, so der Löwenzahn, mit dem unsere Gärtner jahraus jahrein einen fast nie endenden Kampf auf ihrem Culturlande und ihren Rasenplätzen führen. Nicht ganz so exclusiv, aber doch auch große Bodenstrecken dicht bedeckend sind in unsern Wäldern die Heidelbeere (Vaccinium myrtillus L.), an unsern Flußufern das gemeine Schilf (Phragmites communis L.) und in den Alpen die Alpenrosen (Rhododendron ferrugineum und hirsutum L.). Gleichartige Wälder bilden in Litauen die Linde, in Skandinavien die Buche, bei uns Kiefer und Fichte. Andere Pflanzen neh-

men zwar nie größere Flächen für sich allein in Anspruch, wachsen aber doch auch nie einzeln, sondern immer in kleinen Clubs zusammen (gehäuft), wie der Sumpfdotter (Caltha palustris L.) oder die Primel (Primula officinalis L.). Andere endlich wachsen immer nur sehr zerstreut in einzelnen Exemplaren, niemals mehrere nahe beisammengestellt, so viele der seltenen europäischen Orchideen, so der Türkenbund (Lilium martagon L.). Am leichtesten läßt sich das Centrum des dichtesten Vorkommens noch bei den ganz geselligen Pflanzen erkennen. So wird die gemeine Heide (Erica vulgaris L.) in Italien nach und nach eine zerstreute Pflanze, es gesellt sich zu ihr die Erica arborea L., ebenfalls zerstreut, die aber dann, wenn die gemeine Heide ganz aufhört, an ihrer Statt gesellig sich ausbreitet. Ausdrücke wie: „Es ist wenig wahrscheinlich, daß dergleichen vorkomme", oder: „Man kann hundert gegen eins wetten, daß die Sache sich so verhält", sind gewiß wenig wissenschaftlich und kommen doch nur zu häufig in A. Decandolle's großer Pflanzengeographie vor und beweisen, wie wenig vollendet diese Disciplin selbst noch im Jahre 1855 war.

Jene Mängel muß man dann durch allerhand künstliche Hülfsmittel, Interpolationen und Hypothesen einigermaßen auszugleichen suchen, und da ist es begreiflich, daß die daraus abgeleiteten Schlüsse leicht der Entdeckung einer einzigen Thatsache unterliegen können und oft schon unterlegen sind.

Sehen wir zunächst von den wenigen Pflanzen ab, die so selten auf der Erde sind, daß fast die kürzeste Beobachtung hinreicht, ihre Verbreitung festzustellen. Von einem höchst merkwürdigen Baume Amerikas, dem Arbol de las manitas oder Handbaum, dessen dicke, dunkelrothe Staubfäden so verwachsen sind, daß sie fast wie eine blutige Kinderhand aus der großen Blume hervorragen, existirt im wilden Zustande vielleicht nur ein einziges Exemplar bei Toluca, jedenfalls nur äußerst wenige in der Gegend, wo er zuerst aufgefunden wurde. Von einer Art Sagopflanze, dem Dion edule, gibt es noch kein Dutzend Individuen. Sehr gering und auf einen kleinen Raum beschränkt ist die Zahl der californischen Mammuthbäume. Eine unserm Ehrenpreis verwandte Pflanze, die Wulfenia carinthiaca, wächst nur an den Bergwänden eines einzigen Thales in Kärnten; Aehnliches gilt von einigen Pflanzen der Pyrenäen. Die schöne Dicksonia arborescens, ein Farrnkraut, wächst nur auf einem einzigen Berggipfel von Sanct-Helena, und viele Inseln, wie Kerguelen, Tristan d'Acunha, Juan Fernandez u. s. w. bieten ähnliche Beispiele dar. Alle diese Pflanzen eignen sich eben wegen ihres gar zu beschränkten Vorkommens nicht, um pflanzengeographische Schlüsse darauf zu bauen. Eine einigermaßen genügende Monographie über die Verbreitung einer einzelnen Pflanze besitzen wir fast nur in Schouw's „Untersuchung über die Buche" und E. Meyer's „Untersuchung über die gemeine Heide".

Wir müssen aber vorläufig das Material benutzen, gut oder schlecht, wie es eben vorliegt.

Hierbei müssen wir zuerst den Standort der Pflanzen genauer ins Auge fassen, ohne zunächst die Frage zu stellen und zu beantworten, ob und wie der Standort die Ausbreitung der Pflanze bedingt. Freilich liegt hier manches so nahe, daß es auch ohne Untersuchung sich als selbstverständlich darstellt. Wenn wir sehen, daß das Hornblatt (Ceratophyllum) ganz in und unter Wasser wächst, so versteht sich von selbst, daß wir es in einer Sandwüste nicht finden werden, sowenig wie wir erwarten dürfen, daß eine Eiche irgendwo auf dem Grunde eines tiefen Gewässers wurzelt. Der Standort einer Pflanze besteht nur in den unmittelbaren Umgebungen (Medien), in denen die Pflanzen leben. Selten sind diese Umgebungen bis zu einem gewissen Grade gleichartig: 1) unterirdische Pflanzen, ganz umgeben von Erde, z. B. die Trüffeln; 2) echte Wasserpflanzen, die ganz untergetaucht wachsen, wie das erwähnte Hornblatt im süßen, das Seegras

(Zostera) und die ganze Gruppe der Tange im Salzwasser; 3) Luftpflanzen, wie einige tropische Orchideen, die sich zwar an einem Baumaste anheften, aber nur in und von der Luft leben; endlich 4) Entophyten, Pflanzen meist der allerniedrigsten Stufe der vegetabilischen Organisation angehörend, die ganz in einem fremden Organismus leben, wie z. B. die Kornbrandarten, oder die Diphteritis- und Cholerapilze. Bei weitem die meisten Pflanzen leben in zwei verschiedenen Umgebungen zugleich: I. in Erde und Luft, gewöhnlich Landpflanzen genannt; diese werden dann noch wieder nach der Verschiedenheit des Bodens, in dem sie wurzeln, unterschieden, z. B. Kalkpflanzen, wie das bläuliche Gras, die Sessleria, oder Salzpflanzen am Meeresstrande oder in der Nähe der Salzquellen, wie Salzkraut (Salsola) und Glasschmalz (Salicornia), oder Torfpflanzen, wie die Moosbeere (Vaccinium oxycoccus L.) u. s. w.; II. in Erde, Wasser und Luft, gewöhnlich fälschlich auch Wasserpflanzen genannt, z. B. die Nymphäen oder Seerosen, die immer nur in der mehr oder weniger hoch mit Wasser bedeckten Erde wurzeln, deren Stengel sich im Wasser entwickeln, während Blätter und Blüten sich darüber in die Luft erheben. Ich begnüge mich hier mit den Andeutungen der Hauptverschiedenheiten, obwol die Wissenschaft oft in der Eintheilung der Standorte noch viel weiter in Einzelheiten eingeht und eingehen muß, z. B. die Eintheilung in Sonnen- oder Lichtpflanzen und Schattenpflanzen, bei den letztern muß man dann auch noch den Standort in Laubwäldern, Nadelholzwäldern u. s. w. unterscheiden.

Nächstdem ist die erste Aufgabe, die wir zu lösen haben, daß wir für die einzelnen Arten die Verbreitungsbezirke, die Areale, construiren. Zu dem Ende umschreiben wir das Gebiet, in welchem die Pflanze in ununterbrochener Verbreitung vorkommt, mit einer Linie, womit das eigentliche Areal gegeben ist. Man nimmt dabei an, freilich größtentheils ohne erfahrungsmäßige Grundlage, daß die Pflanze in der Mitte des Areals sich am dichtesten gestellt vorfinde. Darüber hinaus gibt es aber oft nach verschiedenen Seiten einzelne strahlenförmige Ausläufer oder ganz kleine, vom Hauptareal getrennte Gebiete. Man nennt diese sporadisch ohne Verbindung mit dem eigentlichen Areal vorkommenden Individuen Repräsentanten oder Vorposten. So z. B. hat eine nordamerikanische Orchidee (Spiranthes cernua) ihre Vorposten bis Irland erstreckt, und das bei uns auf allen Wiesen und Wegen gemeine Knaulgras (Dactylis) tritt in Algier wieder auf den Marschwiesen von Metidscha auf. Seltener hat eine Pflanze ein ununterbrochenes Areal, indem sie an zwei weit voneinander entfernten Orten in gleicher Häufigkeit sich findet; so kommt eine Sandnelke (Armeria plantaginea Willd.) in großer Menge in einem Kiefernwalde zwischen Mainz und Niederingelheim vor, dann aber nur auf der Südseite der Walliser Alpen in gleicher Häufigkeit.

Eine genaue Vergleichung der Areale untereinander bestimmt uns dann, sie nach manchen Beziehungen einzutheilen. So zuerst in große und kleine Verbreitungsbezirke. Von den letzten habe ich oben schon einige interessante Beispiele angegeben, für die ersten mögen folgende Beispiele genügen: es sind besonders einige Meeralgen (Ulva, Ceramium), Flechten (Lecanora) und Moose (Barbula, Dicranum, Polytrichum), die sich fast auf dem ganzen Erdboden verbreitet finden; die Meerstrandbinse kommt in Europa, Nordamerika, am Senegal und Cap und in Neuholland vor, die Brunnenkresse findet sich in Europa, Nordamerika, Madeira, den Canaren und Capverden, Jamaica, Domingo, Südamerika, Cap, Bourbon und Japan.

Die Areale der meisten Pflanzen haben nahebei die Form von Kreisen oder wenig verlängerten Ellipsen. Davon machen nur verhältnißmäßig wenig Pflanzen eine Ausnahme, deren Areale sehr schmal, aber sehr, sei es von Norden nach Süden, sei es von Osten nach Westen, verlängert sind. A. Decandolle findet bei der Untersuchung von 8495 Arten nicht ganz $1^1/_2$ Proc. mit sehr langgestrecktem Areal. Diese eigenthüm-

lichen Areale scheinen in einer ganz bestimmten Beziehung zu der Configuration des Landes zu stehen. Von 68 Arten mit westöstlich verlängertem Areal kommen 27 Arten im Norden vor, wo sie, wie das Land, einen fast ununterbrochenen Gürtel um die Erde knüpfen, und 14 Arten finden sich am Rande der großen Bodeneinsenkung, welche das Mittelmeer bildet, einerseits bis nach dem Kaukasus und Persien, andererseits bis zu den Canaren und Azoren sich verbreitend. Als gutes Beispiel kann der Oleander dienen, den man von Portugal bis Imeretien findet, der sich aber nie weit vom Mittelmeere entfernt, sowie im Norden eine Pedicularis (P. lapponica L.), die im arktischen Europa, Asien und Amerika fast in einer geschlossenen Zone um die Erde herum vorkommt. Von 48 Arten mit nordsüdlich sich ausdehnendem Areal finden sich 26, die den Osten Amerikas von den südlichen Vereinigten Staaten bis Montevideo schmücken, und 7, die sich am westlichen Küstensaum von Californien bis Chile verbreiten; zu jenen gehören z. B. mehrere Ipomeen (I. sinuata Ort., tamnifolia L. etc.) und eine dem Ehrenpreis verwandte Pflanze (Buchnera elongata Sw.), zu diesen eine Ehrenpreisart (Veronica peregrina L.) und der bekannte gelbe Mimulus unserer Gärtner (M. luteus L.).

Ein sorgfältiges Studium der Areale der einzelnen Pflanzenarten ist im ganzen von sehr neuem Datum. Man fing damit an, einzelne Linien zu ziehen, welche nach irgendeiner Seite hin die Ausbreitung einer Pflanze begrenzten. Hier ließ das Vorurtheil der klimatischen Alleinherrschaft, wie ich es oben bei Meyen angemerkt habe, zuerst fast nur die Polargrenze untersuchen, und man dachte anfänglich kaum an die Möglichkeit, daß auch die wärmern Zonen eine Pflanze in ihrem Wachsthum beschränken könnten. Einige Beispiele mögen hier die Polargrenzen darlegen. In Schweden z. B. hört die Buche bei 57° nördl. Br. auf, die Laubwälder im allgemeinen bei 64° nördl. Br.; Fichten und Tannen reichen in Wäldern bis über 69°, Birken, Erlen und Weiden bis 71°. In Nordamerika hört die Buche bei 45° nördl. Br. auf, kommt die Robinie (sogenannte Akazie) bis 46° nördl. Br. vor, der wilde Wein (Ampelopsis) hört bei 50° auf, die Schneebeere (Symphoria) reicht bis 60°, der Schneeballen bis 68°, die rothe Johannisbeere bis 70° und die Preißelbeere bis 71°. Für die bei weitem weniger untersuchten Aequatorialgrenzen erwähne ich, daß die Kartäusernelke in der Ebene am Ural nicht unter 47° nördl. Br. vorkommt, im südlichen Frankreich und Dalmatien nicht unter 43° und in Italien nicht unter 41°. Die Aequatorialgrenze der Vogelbeere (Sorbus) liegt in der Ebene zwischen 47° und 50° nördl. Br. und bei Aspromonte in Calabrien steht wol die südlichste Birke."

Das Zusammentreffen der Polar- und Aequatorialgrenzen verschiedener Pflanzen wird oft sehr charakteristisch für eine Flora. Von 352 in Tirol gefundenen Laubmoosen erreichen nach Heufler 6 in der südlichen Alpenkette ihre Nordgrenze und 10 in der nördlichen Kette ihre Aequatorialgrenze. Noch weniger als die Aequatorialgrenzen wurden früher die Ost- und Westgrenzen beachtet. Aus dem, was wir bisjetzt wissen, können wir das allgemeine Gesetz ableiten, daß, während in den Nordpolargegenden einige Pflanzen durch keinen Meridian begrenzt sind, die westlichen und östlichen Grenzen immer enger zusammenrücken, je weiter wir gegen den Südpol hin vorschreiten. Unsere Fichten, Tannen und Kiefern, sowie unsere Heide finden sich nicht in Amerika. Die Buche überschreitet in der Ebene nach Westen nicht den 65° westl. L. von Ferro (Irland), nach Osten nicht den 55° östl. L. (Krim). Das Areal einer Pflanze, soweit es durch die Polar- und Aequatorialgrenzen bestimmt wird, pflegt man die Zone derselben zu nennen.

Die Grenzen nach Westen und Osten entsprechen aber sehr selten den Parallelkreisen; in den meisten Fällen ist, wie schon oben erwähnt, die ganze Grenzlinie eine gekrümmte (kreisförmige) und wenn die Grenzen nahebei geradlinig sind, so gehen sie doch gewöhnlich von Südost nach Nordwest oder von Nordost nach Südwest. Auf dieses

Verhältniß hat wol zuerst einer unserer bedeutendsten Pflanzengeographen Griesebach in Göttingen in seiner „Abhandlung über die Vegetationslinien" (1847) in eingehender Weise aufmerksam gemacht. So bildet der Verbreitungsbezirk der Buche nahebei ein rhombisches Viereck, dessen vier Winkel (aber nicht die Seiten) so ziemlich den Himmelsgegenden entsprechen.

Von großer Bedeutung bei Bestimmung der Pflanzenareale sind endlich die Grenzen der Verbreitung nach der Höhe über dem Meeresspiegel, die Regionen der Pflanzen. In Lappland gibt es viele Pflanzen, die vom Meere bis zur Schneegrenze sich ausbreiten. Im südlichen Europa gibt es nur noch wenige dergleichen Pflanzen, doch lassen sich hier noch der Feldquendel (Thymus serpyllum L.), das Marienblümchen (Bellis perennis L.) und das Hirtentäschchen (Thlaspi bursa pastoris L.) nennen. In den Anden gibt es keine Phanerogame mehr, deren Region so ausgedehnt wäre, doch kommt noch ein Moos, der besenförmige Zweizahn (Dicranum scoparium) sowol tief in der Ebene wie an der obern Grenze des Pflanzenwuchses vor. Im allgemeinen kann man annehmen, daß Pflanzen, die eine sehr ausgedehnte Breitenzone haben, auch eine sehr große Höhenregion einnehmen; so hat der gemeine Wundklee (Anthyllis vulneraria L.) eine Breitenzone von 30 Graden und steigt im südlichen Europa von der Ebene bis zu 9000 Fuß an den Bergen hinauf. Die gemeine Heide hat eine Breitenzone von 28° 40′ und ebenfalls eine Höhenregion bis zu 9000 Fuß. Ausnahmen von dieser Regel machen natürlich Pflanzen, die auf Höhen ihren eigenthümlichen Standort nicht finden, wie die Meerstrandpflanzen, z. B. der Meerkohl (Cakile maritima L.). Auf den Bergen Südamerikas fängt der Getreidebau gerade da an, wo er in der Schweiz aufhört. Welche bedeutenden Unterschiede in den Höhengrenzen schon durch geringe Breitendifferenzen hervorgerufen werden, zeigt folgende Zusammenstellung:

Obere Grenze	Lappland.	Norwegen.	Riesengebirge.	Nördliche Alpen.	Centralalpen.	Gruppe des Montblanc und Monte-Rosa.	Anden.
	Fuß.	Fuß.	Fuß.	Fuß.	Fuß.	Fuß.	Fuß.
des Weins	—	—	—	1500	1800	2750	—
der Walnuß . . .	—	—	—	2500	2750	3600	—
der Buche	—	—	—	4250	3900	4800	—
des Getreidebaues .	—	—	—	2700	4000	4700	—
des Baumwuchses .	1800	3250	3800	5500	6000	6500	10800

Gleichsam einen Anhang zu den Höhenregionen bilden die Tiefenregionen unterhalb des Meeresspiegels, auf die zuerst Forbes in wissenschaftlicher Weise bei Untersuchung des Aegäischen Meeres aufmerksam gemacht hat. Er theilt die Tiefe von der Flutlinie bis 474 Fuß in 6 Regionen. In der dritten zwischen 60 und 120 Fuß verschwindet allmählich das Seegras (Zostera oceanica L.) und unter 474 Fuß finden sich keine Algen mehr.

Durch die Verbindung der Zonen und Regionen stellen sich eigenthümliche Verhältnisse für die Areale heraus. Entweder verläßt das Areal in einer bestimmten Breite die Ebene und lehnt sich mit abnehmender Breite immer höher steigend an die Berge, wie die folgende Uebersicht des Vorkommens des kleinen, niedlichen, rothblühenden Steinbrechs (Saxifraga oppositifolia L.) zeigen mag. Diese Pflanze, fast allen Polarfloren angehörig, wächst noch in Norwegen in 67, in Schottland in 57° nördl. Br. im Niveau des Meeres. Von da steigt sie auf die Berge und die untere Grenze ihres Vorkommens liegt ungefähr:

auf den Grampians in Schottland . . .	bei	1000	Fuß
„ Schlesischen Gebirgen	„	4000	„
„ Centralalpen	„	4860	„
„ Westalpen und Mont-Ventoux .	„	5100	„

auf den Karpaten	bei 5600	Fuß
„ Pyrenäen	„ 6350	„
„ Venetianischen Alpen	„ 7800	„
„ Sierra Nevada	„ 8700	„

Ein ähnliches Beispiel liefert die Buche. Ihre untere Grenze, von da, wo sie die Ebene verläßt, ist ungefähr:

am Mont-Ventoux	930	Fuß
in den Westpyrenäen	1470	„
„ italienischen Alpen	2800	„
„ mittlern Apenninen	3170	„
„ südlichen Apenninen	3300	„
in Sicilien	3690	„

Oder das Areal wird ganz unterbrochen und die Pflanze der Ebene erscheint erst in viel niedern Breiten wieder mit Ueberspringung der dazwischenliegenden ihr nicht zusagenden Gebirge, wie z. B. die zierliche blaßrosafarbene Primel (Primula farinosa L.), welche die sumpfigen Wiesen im Norden von Mecklenburg, Pommern, Preußen und Livland ziert, sich nach Süden erst wieder in Oberschwaben, Oberbaiern und in den Alpen wiederfindet. Einige zerstreute Exemplare bei Ansbach und Würzburg müssen wol als Flüchtlinge angesehen werden.

Endlich können wir noch die Areale bestimmen als 1) solche, die sich decken, d. h. gleiche Grenzen haben wie bei uns Roggen und Kornblume (diese wächst in Sicilien nur auf ehemaligem Culturboden, wie auch zuweilen bei uns), oder Flachs und Flachslolch (Lolium linicola Sond.); 2) solche, die ineinander übergreifen, was bei den meisten Pflanzen der Fall ist, z. B. die Buche und die echte Kastanie; endlich 3) solche, die sich geradezu ausschließen, wie z. B. zwei Arten der Küchenschelle, von denen eine (Pulsatilla Halleri All.) der nördlichen Schweiz, die andere (P. pratensis Mill.) der nördlichen Hälfte von Deutschland angehört.

In derselben Weise wie wir hier die Areale der Arten bestimmt und untereinander verglichen haben, müssen wir auch bei den größern Pflanzengruppen zu Werke gehen. Was bei den Arten das Individuum war, wird dann bei den Gattungen die Art, bei den Familien die Gattung und bei den höchsten Pflanzenabtheilungen die Familie. Wir können dabei erwarten, daß, je höher wir in der Stufenleiter hinaufsteigen, die Resultate, die wir gewinnen, immer sicherer werden, da sich die Fehlerquellen in demselben Maße verkleinern. Es kommt sehr oft vor, daß wir unentschieden lassen müssen, ob ein Individuum einer bestimmten Art in einem gegebenen Lande nicht wächst; selten wird das bei den Arten einer Gattung, noch seltener bei den Gattungen einer Familie und bei den Familien selbst heutzutage wol kaum noch vorkommen. Ich kann und muß mich hier noch mehr als früher darauf beschränken, nur einzelne Beispiele herauszugreifen, um die Art und Weise, wie die Wissenschaft zu Werke geht, daran zu zeigen.

Die Linné'sche Gattung Pinus bildet in der nördlichen Hemisphäre einen breiten Gürtel um die Erde. Im Westen der Alten Welt herrscht die Kiefer, in der Mitte die Fichte und Tanne, im Osten die Lärche vor. Der Norden hat nur die Fichte, erst im mittlern Europa kommt die Tanne hinzu, die auf den Bergen von Südeuropa ausschließlich herrscht. Als Repräsentanten der nördlichen Kiefer finden wir weiter südlich in den Alpen die Arve (Zürbel, P. cembra L.), die Legföhre, in Südeuropa die Pinie, die Schwarzkiefer (P. Pinaster Ait.) und die Aleppokiefer (P. halepensis Mill.), auf den Pyrenäen die Hakenkiefer (P. unimata Dec.), auf dem Libanon als Repräsentanten der Lärche die Ceder. Nordamerika hat wieder seine eigenen Arten.

Die Linné'sche Gattung Erica enthält etwa 300 Arten, davon finden sich als zerstreute Pflanzen 280 Arten allein am Cap, die zusammen eine geringere Individuenzahl

liefern als die einzige gemeine Heide in Europa, die westlich bis Irland sich ausbreitet, östlich am Ural allmählich verschwindet. 16 Arten Erica kommen am Mittelmeere, auf den Canaren und Madeira vor, 4 Arten in Nordeuropa. Keine einzige Art findet sich im Kaukasus, in Japan, China, Indien, Amerika, Neuholland, Neuseeland und auf Sanct-Helena. Ein Centrum der Dichtigkeit, d. h. da wo die meisten Arten der Gattung sich finden, haben Piper und Cactus unter den Tropen, Stapelia und Mesembryanthemum am Cap, Leptospermum und Protea in Neuholland, Astragalus in Sibirien, Medicago und Silene am Mittelmeere und Cistus in Spanien.

Die Familien zeigen insofern andere Verhältnisse als die vorigen Gruppen, da bei ihnen oft mehr als ein Centralpunkt, mehr als eine Gegend, in der sich die meisten Gattungen der Familie zusammendrängen, angenommen werden muß. So haben zwar die Palmen nur ein Gebiet größter Dichtigkeit zwischen den Tropen, die korbblütigen (z. B. Marienblümchen, Löwenzahn, Salat u. s. w.) aber zwei: eins in jeder temperirten Zone; die Familie der Riedgräser (Cyperaceen) endlich hat drei Centralpunkte, einen tropischen durch Vorherrschen der Cypergräser (Cyperus) und in jeder temperirten Zone einen durch Vorherrschen der eigentlichen Sauergräser (Carex) charakterisirt. — Die Palmen haben nur wenige gesellige Pflanzen aufzuweisen wie die Zwergpalme (Chamaerops humilis L.) in Südeuropa und Nordafrika, die Palmetto (Chamaerops palmetto Michy.) im südlichen Nordamerika, die Mauritiuspalme (Mauritia flexuosa L. fil.) in Südamerika. Ganz einsam thront auf den 6000 Fuß hohen Abhängen der Anden die Wachspalme (Ceroxylon andicola H. und B.). Im ganzen ist ein sehr zerstreuter Stand den Palmen eigen, nach Humboldt findet man in Südamerika alle 50 Meilen ganz andere Arten. Das engste Areal unter den Palmen hat die Duhmpalme (Cucifera thebaica Delil.), die nur in Aegypten und Arabien sich findet, den größten Verbreitungsbezirk haben die Cocos- und Dattelpalme. Unter dem Aequator steigen die Palmen verhältnißmäßig höher (bis 9000 Fuß) an den Anden hinauf, als sie in der Ebene gegen Norden sich ausbreiten. Die Kreuzblütigen (Kohl, Senf, Meerrettich u. s. w.) finden ihren Centralpunkt in der temperirten Zone im östlichen Theil der nördlichen Halbkugel, sonst haben sie eigentlich nur Repräsentanten und sind von den Tropen fast ganz ausgeschlossen, aber gegen die Pole und gegen die Schneelinie haben sie keine Grenzen.

Noch will ich hier die Familie der Hülsengewächse (Leguminosen) erwähnen, zu denen unsere Erbsen und Bohnen, unsere Goldregen und Robinien gehören. Diese Familie ist auf der ganzen Erde verbreitet, nur an den Polen, z. B. auf Spitzbergen fehlen sie; dagegen sind sie in der Höhe bis an die Schneegrenze, wo sich in Skandinavien wie in den südeuropäischen Gebirgen noch Phaca und Astragalusarten *) finden; die Zwerglupine (Lupinus nanus Beuth.) ziert noch bei 14700 Fuß Höhe die Anden von Südamerika. Die Tropen werden besonders durch ihre eigenthümlichen sehr artenreiche Gattungen charakterisirt wie Süßklee (Hedysarum), Indigo, Klapperschoten (Crotalaria), Veitsbohnen und Dolichos. Dagegen fehlen dort die ebenfalls artenreichen Gattungen des Klees, der Luzerne, Astragalus und Aspalathus. Letztere ist fast ganz auf das Cap beschränkt; die Luzerne gehört dem Mittelmeer an, Klee findet sich fast nur in der kältern temperirten Zone der Alten Welt und die Gattung Astralagus findet ihre größte Entwickelung in der temperirten Zone Asiens. Auch Wicken, Platterbsen, Ginster sind Bürger der nördlichen gemäßigten Zone der Alten Welt.

Aus der Zusammenstellung der möglichst genau umschriebenen Areale der Arten, Gattungen und Familien geht die Charakteristik der Vegetationen der einzelnen kleinern

*) Die Bohnen einer Astragalusart liefern ein Kaffeesurrogat, den sogenannten schwedischen Stragelkaffee, andere Arten den Traganth.

Abtheilungen der Erdoberfläche der Länder hervor, die man Floren oder Florengebiete zu nennen pflegt. Die gleichartigsten Floren finden wir in den Polargegenden. Auffallend bestimmend für die Physiognomie des Landes sind hier besonders die im Norden der Alten Welt Tundra genannten Ebenen, man könnte sie Polarwiesen nennen. In Asien finden wir die ungeheuer ausgedehnte Moostundra, bei größerer Feuchtigkeit mit Torfmoos (Sphagnum), bei geringerer mit Widerthon (Polytrichum) bedeckt, zwischen welche sich nur wenige höhere Gewächse, z. B. die silberweißen Flöckchen einiger Wollgräser (Eriophorum) eindrängen. Die mehr erhöhten und darum trockenern Bodenstrecken tragen dagegen eine Flechtendecke und bilden so die Flechtentundra, die dem Norden von Asien, Lappland und Amerika gemeinsam ist, Rennthiermoos und Isländisches Moos nebst einigen andern grauen oder braunen Flechten bedecken den Boden in meilenweiter Ausdehnung und zwischen ihnen, kaum sich über sie erhebend, kriechen kleine Sträucher am Boden hin von Alpenrosen, Moosbeeren, Rauschbeeren, Porst, Bärentraube und Zwergweiden. Nur an den feuchten Flußufern und auf den Mündungsinseln entwickeln sich höhere Sträucher und eigen mag sich der europäische Wanderer berührt fühlen, wenn ihm auf den Deltainseln des Mackenzie plötzlich die heimatliche rothe Johannisbeere und die Preißelbeere entgegentritt. Von den Kräutern und Stauden der Polarflora kehren die meisten wenigstens in nahe verwandten Arten und Gattungen auf den höchsten Höhen der dem Aequator nähern Gebirge wieder, dort wie hier sich durch niedrige, holzige Stengel, starke Wurzelentwickelung, durch große und schöngefärbte Blumen auszeichnend; hat doch selbst das Alpenvergißmeinnicht (Myosotis nana Vill.) größere und dunkler blaue Blumen als das in der Ebene gemeine Sumpfvergißmeinnicht.

Das schon außerhalb des nördlichen Polarkreises gelegene Island hat merkwürdigerweise in seiner Flora gar nichts Gemeinsames mit dem so nahe gelegenen Grönland, sondern stimmt mit den fast doppelt so weit entfernten Fielden im Stift Bergen überein und kündigt sich so schon durch seine Natur als zu Europa gehörig an. Es bildet mit den Faröern, mit Skandinavien jenseit des 62.° eine Zone, die man durch das Vorherrschen des Nadelholzes und der Birke und den Mangel des Getreides (nur selten etwas Gerste) wie des Obstes charakterisiren kann; mehrere Alpenpflanzen findet man hier in der Ebene. — Es schließt sich hieran eine zweite Zone, durch Buche und Eiche, durch Laubwälder und Nadelwälder, Obstbäume (Aepfel und Birnen, Kirschen und Pflaumen) und Getreide, besonders Roggen, durch Flachs und Hanf bezeichnet. Sie umfaßt die nordeuropäische Ebene, nördlich von den europäischen Mittelgebirgen, im Osten bis zu 48° nördl. Br. herabreichend. Schöne gleichartige Wälder, im Osten auch von Linden und Lärchen, reiche, üppige Wiesen, aber auch die ausgedehnten Heiden sind hier physiognomische Charakterzüge. Höchst eigenthümlich abweichend ist hier England und Schottland, besonders das westliche, wo Myrte, Lorbern, Camellien, Kirschlorbern und Jasmine den Winter im Freien aushalten, im Sommer aber weder Walnüsse noch Maulbeeren reifen und die Weinbeeren hart und grün abfallen.

Ein dritter Gürtel schließt sich den vorigen an, in welchem neben der Eiche die echte Kastanie herrschend wird und die gelegenen Hänge sich mit wohlgedeihenden Reben bekleiden. Auch Buchen gibt es hier noch und Nadelwälder auf den Gebirgen, statt des Roggens herrscht hier der Weizen vor und einen fremdartig südlichen Eindruck machen größere Pflanzungen des breitblätterigen Mais. Das Gebiet, zum Theil Hochland, erstreckt sich von den mitteleuropäischen Gebirgen bis herab zu der Alpenkette, die das Mittelmeergebiet vom übrigen Europa scheidet. Im Westen sind die großen Sandflächen, die Landes, mit Küstenwäldern von der Strandkiefer (Pinus maritima Mill.), charakteristisch. Im südwestlichen Deutschland wachsen in günstigen Lagen schon Mandeln und Feigen. In Ungarn zeigen sich die dürren Grasebenen, die Puszten, auf denen besonders Federgras

mit seinen feinen straußfederbüschelähnlichen Aehren, von den Einwohnern das „Waisenmädchenhaar“ genannt, einen seltsamen Eindruck macht. An die Puszten schließt sich dann weiter nach Osten die Steppe, in der die fehlenden Bäume durch 10—12 Fuß hohe Gebüsche von Wermut, Disteln u. dgl. vertreten werden, und die sich da, wo in der Nähe des Kaspischen Meeres der Boden salzig wird, mit der eigenthümlichen Salzflora, mit Glasschmalz, Salzkraut, mit Melden und verwandten Pflanzen bedeckt. — Endlich folgt die letzte Zone, die Nordseite des Mittelmeeres, die drei südeuropäischen Halbinseln umfassend. Der charakteristischste Zug in der Vegetation dieser Gegenden, der am meisten den Gedanken an wärmere Zonen anregt, ist das Vorkommen der immergrünen Laubwälder, aus Kork- und Steineichen gebildet (Quercus suber und ilex L.) und überhaupt der immergrünen Holzpflanzen; dahin gehören Lorber und Myrte, Terebinthen und Pistacien, Laurotinus und Erdbeerbaum. Die edle Kastanie und die vornehm schöne und üppige Platane entwickeln sich hier zu Riesenbäumen, so z. B. jene auf dem Aetna, diese bei Bujukdere. Hier hören die Wiesen auf, denn die Grasfluren, die im Frühling prachtvoll mit Hyacinthen, Narcissen, Tulpen und Crocus prangen, liegen im Sommer dürr und verbrannt da. Mit ihnen verschwindet die Butter, die für den allgemeinen Gebrauch durch das seit den ältesten Zeiten hochgeschätzte Product des Oelbaums ersetzt wird. An die Stelle unserer gemeinen Kiefer tritt hier die malerische Pinie, die Pinaster, die Aleppokiefer und die Meerstrandkiefer („Poseidon's Fichtenhain“) ein, statt Wachholderbüsche zieht man ernste Cypressen. Unter den Kräutern herrschen besonders die gewürzreichen Lippenblütler und erfüllen die Luft mit ihrem Wohlgeruch, die Melissen, Thymiane, Saturei, Salbeiarten und viele andere. Das Culturland trägt wol noch Weizen, aber bei weitem mehr Mais und auf passendem Boden auch Reis; Zuckerrohre gedeihen an den südlichsten Theilen und Baumwollfelder erfreuen durch ihre großen zartgelben malvenähnlichen Blumen. Unsere Obstarten fehlen meist und werden durch Südfrüchte, Feigen, Mandeln, Limonen, Orangen, Apfelsinen u. dgl. ersetzt.

Die Zonen, die wir hier von Norden nach Süden fortschreitend geschildert haben, wiederholen sich dann an Alpen und Apenninen als übereinanderliegende Regionen und zwar, wenn wir hinaufsteigen in umgekehrter Ordnung. Unten verlassen wir den Gürtel der immergrünen Wälder und des Oelbaums, treten dann in die Region der Kastanie, Eiche und des Weins, es folgt die Region der Buche und des Getreides, dann ein Gürtel der Kiefer und Birke, der in den Apenninen freilich fehlt und endlich wird das Ganze gekrönt durch die Region der Alpenpflanzen, die der Polarzone entspricht und an deren obern Grenze das vegetabilische Leben allmählich erlischt.

Dieser, wenn auch nur skizzenhaften Schilderung von Europa will ich nun ähnliche nur wegen des größern Reichthums der Vegetation noch mehr zusammengefaßte Ueberblicke über die andern Welttheile anreihen, zum Theil verbietet auch der noch vielfach vorhandene Mangel an genügenden Specialuntersuchungen das ausführlichere Eingehen, wenn man nicht den hier zugemessenen Raum überschreiten und sich in dem Laien doch unverständliche und somit uninteressante Einzelheiten verlieren will.

Asien hat in den höhern Breiten große Aehnlichkeit in der Flora mit Europa. Weiter südlich scheint nach Gmelin eine entschiedene Grenze zwischen beiden etwa am Jenisei gegeben, wo die europäischen Pflanzen sich verlieren und neue Arten, doch aber häufig aus europäischen Gattungen auftreten. Im Südosten von Sibirien ist das Vorherrschen der Astragalusarten, im Osten, in Kamtschatka die fast baumartige Entwickelung der prachtvollen Doldengewächse, wie der Engelwurz (Angelica) und des Bärenklau (Heracleum) auffallend, von denen Baron von Kittlitz in seinen Vegetationsansichten ein interessantes Landschaftsbild gegeben hat. Ihnen an die Seite treten zwei mannshohe Lilien

mit orangegelben Blumen. Im Westen bleibt auch noch weiter südlich der Charakter der Flora ganz europäisch, namentlich der griechischen verwandt, so in Kleinasien, im Kaukasus bis Persien. Besonders dem Laienauge, das ähnliche Arten nicht unterscheidet, wird oft die Heimat in alter Traulichkeit entgegentreten, zumal in den Berggegenden, in denen er alle ihm bekannten Obstarten wiederfindet, wo ihn in dem Dorfe Arguri (zu deutsch: Er pflanzte Reben) am Fuße des Ararat die angeblich von Noah selbst angelegten Weinberge gezeigt werden, oder wo er in Mingrelien und Imeretien, der wahrscheinlichen Heimat der Rebe, Weinstöcke von 6 Fuß Durchmesser antrifft, die sich durch die höchsten Bäume hinaufranken und dieselben im Herbste dicht mit ihren großen Trauben verzieren. In dem jetzt fast waldlosen und wüsten Palästina erregen die Aufmerksamkeit des Reisenden noch die 3—400 Cedernstämme, der letzte Rest dieses edeln Nadelholzes, die meisten nur 3—800 Jahre alt, 10 der ältesten sollen ein Alter von 3—6000 Jahren haben. Nur die Ueppigkeit der Vegetation in den feuchtern Thälern, die Culturen der Südfrüchte des Zuckerrohrs, der Baumwolle und der Färberröthe erinnern daran, daß man den Tropen sich nähert. Die im regenlosen Sommer verbrannt daliegenden Fluren haben im Frühjahre eine entzückende Blumenfülle von Anemonen, Ranunkeln, Narcissen, Tulpen, Kaiserkronen und Frauenschuharten. Aber der feuchten Thäler gibt es nur wenige.

An die südrussischen Steppen schließen sich die ähnlichen öden Ebenen, sandig oder steinig, nicht salzhaltig an, die sich durch Turan, Turkestan bis an die Gobi und so quer durch Asien bis an den Fuß der Chinesischen Mauer ziehen, südwestlich aber sich durch Syrien und Arabien an die großen afrikanischen Wüsten anschließen. Südlich von dieser trostlosen Gegend tritt dann im südlichen Arabien, am Persischen Golf in Ostindien und dem südlichen China plötzlich eine tropische Vegetation auf, die im Westen besonders durch die Balsambäume und Balsamsträucher, durch Mimosen und Akazien, mehr nach Osten durch die Gewürzlilien: Ingwer, Cardamom u. s. w., durch Zimmtrinden, durch Bananen, Palmen, die spanischen Rohre, gleichsam die Lianen unter den Palmen, durch prachtvolle Hülsengewächse, Korallenschoten und Indigo, sowie durch die wunderbaren je einzeln oft einen kleinen Wald bildenden indischen Feigenbäume mit immergrünen glänzenden, lederartigen Blättern*) charakterisirt ist. Farrne, große buschartige Aroideen und seltsame Orchideen rufen den ganzen Zauber der Tropenländer wach. China cultivirt seinen Thee und zieht Camellien als Oelpflanzen, seine Sumachbäume liefern den kostbaren schwarzen Firnis, durch den sich ihre Kästchen, Tischchen u. s. w. so auszeichnen, und die prachtvolle chinesische Rose (Hibiscus) dient zur Einzäunung der Felder. Den höchsten Preis in diesem Wettstreit um vegetabilischen Reichthum erlangen dann Ceylon und die Sundainseln, besonders Java, wo Muskatnuß, Zimmt und Gewürznelken der Luft ihr Aroma mittheilen und eins der größten vegetabilischen Wunder, die stamm- und blattlose 2 Fuß im Durchmesser haltende Riesenblume der Raflesia Arnoldi, im tiefen Schatten der Wälder parasitisch auf Baumwurzeln sich entwickelt.

Afrika gehört nur den Tropen und der subtropischen Zone an. Der Nordrand hat noch ganz die Flora des Mittelmeerbeckens, doch finden sich auch hier schon Dattelwälder und Mimosen ein. Jenseits der großen Wüsten, die der jüngere Hooker bei Kairo dadurch charakterisirte, daß der englische Acker durchschnittlich kaum fünf Pflanzenindividuen trage, finden sich im Westen die großen Drachenblutbäume, deren durch Humboldt zuerst genauer beschriebenen und auf 6000 Jahre geschätzten Senior auf Teneriffa vor einigen Jahren ein Sturm vernichtet hat; an der festen Küste wachsen die kolossalen Affenbrot-

*) Dahin gehören z. B. die sogenannten Gummibäume in unserm Zimmerschmuck.

bäume (Baobab) (einen Stamm von 30 Fuß Durchmesser berechnete Adanson zu 5150 Jahren), und besonders auffällig sind in dieser Zone die großen blattlosen fackeldistelähnlichen Wolfsmilcharten mit oft 30 Fuß hohen fleischigen Stämmen, denen sich zahlreiche ähnliche fleischige Gewächse aus andern Familien anschließen. Merkwürdige Gewächse sind ferner in Senegambien der Shea- oder Butterbaum, aus dessen Beeren die Eingeborenen ein butterartiges Fett gewinnen, sodann in Guinea die Oelpalme, deren Product seit längerer Zeit ein bedeutender Handelsartikel geworden. Am Nigerdelta treten uns zuerst die eigenthümlichen Mangrovewälder entgegen, die auf dem Boden, wo beständig Flut und Fluß miteinander im Kampfe liegen, durch ihre langen starken Wurzeln, die das untere Ende des Stammes noch über den mittlern Wasserstand erheben, eine dichte über dem Wasser schwebende Vegetation bilden. Palmen und Mimosen und alle den Tropen angehörige Culturen finden hier ihren Boden. Mehr nach Osten finden sich ausgedehnte Grasebenen, von Mimosenwäldern unterbrochen, in Sudan, Darfur, Kordofan. Noch weiter nach Osten treten, an Asien erinnernd, die großen immergrünen indischen Feigenbäume auf und undurchdringliche Tropenwälder, in die nur hin und wieder die Wüste noch eine die Vegetation aufleckende Zunge hineinsteckt, zeigen die belebende Kraft der heißern Sonne. Der östlichste Theil endlich hat eine reiche, aber aus vielen westlichen, östlichen, südlichen und nördlichen Pflanzen gemischte Tropenflora, so Abyssinien, Shoa, Zanzibar. Der südlichere Gürtel der Tropenzone ist wenig bekannt, mit Ausnahme der Inseln Sanct-Helena, deren ursprüngliche Flora fast ganz ausgerottet ist, einiger wenigen Küstenpunkte und der Insel Madagascar, die sich durch die Pracht und Ueppigkeit ihrer Vegetation an die Erscheinungen, die Ceylon und Java darbieten, würdig anschließt. Riesenhafte Affenbrotbäume, Ebenholz, Lorbern und Seifenbäume bilden hier undurchdringliche Wälder, in denen verschiedene Palmen, Bananen (Urania) und Schraubenfichten (Pandanen) eine ganz eigenthümliche monocotyledone Pflanzenform, die aber mit den Nadelhölzern nicht die geringste Verwandtschaft hat, sich einschieben; Schlingpflanzen, Orchideen und Farrnkräuter vollenden den Reichthum und dazwischen tritt der wunderbare Kannenstrauch (Nepenthes) mit seinen aus dem Blatte gebildeten Wasserkrügen auf, deren Verwandte sich auch in Indien finden. Nur die Südspitze von Afrika reicht wieder in die subtropische Zone hinein und hat eine sehr reiche ganz eigenthümliche Flora, in der besonders die zahllosen Heidearten, die Proteaceen, die widerlich riechenden Bukusträucher (Diosma), ferner einige korbblütige mit unverwelklichen Blütenköpfchen (Helichrysum, Gnaphalium), Fettpflanzen und schöne Liliengewächse, namentlich Aloen charaktergebend hervortreten.

Gehen wir nun nach Amerika über, so zeigt sich uns wieder die Erscheinung, daß die Vegetationen der Alten und Neuen Welt um so größere Aehnlichkeit miteinander haben, je näher noch beide Continente aneinander gerückt sind, und daß erst eine auffälligere Verschiedenheit eintritt, wo sie sich weiter voneinander entfernen. In den eigentlichen Polargegenden herrscht die größte Uebereinstimmung und eine Flora, die wir im allgemeinen mit dem Worte der Alpenflora bezeichnen können. Weiter südlich in Labrador, Canada und den westlich in gleicher Reihe gelegenen Landstrichen finden wir die auffallendste Aehnlichkeit mit der Vegetation des nördlichen Europa. Zwar sind häufig die vorkommenden Arten von den europäischen verschieden, aber sie gehören doch denselben Gattungen oder wenigstens den gleichen Familien an. Dabei zeigt sich noch eine Aehnlichkeit, die erst später ihre Erklärung finden kann, daß nämlich gerade wie in der Alten Welt die Vegetation an den Westküsten viel höher nach Norden hinaufreicht als an der Ostküste. Der Baumwuchs z. B. hört an der Hudsonsbai schon mit 60.° nördl. Br.

auf, während am Bärensee der 65.° und noch weiter westlich erst der 68.° dem Wachsthum der dortigen Birke und der weißen Fichte eine Grenze setzt. Merkwürdigerweise kommt aber noch am Sklavensee (63° nördl. Br.) eine stachelige Cactusart vor, einer rein amerikanischen Familie angehörig, die hier ihre Polargrenze erreicht. Die niedere Vegetation bildet Rasen von Sauergräsern mit Dickichten von großen Kräutern, welche subalpinen und europäischen Gattungen angehören, wie Eisenhut, Bärenklau, Weidenröschen u. s. w., bei denen sich dann auch eine Alpenrosenart einfindet. Etwas südlicher zeigen sich schöne Wälder von verschiedenen Lärchen-, Tannen- und Fichtenarten und als eigenthümlich die Lebensbäume (Thuja) mit mannichfachem Buschwerk, worunter sich nur der amerikanische Ginseng (Panax) als charakteristisch hervorhebt.

Die Waldbäume erreichen hier fast alle außerordentliche Maße, wodurch sie für den Schiffbau so werthvoll werden, und Lebensbäume von 12 Fuß starken und 200 Fuß hohen Stämmen sind nicht selten; vor allen verdient die stolze Weymouthskiefer die Bevorzugung, die man ihr zutheil werden läßt. Laubhölzer, meist europäischer Gattungen, Weiden, Birken, Pappeln u. s. w. mischen sich ein, unter denen der Zuckerahorn durch sein Product für die noch isolirten Ansiedler besondern Werth hat. Auch das sich hieran schließende Gebiet der nordamerikanischen Freistaaten zeigt noch große Verwandtschaft mit der europäischen Flora. Die Wälder bestehen aus Walnüssen, Buchen, Pappeln, Ahorn, Weiden, Tannen, Fichten und Kiefern, das Gebüsch aus Pflanzen, die uns großentheils bekannt sind, und die Kräuter und Gräser entsprechen den unserigen. Sind auch die Arten fast durchweg verschieden, so sind doch die Gattungen dieselben oder nahe verwandt. Ausgezeichnet durch ihr unverwüstliches Holz und die steinharten Nüsse sind die amerikanischen Walnüsse, die Hickories. Auffallende Züge sind hier die zumal im Osten hervortretende starke Entwickelung einiger Gattungen der Korbblütigen; die blütenreichen blaßblauen Astern und die goldgelb schimmernden Rispen der Goldruthenarten unserer Gärten stammen fast alle aus Nordamerika. An den Ufern des mittlern Mississippi wird man von den dichten Gebüschen, um nicht zu sagen Wäldern, von baumartigen 36—42 Fuß hohen Gräsern (Miegia, Ludolphia) in Erstaunen gesetzt. Im Westen entwickeln sich die endlosen Grasfluren, die Prairien, mehr nach Süden die ungeheuern, meist sumpfigen Wälder der sogenannten amerikanischen Cypresse, ein tannenähnliches Nadelholz mit abfallenden Blättern. Besonders charakteristisch für die südlichern Regionen sind die Bäume und Büsche mit großen, glänzenden, lederartigen Blättern und großen prachtvollen Blumen, wie die Magnolien und Tulpenbäume. Der Küstenstrich am Golf von Mexico endlich ist vielfach besetzt mit einem dichten Gebüsch von Schilf und Palmetto. Californien schließt sich durch seine Vegetation, in der sich besonders viele goldgelbe Blumen auszeichnen, schon dem wärmern Mexico an.

Auch Nordamerika hat seine Wüsten und Salzsteppen, welche in neuerer Zeit ja oft wegen ihrer wunderlichen Heiligen, den Mormonen, genannt sind.

Mexico entwickelt in seinen niedern Partien die ganze Ueppigkeit der Tropenwelt, mit den hier heimischen Cacaowäldern und der kostbaren Lianenorchidee, der Vanille. Das hohe Plateau von Anahuac ist reich an den mannichfaltigsten Cactusformen und hat die eigenthümlichen Haine von baumartigen Liliengewächsen aufzuweisen, die auf einem hohen palmähnlichen Stamm eine Krone lilienartiger Blätter tragen, aus deren Mitte sich die mächtige Blütenrispe erhebt, so die schöne Aletris, Fourcroya, Yucca und andere; einen eigenthümlich fremdartigen Eindruck machen hier die großen Felder, auf denen zur Weinbereitung die Magueypflanze (Agave americana) cultivirt wird. Die Hauptmasse des südamerikanischen Continents zeigt die ganze wilde Fülle der tropischen Triebkraft, wo nicht die Waldlosigkeit wie in den Llanos von Venezuela auch Wassermangel hervorruft und die Vegetation, aus uns meist fremdartigen Gräsern und einer kriechenden Mimose

gebildet, auf die kurze Regenzeit beschränkt. Der Osten in den fruchtbaren Gebieten des Orinoco und Amazonenstromes nährt die Urwälder, deren Pflanzenreichthum trotz aller fleißigen Reisenden noch immer unerschöpflich ist. Mangrovewälder umsäumen die West- und Nordküsten und sie bewähren ihre Lebenskraft besonders an den Küsten von Panama, wo die Brandung der 22 Fuß hoch steigenden Flut oft über ihre Kronen hinwegbraust, ohne ihrem Wachsthum zu schaden, ungeachtet sie mit ihren zahlreichen Luftwurzeln dort nur im Schlamme ankern. Leguminosen, Cäsalpinien, Laurineen, Melastomeen, Palmen, an den Stromufern oft Bambusen und Cecropien bilden die fast undurchdringlichen Dickichte. Bemerkenswerth ist hier die den Indianern reiche Nahrung gewährende Bertholletia, der Juviabaum, dessen dreikantige Samen unter dem Namen „Paranüsse" auch zu uns kommen. Die Gebirge tragen die seltsamen Cactusformen, bald candelaberförmig, bald kugelig zusammengehäuft, daß sie durch die braunen Stacheln haarig erscheinend, ruhendem Wilde gleichen, bald wie ein Greisenkopf ganz mit langen weißen Haaren umhängt, meist in den prachtvollen Farben ihrer großen Blumen prangend. An der Westseite der Anden treten dann von Bolivia bis Chile die verschiedenen Arten der Chinabäume auf. Mehr nach Süden gehen die dichten Urwälder der Flußgebiete in höhere und trockenere Landstriche über, die auch durch eigenthümliche Vegetationen charakterisirt, von den Eingeborenen sorgfältig als Campos, Catingas u. s. w. unterschieden werden. Mag hier noch erwähnt werden, daß dieser Theil von Südamerika vielleicht die größte und die kleinste phanerogame Pflanzenart umschließt, die wir bisjetzt kennen. Nach den Schilderungen und besonders den Abbildungen, die von Martius von den großen Leguminosen in den Urwäldern Brasiliens gegeben hat, müssen sie wenigstens nächst den, wie es scheint, von der Natur auf den Aussterbeetat gesetzten Mammuthbäumen Californiens als die Riesen des Pflanzenreichs betrachtet werden, und an den schlammigen Ufern des Amazonenstromes wächst eine kleine Wasserpflanze gleich einer Nähnadel, deren Spitze die Wurzel darstellt, die nach oben ein winziges Blättchen und eine verhältnißmäßig große Blume trägt (Ultricularia uniflora Rob. Br.?). Sie gehört zu den mit niedlichen bunten Blumen gezierten Wasserschlaucharten unserer stehenden Gewässer. Auch die Cacteen gewinnen hier noch durch die Triebkraft der Natur, und Fackeldisteln von 30—40 Fuß Höhe sind in Pernambuco nichts Seltenes. Chile, während der drei Sommermonate dürr und pflanzenleer, schimmert im übrigen Jahre durch die Pracht seiner Blumen. Zwischen den zierlichen Myrtenwäldern blühen zahlreiche stolze Lilien, funkeln die Fuchsien, Calceolarien, Sauerkleearten und Lobelien. Auf den Höhen sind die starken Cactusstämme, bedeckt mit den scharlachrothen Blüten eines schmarotzenden Loranthus, eines Verwandten unserer Mistel. An einzelnen Stellen finden sich Dickichte baumartiger Gräser (Gynerium), untermischt mit Schilfrohr und dem 10—18 Fuß hohen Schachtelhalme (Scheuerkraut). Im Osten breiten sich die furchtbaren baumlosen Ebenen, die Pampas, aus, die vom La-Plata her sich allmählich ganz mit üppig entwickelten europäischen Distelgewächsen, namentlich der Kardenartischoke und der Marianendistel überziehen, die einheimische Flora von Bromelien (Ananasgewächsen) und schön blühenden Verbenen allmählich ganz verdrängen und zu mächtigen für Menschen und Vieh gleich undurchdringlichen Dickichten werden. Mit dem 36.° südl. Br. erreicht die letzte Palme (Molinaea) ihre Polargrenze. In den immergrünen Wäldern des südlichen Chile schmückt eine spargelartige Schlingpflanze mit großen rosenfarbigen Blumen die Baumgipfel. Auf den Höhen beginnen die prachtvollen Araucarienwälder, offenbar die Fürsten unter den Nadelhölzern. Endlich schließt Patagonien die üppige Pflanzenentwickelung Amerikas mit dichten tiefschattigen Wäldern von Buchenarten, Cypressen ähnlichen Bäumen, und einer Magnolia, die selbst in diesen hohen Breiten noch eine stark gewürzige Rinde hervorbringt (Winterana). Statt der hier noch vorhandenen Fuchsien, Ehrenpreis und Cactus-

pflanzen, treten endlich auf dem Feuerland Torfmoore und Alpenkräuter hervor, obwol die Wälder hier noch immergrünes Laub tragen und selbst eine kleinblätterige Myrte wesentlich zur Torferzeugung mit beiträgt.

Gehen wir schließlich noch auf Australien und Polynesien über. Botanisch zerfallen die Südseeinseln in zwei Abtheilungen, die hohen, die Fidschi-, Schiffer-, Gesellschafts- und Membanainseln und die niedrigen. Die erstern haben, wenn auch mit der Beschränkung, die fast jeder Inselflora zukommt, ganz den Charakter der Tropen. Baumfarrn, Barringtonien mit großen schönen Blüten, Myrten, Myrobalanen, Malven, Leguminosen und Orangengewächse bilden Wälder, die mit Winden und andern buntblühenden Schlingpflanzen durchzogen sind und aus denen sich die stolzen Kronen der Kohlpalme erheben. Cocos- und Nipapalmen mit Pandanen zieren die Ufer, die meist von Mangrovegebüschen umsäumt sind. Die Culturen umfassen das besonders üppig gedeihende Zuckerrohr mit buntgestreiftem Schafte, die allen heißen Ländern gemeinsame Banane und neben den Hütten der Eingeborenen der unschätzbare Brotfruchtbaum. Zwar baut man auch Jamswurzeln und Bataten, doch zieht man allgemein die Wurzeln einer Aroidee, Taroo genannt, vor. Die Tarooculturen machen einen eigenthümlichen Eindruck, indem die Pflanzen in terrassenförmig ansteigenden Wasserbassins gezogen werden. Die niedrigen Inseln, deren ganzer Boden meist Korallenbau und aus Korallen und Muscheln entstandener Kalksand ist, haben kaum eine andere Vegetation als Cocospalmen und zuweilen Brotfrüchte, zu denen nur einige wenige und selten Boden findende andere Pflanzen sich gesellen.

Australien endlich hat in seinem nördlichsten Theile, ungeachtet dieser der tropischen Zone angehört, doch eine außerordentlich dürftige Vegetation; wenige Palmen und Baumfarrn nebst einigen Schlingpflanzen erinnern an die Ueppigkeit der Wendekreise, im ganzen aber hat dieser Theil wie ganz Australien den Charakter dürftiger und öder Steppennatur. Gummibäume (Eucalypten) bilden vorwiegend den Pflanzencharakter Australiens, fast vier Fünftel der Wälder ausmachend. Diese sind durch den weitläufigen Stand der Bäume, die geringe Belaubung und den eigenthümlichen Stand der schmalen Blätter, die nicht ihre Flächen, sondern ihre Ränder nach oben und unten kehren, fast schattenlos. Cajeputbäume (Melaleuca) und Metrosideros schließen sich ihnen mit gleicher Eigenthümlichkeit an. Daneben treten, lichte Haine bildend, die niedrigen und völlig blattlosen Casuarinen auf, die baumartigen Schachtelhalmen ähnlich sehen. Endlich sind charakterbestimmend noch die immergrünen oder richtiger immergrauen Proteaceen mit lederartigen dürren Blättern und häufig mit großen prachtvollen an Nadelholz erinnernden Zapfen (z. B. Banksia). Niedrige, aber undurchdringlich dichte Akaziengebüsche wechseln mit den Wäldern ab, sich an die baumlosen, mit braunen gleichsam verdorrtem Grase bedeckten Ebenen anschließend. Den Glanzpunkt der australischen Pflanzenwelt bilden die Küstenwälder der stolzen Norfolksfichte (Araucaria excelsa Ait.), von der ein Exemplar auf der Norfolksinsel 4 Fuß über dem Boden noch 54 Fuß und 20 Fuß über dem Boden noch 48 Fuß Stammumfang zeigte. Vandiemensland schließt sich hinsichtlich der Vegetation an Australien an, hat aber doch zehn eigenthümliche Arten von Nadelholz, fast alle nur von sehr beschränktem Areal. In den höhern Bergen erinnert die Insel durch einige Buchenarten an Europa. Neuseeland endlich, nicht gerade artenreich, zeichnet sich durch eine wilde düstere Ueppigkeit der Vegetation aus; charakteristisch sind ausgedehnte Wiesen, wenn man sie so nennen darf, von niedrigen Farrnkräutern. Eine Kohlpalme ziert die Wälder und Drachenblutbäume bilden dichte Wälder an den Flußufern. Eins der wichtigsten Producte der Insel ist der sogenannte neuseeländische Flachs (Phormium tenax Forst) mit seinen langen bis 4 Zoll breiten lederartigen, in der Quere fast unzerreiß-

baren Blättern, aus denen die so sehr haltbare, besonders zu Schiffstauen brauchbare Faser genommen wird, und mit der großen Rispe orangefarbiger lilienartiger Blumen.

Diese flüchtige Skizze der Vegetation der ganzen Erde muß hier genügen, und wir wollen sie nur noch durch Vergleichung einzelner Theile untereinander vervollständigen, wobei wir die Beziehungen auf unser Europa vorzugsweise im Auge behalten wollen. Interessant wäre es allerdings, zunächst einmal die verschiedenen Gegenden der Erde hinsichtlich ihres Pflanzenreichthums zu vergleichen, wenn dazu nur zur Zeit die geringste Möglichkeit vorläge. Es liegt aber auf der Hand, daß eine solche Vergleichung nur Sinn haben würde, wenn man ganz gleiche Gebietstheile einander gegenüberstellen könnte, etwa eine 4 oder 16 Quadratmeilen aus jedem Lande umfassende Fläche; auch müßten die Theile in Bezug auf die Regionen gleichartig sein; dazu fehlen aber noch alle Voruntersuchungen.

Wenn wir die Regionen unter sich vergleichen, so finden wir, daß die Pflanzen vom Meeresniveau bis zur Schneegrenze an Größe abnehmen, zuerst hört der Baumwuchs auf, dann die Strauchbildung, darauf die Kräuter, die Gräser und die Schneelinie erreichen nur Moose und Flechten; dasselbe findet in den Polargegenden mit zunehmender Breite statt. In der heißen Zone fällt, wie Schouw meint, die üppigste Entwickelung der Vegetation vielleicht nicht in das Niveau des Meeres, sondern in die niedere Berggegend und die Grenze des Baumwuchses und der Strauchbildung ist hier viel weiter von der Schneelinie entfernt, als in den andern Zonen. Die Gattungen der Alpenpflanzen haben meist ihre Repräsentanten auch in den Ebenen; doch gibt es auch eine ganze Reihe von Gattungen, die den Alpen allein eigen sind, z. B. Soldanella, Cortusa, Tozzia, Ramondia, Wulfenia u. s. w., oder die doch erst in correspondirenden Breiten der Polarländer wieder auftreten, wie Androsace, Dryas, Azalea, Rhododendron u. s. w. Der Art nach sind die echten Alpenpflanzen (über 6000 Fuß hoch) fast alle den Alpen eigen und wiederholen sich nicht im Norden.

Einige interessante Resultate bietet die Vergleichung von Norden und Süden. Gewiß sind im allgemeinen die beiden temperirten Zonen einander ähnlicher als der dazwischenliegenden Tropenzone, aber unter ihnen finden doch auch erhebliche Verschiedenheiten statt. So scheint die südliche gemäßigte Zone ärmer an saftreichen Früchten (die Pomaceen, Apfelfrüchtigen, fehlen hier), reicher an schmalen trockenen (lederartigen) Blättern zu sein, zeigt aber eine entschieden größere Mannichfaltigkeit der Pflanzenformen und die tropischen Pflanzenbildungen nähern sich dem Südpole mehr als dem Nordpole, z. B. die parasitischen Orchideen und baumartigen Farrne. Ganz eigenthümlich sind der südlichen gemäßigten Zone die Proteaceen und die Epacrideen, letztere als Stellvertreter der nordischen Heiden. Ueberwiegend durch Gattungs- und Artenzahl sind auf der südlichen Halbkugel die Fettpflanzen (z. B. Mesembryanthemum), die Myrtengewächse, die Schwertlilien (Irideen), die Storchschnabelgewächse (Geraniaceen), die Sauerkleekräuter (Oxalideen), die Thymeleen (z. B. unser Seidelbast), Polygaleen (Kreuzkraut), Bukkusträucher (Diosmeen) und Restiaceen (eine binsenähnliche Familie). Dagegen überwiegen in der nördlichen Hälfte die Nadelhölzer, Kätzchenträger (Pappeln, Weiden u. s. w.), die Kreuzblütigen (Kohl, Levkoien), die Doldenpflanzen (Petersilie, Möhre, Bärenklau), die Hahnenfußpflanzen (Ranunkeln, Sturmhut, Rittersporn u. s. w.), auch die rosen-, nelken- und salbeiartigen Pflanzen finden sich mehr diesseit des Aequators. Die Mimosen haben im Norden nur einzelne Repräsentanten. Aehnliche Verschiedenheiten ließen sich noch manche aufzählen; das Angegebene mag hier genügen.

Auch in der Vergleichung der einzelnen Zonen können wir nur die auffälligsten Beispiele anführen. Ganz der heißen Zone (außerhalb finden sich höchstens einzelne Reprä-

sentanten) gehören die Palmen, Bananen, Gewürzlilien, Pfefferpflanzen, Cacteen, Melastomeen, Meliaceen, Guttiferen, Sapindaceen und Annonaceen. Ueberwiegend sind wenigstens zwischen den Tropen die Aroideen, Lorberpflanzen, Apocyneen, Terebinthen und Orangengewächse. Viele Familien zerfallen in Unterabtheilungen, von denen eine tropisch, eine andere außertropisch ist. So sind z. B. bei den Gräsern die Hirse-, die Zucker-, Reis- und Bambusgräser fast ausschließlich tropisch. Daß diese Vergleichungen für den wissenschaftlichen Zweck weit mehr ins einzelne durchgeführt werden müssen, versteht sich von selbst. Ich gebe noch einige Beispiele. Dänemark hat unter 1034 Phanerogamen mit dem 10° südlichern Griechenland 630 Pflanzen, mit der 18° südlichern Berberei 235 Pflanzen gemeinsam. Von 2286 sicilianischen Pflanzen wachsen 473 auch in Skandinavien. England und Irland haben einige 30 Pflanzen mit der Normandie gemein, die sich weder in Centraleuropa noch an den norddeutschen Küsten finden. Dem Felsen von Gibraltar sind zwei Pflanzen, eine Iberis und eine Silene, ganz ausschließlich eigen, aber etwa 18 eigenthümliche Pflanzen des Felsens und des südlichen Spaniens wachsen auch in Marokko.

Aehnliche Gesichtspunkte der Vergleichung bietet dann die Zusammenstellung der Floren von Osten nach Westen. So sind die Cactusgewächse ausschließlich in Amerika heimisch; sieben Achtel aller Pfefferpflanzen wachsen nach Humboldt eben da; nach Persoon finden sich 133 Arten Melastomeen im tropischen Amerika und nur 7 im tropischen Asien. Die Solaneen (Kartoffelgewächse) bilden in dem heißen Südamerika ein Vierunddreißigstel, im heißen Indien nur ein Hundertsiebenundfunfzigstel der Vegetation. Dagegen hat Asien 77 Scitamineen, gegen 3 in Amerika (nach Roxburgh und Humboldt). Vergleicht man den Westen der Alten mit dem Osten der Neuen Welt, so überwiegen in jener die Kreuzblütigen, die Doldengewächse, die Nelkenpflanzen und die Lippenblumen. Die Glockenblumen sind stärker in der Alten Welt, die so nahe verwandten Lobeliaceen stärker in der Neuen Welt vertreten. Bei den Korbblütigen sind die Gattungen Aster und Solidago (Goldruthe) außerordentlich zahlreich in Nordamerika, während Europa nur wenige Arten aufweisen kann. Die echten Heiden fehlen Amerika ganz. Die temperirte Zone von Neuholland besitzt die Epacrideen, Casuarinen, Stylideen, Myoporineen, Tremandreen und Stackhuseen, die in Südafrika gänzlich fehlen; die Mimosen und Myrtaceen überwiegen bedeutend in Australien. Dagegen fehlen Australien die in Südafrika so sehr verbreiteten Heiden, die Stapelien und Aloen sowie die großen Familien der Irideen, Geraniceen und Oxalideen fast gänzlich. Selbst in engsten Gebieten zeigt sich oft die Verschiedenheit von Ost und West. Hundert Arten der Muschelkalkflora des Saalthals fehlen dem Muschelkalk des Ilmthals und dieser besitzt 26 Arten, die jenem fehlen. Verfolgen wir schließlich noch unsere deutschen einheimischen Pflanzen durch die andern Floren, so treten uns z. B. unser Eisenhart (Verbena) auf dem Hochlande Südamerikas, unser Weiderich (Lythrum), Hainsimse (Luzula), Froschlöffel (Alisma) und andere in Neuholland, unser Braunheil (Prunella), Dosten (Origanum), Quendel, Ackerhahnenfuß, Hirtentäschchen, Heckenklette (Galium), Löwenzahn, Kalmus, Alpenlieschgras (Phleum) und Fuchsschwanzgras (Aloperurus) zwischen 5—9000 Fuß auf dem Himalaja entgegen und erquicken das Auge des sinnigen Reisenden mit den Pflanzengestalten der heimischen Fluren.

Es ist mir nicht leicht geworden, mich in dieser skizzenhaften Uebersicht der irdischen Vegetation zu beschränken, denn die Masse der Einzelheiten ist hier erdrückend. Möge es nur dabei gelungen sein, immer die richtigen Beispiele herauszugreifen, an denen der Leser sich klar machen kann, wie groß das zu bewältigende Material ist, nach welchen verschiedenen Richtungen hin es verarbeitet sein muß, ehe wir sagen können, daß wir ein klares und vollständiges Bild von der Pflanzendecke der Erde in ihrer bunten Mannichfaltigkeit besitzen, eine Mannichfaltigkeit, die, nicht als Spiel eines launenhaften Zu-

falls, sondern als naturgesetzliche Nothwendigkeit zu erkennen eben die Aufgabe der wissenschaftlichen Pflanzengeographie ist. Die Entwickelung der Ursachen, von denen diese Mannichfaltigkeit in der Vertheilung der Gewächse die nothwendige Folge ist, behalte ich einem zweiten Artikel vor.

Irland und die Agrarreform.

Erster Artikel.

England macht die äußersten Anstrengungen, um in Irland Gerechtigkeit zu üben und zu dem Behufe die aufs tiefste verwirrten und verwickelten socialen Verhältnisse des Landes zu ordnen. Die Gerechtigkeit übt eine wunderbare Heilkraft auf die Wunden des Gemüths aus, selbst auf die tiefen und brennenden, welche vorher die Ungerechtigkeit geschlagen. Sie kann vergeben, allein sie kann nicht vergessen machen. Sie kann die Geschichte nicht hinwegbannen, die mit finsterm Blick auf die langen Jahrhunderte zeigt, während welcher Britannien die Schwester Erin in so ganz unerhörter Weise nicht nur zu unterdrücken, sondern zu erdrücken, jede Lebensregung niederzutreten trachtete. Die englische Eroberung Irlands begann vor jetzt gerade 700 Jahren mit der Invasion Heinrich's II. im Jahre 1169 und ist seitdem eigentlich nie vollständig durchgeführt worden. Es war eine stets fortdauernde Eroberung, ein siebenhundertjähriger, in der einen oder andern Form stets anhaltender Kriegs- und Belagerungszustand, der auf dem Lande gelastet hat. Es ist wol nicht zu verwundern, daß, sobald Erin, noch von der Wuth des Kampfes glühend, nur einigermaßen im freien Westen Fuß gefaßt hatte, seines Herzens Verlangen England gegenüber nicht Gerechtigkeit, sondern Rache war. Wird jetzt die Gerechtigkeit die Rache, die Vernunft die Leidenschaft besiegen?

Inzwischen bietet Irland noch immer den so auffallenden Gegensatz eines durch Bodenbeschaffenheit und Klima hochbegünstigten Landes, einer in körperlicher und geistiger Hinsicht hochbegabten Bevölkerung mit den dürftigsten, kümmerlichsten Zuständen, den Gegensatz eines Kampfes auf Leben und Tod um die Ackerstelle, der Massenauswanderung der Bevölkerung mit einem barbarischen Ackerbau, einem dermaßen auf die Anfänge der Cultur, auf oft ausschließliche Viehzucht zurückgekommenen Betrieb, daß der Reisende, wie er die weiten, von der Natur so gesegneten Gefilde als eine wol von Heerden besetzte, doch sonst menschenleere Einöde antrifft, glauben möchte, daß er im Lande der alten Scythen, nicht im Westeuropa der Gegenwart wandert.

Inzwischen sind die irischen fast mehr zu englischen als zu irischen Fragen geworden, sie betreffen fast mehr die obern Reichsinteressen und die dringlichen Bedürfnisse Englands als die Irlands.

Wird es nun gelingen, die langen Wirren zu schlichten, die tiefen Gegensätze auszugleichen, die von der Natur offenbar füreinander bestimmten Schwesterinseln zu schwesterlichem Einvernehmen zu bringen? Wird die englische Gerechtigkeit endlich Irland wirklich erobern? Zur Beantwortung dieser Fragen wollen wir zunächst die gegenwärtigen Zustände des Landes zu schildern suchen.

1) Der Boden.

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die Bodengestaltung Irlands, so finden wir, daß es von der Natur auf ganz besondere Weise als die Schwesterinsel Englands (England und Wales) gekennzeichnet ist. Irland gehört nebst Großbritannien zu einem

großen orographischen Hebungssystem, das seine Curven im ganzen von Norden nach Süden, mit der geschlossenen Seite nach Osten, mit der offenen Seite nach Westen zieht. Dasselbe beginnt mit Island und setzt sich durch die Faröer einerseits nach Großbritannien und Irland, andererseits auch an der Ostseite der Nordsee und des Kanals von der Mündung der Weser bis zur Mündung der Loire fort. Es zeigt sich aber darin eine besondere Zusammengehörigkeit zwischen Irland und Wales-England, daß die erstere eine genaue Wiederholung der Hebungslinien des letztern zeigt. Die England vorliegende Halbinsel Wales wiederholt sich in der Irland gleichförmig vorliegenden Halbinsel Connaught-Clare, nur in verkleinertem Maßstabe, weil beide auf denselben Radien liegen und diese dem Mittelpunkte des ganzen Hebungskreises näher liegt. Beide, Irland und England-Wales, bilden eigenthümliche Knäuel von vier umeinandergewundenen Curven.

Die vier Hebungscurven Irlands haben je an 115 englische Meilen Sehnenlänge und stimmen im allgemeinen mit den vier politischen Provinzen des Landes: Connaught, Ulster, Leinster und Munster überein. Die Connaughtcurve umzieht die Galwaybai, hebt mit Connamara und Mayo an und läuft mit Clare aus. Ihre Ostgrenze umsäumt eine bogenförmige, nichtgehobene Linie, welche von Gewässern, der Sligobai, dem Gillsee, dem Allensee und dem Flusse Shannon mit seinen großen Seen und seinem breiten Meerbusen eingenommen wird. Die Ulstercurve umzieht den großen Neaghsee, beginnt an der Donegalbai, die an die Sligobai anstößt, und an dem langgestreckten Ernesee mit Donegal und Tyrone und läuft mit Down und Armagh an der Dundalkbai aus. Die Leinstercurve beginnt zwischen der Connaught- und der Ulstercurve mit dem Vorgebirge von Leitrim zwischen der Sligo- und der Donegalbai und läuft bis an den Suir, der in die Waterfordbai mündet, die Themse von Irland. Die Munstercurve beginnt in Westtipperary im Süden der Stadt Nenagh und läuft in den Vorgebirgen von Westcork und Kerry aus. England mit Wales besteht aus vier ähnlichen Curven, nämlich, wie wir hier nur kurz andeuten wollen, aus Wales, bis an den Severn und die Bristolbai, welche dem Shannon und Shannonmeerbusen gleichgeformt sind, Nordengland bis zum Wash, Mittelengland bis zur Themse, Südengland bis ans Ende von Cornwallis und den Scillyinseln. Wenn man einen Radius von der Südspitze von Clare nach der von Wales und einen andern von der Südspitze von Cork nach der Südspitze der Scillyinseln oder von da verlängert bis an die Nordwestspitze von Frankreich zieht, so findet sich, daß es zwei Parallelradien desselben Kreises sind.

Die Hebung ist in Irland weniger beträchtlich als in Wales und England, sodaß die Gesteinschichtung, obwol im ganzen analog, hier weniger hoch liegt als dort, und das Urgestein hier nur an dem Anhub und Auslauf der Hebungscurven und an deren Rändern zu Tage getreten ist. Hieraus erklärt sich die eigenthümliche Bodengestaltung Irlands. Die Küsten sind hoch und gebirgig, das Binnenland ist größtentheils niedrig und eben. Die Oberfläche beträgt zusammen 32510 Quadratmeilen; davon liegen zwischen dem Niveau der See und 250 Fuß Höhe 13243, zwischen 250 und 500 Fuß 11798, zwischen 500 und 1000 Fuß 5797, zwischen 1000 und 2000 Fuß 1590, über 2000 Fuß 82 Quadratmeilen.

Die ganze innere Mitte der Insel nimmt eine Kalksteinebene ein. Indem die Connaught- und die Leinsterstufe an der äußern Randmitte gesenkt liegen, erstreckt diese Ebene sich westöstlich von Galway nach Dublin gerade durch die Insel hindurch, 120 Meilen weit; von Norden nach Süden erstreckt sie sich von Fermanagh nach Waterford, 100 Meilen weit. Sie ist beinahe flach, theilweise sanft gewellt und nicht ganz 300 Fuß hoch. Sie enthält 12000 Quadratmeilen oder 7,680000 englische Acres. Davon besteht ein Fünftel, 2460 Quadratmeilen oder 1,576000 Acres, aus Torfmooren, welche sich durch die Grafschaften Roscommon, Galway, Westmeath, King's County, Queen's County und Kildare

hindurchziehen und, obgleich sie keineswegs sämmtlich zusammenhängen, gewöhnlich unter dem Namen des Bog of Allen zusammengefaßt werden. Die übrigen vier Fünftel der Ebene sind fruchtbares Ackerland.

Der Kalkstein hat unter allen Gesteinen die weiteste Verbreitung und herrscht in allen Ebenen im Süden wie in den mittlern Grafschaften vor. Außer dem Kalkstein der Ebenen hat man den etwas höher, auf dem Thonschiefer liegenden schwarzen Mergelkalkstein (calp) in den Grafschaften Dublin, Westmeath, Longford, Galway und Sligo, und den Gebirgskalkstein, welcher am höchsten liegt und die bestehenden Kohlenflötze enthält. Die obern paläozoischen Schichten, einschließlich der Kohlenflötze, sind jedoch im größten Theil des Landes vom Wasser fortgespült worden und haben den Kalkstein an der Oberfläche gelassen. Während Irland deshalb die großen Kohlenfelder Britanniens mangeln, gewann es in seinen ausgedehnten Kalksteinfeldern die Grundlage eines sehr fruchtbaren Bodens. Auch in den gebirgigen Küstengegenden lagen die niedrigern Strecken, namentlich die Flußufer, meistens auf Kalkstein. Während in England die meisten alten Städte auf dem rothen Mergel emporgewachsen sind, liegen die meisten irischen Städte auf dem Kalkstein, wie Waterford, Lismore, Fermoy, Carrick, Clonmel, Cahir, Limerick, Cork, Sligo, Enniskillen, Dublin, Kilkenny, Carlow, Tralee.

Der Granit tritt in vier Zügen zu Tage: 1) am Anfang der Connaughtstufe, wo ganz Connamara an der Nordseite der Galwaybai eine solide Granitmasse ist; 2) am Anfang der Ulsterstufe, wo der Granit längs der Nordwestküste von Donegal setzt; 3) am Auslauf der Ulsterstufe, wo er das Mournegebirge in Down und das Carlingfordgebirge in Newry bildet; 4) am Auslauf der Leinsterstufe, wo er von der Seeküste bei Dalky durch die Grafschaft Wicklow bis Newroß in Wexford streicht. Die bedeutendsten Bleibergwerke liegen in diesem Gestein. Der Boden an der Oberfläche des Granits ist kalt, zähe und feucht, jedoch durch Entwässerung aufzubessern.

Der Glimmerschiefer, gewöhnlich begleitet von Gneis und Quarz, herrscht vor in Galway und Mayo, in Donegal, Tyrone und Derry, und kommt stellenweise auch in andern Grafschaften zum Vorschein. Derselbe hat einen dünnen und dürftigen Boden zur Oberfläche, zumal er gewöhnlich hoch und ausgesetzt liegt; doch finden sich fruchtbare Stellen in Thälern und an beschützten Gehängen.

Der Thonschiefer, welcher gewöhnlich auf dem Glimmerschiefer liegt, ist ausgedehnt entwickelt in Clare, Kerry, Westcork, Waterford, Wexford, Wicklow, Down und Louth. Die Thonschieferbezirke haben ebenfalls einen dürftigen Boden. Sie enthalten viel Moor, das sich jedoch meistens zur Weide eignet und zur Trockenlegung bequem liegt.

Der alte rothe Sandstein bildet den Grund im größten Theile von Cork und setzt ostwärts bis Waterford, westwärts bis an die Thonschiefer von Kerry. Er nimmt auch ausgedehnte Strecken in Tyrone, Fermanagh, Monaghan, Mayo und Tipperary ein. Die Galtees und Knockmealdownberge bestehen aus diesem Gestein, welches hier auf dem Thonschiefer ruht. Es wird meistens vom neuen gelben Sandstein begleitet. Die Oberfläche des alten rothen Sandsteins ist gewöhnlich sehr fruchtbar.

Der neue rothe Sandstein, wie auch Oolith, Lias und Kreide, findet sich nur in Theilen von Antrim und Derry. Sonst fehlt derselbe, welcher in England einen so fruchtbaren Boden bildet und sich durch dessen gesammte mittlere Ebene, nördlich bis Carlisle und Dumfries erstreckt. Dafür hat Irland auch nicht den zähen Thon, die Kreide und den reinen Sand, welche in England dem Landwirthe so große Schwierigkeiten machen. Eigentlicher siliciöser Sand, in England und auf dem ganzen Continente so weit verbreitet, kommt in Irland gar nicht vor, außer in schmalen Streifen am Seestrande.

An verschiedenen Stellen der großen mittlern Ebene, namentlich in Meath, Westmeath,

King's County, Queen's County, finden sich Hügel und Anhöhen von Kalkstein- und Thonschiefergerölle und vereinzelt liegende Steinblöcke, mitunter mehrere Tonnen an Gewicht, welche Erzeugnisse der Triftformation sind. Sehr weit verbreitet auf der Oberfläche des Landes ist sonst das aus groben Thon- und Kalksteintrümmern vermischte, oder auch aus reinen Kalksteintrümmern bestehende Geschiebe, eine steinichte Beschaffenheit des Bodens, welche bei dem feuchten Klima höchst vortheilhaft ist. Wo auch Thon vorkommt, ist er doch immer mit solchen Steinen oder Gries versetzt. Wenn auf dem zähen Thon in England so viel Regen fiele wie in Irland, so könnte er nicht angebaut werden. Aber in Irland ist der Kalkfels, wenn er auch den dünnsten Ueberzug von Erde hat, doch mit dem weichsten, sanftesten Rasen bekleidet. Auf einem Boden, der mit dem Kalksteingeschiebe versetzt ist, findet sich immer ein üppiger Graswuchs und eine so vortreffliche Weide, daß sie jährlich eine doppelte Ernte erträgt, d. i. zwei Viehstände mästet. Solches Land läßt sich immer leicht zur Grasweide niederlegen, was anderswo, auch in England, eine langwierige und kostspielige Operation ist.

Von der höchsten Fruchtbarkeit sind die sogenannten Caucasses am Ufer des Shannon in Clare und Limerick, angeschwemmte Marschflächen von feiner, weicher, fettiger, leichtzerreiblicher Dammerde.

Die Trapformation herrscht in Norden vor, wo das Trapfeld von Antrim 800 Quadratmeilen einnimmt. Es enthält den berühmten Riesendamm (Giant's Causeway).

Die große Mannichfaltigkeit der Gesteinschichtung, welche in Irland wie auch in Britannien statthat, befördert wesentlich die für den Ackerbau so vortheilhafte Vermischung der Bodenarten. Wo daher tiefere Schichten am Saume der überliegenden zu Tage treten, oder am Fuße von Bergen, wohin durch Regen und Wasserfluten verwittertes Erdreich heruntergeführt wird, findet sich immer ein besonders reicher und fruchtbarer Boden.

2) Klima.

Da Irland unmittelbar im Striche der vorherrschenden Westwinde und des Golfstroms, welcher die Wärme vom Meerbusen von Mexico nach Europa leitet, gelegen ist, hat das Klima jene glückliche Mischung von Milde und Frische, welche sich aus jenen Einflüssen bei der verhältnißmäßig nördlichen Lage ergibt. Lorber und Myrte gedeihen in den südlichen Landschaften im Freien. Die mit den atlantischen Dünsten schwer befruchteten Regenwolken entladen sich zuerst, wenn sie die Gebirge der Süd- und Westküste von Irland erreichen, von wo die Gewässer größtentheils landeinwärts rinnen, die dortigen weiten Ebenen langsam durchfließen und jene Ketten von Seen und Strömen bilden, deren breiter Spiegel die Schönheit der Landschaft so sehr erhöht. Irland dient Britannien zur Barre gegen die Ueberfülle der oceanischen Wasserzufuhr, während diese Ueberfülle in Irland größtentheils leicht aufgesogen wird. Im allgemeinen ist nur selten eine Jahreszeit zu naß. Jene reichliche Wasserspeisung, welche Felder und Wälder überall mit dem blendendglänzenden Grün bekleidet, mit dem das Grün keines Landes in der Welt sich vergleichen läßt, hat denn freilich auch seine Nachtheile. Die südlichen und westlichen Gegenden sind für Weizen nicht ganz geeignet; nur besonders trockene Jahre, wie die 1867 und 1868, sind dafür günstig. Wie das üppige Wachsthum des Krautes, so befördert die Nässe auch das des Unkrautes, weshalb das Gäten eine anstrengende Arbeit wird. Bei anhaltendem Regenwetter werden weite Strecken unter Wasser gesetzt. Die Gießbäche im Gebirge treten mitunter plötzlich aus und stiften große Verheerung an. Wo durch die Ausrodung oder Zerstörung der Wälder oder aus anderweitigen Ursachen der Wasserabzug gehemmt worden ist, sind weite Bezirke allmählich in Torfmoore verwandelt worden. Allein gegen solche Uebelstände gewährt die Kunst, namentlich die Wasserbaukunst, ja mannichfaltige Abhülfe.

3) Mineralien.

Mit mineralischen Schätzen ist Irland im Vergleich mit Britannien, dessen schwarze Juwelen, die Steinkohlen, nebst dem Eisen eine so glänzende wie solide Grundlage seines Nationalreichthums ausmachen, spärlich ausgestattet. Die Ausbeute von Steinkohlen betrug im Jahre 1866 123750 Tonnen zum Werthe von 30937 Pfd. St. gegen 101,506704 Tonnen zum Werthe von 25,376698 Pfd. St. in Britannien. Im Jahre 1867 betrug die Ausbeute in Irland 125000 Tonnen, nämlich 75000 Tonnen Anthracit in Leinster und Munster und 50000 Tonnen bituminöse Kohle in Ulster und Connaught. Die Kohlenformation tritt auf in Ketten von kleinen tafelförmigen Hügeln und besteht abwechselnd aus Schichten von Sandstein, Schiefer, Eisenstein, Thon und Kohlen, welche Schichtung gewöhnlich Beckenform hat und auf dem Gebirgskalkstein lagert, außer in Antrim, wo sie auf Glimmerschiefer ruht und unterhalb der Basalt- und Trapformation liegt. Das wichtigste Kohlenfeld ist das von Kilkenny und Castlecomer, welches als eine Kette von steilen, 800—1000 Fuß hohen Bergen auftritt, die sich durch die Grafschaften Kilkenny, Queen's County und einen Theil von Carlow zieht und im Osten, Süden und Westen von den Flüssen Nore und Barrow umgrenzt wird. Das Product dieses Kohlenfeldes ist Anthracit, gewöhnlich Kilkennykohle genannt. Irland führt jährlich aus Britannien 2 Mill. Tonnen Steinkohlen ein.

Die Torfmoore nehmen einen Flächenraum von 2,830000 Acres ein, von welchen 1,576000 Acres flacher Moor in der großen Kalksteinebene und 1,254000 Acres Gebirgsmoor im Gebirgslande an den Küsten sind. Der Torf ersetzt größtentheils den Mangel an Brennstoff für den häuslichen Bedarf, ist jedoch für die Industrie nur wenig verwendbar. Wegen der antiseptischen Beschaffenheit des Torfs gewährt er manchen interessanten Fund von wohlerhaltenen vorgeschichtlichen Gegenständen, wie Stämme und Aeste von Bäumen, Baumkähne, Handmühlen, Gold- und Silberschmuck, Münzen, Thierknochen, wie vollständige Gerippe des Riesenhirsches (Megaceros Hibernicus), auch menschliche Gerippe. Die Tiefe der Moore ist durchschnittlich 25 Fuß, einige sind an 40 Fuß tief. Sie liegen alle oberhalb des Seespiegels, 25—488 Fuß über demselben, gewöhnlich auf blauem Thon und Mergel, darunter liegt Kalksteingerölle. Da der Mergel ein so vorzüglicher Düngerstoff ist, so hat man nach Trockenlegung der Torfmoore das Material zu deren Urbarmachung an Ort und Stelle.

Von Braunkohle hat man ein ausgedehntes Bett am Südufer des Lough Neagh, das sich von Washingbai in Tyrone bis Sandybai in Antrim erstreckt, an letzterer Stelle in der Teufe von 76 Fuß, in einer Mächtigkeit von 60 Fuß. Ein anderes Bett liegt bei Ballintoy im Norden von Antrim. Der ökonomische Werth der Braunkohle ist 66 Proc., der des Torfes 44 Proc. der Steinkohle.

Es wurden ferner im Jahre 1866 gewonnen: Kupfer 1335 Tonnen zum Werthe von 121993 Pfd. St., Blei 1224 Tonnen zum Werthe von 25099 Pfd. St., Eisen 2125 Tonnen zum Werthe von 5313 Pfd. St., Silber (aus Blei) 15039 Unzen zum Werthe von 4138 Pfd. St., Zink 62 Tonnen zum Werthe von 1354 Pfd. St., sonstige Mineralien zum Werthe von 59063 Pfd. St.

Der Gesammtwerth der Ausbeute an Kohlen und sonstigen mineralischen Producten im Jahre 1866 betrug 247870 Pfd. St. gegen 41,448076 Pfd. St. in Britannien.

4) Manufacturen.

Die Leinenindustrie, gegenwärtig die bedeutendste im Lande, bestand auch schon in den frühesten Zeiten, wenigstens für den heimischen Bedarf. Als die Engländer später die irische Wollweberei wie auch mehrere andere Industriezweige unterdrückt hatten, suchten sie, um einigen Ersatz dafür zu gewähren, die Leinenspinnerei und Weberei, von der die

englischen Interessen weniger lebhaft berührt wurden, aufzumuntern. Wentworth (Lord-Deputy von Irland 1632—39, später Earl of Strafford, hingerichtet vom Langen Parlament 1641) betrieb diese Angelegenheit mit besonderer Vorliebe. Er ließ den Boden mit Bezug auf den Flachsbau untersuchen und, als er einen sehr günstigen Bericht darüber erhalten hatte, feine Flachssaat aus den Niederlanden und geschickte Arbeiter von dort und Frankreich kommen. Noch mehr ließ sich sein Nachfolger, der Herzog von Ormond, die Beförderung der Leinenindustrie angelegen sein. Er entsandte Sachkundige nach den Niederlanden, um das ganze dortige Verfahren im Flachsbau, in der Leinengarnspinnerei und der Leinwandweberei zu untersuchen, und verschrieb dann 500 Weberfamilien aus Brabant, auch mehrere aus Frankreich und der Insel Jersey. Er errichtete mehrere Leinen- und Hanfwaarenfabriken, namentlich eine große Anstalt zu Chapel Izod bei Dublin, welche vortreffliche Leinwand, Tischtücher, Bettzeug, Segeltuch und Tauwerk lieferte.

Im Jahre 1710 wurde das Linen Board zur Beförderung der Leinenindustrie in Irland errichtet und auf die Ausfuhr von Leinwand und die Einfuhr von Flachs- und Hanfsämereien Prämien gesetzt. Leinenspinnerei und Weberei wurden gleichmäßig in allen Landestheilen betrieben bis gegen 1825, wo die englischen und schottischen Maschinengarne die irischen Handgespinste zu verdrängen anfingen. Es entstanden nun nach und nach Maschinenflachsspinnereien auch in Irland. Um 1850 bestanden 70 solche Spinnereien, 1862 gab es 79 mit 592981 Spindeln, 1869 94 mit 905525 Spindeln.

Fast gleichzeitig mit dem Stoße, welchen das Geschäft durch die Einfuhr der englischen Maschinengarne erhielt, erfolgte im Jahre 1830 die Aufhebung der Prämie auf die Leinwandausfuhr und des Schutzzolls für Leinwand, und es ist merkwürdig, daß gerade von dieser Zeit an der Aufschwung der irischen Leinenindustrie datirt. Mulholland gründete damals die erste größere Leinenspinnerei in Belfast und zwar mit solchem Erfolge, daß das ganze Geschäft sich fortan in Belfast concentrirte und sich aus den andern Provinzen zurückzog, wo nur Handspinnerei betrieben wurde. Gegenwärtig wird der größte Theil der Leinenwaare mit Maschinenwebstühlen erzeugt. Es gab deren 12969 im Jahre 1868, gegen 4666 im Jahre 1862. Viele feinere Leinwand wir jedoch noch immer in den Häusern der kleinen Bauern in Ulster, denen das Garn von den Fabriken ausgegeben wird, auf Handwebstühlen gefertigt.

Dieser Zunahme der Spindeln und Webstühle entspricht jedoch keineswegs eine gleiche Zunahme des Rohstoffs. Eine Spindel erfordert wenigstens zum regelmäßigen Betriebe 8 Stone (1 Ctr.) Flachs jährlich, was für die Gesammtzahl der Spindeln in Ulster über 45000 Tonnen Flachs ausmacht. Im Jahre 1868 wurden in Irland 206446 Acres mit Flachs bestellt, welche aber nur 25000 Tonnen ertrugen, sodaß sich ein Mehrbedarf von 20000 Tonnen herausstellt. In Ulster, wo der meiste Flachsbau betrieben wird, findet eine auffallende Abnahme in der Ergiebigkeit per Acre statt. Von jenen 206446 Flachsacres befanden sich 192222 Acres in Ulster, 10,27 Proc. der gesammten Ackerbestellung der Provinz, nur 14224 in den andern Provinzen. Der Ertrag per Acre ist allmählich von 39½ Stone im Jahre 1850, auf 19½ Stone im Jahre 1868 gesunken. In Munster war derselbe Ertrag 28½ Stone, in Leinster 31¾ Stone, in Connaught 28 Stone. Der Ertrag in den Provinzen, wo der Boden für Flachs noch die nöthige Frische hat, ist also viel beträchtlicher als in Ulster, wo der Flachsboden erschöpft scheint. Flachs läßt sich mit Sicherheit nicht öfter als alle neun Jahre auf derselben Stelle ziehen. Die Flax Extension Association in Belfast hat zur Hebung des Flachsbaues in Irland große Anstrengungen gemacht. Sie hat ein treffliches Lehrbuch über den Bau der Pflanze und die Zubereitung der Faser überall im Lande verbreitet, hat monatliche Märkte gegründet, wo Ankäufer der Ulsterfabriken mit den Landleuten des Südens und Westens

zusammenkommen, Preise für gehechelten Flachs ausgesetzt, welche von den localen landwirthschaftlichen Gesellschaften zuzuerkennen sind, Geräthe zur Flachsbereitung von der anerkannt besten Construction aus Holland kommen lassen und als Modelle in den Flachsgegenden vertheilt. Diesen Anstrengungen ist auch die Regierung beigetreten und hat von 1864—69 17000 Pfd. St. verausgabt für die Besoldung von praktischen Instructoren in Flachsbau und Flachszubereitung, welche die Royal Dublin Society und die Royal Agricultural Society of Ireland nach dem Süden und Westen entsandt hat. Allein alle diese Bemühungen sind noch ohne entsprechenden Erfolg geblieben. Die Flachsbestellung vermehrte sich infolge der durch den amerikanischen Bürgerkrieg entstandenen Baumwollnoth von 150070 Acres im Jahre 1862 auf 301693 Acres im Jahre 1864, fiel aber 1868 wieder auf 206446 Acres. Im Jahre 1869 hat sie wieder um 23000 Acres zugenommen, was einen Mehrertrag von circa 3000 Tonnen ergibt, von welchen Acres sich 18822 in Ulster und 3910 in den andern Provinzen befanden; allein es bleiben immer noch gegen 160000 Acres jährlich nöthig, um den Mehrbedarf zu decken.

Im Jahre 1868 bestanden in England und Wales 128 Leinenfabriken mit 474168 Spindeln, 5086 Maschinenwebstühlen, 8623 Pferdekraft-Dampfmaschinen, 1018 Pferdekraft-Wassermaschinen und 21859 Arbeitern, in Schottland 134 Leinenfabriken mit 264220 Spindeln, 12985 Maschinenwebstühlen, 11330 Pferdekraft-Dampfmaschinen, 834 Pferdekraft-Wassermaschinen und 40020 Arbeitern, in Irland 143 Leinenfabriken mit 905525 Spindeln, 12969 Maschinenwebstühlen, 21595 Pferdekraft-Dampfmaschinen und 3466 Pferdekraft-Wassermaschinen und 57050 Arbeitern. Irland steht also in dieser Industrie an der Spitze des Vereinigten Königreichs.

Der entschiedene Erfolg, welchen die irische Leinenindustrie gehabt hat, liefert den Beweis, daß die irische Wollindustrie ebenso gediehen sein würde, wenn sie nicht von England gewaltsam unterdrückt worden wäre; denn sie ist ebenso alteinheimisch wie jene und noch viel reichlicher zu Hause mit Rohstoff versehen. England hat dies Werk der Unterdrückung aufs entschlossenste durchgeführt. Heinrich VIII. verbot 1542 die Wollausfuhr nach England. Später, im Anfange des 17. Jahrhunderts, ergriff der Lord-Deputy Wentworth nachdrückliche Maßregeln zur Unterdrückung der Wollweberei. Der Herzog von Ormond beförderte dann wieder die Wollweberei für heimischen Bedarf, errichtete Wollfabriken in Clonmel und Carrick, zwei ihm gehörenden Städten, und brachte geschickte Wollweber von England herüber. Obgleich die irische Wollweberei von den ausländischen Märkten ausgeschlossen war, blieb sie unter Wilhelm III. doch noch immer so entwickelt und erregte die Eifersucht der englischen Fabrikanten und Grundbesitzer in so hohem Grade, daß das englische Parlament beschloß, diese Industrie ganz zu unterdrücken. Durch Parlamentsbeschluß vom Jahre 1698 wurde demnach ein Differentialzoll von 4 Sh. auf je 20 Sh. Werth Wolltuch und von 2 Sh. auf je 20 Sh. Werth sonstiger Wollstoffe, welche von Irland nach England ausgeführt würden, gelegt, und zugleich die Woll- und Wollwaarenausfuhr von Irland nach jedem andern Lande gänzlich verboten. Dies war thatsächlich völlige Unterdrückung der irischen Wollindustrie. Es war, wie Swift erklärt, der schwerste Stoß, den die irische Industrie noch erhalten hatte. Das irische Wollgewerbe hat sich von diesem Stoße niemals wieder erholt. Die Wollwaarenausfuhr Großbritanniens betrug im Jahre 1866 21,795971 Pfd. St., die Irlands 246 Pfd. St. Dennoch hat in den letzten Jahren das irische Wollgewerbe sich gehoben. Es bestanden im Jahre 1868 in diesem Fache 47 Fabriken mit 26784 Spindeln, 215 Maschinenwebstühlen, 4075 Pferdekraft-Dampfmaschinen, 1385 Pferdekraft-Wassermaschinen und 10555 Arbeitern.

Auch die Baumwollmanufactur weist in der jüngsten Zeit eine merkliche Zunahme auf. Im Jahre 1862 bestanden hierin 9 Fabriken mit 119944 Spindeln, 1757 Web-

stühlen und 2734 Arbeitern, 1868 13 Fabriken mit 124611 Spindeln, 2746 Webstühlen und 4203 Arbeitern. Dagegen bestanden in Großbritannien (England, Wales und Schottland) 1868 2536 Baumwollfabriken mit 34,123452 Spindeln, 376683 Webstühlen und 396861 Arbeitern.

Eine eigenthümliche Industrie ist die Musselinnähstickerei (sewed muslin), deren Hauptsitz in Belfast ist und welche bis vor kurzem an 300000 Personen, meistens Frauen und Mädchen in Ulster, Munster und Connaught beschäftigte und Waaren zum jährlichen Werthe von 1,500000 Pfd. St. lieferte. Wegen Aenderung der Mode hat dieses Geschäft in jüngster Zeit beträchtlich gelitten. Die Irländerinnen haben für solche Arbeit besonderes Geschick. Auch in der Spitzenstickerei (Hauptsitz Limerick) liefern sie ausgezeichnete Arbeit.

Die Seidenmanufactur wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von flüchtigen französischen Hugenotten eingeführt. In ihrem Hauptzweige, dem Tabinet oder Poplin, einem melirten Stoffe von Seide und Wolle, steht Irland unübertroffen da, ein Grad von Vortrefflichkeit, den es schon vor hundert Jahren erreicht und seitdem behauptet hat. Die Arbeit, bei der man nur Handwebstühle gebraucht, erfordert eine besonders zarte Manipulation. Neben mehrern kleinern bestehen gegenwärtig 2 große Poplinfabriken in Dublin, welche 330 Webstühle und 500 Weber beschäftigen. Diese Fabriken sind vollauf beschäftigt und haben einen bedeutenden und stets steigenden Absatz in England, den Vereinigten Staaten und auf dem Continent. Die Kleiderpoplins sind entweder glatt, in Tartans, gestreift oder klein façonnirt. Die Vorhängepoplins sind überaus prachtvolle Stoffe, oft 63 Zoll breit und sehr reich und kunstvoll dessinirt.

Sonst bestanden im Jahre 1868 noch 3 Hanffabriken mit 5024 Spindeln und 412 Arbeitern, 2 Jutefabriken mit 48 Spindeln, 720 Maschinenwebstühlen und 283 Arbeitern, und 1 Strumpfwaarenfabrik mit 15 Handrahmen, 14 Chenierrahmen und 20 Arbeitern.

Im ganzen weist die Spinnerei und Weberei von 1862—68 eine Zunahme von 40 Fabriken mit 199176 Spindeln, 7350 Maschinenwebstühlen und 3509 Arbeitern auf. Es bestanden im Jahre 1868 198 Fabriken mit 938381 Spindeln, 13910 Maschinenwebstühlen und 72963 Arbeitern, wogegen Großbritannien 6205 Spinnerei- und Webereifabriken mit 44,179000 Spindeln, 532709 Maschinenwebstühlen und 781280 Arbeitern hatte.

Der Gesammtwerth der in Irland jährlich producirten Leinwandmanufacte berechnet sich auf 10 Mill. Pfd. St., der der übrigen Manufacte, mit Ausschluß von Bier und Spirituosen, auf 6 Mill. Pfd. St., der der Kohlen und sonstigen Mineralien auf 248000 Pfd. St. Großbritannien erzeugt dagegen einen jährlichen Gesammtwerth an Manufacturen von 330,100000 Pfd. St., an Kohlen und Mineralien von 42 Mill. Pfd. St., was ein Verhältniß von 96 zu 4 ergibt.

Die Manufacte im täglichen Gebrauche in Irland werden größtentheils importirt, wie englische und französische Putzwaaren und Seidenstoffe, englische, französische, dänische, ungarische Handschuhe, englische Tuche, Kattune, Musseline, Bänder, Seife, Lichter, Eisen-, Töpfer-, Glaswaaren.

Man meint häufig, daß der Mangel an Kohlen es wesentlich sei, was das Fabrikwesen in Irland im Vergleich zu dem britischen zurückgehalten habe. Die Reichlichkeit der Kohle in Großbritannien ist allerdings ein großer Vortheil, der Mangel daran in Irland jedoch keineswegs ein unüberwindliches Hinderniß. Frankreich erzeugt jährlich nur 12 Mill. Tonnen Kohlen und führt 8 Mill. Tonnen ein. Die Steinkohlen könnten von den britischen Erzeugungsorten ebenso billig nach Irland verführt werden wie nach London, wo doch ein nicht unbeträchtliches Fabrikwesen besteht. In Lancashire und York-

shire kommen die Kohlen den Fabriken nur auf 1¼ Proc. der gesammten Betriebskosten zu stehen, wogegen sie in Irland auf etwa 2½ Proc. kommen würden; dagegen beträgt die Arbeitslöhnung im nördlichen England 33 Proc., während dieselbe sich in Irland jedenfalls um 2 Proc. billiger stellt. Abgesehen von der frühern englischen Unterdrückung, von der die Gewerbe sich noch nicht haben erholen können — wie das Wollgewerbe, wurde auch die Glasfabrikation von den Engländern gewaltsam und gänzlich unterdrückt — so hat die auch in neuerer Zeit fortdauernde Unruhe und Unsicherheit die Blüte der Industrie verhindert; auch war die mächtige Entfaltung der benachbarten Industrie zu nahe, um ihrer Anziehungs- und Absorptionskraft zu widerstehen.

5) Schiffahrt, Eisenbahnen.

Die Seeschiffahrt weist in den letzten Jahren eine beträchtliche Zunahme auf. Im Hafen von Dublin hat sich in den letzten 30 Jahren die Zahl der im überseeischen Verkehr beschäftigten Schiffe vervierfacht, die der Küstenfahrtdampfer verdreifacht, die der Küstenfahrtsegelschiffe um 70 Proc. vermehrt. Die Tonnenzahl der in den Hafen von Dublin einlaufenden Schiffe betrug im Jahre 1838 581183, im Jahre 1868 1,420292. Während der ersten 11 Monate des Jahres 1869 hat die Tonnenzahl sich weiter gegen die entsprechenden 11 Monate des Vorjahres um 84598 vermehrt. Man hat deshalb ausgedehnte Arbeiten zur Erweiterung des Hafens von Dublin in Angriff genommen. Ebenso groß ist die Zunahme des Schiffverkehrs in Belfast. Die dort einlaufenden Schiffe enthielten im Jahre 1846 543862 Tonnen, im Jahre 1868 1,201806 Tonnen. Die in den verschiedenen Häfen des Landes registrirten irischen Schiffe beliefen sich Ende 1867 auf 2017 Segelschiffe von 187009 Tonnen und 202 Dampfschiffe von 58623 Tonnen Gehalt.

Die vielfach von Baien und Buchten eingeschnittene Küste der Insel ist reichlich mit Häfen versehen, von welchen sich 14 für die größten Linienschiffe, 17 für Fregatten und über 30 für große Kauffahrteischiffe eignen. Die königliche Marinestation ist Cork, ein Hafen, welcher, bequem gelegen, sicher, geräumig, vollständig landumschlossen, einer der herrlichsten in der Welt ist. Im Herbst 1869 lagen hier 500 große Schiffe vor Anker. Während der französischen Kriege pflegten sich hier die Kauffahrer zu versammeln, um ihren Convoi zu erhalten, und es lagen hier dann oft an 600 Schiffe beisammen. Wegen der bequemen Lage des Hafens läuft hier regelmäßig eine große Anzahl von ausländischen Schiffen ein, um auf Ordres zu warten. Auch wird der Hafen viel von Schiffen frequentirt, welche Reparatur vornehmen, wofür sowol hölzerne wie eiserne Schiffe reichliche Vorkehrungen finden. Die Victoriadocks zu Passage West an der Westseite der Bai nehmen die größten Cunard-Dampfschiffe bequem auf. Für den Bau von Kriegsschiffen wird gegenwärtig eine große Werfte auf der in der Mitte der Bai liegenden Insel Haulbowline gebaut. Cork ist der letzte Abgangs- und der erste Anlaufsplatz der amerikanischen Postschiffe, wodurch für die Beförderung der londoner Briefschaften und telegraphischen Depeschen volle 24 Stunden Zeit gewonnen wird.

Durch die zahlreichen schiffbaren Flüsse und Seen wird die Binnenschiffahrt sehr erleichtert. Lough Neagh hat an seinen 100 Meilen langen Ufern fünf Grafschaften und steht durch Flüsse und Kanäle mit Coleraine am Atlantic, mit Newry, Belfast und Coal Island in Tyrone in Verbindung. Der Shannon, der eine Länge von 220 Meilen hat, ist mit Ausnahme der 12 Meilen langen Stromschnellen zwischen Killaloe und Limerick, welche Strecke jedoch durch einen Kanal ergänzt wird, für Flußschiffe fahrbar bis an die Spitze von Lough Allen, 6 Meilen von der Quelle in den Cuilkeaghbergen, die längste Flußschiffahrtslinie im Vereinigten Königreiche. Limerick ist mit Dublin durch den 97 Meilen langen Royalkanal und den 80 Meilen langen Grandkanal verbunden.

Seit dem Bau der Eisenbahnen hat die Binnenschiffahrt jedoch ihre frühere Bedeutung verloren und wird gegenwärtig fast nur für den Transport von Torf, Düngerstoffen u. dgl. benutzt.

Die **Eisenbahnen** sind in den letzten 30 Jahren mit einem Kostenaufwande von 28 Mill. Pfd. St. gebaut worden. Sie hatten Ende 1867 eine gesammte Länge von 1928 Meilen, in welchem Jahre darauf befördert worden waren 14,023172 Personen, 2,552229 Tonnen Güter, 698438 Rinder, 724121 Schafe, 1,072634 Schweine. Die Einnahme betrug für die Personalbeförderung 947387 Pfd. St., für Güter-, Vieh- und Postbeförderung 925232 Pfd. St., zusammen 1,872619 Pfd. St. (Die Einnahme der Eisenbahnen in England und Wales betrug 33,398222 Pfd. St., in Schottland 4,209158 Pfd. St.).

6) Landwirthschaft.

Die verhältnißmäßig so geringfügige Entwickelung der Manufactur und Montanindustrie unterscheidet Irland wesentlich von Großbritannien; die große Masse der Bevölkerung ist ausschließlich auf das Land angewiesen, das aber ein höchst reiches ist.

Irland enthält ausschließlich von Flüssen und Seen 20,319934 Acres, von welchen im Jahre 1867 5,458945 Acres bestelltes Ackerland, 10,057072 Acres Grasland, 26191 Acres Brachland, 324308 Acres Waldland, 4,453408 Acres Moor und unangebautes Heideland waren. Das urbare Land betrug demnach 15,542000 Acres oder 76½ Proc. des Ganzen, während es in England und Wales nur 68 Proc. (25,347000 Acres) betrug.

Young, eine der größten Autoritäten in dieser Beziehung, erklärt in seinem trefflichen Werke: „A Tour in Ireland 1776—78" (Dublin 1780), die natürliche Fruchtbarkeit, Acker gegen Acker durch die beiden Königreiche, sei entschieden zu Gunsten Irlands; manche der reizendsten und am besten angebauten Landschaften in England seien dem Kapitale, der Kunst und dem Fleiße ihrer Einwohner fast alles schuldig. In den weiten Ebenen besteht der Boden der Oberfläche aus einer trockenen, mürben, leicht zerreiblichen, kräftigen, reichlich mit Kalksteingries versetzten, röthlichen oder rothbraunen, meistens 3, oft 8 Fuß tiefen Dammerde, in deren Wildwuchs besonders Farrnkraut (Pteris aquilina) vorherrscht. In Grasweide mästet dieses Land per Acre einen Ochsen von 8—10 Ctr. und einen Widder, oft zwei solche Ochsen im Jahre, und gleich geeignet ist es für Weizen, für Rüben, für Bohnen, für Möhren, für Kohl, für Kartoffeln. Eigenthümlich ist das entzückende, fast blendende, tiefglänzende Grün, die sanfte Weichheit des natürlichen Rasens, viel schöner als sonstwo die sorgsamste Hand der Kunst hervorzubringen vermag. Wo findet sich ein Grasfeld, das sich an Pracht z. B. mit dem Curragh in Kildare vergleichen ließe, einer Gemeindeweide von 4000 Acres, über die der Smaragdschmelz des wogenden Rasens, durch die leichte Wellenform der Oberfläche noch gehoben, sich ergießt? Vorzüglich ergiebiges Land erstreckt sich durch Roscommon, Longford, Kildare, Meath, Queen's County, Wexford, Tipperary, Limerick — das berühmte Goldene Thal (Golden Vale), unvergleichlich für Getreide und Rüben, läuft von Charleville nach Tipperary, 25 Meilen weit, und dann bis auf 4 Meilen von der Stadt Limerick 16 Meilen weit —, dann durch Theile von Kerry, namentlich von Castle Island nach Tralee, und durch Theile von Cork, namentlich durch das Thal des Blackwater. Der Kalksteingrund breitet unterhalb des Bodens überall den trefflichsten Düngerstoff aus, ohne Mühe und Kosten zu verursachen. Manches Land producirt Getreide eine Reihe von Jahren nacheinander. Die Schnelligkeit, mit der das Land auf Kalkgrund, wenn auf solche Weise erschöpft, sich wieder erholt und ohne Grassaat wieder zur Weide herstellt, ist merkwürdig. Die üppigste Weide, fast zu gut für den Acker, gibt der fette, außerordentlich

tiefe Boden der Caucasses am Fergus und besonders am Shannon in Limerick und Clare. Auch in den felsigen Gebirgslandschaften des Westens hat man reichlichen Graswuchs. Auf Stellen, wo eine nur ganz dünne, kaum ein paar Zoll dicke Erdhaut den nackten Felsen überzieht, wird das Vieh doch schnell fett. Im Norden ist die Ausdehnung des reichen Bodens nicht ganz so beträchtlich, allein Strecken von großer Fruchtbarkeit finden sich in jeder Grafschaft; selbst in den rauhen und öden Felsenbergen von Donegal kommt man oft plötzlich in ein Thal von überraschender Fruchtbarkeit.

Ein großer Vortheil für die irische Landwirthschaft ist jedenfalls die Nähe des englischen Marktes. Irlands Rindvieh, Schafe, Schweine, Butter, Eier, Fische, Geflügel, Hafer, Hafergrütze, Gemüse finden einen regelmäßigen Absatz in England. Die Ausfuhr von Eiern von Irland nach England z. B. wird auf 80 Mill. Stück jährlich berechnet.

Der eigentliche Ackerbau hat in der letzten Zeit bedeutend abgenommen, die Viehzüchterei und Milchwirthschaft zugenommen. Im Jahre 1869 hatte man 10,046877 Acres Grasweiden und nur 5,596824 Acres Ackerfeld, einschließlich von Brachland, Wiesen und Kleefeldern. Da natürlich ein beträchtlicher Theil dieser Ackerfelder mit zu den Viehzüchtereien und Meiereien gehört, so ersieht man, daß die ausschließlich ackerbautreibenden Wirthschaften nur einen beschränkten Theil des Landes in Besitz haben. Die bestellten Aecker betrugen zwar im Jahre 1847, dem zweiten Jahre der Hungersnoth, nur 5,238575 Acres, im Jahre 1861 wieder 5,890536 Acres, eine Zunahme von 651961 Acres, allein diese Zunahme kam auf Rechnung von Rüben und Futterkräutern, welche 843678 Acres, von Flachs, welcher 89645 Acres, von Wiesen und Klee, welche 407260 Acres einnahmen. Der Getreidebau hat sich entschieden vermindert. Mit Weizen waren bestellt 1851 504248 Acres, 1869 281117 Acres, mit Hafer 1851 2,189775 Acres, 1869 1,684788 Acres, mit Gerste 1851 282617 Acres, 1869 220909 Acres, mit Roggen 1851 73044 Acres, 1869 11199 Acres, mit Bohnen und Erbsen 1851 49717 Acres, 1869 9957 Acres, zusammen also mit Getreide und Hülsenfrüchten 1851 3,099401 Acres, 1869 2,207970 Acres. Diese Abnahme ist zunächst eine Folge der Consolidation der Bauerstellen, welche nach der Hungersnoth vorgenommen wurde, indem in den zunächst für Viehzucht bestimmten vergrößerten Gehöften große Strecken in Grasland niedergelegt, die frühern Insassen theils ins Ausland, theils ins Gebirge oder Moorland getrieben wurden. Doch wirken auch sonst mancherlei Umstände auf den Getreidebau hinderlich ein. Wegen des Freihandels können die Getreidepreise sich nie längere Zeit hoch halten. Das Klima macht in manchen Jahren das Einbringen des Getreides kostspielig und schwierig. Die gesteigerte Arbeitslöhnung erhöht die Betriebskosten beträchtlich. Der Getreidebauer erzielt deshalb verhältnißmäßig keinen sehr großen Reingewinn, während der Viehzüchter reich wird und der Milchmeier viel Geld verdient. Auch sind die Irländer, obgleich vortreffliche Viehzüchter, gewöhnlich keineswegs gute Feldbauer. In den meisten wesentlichen Erfordernissen der rationellen Agricultur, im Tiefpflügen, häufigen Auflockern des Bodens, frühzeitigen Bestellen, sorgfältigen Gäten, läßt der irische Landmann gewöhnlich viel zu wünschen übrig. Der Ertrag ist demzufolge auch viel geringer, als bei rationellerm Betriebe der Fall sein würde.

Die irische Rotation ist eine sehr erschöpfende vierjährige: erstens Kartoffeln oder Rüben, zweitens Hafer, Gerste oder Weizen, drittens Gras, viertens Hafer. Sie wird mitunter zu einer sechsjährigen erweitert, indem man des vortheilhaften Graswuchses halber das Gras zwei Jahre stehen läßt, es im ersten Jahre mäht und im zweiten Jahre abweidet und dann zwei Jahre nacheinander Hafer nimmt. Diese Rotation enthält zwar ein gleiches Maß von Bestellungen, die den Boden erschöpfen und wieder kräftigen; allein die Wir-

kung der letztern geht zum Theil wieder verloren, indem die Kartoffeln und Rüben vollständig ausgestochen, das Gras und der Klee abgemäht werden. Eine solche Rotation beraubt den Boden der Festigkeit, durch die er schwere Ernten ertragen kann. Noch weit mehr verstößt gegen allen rationellen Betrieb das Verfahren, wie es bei den kleinen Käthnern des Westens stattfindet. Da nimmt man nach einmaliger Düngung erst Kartoffeln zweimal nacheinander, dann Hafer acht- bis zehnmal nacheinander! Darauf wird das Land brach gelegt und bleibt sich selbst und dem Unkraut überlassen, wird auch bald der Natur des irischen Bodens nach mit Rasen bedeckt, worauf man diesen einpflügt, noch einigemal Getreide zieht und dann die Rotation mit der Düngung und der Kartoffel wieder anfängt. Bei solchem Raubbau muß man dann freilich zufrieden sein mit dem, was man eben herausrafft.

Auch in den bessern Oekonomien ist der Betrieb oft sehr nachlässig. Bei dem feuchten Klima greift das Unkraut mit außerordentlicher Stärke um sich und erfordert daher besonders fleißiges Gäten. Man sieht aber gewöhnlich von Tag zu Tag gleichgültig zu, wie das Unkraut immer mehr überhandnimmt und die Saat erstickt, wodurch dann oft ganz ernstlicher Schaden entsteht. Ebenso hat man sogar in den größern Wirthschaften oft beträchtlichen Verlust an Heu, weil man nicht eine hinlängliche Anzahl von Mähtern anstellt, sodaß z. B. die Heukuppen wochenlang im Felde liegen bleiben, bis sie brandig werden.

Erfreulich ist bei den sonst so trübseligen Zuständen, daß in neuerer Zeit ein großer Theil des früher wüstliegenden Landes urbar gemacht worden ist. Moore und Berggehänge sind seit 30 Jahren allmählich immer mehr in Aecker oder gebesserte Weiden verwandelt worden. Manche kleinere Moore sind ganz und gar verschwunden und in die größern ist man von allen Seiten eingedrungen. Im Jahre 1841 waren 6,295735 Acres wüstes Land vorhanden, im Jahre 1845 noch 6,290000 Acres, im Jahre 1861 aber nur 4,357338 Acres, sodaß in jenen 20 Jahren 1,938397 Acres urbar gemacht worden sind.

Die Viehzucht hat sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Rind, Schaf und Schwein haben sich entschieden gebessert, sodaß sie dann auch bedeutend höhere Preise erzielen. Man findet jetzt selten, wenigstens in den mittlern und südlichen Grafschaften, noch die alte langhörnige, flachwanstige, dickhäutige Kuh, das leichte, behende, knöcherige Schaf, das riesige, gefräßige und dennoch hagere Schwein, wie sie hier früher zu Hause waren. Der Mehrertrag an Fleischwaare im Verhältniß zu demselben Futtermaß ist sehr groß. Um diesen Erfolg zu Wege zu bringen, sind gar viel Arbeit, Umsicht und Auslagen erforderlich gewesen, und die Viehzüchter, welche die Sache geleitet, haben sich großes Verdienst um ihr Land erworben. Man hat zu diesem Behuf keine Kosten gescheut, so z. B. 100 Pfd. St. für die Miethe auf ein Jahr eines englischen Vollblutstieres gegeben.

Ebenso bedeutend ist die Vermehrung des Viehstandes. Man zählte 1841 1,863166 Stück Rindvieh, 1869 3,727794 Stück, eine Zunahme von 1,864628 Stück, 1841 2,106189 Schafe, 1869 4,648158, Zunahme 2,541969. Rind und Schaf haben sich also in dieser Frist verdoppelt. Inzwischen hat sich aber nicht nur wegen der allgemeinen Preissteigerung, sondern auch wegen des vermehrten Gewichts und der erhöhten Güte des Viehs auch dessen Werth bedeutend gehoben. Der Durchschnittspreis des Ochsen ist von 1841 bis gegenwärtig von 6 Pfd. St. 10 Sh. auf 8 Pfd. St. 18 Sh., der des Schafes von 1 Pfd. St. 2 Sh. auf 1 Pfd. St. 17 Sh. gestiegen, wonach der Mehrwerth des gegenwärtigen Bestandes an Rindvieh gegen 1841 16,505190 Pfd. St., der der Schafe 4,702644 Pfd. St. ausmacht.

Dagegen hat die Zahl der Schweine abgenommen, von 1,412813 im Jahre 1841, auf 1,079793 im Jahre 1869, also um 333020, wogegen jedoch der Durchschnittspreis

des Schweins von 1 Pfd. St. 5 Sh. auf 2 Pfd. St. 18 Sh. gestiegen ist. Man hat diese Abnahme des Schweins bedauert, weil es eine ernstliche Verminderung im Viehstande des armen Mannes andeutet. Da die Schweine früher hauptsächlich von dem ärmern Landvolke gezogen wurden, so mußte freilich bei der großen Auswanderung desselben mit der Anzahl der Schweinezüchter auch die der Schweine abnehmen. Hauptsächlich hängt jedoch die Minderung oder Mehrung des Schweines von den Preisen des Futters, zunächst der Kartoffel, ab. Der Schweinestand zählte im Jahre 1858 noch 1,409883 Stück, eine Anzahl, welche fortwährend abnahm bis zum Jahre 1864, wo man nur 1,058480 Stück hatte, worauf aber, ungeachtet der inzwischen stattgefundenen Auswanderung von 1½ Millionen, meistens aus den ärmern Klassen, die Zahl im Jahre 1865 auf 1,305953, im Jahre 1866 gar auf 1,497274 stieg und dann wegen der höhern Korn- und Kartoffelpreise im Jahre 1868 wieder auf 869578 fiel, schließlich im Jahre 1869 wieder 1,079793 erreichte.

Die Werthzunahme des gesammten Viehstandes seit 1841 beträgt über 20 Mill. Pfd. St.

Ein so wesentlicher Theil der Agricultur die Viehzucht, verbunden mit einer zweckmäßigen Rotation von Getreide und Knollen, ist, so ist doch die gegenwärtig in Irland vorwaltende Tendenz auf ausschließlichen Betrieb der Viehzucht, nach der Weise der Scythen, wie Swift es treffend bezeichnete, eine schon in allgemeiner ökonomischer Beziehung höchst bedenkliche. Würde eine große Viehseuche ausbrechen, so dürfte eine ähnliche Katastrophe, wie die durch die Kartoffelmisernte von 1846, eintreten. Andererseits ist der Ackerbau, gegenwärtig noch so mangelhaft, ja oft barbarisch, auch auf seinem beschränktern Raume einer jedenfalls sehr großen Entwickelung fähig; alle Autoritäten sind darüber einig, daß, ohne die Fleischgewinnung im mindesten zu beeinträchtigen, der Ertrag an Cerealien, Rüben und Knollen verdoppelt werden könnte.

Irland führte 1867 Getreide nach England aus: 735611 Quarter (von welchen 674103 Quarter Hafer) zum Werthe von 1,018083 Pfd. St., wogegen das Vereinigte Königreich von auswärts einführte Getreide zum Betrage von 41 Mill. Pfd. St. Irland selbst führte ein von auswärts Mais 2,247090 Quarter zum Werthe von 5,928742 Pfd. St., und Weizenmehl 182114 Ctr. zum Werthe von 177164 Pfd. St.; außerdem von England Getreide 484309 Quarter, Werth 1,141171 Pfd. St. Das Maismehl ist sehr ökonomisch und wird mit Vortheil zur Schweinemästung und auch theilweise als Speise der ärmern Leute verwandt. Immer aber bleibt ein solches Verhältniß des Getreideimports und Exports ein auffälliges in einem so vorwiegend Ackerbau treibenden Lande.

Der wesentliche Uebelstand des Landes ist das Uebermaß an Feuchtigkeit. In manchen Jahren kann die Pflanze in dem mit Wasser geschwängerten Boden und der kühlen Luft nicht gedeihen; Cerealien, Knollen und Wurzeln kommen nicht zur Entwickelung, die Weide versauert. Diesem Uebelstande läßt sich durch eine gründliche Drainage abhelfen; die Drainage ist in materieller Beziehung das dringlichste Bedürfniß des Landes. Das irische Amt für öffentliche Bauten ist seit dem Jahre 1830 mit der allgemeinen Drainage beauftragt. Es hat nach seinem Berichte vom Jahre 1869 in diesen 40 Jahren 266736 Acres drainirt mit einem Kostenaufwande von 2,390613 Pfd. St., von welcher Summe 920110 Pfd. St. zurückgezahlt worden sind. Auf den entwässerten Ländereien hat sich ein Mehrertrag an Pachtzins von 74502 Pfd. St. jährlich ergeben, was 3¼ Proc. vom angelegten Kapital beträgt; ein Ergebniß, welches für den allgemeinen Nationalreichthum wenigstens 6—7 Proc. bedeutet, da der Mehrertrag an Pachtzins wenigstens einen gleichen Mehrerwerb seitens der Pächter voraussetzt. Allein diese Arbeiten der Drainage des Landes sind im ganzen viel zu vereinzelt, theilweise sehr fehlerhaft und jeden-

falls im ganzen durchaus ungenügend. Daher entbehrt man sehr ein systematisches, das ganze Land umfassendes, nach einem einigen Plane und den besten Vorschriften der Kunst durchgeführtes Werk. Die bisherigen Arbeiten sind theilweise sehr unzweckmäßig. So z. B. die Regulirung des Shannon, dessen Gebiet 6060 Quadratmeilen, ein Fünftel der Insel umfaßt. Diese Regulirung wurde bereits vor 40 Jahren, im Jahre 1831 begonnen. Aus Rücksicht auf die Dampfschiffahrt im obern Shannon war man aber mehr darauf bedacht, das Wasser zurückzuhalten, als es ablaufen zu lassen. Dabei wurde die projectirte Ausweitung und Austiefung des Flußbettes an den Stromschnellen zu Killaloe nur theilweise ausgeführt. Der Erfolg ist, daß die Herbstfluten sehr häufig, namentlich im October, an 16300 Acres überschwemmen, Saat und Gras zerstören und weite Strecken durch Feuchtigkeit schädigen, die Winterfluten aber regelmäßig an 21000 Acres unter Wasser setzen und 3100 weitere Acres durch Feuchtigkeit schädigen, während am Suck, einem Nebenflusse des Shannon, gar 40000 Acres geschädigt werden. Somit ist in diesem so wichtigen Theile der Drainage gerade das Gegentheil von dem, was geschehen sollte, bewirkt worden, die Ueberschwemmungen sind viel schlimmer als vorher der Fall war, und diesem Uebelstande ist im Verlauf so langer Jahre noch nicht abgeholfen worden.

7) Die Bauern.

Die Pächter (Farmers) bilden die zahlreichste Klasse der Bevölkerung. Ihre Zahl betrug im Jahre 1866 597628, d. h. Pachtinsassen, Familienväter, deren Söhne und nächste Anverwandte gewöhnlich mit auf dem Gehöfte, aber nicht um Tagelohn arbeiten. Nimmt man 5 als die durchschnittliche Zahl für jede Pächterfamilie an, so erhält man ungefähr die halbe Bevölkerung als Landbauern, ausschließlich von den Tagelöhnern, deren Zahl eine verhältnißmäßig geringe ist und in den letzten Jahren sich viel beträchtlicher, als die der Pächter, durch Auswanderung vermindert hat. In Ulster gab es im Jahre 1868 176663 Pächter und nur 15236 landwirthschaftliche Tagelöhner oder Knechte. Ein großer Theil der kleinen Handwerker und Krämer ist zu gleicher Zeit Pächter; der Irländer hat von Natur Neigung für das Land; wer in andern Geschäften Geld erworben hat, legt es am liebsten in einer Landwirthschaft an.

Von jenen 597628 Pachtinsassen waren 48236 landwirthschaftliche Arbeiter, welche durchschnittlich nur 1/2 Acre, zusammen 24853 Acres, besaßen. Die Anzahl der Pächter von 1—5 Acres war 79742, zusammen mit 282070 Acres, der von 5—15 Acres 174357 mit 1,815730 Acres, der von 15—30 Acres 136490 mit 3,046703 Acres, der von 30—50 Acres 72154 mit 2,909458 Acres, der von 50—100 Acres 54825 mit 4,031460 Acres, der von 100—200 Acres 21900 mit 3,287195 Acres, der von 200—500 Acres 8339 mit 2,858123 Acres, der von über 500 Acres 1576 mit 2,004231 Acres. Es besaßen demnach unter 1 Acre 8,1, 1—5 Acres 13,3, 5—15 Acres 29,1, also nicht über 15 Acres 50,5 Proc., mithin die Hälfte, ferner 15—30 Acres 22,8, 30—50 Acres 12,1, 50—100 Acres 9,2, 100—200 Acres 3,7, 200—500 Acres 1,4, über 500 Acres 0,3 Proc. der Gesammtzahl. Die 302335 Insassen, welche je unter 15 Acres besaßen, hatten Ackerland 1,048165 Acres, und Weideland 867290 Acres, die 295293, welche je über 15 Acres besaßen, hatten Ackerland 4,472403 Acres, und Weideland 9,136954 Acres. Das übrige Land war Brachland, Waldung, Moor und Heide. Die großen Gehöfte liegen meistens in den Weidelandschaften von Leinster und Munster, die kleinen im Westen von Munster, Connaught und, was zu bemerken ist, in Ulster, wo die Pächter sich meistens gut stehen.

Die Anzahl der Pächter im Verhältniß zu der der Grundherren ist sechsmal so groß wie in England und Wales, wo auf einen Grundherrn 7 Pächter kommen, während in Irland auf einen Grundherrn 46 Pächter kommen.

Die großen Gehöfte in Leinster und Munster, welche das bei weitem reichhaltigste Land innehaben, zahlen auch den bei weitem geringsten Zins. Die herrlichen Grasweiden in Tipperary und Meath, welche zwei Viehstände im Jahre mästen, sehr bedeutende Heuernten geben, sind zu 40—50 Sh. der irische Acre (5 irische Acres machen 8 englische oder statute Acres) verpachtet, während sie in England jedenfalls 60 Sh. den englischen Acre zahlen würden. Die kleinern Gehöfte zahlen für ihr gewöhnlich viel ärmeres Land einen viel höhern Zins, oft an 4 Pfd. St. den Acre. Vor der Hungersnoth war der Pachtzins der kleinern Gehöfte verhältnißmäßig noch höher. Ueberhaupt unterscheidet sich der reiche Viehzüchter der mittlern Grafschaften gar sehr von dem armseligen Käthner des Westens, wie dieser wieder von dem wohlhäbigen kleinen Oekonomen in Ulster.

In den abgelegenen felsigen Gebirgslandschaften von Donegal, Connamara, Galway findet man noch die Ueberreste der alten irischen Bevölkerung in ihren eigenthümlichen Wohnungen und Gewohnheiten, wie sie eben den seit Jahrhunderten Geknechteten, Verstoßenen, Vertriebenen eigenthümlich sind. Ihre drei oder vier Acres nackter Felsboden, mangelhaft gedüngt, mit dem Spaten bestellt, ernähren sie nur kümmerlich. Schlägt die Ernte fehl, so ist der Hunger da. Ließe sich Beschäftigung für sie finden neben der für die eigene kleine Wirthschaft, so wäre ihnen wol geholfen; allein es gibt weit und breit in der Gegend keine Arbeit für sie. Auch die größten Pächter der Nachbarschaft verwenden nur ihre eigene und ihrer Familie Arbeit. Die Besserung der Lage dieser kleinen Käthner ist eine schwierige Aufgabe. Spatenwirthschaft auf unfruchtbarem Boden, wo es an hinlänglichem Viehstande, dieser nothwendigen Bedingung vortheilhafter Spatenwirthschaft, mangelt, reicht für den Unterhalt eines Mannes und einer Familie nicht aus. Das ganze Leben dieser Leute ist denn auch ein steter Kampf um ein jämmerliches Dasein. Und doch, sehe man sich jene halbnackte Dorfjugend, wie sie sich am sonnigen Sommertage auf dem Anger tummelt, nur an: welche kräftige Muskelentwickelung, welche Rüstigkeit, welche Gewandtheit! Und jene Bauerfrau, die über die Anhöhe schreitet, in dem berühmten hochrothen Unterrocke, sonst kärglich bekleidet, welch stolzer Gang, welche edle Gestalt und Haltung, welche Schönheit! Welch ein malerisches Bild! Die celtische Schönheit, wo sie im Weibe auftritt, ist von unerreichtem Adel; sie verbindet volle Kraft mit reiner Zartheit im Ausdrucke, reizende Mannichfaltigkeit mit reiner Regelmäßigkeit im Umrisse. Es ist eben das classische Profil, selten in solcher Vollendung im Stein erreicht. Wir meinen zwar nicht, daß diese Schönheit in Westirland sehr häufig ist, ebenso wenig, daß die Westiren reine Celten sind. Die Iren überhaupt sind ein aus der celtischen, iberischen, altteutonischen und wahrscheinlich einer unbekannten vorhistorischen Rasse stark gemischter Stamm. Die Westiren, namentlich die Gebirgseinwohner von Connaught und Clare, sind größtentheils von den Engländern während der Confiscationszeiten über den Shannon getriebene Einwohner des übrigen Landes. Aber eigenthümlich ist, daß die verschiedenen, voneinander scharf unterschiedenen Typen in den einzelnen Individuen, oft derselben Familie, meistens rein hervortreten, sodaß mit dem einen Zuge des Typus auch der andere sich forterbte. Man erkennt bald in der einen Schwester die Celtin, in der andern die Iberierin, im Bruder den Teutonen. Allen gemein ist Rüstigkeit des Leibes und des Geistes, ein kluges, munteres, beredtes, zur Nachlässigkeit geneigtes, doch auch zu großen Anstrengungen fähiges Wesen.

Uebrigens ist das beschriebene Elend nur auf einzelne Striche beschränkt. Ueberall in den Gebirgslandschaften, auf verhältnißmäßig unfruchtbarem Boden, auch in Connaught, namentlich aber in Clare, Kerry, Südcork, leben Hunderte von kleinen Farmers glücklich und zufrieden, welche nicht nur zahlreiche kräftige und gesunde Kinder großziehen, was eben eine allgemeine Tugend oder Untugend der Iren ist, sondern auch ihre Schulden, ihren Zins bezahlen, sich vom Armenhause fern halten, auf die Aecker, die sie urbar ge-

macht, die kleine, dumpfige, dunkle, spärlich durch kleine Fenster erleuchtete Hütte, die sie erbaut, mit Stolz und tiefer Anhänglichkeit blicken. Auch ist zu erwägen, daß die Großwirthschaften sich eben auf das bessere Land der Ebenen beschränken. Wo Aecker den Mooren oder Bergabhängen abgewonnen worden sind, ist es nur durch die Arbeit der ärmsten Leute geschehen.

In Ulster, wo die Landwirthschaften größtentheils nur klein sind, sind die Pächter meistens in behaglicher Lage. In Ulster haben sie freilich festes Besitzrecht, und das dortige entwickelte Fabrikwesen hebt die Landwirthschaft durch Gewährung eines guten einheimischen Marktes, sowie theilweise auch durch Nebenbeschäftigung, namentlich der weiblichen Familienglieder.

Trotz aller Mißstände der irischen Agricultur und ohne auch die musterhafte belgische Agricultur herbeizuziehen, mit der sich die irische kaum vergleichen läßt, zeigt diese ebenfalls, daß in allgemeiner ökonomischer Beziehung der Kleinwirthschaft vor der Großwirthschaft der Vorzug gebührt. Dies ergibt sich entschieden aus den folgenden Daten. Im Jahre 1868 enthielten je unter 30 Acres 438834 Gehöfte, welche 2,260407 Acres bestelltes Ackerland, 2,830349 Acres Weideland und einen Viehstand zum Werthe von 11,651456 Pfd. St. hatten. Je über 30 Acres hatten 158794 Gehöfte mit 3,260161 Acres bestelltem Acker, 7,673895 Acres Weide und Viehstand zum Werthe von 24,232542 Pfd. St. Die Gehöfte unter 30 Acres hatten bestellt mit Weizen 92812 Acres, Werth 5 Pfd. St. 13 Sh. per Acre, 524388 Pfd. St.; mit Hafer 777038 Acres, Werth 3 Pfd. St. 18 Sh. per Acre, 3,030449 Pfd. St.; mit Gerste 52311 Acres, Werth 6 Pfd. St. 6 Sh. per Acre, 329559 Pfd. St.; mit Roggen 5383 Acres, Werth 4 Pfd. St. per Acre, 21532 Pfd. St.; mit Bohnen und Erbsen 5937 Acres, Werth 10 Pfd. St. 16 Sh. per Acre, 64120 Pfd. St.; mit Kartoffeln 578235 Acres, Werth 8 Pfd. St. 15 Sh. per Acre, 5,059556 Pfd. St.; mit Rüben 96969 Acres, Werth 7 Pfd. St. 3 Sh. per Acre, 693328 Pfd. St.; mit Mangelwurzel 3648 Acres, Werth 9 Pfd. St. 7 Sh. per Acre, 34109 Pfd. St.; mit sonstigem Grünzeug 34289 Acres, Werth 12 Pfd. St. per Acre, 411468 Pfd. St.; mit Flachs 152346 Acres, Werth 9 Pfd. St. 10 Sh. per Acre, 1,515843 Pfd. St.; mit Raps 2752 Acres, Werth 12 Pfd. St. per Acre, 33024 Pfd. St.; mit Wiesengras und Klee 458687 Acres, Werth 4 Pfd. St. 1 Sh. per Acre, 1,857682 Pfd. St. Die über 30 Acres enthaltenden Gehöfte hatten bestellt mit Weizen 206466 Acres, Werth (Verhältniß per Acre, wie vorher) 1,166034 Pfd. St.; mit Hafer 922657 Acres, Werth 3,598362 Pfd. St.; mit Gerste 97982 Acres, Werth 617286 Pfd St.; mit Roggen 4638 Acres, Werth 18552 Pfd. St.; mit Bohnen und Erbsen 8897 Acres, Werth 96087 Pfd. St.; mit Kartoffeln 472118 Acres, Werth 4,131033 Pfd. St.; mit Rüben 220229 Acres, Werth 1,574637 Pfd. St.; mit Mangelwurzel 16434 Acres, Werth 153657 Pf. St.; mit sonstigem Grünzeug 46265 Acres, Werth 555180 Pfd. St.; mit Flachs 111161 Acres, Werth 1,106052 Pfd. St.; mit Raps 10666 Acres, Werth 127992 Pfd. St.; mit Wiesengras und Klee 1,142736 Acres, Werth 4,628081 Pfd. St. Also hatten die unter 30 Acres enthaltenden Gehöfte auf 4,590756 Acres Werth an Saaten und Vieh 25,226514 Pfd. St., mithin einen Werth per Acre von 5 Pfd. St. 10 Sh., die über 30 Acres enthaltenden Gehöfte auf 10,934056 Acres Werth an Saaten und Vieh 42,005495 Pfd. St., mithin einen Werth per Acre von 3 Pfd. St. 17 Sh.

Der irische Farmer zeichnet sich durch seine große Sparsamkeit aus. In den Banken, der Bank of Ireland und den verschiedenen Gesellschaftsbanken waren deponirt: im Jahre 1840 5,567851 Pfd. St., 1846 8,442153 Pfd. St., 1847 6,493124 Pfd. St., wo die Abnahme sich durch die Kartoffelmißernte erklärt, 1850 8,268838 Pfd. St., 1855 12,285822 Pfd. St., 1860 15,609237 Pfd. St., 1863 12,996731 Pfd. St. (von

1860 — 62 waren schlechte Ernten gewesen), 1867 19,211342 Pfd. St., 1868 18,437128 Pfd. St., 1869 19,665443 (in diesen drei Jahren hatte man gute Ernten gehabt). Die Deponenten dieser Summen sind laut Erklärung der Bankdirectionen fast ausschließlich Farmer. Dies weist wenigstens im allgemeinen auf einen Fortschritt in den Erträgnissen der Agricultur hin und zeigt, daß es den Landwirthen selbst nicht an Kapital zur Aufbesserung der Landwirthschaft fehlt. Es zeigt aber auch, daß das Kapital nicht frei nach dem Lande, das es eingetragen hat, zurückfließt, daß überhaupt keine Aufmunterung zur Anlegung von Kapital in Irland vorhanden ist. Die Farmer legen ihr Geld in die Banken blos zur Sicherheit, weil sie das für besser halten, als es in alte Strümpfe zu stecken, wie sie sonst wol zu thun pflegten. Die Banken zahlen nicht ganz 2 Proc. Interessen; sie zahlen aber gewöhnlich ihren Actionären an 20 Proc. per Anno an Dividenden und Prämien, indem sie die Gelder mit großem Profit wieder zu 4—10 Proc. ausleihen. Ein Theil der Ersparnisse der „miserabeln" irischen Farmer wird durch eine Bank in den großen Pächtereien in Schottland verwandt, der größte Theil aber wird in den Speculationen der London City gebraucht. Manche Pächter haben ihr Conto auch direct in den londoner Gesellschaftsbanken. Von einigen Farmern weiß man jedoch auch, daß sie ihr Geld nicht in den Banken anlegen, sondern es in baaren Sovereigns zu Tausenden zu Hause in der Kiste stehen lassen. Es wäre auch wol kein Wunder, wenn bei so mangelnder Aufmunterung an nützlicher Verwendung des Geldes mancher Farmer sein Geld vergeudet.

Jedenfalls hat aber die Agricultur im ganzen keinen entsprechenden Fortschritt, sie hat vielmehr positiven Rückschritt gemacht. Dies gilt sogar von der von der Natur so sehr, vielleicht zu sehr begünstigten Viehzüchterei. Man ersieht dies sofort an der Abnahme der Rübencultur bei der Zunahme des Viehstandes. Die Rübencultur ist der Mittelpunkt der englischen Landwirthschaft, und sie ist unbedingt auch zur gedeihlichen Entwickelung der irischen erforderlich. Während das Rindvieh aber von 2,967461 in 1851 auf 3,727794 in 1869, das Wollvieh von 2,122128 in 1851 auf 4,648158 in 1869 zugenommen hat, hat inzwischen der Bau der Rübe sich von 383541 auf 321880, der Mangelwurzel von 25847 auf 21127 Acres vermindert. Dies ist ein entschiedener Rückschritt; bei entwickelter Rübencultur, für welche der Boden in Irland unübertrefflich ist, könnte der Fleischertrag schnell verdoppelt werden.

Der Verlust an Arbeitskräften, die früher so reichlich vorhanden waren, hat die irische Landwirthschaft schwer getroffen. Der größte Theil der Landarbeiter ist ausgewandert. Vor 20 Jahren war der Tagelohn 6—8 P. ohne Kost; jetzt haben die landwirthschaftlichen Arbeiter in Ulster 8 Sh. 3 P. die Woche, in den andern Provinzen 7 Sh. 6 P. die Woche ohne Kost, wenn sie regelmäßig beschäftigt sind. Im Frühling aber haben die zeitweilig angenommenen Arbeiter 12 Sh. die Woche mit Kost, und in der Erntezeit ist 2 Sh. 6 P. den Tag mit Kost der niedrigste Lohn. Oft sind aber überhaupt keine Arbeiter zu bekommen. Sogar die Mägde, früher in so großer Menge, sind schwer zu bekommen. Die Farmer sind größtentheils auf ihre eigene und ihrer Familie Arbeit angewiesen. Obwol der Getreidebau beträchtlich eingeschränkt worden ist, so erfordert doch die Agricultur jetzt noch ebenso viel Arbeit wie früher; denn Rüben, Futterkräuter, Flachs, Wiesen und Klee geben viel zu thun. Außerdem gewähren jetzt Fabriken, Eisenbahnen, zahlreiche Bauten mannichfaltige Beschäftigung. Die Lage der im Lande gebliebenen Arbeiter hat sich denn auch gegen früher sehr gebessert. Weizenbrot, früher eine bloße Festtagsspeise des Arbeiters, bildet jetzt den größten Theil der Diät anstatt der Kartoffel, früher fast die ausschließliche Kost. Die Kränklichkeit, die, mit Blähsucht und Dyspepsie beginnend und mit Ruhr und Fieber endigend, die Arbeiter gerade in den für sie werthvollsten Sommermonaten heimsuchte, hat denn auch größten-

theils aufgehört. Schuhe und Strümpfe sind jetzt unter den Erwachsenen allgemein, auch die übrige Kleidung ist viel besser geworden.

Wenn man den Arbeiter übrigens früher mit viel weniger Vorsorge und Rücksicht behandelte als das Vieh, so scheint man auch jetzt, so sehr man seiner bedarf, noch nicht geneigt, es besser zu machen. Es wird ihm sogar nicht vergönnt, auf dem Lande, das er baut, ein Obdach zu suchen, sondern er wird zu dem Behufe in die Stadt getrieben. Die Grundherren untersagen den Pächtern streng die Errichtung von Arbeiterhütten auf ihren Gehöften. Dies wird dadurch veranlaßt, daß die Armentaxe ungerechterweise nicht in allen Bezirken gleichmäßig ist. Um die Armentaxe in ihrem eigenen Bezirke niedrig zu halten, nöthigen die Grundherren die Arbeiter, in der Stadt zu wohnen, wo denn oft die Armentaxe doppelt und selbst viermal so groß ist wie auf dem benachbarten Landbezirke. Das System des Auskehrens der Arbeiter, der Mangel aller Vorkehrung für dieselben dürfte sich schwer an den Grundherren rächen, sollte durch einen Fall in den Fleischpreisen (etwa wenn die Importation von Fleischwaaren aus Australien und Argentinien gelingen sollte) die Rückkehr zum Ackerbau nothwendig werden. Einige reiche Grundherren haben zwar angefangen, in der Nähe ihrer Schlösser Modell-Arbeiterhütten zu bauen und dieselben nebst Gartenplätzen von circa einem halben Acre den Arbeitern anzuweisen; so Lord Beßborough in der Grafschaft Wexford, Lord Castlerosse und Hr. Herbert bei Killarney. Im allgemeinen ist aber das Land gegen die Landarbeiter geschlossen.

Es gelang den englischen Ansiedlern am Ende des 17. Jahrhunderts, fast die ganze irische Bevölkerung zu Knechten zu machen. Nach der Thronbesteigung Wilhelm's III. war Irland vollständig niedergeworfen, die Führer des Volks waren verbannt, seine Ländereien verwirkt, seine Religion verfemt. Doch ließ man die Bevölkerung bald wieder auf die Ländereien zurückkehren, weil ja ohne sie das Land nicht gebaut werden konnte. Allein sie war in vollständig geknechtetem Zustande. Gar mancher, der jetzt als Knecht arbeitete, war den frühern Herren des Bodens entsprossen oder war selbst Grundherr gewesen. Als dann die großen Grundherren, die gewöhnlich von Irland abwesend waren, das Land meistens den sogenannten Mittelleuten überließen, füllten diese das Land mit kleinen Bauern an, welchen sie dasselbe zu hohen Zinsen wieder verpachteten. Die Kartoffel begünstigte die Kleinwirthschaft. Die arbeitende Bevölkerung mit ihren zahlreichen Familien verbreitete sich über das Land. Die Arbeiter erhielten von den Pächtern kleine Stellen, wo sie ihre Kathen und ihren Kohl bauen konnten. Es war den Pächtern nur möglich, ihren hohen Zins zu zahlen vermittels dieser Untersassen, welche ihnen Arbeit lieferten um das mögliche Minimum, um das, was schlechterdings nothwendig war, um bestehen zu können. Die Grundlage des Arbeitssystems war der „Conacre". Der Farmer setzte dem Arbeiter jährlich ein Stück gedüngtes Land, ein Viertel- oder ein Achtelacre, welches dieser mit Kartoffeln bestellte. Bei dem großen Andrange von Arbeitern war die Miethe für den Conacre ebenso exorbitant hoch, wie der Arbeitslohn niedrig war. Und immer mehr noch stieg das Verhältniß zu Ungunsten des Arbeiters. Im Jahre 1776 war der Zins für das Kartoffelland 6 Pfd. St. der Acre, und der Tagelohn 5 P., 1846 war jener Zins 10 Pfd. St., und der Tagelohn 8 P., sodaß der Arbeiter jetzt thatsächlich weniger Löhnung empfing. Baares Geld erhielt er aber für seine Löhnung gewöhnlich nicht, indem diese sich für den Conacrezins verrechnete. Die geernteten Kartoffeln lieferten der Familie die übliche Speise das Jahr durch, der Abfall von denselben ernährte das Schwein, den Banker (Bankier), welcher die Miethe für die Wohnungsstelle, die nothwendigen Kleidungsstücke zahlte. An Sonn- und Feiertagen hatte man Kohl und Speck zu Mittag, zu Weihnachten hatte man auch Weizenbrot. Wo es Gebirgsweide gab, konnte der Arbeiter auch wol einen oder einen halben Collop nehmen,

Weide für 1 Kuh, oder 2 Kälber, oder 6 Schafe, oder 10 Ziegen, oder 20 Gänse. Brennstoff erhielt er im Torfmoor, indem er ein Stück Moor miethete und sich dann den Torf stach und trocknete.

Aber immer mehr nahm die Zahl der Landarbeiter zu und immer schwieriger gestalteten sich die Verhältnisse für sie. Die Kartoffel, die Grundlage ihrer Wirthschaft, fing an auszuarten. Man zog meistens eine weiche, wässerige, seifige, aber der Masse nach äußerst ergiebige Knollenart, die sogenannten „Lumpers", weil dieselben nämlich ein reichliches Futter für das Schwein gaben. Wie das Schwein mit im Hause wohnte, dessen Miethe es ja allein bezahlte, so mußte man ihm zu Liebe auch mit schlechten Kartoffeln fürliebnehmen. Kartoffeln mit sauerer Milch, zweimal des Tages, war die gewöhnliche Kost. Allein mancher hatte auch daran Mangel. Die Landarbeit, die immer nur theilweise Beschäftigung gewährte, war oft auch nicht zu bekommen. Anderweitige Beschäftigung gab es gar nicht. Der Hungertyphus ward chronisch und raffte jährlich eine große Anzahl hin.

Da kam endlich die Krisis. Mit der geheimnißvollen Misernte der Kartoffel von 1846 stürzte plötzlich das ganze Jammergebäude danieder.

Es hatte auch in frühern Jahren die Kartoffel mitunter Miserfolge erzielt, und so auch im Jahre 1845. Allein gerade das hatte zu einer besonders ausgedehnten Pflanzung der Kartoffel ermuntert; denn man hatte die Erfahrung gemacht, daß auf einen solchen Fehlschlag ein sehr reichlicher Ertrag zu folgen pflegte. Das Wetter war das günstigste, der Weizen stand herrlich. Im Juli wurden einige Besorgnisse laut; man hatte Symptome der vorjährigen Kartoffelkrankheit bemerkt. Allein es war plötzlich, meistens in einer einzigen Nacht in der ersten Augustwoche, daß der Engel der Zerstörung durch die Felder schritt. Der Anblick war herzzerreißend. Die Meilen und Meilen weit sich erstreckenden Kartoffelfelder, soeben noch in voller Blüte, waren plötzlich schwarz geworden. Die Blätter waren wie verbrannt; sie verwelkten schnell, worauf der anfänglich noch grüne Stengel schwarz ward und einen entsetzlichen Gestank verbreitete; die Knollen hörten auf zu wachsen und traten in Fäulniß über. Man beeilte sich auszugraben, um womöglich einen Rest zu retten, welcher dann schnell verfüttert und verkauft wurde. Und da kein Unglück allein kommt, so war auch der Hafer, in Irland die zweitwichtigste Feldfrucht, fehlgeschlagen.

Der Verlust an Kartoffeln wurde auf 11,350000 Pfd. St., der an Hafer auf 4,660000 Pfd. St. berechnet. Dieser für Irland an sich so schwere Verlust war jedoch nur ein unbeträchtlicher Theil des gesammten Schadens, da die ganze Wirthschaft ja auf der Kartoffel ruhte. Zwei Millionen wurden sofort von den Pächtern aus den Banken gezogen und ein großer Theil ihres Viehstandes verkauft. Pachtzins wurde zwei Jahre hindurch nicht gezahlt. Die Armentaxe stieg in manchen Bezirken auf 20 Sh. auf das Pfund Sterling der Zinsschätzung, und dabei war die erst im Jahre 1838 eingerichtete Armenpflege doch ihrer Aufgabe nicht im mindesten gewachsen. Von England, von Amerika, vom Continent, von allen Ländern der Christenheit strömten große Unterstützungsgelder ein, zusammen im Belaufe von mehrern Millionen. Allein das in allen britischen Ländern bei allen Werken der Mildthätigkeit nur zu übliche Gönnerschaftsunwesen verhinderte eine völlig zweckmäßige Vertheilung der Spenden. Ein nur zu großer Theil der Spenden dürfte in den Händen der mit ihrer Vermittelung Beauftragten stecken geblieben sein. Nur zu oft erhielt derjenige am wenigsten Unterstützung, der ihrer am meisten bedurfte. Trotz der außerordentlichen Höhe der Unterstützungsgelder starben viele Tausende den gräßlichsten Hungertod. Wäre bei der Unterstützung von allen eine so zweckmäßige Verwaltung eingerichtet worden, wie die Gesellschaft der Quäker sie durchführte, so hätte dies wol nicht geschehen können. Die Grundherren ihrerseits, erbittert über das Aus-

bleiben der Pachtzinsen und die Höhe der Armentaxe, nahmen massenweise Aussetzungen vor und vermehrten dadurch nachhaltig die Erbitterung im Volke. Das Volk half schließlich sich selbst. Schon gleich während der ersten Hungerzeit unterließen die Iren in Amerika nicht, ihren Freunden zu Hause kräftigst Beistand zu leisten. Es folgte dann die Massenauswanderung nach Amerika.

8) Die Grundherren.

Es gibt an 9500 Grundeigenthümer. Die Größe der Güter ist sehr verschieden, von 100000 bis auf einen einzelnen Acre. Die durchschnittliche Größe ist fast das Doppelte der Güter in England und Wales, 2139 Acres gegen 1167 Acres oder, wenn man blos das urbare Land in Anschlag bringt, 1636 Acres gegen 792 Acres. Den Werth der Güter schätzt man gewöhnlich auf 20 Jahre Pachtzins.

In Irland wohnhaft sind gewöhnlich nur die kleinern und ärmern Grundherren; die großen Grundherren, an 1000, sind gewöhnlich abwesend. Die abwesenden Grundherren ziehen durch ihre Agenten jährlich an 4 Mill. Pfd. St. aus dem Lande.

Es bleibt stets von großem Gewicht, daß die Mehrheit der gegenwärtigen Grundherren von englischen „Abenteurern" abstammt, welche ihre Güter vor zwei Jahrhunderten durch die Confiscation des irischen Eigenthums erhielten. „Das große Spiel der Spoliation wurde (1641—52) zu Ende gespielt", sagt Petty, ein zeitgenössischer Schriftsteller in seiner „Political Anatomy of Ireland", „und in diesem Spiele bei so großem Einsatze gewannen die Engländer und haben daher wenigstens eines Spielers Recht auf ihre Güter. Aber was das Blut betrifft, welches bei dem Handel vergossen wurde, so weiß Gott am besten, wer daran schuld ist." Weder die Iren haben diesen Ursprung ihrer Grundherren vergessen können, noch auch diese selbst. Während der frühern Zeiten waren die Grundherren, wenn nicht die Urheber, doch die Werkzeuge der unausgesetzten Unterdrückung und Verfolgung, denen das irische Volk ausgesetzt war. Dieser Geist der Feindseligkeit vererbte sich denn natürlich vom Vater auf den darin erzogenen Sohn. Und wenn gegenwärtig auch andere Gesinnungen obwalten, der Geist der Humanität auch unter den Grundherren vorherrscht, die alte Tradition hat sich dennoch unter ihnen fortgepflanzt und ihre tiefeingewurzelte Macht bewahrt. Die mächtigern Grundherren halten sich ja ohnehin im Lande gar nicht auf. So mußten die Herren des Landes dem Volke gegenüber immer Fremde im Lande bleiben.

Der irische Grundherr steht zu seinen Pächtern gewöhnlich in keinem andern Verhältniß, als daß er den Pachtzins bezieht. Während der Grundherr in England und Schottland einen sehr wesentlichen Theil der Aufbesserung des Landes besorgt, trägt der irische Grundherr üblicherweise nichts dazu bei. Die großen abwesenden Grundherren thun in dieser Beziehung noch am meisten. Die im Lande anwesenden haben, wenn sie auch zu Aufbesserungen geneigt wären, gewöhnlich nicht die Mittel dazu. Doch gibt es allerdings manche vortreffliche Grundherren unter den in Irland ansässigen, und mehrere haben in den letzten Jahren bedeutende Meliorationen auf ihren Gütern vorgenommen.

Es gehörte jedoch seit langer Zeit zu den größten Uebeln, an denen das Land zu leiden hatte, daß viele unter den in Irland ansässigen Grundherren theils infolge von Familieneinrichtungen, theils infolge ihrer Ausschweifungen oder derjenigen ihrer Vorfahren sich in sehr beschränkter, viele sogar in sehr bedrängter, tief verschuldeter Lage befanden. Wenig konnte wol von Pflichten des Grundherrn gegen seine Insassen die Rede sein, wenn er nach beliebter aristokratischer Lebensweise fortwährend zahlungsunfähig blieb.

Im Jahre 1843, drei Jahre vor der Kartoffelmisernte, wurden 1002 Güter von Empfängern des Kanzleigerichtshofs von Dublin verwaltet, und in den nächstfolgenden Jahren verdoppelte sich diese Zahl. Dabei verhinderte der Zustand des Gesetzes hinsichtlich des

Verkaufs und der Uebertragung von Land nicht nur die Verkäuflichkeit des Landes, sondern das überaus schleppende und kostspielige Verfahren des Kanzleigerichtshofes vermehrte sehr wesentlich die Uebel, die es beseitigen sollte. Eine Abhülfe dieses Zustandes war unumgänglich nothwendig geworden, und es wurde denn zu dem Behufe im Jahre 1849 der Incumbered Estates Court gegründet, welcher unter eine aus drei Richtern bestehende Commission gestellt und mit dem Verkaufe hypothecirter liegender Güter beauftragt wurde. Dieser Gerichtshof eröffnete seine Sitzungen im October 1849, und bis August 1859 hatten die von ihm veranstalteten Güterverkäufe 25,190839 Pfd. St. ergeben, welche Summe an die Gläubiger abgeliefert wurde. Im Jahre 1858 wurde der Incumbered Estates Court dann in den Landed Estates Court verwandelt und seine Befugnisse dahin erweitert, daß er jetzt auch mit dem Verkaufe der nicht mit Schulden belasteten liegenden Güter beauftragt wurde. Nach dem Berichte des Registrators dieses Gerichtshofes vom 21. Febr. 1870 beläuft sich der Betrag der bis dahin vom Gerichtshofe verkauften mit Schulden belasteten und schuldfreien Güter auf 38,036403 Pfd. St.

Mit diesem Institut hat man gewiß einen großen Fortschritt gemacht. Die gefahrvolle Stockung im liegenden Vermögen ist gehoben, es ist mercantilisch flüssig geworden. Das Land ist von dem frühern langwierigen und kostspieligen Verfahren bei der Uebertragung an den Käufer, von der erdrückenden Last der Hypotheken befreit worden, aus der Hand dürftiger in die bemittelter Grundherren übergegangen. Es sind durch diese Vermittelung beträchtliche Baarschaften ins Land geleitet worden.

Dabei ist jedoch ein wesentlicher Misstand eingetreten. Die neuen Grundherren betrachteten sehr natürlicherweise ihre Güter nach englischen juristischen Begriffen als ihr unbedingtes Eigenthum und verfuhren nur zu oft demgemäß gegen die Insassen. Besteht aber thatsächlich ein solches unbedingtes Eigenthumsrecht auf die liegenden Güter in Irland? Das eben ist der Kern der großen „Landfrage", die gegenwärtig Irland und England im Tiefsten bewegt und wol noch lange bewegen wird.

Rußlands Stellung in Mittelasien und die Revision des Pariser Vertrags von 1856.

Von Hermann Vámbéry.

Rußlands Auftreten in Asien ist mit den neuesten politischen Begebenheiten in Europa in vielseitigen Zusammenhang gebracht worden; man hat über die letzten Schachzüge der russischen Diplomatie so viel gesprochen und geschrieben, daß wir es nicht unterlassen können, unser Augenmerk auf jene Gegenden zu richten, die in dieser Zeitschrift mehr Beachtung fanden, als in andern englischen und continentalen Zeitschriften gleichen Inhalts. Mit den Begebenheiten in Mittelasien muß der deutsche Leser um so mehr in Zusammenhang bleiben, da gerade Deutschlands heroische Kämpfe und glänzende Siege auf die Bewegungen des nordischen Kolosses in Asien einen bestimmenden Einfluß üben werden.

Schon zeigt sich nämlich russischerseits die Lust, die Stipulationen des Pariser Friedens von 1856 zu revidiren, eine Politik, die uns sogleich in die Thalgegenden des Hindu-Kusch versetzt. Was lange vor uns Mac Neil voraussagte, was nach unsern eigenen Erörterungen nun vielseitig auch von andern dargelegt wird, daß nämlich die russischen Operationen am Bosporus nicht mehr um Sewastopol und Synope herum,

sondern in der Nähe Herats ihren thatsächlichen Anfang nehmen werden und nehmen müssen, ist heute schon eine begründete Wahrscheinlichkeit, welche alle Weisheit der optimistischen englischen Staatsmänner, aller scheinbare Stoicismus unserer eigenen Diplomatie nur schwer widerlegen kann. Mit Ausnahme der Herren am Bosporus und ihrer Collegen an der Themse werden heute nur sehr wenige in Zweifel ziehen, daß die am Oxus stehenden russischen Truppen jene Vorposten seien, welche den etwaigen Kampf um die Lösung der orientalischen Frage am ersten und am erfolgreichsten beginnen können. Was vom Oxus angefangen westlich bis zur Ostküste des Schwarzen Meeres gesponnen wird, was sich in Persien, Kurdistan und Armenien im stillen vorbereitet, das steht mit jenem Ziele im engsten Zusammenhange. Trotz aller Entfernung und schweren Zugänglichkeit jener Gegenden, trotz aller Geheimnißthuerei der schlauen russischen Staatsmänner kann und darf es heute für uns nicht mehr solche Ueberraschungen geben, wie z. B. zur Zeit des letzten persisch-russischen Krieges, wo Paskewitsch's Siege am Araxes, der Friedensschluß in Turkmantschai die Welt in Ueberraschung versetzten. Nicht Vermuthungen, sondern constatirte Thatsachen setzen uns vom Laufe der Begebenheiten Schritt für Schritt in Kenntniß. Die Türkei rüstet, Rußland, heißt es, rüstet auch. Werfen wir nun einen Blick auf den fernen Osten, nämlich in das Innere Asiens, und übersehen, was daselbst in der letzten Zeit geschehen ist, um uns zu überzeugen, ob denn die Frucht wirklich zur Reife gelangt, ob die erwähnten Vorposten wirklich marschfertig dastehen und ob das herannahende Gewitter über den westlichen Theil Asiens in dem donnerähnlichen Dröhnen an den fernen Gestaden des Oxus seinen Anfang genommen hat.

Beginnen wir bei Bochara. Hier hat sich der Zustand der Dinge, von denen wir schon früher berichteten*), wenig oder gar nicht geändert. Der Emir von Bochara, einerseits durch den unverhofften Erfolg der russischen Waffen eingeschüchtert, andererseits von den durch diese Niederlage zur Empörung aufgereizten Unterthanen seines eigenen Landes in die äußerste Gefahr versetzt, konnte nichts Besseres thun, als dem Sieger gegenüber diesem unveränderlichen Beschlusse der Schicksalsmächte sich unbedingt unterwerfen. Er verhielt sich nicht nur in strenger Ruhe und in stillem Gehorsam, sondern er, der sich ehemals Fürst der Rechtgläubigen nannte, gab sich auch alle mögliche Mühe, mit einem Diener des ungläubigen Fürsten ein engeres Band der Freundschaft zu knüpfen. Ich habe zuverlässige Nachrichten darüber, daß am Hofe am Zerefschan außer von dem Emir und seinen nächsten Verwandten diese Politik von niemand gebilligt, sondern von allen verabscheut wurde. Muzaffar-ed-din hatte aber recht, in derselben zu verharren; geleitet von dem Chef der Artillerie und einigen andern höhern Offizieren persischen Ursprungs, die über Rußlands Macht gründlicher unterrichtet waren als dickköpfige bocharische Fanatiker, gelang es ihm, erstens die Frist seines Daseins auf einige Jahre zu verlängern, zweitens alle jene Widersacher zu bekämpfen, die seine Ansichten nicht theilten und durch ununterbrochenen Widerstand ihn in die größte Gefahr stürzen wollten. Zu letztern gehörte, wie bekannt, sein eigener Sohn und Thronfolger, der, nach dem weichen, weißfilzenen Sitze sich sehnend, an die Spitze der Unzufriedenen trat, in der frommen Absicht, erst seinen eigenen Vater zu stürzen und dann die geheiligte Erde Bocharas von den Fußspuren der unreinen Russen zu säubern. Ein frommer Wunsch, der natürlich nur dem Gehirn eines unreifen Jünglings entspringen konnte. Prinz Abdul-Melik oder Kette-Töre (Kronprinz), wie er auch genannt wird, hatte auch schon eine kleine bewaffnete Macht auf die Beine gebracht; er tauchte auf verschiedenen Plätzen des Chanats auf,

*) Vgl. „Die Fortschritte Rußlands in Centralasien" („Unsere Zeit", Neue Folge, IV, 2., 663 fg.).

schlug sich mit den Truppen seines Vaters überall herum, und nur als letzterer einsah, daß sein widerspenstiger Sohn in allem Ernste Schwierigkeiten bereiten könne, faßte er den außerordentlichen Entschluß, die Ruthe der Züchtigung den Händen des ungläubigen Urus anzuvertrauen. Die Russen weigerten sich natürlich gar nicht, das Amt zu übernehmen; der rebellische Sohn des Emirs hatte sich damals schon in Karschi und Schehri-Sebz festgesetzt; ein kleines, von Samarkand aus gegen ihn ziehendes russisches Armeecorps hat ihn jedoch bald aus diesen Orten verdrängt; er irrte obdachlos umher, tauchte bald bei den Turkomanen auf, bald wieder bei dem Chan von Chiva, bis er endlich, den Erfolg seines Vorhabens in Zweifel ziehend und um sich einen mächtigen Alliirten zu verschaffen, nach Kabul flüchtete. Schir-Ali empfing ihn gut, ja sehr gut. Die vena afghanica des Herrschers in Kabul hatte sich gerührt. Er hatte auch wirklich eine zweifache Ursache zu einem Grolle gegen den Emir von Bochara. Erstens war ihm die Feindseligkeit gegen die Herrschaft am Zeresschan, die ihre Ueberlegenheit gegenüber den andern mittelasiatischen Herrschern von 300 Jahren her noch immer aufrecht halten wollte, von seinem greisen Vater testamentarisch vermacht; zweitens hatte Muzaffar-ed-din auch factisch ihn beleidigt, indem er immer mit den Gegnern desselben kokettirte, ja Abdur-Rahman-Chan, dem mächtigsten und erbittertsten von ihnen, auch Hülfe leistete. Die Idee, nun mit dem rebellischen Sohne einen Eroberungszug gegen Bochara zu unternehmen, schien ihm sehr gefallen zu haben. Der Gast wurde mit fürstlichen Ehren empfangen, ja als zartes Geschenk der Freundschaft bot ihm Schir-Ali-Chan eine seiner Töchter zur Frau an, die jener auch heirathete. Es hätte Schir-Ali gewiß keine große Selbstüberwindung gekostet, mit einem Heere gegen die von bocharischen Intriguen unterminirte Provinz Belch und von da über den Oxus zu ziehen, wenn die Angelegenheit so wie in den fühern Zeiten nur von den beiden betreffenden Kämpfern abhängig gewesen wäre. Jetzt aber hatte sich auf beiden Seiten ein dritter mit seinem mächtigen Schiedsspruche eingefunden. In Bochara waren es die Russen, welche dem selbständigen Gebaren des Emirs die Zügel anlegten und ihren Vasallen schon auch deshalb nicht freie Hand gewährten, damit er nicht vergesse, daß seine Tage nur gezählt sind, sein Wille nur der des russischen Kaisers sein kann. Dieser muß eben jetzt jeder derartigen Agitation in den Weg treten, welche eine unmittelbare Collision mit den Briten zur Folge haben könnte.

Ein gleiches Ziel verfolgten die Engländer in Kabul. Schir-Ali-Chan, wol nicht ihr Vasall, hatte doch das Mark seiner Regierung aus der Staatskasse in Kalkutta bezogen, es wurde ihm daher in einem vertraulichen, aber nichtsdestoweniger festen Tone mitgetheilt, daß er sich ruhig, ja sehr ruhig zu verhalten habe. England käme in die größte Verlegenheit, wenn sich die Afghanen durch ihren Hader mit den Kätzchen den Leuen auf den Nacken hetzen würden, da die Subsidien, die ihm britischerseits in Waffen und Geld gegeben werden, nur zur Consolidirung seiner eigenen Macht, nicht aber zur Erweiterung seiner Grenze bestimmt wären.

Der rebellische Sohn des Emirs von Bochara hatte daher von dem südlichen Rivalen seines Vaters gar keine Hülfe erhalten. Er wurde mit Ehren an die Grenze geschafft und begab sich, mit den Kosten der Reise und der Fürstentochter ausgestattet, nach Chokand, von wo aus er später die Fäden der Versöhnung mit seinem Vater anknüpfte und in die Hauptstadt am Zeresschan zurückgekehrt sein soll.

So wenigstens hieß es vor einigen Monaten. In neuester Zeit haben jedoch Begebenheiten stattgefunden, welche vermuthen lassen, daß der rebellische Sohn wieder in ein Complot gegen die Regierung seines Vaters verwickelt war, denn wir haben Berichte von einem größern Aufstande in Schehri-Sebz, diesem alten Sitze der Rebellion, ein Aufstand, welchem die Truppen des Emirs von Bochara nicht gewachsen waren und dessen

Unterdrückung aufs neue den russischen Waffen anvertraut werden mußte. Nach den telegraphischen Berichten zu urtheilen, muß es in der Geburtsstadt Timur's recht heiß hergegangen sein. Die in einer morastigen Gegend gelegene Festung Schehri-Sebz sammt den nicht unbedeutenden Forts von Kitab und Jamini konnten nicht ohne Gefahr russischerseits genommen werden; es soll jedoch der Friede wiederhergestellt worden sein, und das ganze Gebiet wird wahrscheinlich, so wie dies ehemals bei Karschi der Fall war, von den Russen nur zeitweilig besetzt und schließlich den Bocharioten übergeben werden.

Es ist daher aus diesen Vorgängen zur Genüge ersichtlich, wie klug der Emir von Bochara handelte, sich in das unvermeidliche Los russischer Protection zu fügen; aber auch die Russen werden einsehen, daß die Politik der Mäßigung, die sie befolgten, weit zweckmäßiger und heilbringender war, als wenn sie sich in Ueberstürzung nach der Einnahme von Samarkand auch auf Bochara geworfen hätten und das knisternde Lichtchen der bochariotischen Unabhängigkeit ein für allemal ausgelöscht haben würden.

Mangel an Umsicht und an gründlicher Auffassung der Sachlage hat man der russischen Diplomatie nie vorwerfen können; die Herren an der Newa wußten ganz gut, daß ein gegen Bochara glücklich geführter Schlag ganz Turkestan einschüchtern und daß die Einverleibung eines einzigen Punktes früher oder später den Fall des Ganzen nach sich ziehen wird. Außerdem hatten sie keine besondere Eile, und indem sie das Reifen der Frucht geduldig abwarten, fällt ihnen letztere desto sicherer in den Schos und wird um so heilbringender für die Plane der Zukunft. Es sind namentlich zwei großartige Vortheile, welche Rußland durch ein behutsames Vorgehen erreicht hat. Erstens braucht es verhältnißmäßig sehr geringe Streitkräfte zum Garnisonsdienst in den eroberten Theilen. Auf dem Marsche von dem linken Jaxartesufer bis zum Zerefschan, auf einer 6—7 Tage langen Strecke brauchte es bis heute nur höchstens vier befestigte Punkte zu besetzen, nämlich Taschkend, Chodschend, Jengi-Kurgan und Samarkand, ja das ganze Armeecorps unter General Kaufmann beläuft sich höchstens auf 5000 Mann regulärer Truppen. Während unter solchen Verhältnissen eine bedeutende Streitmacht im Osten Chokands an den Grenzen Ostturkestans verwendet werden kann und ein anderer Theil zum Observationsdienste gegenüber Chiva sich gebrauchen läßt, sind die immer offenen Städte beinahe von jeder Besatzung frei. Die Turkestaner, ich meine die Ansässigen, von Natur aus feiger als alle übrigen Asiaten, haben das Revoltiren gegen die bestehende Herrschaft noch nicht gelernt; sie fügen sich mit Lammesgeduld in ihr Schicksal. Während des ganzen Eroberungskrieges Rußlands in Centralasien ist ein einziger Fall von Rebellion in Samarkand zu Tage getreten, und an diesem haben auch nicht Samarkander, sondern die berüchtigten Tollköpfe aus Schehri-Sebz theilgenommen, welche während der Abwesenheit der russischen Truppen die von den in der Citadelle zurückgelassenen Kranken und Invaliden besetzten Wälle zu erstürmen versuchten, was ihnen jedoch die Energie des commandirenden Majors von Stempel unmöglich machte. Hätten sich die Russen am Anfange nicht gemäßigt und anstatt der Einsetzung Chudajar-Chan's in Chokand dieses Chanat sowol als Bochara bis zum südlichen Karaköl an sich gezogen, so würde dies trotz aller günstigen Umstände dennoch ein 6—8 mal stärkeres Armeecontigent erheischt haben. Bei der großen Ausdehnung der Grenze wäre erstens ein einheitliches Zusammenwirken viel schwerer gewesen, zweitens hätten die russischen Soldaten es mit den an den Grenzen sich aufhaltenden Nomadenstämmen aufnehmen müssen, was die Ausführung der russischen Plane jedenfalls bedeutend erschwert haben würde. So wie die Verhältnisse heute sind, verhält sich der Chan von Chokand mit seinen ungefähr 2 Mill. Seelen betragenden Einwohnern nicht nur ruhig, ja mäuschenstill, sondern er freut sich für den Söldling des weißen Zaren an der Newa zu gelten, denn er hat bisjetzt die unruhigen Kiptschaks in Schach gehalten und Jakub-Kuschbegi, seinen östlichen Nachbarn, durch

ewige Feindseligkeit geschwächt und für die russischen Waffen mürber gemacht. In ähnlichen, wenn nicht sogar in denselben Verhältnissen befindet sich auch mein stolzer Freund, der Fürst von Bochara. Gleich einer Puppe, die von Samarkand und Taschkend aus dirigirt wird, sehen wir ihn, dem Plane einer Allianz der drei Chanate in den Weg tretend, bald die Turkomanen von einem gemeinsamen Anfalle zurückhalten, bald wieder durch Anknüpfung von Feindseligkeiten mit den Afghanen den russischen Waffen den Weg nach dem Süden bahnen. Er zahlt mit lobenswerther Pünktlichkeit in bestimmten Raten die ihm auferlegte Kriegscontribution, ja Rußland steht heute auf seiner Grenze am Kermine herum ebenso sicher wie am Araxes, am Schwarzen Meere und am Amur, und kann seine Plane für die Zukunft in vollster Sicherheit weiter spinnen.

Dann aber hat die allmähliche Machtausdehnung viel dazu beigetragen, daß die Gemüther in Turkestan an die russische Herrschaft sich gewöhnen, ja diese vielleicht der einheimischen bald vorziehen werden. Es gibt wenige unter den Völkern in Asien, die bis heute unter das christlich-abendländische Joch gebeugt worden, wo der an Raserei grenzende Religionsfanatismus gegen fremdgläubige Unterdrücker einen so hohen Grad erreicht hätte wie bei den Mittelasiaten. Diesen tiefen Haß können natürlich die Zeit und die Vortheile der neuen Lage am besten tilgen. In dem von Rußland unterworfenen Turkestan hat man heute keine tyrannische Laune eines Herrschers zu fürchten; die Chicanen der machthabenden Offiziere sind kaum fühlbar im Vergleiche mit der frühern Bedrückung; heute bewegen sich Handel und Verkehr gewiß viel ungehinderter als ehedem, und da der mittelasiatische Muselman noch obendrein sich überzeugte, daß ihn der Russe in seinem Glauben nicht stört, daß er sein Hab und Gut mehr schützt als der frühere einheimische Herrscher, so ist gar nicht einzusehen, warum der große Theil, namentlich aber der Kaufmannsstand und der friedliche Ackerbauer den jetzigen Stand der Dinge nicht dem frühern vorziehen sollte. Dieses Gefühl der Sicherheit ist es, welches von Taschkend bis nach Kermine die Turkestaner mit den Russen immer vertraulicher macht; auch letztere fühlen sich immer heimischer in dem eroberten Lande, und sollte eben dieses ruhige Abwarten noch einige Jahre fortdauern, so kann man sicher sein, daß die Fremdherrschaft nicht nur nicht angefeindet, sondern an vielen Orten erwünscht sein wird.

Nicht minder ersprießlich war diese Mäßigung der russischen Politik, die in Turkestan unter solchen Verhältnissen den zukünftigen Planen nützt, auch für die politischen Umgestaltungen jenseit des Oxus. In Afghanistan haben die Herren an der Newa den Briten ganz freien Spielraum gelassen. Schir-Ali wurde hier, wie bekannt, durch englisches Geld und zwar durch bedeutende Summen auf seinem Throne befestigt. Es sind schon mehr als zwei Jahre, seitdem englische Pfunde und englische Waffen jenseit des Cheiberpasses ungefährdet von Rußlands sichtbaren Einschreitungen die Ruhe beim kriegerischen Volke der Afghanen herzustellen bestrebt sind. Das ist allerdings zu bedauern, doch können wir den Umstand nicht verschweigen, daß das gebieterische Rußland mit seinen Machtgeboten in den Oasenländern viel mehr ausgerichtet hat, als Großbritannien mit seiner Liebe und seinen Spenden am Hilmend vermochte. Afghanistan ist noch immer zerrissen, noch immer von Zwist und Hader untergraben, noch immer keine Spanne weit auf jener Bahn vorgeschritten, auf der es England so gern sehen möchte. An seiner nordöstlichen Grenze, nämlich in der Provinz Turkestan, schwanken die Leute noch immer in der Wahl zwischen der Anerkennung des factischen Herrschers und seines Rivalen. Selbst während wir dies schreiben, steht Abdur-Rahman-Chan geharnischt da, um Schir-Ali den Besitz dieser Gegend streitig zu machen. Wie es heißt, soll der Emir von Bochara diesem Thronprätendenten die nöthigen Mittel an die Hand gegeben haben; Rußland grollt über dieses Verfahren des Emirs; es soll mit Strafe gedroht haben, und dennoch will sich Abdur-Rahman-Chan mit seiner Armee, deren großer Theil mit guten

russischen Waffen versehen ist, zu welchen sie angeblich durch Bochara gelangt waren, von dem obern Laufe des Oxus nicht entfernen; er nennt Kundus, Belch und Aktsche sein väterliches Erbtheil, und trotz aller beruhigenden Nachrichten der angloindischen officiellen Organe wird es hier noch zu einem harten Zusammenstoße kommen, bei dem sich so manche Ueberraschung entpuppen kann.

Wenn wir nun von Nordost nach Westen blicken, so finden wir, daß Herat trotz des schweren Geldes, welches englischerseits zur Sicherung dieses Postens verwendet wurde, nur an einem sehr dünnen Faden der afghanischen Krone zappelt. Erstens wird es von dem Chan von Memene, der Schir-Ali gegenüber den Schwerbeleidigten spielt, bedroht und beunruhigt; zweitens geberden sich die Herzares und Dschemschidis, diese gefräßigen Böcke, welche man hier als Gärtner anstellte, noch immer in einer solchen Weise, als ob sie die Herren am Herisflusse wären; drittens sind die Salur- und Teke-Turkomanen trotz aller reichen Geschenke, welche die Graubärte und einflußreichen Ischane zur Besiegelung der Freundschaft erhalten haben, noch immer so ungalant, daß sie ganz wie zur Zeit meines Besuches ihre Streifzüge bis an die Thore von Gurian und Herat ausdehnen; ja es ist nicht lange her, daß wir die Nachricht erhielten, selbst der District des südlichen Ferrahs sei von ihren verwüstenden Einfällen heimgesucht worden. Doch nicht blos die Grenzen Afghanistans, auch der Mittelpunkt seiner Macht, in Kabul, in dem Familienkreise des Emirs, ist nicht besser daran! Serdar Mehemed Jakub-Chan, dessen sich die Leser meiner „Reise in Mittelasien" als jenes naiven Königssohnes erinnern werden, der mir die Maske meines Incognito mit etwas unzarten Händen herabreißen wollte, dieser Jakub-Chan, der später ein tapferer General wurde und im Kampfe um die Krone so viele Dienste leistete, hat sich nun, wie die neuesten Nachrichten melden, gegen seinen eigenen Vater empört und tritt gleich seinem Neffen im Norden nun im Süden als Thronprätendent auf. Schon zur Zeit, als Schir-Ali nach Umballah reiste, und Jakub-Chan, genannt das Schwert des Reiches, in Kabul zurückgelassen wurde, munkelte man allenthalben von der eingetretenen Kälte zwischen Vater und Sohn, und als später ersterer mit Mitteln reichlich ausgestattet nach Kabul zurückkam und unter seinen Dienern eben den tüchtigen Sohn am unwürdigsten belohnte, da war die Glut langsam zum Ausbruche gereift. Wir finden in den spätern Kämpfen des Emirs den Namen Serdar Jakub-Chan's nur wenig vertreten, und wenngleich der Groll zwischen Vater und Sohn ein offenes Geheimniß war, so hat seine Auflehnung in der Umgegend von Kandahar und auch in der Stadt selbst, wo er eine mächtige Partei hat, uns doch ziemlich überrascht. Angloindische Zeitungen, die den Spiegel politischer Zustände in Afghanistan so wenig wie möglich getrübt sehen wollen, berichten uns zwar als Neuestes, daß die Differenz zwischen Vater und Sohn so ziemlich geschlichtet und Kandahar außer Gefahr sei. Leider ist dies jedoch nicht der Fall; die Feindseligkeit Serdar Jakub-Chan's gegen seinen Vater ist der Ausfluß einer ganzen und mächtigen Partei, eine Feindseligkeit, die von dem Lande noch gewaltige Opfer erheischen wird, und das Ziel, welches England durch seine Subsidien in Aghanistan erreichen will, noch auf Jahre hinausschieben kann.

Es ist wahr, man hat wol an der Themse die Unthätigkeitspolitik Lord John Lawrence's in die Rumpelkammer geworfen, man bemüht sich, nach jeder Richtung hin wirksam zu sein; doch lastet der Fluch der Erfolglosigkeit auf allem, was die englische Diplomatie bis heute in Turkestan begonnen hat. Nicht nur in Afghanistan steht es schlecht, sondern auch in Ostturkestan geht es auf dem Wege der angeknüpften Verbindung nicht weiter. Jakub-Kuschbegi, der sogenannte Atalik-Gazi, hat zum Beweise seiner Bereitwilligkeit, mit England in diplomatische Verhältnisse zu treten, zwei englische Privat-

reisende*) freundlich und gut empfangen, so wie es nur in Turkestan möglich ist, er hat sogar einen Gesandten zum Vicekönige nach Kalkutta geschickt, welcher letztere ganz taktvoll handelte, indem er diese Höflichkeit mit einer Gesandtschaft erwiderte, die im Laufe verflossenen Sommers unter der Leitung des Hrn. T. Forsyth den beschwerlichen Weg über den Kuen-Lun-Paß auch antrat. Leider hören wir nun, daß diese Mission nach unsaglichen Mühen und Strapazen in Jarkend wohl angelangt sei, möglicherweise auch Kaschgar gesehen habe, aber von dem gegenwärtigen Herrscher nicht empfangen worden sei. Sie ist auch nach kurzer Zeit unverrichteter Sache nach Indien zurückgekehrt. Das Mislingen des ganzen Vorhabens ist diesmal wieder der Unerfahrenheit englischer Staatsmänner zuzuschreiben. Es ist ein für allemal schwer, den Briten begreiflich zu machen, daß Asiaten und noch dazu tatarische Regenten von diplomatischen Sondirungen u. s. w. sehr wenig verstehen. Was der Beherrscher der Sechsstädte unter diplomatischen Beziehungen mit England verstand, ist erstens Geld und Waffen, zweitens Geld und Waffen und drittens abermals Geld und Waffen. Darüber hinaus reicht sein Sinn nicht; er braucht dringend Hülfe und würde sich als echter Orientale nur dann in Tractate eingelassen haben, wenn er im Besitze des Corpus delicti seiner Wünsche gewesen wäre. Mit den Afghanen, die durch jahrelange Connexionen mit den Engländern schon einsichtiger und zugänglicher geworden sind, konnte man auf ordentlichem Wege unterhandeln; doch mit Ostturkestan hätte man anders verfahren müssen; denn kaum daß Jakub-Kuschbegi vernommen hatte, der frengische Gesandte bringe in seiner Reisetasche keine gezogenen Kanonen, keine Flinten und kein englisches Pulver mit, dachte er, wozu denn eigentlich das eitle Gepränge des Empfanges nütze sei, wozu der ganze Verkehr mit einem Haufen Ungläubiger diene, und er verzichtete darauf.

Wie es wol jedem leicht erklärlich sein wird, erntete auf der andern Seite die russische Diplomatie in demselben Maße ihre Erfolge, in welchem den Bestrebungen der Briten das Unglück treu blieb. Von dem eigentlichen Turkestan, nämlich von Bochara und Chokand haben wir schon gesprochen, wir müßten nun nur noch zwei Seitenblicke, nämlich auf die Stellung der Russen im äußersten Osten, d. i. am Narinflusse und am Thienschangebirge, und im äußersten Westen, d. i. auf Chiva, und die Ostküsten des Kaspischen Meeres werfen. Am erstgenannten Punkte hat die russische Diplomatie nicht nur Jakub-Kuschbegi, diesem glücklichen Eroberer Ostturkestans, sondern selbst dem Transilidistrict, namentlich jenem Theile, welchen zur Hälfte die Gubernien Semipalatinsk und Tomsk einschließen, das Damoklesschwert über dem Haupte aufgehängt. Was hier bei dem allmählichen Vordringen der russischen Vorposten den Chinesen übriggeblieben ist, erstreckt sich auf drei ärmliche Districte: a) das südliche Ili, die frühere Strafcolonie der Chinesen, mit der Hauptstadt Kultscha am Ufer des gleichnamigen Flusses; b) der mittlere District von Kir-Kara-Usu; er hat einen sumpfigen Boden und viele Seen; c) der nördliche District von Tarbakatai, mit der Hauptstadt Tschugutschak. Wir finden eine Linie von Vorposten das Tarbakataigebirge entlang auf der Straße nach Tschugutschak von Sergiopol nach Urdschar, eine andere Vorpostenkette erstreckt sich von Kopal bei Lepsinsk vorbei bis weit hinein ins Alataugebirge. Heute ist schon der See Zaizan mit der Mehrzahl seiner Quellen in den Händen der Russen, so auch der See Ala-Köl, und

*) Vgl. „Englische Politik in Ostturkestan" („Unsere Zeit", Neue Folge, VI, 1., 649 fg.). Nur müssen wir mit Bedauern hinzufügen, daß Hr. Hayward in seinem wissenschaftlichen Eifer, die Pamirsteppe zu erforschen, auf dem Wege dahin als ein Opfer seines edeln und hohen Ziels fiel. Er soll in Gilgit, nach andern in Jasin, auf Anordnung des dortigen Fürsten ermordet worden sein.

sollte der neue Plan, nämlich die beiden Flüsse Ili und Irtisch mit Dampfern zu beschiffen, glücklich ausgeführt werden können, so wird es Rußland gelungen sein, aufs neue eine Ader aufgefunden zu haben, auf welcher es hier im Nordwesten tief bis ins Herz des chinesischen Reichs dringen kann. Uebrigens ist schon der Besitz Dsungariens selbst ein Vortheil, der nicht unterschätzt werden darf. Kultscha ist kaum 16 Meilen von der russischen Grenze entfernt, Dsungarien selbst ist reich an Kohlenlagern, Goldwäschereien, Kupfer und Eisen, und Rußland ist von den geflüchteten Einwohnern aufgefordert worden, ihre Heimat in Schutz oder besser gesagt in Besitz zu nehmen. Im Jahre 1866 schien dieser Zeitpunkt für die Russen noch nicht gekommen zu sein; sie wollen der dortigen bunten Bevölkerung von Tarandschis (ackerbautreibende Ostturkestanen), Kalmücken und Chinesen noch einige Tage Frist schenken, doch wird im gelegenen Moment die Besetzung dieses wichtigen Postens von Vernoi aus ein leichtes Spiel sein, und die Russen betrachten Dsungarien schon heute als ihr künftiges Eigenthum.

Aehnlich, wenn nicht ganz gleich ist es mit dem Schicksale Ostturkestans selbst bestellt; wie wir oben erwähnt, wendet der jetzige Herrscher alle Vorsicht an, um eine Collision zu vermeiden, was ihm jedoch nur so lange gelingen wird, bis eben Dsungarien unter den Fittichen des russischen Adlers geborgen ist; denn sind die Russen einmal Herren in Kultscha und am Ilistrom, was sie auch in kürzester Zeit sein werden, so ist es mit der Unabhängigkeit Ostturkestans auch schon zu Ende. In Chiva und an der Ostküste des Kaspischen Meeres ist bisjetzt russischerseits auch nur der Boden für die zukünftige Thätigkeit geebnet worden, man hat Vorbereitungen getroffen und die Eroberungen selbst werden bei erster Gelegenheit um so leichter bewerkstelligt werden können. Nur um eine mit den Vorposten am Narin parallel laufende Stellung im Westen zu erlangen, drang man von der Bucht von Krasnowodsk aus in die Hyrkanische Steppe vor. Rußland hat jetzt drei ziemlich in gleicher südlicher Entfernung sich erstreckende Ausläufer seiner Macht, nämlich im Fort der letzterwähnten Bucht, in Kermine oder richtiger in Karschi und in der kleinen Feste am Narin. An diesen drei Punkten hält es Turkestan, nämlich das Turkestan im weitern Sinne des Wortes, die türkisch redende mohammedanische Bevölkerung Innerasiens umklammert, und kann seine schon erlangte vortheilhafte Stellung sehr leicht zum gänzlichen Ausbau seiner Macht verwerthen. Daß Chiva bis heute noch nicht beunruhigt wurde, ist derselben Ursache zuzuschreiben, infolge welcher man den Herrscher von Chokand zum Suzerän erklärte und dem Emir von Bochara eine Galgenfrist schenkte, nämlich dem Bestreben, die Nothwendigkeit eines großen Garnisonsdienstes und großen Kostenaufwandes dort zu vermeiden, wo die Verhältnisse ohnehin dies nicht gebieterisch verlangen. Denn wird sich Rußland einmal genöthigt sehen, das Banner seiner Herrschaft im ganzen Turkestan ein für allemal aufzupflanzen, dann wird ihm die Besitznahme Chivas sowol wie die der östlichen zwei Chanate nur ein Kinderspiel sein. So geschickt hat es bis heute die Fäden angelegt!

Es ist klar, daß diese vortheilhafte Stellung Rußlands im Innern Asiens, nämlich in Turkestan, unsern frühern und schon mehreremal zum Ausdrucke gebrachten Besorgnissen betreffend seine Rivalität mit Indien noch mehr Wichtigkeit verleiht; ja es wäre heute leicht zu behaupten, daß Rußland, selbst wenn es von den besten Absichten und den aufrichtigsten Sympathien für Großbritannien beseelt wäre, die Collision der gegenseitigen Interessen hier nicht mehr abwehren kann. Trotz aller kleinlichen und egoistischen Politik des liberalen Albions bin ich heute der Pflicht enthoben, die Gefährlichkeit russischer Nachbarschaft im Norden Indiens mit Beweisgründen zu unterstützen. Der Unterschied zwischen heute und dem Zeitpunkte vor drei Jahren besteht auch darin, daß England das Vorhandensein der Gefahr eingesteht, viel mehr auf seiner Hut ist und dem Hereinbruche

der Katastrophe mit einer unverkennbaren Angst entgegensieht. Wohl schreien sich die Friedensapostel der optimistischen Partei an der Themse ganz heiser, wohl drängt sich die Anglikanische Kirche um das orthodoxe Doppelkreuz herum, die ministeriellen Collegen sowol an der Newa als auch an der Themse zerfließen förmlich in süßen Freundschaftsgefühlen; doch in Asien, auf dem Felde der Thaten, ist es von der einen Seite sowol wie von der andern ganz anders bestellt. So wie General Kaufmann oft eine solche Politik befolgt, von der man in Petersburg überrascht und betroffen zu sein sich stellt, ebenso handelt auch Lord Mayo in Kalkutta in einer Weise, die mit den officiellen Aeußerungen Gladstone's in offenem Widerspruche steht. Doch ist dies keiner der betreffenden Parteien besonders zu verargen; Rußland verfolgt ein seit Jahrzehnten vorgeschriebenes Ziel, und England versucht durch leider etwas zu spät aufgestellte Figuren seinem Gegner auf dem Schachbrete Innerasiens den Weg zu verrammeln. Und wahrlich, die Briten haben heute vollauf zu thun, wenn sie sich von Erfolgen auch nur träumen lassen wollen. Rußland, diese asiatische Macht par excellence, kommt den Briten überall zuvor, besonders aber hat es im westlichen Asien das Terrain derartig vorbereitet, daß der Faden seines Planes nirgends unterbrochen und knotenlos fortläuft und die kleinste Regung an dem einen Ende in gewaltigen Zuckungen auf dem andern Ende sich fühlbar macht. Mit den Vorposten am Narin, am Oxus und in der Bucht von Krasnowodsk, wenngleich nicht parallel laufend, doch in Bezug auf Wichtigkeit gleich ist seine Stellung am Araxes und der dadurch erlangte Einfluß in Persien. In Iran haben sich seit den letzten zwei Jahren die Sympathien für Rußland bedeutend verstärkt; der kleine Kadscharenfürst mit den riesengroßen Titeln hat einem russischen Großfürsten, der im Kaukasus weilte, einen Besuch abgestattet und von ihm Gegenbesuche angenommen, und weil die russischen Matrosen durch ihre wotkygewässerten Kehlen dem persischen Monarchen solch herzliche Hurrahs spendeten, so erlaubte letzterer Rußland in Zukunft auch Enseli mit Kriegsfahrzeugen besuchen zu dürfen. Von Enseli nach Rescht führt durch eine äußerst sumpfige Gegend ein so schlechter und halsbrecherischer Weg, wie vielleicht kein zweiter in ganz Asien existirt, und weil auf diesem Wege die Haupthandelsstraße der Importe sowol als Exporte nach Rußland sich bewegen muß, so hat man mehreremal von Petersburg aus den Versuch gemacht, Iran zur Verbesserung dieser Straße zu bewegen; im Falle einer Weigerung desselben wolle man das Unternehmen mit eigenen Kosten ausführen. Noch bis vor vier Jahren hat sich Persien gegen diesen Plan gesträubt, es sagte: „Natürlich, wir haben nichts Besseres zu thun, als den Russen die Straße herzurichten, auf der sie mit ihren Waffen und Kanonen leicht in Persien einfallen können." Es ist dies eine kindische Argumentation, der wir in vielen Theilen Asiens begegnen, und dennoch hören wir zu unserer großen Verwunderung in der Neuzeit, daß die Straße von Enseli nach Rescht gebaut, ja daß dieser für den russischen Handel so wichtige Punkt des Kaspischen Meeres nächstens mit Teheran durch eine Eisenbahn verbunden werden soll. Ist das etwa kein Erfolg?

Wir haben im Abendlande keinen Begriff von der Stärke, mit der sich die Moskowiten in Persien eingenistet haben, wie tief sich ihr Einfluß auf die politischen und socialen Verhältnisse des Landes erstreckt. Ich will nur des persischen Handels Erwähnung thun. Noch vor ungefähr 15 oder 20 Jahren haben europäische Fabrikate in zahllosen Karavanen theils von Trebisond über Tebris, theils über Bagdad, theils aber auch von Bombay über Buschir und Isfahan das Land der Iranier mit jenen Gegenständen versehen, die sie aus Europa beziehen müssen; heute ist der große Umschwung in der Benutzung der Handelsstraßen eingetreten, den die außerrussisch-europäische Handelswelt schon fühlen muß. Erstens nimmt der Verkehr auf der durch türkische Fahrlässigkeit ganz ruinirten Straße Trebisond-Tebris, wo abgrundloser Koth und kurdische

Raubzüge den Kaufmann trotz der Kürze des Weges und der herkömmlichen Sitte doch abschrecken, in demselben Maße ab, in welchem die russische Handelsstraße nach Persien, nämlich über Poti, Tiflis und Tebris und in der nächsten Zukunft über Poti-Baku per Eisenbahn sich einer stärkern Frequenz erfreut. Von Handelskaravanen, die aus Britisch-Indien nach Iran ziehen, hört man schon sehr selten; so nimmt auch der europäische Import auf der Straße über Bagdad und Hamadan ab; ja russischer Zucker, russisches Tuch, Leder, Eisen, Messing, Porzellan, Glasarbeiten und Papier haben sich trotz ihrer geringen Qualität doch überall den Markt erobert, und commerziell ist Rußland schon Sieger im Lande. Was den politischen Einfluß betrifft, so ist es gewiß nichts Neues, daß persische Eroberungsgelüste in Sistan die feindliche Stellung Persiens gegenüber den Afghanen im allgemeinen, jene Neckereien mit den Osmanlis durch die mit Gewalt in Scene gesetzten Grenzwirren in Bagdad, ja selbst die nutzlosen, aber doch immer England zur Genüge beunruhigenden Intriguen mit dem Imam von Maskat von den Persern nur nach höhern Befehlen aus Petersburg ans Tageslicht gefördert werden. Rußlands Hand steckt überall, in der Politik, im häuslichen Kreise des königlichen Schlosses, bei der Unterhandlung, welche der Beamte wegen der pachtweise übernommenen Verwaltung einer Provinz mit dem Schah pflegt, ja selbst bei der Verleihung einer reichen Pfründe an irgendeinen Mollah. Ueberall wird diese Hand sichtbar und sie kann sich aus Persien eine mächtige Waffe schmieden, wenn es einmal zum Ausbruche des Kampfes mit der Türkei kommen sollte.

Nicht minder geebnet für russische Plane finden wir das Terrain in fortgesetzter Linie von den Grenzen Irans bis ans Schwarze Meer; Plane, die auf einer Seite weithin bis an den Tigris und Euphrat, auf der andern Seite durch ganz Anatolien hin sich erstrecken. Wenn dem Asiaten auf Java und Mollukka, im südlichen Bengal, im nördlichen Penschab und Kaschmir die Macht, die Größe und das Streben des weißen Zaren nicht unbekannt ist, warum sollte der schlichte Bewohner der armenischen Hochsteppe von dem Wirken seines Grenznachbars unbeeinflußt geblieben sein? Die Hauptleiter dieses moskowitischen Magnetismus waren von jeher die Armenier und sind es heute noch mehr, da politische Freiheit in der Türkei ihren nationalen Intriguen freien Spielraum gewährt. Die Armenier im Norden Kleinasiens sind die besten Quartiermeister der russischen Macht und leisten dadurch, daß sie die Kapitalien des Landes in Händen haben, ihrem religiösen Schutzherrn wahrlich nicht zu unterschätzende Dienste. Und sind denn etwa nicht auch die Kurden, dieses habsüchtige räuberische Gesindel, das die Türken nur deswegen haßt, weil sie Achtung vor Gesetz und Eigenthum einführen wollen, nicht immer bereit, als russische Söldlinge sich verwenden zu lassen? Wir haben während des letzten Krimkrieges schon den berüchtigten Häuptling Mehemed-Bei aus Toprak-Kaleh unter russischer Fahne gegen den Halbmond kämpfen sehen. Im Falle der Nothwendigkeit kann sich dies in ausgedehnterm Maßstabe ereignen, und wir sind von jeder Uebertreibung sehr entfernt, wenn wir behaupten, daß Armenien und die Nordostküste des Pontischen Meeres trotz aller scheinbaren Autorität des Sultans durch eine geheime Kette schon fast an Rußland angeschmiedet sind.

Wenn es mit Rußlands Politik im Innern und im Westen Asiens so bestellt ist, wie wir es in der vorhergegangenen kurzen Skizze dargelegt, dann kann und wird es den denkenden Leser nicht überraschen, daß der Hof von Petersburg eben jetzt die Revision des Pariser Vertrags von 1856 anstrebt.

Fragen wir uns erst, warum denn Rußland im allgemeinen die Revision wünscht. Es wird uns doch niemand einreden wollen, daß die blechernen Schellen, die der Meister so vielen Tandes in Paris zum gerechten Aerger Mr. Kinglake's für Rußland geschmiedet

hat, ihm die Füße besonders wund gedrückt hätten! Geht ihm etwa das rechte Pruthufer als strategischer Punkt oder als integrirender Theil des gigantischen Reiches ab, da es doch die Fürstenthümer in einem einzigen Tage zu occupiren vermag? Oder ist es etwa das Verbot der Erhaltung einer Kriegsflotte im Schwarzen Meere, welches den Machthabern an der Newa solche Kümmerniß bereitet? Es ist wol wahr, mit einer starken Seemacht hätte Rußland an den östlichen Gestaden des Euxinus viel leichter fertig werden können, es hätte der Pforte gegenüber in den letzten Jahren nicht so viel Freundschaft heucheln müssen; die Existenz der Flotte geht ihm freilich ab; doch wer sieht nicht ein, daß die mächtige und zahlreiche Handelsflotte, welche Rußland in den Gewässern des Schwarzen Meeres unterhält, im dringlichsten Falle nicht auch zu andern Zwecken verwendet werden könnte? Diese Schiffe sind zumeist gut gebaut und haben bei vielen Türken, so oft sie den Bosporus passirten, derartige Gedanken erweckt. Es gehörte wahrlich zu viel Naivetät dazu, man müßte zu eingenommen für gewisse Tendenzen sein, um nicht einzusehen, daß Rußlands Politik in ihrer Herrschsucht am Bosporus außer den panslawistischen und griechisch-hierarchischen Bestrebungen noch andere gigantische und weitreichende Plane im Schilde führt. Was Mohammed mit dem Satze meinte: „Mit Eroberung Konstantinopels ist der Grundstein der Weltherrschaft (natürlich der damaligen Welt) am besten gelegt", das haben die Herrscher aus dem Hause Romanow am ehesten aufgefaßt. Sie wissen es zu wohl, und das mit Recht, daß im Besitze des alten Byzanz der schließliche Sieg über den ganzen Islam, die unumschränkte Gewalt über ganz Asien ruht. Wir werden uns hiervon überzeugen, wenn wir die Frage beantworten, warum denn Rußland eben jetzt die Revision des Pariser Vertrags von 1856 wünscht.

Auf den ersten Anblick drängt sich natürlich als passende Antwort das Vorhandensein des günstigen Moments auf. Denn Rußland glaubt, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß die neuen politischen Umwälzungen in Europa ihm weniger für den Halbmond begeisterte Kämpen wie früher entgegenstellen werden. Auch ist Rußland in diesen Erwartungen keinesfalls zu sanguinisch gestimmt; den viellärmenden und nichtssagenden französischen Einfluß braucht es heute wahrscheinlich nicht mehr zu befürchten, ja nach neuen Erfahrungen könnte man eher behaupten, daß der Mangel des französischen Antagonismus in der orientalischen Frage für Rußland mehr Schaden bringen könnte als Nutzen. Doch wird sich die russische Diplomatie gewiß nicht in der Hoffnung wiegen, daß das übrige Europa, namentlich England und Deutschland, heute bei der Lösung dieser Frage sich jeder Einsprache enthalten, und daß der Ehrgeiz des Hauses Romanow im Osten tabula rasa machen werde. Was die Cabinete von Berlin und London zu einem Ausbruche der großen Bewegung im Orient sagen werden, das ist noch der Zukunft vorbehalten; auch liegt das außer dem Bereiche unserer Erörterung, denn wir wollen ohnehin constatiren, daß Rußlands Lust zur etwaigen Revision nicht nur mit den europäischen Begebenheiten, sondern auch, ja vielleicht hauptsächlich, mit seiner in der Neuzeit erworbenen Stellung im islamitischen Asien in engstem Zusammenhange steht. Werfen wir nur einen Blick auf das, was Rußland seit 1856 in Asien vollführt hat, und wir werden finden, daß die zwei äußersten Grenzpunkte der mohammedanischen Welt, nämlich Turkestan im Osten und der Kaukasus im Westen, seiner Macht sich gebeugt haben; wir werden finden, daß es sich bisjetzt nur um partielle Kämpfe handelte, während das gemeinsame, endgültige Auftreten noch immer in der Schwebe ist. Man hat immer von Petersburg aus die kluge Politik befolgt, die einzelnen Theile des gigantischen Feindes langsam und zwar in den Hauptlebensadern der Existenz zu vernichten. Die Macht der Nogaitataren wurde durch Eroberung der Krim, ihres Ursitzes, gebrochen, denn als die Girais ihre Selbstständigkeit verloren, da schwand auch der letzte Hoffnungsstrahl der tatarischen Unabhängigkeit auf immer dahin. Cirkassien, das so sehr gefürchtet wurde und so viele Opfer

kostete, konnte nur nach Besitznahme des Felsennestes von Gunib niedergeworfen werden; denn solange sich Scheich Schamil noch hielt, glaubte der kühne Addighi noch immer an Befreiung von dem eindringenden Russen; doch kaum war der fromme, hochverehrte Scheich an die Newa als Gefangener gebracht, als die Cirkassier an dem Küstenlande des Schwarzen Meeres zusehends ihren Muth verloren und von den russischen Bataillonen sich in die Enge treiben ließen. Einen ähnlichen Proceß konnten wir in Mittelasien wahrnehmen. Mehr als 40 Jahre lang dauerte der Kampf, den Rußland mit den Grenzgebieten des größten turkestanischen Chanats zu bestehen hatte; hier waren es Kirgisen, dort Chivaer, wieder anderswo Chokander: in einer Gegend niedergedrückt, erhob sich der Widerstand in einer andern um so stärker; Rußland drang daher bis nach Bochara vor, Bochara, welches zu allen Zeiten der Mittelpunkt des mittelasiatischen socialen und hierarchischen Lebens war. Es warf Bochara glücklich nieder und hiermit wurden die Feinde in Mittelasien für lange Zeiten, wenn nicht für immer, eingeschüchtert.

Was diese erwähnten Mittelpunkte für die einzelnen Staaten der mohammedanischen Welt waren, das ist Konstantinopel für den ganzen Islam. Man würde sich irren, wenn man Mekka das Centrum der Muselmanenwelt nennen wollte; Rum, das alte historisch berühmte Rum ist es, von dem der Malaie im Indischen Archipel, der Marokkaner im Westen Afrikas, der Turkestaner am Oxus und der Chinese in Junnan mit gleicher Begeisterung als von dem Stolze des Islams, von dem Glanze des Islams und von der Macht des Islams spricht. Solange der Halbmond noch über der Siebenhügelstadt weht, werden die Befolger der Lehre Mohammed's nicht verlieren; doch sollte er einmal von dem russischen Doppelkreuze hier in den Staub gedrückt werden, so wird die Schreckensnachricht in die weiteste Ferne Bestürzung tragen. Das weiß Rußland sehr gut, und deshalb will es Konstantinopel haben.

Gegenüber derartigen Betrachtungen drängt sich zuerst die Frage auf: ob unsere europäischen Cabinete bereit sind, Rußland die Rolle eines Vertilgers des Islams zu überlassen, und ob wir es mit gleichgültiger Miene zugeben wollen, wie eine Macht, die schon jetzt bei den Anfängen ihrer Herrschaft so groß ist, einen solchen riesigen Einfluß gewinnen soll? Zweitens verdient es in Betracht der heutigen Constellationen in Europa erwogen zu werden, wer im Falle, daß das Abendland mit der gänzlichen Ausrottung des Islams nicht einverstanden sein wird, das mächtige Veto dem russischen Ehrgeize entgegenrufen soll. Ich hoffe, niemand wird beiden Fragen die ihnen zukommende Wichtigkeit absprechen. Hätte Europa nicht erst in der jüngsten Vergangenheit bewiesen, daß die Zeit der Kreuzfahrten schon längst vorüber sei, die allerchristlichsten Monarchen vielmehr bereit waren, eine Lanze für die Erhaltung des Halbmondes zu brechen, so würde es niemand einfallen, daran zu denken, daß Europa für die Anhänger der Lehre Mohammed's ein Gefühl des Mitleids und der Toleranz im Busen trage; doch sind wir dank der fortgeschrittenen Zeit heute, trotz aller Scheinheiligkeit, mit der sich so manche Regierung brüsten will, nicht mehr im Zeitalter des Fanatismus. Ob Bramine, Buddhist oder Mohammedaner, das gilt gleich, wenn eine religiöse Gesellschaft nur deutliche Beweise ihrer Lebensfähigkeit geliefert hat. Man hat für und gegen den Islam so vieles geschrieben; er ist namentlich in den letzten Decennien oft mit galliger Bitterkeit verurtheilt, ein anderes mal wieder mit übertriebener Zärtlichkeit geliebkost worden. Auch ich habe mich Jahrzehnte hindurch mit praktischen und theoretischen Forschungen auf diesem Gebiete beschäftigt, und wenn sich hier meine darauf bezüglichen Erfahrungen bisjetzt noch nicht in einem festen Grundsatz zusammenfassen, am wenigsten aber in den engen Rahmen dieses Aufsatzes einfügen lassen, so kann ich es dennoch schon aussprechen, daß ich die westasiatische Welt gar nicht lebensunfähig, besonders aber deshalb nicht für lebensunfähig gefunden habe, weil sie mohammedanisch ist.

Bis heute haben manche europäische Gelehrte das alte und interessante Asien nur mit Vorliebe beim kargen Scheine theoretischen Lichtes betrachtet; es wird eine Zeit kommen, wo dieser Gelehrsamkeit auch praktische Kenntnisse sich anschließen werden, und dann wird meine oben ausgesprochene Ansicht über die Civilisationsfähigkeit der Bekenner des Islams allgemeinere Geltung finden.

Was aber die europäischen Schiedsrichter betrifft, so wird natürlich jedermann zuerst auf Großbritannien blicken, auf das Großbritannien, das seine eigenen Interessen nach Asien mehr hinziehen wie jeden andern europäischen Staat, und das, soweit uns die Geschichte lehrt, dort nicht die Rolle eines Zerstörers, sondern die eines Civilisators spielt. Ja, England soll, so heißt es allgemein, dem russischen Doppeladler, im Falle dies für nothwendig befunden wird, sein Veto entgegenrufen; es sollte — meinen auch wir; doch scheinen die Söhne Albions in der neuesten Zeit zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt zu sein, man hüllt sich zu sehr in den Mantel des Indifferentismus, als daß man sich mit einer solchen Politik beschäftigen wollte, die über die Grenzen der alltäglichen Erforderniſſe hinausreicht. Auch ist England, so weit dies die Verhältnisse lehren, heute schon nicht mehr seinem gefährlichen Rivalen genug gewachsen und schon im letzten Krimkriege sah es, daß es, um das Vordringen der russischen Armee zu vereiteln, noch einer zweiten, ja noch einer dritten europäischen Macht bedürfe, obwol das angestrebte Ziel damals, wo Frankreich im Vereine mit Italien John Bull unter die Arme gegriffen hatte, nicht erreicht wurde. Heute sind beide zu diesem Dienste unfähig und da eben das Bewußtsein dieser Thatsache den Gaumen des russischen Bären am meisten kitzelt, so versteht es sich von selbst, daß zur Mitwirkung Englands eine frische und kräftige europäische Macht erforderlich sei; diese Macht glauben wir in dem vereinigten Deutschland zu finden.

Deutschland, dem die Rolle eines europäischen Schiedsrichters schon längst mit Recht gebührt, kann und soll für die Zukunft Vorderasiens um so mehr wirken, da es in sich jene civilisatorischen Elemente enthält, welche den kalten Inselbewohnern einerseits, den feurigen, aber unsteten romanischen Völkerschaften andererseits wesentlich abgehen. Noch ist der Name „Nemse", mit dem man den Deutschen im islamitischen Osten benennt, diplomatisch nur bis zum Hofe von Teheran gedrungen, bei den Völkern Asiens höchstens nur unter Türken und Arabern bekannt; auch sind die ethnographischen Begriffe des echten Asiaten über die unter dem Sammelnamen Frengistan begriffenen europäischen Nationen zu verwirrt, als daß er sich mit Unterabtheilungen der ihm verhaßten oder doch ganz gleichgültigen ungläubigen Welt befassen sollte; doch an den betreffenden Orten, namentlich in den höhern Regierungskreisen, fehlt es nirgends an besserer Erkenntniß. Das dem Auge gefällige französische Wesen, welches seit Sultan Mahmud z. B. in der Türkei sich eingeschlichen hat, mag wol einigen Efendis, die in der Hauptstadt an der Seine mehr europäischen Lustbarkeiten als europäischen Wissenschaften nachgingen, besser zusagen als die schwerfällig scheinenden, ernsten Charakterzüge der Deutschen; die Nüchternern jedoch haben seit den letzten funfzig Jahren zu viel Erfahrung gehabt, um nicht andere Ansichten zu hegen. Ich will nur einige Belege aus der Organisation der türkischen Armee anführen. Wir finden da z. B. in den Reihen der Instructeurs militaires, daß nur deutsche, namentlich preußische Offiziere es waren, welche merkliche Spuren einer Thätigkeit bei der Infanterie zurückließen. Die türkische Artillerie, die sich während des Krimkrieges einen wohlverdienten Ruhm erworben hat, ist beinahe zwanzig Jahre hindurch von einem preußischen Offizier geschult worden; ja selbst unter den neuern Civil- und Militärbeamten haben sich jene durch tüchtige Leistungen ausgezeichnet, die ihre Bildung in Deutschland oder England genossen. Dem kalten, phlegmatischen Orientalen kann der ameisenartige Fleiß, das geduldige, ausharrende Trachten viel mehr zugute kommen als

das ungestüme Wesen des Franzosen, der sich bis heute zum Lehrer im Orient aufgedrungen. Und weil eben die nationale Eigenthümlichkeit des Deutschen bei der Umgestaltung der Dinge im Osten so wesentliche Dienste leisten kann, so wäre es höchst erwünscht, daß nun das geeinigte Deutschland seinen politischen Einfluß im Orient einmal zur Geltung bringe. Im Osten sowie überall, wo die Gesellschaft noch in ihrem Kindesalter lebt, wählt man nur denjenigen zu einem Lehrer, nur desjenigen Weisheit will man bewundern, der durch seine Machtstellung am besten imponiren kann. Unter „Nemse“ und „Austria“ haben die Orientalen bis heute Länder von sehr untergeordneter Stellung verstanden; die neuesten Erfolge auf der Bühne der Begebenheiten werden sie wahrscheinlich eines bessern belehren, und es hängt nur von der deutschen Diplomatie ab, daß die Herren in Konstantinopel, Teheran und Kairo erfahren, wo sie das eigentliche Heil zu suchen haben.

Wohl hat man seit dem Beginne des französisch-deutschen Krieges bis jetzt von einer preußisch-russischen Allianz gesprochen; mit dieser wird das erwartete Auftreten Rußlands in Zusammenhang gebracht. Doch können wir, trotz aller Verbreitung, die diese Ansicht gefunden hat, ihr nur schwer oder gar keinen Glauben schenken. Das Selbstbewußtsein der deutschen Nation, der hohe Grad ihrer Bildung kann es nicht zugeben, daß ihre Riesenkämpfe zum Gedeihen und zur Verbreitung einer mehr als halbasiatisch-despotischen Macht beitragen sollen. Aus dem Blute, welches auf den Schlachtfeldern Frankreichs vergossen wurde, muß der Keim einer soliden Freiheit aufwachsen, und von dem Altare, auf dem Tausende der Edelsten hingeopfert wurden, muß das Licht der höhern Aufklärung aufgehen. Sollen wir es daher bei solchen Erwartungen auch nur voraussetzen, daß Deutschlands Siege dem russischen Ehrgeize die goldenen Pforten des Bosporus öffnen und die Herrschaft der Moskowiten über den ganzen Islam begründen werden? Gewiß nicht! So wie Frankreich in den Söhnen Germania's unverhofft auf einen ehernen Wall stieß, an dem seine Macht zerschmettert wurde, ebenso soll die russische Diplomatie auf der lange vorbereiteten Bahn ihres Wirkens zur Einsicht gebracht werden, daß in Europa sich nun eine Macht erhoben hat, mit der ihre Intriguen und Waffen nicht so leicht fertig werden können, wie es bei den frühern Gegnern der Fall gewesen ist.

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Wir beschäftigen uns in der diesmaligen Revue hauptsächlich mit den neuesten Mittheilungen aus Afrika.

Von Livingstone sind wir noch immer ohne Nachrichten. Nach Briefen von Consul Dr. Kirk in Zanzibar, mitgetheilt von Sir Roderick Murchison in der British Association, ist die Cholera in Ostafrika erloschen und hat überhaupt die Gegend des Tanganjika nicht erreicht, sodaß nunmehr zu hoffen ist, daß die Verbindung mit dem Reisenden bald wiederhergestellt wird.

Von Sir Samuel Baker hat man bis zum 15. Juni 1870 reichende Nachrichten. Der Weiße Nil hatte seit Baker's letztem Besuche wesentliche Veränderungen erlitten. Baker hatte schon vor seiner Abreise von Chartum vernommen, daß der Weiße Nil aufgehört habe ein schiffbarer Fluß zu sein. Es hatten sich die in großen schwimmenden Inseln von den Quellflüssen heruntergeführten Pflanzenmassen zwischen den Mündungen des Gasal und des Giraffenflusses dermaßen angehäuft, daß sich dadurch eine viele Meilen breite quer über den Fluß lagernde Decke gebildet hatte, sodaß natürlich die Schiffahrt gänzlich gehemmt war. Die Sklavenhändler hatten jedoch gefunden, daß der Bahr Giraff einen Weg zum Hauptfluß oberhalb des verstopften Theils gewährt, wonach dann der

Giraffenfluß ein Arm und nicht, wie man bisher angenommen hat, ein Nebenfluß des Nils ist. Baker beschloß also diesen Weg einzuschlagen. Mit fünf Führern versehen, fuhr er am 17. Febr. mit 35 Segelschiffen und 2 Dampfern in die Mündung des Giraffenflusses ein in 9° 26′ Br. Das Wasser war hier 19 Fuß tief, die Strömung 3½ Meilen in der Stunde, die Breite gegen 180 Fuß. Der Fluß stand 5 Fuß unter Hochflut. Der Flußlauf war ein sehr gewundener, bei mittlerer Richtung aus Südwesten. Vier Granithügel bildeten eine gute Landmark, schöne Waldung besäumte den Fluß an 30 Meilen weit, hier und da unterbrochen von Streifen reizender ebener Grasflur. Aber weiter aufwärts hörte die Waldung auf und 180 Meilen schwanden die trockenen Ufer ganz aus dem Gesichte, und zu beiden Seiten erstreckte sich eine unabsehbare Marschfläche. Das Fahrwasser wurde immer enger, die Strömung immer schwächer und zuletzt hörte der Fluß ganz auf. Eine dicht mit Hochgras bewachsene Fläche hemmte allen Fortgang in 7° 47′ 46″ Br. 272 Meilen von der Mündung des Giraffenflusses. Es hatte sich hier in einer großen seeartigen Erweiterung des Flusses eine ebensolche Bedeckung abgelagert wie unten im Hauptflusse. Das Marschgras war so dicht und zähe wie Zuckerrohr; die Decke, auf welcher dieses Gras wuchs, war 5—6 Fuß dick und bestand aus einem verwickelten Gewirre einer, wie aus Fischnetzen, Tauen, Quirlen, Schwamm und Schlamm zusammengeflochtenen und fest zusammengepreßten Masse. Unterhalb dieser Decke war klares Wasser 10—12 Fuß tief. Das Gras war an 9 Fuß hoch und bedeckte die Fläche, soweit das Auge reichte. Auch konnte man vom höchsten Maste in der Flotille in der Grasfläche keine Wasserspur erspähen. Die Führer erklärten jedoch, daß oberhalb wieder Fahrwasser sei. Baker machte sich also an die Arbeit und schnitt mit 1000 Mann in 32 Tagen einen 8 Meilen langen Kanal durch die Deckmasse, worauf man wieder offenes Wasser erreichte. Die Dampfer, von denen man die Schaufelräder abhob, wurden dann durch den Kanal hindurchgezogen, was große Schwierigkeiten machte und sogar einigen Leuten das Leben kostete. Jetzt aber fand sich, daß die Tiefe des wieder erreichten Flusses nur 3 Fuß betrug. Eine in einem Ruderboote eine Strecke weiter aufwärts angestellte Untersuchung ergab kein besseres Resultat. Der Fluß war unnütz; der Bahr Giraff ist nur in der Flutzeit schiffbar. Die Flotille kehrte also wieder nach dem Hauptflusse zurück, und da die Regenzeit jetzt wieder eingetreten war, so schlug Baker ein Lager auf zu Taufikieja im Lande der Schilluk, auf einer bewaldeten Anhöhe unterhalb der Giraffenmündung. Die Expedition bezog das Lager am 25. April. In dem reichen fruchtbaren Boden wurde eine Strecke mit Korn bestellt und mit den Schilluk ein freundschaftlicher Verkehr eröffnet. Das Schillukland ist überaus fruchtbar und für Baumwolle vorzüglich geeignet. Die Bevölkerung wird auf 1 Mill. geschätzt. Die ägyptische Regierung legte hier vor sechs Jahren die Strafniederlassung Fastroda an. Die Gouverneure dieser Niederlassung, weit entfernt, Cultur in irgendeinem Sinne zu befördern, haben sich vorzugsweise auf ein organisirtes Raubwesen gelegt, und der gegenwärtige Gouverneur zeigte sich ebenfalls ganz conservativ in diesem System, indem er sich auf einer Razzia überraschen ließ mit 155 Sklaven, von welchen viele Weiber, Mädchen und Knaben waren und 71 in einem kleinen Boote zusammengepackt lagen. Baker zwang den Gouverneur zur Herausgabe seiner Beute und machte über ihn Anzeige beim Vicekönige. Außerdem wurde ein Sklavenschiff mit 150 Sklaven auf dem Flusse genommen. Baker hat im Lager mehrere 200 Fuß lange und 20 Fuß breite Magazine aufgeschlagen, wo seine Vorräthe sicher lagern. Baker, Lady Baker und sämmtliche andere Europäer in der Expedition erfreuten sich der besten Gesundheit. Baker gedachte bis November zu Taufikieja zu bleiben und dann mit seiner ganzen Macht von 2000 Mann einen Kanal durch die Verstopfung im Hauptflusse zu ziehen, um sich einen Weg nach Gondokoro zu bahnen.

Bei dem gesteigerten Verkehre im Rothen Meere erlangen die dortigen Häfen eine erhöhte Wichtigkeit, namentlich Dschiddah, der beste Hafen und der bedeutendste Handelsplatz dieses Meeres. Die Einfahrt des Hafens ist schwierig und wird nur mit Lootsen gemacht; innerhalb liegen die Schiffe bei jedem Wetter in vollständiger Sicherheit, indem der Hafen durch eine in der Entfernung von 1½ Meilen der Küste parallel liegende Reihe von Korallenriffen, deren größtes 5 Meilen lang ist, an jeder Seite vollständig

geschützt wird. Die Tiefe im Hafen beträgt 3—17 Klafter. Die Stadt Dschiddah (Djiaddah, Jiddah, Joddah, Juddah), wegen des in der Nähe liegenden Grabes der Eva auch „die Mutter" genannt, liegt in einer öden Wüste, in der es weder Bäume noch sonstigen Pflanzenwuchs gibt. Einige Tage nach dem Decemberregen schießt etwas Gras auf, verdorrt aber gleich wieder. In den Betten der Rinnsäle zieht man einige Melonen. Mitunter vergehen aber Jahre ohne Regenfall. Im Jahre 1855 stieg der Preis des Wassers auf 2 Thlr. die Kamelladung. Den gewöhnlichen Wasserbedarf liefern einige Privaten gehörende Brunnen, zu welchen von allen Richtungen Gräben gezogen sind, um das Regenwasser aufzufangen. Die Zahl der einheimischen Bevölkerung beträgt gegen 18000, einschließlich 1000 hier angesiedelter Hindu. Während der vier Monate der Pilgerfahrt steigt die Einwohnerzahl aber auf 60000, unter welchen 2000 Hindu. Diese Hindu sind größtentheils arme Pilger, welche ein äußerst elendes Leben durch Bettelei fristen; in ihrem äußerst schmuzigen Quartier ist die Sterblichkeit des Sommers eine schreckliche. Doch gibt es hier und in Mekka gegen hundert reiche und angesehene Kaufleute unter den Hindu, und viele Hindu sind Aerzte, Schneider, Köche, Fischer. Die europäische Bevölkerung besteht aus den Mitgliedern des englischen und des französischen Consulats, einem angesehenen englischen Kaufmann und einigen Joniern und Griechen, welche Gastwirthschaft treiben. Bei der großen Hitze ist der Aufenthalt für Europäer, welche meistens heftige Fieberanfälle erleiden, gefährlich. Im August 1862 war die Hitze 14 Tage lang 100—110 Grad F. und erreichte 121 Grad. Die Industrie der einheimischen Bevölkerung besteht in Färberei englischer Kattune, Fischerei, Korallenfischerei und Verarbeitung der Korallen zu Cigarrenspitzen, Halsschmuck u. dgl.

Die Schiffahrt Dschiddahs betreiben englisch-indische Seeschiffe, die Medschidiehdampfer und die einheimischen Bugla (Küstenfahrer). Die Einfuhr dieser arabischen Bugla ist dreimal so groß als die angloindische, weil sie Artikel von einem im Verhältniß zur Masse großen Werth führen, namentlich Kaffee, Gummi, Gewürze, Myrrhe, Elfenbein, Schildpatt, Perlmutter, Perlen, Straußfedern, Sklaven. Die Angloindier bringen Reis, Zucker, Bauholz, oft auch nur Pilger. Die Einfuhr in ausländischen Schiffen (42 Briten, 13 Aegypter, 9 Türken, 3 Holländer, 1 Franzose, 1 Muskater) betrug im Jahre 1865 672657 Pfd. St., die in den arabischen Fahrzeugen über 2 Mill. Pfd. St. Seitdem scheint die Einfuhr noch beträchtlich gestiegen zu sein. Der Sklavenhandel in Dschiddah ist, obgleich von der türkischen Regierung dem Namen nach verboten, noch immer im besten Schwunge; auf dem Sklavenmarkt ist täglich öffentlicher Verkauf. Die Sklaven bezieht Dschiddah größtentheils aus dem ägyptischen Hafen Massoa an der abyssinischen Küste.

Werner Munzinger, der berühmte Reisende, hat nach seiner Wiederherstellung von den in Abyssinien empfangenen Wunden in Begleitung des Hauptmanns Miles von Aden aus einen Ausflug ins Innere von Hadramat in Südarabien gemacht. Die Reisenden gingen zur Schiff nach Bir-Ali und von dort 300 Meilen landeinwärts bis Habban. Das Land bildet von Bir-Ali an eine sanft abgedachte Ebene, dicht besetzt mit vereinzelten tafelförmigen Sandsteinhügeln, sämmtlich an 1500 Fuß hoch über der Ebene. Die Ebene ist bar von allem Pflanzenwuchs, ausgenommen schmale Streifen von Alluvialboden in den Schluchten, welche allein anbaufähig sind und mit vielem Fleiß bestellt und aus Brunnen bewässert, jährlich drei und selbst vier Ernten ergeben. Diese Wadi enthalten eine dichte Bevölkerung und Städte von mehrern tausend Einwohnern. Man baut Datteln, Hirse, Weizen und Tef. Man erhält Wasser durch Bohrung in 50 Fuß Tiefe von der Oberfläche. Auf diese Sandsteinregion folgt eine granitische und metamorphische Region mit abgerundeten Bergen, welche weite Ebenen beranden. Hier gab es mehr Pflanzenwuchs, auch einige stattliche Bäume, sowie Wildschweine, Gazellen und Viehheerden. Das Volk gehört zu verschiedenen Rassen, und die himjaritische Sprache ist trotz der eintausendzweihundertjährigen Herrschaft des Islams noch nicht gänzlich ausgestorben. Jedermann sprach jedoch arabisch, obgleich mit etwas fremdartiger Betonung. Von Religion und regelmäßiger Regierung war kaum eine Spur vorhanden und die Cultur überhaupt auf einer niedrigen Stufe. Ansehnlich waren jedoch die hohen, mehrstöckigen, schloßartigen Häuser. Die Reisenden erfuhren nicht viel Gastfreundschaft, erlitten jedoch auch keine Mishandlung. Alte himjaritische Inschriften und sonstige Reste

eines entfernten Alterthums wurden in Menge angetroffen. Bei Ghorab gelangten die Reisenden an die Wüste El-Achaf und den Bahr-el-Saffi oder Saffisee, so genannt nach dem Könige Saffi, welcher bei dem Versuche, diese Wüste zu durchziehen, sammt seinem ganzen Heere in derselben verschwand. Diese Wüste liegt 1000 Fuß unter der Granitregion und ist eine weite Sandfläche, bedeckt von zahllosen wellenförmigen Sandhügeln, welche ihr ganz das Ansehen einer wogenden See geben. Auf der Fläche befinden sich Flecken von weißem, fein pulverförmigem Sande, in welche, wenn man ein Senkblei mit einem Seil von 60 Klafter Länge in sie hineinwirft, das Ganze langsam versinkt. Ebenso soll es denn auch dem Könige Saffi und seinem Heere ergangen sein. Das ganze, fast noch unerkundete Hadramat ist von großem geographischen und historischen Interesse und ladet zur nähern Untersuchung ein.

W. Winwood Reade, welcher im Auftrage der londoner Geographischen Gesellschaft und des Hrn. Swanzy Westafrika bereist hat, gelangte innerhalb vier Wochen nach seiner Abreise von Sierra Leone Ende Juni 1869 nach Farabana am obern Niger und dem durch seine Goldfelder bekannten Bureh, 450 Meilen von Sierra Leone. Farabana ist eine bisher unbekannt gebliebene große Stadt. Der Niger ist dort nur 300 Fuß breit, und man setzt nur während der Regenzeit in Kähnen über. Der obere Niger ist bisher nur von Mungo Park und von Caillié erreicht worden; Reade hat aber einen noch viel höher hinauf liegenden Punkt erreicht als jene. Es hat sich dadurch vollständig bestätigt, daß der Niger, welcher in seinem Laufe einen so weiten Bogen beschreibt, wirklich nur in geringer Entfernung von dem Meere, in das er sich ergießt, entspringt. Reade hat einen kurzen und directen Weg von Sierra Leone nach dem obern Niger entdeckt, und man verspricht sich von dieser Entdeckung erhebliche commerzielle Ergebnisse.

In Südafrika zwischen Zambesi, Vaal und Oranje finden gegenwärtig im großartigsten Maßstabe Entdeckungen statt, die diese bisher so verschlossene Region bald eröffnen müssen. Die vereinten Strahlen des Goldes und der Diamanten rufen in der Einöde ein frisches, reges Leben wach.

Die Frage, ob das Goldfeld am Tatin bauwürdig sei, hat sich zu seinen Gunsten entschieden. Nach der Einführung von Quarzmühlen von hinlänglicher Stärke hat sich eine regelmäßige Ausbeute von wenigstens 2 Unzen Gold auf die Tonne Quarz ergeben, ein Ergebniß, welches die australischen Grubenleute am Tatin in Erstaunen gesetzt hat. Wenn man die große Breite und Ausdehnung der goldführenden Quarzadern in Betracht nimmt, so eröffnet sich hier eine Industrie, deren Erfolge sich noch nicht ermessen lassen.

Sir John Swinburne, der sich längere Zeit am Tatin aufgehalten, hat darüber Bericht erstattet. Die Niederlassung am Tatin liegt in 21° 27′ südl. Br., 27° 40′ östl. L. Greenwich in der Höhe von 3200 Fuß, 382 Meilen von Rustenberg im Transvaal, die letzten Punkte der Civilisation, die man auf der Hinreise berührt, in einem eintönigen, öden Hochlande, mit niedrigem, selten über 60 Fuß hohem Holzwuchse. Das Goldfeld, soweit es bisjetzt thatsächlich goldhaltig befunden, erstreckt sich von Nordwesten nach Südosten 40 Meilen in der Länge und 14 Meilen in der Breite. Gegenwärtig bestehen 11 wirklich in Betrieb stehende und Gold gewinnende Grubenwerke. In den meisten Werken sind Schächte an 50 Fuß abgeteuft worden. Alle sind an der Stelle alter Gruben angelegt. Der goldhaltige Quarz ist zweierlei Art, entweder röthlich und zellenförmig oder blaugrau. Von der letzten Art sind die Goldkörner am gröbsten und am leichtesten erkennbar. Das Klima ist ein sehr gesundes. Von Ende April bis October fällt kein Regen, während der andern Monate sind heftige Gewitter häufig, doch hat man an jedem Tage einige Stunden schönes Wetter. Die Nächte sind immer kühl; im Juli sinkt das Thermometer in der Stunde vor Sonnenaufgang bis 38° F., erreicht aber am Tage wieder 88—100°. Während neun Monate herrscht Südostwind vor, welcher des Tages über stark weht und sich bei Sonnenuntergang legt.

Ueber das weiter nördlich im Lande der Matabeli liegende Goldfeld hat Sir John Swinburne gleichfalls Bericht erstattet. Dasselbe liegt 327 Meilen nordnordöstlich vom Tatinfelde zwischen dem Umfuli (wahrscheinlich Livingstone's Vanjeka) im Norden und dem Bembis im Süden, zwei südliche Nebenflüsse des Zambesi, 205 Meilen von Teti

und 160 Meilen gerade südlich von Zumbo am Zambesi. Die in Betrieb genommenen Gruben liegen 18° 11′ südl. Br., 30° 34′ östl. L. Greenwich. Sie haben sich bis jetzt noch nicht sehr ergiebig erwiesen. Das Land steht unter der Herrschaft der von Sululand eingedrungenen Matabeli-Kaffern und wird von den Maschuna (oder Mathoma) dicht bewohnt, welche Töpfer- und Eisenarbeiten liefern und verschiedene Getreide- und Hülsenfrüchte bauen.

Ein Schreiben des Hrn. Baines, welcher dieses Goldfeld in Gesellschaft des Elefantenjägers Hartley, eines Freundes von Mauch, bereist hat, enthält noch folgende Notizen. Baines war anfänglich im südlichen Matabelilande zurückgeblieben, während Hartley weiter nördlich in die Gegend des Goldfeldes auf die Jagd auszog, erhielt aber von Hartley bei dessen Rückkehr viel Auskunft über das Goldfeld. Hartley hatte dort die Ruinen alter Häuser entdeckt, zwar nicht den Sommerpalast der Königin von Scheba, doch wol die Wohnungen von Europäern, welche, zugleich Ansiedler, Kaufleute und geistliche Lehrer, als vor einigen Jahrhunderten die Jesuiten die Station Zumbo am Zambesi besaßen, die Goldgruben von den Maschuna bearbeiten ließen. Die Gruben waren jetzt halb mit Erdschutt angefüllt, auf welchem hohe Dornbäume wuchsen. Baines begab sich nun mit Hartley nach den Gruben. Unterwegs zeigte Hartley den fernsten von Mauch erreichten Punkt, welcher sich in 18° 10′ südl. Br. auswies, aber von Mauch, welcher keine Instrumente hatte, in der Annahme, daß er nun 90 Meilen entfernt sei, irrthümlich im 17° angesetzt worden war. Baines ritt weiter nördlich bis 17° 45′, 30 Minuten über Mauch's fernsten Punkt hinaus, und von dort 35 Meilen nach Nordwesten, nach einem Maschunadorfe am Ganjana. Der Reisende wurde vom Dorfhäuptlinge freundlich empfangen, welcher nach Landessitte mit Kuchen und einem Mehlbrei, der etwas stark gewürzt war, aufwartete, und Baines am folgenden Tage die Goldgruben in der Nähe zeigen ließ. Es waren zwei Gruppen von je 6—8 Gruben, gegen 3—4 Fuß weit und 10 Fuß tief. Baines besuchte noch mehrere andere Ortschaften, bei denen sich ebenfalls alte Gruben befanden, und wo ein offenbar reichhaltiger Quarz zu Tage lag, in welchem die Goldkörner mit unbewaffnetem Auge wahrnehmbar waren. Er wurde überall mit gleicher Gastfreundschaft aufgenommen. Die Leute erinnerten Baines sehr an die Damora im Westen von Südafrika. Sie gebrauchen Pfeil und Bogen, was die Matabeli nicht thun. Baines wurde nach allem, was er gesehen, in der Ansicht bestärkt, daß das goldführende Gestein eine sehr weite Erstreckung hat, und daß, wie groß auch seine Reichhaltigkeit sein mag, das blos oberflächliche Schaben der alten Grubenleute den Gehalt nicht gerade wesentlich beeinträchtigt haben kann. Die Inangriffnahme dieses Goldfeldes verzögerte sich durch Unruhen, die wegen der nicht gesicherten Thronfolge im Fürstenthum der Matabeli entstanden, sowie durch den allerdings mislungenen Versuch Swinburne's, ein Monopol für die Ausbeutung der dortigen Goldgruben zu erhalten.

Die Entdeckung der Diamanten am Vaal hat sich als ein glorreicher Erfolg bestätigt. Die dortige Diamantgräberei ist bereits ein feststehender Industriezweig. Ganz Südafrika ist in Bewegung; es ersteht in der bisher herrenlosen Wüste eine neue Stadt, ein neuer Staat.

Der diamanthaltige Boden scheint sich durch das ganze unmittelbare Thal des Vaals und wahrscheinlich auch des Oranje unterhalb der Vaalmündung zu erstrecken. Die bisherigen Hauptfundgruben liegen am Vaal im 28. Breitengrade, 100 Meilen westlich von Bloemfontein und 100 Meilen nördlich von Fauresmith. Der Vaal beschreibt dort einen großen Bogen, und diese Gruben liegen in der zweiten untern Curve des Bogens am rechten Flußufer, nämlich Pniel am Südoststrande und Klipdrift am Südwestende des Bogens, Hebron 3 Stunden aufwärts von Klipdrift, ferner Zitzikamma oder Hongony 20 Meilen unterhalb Klipdrift.

Der Vaal, der Hauptnebenfluß des Oranje oder vielmehr der eigentliche Hauptfluß selbst, ist ein großer schnell strömender Fluß, dessen Ufer mit immergrünen Weiden und Mimosen besäumt sind. An beiden Seiten des Flusses erstreckt sich eine weite, sanftgewellte Ebene, das Veld, deren reichbestandene Grasflur, wenn der Wind weht, dem Meere täuschend ähnlich sieht und vom Wildebeest, Springbock, Bleßbock, Gnu in mächtigen Heerden durchschwärmt wird. Das Klima wird wol von keinem in der Welt an Zuträglichkeit übertroffen.

Der Artikel „Land und Leute in den Nilquellländern" in dieser Zeitschrift*) gibt einen kurzen Grundriß der Hebungslinien, welche Südafrika aufbauen, und legt dar, daß der bogenförmige Hochlandwall, welcher sich vom Zambesi und Limpopo längs der rechten Seite des Vaals bis zum Oranje und von dort bis zur Walfischbai zieht, ein einzelnes Glied der Haupthebung ist, welche das Innere von Südafrika, das Quellgebiet des Nils und des Zambesi, gleich einer Corona umschließt, während das gehobene Land, welches östlich vom Vaal mit dem Quathlamba oder Drakenberg auftritt und sich südlich vom Oranje fortsetzt, eine von der Hauptlinie getrennte secundäre Linie ist. Wegen der aus solcher Bildung sich ergebenden Zusammengehörigkeit des Landes am Tatin an den südlichen Zambesi-Nebenflüssen und des Landes an der rechten Seite des Vaals und aus anderweitigen orologischen Rücksichten wagten wir bereits vor geraumer Zeit, als das Vorhandensein der Diamanten am Vaal von mehrern Seiten in Abrede gestellt wurde, in dieser Revue die Voraussagung, daß die Entdeckung sich bestätigen werde, was denn nun vollständig geschehen ist. Jene orologischen Aufstellungen haben sich jetzt durch geologische Untersuchungen noch näher bestätigt. Die Gesteinformation im Westen des Vaals ist durchaus verschieden von der im Osten desselben, während die im Westen des Vaals mit der am Limpopo und im Süden des Zambesi und andererseits die im Osten des Vaals mit der im Süden des Oranje identisch ist. Wenn der Reisende vom Osten her durch den Freistaat kommt, so trifft er überall die tafelförmigen Berge und die Spitzkops an, wie im Norden der Capcolonie, bis er auf einige Stunden vom Vaal gelangt. Die Scene verändert sich hier gänzlich; er befindet sich in der vorerwähnten mehrere Meilen weiten, leichtgewellten Ebene, welche der Vaal durchströmt. Diese durch Anschwemmung gebildete Ebene nimmt die Lücke ein, welche das gehobene Land im Osten und Westen des Vaals voneinanderscheidet. Jenseit des Vaals tritt dann abermals eine ganz veränderte Landschaft auf. Die fortwährend wiederholten Grünstein-Porphyre im Süden und Osten sind verschwunden, es erscheinen dafür metamorphische Gesteine und echter Basalt, welcher durch Conglomerate und Amygdaloid-Trapp zu Tage bricht. Die Oberfläche des Bodens ist überall von glitzerndem Gerölle bedeckt. Der Reisende erkennt beim ersten Blick, daß er in einer ganz neuen Region ist.

Die Oberfläche der Vaalebene bedeckt ebenfalls ein Gerölle, das hauptsächlich aus Stückchen von Granit, Quarz, Basalt, Achat, Granat, Spinell und Peridot besteht. In dem Gerölle, welches sich durch die Anwesenheit von Stückchen von grünem oder rosenrothem Quarz, schwarz und roth gestreiftem Jaspis und Eisenerz auszeichnet und überhaupt auf eisenhaltigem Boden zu treffen ist, findet man dann namentlich auch die Diamanten. Nur auf angeschwemmtem Boden sind bisjetzt Diamanten gefunden worden.

Man fand die Diamanten anfänglich hauptsächlich auf den Gipfeln des Kopjes, den Wellengipfeln der Ebene, was natürlich war, indem durch Regen und sonst durch Oberflächenwasser viel Gerölle von dem Gehänge abgespült sein muß. Aus demselben Grunde war es jedoch wahrscheinlich, daß die Kloofs, die Einsenkungen zwischen den Anhöhen, schließlich am reichhaltigsten ausfallen würden, sobald man durch den Sand, welcher dort die Oberfläche bedeckt, in das Geröll unter demselben eingedrungen sein würde, wie es sich denn auch ausgewiesen hat.

Der diamanthaltige Boden hat eine sehr große Ausdehnung. Er erstreckt sich durch das ganze Vaalthal und darüber hinaus nach Norden, wie man bei Potschefstroom im Transvaal Diamanten auf der Oberfläche gefunden hat, und nach Osten ins untere Oranjethal, wo man 60 Meilen nördlich von Hopetown mehrere Diamanten, darunter einen schweren von 30 Karat gefunden hat. Die gesammte Ausdehnung des diamanthaltigen Bodens, soweit bisher aus thatsächlichen Funden bekannt ist, beträgt an 1000 englische Quadratmeilen. Auch bei Griquastadt am untern Oranje (rechtes Ufer) sind Funde vorgekommen. Wie weit die Diamanten am Oranje nach Namaqualand zu reichen, weiß man noch nicht; das Land ist dort noch im Besitz der unheimlich thierischen Buschmänner und der vielleicht nicht minder wilden Bastardstämme.

Die reichhaltigsten Fundgruben sind bisher die in den deutschen Missionslanden von Pniel und Klipdrift. In Pniel werden täglich Diamanten gefunden. Während der

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, I, 581 fg.

diamanthaltige Boden sonst gewöhnlich nur an 4 Fuß Tiefe hat, hat man in Pniel seit mehrern Monaten stetiger Arbeit Gruben von über 10 Fuß Tiefe durch fortwährend ergiebigen Boden getrieben und noch nicht das Ende des diamanthaltigen gefunden. Hier wurde der jetzt in London befindliche „Stern von Südafrika“ von 10000 Pfd. St. Werth gewonnen. Im August 1870 gewann man hier wöchentlich über 70 Juwelen, noch am Ende dieses Monats fand Hr. Jacobs einen von $41\frac{1}{2}$ Karat, welchen der dortige Diamanthändler Hond für 700 Pfd. St. in Gold kaufte. Auch das ebenfalls deutsche Missionsland Hebron hat neuerdings gute Ausbeute erzielt, nachdem die Eingeborenen hier früher mehrere Steine an der Oberfläche gefunden hatten, die King William's Town-Gesellschaft darauf aber eine lange Zeit vergeblich nachgesucht hatte. In einer Augustwoche hatte man hier auch eine Ausbeute von 75 Steinen. Im August betrugen die täglichen Funde in den Missionsgruben gegen 50 Diamanten, in allen Gruben zusammen täglich an 140 Diamanten zum Werthe von 800 Pfd. St. Die Gesammtausbeute bis Ende August wurde auf 125000 Pfd. St. veranschlagt. Das meiste Glück unter den einzelnen Gewerken hat bisjetzt die Natal-Gesellschaft gehabt. Ihr Chef, Hauptmann Rolleston, ist Ende August mit Diamanten zum Werthe von 30000 Pfd. St. nach Natal abgereist. Die Herren Mosenthal, Kings Arms Yard in London, empfingen Anfang October eine Sendung von 300 Diamanten vom Vaal, sämmtlich reine Brillanten und meistens von beträchtlicher Größe, welche gegenwärtig bei Ochs Gebrüder, Hatton Garden in London, ausgestellt sind. Unger, ein Diamanthändler aus Hamburg, welcher sich gegenwärtig am Vaal aufhält, und welcher dieses Geschäft sein Leben lang betrieben hat und ein gründlicher Kenner ist, erklärt, daß das dortige Diamantfeld alle andern bekannten bei weitem übertrifft. Während in Brasilien ein Fünfkaratstein höchstens alle 5 Jahre gewonnen wird, vergeht am Vaal kein Tag, daß man nicht einen Stein von wenigstens 3, 4, 5, 6 Karat findet. Man hat bereits auch Rubinen gefunden und wird ohne Frage noch viele andere Mineralschätze finden. Gewiß wird man schwarze oder braune Diamanten finden, welche den Brillanten an Härte durchaus nicht nachstehen und als Schneide- und Schleifwerkzeug neuerdings ein beträchtlicher Handelszweig und 10—14 Thlr. per Karat werth sind. An eine Erschöpfung des Feldes ist gegenwärtig gar nicht zu denken. Alle Augenzeugen stimmen darin überein, daß viele Tausende von Gräbern das Feld in einem Jahrhundert nicht erschöpfen würden.

Für den einzelnen ist die Sache freilich eben nur eine Lotterie. Bei der Anzahl der Grubenleute ist der Ertrag allerdings nicht größer, als daß er, wenn unter alle gleich vertheilt, mehr als einen sehr mäßigen Tagelohn für eine sehr schwere Tagesarbeit auswerfen würde. Die hohen Preise, welche Einzelne davon erlangten, beweisen also nur, daß die Mehrheit nur Nieten zieht. Viele haben mit großem Kostenaufwande monatelang gesucht und nichts gefunden. Der Reiz des Spiels liegt in den hohen Preisen, die der Glückliche gewinnt, wobei der Erfolg doch viel von Einsicht, Geschicklichkeit, Muth, Fleiß, Ausdauer abhängt.

Die Arbeit des Diamantgräbers ist eine sehr mühselige. Sie hat mit der Goldgräberei große Aehnlichkeit und ist eine Seiferei wie diese. Das in den Gruben erbrochene Geröll wird in Karren mit Ochsengespann nach dem Flusse gefahren und in Goldwiegen gewaschen, darauf haufenweise auf einen Tisch geworfen und sofort wieder abgestrichen, weil die Diamanten beim ersten Blick durch ihren strahlenden Glanz erkennbar sind.

Die Diamanten haben ganz Südafrika in Bewegung gesetzt, und von allen Seiten, von der Capcolonie, von Natal, von Freistaat und Transvaal ist Zuzug gekommen, der trotz der dünnen Bevölkerung und der großen Entfernungen sich fortwährend gesteigert hat. Im Mai waren ungefähr 100 Grubenleute am Vaal, Ende Juni 700, Ende Juli 1000, Mitte August 2000, und nach unsern neuesten Nachrichten, welche bis Mitte September 1870 reichen, waren 7000 Grubenleute an der Arbeit und wöchentlich kamen gegen 1000 Personen an. Man erwartete, daß gegen Jahresschluß die Bevölkerung sich auf 50000 belaufen würde.

Das Lager bei den Hauptgruben bildet eine langgedehnte Zeltenstadt, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, in der bisher so leblosen Wüste bei Nachtzeit den Widerschein der vielen Feuer und Lichter im breiten Flusse tanzen zu sehen. Es ist ein reges,

frisches Leben in den Gruben. Die zum Uebersetzen auf dem Flusse dienenden 9 Boote verdienen beim Preise von 6 P. für die Person 2—3 Pfd. St. den Tag. Hr. Hanger hat ein großes Bretergebäude mit einem Dach von galvanisirtem Eisen errichtet und eine Gastwirthschaft mit Billardzimmern nebst Sodawasserfabrik eröffnet. Des Abends ist Tanzmusik; denn Damen sind auch schon da. Hr. Hanger nimmt täglich gegen 100 Pfd. St. ein. Außerdem gab es noch 30 andere Schankwirthschaften. Das ausgelassene Wesen nach dem californisch-australischen Zuschnitt der ersten Goldzeit freilich hat auch schon sich geltend gemacht. Besonders greift das Spiel um sich. Einsätze von 100 Pfd. St. sind gewöhnlich. Lebensmittel, namentlich Rindfleisch, Geflügel, Wildpret, Taback, Reis, sind reichlich und billig; Kleidungsstücke und Werkzeug freilich theuer. Im ganzen scheint den Leuten das freie Leben, das sie führen, sehr wohl zu gefallen.

Ein großer Theil der ergiebigsten Fundgruben liegt in dem Lande der deutschen Missionsanstalten Pniel und Hebron, für welche die Diamanten sehr vortheilhaft geworden sind, indem die Gräber den Missionaren für die Erlaubniß, in ihrem Lande zu graben, 25 Proc. der Ausbeute zahlen sollen. Es ist nämlich vereinbart, daß jeder so gefundene Stein in der Mission registrirt wird und nach Entrichtung dieses Regals das vollständige Eigenthum des Gräbers wird. Der Missionar Kallenberg hat mitunter in einer Woche ein Regal von 750—1000 Pfd. St. eingenommen. Diese Einnahme repräsentirt jedoch keineswegs den vierten Theil der Funde, indem allgemein anerkannt wird, daß man einen großen Theil der Steine, und zwar den werthvollsten, verheimlicht.

Das linke Ufer des Vaals gehört zum Freistaat (Hauptstadt Bloemfontein), das Land am rechten Ufer, wo die wichtigsten Diamantgruben liegen, ist bisher herrenlos gewesen, indem weder die englische Capcolonie noch auch die batavischen Republiken, der Freistaat und die Transvaal-Republik, dasselbe in Besitz genommen haben. Die Grubenleute sind inzwischen zu gegenseitiger Beschützung zusammengetreten und haben zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten einen Ausschuß unter dem Vorsitze des Hrn. Parker eingesetzt. Jeder neu zuziehende Gräber muß das vom Ausschusse abgefaßte Reglement bezüglich seines Verhaltens unterzeichnen und eine Gebühr von 2 Sh. 6 P. zahlen. Die Bevölkerung in den Gruben nimmt jedoch so schnell zu, daß die Nothwendigkeit einer starken Executive, unterstützt von einer starken Polizei, allgemein gefühlt wird. Es ist hohe Zeit, daß etwas zu dem Behufe geschehe, ehe der californisch-australische „Rowdyismus“ mit voller Macht hereinbricht. Von der Colonie ist kein Schutz zu erwarten. Der Ausschuß unter Parker scheint zum Anschluß an den Freistaat geneigt. Hr. Pretorius, der Präsident der Transvaal-Republik, hat sich persönlich nach den Gruben begeben, ist dort aber nur als ein Privatmann aufgenommen worden. Den Anschluß an die englische Colonie wünscht in den Gruben niemand. Die Mehrheit der Grubenleute wünscht aber auch den Anschluß an die Republiken der Boers nicht, sondern erstrebt die Begründnng einer neuen unabhängigen Republik. Das Symbol dieser Partei ist das amerikanische Sternenbanner. Dasselbe ist der Fall in der östlichen Provinz der Capcolonie, dem wichtigsten Theile derselben, wo man gegenwärtig aus mehrfachen Gründen mit dem Mutterlande sehr unzufrieden ist. Es ist dies ein Symptom einer Bewegung, die, jetzt noch schwach, bedeutungsvoll werden könnte. Die ganze englische Welt, namentlich die ganze englische Colonialwelt, belebt, leiser oder lauter, der Wunsch eines Anschlusses an jene amerikanische Republik, welche gegenwärtig die angelsächsische Nation am kräftigsten und mächtigsten vertritt. Auch in der angelsächsischen Welt ist das Nationalitätsprincip wach geworden und verlangt nach Einigung des großen Ganzen.

Nach spätern Nachrichten hat die englische Regierung am Cap, nachdem sie so lange völlig unthätig geblieben, doch intervenirt. Sie hat den beiden Republiken (Freistaat und Transvaal) die Warnung ertheilt, sich keine Eingriffe in das Gebiet der mit der Colonie verbündeten eingeborenen Stämme (der Griqua), zu welchem das Diamantfeld gehöre, zu Schulden kommen zu lassen. Einstweilen sollten britische Magistratsrichter eingesetzt werden. Waterboer, der Häuptling der Griqua, hatte in Abrede gestellt, einen Theil des Diamantfeldes gewissen Grubengesellschaften verkauft zu haben, erklärt sich dagegen geneigt, das Gebiet am Vaal der Colonie abzutreten, weil er selbst nicht im Stande sei, die erforderliche Verwaltung einzurichten.

Am Schlusse unserer Rundschau wenden sich unsere Blicke vom fernsten Süden nach dem äußersten Norden, um, wenn auch in aller Kürze, des frohen Tages der Heimkehr der deutschen Nordpolfahrer zu gedenken. Bedünkt es uns nicht fast wie ein glückliches Omen, daß gerade in den Tagen, an denen im deutschen Nationalkriege die entscheidenden Siege erkämpft wurden, uns, unerwartet, als kämen sie vom Asgard, der strahlenden Götterwohnung am Nordpole, her, deutsche Helden, die gleichfalls einen riesigen Kampf siegreich bestanden hatten, heimgesandt wurden?

Der Dampfer Germania, begleitet vom Schoner Hansa, segelte im Mai 1869 nach Norden. Es fand aber eine Trennung der Hansa von der Germania statt, was wol nimmer gut ist. Die Germania überwinterte an der Küste von Grönland im 74. Breitengrade und entsandte Schlittenpartien bis zum 77. Grade. Viele Kunde wurde gewonnen, die in das Buch der Geographie einzutragen sein wird. Die Germania kehrte schließlich wohlbehalten nach Bremen zurück. Die Hansa steuerte nach Norden weiter und wagte einzeln, das große Eis, den diamantenen Hals- und Hauptschmuck der Erdmutter, zu durchbrechen. Allein was war die gebrechliche Barke im Polareise? Am 19. Sept. 1869 wurde die Hansa vom Eise eingeschlossen in 73° 6′ nördl. Br., 19° 18′ westl. L. Greenwich. Immer mächtiger häuften sich die Eismassen, immer fester wurde ihr Druck. Im October versank das Schiff in die Tiefe. Vorher jedoch hatte die Besatzung, ihrer 14 Mann, unter ihnen Dr. Gustav Laube aus Wien und Dr. Buchholz aus Greifswald, ihren Vorrath an Proviant, Tauwerk und sonstigem Nothbedarf auf die große Eisscholle, welche sie eingeschlossen hatte, geflüchtet und sich aus Steinkohlen, Bretern und Segeltuch ein Haus erbaut. Sie bezogen nun dieses Winterquartier. Die Scholle, an die sie geheftet waren, trieb mit der arktischen Südströmung langsam fort an der Küste von Grönland. Eisbären und Füchse besuchten sie. Die Wachen wurden regelmäßig angesetzt, Disciplin aufrecht erhalten. Ende December waren sie bis nach 68° nördl. Br. getrieben. Anfang Januar brach bei Sturm und Nebel ihre Eisinsel auf und ihr Haus stürzte ein. Die Scholle hatte jetzt nur noch 200 Schritt im Umfange. Die Südtrift dauerte immer fort. Am 7. Mai waren sie in 61° 12′ nördl. Br., Cap Farewell mußte in der Nähe sein. Sie schifften sich in den Booten ein und schlugen sich, ihr Boot bald als Schiff, bald als Schlitten benutzend, durch das Eispack hindurch bis ans Land. Am 13. Juni fuhren sie in eine Bai ein. Dort lag die Mission Friedrichsthal, wo die Erretteten freundliche Wirthe fanden. Hier war niemand so sehr wie die Eskimos, die sich doch fast so gut wie die Robben auf die Eisfahrt verstehen, darüber erstaunt, daß die deutschen Seeleute solche lange grausige Fahrt auf dem Eisschiffe überstanden hatten. Von Friedrichsthal begaben sie sich nach Julianshaab und schifften sich nach Kopenhagen ein, wo sie am 1. Sept. 1870 ankamen.

Professor Nordenskiold, der Führer der letzten schwedischen Expedition nach Spitzbergen, ist im Sommer 1870 ebenfalls in Grönland gewesen und hat Ankäufe von Schlittenhunden gemacht und sonstige Vorbereitungen getroffen für die Expedition nach dem Nordpol, die er im Sommer des Jahres 1871 zu unternehmen gedenkt. Nordenskiold machte in Gesellschaft mit Hrn. Berggren eine höchst bemerkenswerthe Reise in das Innere von Grönland über das Gletschereis, welches das Binnenland fast gänzlich bedeckt. Sie gingen am 19. Juli ab von Auleissivik-Fjord im 68. Breitengrade, wo das binnenländische Gletschereis fast bis an die Küste herantritt, und gelangten 2½ Tagereisen oder 40 Meilen weit, beträchtlich weiter, als andere Reisende, die den Versuch machten, in das Binneneis einzudringen, wie Hayis, Rink, Robert Brown, E. Whymper, Tyner.

Hr. Lamont ist von seiner Jachtreise nach der Karasee und Nowaja-Semlja zurückgekehrt. Lamont, ein reicher Schotte, welcher auf die Ausrüstung seiner Schraubenjacht Diana 10000 Pfd. St. verwendet hat, ist ein ausgezeichneter Geolog und tüchtiger Seemann, wir versprechen uns von dieser Fahrt des unternehmenden Mannes interessante Ergebnisse. Heuglin hat einen von den Schweden noch nicht bereisten Theil Ostspitzbergens zwischen dem 77. und 79. Breitengrade aufgenommen und die Lage des bisher nur aus der Ferne gesehenen geheimnißvollen Gillisland, welches Lamont auf seiner Jachtfahrt im Jahre 1869 zu erreichen versuchte, festgestellt.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Voltaire und das Franzosenthum.

Von Rudolf Gottschall.

In seinen Anmerkungen zu der Schrift über „Rameau's Neffe" sagt Goethe: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Ebenso geht es Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wol einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und ebenso in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller."

Mag nun auch Voltaire nicht alle Seiten des französischen Nationalcharakters decken, und in vieler Hinsicht ein Autor wie Victor Hugo die complementären Farben für das nationale Gesammtbild hergeben, so kann doch eine Charakteristik des Franzosenthums, wenn sie sich an eine bestimmte Gestalt lehnen will, nur an Voltaire anknüpfen, der die nationale Eigenthümlichkeit in hervorstechender Weise vertrat. Hierzu kommt, daß die Aufmerksamkeit der Deutschen auf Voltaire wieder durch die Schrift von David Friedrich Strauß: „Voltaire. Sechs Vorträge" (Leipzig, S. Hirzel, 1870), in lebhafter Weise rege gemacht worden ist. Denn so wenig diese Schrift an Gründlichkeit und behaglicher Behandlung, welche in die Breite geht, sich mit den frühern literarischen Biographien dieses Autors messen kann, so sehr schon die Form der Vorträge eine liebevoll erschöpfende Behandlung ausschließt, so ist man doch stets gewiß, in einem Werke von Strauß die scharfsinnige Hervorhebung der wichtigsten Punkte, die billige Erwägung des Für und Wider, überhaupt jene frappanten Lichter und Schatten zu finden, welche die Züge des Porträts mit energischer Schärfe hervorheben.

Der glänzendste Vertreter des Franzosenthums soll uns indeß nur einen Anhalt geben für die Darstellung des letztern. Es scheint wol an der Zeit, daß wir uns über unser Nachbarvolk genau orientiren und, nachdem wir eine politische Abrechnung mit demselben gehalten haben, auch in geistiger Hinsicht mit ihm abrechnen. Man ist nun freilich gegenwärtig allzu geneigt, das französische Conto auch hierin allzu schwer zu belasten, und in der That ist es zweifellos, daß die letzte Epoche der französischen Geschichte eine Epoche des Verfalls war, in welcher die Schattenseiten der Nationalität weit bedauerlicher als früher hervortreten. Gleichwol soll die gerechte Erregung des Augenblicks nicht die Billigkeit unbefangener Schätzung trüben.

Wenn die nationale Ueberhebung der Franzosen in jüngster Zeit zu einem der blutigsten und verhängnißvollsten Kriege geführt hat, wenn der französische Chauvinismus, der weit älter ist als das Wort, das ihn bezeichnet, eine bisher unerhörte Demüthigung des eigenen Vaterlandes zur Folge hatte, so darf man wol fragen, ob derselbe eine alte Nationaleigenthümlichkeit ist, oder seit wann dieser Glaube der Franzosen an ihre glorreiche Mission, in Europa die entscheidende Rolle zu spielen, datirt?

Wir wollen nicht auf die Schilderung der alten Gallier zurückgehen, wie sie Cäsar in seinen Commentarien entwirft, auch nicht auf das Weltreich der Franken, so sehr die Franzosen geneigt sein mögen, diese Aera Karl's des Großen und seiner europäischen Oberherrschaft den Jahrbüchern ihrer eigenen Geschichte einzuverleiben und in ihr ein leuchtendes Vorbild des Napoleonischen Zeitalters zu erblicken. Erst als das unter den Capetingern und Valois innerlich zersplitterte Königreich der Franzosen durch die Bourbons energisch zusammengerafft wurde, begann dasselbe einen maßgebenden Einfluß auf die Geschichte der Nachbarvölker auszuüben, und mit dem großen König Ludwig XIV. beginnt das Zeitalter der „großen Nation".

Doch nicht blos in ihren Thaten erschöpft sich die Bedeutung einer Zeit; es kommt auf den Geist an, der ihr die rechte Signatur gibt, der das entscheidende Wort ausspricht in einer lapidaren, sich forterbenden Fassung, der sie, mit Einem Wort, über die Taufe hält. In dieser Hinsicht muß Voltaire als einer der Ahnherren des französischen Chauvinismus betrachtet werden; er hat in seinem „Siècle de Louis Quatorze", in einem Werke, welches den preußischen Friedrich so entzückte durch Unparteilichkeit, Reichhaltigkeit der Darstellung und Trefflichkeit der Reflexionen, diesem Jahrhundert gleichsam erst die geistige Weihe gegeben und ihm, wie dem Fürsten, der sein Träger war, als der Geistesfürst des folgenden Säculums das Patent geistiger Größe und weltgeschichtlicher Bedeutung verliehen. Er verherrlicht die Kriege des großen Königs, welche so oft nur Raubzüge waren; er rechtfertigt ihn wegen der Greuel der Verwüstung der Pfalz und der Dragonaden; vor allen Dingen aber rechnet er in Bezug auf die Pflege der Kunst und Wissenschaft die Zeit Ludwig's XIV. zu den größten Zeiten der Menschheit. Er sagt in der Einleitung zu seinem Werke: „Nur vier große Zeitalter, d. h. solche, in denen Künste und Wissenschaften geblüht haben, weist die Geschichte auf: das Perikleische, das Augusteische, das Mediceische und das Zeitalter Ludwig's XIV.; aber das letztere ist das größte unter ihnen."

In der That wurden die Siege der französischen Waffen am Anfang der Regierung des großen Königs wol wieder durch die Niederlagen verdunkelt, welche ein Prinz Eugen und Marlborough ihnen gegen das Ende derselben beibrachten; aber der Einfluß der französischen Literatur und des französischen Geistes war von Jahrzehnt zu Jahrzehnt im Zunehmen. Schon mit der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Kriegs, mit der verhängnißvollen Bundesgenossenschaft, in welche ein hervorragender deutscher Held desselben, Herzog Bernhard von Weimar, zu den Franzosen trat, wird die Herrschaft französischer Sitte in Deutschland eine so vorwiegende, daß Satiriker wie Lauremberg alle plattdeutsche Derbheit aufboten, um gegen dieselbe zu protestiren. In „De veer olde beröhmede schertzgedichte" Lauremberg's sind zwei Abschnitte der modischen Kleidertracht und dem deutsch-französischen Kauderwelsch gewidmet, Abschnitte, in denen ein echt deutscher Mann gegen dies eingedrungene fremdländische Wesen die Faust ballt. Die Anwesenheit französischer Truppen, Feldherren, Staatsmänner, die vielen Reisen nach Paris, die schon damals zum guten Ton gehörten, begünstigten diese Herrschaft französischer Sitten, Moden, der fremden Sprache und Literatur. Moscherosch, der selbst in seiner Ausdrucksweise das „deutsch-französische Kauderwelsch" liebte, sagt in seinen „Wunderlichen und wahrhaften Gesichten" (1645): „Was sind unsere von den Franzosen kommenden oder zu den Franzosen ziehenden und die Franzosen liebenden Deutschlinge anders als effeminatissima virorum pectora, welche kein eigenes Herz, keinen eigenen Willen, keine eigene Sprache haben, sondern der Welschen Willen ihr Willen, der Welschen Meinung ihre Meinung, der Welschen Rede, Essen, Trinken, Sitten und Geberden ihr Reden, ihr Essen und Trinken, ihre Sitten und Geberden, sie seien nun gut oder böse." Später durfte der Philosoph und Diplomat Leibniz in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" klagen: „Man hat Frankreich gleichsam

zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere junge Leute, auch wol junge Herren selbst, so ihre eigene Heimat nicht gekennet und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behenken geblieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bei einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben solche Franzgesinnete viele Jahre über Deutschland regieret und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft (deren es zwar auch nicht viel gefehlet), doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht." Solche Klage ist im Munde eines Leibniz von doppeltem Gewicht, da dieser Denker einen starken kosmopolitischen Zug hatte und auch keineswegs das Gute, welches Deutschland von Frankreich erhalten, verschwieg. Ja ein anderer großer Gelehrter, Thomasius, durfte in einem „Diskours, welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll" (1687), sogar sich auf die Franzosen zu Gunsten der deutschen Sprache berufen. Er ertheilte ihnen das Lob, daß sie die geschicktesten Leute sind und allen Sachen ein recht Leben zu geben wissen; die Deutschen hätten zwar viel Böses von ihnen gelernt und geholt, sie möchten sich aber ihre westlichen Nachbarn in dem zum Muster nehmen, worin sie wirklich nachahmungswürdig seien. Und als solches Beispiel hebt er hervor, daß sie ihre Werke meistens in französischer Sprache herausgeben und auch die lateinischen und griechischen Autoren in ihre Muttersprache übersetzten, und empfiehlt den Deutschen ebenso deutsch zu sprechen. Er selbst ging mit gutem Beispiel, namentlich mit der Begründung eines deutschen Journals, „Monatsgespräche", voraus. Auch hier war eine französische Zeitschrift, das „Journal des savants" (zuerst 1665 herausgegeben), ein Vorbild, das überhaupt den Anstoß für den deutschen Journalismus und die Literaturblätter gab.

Dieses tonangebenden Einflusses und literarischen Uebergewichts waren sich die Franzosen wohl bewußt. Der Jesuit Bonhours hatte*) in seinen „Entretiens d'Ariste et d'Eugène" die Frage aufgeworfen, ob es auch anderwärts als in Frankreich beaux-esprits geben könne, und dieselbe für Deutschland verneinend beantwortet. Deutsche Entrüstung hierüber rief eine Reihe von Entgegnungen von seiten des Thomasius, Wernicke und anderer hervor; aber die Musen in einem Zeitalter, welches die Dichtung als „Schöngeisterei" betrachtete, waren und blieben französischer Herkunft und regierten die Welt aus dem Schlosse von Versailles heraus, nach dessen großem Vorbild sich alle Höfe modelten.

Eine Geschichte der Gallomanie in Deutschland oder der französischen Einflüsse auf deutsches Wesen und deutschen Geist, welche zu schreiben jetzt ausnehmend zeitgemäß wäre, würde die Thatsache unwiderleglich feststellen, daß in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der französische Geist die unbestrittene Hegemonie in Deutschland wie in Europa ausgeübt habe. Die heutigen Prätensionen der „großen Nation" dürfen sich also auf eine große weltgeschichtliche Epoche berufen, in welcher die Fürsten und Höfe, die Gelehrten und Dichter bis auf den verwelschten Volksgeist herab in das französische Joch gebeugt waren. Die Annexionen der Réunionskammern aus der Zeit des großen Ludwig werden jetzt zunichte gemacht, hoffentlich damit für immer ein übergreifender Einfluß des westlichen Nachbars.

Wie sehr der Zauber des französischen Namens auf einer ganzen europäischen Literaturepoche lastete, das zeigt wol am besten die Thatsache, daß die so bedeutenden und selb-

*) Vgl. Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur (4. Aufl.), I, 535.

ständigen Anläufe anderer Nationen durch das französische Muster aus der Bahn gelenkt, ja ihre großen Vorbilder selbst verdunkelt wurden! Wie glänzend, reich, beweglich war das altbritische Drama zu Shakspeare's Zeiten, wie hervorragend dieser große Dichter mit seinem weltweiten Genius! Und diese außerordentlich regsame, in bequemen Formen sich tummelnde Dramatik mußte dem Einfluß, der sich über den Kanal hinüber geltend machte, allmählich nachgeben und ließ sich in die Spanischen Stiefel des französischen Kothurns einschnüren. Das Drama des 18. Jahrhunderts in England, von Addison's „Cato" ab zu den Dichtungen Hume's, Congreve's, Rowe's u. a., zeigte den regelrechten Zuschnitt der französischen Muster, deren Werke in zahlreichen Nachdichtungen über die Breter gingen; selbst der freie Park englischer Dichtung verwandelte sich in einen Garten Le Nôtre's, in dessen regelrechten Boskets, Terrassen und Wasserbecken die geometrische Geradlinigkeit vorwog, während die Gärtnerschere die üppigen Ranken und Sprossen stutzte, die über die Linie hinauswuchsen. Aehnlicher Druck lastete durch das Uebergewicht des französischen Geistes auf dem spanischen Drama, das allen Reiz seiner Romantik abgestreift hatte und seiner Glanzepoche unter Lope de Vega und Calderon, diesen wahrhaft nationalen Dichtern, eine Zeit matter, schulmäßiger Production nach den Vorbildern Corneille's und Racine's folgen ließ.

Das deutsche Drama hatte noch nichts einzubüßen, obschon die lustige Volksthümlichkeit von Hans Sachs und Jakob Ayrer ohne die Kreuzung mit französischen Einflüssen wol alsbald zu einer andern Entwickelung geführt haben würde. Daß indeß schon vor der classischen Zeit der französischen Poesie Einflüsse französischer Dichtung in Deutschland wirksam waren, beweist wol am meisten der Altmeister unserer neuen deutschen Dichtung, Theodor Opitz, selbst, der an das Zeitalter der Ronsard'schen Poesie anknüpfte und die deutschen Dichter auf diese Vorbilder verwies. Andreas Gryphius schwankte zwischen den französischen Classikern, die ihm in seinen Trauerspielen vorschwebten, und der englischen Volksdramatik, an die er in seinen Lustspielen anknüpfte. Auf die Entwickelung der beiden schlesischen Dichterschulen übten die romanischen Literaturen überhaupt, neben der französischen die spanische und italienische, großen Einfluß aus, während die nüchternen Hofdichter, die Canitz und Besser, gänzlich abhängig waren von der französischen Epistel- und Madrigalpoesie.

Das 18. Jahrhundert bezeichnet die Blüte des Franzosenthums in Deutschland. Zwar König Friedrich Wilhelm I. verscheuchte in deutschbürgerlicher Gesinnung von seinem Hofe die französische Windbeutelei, die an allen andern Höfen mit ihrer Sprachverderbniß, ihrem hohlen Formenwesen und leichtfertigen Maitressenthum herrschte; aber so hoch man den tüchtigen Instinct dieses Preußenkönigs schätzen mag, der sich gegen die geistige Fremdherrschaft zur Wehr setzte — übersehen darf man doch nicht, daß diese Opposition zugleich ein Ausdruck der Roheit war gegenüber den höhern Mächten des Geistes, der Kunst und Wissenschaft, wie dies auch hinlänglich durch die derben Späße illustrirt wird, die sich der König mit Gundling, Morgenstern und andern zu Hofnarren degradirten Professoren erlaubte. Mit dem großen König Friedrich II. kam die feinere Bildung wieder ans Ruder; aber sie hatte damals keine andere Form als die französische. Derselbe Fürst, der den Prinzen von Soubise mit seinen Pomadentöpfen, Maitressen und Friseurgehülfen bei Roßbach in die Flucht schlug, wo die tüchtige Faust und das gute Schwert der Seydlitz'schen Reiter die französischen Galanteriedegen zerschmetterte, stand zeitlebens im Banne der französischen Literatur, correspondirte mit namhaften Franzosen, hatte eine französische Tafelrunde, dachte gering von der deutschen Kunst und Wissenschaft, schrieb und dichtete in französischer Sprache und zog den größten Autor Frankreichs, Voltaire, in seine unmittelbare Nähe. Die Beziehungen Voltaire's zu Friedrich dem

Großen werden übrigens in dem Werke von Strauß mit durchsichtiger Klarheit behandelt, ohne daß von ihm gerade wesentlich neue Gesichtspunkte aufgestellt würden.

Es ist keine Frage, daß Voltaire an geistiger Bedeutung alle damaligen deutschen Schriftsteller weit übertraf; man kann daher Friedrich dem Großen wegen seiner Vorliebe für den französischen Autor keine Vorwürfe machen. Auch stand Friedrich keineswegs in einem Abhängigkeitsverhältnisse von Voltaire, sondern machte das Uebergewicht seiner Stellung in oft despotischer Weise geltend, wie die Verhaftung des Dichters in Frankfurt am Main beweist. In der Anerkennung der geistigen Vorzüge Voltaire's stand ja der Meister unserer nationalen Dichtkunst, Goethe, nicht hinter dem preußischen Könige zurück; sein uneingeschränktes Lob des Franzosen, welches durch die ungewöhnlichen französischen Fremdwörter für Puristen einen abschreckenden Anstrich haben muß, schließt aus dem folgenden Katalog von Vorzügen nur den ersten und letzten aus. „Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingenioses, Stil, Versification, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung." Die französischen Wörter, welche Goethe wahrscheinlich für unübersetzbar hielt, wenn man nicht ihr specifisches Wesen verwischen wollte, „das Brillante, Saillante, Petillante, Pikante, Delicate", sind nicht nur Voltaire, sondern dem französischen Geiste überhaupt eigen, und gerade diesen Eigenschaften verdankte er Jahrhunderte hindurch seine hauptsächlichsten Triumphe.

Voltaire dichtete seine Heldengedichte, seine Tragödien nach dem Kanon Boileau's, dessen Poetik in Versen damals auch in Deutschland maßgebend war, sowie die Aesthetik von Batteux in Ramler's Uebersetzung das Schaffen der Dichter und das Urtheil der Kritiker beherrschte. Die literarische Dictatur Gottsched's, dessen „Poetik" vielfach unterschätzt wird, obgleich sie das erste brauchbare Werk auf diesem Gebiete war und in vielen Bestimmungen noch heute nicht veraltet ist, schloß sich an die französischen Muster an, die doch immer den guten Geschmack und die feine Bildung vertraten. Daraus daß er den unflätigen und dummwitzigen Hanswurst von der deutschen Bühne verbannte, deren Hof- und Staatsactionen doch auf der Stufe der Puppenkomödie standen, machen wir ihm keinen Vorwurf; aber das einseitig starre Festhalten an dem fremdländischen Vorbilde gegenüber den bessern Bestrebungen des erwachenden Nationalgeistes und der freiern Genialität der englischen Dichter, die auf unsere guten Köpfe einen mächtigen Einfluß ausübten, mußte ihn allmählich isoliren; seine ostpreußische Zähigkeit artete in Pedanterie aus, und so wurde sein Name ein Schibboleth des literarischen Zopfthums, obgleich er ein besseres Los verdient hätte. Dies war aber zugleich eine verhängnißvolle Wendung für die Herrschaft des französischen Geistes in Deutschland. Wieland zeigte sich noch abhängig von demselben in seinen griechisch-französischen Frivolitäten und Nuditäten, in der sogenannten Moralweisheit seiner Liebesromane, in dem graziösen Geplauder seiner Vers- und Prosaschriften; Lessing griff die falsche Aristotelische Weisheit der französischen Tragöden mit Schärfe und Energie an, pries aber dafür das bürgerliche Schauspiel Diderot's, welches ein Vorbild für seine eigenen Dramen wie für die ganze, so lange tonangebende Richtung Iffland's und Kotzebue's wurde — selbst das deutsche Familiendrama hatte ein französisches Vorbild! Erst die genialen Dichter Goethe und Schiller, von denen der erste nicht ganz den Einfluß Voltaire's, der zweite nicht denjenigen Rousseau's verleugnete und die noch in reifern Jahren Stücke der französischen Tragiker zur Läuterung deutschen Bühnengeschmacks übersetzten, schufen unsterbliche Dichtwerke, welche allmählich den Bann der fremdländischen Literaturherrschaft zerbrachen.

Nicht blos auf der Correctheit der Formen, auf der geistigen Feinheit und Geschicklichkeit, auf dem funkelnden Esprit, der wie Champagner mousseux den Pfropfen sprengte, nicht blos auf dem Talent der Autoren war diese Herrschaft begründet gewesen; sie beruhte wesentlich auf einem Grundzug des Franzosenthums, der in unserm Jahrhundert noch so unverkennbar ist wie in allen frühern — auf der Galanterie. Das unübersetzbare Wort bezeichnet eine Richtung des Naturells und des Geistes, welche andere Nationen thatsächlich sich anzueignen suchten, mit besonderm Eifer aber die vornehmen Stände der vorigen Jahrhunderte.

Galanterie ist, wir möchten sagen, die Höflichkeit des Geschlechtstriebes, der verkleidete Cynismus, die Liebe nach der Mode, die Liebe mit Esprit; sie bildet den schlagenden Gegensatz nicht nur gegen die platonische Liebe, sondern auch gegen jede mit Schwärmerei verbundene geschlechtliche Neigung, wie sie im deutschen Blute liegt. Es ist Bedürfniß des Menschen, die Nöthigungen seiner Natur zu maskiren; in Deutschland dient hierzu das Herz, in Frankreich der Geist und zwar der französische Geist, der Esprit. Es ist dies die Rettung menschlicher Freiheit gegenüber dem Zwang natürlicher Bedürftigkeit. In Deutschland ging man fort zu ästhetischer, dithyrambischer Verklärung der Wollust; wir brauchen nur an Heinse und Friedrich Schlegel zu erinnern. Dies Pathos des Entzückens ist den Franzosen fremd; die Apotheose der Sinnlichkeit, die Emancipatio des Fleisches als philosophische Doctrin, als dichterische Intuition steht nicht in ihrem Katechismus. Galanterie ist das Versteckspiel der Materie mit dem Geiste, des Geistes mit der Materie; die letztere kommt zu ihrem Rechte; aber augenblicklich wird es ihr vom Esprit wieder bestritten. Der Witz gefällt sich darin, alle ihre Geheimnisse durchschimmern zu lassen, und geht dann mit irgendeiner geistreichen Wendung zur Tagesordnung über. Galanterie schlägt den Sack, aber verräth durch ihr Lächeln, daß sie den Esel meint; sie wirft Blumen, aber in den Schos der Wollust. Darum ist die Galanterie frivol. Deutsche Sittlichkeit macht das sinnliche Element zu einem untergeordneten Träger der höhern Zwecke, der Familie, des Staats, der Menschheit; deutsche Emancipation verherrlicht die Sinnlichkeit als eine Art von Gotttrunkenheit, welche sich an den Offenbarungen der Schönheit entzündet; die französische Galanterie aber will nichts wissen von all diesen höhern Zwecken und Tendenzen; sie wirft der Sinnlichkeit ein Mäntelchen um, das weder oben noch unten zureicht — und das ist eben der Humor davon. Mit dieser Galanterie hängt das Hetären- und Maitressenthum zusammen, sie bedarf eines freien Spielraums neben der Ehe, deren feste Zwecke sie ausschließen. Darum stand in Frankreich zu allen Zeiten die „Halbwelt“ in voller Blüte, und bis auf den heutigen Tag ist dem Manne das Concubinat neben der Ehe unter gewissen Einschränkungen gesetzlich gestattet. Mit diesem galanten Geist ist die ganze französische Literatur gesättigt, und durch ihn übt Frankreich noch gegenwärtig einen tonangebenden Einfluß auf alle Welttheile aus.

Die Galanterie ist schon als die Seele der provenzalischen- Liebeslyrik zu betrachten. Die cours d'amour waren ihre Gerichtshöfe, hier wurden Thesen aufgestellt und vertheidigt, welche von einem Tribunal der heutigen Halbwelt in ähnlicher Weise entschieden worden wären. Man untersuchte, ob zwischen Ehegatten wahrhafte Liebe bestehen könne. Und in dem Moralcodex, dem Gesetzbuch dieser Männergerichte, wurde die Ehe keine legitime Entschuldigung gegen die Liebe genannt, und ein Verbot, daß eine Frau von zwei Männern oder ein Mann von zwei Frauen geliebt werde, in Abrede gestellt. Die Poesie der Troubadours und der Jongleurs war zum Theil frivole Liebespoesie, und einzelne Sänger, wie Sordel, erlebten galante Abenteuer, die einem spätern Säculum zur Ehre gereicht hätten. Auch in der nordfranzösischen Epik finden sich nicht nur manche Vorbilder der spätern galanten Romane; die Fabliaux und Contes derselben wurden auch

die Muster der spätern schlüpfrigen Erzählungen. Ja in dem großen „Roman de la Rose“ findet sich bereits der Communismus der Liebe gepredigt: alle sind für alle geschaffen; jede für jeden und jeder für jede bestimmt.

König Franz I., der erste der vollkommen unabhängigen Souveräne Frankreichs, war auch ein „galanter“ König der Franzosen; mit Diane de Poitiers beginnt die Aera der „berühmten“ Maitressen, die in Frankreichs politischer Geschichte eine Rolle spielen. Die Schwester des Königs Franz I., Marguerite de Valois, schrieb „galante“ Novellen, und Clément Marot war der erste „galante“ Hofdichter. Daß Paris zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs bereits für die hohe Schule des liederlichen Lebens galt, das beweisen ja auch die galanten Abenteuer, die unser Simplicissimus in der Weltstadt erlebte, die Orgie mit den nackten maskirten Damen, von der er mit so vieler Naivetät erzählt. Der große König Ludwig XIV. war auch der „galanteste“; die Chronik des Oeil de Bœuf ist eine Chronik des Maitressenthums; dies goldene Zeitalter französischer Literatur prangt auch in dem Rausch- und Flittergold der Hoflieberlichkeit. Die theatralische Liebe in den Werken eines Corneille und Racine war im Grunde eine matte Abstraction und Declamation, die Galanterie auf dem Kothurn, mit den Ausfällen und Paraden des dramatischen Fechterdegens, keine Sinnlichkeit, keine Leidenschaft des Herzens, nur der correcte schulgerechte Ausdruck für ein theatralisches Empfinden.

Mit dem philosophischen Jahrhundert dagegen trat der urwüchsige Geist französischer Galanterie wieder in sein volles Recht. Voltaire huldigte zwar der Schultragödie und dem Schulepos, da er ohne solche Huldigung nie den Ruhm eines großen Dichters errungen hätte; aber das galante französische Naturell suchte sich nebenher die freiern Formen, in denen es seinen Neigungen folgen konnte. An galanten Liebesabenteuern war Voltaire's Jugend reich genug; unter seinen ersten Productionen finden sich schlüpfrige Verse. Der Liebhaber einer Duclos, einer Adrienne Lecouvreur, der reizenden Susanne Livry und anderer, der gelegentlich auch ältere Damen und Witwen nicht verschmähte, schöpfte für seine Liebespoesie an der Quelle — und wie unerschöpflich sprudelte diese in dem Zeitalter der Regentschaft, wo die stolze Herzogin von Berri, die reizende Marquise von Parabères den geheimen üppigen Vergnügungen der Hofkreise präsidirten. Voltaire wurde zwar wegen der juvenalischen Verse, mit denen er die tonangebende Hofwelt verspottete, mehrmals hart bestraft; aber die Beschäftigung mit diesen Orgien war seiner Muse doch die Hauptsache, und die Satire nur die zufällige Form, in welcher er seiner dichterischen Ader freien Lauf ließ.

In den Mittelpunkt der französischen galanten Dichtung stellte sich Voltaire durch sein komisches Epos „La Pucelle“, das nicht blos durch seine Cynismen, durch die Verspottung des Legendenkrams und des ganzen Supranaturalismus dem philosophischen Jahrhundert Ehre machte, sondern auch durch den Unglauben an die weibliche Tugend ein geheimes Axiom der Galanterie ausplauderte. Denn die Geneigtheit aller Frauen für die Annehmlichkeiten des geschlechtlichen Verkehrs war die Annahme, auf welcher die Verherrlichung desselben, die Vergeistigung durch den Esprit beruhte. Mit Recht sagt Strauß von der „Pucelle“: den Vordergrund des Werks nehme die Durchführung eines Themas ein, das „weniger an der Heldin selbst, als gelegentlich ihrer an den übrigen weiblichen Figuren des Gedichts, von der schönen Agnes Sorel bis zu den Nonnen und Aebtissinnen“, anschaulich gemacht wird. Bei allen diesen ist es nur Sache der Gelegenheit, ob sie Reinheit und Treue bewahren oder nicht, und selbst der Zwang, der sie ihnen raubt, ist nicht ganz unwillkommen. Im Unterschiede von ihnen erscheint Johanna noch ganz ehrenwerth; schon die Derbheit der Dorfdirne, die den Zudringlichen im Nothfalle mit einer tüchtigen Ohrfeige abzuführen weiß, kommt ihr zu statten, und da ihre patriotische Heldenrolle ihr wirklich im Herzen liegt und sie die Vorstellung theilt, daß deren

Durchführung an ihre Jungfräulichkeit als Bedingung gebunden sei, so weiß sie diese bis auf weiteres stramm zu behaupten. Dieser Geist und Sinn der Dichtung legt sich gleich in den Eingangsversen dar:

Zum Heil'gensänger bin ich nicht gemacht,
Da schwach und weltlich meine Töne klingen:
Und doch — ich muß euch von Johanna singen,
Die, sagt man, Gotteswunder hat vollbracht.
Nur Jungfernhänden konnt' es ja gelingen,
Zu sichern unsrer Lilien Silberpracht,
Zu brechen stolzer Briten Uebermacht
Und Salböl auf des Königs Haupt zu bringen.
Johanna war — ich sag' es ohne Scherz —
Ein Mädchen, dessen Unterrock und Mieder
Bedeckten eines Rolands Heldenherz.
Was mich betrifft — ihr habt ja nichts dawider —
So lieb' ich mehr ein Lämmchen sanft und gut;
Doch in Johanna pochte Löwenmuth.
Das werdet ihr aus meinem Lied erfahren.
Bewundern sollt ihr ihre Heldenkraft,
Und allermeist, daß ihre Jungfrauschaft
Ein ganzes Jahr sie wußte zu bewahren.

„Mit diesen Anschauungen war die Voltaire'sche Dichtung aus dem frivolen Sinne der höhern Gesellschaftskreise jener Zeit herausgeschrieben, darum war sie der Zeit auch nach dem Sinne. Wie sie nach und nach entstand und lange Jahre nur in Abschriften umging, war, einer solchen habhaft zu werden, das Ziel eifriger Bewerbung von Fürsten und Prinzessinnen, das Gedicht der feinste Leckerbissen, seine Kenntniß gleichsam das geistige Erkennungszeichen der guten und besten Gesellschaft. Auch hatte das Gedicht für jene Zeit nur allzu viele Wahrheit, die Formen der höhern Kreise waren zum guten Theil so wie sie hier geschildert wurden."

Wie „La Pucelle" in Parny's komischen, zügellosen Epen eine unmittelbare Nachahmung fand und überhaupt den ganzen Geist der französischen Literatur nach dieser Richtung hin beeinflußte, so hatten die Contes Voltaire's in Versen und Prosa, über welche Strauß etwas flüchtig hinweggeht, einen nicht geringern Einfluß auf die galante Prosaliteratur der Folgezeit. Freilich ist Voltaire ebenso bestimmt durch die Richtung der vorausgehenden Schriftsteller, als er selbst auf die folgenden bestimmend wirkte; denn der galante Roman zieht sich wie ein rother Faden durch die Entwickelung der französischen Literatur. Der jüngere Crébillon mit seinen Romanen: „L'écumoire" und „Le sopha", Diderot selbst mit „Les bijoux indiscrets", Mirabeau, Marquis de Sade, der sich in Schilderungen der Triumphe der Wollust bis zum Wahnsinn verirrte, Rétif de la Bretonne, de Laclos, Louvet, Pigault le Brun bilden eine bis in das Kaiserreich hinausreichende Kette von galanten Autoren.

In der Französischen Revolution war die Herrschaft der Halbwelt keineswegs ausgeschlossen, wie eine Théroigne von Méricourt, Rosa Lacombe und zahlreiche Göttinnen der Vernunft beweisen — nur daß sie mit der Pike und rothen Mütze auftrat und den blutig-wilden Charakter der Epoche nicht verleugnete. Auch die Ueberlieferungen der geistreichen Salons des ancien régime, in denen die Galanterie sich mehr im Bereich des Witzes und der Causerie bewegte, tauchten in den Salons der Madame Tallien wieder auf; ja selbst die begeisterte Vorkämpferin der Gironde, Manon Roland, verleugnet nicht ganz den Zusammenhang mit den Salons, in denen unter dem ancien régime der „Geist" gleichsam fabricirt und etikettirt wurde.

Die Reformbewegung des Saint-Simonismus unter der Restauration und dem Julikönigthum gehört eigentlich nicht in das Reich der spielerischen Galanterie, sie hatte einen mehr priesterlichen Charakter; aber die weitreichenden Zugeständnisse, die sie der freien Liebe machte, die Lehren von der Emancipation der Frauen und des Fleisches, hingen doch mit dem Grundzuge des französischen Wesens zusammen. Auch die Priesterinnen, welche zum Theil im adamitischen Costüm die neuen Lehren vortrugen, verriethen diesen Zusammenhang mit den galanten Neigungen der Nation. Ernster und tiefer faßte George Sand die Probleme des Geschlechtslebens; aber eine Gestalt wie ihre Pulcheria, wie Victor Hugo's Marion de Lorme wurden doch Idealfiguren und Vorbilder für die lange Reihe von galanten Magdalenen, welche unter dem scheinheiligen Bürgerkönigthum und dem die sittliche Misère offen spielenden second empire die Romane und Dramen sowie die Trottoirs der Boulevards bevölkerten.

In der That zeigte das 19. Jahrhundert eine neue Blütenepoche der französischen Galanterie. Das nackte Weib der Saint-Simonisten wurde aus dem priesterlichen Heiligthum in das Magnesialicht der weltbedeutenden Breter versetzt; der Taumel der großen Opernbälle ergriff die ganze Gesellschaft. Das Schauspiel suchte die Chronik des zerrütteten Familienlebens, die es auf die Breter brachte, in widerlicher Weise zu versittlichen, indem es den sentimentalen Ehebruch und das schwindsüchtige Buhlerthum zur Schau stellte und Thränen verlangte für die Sünde, die auch dem poetischen Gewissen nur erträglich erscheint, wenn sie aus überströmender Lebenslust hervorgeht. Die Loretten, die sich in „Biches" und „Cocottes" verwandelt hatten, und im Jardin Mabille sowie in der Closerie de Lilas ihr Wesen treiben, in allen Feuilletons neben den Damen der großen Welt verherrlicht wurden und in zahlreichen Skandalprocessen die jeunesse dorée von Paris compromittirten, wurden das unvermeidliche Thema der Unterhaltung selbst in Familienkreisen, und indem die anständigen Frauen, theils aus Eitelkeit, theils um die Neigung der Männer zu fesseln, Costüm und Wesen der Cocottes vielfach nachahmten, ja den Neid über das oft glänzende Auftreten derselben nicht verleugneten, geriethen die Grenzen zwischen der Halbwelt und der „ganzen" Welt immer mehr ins Schwanken. Die Pucelle von Voltaire konnte nicht nur für die Schutzheilige jener ecclesia militans eroberungslustiger Schönheiten gelten, sie mochte auch als Muster mancher ehrsamen Gattin vorschweben, der es gelungen war ihre Tugend ein Jahr lang zu bewahren.

Als echtes, wenn auch spätgeborenes Kind des Voltaire'schen Geistes, als Mischling von altfranzösischer Munterkeit und neufranzösischer Frivolität erscheinen die parodistischen Singspiele und Operetten Offenbach's, in denen der galante Geist von Paris noch einmal die Runde über die Erde machte. Der Hohn gegen die Götter und Heroen, die Satire auf die alte Mythologie bildet nur scheinbar den Hauptinhalt dieser Dichtungen; sie wenden sich im Grunde gegen eine ganz andere Mythe, gegen die Mythe von der weiblichen Tugend, und haben mit der „Pucelle" dasselbe Thema gemein, welches sie in schalkhaften und boshaften, schelmisch lächelnden und cynisch grinsenden Variationen behandeln. Die Offenbach'sche Musik, halb wollüstiges Wiegen in üppigem Behagen, halb parodistischer Spectakel und dämonisches Gelächter, gab dem Cancan eine dramatische Form und führte diesen Tanz, welcher wie ein Krampf der toll gewordenen Civilisation gemahnt, auf den europäischen Theatern ein.

Zu keiner Zeit haben die mehr priapeischen als bacchantischen Eroberungszüge der französischen Galanterie solche Erfolge gehabt wie in den letzten zwei Jahrzehnten. Wenn in der Zeit nach den Befreiungskriegen die franzosenfeindliche Gesinnung oft in Franzosenfresserei, das Deutschthum in Deutschthümelei ausartete und die deutsche Literatur in der allerdings höchst langweiligen Restaurationsepoche sich von französischen Einflüssen freihielt, so trat mit der Julirevolution hierin eine vollständige Wandlung ein, indem

tonangebende Schriftsteller wie Börne und Heine nach Paris übersiedelten und von dort aus, als dem Herd und Mittelpunkt aller geistigen Bewegung, die heftigsten Anklagen gegen den deutschen Michel schleuderten. Heine aber, der schon früher den Minnesang in oft frivolen Pointen hatte austönen lassen, wurde der Apostel der pariser Galanterie, namentlich in seinem „Salon", in welchem er die deutsche Poesie durch einen Damenkalender und durch die legendarische Feier der Heiligen des Jardin Mabille bereicherte. Die ganze jungdeutsche Richtung unserer Literatur stand unter französischen Einflüssen, indem sie das Evangelium der Galanterie, allerdings zum Theil in einer Mischung mit deutscher Philosophie und romantischer Mystik, wie Gutzkow und Mundt, zum Theil aber auch mit der ganzen pariser Ungenirtheit, wie Laube, verkündigte, der auch als Leiter des wiener Burgtheaters sein Stockfranzosenthum nicht verleugnete. In der That wurden nicht nur die Scribe'schen Stücke, in denen sich die ganze Feinheit des französischen Geistes zeigte, sondern auch alle oft schmählichen Ausgeburten des pariser Socialdramas der deutschen Bühne angeeignet und von einer gefälligen Kritik als literarische Schöpfungswunder gepriesen. Mindestens sollte der proclamirte Nothstand deutscher Production die ausländischen Anleihen rechtfertigen. Das A und O der neufranzösischen Dramatik war jenes Weh der Gesellschaft, welches stets nur aus Einem Punkte zu curiren ist. Die auf der Oberfläche treibenden Schaumblasen der Galanterie fanden in den einactigen Bluetten, welche der Esprit der Franzosen massenhaft hervorsprudelte, Eingang auf fast allen deutschen Bühnen. Offenbach's Parodien aber wurden mehrere hundert mal auf den wiener und berliner Theatern zur Aufführung gebracht, und selbst während des deutsch-französischen Kriegs setzt sich das Publikum der deutschen Hauptstädte mit Behagen dem Feuer dieser dramatischen Mitrailleusen aus, welche von der Galanterie und dem Cynismus der Feinde bedient werden.

Die französische Galanterie ist noch immer eine Weltmacht. Wenn in Berlin das Casino und die Closerie de Lilas von Paris im Orpheum eine Nachahmung finden, welches seinem Publikum oft pariser Nationaltänze vorführt, so ist Wien in seinem ganzen gesellschaftlichen Leben französirt. Wie die alte Volksposse den Offenbachiaden, so wich die ungenirte Munterkeit des alten Volkslebens dem Raffinement des neufranzösischen Wesens. Die Maskenbälle wurden eine Nachahmung der pariser Opernhausbälle. Die Theaterleitungen brachten vorzugsweise französische Stücke, und man hielt sich für sehr vornehm und ästhetisch gebildet, wenn man sie bewunderte; das Feuilleton französirte sich und machte in Esprit; der sociale Klatsch blühte nach dem Muster der pariser petite presse; die Toiletten der Schauspielerinnen wie der Fürstinnen gehörten zu den großen Tagesereignissen; und der Schwindel der Crédits mobiliers trieb seine Absenker in zahlreichen bodenlosen Industrieunternehmungen, sodaß auch hier die Frivolität der Finanzspeculationen und die der Liebesverhältnisse Hand in Hand ging. Eine gesunde Reaction des deutschen Geistes gegen diese französische Corruption beginnt erst in neuester Zeit durchzudringen.

Noch mächtiger aber zeigt sich der französische Einfluß in den osteuropäischen Hauptstädten, wo die Blume der französischen Civilisation oft aus dem dicksten Unkraut halber oder ganzer Barbarei sich erhebt. In den rumänischen Hauptstädten Bukarest und Jassy ist das Bojarenthum durchaus französirt. Paris gilt für die hohe Schule der Bildung, welche von den Vornehmen des Landes regelmäßig besucht wird, und der galante Ton der pariser Salons findet sein Echo in den pomphaft aufgetünchten Sälen der rumänischen Großen; daß aber das petersburger high-life eine verwilderte Ausgabe des pariser Lebens ist, darf nach allen Schilderungen desselben nicht bezweifelt werden.

Die Weltherrschaft der französischen Galanterie, ein Haupttitel für den Ruhm der großen Nation, hat sich für das übrige Europa wenig heilbringend gezeigt, namentlich

seit die etwas rohe Sittenverderbniß des bas-empire die Nationen in ihren Sündenfall mit hineinzog. Gleichwol darf man in der Verurtheilung derselben nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Auf dem Gebiete der Sitten und des socialen Lebens tritt leicht eine Stagnation ein, eine Art engherzigen Philisterthums, welche jede freie Bewegung hemmt. Im Grunde aber ist die Sitte ein durchaus bewegliches Element, wie die Geschichte beweist, und ein großer Theil geistiger Freiheit ist an ihre Beweglichkeit geknüpft. Die französische Galanterie in allen ihren Formen, Renaissance, Rococo, moderner Imperialismus, bildete den Sauerteig, welcher das europäische Leben auf diesem Gebiete in Gärung und Bewegung setzte. Und wer will leugnen, daß mitten aus dem Getümmel der großen pariser Orgie manches sociale Problem der Zukunft auftauchte, würdig auch den Geist der Denker zu beschäftigen? Nur dagegen, daß der deutsche Geist sich mit dem Abwurf der pariser Gerichte sättige oder gar in thörichte Nachahmung eines im Grunde ihm fremdartigen Wesens verfalle, ist Protest zu erheben, und die deutsche Bühne und Literatur freizuhalten von dem Uebergewicht der französischen Frivolität.

Eng zusammen mit der Galanterie hängt die Mode; denn jene ist selbst nur die modische Liebe. Seit zwei Jahrhunderten ist Paris die Hauptstadt der Mode; schon der Satiriker Lauremberg hat gegen die französische Trachten deutscher Frauenzimmer seine Pfeile geschleudert, schon Philander geiselte die „Venus-Närinnen", welche die Schönheitspfläſterchen nach französischer Mode im Gesicht trugen. Gegen die Alongenperrüken des 17. Jahrhunderts bildete am Anfang des 18. Jahrhunderts der Zopf des Königs Friedrich Wilhelm I. eine gesunde, wenn auch etwas nüchterne Reaction; es war der straff zusammengebundene deutsche Geist, der sich gegen das aufgethürmte, zerflossene französische Wesen zur Wehr setzte. Doch die Damenwelt erschien nach wie vor mit dem riesigen, banddurchflochtenen, ellenhohen Haarthurm, dem eng zusammenschnürenden Fischbeincorset, welches die Reize des entblößten Busens hervorhob und die Taille zusammenpreßte, in dem gewaltigen Reifrock, in dem Oberkleide mit der Schleppe. Paris und Versailles waren Tonangeber für Europa. Und als die pariser Revolution die antikisirenden Trachten aufbrachte, das hemdartig unter dem Busen gegürtete Gewand mit hoch hinaufgerückter Taille — da erschien auch die Frauenwelt der Hauptstädte, welche gegen die modernen Catonen und Cäsaren Krieg führte, in demselben Costüm, und die berliner Lucinden bestrebten sich, der Cornelia, der Mutter der Gracchen, so ähnlich wie möglich zu sehen. Dieser Einfluß von Paris ist bis in die neueste Zeit unverändert derselbe geblieben; keine Eroberung der Weltstadt vermochte ihn aufzuheben. Der Frack, dessen civilisatorische Mission sich über alle Welttheile zu erstrecken scheint, ist ein Kind von Paris; sein wechselnder Schnitt wird in allen europäischen Hauptstädten nachgeahmt. Die Damenmoden des second empire, die Crinoline und der Chignon, wurden für den verlorensten Winkel der Provinzen in andern Staaten maßgebend, und selbst unter mancher Dorflinde sieht man Tänzerinnen, welche das Costüm von Compiègne nachahmen. Wer in London die Ladenfenster der vornehmsten Modeläden betrachtet, der findet als besondere Empfehlung der Modewaaren angegeben, daß sie direct von Paris gekommen sind. Die Metropole des Welthandels bekennt ihre Abhängigkeit von dem Geschmack der französischen Hauptstadt. Die Verschönerungskünste der Rachel fanden jenseit des Kanals ein nicht geringeres Publikum als in Paris; nur nach Deutschland hat sich diese Bronzirung der Gesichter noch nicht erstreckt. Doch die Kosmetika eines Violet, die Geheimnisse dieses prachtvollsten Parfumerieladens, beherrschen Europa. Die Pomaden und Seifen Frankreichs erobern noch die Welt, wenn die Soldaten und Ideen es nicht mehr vermögen.

Da die deutsche Philosophie sich mit wichtigern Dingen zu beschäftigen hat, als das Wesen der Mode zu ergründen, deren flüchtige und wandelbare Natur sich in keiner Ka

tegorie festhalten läßt, so bleibt auch die Frage eine offene, ob die Weltherrschaft der französischen Mode noch eine Zukunft hat, oder ob sie mit Sedan und Metz capitulirte. Eine schroffe Reaction gegen diese Herrschaft wird nicht ausbleiben, wie dies auch nach dem Befreiungskriege der Fall war; sie ist vollkommen berechtigt, sobald es sich um die Nachahmung aller Ausschreitungen und Auswüchse handelt, um die blinde Nachfolge gegen die Gebote launischer Willkür. Unverkennbar liegt aber dieser Herrschaft der Mode auch irgendein thatsächliches Motiv zu Grunde; denn die Culturgeschichte läßt sich so wenig wie die politische Geschichte auf Launen des Zufalls zurückführen, und die Vernunft des Wirklichen hat auch hier ihr gutes Recht. Die französische Nation besitzt nicht nur Geschicklichkeit und Gewandtheit im allgemeinen, sie besitzt in Bezug auf Putz und Schmuck sehr viel Schick und Geschmack, vor allem aber jene Beweglichkeit, welche für die Hegemonie der selbst so beweglichen Mode unerläßlich ist. Der vorwiegende Sinn für das Aeußere, das Handgreifliche, das Augenfällige, dem bei der Nation im allgemeinen keineswegs die ablenkende Neigung zu geistiger Vertiefung gefährlich wird, macht das Franzosenthum geeignet, in Sachen der Mode den Ton anzugeben; und diesen Ruhm, der Kammerdiener Europas zu sein und die Toilette der ganzen Welt zu besorgen, braucht man ihm durchaus nicht streitig zu machen. Bei der Theilung der Arbeit fallen auch den verschiedenen Nationen verschiedene Gebiete zu, je nach ihrer Naturanlage; es wäre eine bedenkliche Einseitigkeit, sich zur Wehr zu setzen gegen das Gelungene, das ein Nachbarvolk uns darbietet. In einer Zeit, deren Erfindungen, mit Ausnahme der Mitrailleusen, Kugelspritzen und Riesenkanonen, dem Kosmopolitismus dienen, kann der Isolirschemel blinden Nationalitätseifers nicht zur Geltung kommen. Frei von einer Nachäfferei, die auch das Ungeprüfte bewundert, weil es den pariser Stempel trägt, die sich auch das Geschmacklose aneignet, weil das Vorurtheil ihm seine Sanction ertheilt hat, darf der deutsche Geist die Geschicklichkeit und Beweglichkeit des französischen in Bezug auf Mode und Toilette bereitwillig anerkennen, um so mehr als er selbst auf höherm Gebiete erfinderisch ist und die Erfindungsgabe des Nachbarvolks, die sich dem Zierlichen, Niedlichen und Glänzenden der äußern Erscheinung zuwendet, nicht zu beneiden braucht.

In der Galanterie wie in der Mode ist das eigentlich Bestimmende und Schöpferische der französische Esprit, ein für die deutsche Sprache unübersetzbares Wort, da das deutsche „Geist“ eine weit tiefere Bedeutung hat und außerdem das Eigenthümliche, welches durch „Esprit“ bezeichnet wird, nicht wiedergibt. Esprit ist, wir möchten sagen, der Geist in seiner gasförmigen, am meisten elastischen Gestalt, das Leuchtgas, welches sich durch Zersetzungsprocesse erzeugt, oft auch nur das Phosphoresciren der Verwesung, wie es als schimmernder Witz über Culturepochen voll innerster Auflösung schwebt. Die zuckenden Flämmchen des Esprit beleuchten keinen Gegenstand; es ist ihr eigenes spielerisches Licht, das unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen soll. Wo sie aber ausnahmsweise ein Object beleuchten, da kommt es nur auf die Wirkung der Beleuchtung selbst an. Der Witz ist eine Form des Esprit, aber nicht seine einzige, seine erschöpfende. Ebenso wenig erschöpft der Esprit den Witz; der behagliche, weitausholende Witz der englischen und deutschen Satiriker hat mit dem Esprit nichts zu schaffen, wohl aber der Wortwitz und der Calembourg, das Bonmot sind seine am meisten aromatischen Blüten. Der Calembourg ist das leere Wortspiel, das Bonmot gleichsam der gefüllte Calembourg, der Calembourg mit geistigem Inhalt. Die Meister des Calembourg, wie der Marquis von Bièvre, der sich auf diesem Gebiete einen Namen erwarb, sind zugleich Vertreter des französischen Esprit, aber doch nur nach einer wesentlich formalen Seite hin. Weit bedeutender treten Autoren als seine Vertreter auf, welche, wie der Prinz von Ligne, die

Welt= und Lebensverhältnisse mit glänzenden Aperçus beleuchten. Als Großmeister des französischen Esprit muß indeß immer Voltaire angesehen werden. Von dem Register der Eigenschaften, welche Goethe dem großen französischen Autor einräumt, gehören die folgenden dem Esprit an, als besonders charakteristisch: Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates. Nimmt man noch Grazie, Gefälligkeit und Feinheit hinzu, so hat man alle Prädicate beisammen, welche den Esprit zu erläutern vermögen.

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß der Esprit die Seele einer lebhaften Conversation sein muß. In der That genießen die Franzosen den Ruhm, die Meister der geselligen Unterhaltung zu sein. Ihre Salons galten in dem letzten Jahrhundert für die classische Heimat des geistreichen Gesprächs, und viele europäische Stichwörter sind hier erfunden worden. Die französische Sprache unterstützt nicht durch ihren Reichthum, sondern gerade durch ihre Armuth den Witz des Gesprächs. Indem sehr viele Wörter mehrere Bedeutungen haben, ist dem Calembourg und Bonmot das freieste Spiel gewährt. Die Sprache ist kaleidoskopisch; dasselbe Wort, mit andern zusammengeschüttelt, hat einen andern Sinn, gibt ein anderes Bild. Der Esprit gefällt sich in dem leichtfertigen Spiel mit Problemen; der Salon ironisirt das Katheder, will ihm aber gleichzeitig den Rang ablaufen. Da er gegen das Problem gleichgültig ist, selbst wenn er es löst, so verliert er damit nicht sein ursprüngliches Vorrecht des schimmernden Spiels; denn seine eigentliche Kunst besteht darin, das Nichts interessant und aus Nullen große Zahlen zu machen, indem er die Ziffer seines Witzes davorsetzt, geistige und sociale Nichtigkeiten so lange zu reiben, bis sie Funken sprühen. Der Esprit ist elektrisch und entbindet die Elektricität in den Dingen.

Der Esprit ist eine Macht der geistigen Initiative. Vereinigt er sich mit der Gesinnung und Begeisterung, so kann er zu einer Macht werden, welche in die Geschicke der Völker eingreift.

Hiermit berühren wir einen wichtigen Hauptpunkt für die Ansprüche des Franzosenthums auf die geistige Weltherrschaft: es ist die Initiative der politischen und socialen Ideen. Mit dem größten Enthusiasmus, der an das Korybantische grenzt, hat besonders Victor Hugo, lange vor seinen neuesten Episteln, diese Ansprüche poetisch verherrlicht. Singt er doch in „Les voix intérieures":

> Oh! Paris est la cité mère!
> Paris est le lieu solennel,
> Où le tourbillon éphémère
> Tourne sur un centre éternel.
> Paris! feu sombre ou pure étoile!
> Morne Isis couverte d'un voile!
> Araignée à l'immense toile,
> Où se prennent les nations!
> Fontaine d'urnes obsédée!
> Manuelle sans cesse inondée
> Où pour se nourrir de l'Idée
> Viennent les générations.

Und in dem Gedichte „Le retour de l'empereur" sagt der Dichter:

> La France est la tête du monde,
> Cyclope dont Paris est l'oeil
> Te détruire? — audace insensée!
> Crime! folie! impiété!
> Ce serait ôter la pensée
> A la future humanité!

Ce serait aveugler les races!
Car dans le chemin que tu traces,
Dans le cercle où tu les embrasses,
Tous les peuples doivent s'unir!
L'esprit des temps à ta voix change!
Tout ce qui nait sous toi se range!
Qui donc ferait ce rêve étrange,
De décapiter l'avenir.

Die politisch-sociale Initiative des freien Geistes gegen veraltete Formen ging im 18. Jahrhundert von Frankreich aus, und zwar theoretisch von Voltaire, Rousseau und den Encyklopädisten, praktisch von den Männern der ersten Revolution. Es darf den Franzosen nie vergessen werden, daß sie die Fahne der Humanität glänzend und glorreich aufgesteckt haben. Dort war der kühne Anlauf; Voltaire und Rousseau sind latent in den Werken unserer großen Denker und Dichter, welche alle menschheitlichen Probleme tiefer faßten, aber doch ohne jene Vorgänger der bahnbrechenden Anregung entbehrt hätten. In den Schriften der Encyklopädisten war der Sauerteig, ohne den die deutsche Philosophie nicht ihr Brot hätte backen können. Voltaire selbst hat, wie auch Strauß in seiner Schrift mit zusammenfassender, aber einleuchtender Kürze erzählt, in den Angelegenheiten der Calas, Sirven, eines de la Barre und d'Etallonde mit rühmenswerthem Eifer sich der Sache der Unterdrückten angenommen gegenüber Justizmorden, Rechtsmisbräuchen und jeder Willkür des religiösen Fanatismus. Vollberechtigt war das Lob, das Friedrich der Große ihm für diese edeln, unermüdlichen Anstrengungen ertheilte: „Die Nachwelt wird sagen, daß ein Philosoph aus seiner Zurückgezogenheit seine Stimme erhoben habe gegen die Ungerechtigkeit seines Jahrhunderts, daß er die Wahrheit habe leuchten lassen am Fuße des Thrones, und die Mächtigen der Erde genöthigt, Misbräuche abzustellen. Fahren Sie fort, Witwen und Waisen zu beschützen, die unterdrückte Unschuld, die von hochmüthiger Gewalt zu Boden getretene menschliche Natur aus dem Staube zu erheben, und seien Sie versichert, daß niemand Ihnen mehr Glück dazu wünscht als der Philosoph von Sanssouci." Der Protest gegen die Intoleranz in der Sache der Calas und Sirven war ein Protest gegen das religiöse Vorurtheil, das sich so oft grausam und mörderisch geberdet. Voltaire's Schrift über die Toleranz wird ihren Werth behalten, wenn das sophistische Geschwätz der preußischen Reactionsgelehrten über dies Thema längst der Vergessenheit anheimgefallen sein wird. Wenn die Leo und Stahl die Aufklärung als Aufkläricht zu brandmarken suchten, so vermochten sie damit nicht entfernt das Verdienst eines Voltaire und seiner Gesinnungsgenossen zu verkümmern. Selbst wo die Aufklärung sich zu den seichtesten Stichwörtern verirrte, war Humanität und gesundes Gefühl ihre Grundlage, während die Declamationen Leo's und Stahl's nur aus einer Barbarei der Gesinnung und aus der Neigung zu geistreich schillernder Sophistik hervorgehen. Der Haß Voltaire's gegen das Christenthum in jeder seiner Gestalten mochte an Fanatismus grenzen; in Bezug auf ruhige Erwägung des thatsächlichen Inhalts der Evangelien war er nicht nur ein Gleichstrebender wie Reimarus, auch ein Vorgänger der deutschen Rationalisten, namentlich auch eines Strauß und Renan. Er wagte es, Christus einen ländlichen Sokrates zu nennen. Dann behauptet er, Jesus habe nie daran gedacht, eine neue Religion zu stiften. Das Christenthum, wie es seit Konstantin's Zeiten geworden sei, stehe ihm so fern wie dem Zoroaster oder Brahma. Jesus sei nur der Vorwand unserer phantastischen Lehren, unserer Religionsverfolgungen geworden, aber er sei nicht ihr Urheber. Im Verlaufe der christlichen Kirchengeschichte sieht Voltaire nur eine Reihe von Verwirrungen des menschlichen Geistes; er legt eine ordentliche Rechnung an über die Schlächtereien, die während der 15 Jahrhunderte der Herrschaft des Christenthums in seinem Namen verübt worden. Gegen den Protestantismus, den freudlos düstern Ernst

der Reformation, die lutherische Dogmatik war Voltaire nicht weniger eingenommen als gegen die Hierarchie und die Dogmen des Katholicismus. Sein „Écrasez l'infame" war gegen die christliche Kirche als die Trägerin des Aberglaubens und Fanatismus ohne Unterschied der Confessionen gerichtet. Mit Recht hebt Strauß hervor, daß es die Erinnerungen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und der Albigenserkriege waren, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das Christenthum kehrten. Das Schärfste, was Voltaire übrigens gegen die Kirche geschrieben hat, enthält das von Strauß mitgetheilte „Mittagsmahl des Grafen von Boulainvilliers". Die deutschen Philosophen, namentlich Hegel, wehrten sich gegen die schale Anschauung, welche in den Priestern nur Betrüger sieht; aber das menschliche Gefühl des 19. Jahrhunderts kann nicht umhin, das Verdammungsurtheil zu unterschreiben, welches Voltaire gegen die grausamen Religionsverfolgungen schleudert.

Die „Encyclopédie", an welcher sich Voltaire sehr fleißig betheiligte, war der großartige Protest des 18. Jahrhunderts gegen jede Art von Obscurantismus, und da das Werk außerdem mit allen Hülfsmitteln der Wissenschaft abgefaßt war und ihren damaligen Höhepunkt bezeichnete, so diente es wesentlich dazu, das geistige Uebergewicht Frankreichs zu verstärken und dieses Land als den Ausgangspunkt der politisch-socialen, namentlich der geistigen Freiheit hinzustellen.

Doch die große Stunde weltgeschichtlicher Initiative hatte mit der ersten Französischen Revolution geschlagen; Europa wurde in allen seinen Theilen von dieser großen Bewegung durchzuckt; ein neues Weltjahr, wie es der Sirius über Aegypten nach dem tausendjährigen Kalender seiner Weisen heraufzuführen pflegt, schien über der Erde emporzudämmern; allgemein war das Gefühl, daß dieser gewaltige Bruch mit der Vergangenheit die Grenzscheide bezeichne, welche zwei geschichtliche Zeitalter voneinander trenne. Die Ideen Voltaire's und Rousseau's wurden ins Leben eingeführt unter den krampfhaften Convulsionen einer ganzen Epoche. Selbst ein Denker wie Hegel, der die bluttriefende Gestalt der revolutionären Schreckensherrschaft von Paris in seiner „Phänomenologie" unter andern Gestalten des geschichtlichen Geistes so treffend charakterisirt hatte, der im übrigen als ein Vertreter des Bestehenden und der in ihm wirklich gewordenen Vernunft für viele als ein Conservativer vom reinsten Wasser ebenso in Verruf, wie bei andern in Ansehen steht, konnte nicht umhin, über das merkwürdige Schauspiel der Französischen Revolution sich dahin auszusprechen, daß, solange die Welt steht, es noch nicht vorgekommen sei, daß die Menschheit sich in solcher Weise auf die Vernunft, auf den Gedanken gestellt habe, um nach ihm die Wirklichkeit zu gestalten.

In der That zeigten sich die schönen Seiten des französischen Nationalcharakters, die edle Aufopferung des persönlichen Interesses für die Idee nie in einem glänzendern Lichte als in jener denkwürdigen Augustnacht, als der Adel Frankreichs alle seine Vorrechte auf dem Altar des Vaterlandes und der Freiheit opferte. Seit jener Nacht datirt der Untergang des Feudalismus in Europa, so langer Zeit es auch noch bedurfte, bis die Thatsache bei andern Völkern durch gesetzliche Reformen besiegelt wurde.

Doch die Schattenseiten des Franzosenthums, die leichte Erregbarkeit und Wandelbarkeit des Volksgeistes, die Exaltation und der Fanatismus, das Wüthen des Parteigeistes und die Erregtheit der persönlichen Eitelkeiten, die sich mit dem Schrecken waffneten — das alles verdunkelte sogleich wieder das Aufleuchten der reinen Freiheitsidee und schwächte die Sympathien der Freidenker Europas für die Sache der Revolution.

Gleichwol blieb auch das zweimal besiegte Paris noch immer der Herd der europäischen Bewegung. Das zeigte die Julirevolution von 1830 und die Februarrevolution von 1848, welche letztere in den meisten europäischen Großstaaten den Sieg des Constitutionalismus herbeiführte. Immer waren die Erschütterungen Frankreichs zugleich Er-

schütterungen Europas; der Revolution in Paris folgten die Revolutionen in Wien, Berlin und in Italien. Europa wartete darauf, die Losung von Paris zu erhalten. Fast zwei Jahrzehnte hindurch gab das Julikönigthum mit seiner Verfassung und Organisation der Parteien die Schablone her für das constitutionelle Wesen in allen Verfassungsstaaten — alle Hinterlisten, welche die Praxis dieser Gleichgewichtstheorie im gegenseitigen Verkehr der Gewalten zur Folge hatte, wurden der pariser Tagesgeschichte abgelernt. Die englischen Staatseinrichtungen mit ihrer „Erbweisheit" hatten zu viel Unnachahmliches, weil sie aus einer langen Geschichte organisch herausgewachsen waren und mit Eigenheiten des volksthümlichen Wesens unzertrennlich zusammenhingen; das Julikönigthum aber eignete sich als Modell für einen improvisirten Constitutionalismus, der ein beliebiges Blatt Papier zwischen den Herrscher und das Volk schiebt, für alle octroyirten oder vereinbarten Verfassungen, die aus der politischen Idee heraus geschaffen werden. Die politischen Parteien Europas bildeten sich, soweit ihnen eine Lebensäußerung gestattet war, nach französischem, nicht nach englischem Muster. Mit Einem Wort, auch in den Zeiten des Friedens war Frankreich die tonangebende politische Macht Europas, die Vormacht der politischen Ideen und seine Initiative entscheidend für die Geschichte des Welttheils.

Wenn die Aera der Revolutionen unterbrochen wurde durch die Siege der französischen Heere, da trat die alte Ueberlieferung der grande nation in ihre Rechte, und zwei Kaiser aus der Familie der Bonaparte brachten lange Zeit hindurch den Militarismus und den soldatischen Ruhm zu glänzender Geltung. Bald nach dem Beginn der Revolutionskriege bis zum Jahre der leipziger Völkerschlacht waren die französischen Armeen überall siegreich und ermöglichten dem ersten Napoleon Eroberungszüge von den Säulen des Hercules und den Pyramiden am Nil bis zu der halbasiatischen Hauptstadt Moskau. Das Zeitalter Alexander's schien sich zu erneuern in dem 19. Jahrhundert. Die Gestalt des ersten Kaisers, so mathematisch nüchtern und unempfänglich für poetische Eindrücke derselbe auch war, wurde von der Poesie selbst der feindlichen Nationen mit einem romantischen Zauber bekleidet, den erst neuerdings eine unabhängige Geschichtskritik zu zerstören sucht. Das große Frankreich aber lebte selbst dann, als es dem vereinigten Europa unterlegen war, fort in den Ueberlieferungen der Kaiserzeit, in den Erinnerungen des ältern und den Gesängen des jungen Geschlechts.

Damit hängt nun das vielgebrauchte Wort „Chauvinismus" zusammen, dessen Ursprung in Deutschland wenig bekannt ist. Einige Veteranen der Loirearmee von 1815, welche den Namen Chauvin führten, thaten sich hervor durch einen fanatischen Napoleon-Cultus, und dies veranlaßte Scribe, einem ähnlich gesinnten Helden seines Stücks: „Le soldat laboureur", den gleichen Namen zu geben. Dadurch erst wurde das Wort und die Bedeutung populär — ein Lustspieldichter, dessen Goldfeder sich ein prächtiges Schloß erschrieben, ist der Taufpathe des Chauvinismus, der im Jahre 1870 zu einer Völkergeisel wurde und Frankreich ins Verderben stürzte.

Wie viele auch deutsche Poeten hatten in Napoleon den Welterlöser gefeiert! Diese welterlösende Macht der Napoleonischen Ideen war das Dogma des dritten Napoleon, dem es gelang, in einer zweiten kaum minder glänzenden Aera noch einmal die politische Hegemonie Frankreichs in Europa zu sichern. Die Kriege gegen Rußland und Oesterreich hatten den Glauben an die militärische Bedeutung Frankreichs befestigt; Napoleon selbst aber wußte mit großer Schlauheit den Nimbus politischer Ueberlegenheit zu behaupten; er machte sich gleichsam zur Sphinx der Tuilerien, welche Europa stets neue Räthsel aufgab. Seine „Neujahrsgrüße" waren zu Orakeln der europäischen Börsen geworden; man lauschte auf das Wort des Machthabers, von dessen Wink die Entscheidung über

Krieg und Frieden abhing. In gleicher Abhängigkeit zeigte sich die Mehrzahl der Cabinete. Sie hatten dem Staatsstreiche zugejubelt und in dem Prinz-Präsidenten den Retter der Gesellschaft begrüßt; die entscheidenden diplomatischen Verhandlungen fanden mehrfach, wie z. B. nach dem Krimkriege, in Paris statt. Die öffentliche Meinung, selbst diejenige, die mit Thatsachen zu rechnen verstand, mußte in Paris die politische Hauptstadt Europas sehen. Ging doch das Streben des Kaisers dahin, sie zur politischen Hauptstadt der Welt zu machen. Die Heereszüge in andere Continente, die Eroberung von Kambodia, die Züchtigung von China, die anfangs glänzende und nur später unheilvolle Expedition nach Mexico zeugten von diesen weitreichenden Tendenzen des second empire. In Deutschland selbst erschien Frankreich lange Zeit als der Hort aller der Einheit feindlichen Bestrebungen; die Minister einzelner Mittelstaaten wagten, die französische Hülfe gegen die Vergewaltigung durch den Großstaat des Nordens in Aussicht zu stellen; ja sie conspirirten offen mit Frankreich gegen die deutsche Einheit. Selbst das besiegte Oesterreich machte im Jahre 1866 Napoleon III. zum Schiedsrichter und Friedensvermittler und verschenkte an ihn Venetien, eine bisher in den Annalen der Geschichte unerhörte Thatsache, in welcher, so folgenlos auch dies Scheingeschenk blieb, doch eine Huldigung für die Ueberlegenheit und entscheidende Machtstellung Frankreichs lag.

Wer alle diese Thatsachen erwägt, der muß bekennen, daß der französische Chauvinismus keineswegs blos der Ausdruck einer halt- und bodenlosen Nationaleitelkeit ist, sondern daß es ihm durchaus nicht an historischen Grundlagen fehlt, die auch eine andere, minder eitle Nation zu solchem Dünkel hätten verführen können. Ja, man darf es wol aussprechen, dieser Chauvinismus ist nicht blos die Schuld Frankreichs, er ist ebenso die Schuld Europas! Nicht nur die öffentliche Meinung Frankreichs, die öffentliche Meinung Europas war seit zwei Jahrzehnten mit ihm gesättigt worden, und erst seit 1866 war in der letztern ein Rückschlag eingetreten, welcher auf die erstere um so aufreizender wirkte, je mehr der hochgespannte Nationalstolz bemerkte, es könne ihm durch eine andere Gestaltung der europäischen Verhältnisse der Boden unter den Füßen fortgezogen werden.

Mitschuldig an diesem Chauvinismus und damit an dem Kriege von 1870 sind die Cabinete, welche den Staatsstreich so bereitwillig anerkannten und sich beeilten, den Neffen des Besiegten von Leipzig und Waterloo zur Gründung eines zweiten Napoleonischen Kaiserthums zu ermuthigen; mitschuldig sind alle mit Frankreich conspirirenden deutschen Minister und Staaten, welche in dem Erwählten des Volks den Glauben wach riefen, er werde mit seinen Legionen jenseit des Rheins als Befreier begrüßt werden, als Retter vor der preußischen Uebermacht, und die alten Rheinbundstaaten würden ihm entgegenjubeln. Nicht minder mitschuldig an dem Glauben der Franzosen, die tonangebende Nation zu sein, sind die socialistischen Parteien, für welche auch Paris das Mekka des welterlösenden Prophetenthums ist und die sich ehrfurchtsvoll verneigen, wenn sie nach der Hauptstadt der Louis Blanc und Proudhon ihre andächtigen Blicke richten, und zuletzt mitschuldig ist das ganze gebildete Publikum, welches die französische Sprache und Mode in erster Linie pflegt, die französische Literatur, auch der dii minimarum gentium, in zahlreichen Uebersetzungen verschlingt, während auf den Bühnen von Paris und Petersburg, Wien und Berlin nicht nur die Augier und Sardou, auch die Offenbach und Meilhac den Schöpfungen einheimischer Dichter die bedenklichste Concurrenz machen. Ohne Paris kein Weltruhm in Kunst, Literatur, Industrie! Das war das unerschütterliche Dogma der letzten Jahrzehnte. Unsere Maler und Bildhauer sehnten sich nach den Modellen der pariser Salons, unsere Gewerbtreibende nach den Auszeichnungen, welche die Preiscommissionen der großen Industrieausstellungen vertheilten! Und diese letztern

selbst, namentlich diejenige von 1867 — waren sie nicht großartige Mittelpunkte des europäischen Culturlebens? Alle Fürsten Europas bis auf den türkischen Sultan besuchten Paris und den französischen Kaiser, dessen Gastfreundschaft eine großartige war, zugleich aber den Potentaten Verpflichtungen auferlegte, die eine Bürgschaft des Weltfriedens zu sein schienen.

Die Hegemonie Frankreichs in Europa ist indeß durch den großen Krieg von 1870 in entscheidender Weise gebrochen; der Germanismus hat einen großen Sieg über den Romanismus davongetragen, dessen Uebergewicht in allen thatsächlichen Verhältnissen eine Kränkung für den deutschen Geist war, ähnlich wie in Amerika in den Riesenschlachten des Secessionskriegs der germanische Norden über die Romanen des Südens den Sieg davontrug. Der Militarismus und die Siegesgewißheit der grande nation werden sich von den erschütternden Schlägen von Sedan und Metz sobald nicht wieder erholen; der Träger des politischen Uebergewichts, das second empire, liegt für immer am Boden. Der Vertreter desselben sitzt auf dem lustigen „Wilhelmshöhe", dem Capri des muntern Onkels Jérôme, in melancholischer Gefangenschaft, und es ist alle Aussicht, daß auch die Republik, deren Todesmuth ein edler Feind nicht verkennen darf, indem sie sich mit einer verlorenen Sache und den zerrütteten Verhältnissen eines verfallenen Reichs identificirt, den Nimbus verwüstet, der sich für die Parteien der Zukunft noch immer an ihren Namen knüpft. Ja als ob dieser Krieg den Ruhm von Jahrzehnten verschlingen sollte, hat sich auch noch der große Volksheld der romanischen Völker, Garibaldi, einer der uneigennützigsten Charaktere dieses Jahrhunderts, durch den Zauber einer zunächst noch höchst provisorischen Republik verleiten lassen, sein Schwert dem Dienste Frankreichs zu weihen und den alten Spruch zu bestätigen, daß eine verlorene Sache den Catonen gefällt. Er zieht das Schwert gegen die Ueberwinder seines Erbfeindes Napoleon und dürfte dafür schwerlich dem Geschick entgehen, in den Fall der französischen Republik mitverwickelt, ein Ende zu nehmen, das selbst einem an rühmliche Niederlagen gewöhnten Helden diesmal eine Einbuße an seinem Ruhm zuziehen wird, mag nun die Sympathie für die Favre und Gambetta allein ihn bestimmen, die Anführung in dem französischen Guerillakriege zu übernehmen, oder der Instinct des Romanismus, der zugleich die zahlreichen Freischaren aus Italien und Spanien um das in den Staub geworfene Banner Frankreichs versammelt.

Die Niederlage der französischen Obergewalt in Europa ist eine vollständige; die letzten Kämpfer streiten nur noch für die Ehre des französischen Namens. Von jetzt ab können wir mit dem Franzosenthum auf dem Standpunkt der Gleichheit unterhandeln, auf welchem eine geistige Allianz allein möglich ist, während Ueberhebung von einer Seite das geistige Zusammenstreben zweier Nationen unmöglich macht.

Eine große Partei in Deutschland dürfte indeß geneigt sein, den Franzosenhaß, der für den Krieg als bewegende und begeisternde Macht unentbehrlich war, zu verewigen. Und in der That haben die Franzosen gerade die Schattenseiten ihres Nationalcharakters in der letzten Krisis ihrer Geschichte in ungünstigster Weise hervorgekehrt: die grenzenlose Eitelkeit und Leichtgläubigkeit, welche sich gegen alle unwillkommenen Thatsachen mit unglaublicher Hartnäckigkeit verblendete; die Einseitigkeit, welche das Verdienst nur nach dem Erfolge mißt und in jedem Mißerfolge, an den sie sonst nicht zu glauben vermag, ein Werk des Verraths sieht; den Mangel an Treue und Anhänglichkeit, die maßlosen Ausschreitungen der Parteiwuth und das Talent für eine Anarchie, welche die nothwendige Frucht einer nur centralisirenden Staatsgewalt ist, da mit dem Verlust eines festen staatlichen Mittelpunkts alle Radien aufhörten und sich in schweifende Tangenten verwandelten — alle diese Fehler des Franzosenthums treten jetzt, beleuchtet vom Licht einer über das Land hereinbrechenden Zerstörung, um so greller und schreiender hervor und

scheinen die Abneigung zu rechtfertigen, mit einer Nation, deren Grundfehler durch den schädigenden Einfluß einer auf unsittlichen Grundlagen ruhenden Regierung bis zu verderblicher Zerrüttung ausarteten, in einen auch nur auf Gleichberechtigung begründeten Verkehr zu treten.

Gleichwol dürften die Zeiten der Franzosenfresserei um so mehr vorüber sein, je größer die Demüthigung des besiegten Feindes ist. Die liebenswürdigen Seiten des französischen Nationalcharakters und die geistige Bedeutung der Nation, welche zu verkennen uns am übelsten anstehen würde, da ihr durchgreifender Einfluß auf das deutsche Geistesleben eine unerschütterliche geschichtliche Thatsache ist, werden sich freier entfalten, wenn die Mär der Weltherrschaft nur noch der geschichtlichen Ueberlieferung angehört und nicht mehr mit ehrgeizigen Träumen die Gemüther beunruhigt. Der große Unterschied zwischen der Zeit der französischen Hegemonie und einer bessern Zukunft wird aber darin bestehen, daß jener blinden Hingabe an einen tonangebenden Einfluß auf dem Gebiete der Sprache, Mode und Literatur die ernste Prüfung folgt, welche allen eiteln Flitterkram ablehnt, die Träume des Tages verwirft und nur dasjenige annimmt, was seinen Werth in sich selbst trägt. Es braucht dieser Werth durchaus nicht nach dem ausschließlichen Maßstabe deutscher Gediegenheit bestimmt zu werden; auch die flüchtigste Gattung, auch die vorübergehendste Leistung des französischen Geistes soll uns willkommen sein, wenn sie, tüchtig in ihrer Art, eine Art von Sauerteig für unsere geistige Entwickelung bildet; denn gerade in dem Prickelnden, in dem Freien und Leichten, in dem Feinen und Zierlichen bewährt sich eine französische Eigenart, welche der unserigen hierin überlegen ist.

Wenn der geistige Freihandelsverkehr auf ungehemmtem Austausch der geistigen Güter beruht, so haben die Franzosen auf sehr vielen Gebieten noch ein Schutzzöllnerthum aufzugeben, durch welches sie sich gegen den deutschen Geist absperren. Jedenfalls ist der Export französischer Geisteswaare nach Deutschland zehnmal so groß als der Import der deutschen nach Frankreich — und namentlich hier muß sich das Gleichgewicht wiederherstellen.

Die Frage, ob nach dem Kriege sich der Volkshaß zwischen Deutschen und Franzosen verewigen, ob diese Nation nur den Augenblick erlauern werde, wo sie, mit dem Racheschwert bewaffnet, die Schmach der erlittenen Niederlagen durch glänzende Siege auslöscht, führt uns von selbst auf die Erwägung, ob der nationale Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich so scharf ist, daß diese Nationen sich in alle Zukunft gegenüberstehen werden, mit der Hand am Schwerte, oder ob die geistige Ergänzung, die in ihrem nationalen Wesen liegt, zu erfreulichem Zusammenwirken für die höhern Ziele der Menschheit führen wird?

Wieviel die deutsche Literatur der französischen zu verdanken hat, haben wir oben gesehen. Geringschätzung des französischen Nationalgeistes dürfte uns auch für die Zukunft nicht wohl anstehen. Unser Altmeister Goethe, der Vorkämpfer einer Weltliteratur, sagt: „Jede Nation hat Eigenthümlichkeiten, wodurch sie von den andern unterschieden wird, und diese sind es auch, wodurch die Nationen sich untereinander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen. Die Aeußerlichkeiten dieser innern Eigenthümlichkeit kommen der andern meist auffallend widerwärtig und im leidlichsten Sinne lächerlich vor. Diese sind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten als sie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt noch erkannt, nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst; sondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation wie die des einzelnen Menschen unbewußt, man verwundert sich zuletzt, man erstaunt über das, was zum Vorschein kommt. Ohne uns anzumaßen, diese Geheimnisse zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Kühnheit, sie auszusprechen. Nur so viel will ich sagen, daß,

nach meiner Einsicht, das eigentlich innere Wirksame bei den Franzosen jetzt am thätigsten ist und daß sie deshalb zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche Welt haben werden."

Sie haben in der That diesen Einfluß drei Jahrzehnte hindurch nach Goethe's Tod ausgeübt; doch ist er ebenso oft ein verderblicher wie ein heilsamer gewesen.

Ueber den Einfluß deutscher Literatur in Frankreich, welcher erst seit den Befreiungskriegen datirt, indem die Kriege die Völker durcheinanderschüttelten und, wenngleich in grausamer Weise, miteinander bekannt machen, wie ja auch der neueste deutsch-französische Krieg mit seinen Resultaten, den deutschen Heeren in Frankreich und den französischen in Deutschland als Gefangenen, die gleiche Folge haben wird, fehlt eigentlich noch eine zusammenhängende Darstellung; bis zum Jahre 1830 reichen die Aufzeichnungen von Goethe selbst, der sich mit Sorgfalt und Wohlgefallen bemühte, die Wechselbeziehungen zwischen zwei geistig bedeutenden Nationen zu registriren. Wir erfahren, was in jener Zeit von deutschen Classikern der französischen Literatur angeeignet war, die Uebersetzung von Goethe's dramatischen Werken, seine Biographie von Stapfer, die Neudichtung des „Tasso" mit Entlehnungen aus Goethe's Werk von Duval, von Schiller's „Carlos" von Soumet, die Uebersetzung der Werke Schiller's von Barante, der Herder'schen „Ideen" von Quinet u. s. w. Der Bann, der auf der deutschen Literatur in dem Bewußtsein der Franzosen ruhte, war damals gebrochen, und unser Altmeister selbst konnte darüber eine freudige Bewegung nicht unterdrücken. Hatte doch die Nachbarnation von jeher nur im allgemeinen am deutschen Bestreben theilgenommen, weniges davon gekannt, das wenigste gebilligt. „Merkwürdig mußte es uns in der neuesten Zeit werden, wenn dasjenige, was wir an uns selbst schätzen, auch von ihnen anfing geschätzt zu werden, und zwar nicht wie bisher von einzelnen besonders gewogenen Personen, sondern in einem sich immer weiter ausbreitenden Kreise. Woher diese Wirkung sich schreibe, verdient gelegentlich eine besondere nähere Untersuchung und Betrachtung. Hier wurde nur der bedeutende Umschwung hervorgehoben, daß Franzosen sich entschieden überzeugten, bei dem Deutschen walte ein redlicher Ernst ob, er gehe bei seinen Productionen mit dem besten Willen zu Werke, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie kann man ihm nicht ableugnen; und nun mußte freilich aus einer solchen Uebersicht unmittelbar der reine richtige Begriff entspringen, daß man eine jede Nation, sodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums aus derselben aus und an ihnen selbst zu erkennen, auch, was noch mehr ist, nach ihnen selbst zu beurtheilen habe. Und so darf uns denn im weltbürgerlichen Sinne wol freuen, daß ein durch so viele Prüfungs- und Läuterungsepochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsieht, um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen und sich deshalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet."

Was das Deutschthum dem Franzosenthum werden kann und werden soll, hat unser großer Dichter hier mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und Sicherheit ausgesprochen. Die nächste Zeit hat indeß den Einfluß deutschen Geistes in Frankreich nicht in entsprechendem Verhältniß gefördert. Heine und Börne, dieses Doppelgestirn dichterischer und politischer Fortschrittspartei, hatten zwar ihren Aufenthalt in Paris genommen und machten zum Theil selbst in französischer Sprache Propaganda für deutsche Literatur; sie regten tüchtige Kräfte an, sich derselben zuzuwenden; aber sie waren selbst nicht Vertreter lautern Deutschthums, sondern von Gallicismen des Denkens und Empfindens angekränkelt. Wie früher der „Globe", welchen Goethe oft citirt, so beschäftigte später sich namentlich die „Revue des deux Mondes" und besonders Saint-René Taillandier damit, die Franzosen mit der Entwickelung deutschen Geistes und den hervorragenden Schriftstellern der Neu-

zeit vertraut zu machen. Gleichzeitig faßte durch Victor Cousin, Edgar Quinet u. a. die deutsche Philosophie Boden in Frankreich; man begann sich mit den deutschen Denkern zu beschäftigen, mit Kant, Schelling und Hegel; Autoren wie Janet, Vera gaben allgemeine Uebersichten über deutsche Philosophie und selbständige Monographien über unsere Philosophen und ihre Werke. Was Heine den Franzosen in so pikanter Weise von unsern speculativen Großmeistern erzählt hatte, wurde bald durch wissenschaftliche Thaten überflügelt.

Gleichwol blieb diese Theilnahme zunächst auf die Kreise der Wissenschaft beschränkt; aber auch unsere schöne Literatur wollte sich bei dem Volke nicht Bahn brechen. Während die französischen Dramen auf den deutschen Bühnen gleichberechtigt mit den deutschen, und mit geringer, unwesentlicher Umarbeitung heimisch wurden, konnten die deutschen classischen Dramen nur in fast gänzlicher Neudichtung den französischen Musentempeln ihren flüchtig vorübergehenden Besuch abstatten. Das moderne deutsche Drama existirt so gut wie gar nicht für die französische Bühne. Auch auf diese Schwierigkeit der Aneignung für die letztere weist schon Goethe hin: „Der Franzose muß immer ändern und wieder ändern; denn er hat einen gar eigenen Stand gegen sein Publikum, dem er es doch immer nach einem gewissen alten herkömmlichen Sinn zuschneiden muß. Was ihn aber hauptsächlich hindert, zu einem gewissen ernsten Werke zu gelangen, ist, daß er mit einem ungeduldigen Publikum zu thun hat, das jeden Augenblick angereizt und erschüttert sein will. Daher ist sehr selten, daß etwas von unsern Arbeiten in eigener Gestalt herüberkommt."

An die Theilnahme für unsere philosophische Literatur, deren Einfluß selbst bei einem Proudhon, Michelet und andern berühmten Autoren des innern Frankreichs unverkennbar ist, knüpft sich das Streben nach einer Verbrüderung der deutsch-französischen Freidenker, welche schon Ruge in seinen „Deutsch-französischen Jahrbüchern" anzubahnen suchte, und die neuerdings durch die an unsere Junghegelianer erinnernden Radicalen der Theologie und Philosophie des Quartier latin, durch Taine, Littré, namentlich Renan ihrer Verwirklichung näher gerückt ist. Das gemeinsame Sternbild für diese Argonauten der geistigen Freiheit ist Voltaire, der ein tapferer Held war, wenn es galt, die Rechte der Aufklärung, der Forschung, der Humanität zu retten. So ist der „Voltaire" von Strauß zugleich ein Zeichen für diese Verbindung, und sein Briefwechsel mit Renan*) gibt ihr, mitten in der Aufregung leidenschaftlichen Kampfes und gesteigerter nationaler Tendenzen, einen durch den Widerstreit der Verhältnisse, den Widerspruch der Anschauungen hindurchtönenden Ausdruck.

Gleich in der Einleitung seines ersten Briefes sagt der Verfasser des „Leben Jesu": „Gewiß haben Sie recht, wenn Sie sagen, daß dieser Krieg allen denen, die sich um die geistige Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland bemühen, höchst schmerzlich sein müsse; wenn Sie es als ein Unglück betrachten, daß nun auf langehin wieder Haß, Ungerechtigkeit und lieblose Beurtheilung an der Tagesordnung sein sollen zwischen den zwei Theilen der europäischen Familie, deren Einverständniß für das Werk der Gesittung am nothwendigsten sei; nicht minder, wenn Sie es als die Pflicht jedes Freundes von Wahrheit und Gerechtigkeit hinstellen, neben vollständiger Erfüllung der nationalen Pflichten sich doch von dem parteiischen Patriotismus freizuerhalten, der das Herz verengt und das Urtheil fälscht." Renan ergänzt in seinem Antwortschreiben die früher ausgesprochene Ansicht mit den Worten: „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland nicht versteht und Deutschland Frankreich nicht. Dieses Misverständniß wird sich jetzt

*) Krieg und Friede. Zwei Briefe an Ernst Renan nebst dessen Antwort auf den ersten von David Friedrich Strauß (Leipzig 1870).

nur noch verschlimmern. Man bekämpft den Fanatismus auf der einen Seite durch den gleichen Fanatismus auf der andern; nach dem Kriege werden wir uns Gemüthern gegenüberbefinden, die, durch die Leidenschaft verengt, für die Weite und Freiheit unsers Gesichtskreises verdorben sind.“ Und weiterhin sagt Renan, indem er sich gegen die Lostrennung von Elsaß und Lothringen erklärt und meint, daß Frankreich verstümmelt in Krämpfe gerathen und zu Grunde gehen würde: „Ich habe mich mein Leben lang bestrebt, ein guter Patriot zu sein, soweit ein rechtschaffener Mann es sein soll, doch zu gleicher Zeit vor dem übertriebenen Patriotismus als einer Ursache des Irrthums mich in Acht zu nehmen. Zudem ist meine Philosophie der Idealismus: wo ich das Gute, Schöne, Wahre sehe, da ist mein Vaterland. Im Namen der wahren ewigen Interessen des Ideals würde ich trostlos sein, wenn Frankreich nicht mehr existiren sollte. Frankreich ist nöthig als Protestation gegen Pedantismus, Dogmatismus, engherzigen Rigorismus. Sie, der Voltaire so gut begriffen hat, müssen das begreifen. Der Leichtsinn, den man uns vorwirft, ist in seinem Grunde ernsthaft und anständig. Beachten Sie, daß, wenn unsere Geistesart mit ihren Vorzügen und Mängeln verschwinden würde, das menschliche Bewußtsein sicherlich ärmer gemacht wäre. Mannichfaltigkeit ist nöthig, und die erste Pflicht des Menschen, der mit wahrhaft frommem Sinn in die Plane der Gottheit eingeht, ist die Duldsamkeit, ja selbst die Achtung für die providentiellen Organe des geistigen Lebens der Menschheit, die ihm am wenigsten gleichartig und sympathisch sind. Ihr berühmter Mommsen hat vor wenigen Tagen in einem Briefe, der uns einigermaßen betrübt hat, unsere Literatur dem schlammigen Wasser der Seine verglichen und gemeint, man sollte die Welt vor ihr wie vor einem Gifte bewahren. Wie? Dieser strenge Gelehrte kennt also unsere burlesken Journale und unser thörichtes kleines Possentheater? Seien Sie versichert, daß hinter der marktschreierischen und elenden Literatur, die bei uns wie überall den Beifall des Haufens hat, es noch ein sehr ausgezeichnetes Frankreich gibt, verschieden von dem Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts, und doch desselben Namens: fürs erste eine Gruppe von Männern des höchsten Werthes und von vollkommenem Ernste; dann eine ausgewählte Gesellschaft, liebenswürdig und ernsthaft zugleich, fein, tolerant, eine Gesellschaft, die alles weiß, ohne etwas gelernt zu haben, die das letzte Ergebniß jeder Philosophie instinctmäßig vorausahnt. Hüten Sie sich, dieses Element zu verletzen. Frankreich, ein sehr gemischtes Land, hat das Eigene, daß gewisse germanische Pflanzen darin oft besser als in ihrem heimischen Boden gedeihen, es ließe sich das durch Beispiele aus unserer Literaturgeschichte des 12. Jahrhunderts belegen, durch die mittelalterlichen Heldengesänge, die scholastische Philosophie, die gothische Baukunst. Sie scheinen zu glauben, daß durch gewisse radicale Maßregeln die Verbreitung der gesunden germanischen Ideen erleichtert werden würde. Täuschen Sie sich nicht, diese Propaganda würde dann vielmehr rein abgeschnitten; das Land würde sich mit Wuth in seine nationalen Bahnen, seine eigenthümlichen Fehler stürzen. «Um so schlimmer für Frankreich!» werden Ihre Ultras sagen. «Um so schlimmer für die Menschheit!» werde ich hinzusetzen. Die Unterdrückung oder das Schwinden eines Gliedes setzt den ganzen Körper in Mitleidenschaft.“

Strauß, in seinem geistreichen zweiten Briefe, zeigt sich einverstanden mit den bewegten Worten, womit Renan für die Unentbehrlichkeit Frankreichs im Chor der europäischen Culturvölker eintritt: „Frankreich, die lebendige Protestation gegen Pedantismus, Dogmatismus und Rigorismus — das ist ein Wort, welches ich von ganzem Herzen unterschreibe. Gewiß, diese Saite an der Leier der Menschheit könnte nicht gesprengt werden, ohne deren Vollstimmigkeit zu schmälern. Aber einer Chorstimme piano zurufen, heißt noch lange nicht sie verstummen machen. Und daß Frankreich durch seine grellen Trompetenklänge unsere europäische Harmonie doch mitunter arg gestört hat, werden Sie selbst

nicht in Abrede ziehen wollen." Die geistige Bedeutung des Franzosenthums als eines unentbehrlichen Gliedes in der Entwickelung menschheitlicher Cultur — das ist der durch alle Dissonanzen sich hindurchziehende Einklang in dem Briefwechsel der beiden Gelehrten. Strauß muß diese Bedeutung anerkennen; denn wie hätte er sonst ein Buch über Voltaire schreiben können, der ja ein Inbegriff der französischen Nationalität genannt werden muß? Desto schärfer geiselt Strauß in seinen zwei Episteln das fortwährende Verlangen der Franzosen nach der Rheingrenze, ihre Empfindlichkeit und Reizbarkeit, die unerhörte Anmaßung, die in dem Ansinnen an den König von Preußen lag und dem geringsten Bauer in der Mark wie den Königen und Herzogen südlich des Mains gleich verständlich und unerträglich war, das Jagen nach Glanz und Genuß und die Fäulniß des sittlichen Kerns; desto begeisterter preist er den Aufbau deutscher Einheit als eine Nöthigung der Zeit, desto energischer besteht er auf der berechtigten Aneignung der früher geraubten deutschen Provinzen, des Elsaß und Lothringens.

Das Franzosenthum des second empire ist das Franzosenthum in seiner sittlichen Erniedrigung; die Republik, welche die Erbschaft des Kaiserreichs ohne das beneficium inventarii angetreten hat, kann den Geist der Bevölkerung nicht über Nacht ändern, und wenn sie die bessern Elemente entfesselt, so entfesselt sie gleichzeitig die schlimmsten, welche beide von der Gewalt des Imperators niedergehalten wurden. Doch dies darf uns nicht dagegen verblenden, daß der französische Geist, wie Strauß so treffend sagt, eine Saite auf der Lyra der Menschheit ist. Fort mit jeder geistlosen Nachäfferei des französischen Tandes, mit dem Papagaiengeschwätz der französischen Sprache bei Kindern, Bonnen und in den vornehmen Kreisen, mit der widrigen Begünstigung des französischen Sittenschauspiels und des dramatischen und undramatischen Cancans; zu Boden mit dem Uebermuth Frankreichs, mit dem wahnsinnigen Streben nach Macht und Vergrößerung, dem Glauben an die Gloire, die Große Nation, die Rheingrenze, an das Primat in Europa — aber wenn die deutschen Heere durch glorreiche Thaten diesen französischen Aberglauben daniedergeworfen haben, dann möge man sich auch erinnern, daß das Volk, aus dem ein Voltaire hervorgegangen, ein ebenso freies wie feuriges, kunstfertiges wie geschmackvolles Volk, mit der Initiative der Ideen ausgestattet, für die Culturarbeit des Jahrhunderts, für die Fortschritte des geistigen und sittlichen Lebens nicht verloren gehen darf, und daß der französische Genius den deutschen in mehr als Einer Hinsicht ergänzt.

Das ökumenische Concil im Jahre 1870.

Dritter (letzter) Artikel.

1) Die Stellung des Papstes zum Concil.

Die Stellung, welche der Papst zu dem von ihm berufenen Concil und namentlich zur Frage von der persönlichen Unfehlbarkeit des Kirchenoberhauptes einnahm, war eine so scharf ausgesprochene, daß wir derselben nothwendig eine eingehendere Betrachtung widmen müssen.

Wer die Vorbereitungen zum Concil nur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, muß die Ueberzeugung gewinnen, daß, wenn auch nicht der einzige, so doch jedenfalls der Hauptzweck des Concils kein anderer war als die Proclamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Wir haben im ersten Abschnitte dieser Betrachtungen gesehen, von wem dieser Gedanke ausgegangen und welche Mittel angewendet wurden, denselben praktisch durchzuführen.

Schon zwei Jahre vor der Eröffnung des Concils trat derselbe auf, zuerst zwar nur im tiefsten Dunkel des Amtsgeheimnisses; dann beschäftigte sich die curialistische Presse damit und schließlich bedienten sich die Jesuiten, in deren Händen die Fäden alle zusammenliefen, einzelner eifriger und übereifriger Bischöfe, um die Gläubigen auf das Kommende allmählich vorzubereiten.

Es sollte eine absolute Monarchie begründet, die Macht der Bischöfe, auf uralten Rechten ruhend, gebrochen, sie selbst sollten zu bloßen Vollzugsorganen des Stellvertreters Christi auf Erden herabgesetzt werden. Deshalb zog man mit wenigen rühmlichen Ausnahmen nur Männer der extremsten kirchlichen Richtung zu den Vorarbeiten für das Concil bei, deshalb überschüttete man Schriftsteller derselben Richtung, wie einen Veuillot, mit Ehrenbezeigungen und Schmeicheleien, deshalb ging man gegen alle jene mit der größten Härte vor, welche sich unabhängig zu erhalten suchten.

Die Jesuiten kannten ihre Mittel zu gut, um nicht ihr Programm so einzurichten, daß es in der Hauptsache Punkt für Punkt realisirt wurde. Nur in dem einen Punkte haben sie sich verrechnet: die von ihnen angestrebte Acclamation mislang dreimal, nachdem sie dreimal zu gelingen versprach.

Nachdem sich das ganze Concil strenggenommen nur um die Frage der persönlichen Unfehlbarkeit drehte, erscheint es vor allem von Interesse, zu erfahren, welche persönliche Stellung der Papst zu diesem Lehrsatze einnimmt. Pius IX. machte nie ein Hehl daraus, daß dieser Lehrsatz für ihn bereits seit Jahren als Dogma galt. Geschwätzig, wie das Alter zu machen pflegt, ließ er kaum eine Gelegenheit vorübergehen, dieses gerade für ihn doppelt heikle Thema zu berühren, und erzählte, wie er schon in frühern Jahren sich mit dem Studium desselben eingehend beschäftigt habe, wie er schon als einfacher Priester an die persönliche Unfehlbarkeit des sichtbaren Oberhauptes der Kirche geglaubt habe und wie dieser Glaube im Verlaufe der Zeit in ihm immer lebendiger geworden.

Auch dem Cardinal-Erzbischof Fürsten von Schwarzenberg gegenüber gab er diesem Glauben Ausdruck, wie der „Universel" vom 18. Dec. 1869 berichtet, als dieser ihn in der wohlmeinendsten Weise vor den Gefahren dieses Lehrsatzes warnte. Er soll dabei die Worte gesprochen haben: „Ich Johann Maria Mastai, ich glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes. Als Papst habe ich vom Concil nichts zu verlangen. Der Heilige Geist wird es erleuchten."

Wir können die Frage, welchen Antheil die menschliche Schwäche der Eitelkeit an diesem Glauben hat, füglich offen lassen, weil sie ohne tiefere Bedeutung für die Sache ist. Wir können aber im Interesse der Wahrheit, welche uns höher steht und stehen muß, nicht umhin die Thatsache zu constatiren, daß die wissenschaftliche Bildung Pius' IX. schon im allgemeinen eine sehr untergeordnete ist, und daß namentlich seine theologischen Kenntnisse ungemein viel zu wünschen übriglassen. Aus der Wissenschaft dürfte daher Pius IX. seinen Glauben an die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes nicht so ganz ableiten, noch durch sie zu begründen vermögen. Dasselbe Interesse an der Wahrheit zwingt uns auch zu der Andeutung, daß Pius IX. bei aller rührenden Einfalt, bei aller Reinheit seines priesterlichen Wandels und bei aller Lebendigkeit seines Gottvertrauens doch keineswegs frei ist von persönlicher Eitelkeit, welche sogar in seiner Vorliebe für prunkhafte Aufzüge und reiches Geschmeide sich ausspricht. Die Gereiztheit, mit welcher er wiederholt sich gegen die Gegner der Infallibilität aussprach, zeigte zur Genüge, daß er sich von ihnen persönlich angegriffen wähnte, daß er das Princip mit sich selbst identificirte. Möglich, daß sein Geist wie sein Gemüth von gewissen Vorhersagungen be-

fangen ward, welche ihm für das Ende seiner Regierung die Herrschaft über die ganze Welt verhießen, immerhin bleibt es gewiß, daß Pius IX. derjenige katholische Christ ist, welcher von der Wahrheit der neuen Lehre am innigsten sich durchdrungen fühlt. An diesem mystischen Glauben prallen alle Sätze der Wissenschaft, alle Warnungen seiner Freunde wie an einem gefeiten Panzer ab. Ob dabei die Person des Papstes, namentlich aber die Interessen der Kirche etwas gewinnen können, ist eine Frage, die jeder Unbefangene entschieden verneinen muß.

Als vor Jahren ein nun verstorbener süddeutscher Monarch bei einer Discussion im Staatsrathe gleich zu Anfang derselben seine Meinung über den Gegenstand derselben aussprach, da erhob sich einer der Minister, ein Mann, weniger durch höfische Gewandtheit als durch mannbare Offenheit und Ehrlichkeit bekannt, mit den Worten: wenn der Fürst gleich decretiren wolle, seien er und seine Collegen überflüssig. Der Monarch merkte sich diese derbe Rüge, daß er fortan nie mehr seine Ansicht aussprach, ehe die übrigen Mitglieder des Staatsraths votirt hatten.

Pius IX. hätte auch eines solchen ehrlichen Rathgebers bedurft. Denn gerade er hatte während seiner vierundzwanzigjährigen Regierung mehr als zureichende Gelegenheit gehabt, die übergroße Hingebung und den Cultus der Bischöfe für seine Person, um nicht den schärfern, aber jedenfalls erschöpfendern Ausdruck „Servilismus" dafür zu gebrauchen, kennen zu lernen. Diese ungerechtfertigte und der Stellung des Episkopats innerlich widersprechende Selbstentäußerung steigerte die päpstliche Willkürherrschaft auf einen bisher kaum gekannten Grad. Für Hunderte von Bischöfen, von denen ganz abgesehen, welche ihre Beine unter des Papstes Tisch streckten und sich monatelang von ihm beherbergen und ernähren ließen, galt der Wunsch des Papstes nach persönlicher Unfehlbarkeit als Befehl.

Ein Mann von so lebhafter Phantasie und Ueberzeugung wie Pius IX. konnte nicht wohl passiver Zuschauer bleiben, als es sich darum handelte, ein Dogma aufzustellen, das ihn so nahe berührte. Es war nichts weiter als Consequenz seiner freilich falschen Ansichten über seine eigene Stellung zum Concil, wenn er die Leitung desselben, über welchem er zu stehen glaubte, in die Hand nahm. Nichts weiter als eine solche Consequenz waren auch die Bullen über die Erledigung des päpstlichen Stuhls, durch welche dem Concil fast alle Regierungsgewalt abgesprochen ward, die Bulle über die Reservatfälle, welche längstvergessene Bannsprüche erneuerte und zugleich kategorisch über die Beziehungen der weltlichen und geistlichen Macht zueinander absprach, und endlich die Bulle Multiplices inter, welche deutlich zu erkennen gab, daß man keine oder wenigstens keine langen Discussionen wolle. Natürlich, das Concil war ja und ist für Pius IX. nichts weiter als die Folie für seine Machtsprüche.

Wir haben bereits gesehen, welcher Art die Wahl der zu den Concilsvorarbeiten berufenen Theologen war, daß lauter starre Anhänger des theokratischen Systems in Rom thätig waren. Vollständig in Einklang stand damit die vom Papst getroffene Wahl der Beamten des Concils. Jedermann sah ein, daß, wenn die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erhoben wurde, es keines weitern Concils mehr bedürfte. Niemand aber wagte es von allen Anhängern des Curialsystems, diesem Gedanken so rückhaltslos Ausdruck zu geben, als der Bischof Joseph Feßler von Sanct-Pölten, der unmittelbar vor seiner Abreise nach Rom zu den erwähnten Vorarbeiten eine Broschüre erscheinen ließ, welche die persönliche Unfehlbarkeit vertheidigt. Bischof Feßler ward in Anerkennung seiner dem Papst wohlgefälligen Anschauungen mit dem hochwichtigen Amte des Secretärs des Concils betraut.

In die Commission der Postulata wählte der Papst 13 Italiener unter 25 Mitgliedern, außerdem die Erzbischöfe Manning von Westminster und Deschamps von

Mecheln, extreme Anhänger der Unfehlbarkeitstheorie. Die Commission aber ist von höchster Bedeutung, denn sie hat alle von den Mitgliedern des Concils eingebrachten Anträge zu prüfen, und es steht ganz in ihrem Ermessen, dieselben nach Billigung des Papstes zur Discussion zu bringen oder einfach ad acta zu legen.

Ursprünglich war der Cardinal Graf Reisach, einer der starrsten Curialisten, zum ersten Vorsitzenden des Concils ausersehen gewesen. Nach seinem in der ersten Woche nach Eröffnung des Concils erfolgten Ableben wäre Cardinal de Lucca an der Reihe gewesen, doch scheint man ihn nicht rücksichtslos genug gefunden zu haben, denn es ward sein College de Angelis an diese hochwichtige Stelle gesetzt, ein Mann, der das von der Curie in ihn gesetzte Vertrauen vollständig rechtfertigte.

So ungnädig der Papst jene Bischöfe anließ, deren Abneigung gegen die Unfehlbarkeitslehre er schon kannte, so sehr floß sein Mund von Honig über beim Empfange von Männern, wie die Erzbischöfe Manning, Deschamps, die Bischöfe von Arras, Nimes, Laval u. s. w. Auf die Schriftsteller der infallibilistischen Richtung regnete es förmlich Beglückwünschungsbreves herab, selbst auf solche, die in der Wissenschaft und Literatur gar keinen Namen hatten.

Seit Jahren hatte die Curie keine oder doch nur ein paar Cardinalshüte verliehen. Es war damals nicht aufgefallen. Jetzt begriff man, daß sie zur Belohnung für diejenigen Bischöfe aufgespart worden, welche sich um den Papst durch ihre infallibilistische Haltung besonders verdient machen würden. Die rothen Hüte schwebten und schweben noch in der Luft, obwol das große Werk der Dogmatisirung der Unfehlbarkeitslehre bereits abgethan ist. Worauf wartet man wol im Vatican noch? Haben die Herren nicht ihre Schuldigkeit und noch mehr als diese gethan? Die Curie wird doch wol nicht so undankbar sein?

Von dem ganz unzulässigen Eingreifen des Papstes in die Angelegenheiten des Concils ist auch dessen Vorgehen gegen den mehr als achtzig Jahre zählenden Patriarchen von Babylon ein schlagender Beweis. Derselbe hatte inmitten großer gerade durch die Curie selbst hervorgerufener Schwierigkeiten, um diese eher zu beseitigen, dem Papste die Besetzung der eben erledigten Bischofssitze von Mardia und Diarbekr überlassen. Der Papst misbrauchte dieses nur einmal eingeräumte Recht, indem er es auf alle künftigen Fälle ausdehnen wollte und Wahlen traf, welche anzunehmen die Kirchen sich weigern mußten. Nun weigerten sich die chaldäischen Bischöfe, das Concil zu besuchen, wenn sie von Rom aus nicht beruhigende Versicherung erhielten, daß die Curie von ihren Anmaßungen abstehe. Sie erhielten diese Versicherung, aber sie wurde in keiner Weise gehalten. Im Januar 1870 wahrte der Patriarch im Concil seine und seiner Kirche Rechte und wurde darauf hin moralisch genöthigt, eine Urkunde zu unterzeichnen, in welcher er versprach, binnen 24 Stunden die beiden vom Papste ernannten Bischöfe zu consecriren.

Hierauf begab sich die bekannte Geschichte mit dem Erzbischof von Diarbekr, der, wie wir schon erwähnt, als tapferer Mann mit dem Meßbuch die Sbirren verjagte, welche seinen Generalvicar in eine Strafanstalt schleppen wollten, weil er sich ungünstig über den von der Curie protegirten Patriarchen Hassun von Konstantinopel geäußert hatte.

Der Jesuit Ramière griff in einem Pamphlet den würdigen Bischof Maret an und wurde darüber in einem eigenen päpstlichen Breve belobt, ein Vorgang, der bisher geradezu unerhört gewesen. In ähnlicher Weise ward der Generalvicar des Bischofs von Nimes, Abbé de Cabrières, belobt, weil er die angeblichen leeren Sophismen des Bischofs von Orleans gegen das Unfehlbarkeitsdogma öffentlich bekämpft hatte.

Wir glauben weitere Beispiele nicht ausführlich angeben zu müssen und beschränken uns darauf, zu bemerken, daß der Papst eine Reihe von öffentlichen Allocutionen dazu

benutzte, um seine eigene Unfehlbarkeit zu predigen. Solche Ansprachen hielt er am 9. Jan. vor vielen Einheimischen und Fremden, am 29. desselben Monats im amerikanischen Collegium, am 17. Febr. bei Eröffnung der internationalen Kunst- und Industrieausstellung, wobei er die Gegner des päpstlichen Stuhles beschuldigte, sie strebten für die Kirche ein Jahr 1789 an, am 13. März in einer Audienz vor 300 Personen, in welcher er den ebenverstorbenen Grafen von Montalembert einen halben, weil liberalen Katholiken nannte, ferner am 24. März in Gegenwart der apostolischen Vicare und der von der Propaganda abhängigen orientalischen Bischöfe.

Charakteristisch war auch das päpstliche Verbot eines feierlichen Trauergottesdienstes für den Grafen Montalembert, einen Gegner der Unfehlbarkeit. An die ebenerwähnten Ansprachen reihte sich noch eine Anzahl von Breves, welche gegen die Feinde der Unfehlbarkeit gerichtet waren. Es sind unter anderm nachstehende: das vom 5. Jan. 1870 an den Redemptoristen Julius Jakob und das vom 22. Jan. an Monsignore de Ségur, der in einer seiner zahlreichen infallibilistischen Broschüren geradezu den Grundsatz aufgestellt hatte: „die Unfehlbarkeit des Papstes werde dadurch, daß sie sich den Bischöfen mittheile, zur Unfehlbarkeit des Concils, und der Papst sei derjenige Theil, der das Ganze ist". Aehnliche Breves wurden unterm 23. Febr., 7., 9., 23. und 24. März an französische Infallibilisten gerichtet. In denselben verbinden sich Lobhudeleien aller Art für die Infallibilisten mit den gröbsten Beschimpfungen ihrer Gegner, denen Keckheit, Wahnsinn, Unvernunft, Unverschämtheit, Haß und Maßlosigkeit ins Gesicht geschleudert ward.

Um die Mitte Mai war die Sache bereits so weit gediehen, daß die Umgebung des Papstes gar kein Geheimniß mehr daraus machte, wie Pius schon seit vielen Jahren, ja schon von Anfang seines Pontificats den Plan gefaßt hatte, die Unfehlbarkeit der Päpste zum Glaubensartikel zu erheben. Eine von den Curialisten vertheilte Streitschrift gegen Monsignore Dupanloup sagte mit dürren Worten: „Pius glaubt die specielle Mission empfangen zu haben, die Dogmen von der unbefleckten Empfängniß und von der päpstlichen Unfehlbarkeit zu definiren, und da er vom Heiligen Geiste speciell geleitet wird, so reicht sein Wille vollkommen hin, die Opportunität dieser Definition festzustellen."

Bis dahin war auf alle Anfragen und Besorgnisse von Bischöfen und Regierungen von Rom aus erwidert worden, man hege keineswegs die Absicht, dem Concil die Unfehlbarkeitsfrage vorzulegen, man hatte die „Civiltà cattolica" dementirt, Antonelli hatte nach allen Seiten die beruhigendsten Versicherungen gegeben. Unterdessen aber hatte die Theologencommission auf Befehl des Papstes das neue Dogma bereits votirt.

2) Das Unfehlbarkeitsdogma.

Es war am 6. März 1870, als den Vätern durch ein Monitum bekannt gemach wurde, Se. Heiligkeit habe, dem Wunsche einer großen Anzahl von Vätern entsprechend, dem Concil ein Decret über die Unfehlbarkeit des Papstes vorzulegen sich entschlossen. Zugleich ward der Text vertheilt und Pius IX. ließ in Santa-Maria Maggiore eine neuntägige Andacht abhalten, um die Feststellung des neuen Dogmas zu erlangen.

Vierzig Bischöfe verlangten sofortige Discutirung desselben und zu diesem Behufe Unterbrechung der obschwebenden Verhandlungen. Ihrem Verlangen ward wenigstens theilweise stattgegeben.

Nachdem Pius IX. sich für die Opportunität der Unfehlbarkeit ausgesprochen, galt den ultramontanen Blättern die Frage bereits als entschieden. Fassen wir zunächst die Tragweite der Unfehlbarkeit ins Auge, wie sie von den Verfassern des bezüglichen Decrets verstanden wurde, so sollte sie gleichbedeutend mit der Unfehlbarkeit der Kirche sein,

d. h. es war ganz einfach die Vernichtung des Episkopats ausgesprochen. Der Charakter der Bischöfe wurde beseitigt, sie wurden zu bloßen Vollzugsorganen des Papstes gemacht. Die Unfehlbarkeit des Papstes erstreckt sich auf alle jene Wahrheiten, welche für die vollständige ungeschmälerte Erhaltung des Glaubens nöthig sind, d. h. alle Wissenschaften werden vom Papste censirt. Die Grundsätze der Inquisition in Bezug auf den „Zwang gegen die Abtrünnigen und Verstockten" und deren „Unterwerfung durch äußerliche Richtersprüche und heilsame Strafen" wurden wieder ins Leben gerufen!

Allerdings fand diese Redaction nicht den Beifall des Concils, aber zeigt doch mehr als zur Genüge, von welchem Standpunkte man die Sache im Vatican auffaßte.

Es wurden im Verlaufe der Discussion des Themas von verschiedener Seite verschiedene Abänderungsvorschläge eingebracht, bald mehr im curialistischen, bald mehr im oppositionellen Sinne. Wir würden aber hier weit über die Grenzen des uns gesteckten Raumes hinauskommen, wollten wir auf jeden derselben näher eingehen. Nur des einen müssen wir hier gedenken, welchen der Cardinal-Erzbischof Guido von Bologna einbrachte und der ihm die volle Ungnade des Papstes zuzog.

Die Debatten über die Unfehlbarkeit förderten Dinge zu Tage, die man kaum für möglich gehalten. So sagte der Bischof von Poitiers mit dürren Worten, der Papst müsse unfehlbar sein, weil der heilige Petrus mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt worden. Da habe der Kopf die ganze Last des eigenen Körpers getragen. So trage der Papst als der Kopf die ganze Kirche. Nun sei aber der unfehlbar, der trage, nicht der, welcher getragen werde. Ein Bischof aus Sicilien erzählte zur Begründung der Unfehlbarkeit: Als Petrus auf Sicilien seine Unfehlbarkeit gepredigt, sei das den Sicilianern befremdlich vorgekommen und sie hätten sich deshalb durch eine Deputation an die Jungfrau Maria gewendet, und diese habe ihnen sagen lassen, sie erinnere sich, anwesend gewesen zu sein, als ihr Sohn dem Petrus dieses Vorrecht verliehen.

Je mehr sich die Hofpartei überzeugen mußte, daß sie es mit einer ebenso zähen als intelligenten Opposition zu thun habe, desto anmaßender ward ihr Ton derselben gegenüber. Sie erklärte ganz anfänglich schon, die Leugnung der Unfehlbarkeit sei unter Strafe von Censuren bereits verurtheilt und wissenschaftliche Argumente hätten keine Geltung mehr. Die Minderheit erschien ihr nicht mehr als eine Macht, mit der man sich verständigen, sondern, als eine Schar von Aufrührern, die man um jeden Preis unterdrücken müsse.

An der Spitze der extremsten Infallibilisten, welche meist den Jesuiten angehören, stand der Erzbischof Manning von Westminster; er war der erste, der es aussprach, die Unfehlbarkeit komme dem Papste für sich und unabhängig vom Episkopat zu. Als der tüchtigste Redner der Partei galt der Erzbischof Deschamps von Mecheln. Dieser ging in seinen Reden sogar so weit, jeden Gegner der Unfehlbarkeit als schlechten Christen zu bezeichnen. Die Curie ihrerseits setzte, je heißer die Tage wurden, um so mehr Hoffnung darauf, daß die Männer von der Opposition mürbe würden, aber gerade die Nordländer, welche man dabei zunächst im Auge gehabt, erwiesen sich als die zähesten, wie denn überhaupt die römische Methode, durch allerlei Intriguen und Nörgeleien zu ermüden, bei den Deutschen, Ungarn und Amerikanern nicht verschlagen wollte.

Gegen Ende Mai konnte man bereits wahrnehmen, daß unter den Cardinälen der Wunsch auftauchte, eine vermittelnde Formel zu finden, während die Parteimänner der Mehrheit, Leute wie Manning, Pie, Cullen u. a., an der Vorlage streng festhielten und dabei auf ihre Ueberzahl, auf das Ansehen des Papstes, auf die Schrecken kirchlicher Zwangsmittel u. dgl. rechneten. Nach den Berichten der „Unità cattolica" verminderte sich die Opposition täglich. „Wir müssen einen Papst haben", sagt sie, „der, selbst un-

trüglich, tagtäglich lehren, verdammen, definiren kann, und dessen Aussprüche kein Katholik jemals bezweifeln darf."

Auch außerhalb des Concils wirkten die Curialisten für die Unfehlbarkeit. Der französische Klerus, meist ad nutum amovibilis, ging mit einem Adressensturm voraus, der deutsche sollte folgen und deshalb gab sich die münchener Nuntiatur gewaltige Mühe, aber ganz vergeblich.

Gegen Ende Mai gab sich die Opposition noch immer der Hoffnung hin, die Hofpartei werde es nicht auf ein Non placet von mindestens 120 Bischöfen ankommen lassen, und meinte, mit der Abschneidung der Discussion wäre auch nichts gewonnen. Dabei war sie indeß, wie die Erfahrung lehrte, in großem Irrthum, die Opposition verlor täglich an Mitgliederzahl, und der 3. Juni bewies, daß man im Vatican den Staatsstreich längs im Sinne hatte. Für die Infallibilisten blieb der Hauptgrund der Unfehlbarkeitslehre immer der, daß der jetzige Papst und seine Vorfahren seit einer Reihe von Jahren sich selbst für unfehlbar gehalten, nur darum haben Dominicaner, Jesuiten und Cardinäle dieselbe in die Schultheologie eingeschoben.

Von hohem Belange war eine Rede Manning's vom 25. Mai, da er als vom Papst inspirirt galt. Er sprach es offen aus, daß die Unfehlbarkeit des Papstes eigentlich schon Lehre der Kirche sei, welche man nicht ohne Sünde oder ohne Häresie leugnen dürfe. Man wolle also nicht ein neues Dogma machen, sondern nur ein schon bestehendes proclamiren. Er fand sogar das Decret nicht stark genug abgefaßt. Seine Ansicht theilten die Spanier und es brach in der Deputation darüber ein offener Gegensatz aus. Die große Mehrzahl der Bischöfe wäre froh gewesen, eine Formel zu haben, welche die Opposition weniger gereizt hätte; aber Manning ließ seinerseits wieder den Papst bearbeiten. Seine ganze Rede war ein Versuch, alle Nachgiebigkeit zu verhindern und die Curie auf dem Standpunkte der gewaltsamen Unterdrückung der Minderheit festzuhalten; zugleich aber galt sie als ein Anzeichen dafür, daß der Papst entschlossen sei, das Aeußerste zu versuchen. Denn die Curie empfand den Fortbestand dieser Lage als eine tiefe Demüthigung. Die Opposition, deren Existenz man so kühn geleugnet hatte, die anfänglich beim Episkopat auch nur im Keim existirte und erst im Concil durch die ungeschickte Taktik Roms großgezogen worden war, setzte den römischen Stuhl in ein Licht, welches man nicht gewohnt war und nicht ertragen zu dürfen glaubte. Was Pius und die Jesuiten zuerst in drei Wochen, dann in vier Monaten, zu Ostern, zu Pfingsten, am Fest zu Peter und Paul durch Acclamation fertig zu machen versprochen hatten, war nicht nur nicht erreicht, sondern schob sich immer mehr in die Ferne.

Die internationale Commission der opponirenden Bischöfe ließ die hochwichtige Frage von der zu dogmatischen Decreten erforderlichen moralischen Einstimmigkeit durch Dupanloup in einer eigenen Schrift beleuchten, die natürlich nicht in Rom gedruckt werden konnte. Nachdem er aus Geschichte und Theologie seine Beweise geholt, bemerkte er schließlich, die moralische Einstimmigkeit sei am allernothwendigsten bei einem Concil wie das Vaticanische, wo man 276 italienische Bischöfe zähle, von denen 143 dem Kirchenstaate angehörten, dann 43 Cardinäle, von denen 23 keine Bischöfe sind oder keinen bischöflichen Stuhl einnehmen, weiter 120 Erzbischöfe oder Bischöfe in partibus, endlich 51 Aebte oder Ordensgenerale, während die Bischöfe aller katholischen Länder von Europa mit Ausnahme von Italien, die auf dem Concil gegenwärtig sind, nur auf die Zahl von 265 sich belaufen, sodaß also die Patriarchen, Primate, Erzbischöfe und Diöcesanbischöfe der ganzen Welt schon gegenüber den italienischen Diöcesanbischöfen allein in der Minderheit sind.

Am 3. Juni geschah der längstvorbereitete Staatsstreich. Nachdem in der Generalcongregationssitzung Maret, Bischof von Sura in partibus, vom Cardinal Bilio schmäh-

lich unterbrochen worden war, wurde die Generaldebatte gewaltsam geschlossen und mehr als 40 Rednern, welche sich bereits hatten einschreiben lassen, das Wort entzogen.

Welcher Art der Eindruck dieses Staatsstreiches auf die Bischöfe war, und welche Beschlüsse sie darauf hin faßten, haben wir bereits in einem frühern Abschnitte angedeutet. Der Protest gegen den Staatsstreich ward vom Cardinal-Erzbischof Rauscher von Wien redigirt und erhielt 93 Unterschriften.

Indeß brachte die Bewegung im niedern Klerus Frankreichs für die Unfehlbarkeit reiche Früchte; obenan standen die Diöcesen Orleans und Marseille, aber auch in den Sprengeln anderer freisinnigen Bischöfe zeigte sie sich als lohnende Arbeit; Tausende von Laienunterschriften gelangten in Einer Woche besonders aus Frankreich als Adressen zu demselben Zweck an den Papst.

Trotz der starken Minderheit drang unter solchen Umständen die Mehrheit unter Manning's Anführung auf die Definirung des Dogmas, indem gerade ein solcher Act die Macht und das Recht des Papstes, auch nur mit einem Bruchtheil des Concils einen neuen Glaubensartikel zu machen, am deutlichsten zeigen würde, und es besteht kein Zweifel, daß der Papst selbst diese Ansicht theilte. Die Gereiztheit des Papstes stieg von Tag zu Tag und er hatte für die deutschen Oppositionsbischöfe namentlich nur noch Schimpfworte. So war ihm der treffliche Stroßmayer nur ein Sektenhaupt und ein bekannter deutscher Cardinal gar nur ein Esel!

Manning ward insbesondere von Deschamps secundirt. Derselbe schlug Canones vor, wonach alle Bischöfe mit dem Anathema belegt werden sollten, welche behaupteten, die Bischöfe hätten Antheil an den Souveränetätsrechten der Kirche. Der Antrag war natürlich direct gegen die Opposition gerichtet.

Dagegen bildete sich eine Art Mittelpartei, welche nicht mit Manning und Deschamps gehen wollte; selbst der Bischof von Poitiers gehörte dazu. Mehrere Cardinäle warnten vor der Definition des Dogmas, die selbst Feßler gegenüber einer Minorität von 80 Köpfen für unmöglich hielt. Männer, die im Herzen Infallibilisten waren, betonten die furchtbare Krisis, in welche die Kirche gebracht worden.

Ungeheueres Aufsehen machte die Rede des Cardinal-Erzbischofs Guidi von Bologna. Er begann mit der Behauptung, die vom Episkopat getrennte und persönliche Unfehlbarkeit des Papstes, wie sie im reformirten Schema des Kapitels ausgesprochen, sei in der Kirche bis zum 14. Jahrhundert einschließlich ganz unbekannt gewesen; Bibel und Offenbarung gäben keine Anhaltspunkte. Die Frage sei einfach die: ob denn je der Papst ohne Mitwirkung der Kirche auch nur ein Dogma definirt habe? Jeder unfehlbare Act sei immer nur aus der Kirche selbst geschöpft worden. Vor allem sei Information nothwendig. Nach derselben sanctionire der Papst schließlich die Lehre, wie der heilige Thomas sagt, und nur so könne man mit Recht sagen: „Omnes per Papam docent." Als er dann aus den Werken Perrone's und Bellarmin's den Satz bewies: „In definiendis dogmatibus Papas nunquam ex se solis egisse, nunquam haeresim per se solos condemnasse", begann ein grenzenloser Tumult und er konnte erst nach langer Unterbrechung fortfahren. Welche Früchte die Rede Guidi beim Papst eintrug, haben wir in einem andern Abschnitte gesehen.

Die später noch folgenden Sitzungen verriethen bereits deutlich, daß die Mehrheit die Reden der Gegenpartei nur noch wie ein kaum mehr zu ertragendes Leiden über sich ergehen lasse. Trotzdem gab es bei der Abstimmung noch 75 Non placet! Und als nun die Hauptabstimmung erfolgte, zeigte sich das früher erwähnte Ergebniß.

Fassen wir nun nach dieser Skizze der Entstehung des Unfehlbarkeitsdogmas die durch dasselbe zum kirchlichen Lehrsatz erhobene Theorie näher ins Auge.

Seit es eine christliche Kirche gibt, bis zum heutigen Tage, hat, wie Döllinger sagt, kein Mensch in dem Sinne an die Unfehlbarkeit des Papstes geglaubt, wie er an Gott, an Christus, an die Dreieinigkeit u. s. w. glaubte. Viele haben sie nur vermuthet oder höchstens für wahrscheinlich gehalten. Die Dogmatisirung der Unfehlbarkeitslehre erscheint sonach geradezu als eine Revolution, welche an die Stelle der durch den gesammten Episkopat vertretenen Kirche den Papst setzte. Man muß glauben, nicht was die Kirche, sondern was der Papst lehrt, und muß glauben, daß er unfehlbar ist, weil er es selbst glaubt oder doch sagt. Nicht weil das Concil seine Unfehlbarkeit ausgesprochen hat, haben die Katholiken daran zu glauben, denn die Bischöfe, wenn auch zu einem Concil versammelt, können irren. Ihr Beschluß erhält erst Bedeutung durch das Wort der Bestätigung seitens des Papstes.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß die Kirche keine neuen Glaubensartikel schafft. Sie hat nur ein ihr von Anfang an übergebenes Depositum geoffenbarter Lehre zu bewahren und zu verwalten. Dasselbe gilt natürlich wie von der Kirche auch von der Repräsentation der Kirche durch die Bischöfe. Diese haben die Aufgabe, im Namen der Gesammtheit der Gläubigen zu erklären, was dieselbe über eine religiöse Frage denkt und infolge der Ueberlieferung glaubt. Sie dürfen die ihnen gegebene Vollmacht in keiner Richtung überschreiten. Ihre Stellung beim Concil ist eine doppelte als Zeugen und als Richter. Als Zeugen bestätigen sie, was sie und ihre Gemeinden als Dogma empfangen und geglaubt haben, als Richter stehen sie nicht über, sondern unter dem Gesetz, das sie nicht ändern, sondern nur anwenden sollen, haben sie die von ihnen abgelegten Zeugnisse untereinander zu prüfen, zu vergleichen und zu entscheiden, ob eine gegebene Lehre als die allgemeine der ganzen Kirche als wirklicher Bestandtheil des Anvertrauten allen gezeigt und allen Gläubigen aufgelegt werden könne, sie zu glauben. Ein Concil kann demnach dogmatische Decrete nur über solche Dinge machen, welche in der Kirche bereits allgemein geglaubt wurden oder sich als evidente Folgerungen aus bereits geglaubten und gelehrten Grundsätzen ergeben. Soll also an die Stelle der Unfehlbarkeit der ganzen Kirche die eines einzelnen gesetzt werden, so ist das keine Entwickelung, keine mit logischer Folgerichtigkeit sich ergebende Consequenz, sondern das Gegentheil der frühern Lehre.

Der Widerspruch einer Anzahl von Bischöfen auf dem Concil gegen die zum Dogma zu erhebende Lehre, welcher darthut, daß sie diese Lehre nicht für begründet erachten, wie sie nie für begründet erachtet worden, beweist, daß dieser Lehre oder Meinung die drei wesentlichen Erfordernisse der Universalität, der Perpetuität und der Zustimmung aller fehlen, d. h. daß sie weder überall, noch zu allen Zeiten, noch von allen geglaubt wurde. Daraus aber muß nothwendig gefolgert werden, daß sie der Kirche nicht als göttliche Offenbarung aufgedrängt werden darf. Das Zeugniß auch einer kleinern Minderzahl als derjenigen, welche mit Non placet gestimmt haben, würde schon hinreichen, den Beweis zu liefern, daß ganze Abtheilungen der Kirche diese Lehre nicht glauben und nicht bekennen.

Der Grundsatz, daß nichts entschieden werden dürfe, was nicht allen Vätern genehm wäre, wurde auf allen Concilien mit Ausnahme des gegenwärtigen festgehalten, insbesondere noch auf dem zu Trient. Gegenüber der Thatsache aber, daß auf dem Vaticanischen Concil keineswegs die Ansicht der ganzen katholischen Welt zusammengetragen worden, daß vielmehr Majoritätsbeschlüsse gefaßt wurden, welche mit dem Glauben eines beträchtlichen Theils der Kirche in Widerspruch stehen, tauchen die Fragen auf, ob unsere Bischöfe ein richtiges Zeugniß gegeben von dem, was in ihren Diöcesen geglaubt wird, und wenn nicht, ob sie wahrhaft frei gewesen.

Diese Fragen haben wir in einem frühern Abschnitte in thunlichster Kürze beantwortet und haben daran noch folgende Bemerkungen zu knüpfen.

Ohne Zweifel beruht der ganze Charakter der katholischen Kirche auf der Autorität und regiert das Princip derselben unsern ganzen Glauben, aber es muß wohl zwischen scheinbarer und wirklicher Autorität unterschieden werden, zwischen blinder Unterwerfung und zwischen vernünftiger. Es fragt sich ferner, ist die Autorität des Concils eine gesetzliche, rechtmäßige, d. h. besitzt das Concil die wesentlichen Eigenschaften eines ökumenischen Concils als Freiheit und Anerkennung seiner Oekumenicität durch die Kirche? Da beide Merkmale fehlen, so kann auch das, was dieses Concil beschlossen, nicht als bindend erachtet werden, und erscheinen die vielfachen Proteste von Bischöfen und andern Theologen gegen diese Beschlüsse als vollkommen begründet.

Namentlich in Deutschland kommen eigenthümliche Verhältnisse in Betracht, denen gegenüber den Majoritätsbeschlüssen des dermaligen Vaticanischen Concils einen Anspruch auf bindende Kraft nicht zur Seite steht. Der Versuch, welchen man eben in Rom macht, die Infallibilität des Papstes zu dogmatisiren, ist nicht blos ein offenes Attentat auf den katholischen Glauben überhaupt, sondern auch ganz speciell auf das päpstlich gewährleistete Recht der deutschen Nation, nicht an die päpstliche Unfehlbarkeit zu glauben.

Die Sache verhält sich nämlich wie folgt:

Als auf dem Concil zu Basel ein offenes Zerwürfniß mit Papst Eugen IV. eintrat und baseler Väter einen Gegenpapst Felix V. wählten, da zogen sich die französische und die deutsche Nation zurück und suchten sich selbst so gut wie möglich zu helfen. Die französische beschloß bekanntlich 1438 zu Bourges „die Pragmatische Sanction“; die deutsche aber nach verschiedenen Verhandlungen endlich 1439 zu Mainz, daß sie neben einer Reihe von Reformdecreten des baseler Concils unbedingt an den Beschlüssen des konstanzer Concils über die Autorität sowie über die Periodicität hinsichtlich der Berufung der allgemeinen Concilien festhalten werde; nur demjenigen werde sie als Papst Gehorsam leisten, welcher ebenfalls diese Beschlüsse anerkenne. Von Papst Eugen war aber dies nicht sofort zu erlangen. Endlich 1447 erließ er darüber vier Bullen, in denen die Forderungen anerkannt werden, in einer aber namentlich auch die Autorität der Concilien, wie sie von dem Concil zu Konstanz bewilligt worden war. Diese Bullen sind unter dem Namen die „Fürstenconcordate“ bekannt und bildeten ein Reichsgrundgesetz. Der Nachfolger Eugen's, der Papst Nikolaus V., bestätigte 1447 in einer neuen Bulle, was Eugen ausgesprochen hatte, und Nikolaus that es in Ausdrücken, welche einer definitio ex cathedra gleichkommen. Wer von dem Beschlusse des Concils von Konstanz abgehe, den treffe der Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Peter und Paul! In dem aschaffenburger, richtiger wiener Concordat wird eine dritte Bestätigung des konstanzer Concils gegeben. Da dieses aber aussprach: jedes rechtmäßig berufene ökumenische Concil hat seine Autorität unmittelbar von Christus (nicht wie die Jesuiten und Communisten noch heutigentags sagen vom Papste), und in Sachen des Glaubens, der Beilegung der Spaltung und der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern ist jedermann, auch der Papst, ihm unterworfen, so haben die Päpste hiermit anerkannt, daß die Infallibilität nur dem Consens der Gesammtkirche, nicht dem Papste zukomme, d. h. daß von einer persönlichen Infallibilität des Papstes gar keine Rede sein könne.

Diese Lehre wurde so sehr in Deutschland festgehalten, daß sie die Kaiser seit Karl V. regelmäßig in den Wahlcapitulationen beschworen. Aber auch Rom hat sie der deutschen Nation nie bestritten, wenn es auch keine Anstalt machte dieselbe aufrecht zu erhalten; nur die Jesuiten nehmen auch hiergegen eine feindliche Stellung an und ihre Bemühungen blieben nicht ganz ohne Frucht, nachdem sie den höhern Unterricht und die Censur der Bücher an sich gezogen und bis zur Aufhebung ihres Ordens ausschließlich in Hän-

den hatten. Diese Concordate wurden in Deutschland nicht aufgehoben und konnten es nicht werden, da sie auf beiderseitiger Uebereinkunft beruhen. Sie bilden noch heute die Basis des geltenden deutschen Kirchenrechts und somit erscheint es als gewiß, daß die deutsche Nation auch jetzt noch vom Papste ermächtigt ist sich rechtlich zu den Beschlüssen des Concils von Konstanz über die Autorität allgemeiner Synoden zu bekennen und damit die Unfehlbarkeit des Papstes zu leugnen. In neuerer Zeit ist lebhafter Streit über die Publication der Concilsbeschlüsse in den einzelnen Diöcesen entstanden. Aus Anlaß dessen erließ der Generalstaatssecretär Antonelli am 11. Aug. laufenden Jahres ein Rundschreiben an sämmtliche Nuntien, in welchem er erklärt, die Constitution über die Unfehlbarkeit des Papstes habe durch ihre feierliche Bestätigung und Promulgation seitens des Papstes vor den versammelten Bischöfen in Sanct-Peter am 18. Juli 1869 und den erfolgten öffentlichen Anschlag in Rom für die ganze katholische Welt bindende Kraft erhalten und bedürfe keiner anderweitigen Publication mehr.

Durch die Proclamation der persönlichen Unfehlbarkeit wurden in der Kirche zwei Unfehlbarkeiten anerkannt, beide voneinander unabhängig und beide vollkommen gleichbedeutend, und wurde dadurch den Gläubigen ein neues Dogma und ein neues Mysterium aufgelegt. Sobald sich dieselben untereinander widersprechen, müssen sie auch nothwendig einander aufheben, und es liegt auf der Hand, daß, falls die Unfehlbarkeit des Concils nothwendig ist, dagegen die des Papstes überflüssig sein muß und umgekehrt. Durch Anerkennung der Unfehlbarkeit des Papstes haben daher folgerichtig die Bischöfe für sich und ihre Nachfolger abgedankt, denn im dritten Canon ist die Jurisdictionsgewalt des Papstes als eine absolute und unbegrenzte dargestellt, welcher gegenüber die Bischöfe thatsächlich nur mehr als einfache Vicare erscheinen. Wie weit haben wir uns dadurch von jener Zeit entfernt, in welcher man den Papst als den primus inter pares zu bezeichnen pflegte!

Aber noch andere Consequenzen müssen nothwendig aus dem neuen Dogma gezogen werden.

Durch die persönliche Unfehlbarkeit werden die Sätze des Syllabus zu Glaubensartikeln, und was die europäische Civilisation als exorbitant und unannehmbar verurtheilte, erhält nun Titel und Kraft einer unwiderruflichen Sentenz, denn der Papst hat sie kraft seiner Unfehlbarkeit ex cathedra ausgesprochen. Zu Glaubensartikeln werden auch alle jene Bullen, welche in dieser Weise erlassen wurden, so namentlich die berüchtigte Bulle In coena domini, die Bulle Unam Sanctam Bonifaz' VIII., worin die Gewalt der Kirche als eine doppelte, als weltliches und geistliches Schwert dargestellt ist und nach welcher allerdings die Kirche nur das eine in der Hand trägt, während das andere zu ihrer Verfügung steht; denn wenn die Fürsten auch das weltliche Schwert tragen, so geschieht es doch nur solange es dem Papst gefällt und er es gestattet.

Eine andere Folge der Proclamation der persönlichen Unfehlbarkeit ist die, daß man fortan keine jener heilsamen und muthigen Reformen mehr hoffen darf, welche den Glauben und die Religion verjüngten. Es ist das Dogma vorzüglich das traurige Werk der Jesuiten, welche sich seit der Gründung ihres Ordens im 16. Jahrhundert die besondere Aufgabe stellten, das Papstthum bis in den Himmel zu erheben, seine Prärogative über alles Maß auszudehnen und allmählich in ihm die ganze Kirche aufgehen zu machen. Es gelang ihnen auch wunderbar, den Episkopat zu schwächen und zu entnerven. Will man nicht ungerecht sein, so muß man anerkennen, daß diese paar Tausende fanatischer Leute es mit mancherlei Mitteln dahin brachten, ein Ziel zu erreichen, das der Welt ursprünglich vielleicht unerreichbar erschienen wäre.

Ihrer Ansicht nach droht der ganzen civilisirten Welt Ruin und Verderben durch

den tödlichen Hauch der Freiheit und des Rationalismus, daher rührt ihr heimlicher und offener Kampf gegen alles, was mit Freiheit und Wissenschaft zusammenhängt.

Eins ihrer Hauptziele ist Beseitigung der wenigen noch vorhandenen Concordate; ist diese einmal durchgesetzt, so wählt Rom alle Bischöfe, und daß es nur die gefügigsten wählt, versteht sich von selbst.

Ein weiteres Ziel, das sie sich gesteckt, besteht in der ausschließlichen Erziehung des Klerus durch sie; auf diese Weise hoffen sie eine streitende Kirche zu schaffen, welche allen Anfechtungen der Welt siegreichen Widerstand entgegensetzt. Sei der Kampf auch noch so lang und peinlich, der Sieg muß ihrer Ansicht nach ein vollständiger sein und dann werden wir wol die glorreichen Tage einer universalen Theokratie wiederkehren sehen, außerhalb deren es kein Recht und keinen dauernden Frieden gibt; denn die Kirche besitzt ja die beiden Schwerter, sagte schon Bonifaz VIII., und seine Worte gelten heute als unverbrüchliches Orakel.

Als im Jahre 1864 Pius IX. den Syllabus publicirte, waren die katholischen Staaten überrascht und betrübt, aber die Bischöfe spendeten ihm Punkt für Punkt ihren Beifall. Selbst der treffliche Bischof von Orleans gehörte zu den Lobrednern desselben. Mit andern Augen aber sah der niedere Klerus die Sache an. In mehr freiheitlichen Ideen erzogen und groß geworden, aber durch die Verhältnisse niedergehalten, hatte er meist keine andere Wahl, als seinen tiefen Groll hinter einem unverbrüchlichen Stillschweigen zu verbergen.

Eine gute Folge aber wird die Sache jedenfalls haben: die Trennung von Kirche und Staat kann nicht länger ausbleiben.

Die Geschichte zeigt uns, wie auf dem Concil zu Trient sich die weltlichen Mächte um Einfluß und Vortritt stritten, wie sie mit theatralischem Pomp Gesandte unter den Bischöfen einführten und ihnen zur Pflicht machten, Thesen nicht blos in Beziehung auf Disciplin, sondern auch rein religiöse und dogmatische vorzuschlagen und zu vertheidigen. Solche Misgriffe ließ sich das 19. Jahrhundert nicht mehr zu Schulden kommen; die Nichtanwesenheit weltlicher Gesandten ist ein Beweis, wie lebendig der Gedanke im Volke lebt, daß Gewissensangelegenheiten nicht mehr wie früher einen Theil des Staats- oder Völkerrechts bilden und daß man dem Kaiser gibt, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.

An der Abstimmung über die Constitutio dogmatica vom 18. Juni betheiligten sich die Väter nach dem „Osservatore romano" in nachbezeichneter Weise:

Von den Cardinälen waren 48 in Rom anwesend, und stimmten von diesen 42 mit Placet, während die Cardinäle Schwarzenberg, Rauscher, Hohenlohe und Mathieu sich der Abstimmung enthielten.

Von den 8 in Rom anwesenden Patriarchen erschienen 6 in der Sitzung und stimmten alle mit Placet.

Die Zahl der beim Concil erschienenen Primaten betrug 8, von ihnen stimmten 6 mit Placet und enthielten sich die Primaten von Gran und Lyon der Abstimmung.

Erzbischöfe waren 103 in der amtlichen Liste eingetragen. Von denselben stimmten 80 mit Placet. Des Votums enthielten sich oder waren krank die Erzbischöfe von Tuam (Irland), Babylon, Saint-Lewis (Vereinigte Staaten Amerikas), Sirach (Armenien), Naplusa, Olmütz, Nisibis, Trapezunt, München, Tyrus und Sidon, Bamberg, Serta, Halifax, Paris, Colocza, Melitene, Mailand, Ikonium, Nikomedia.

Die französischen Erzbischöfe stimmten alle mit Placet, die beiden von Paris und Lyon ausgenommen. Ebenso stimmten mit Placet alle süd- und nordamerikanischen Erzbischöfe mit Ausnahme derer von Halifax und Saint-Lewis, ebenso die englischen mit

Ausnahme dessen von Tuam, alle spanischen, belgischen, holländischen. Von den österreichischen gab der von Salzburg und der von Zara ein zustimmendes Votum ab.

Bischöfe waren 440 amtlich eingeschrieben und stimmten 359 derselben mit Placet. Etwa 45 enthielten sich des Votums, während 2 mit Non placet votirten, sodaß 359 gegen 47 standen.

Die amtlichen Verzeichnisse wiesen 44 infulirte Aebte und Ordensgenerale nach. Von ihnen stimmten 40 mit Placet, die übrigen 4 waren theils krank, theils abwesend.

Rechnet man als freiwillig weggeblieben alle Nichterschienenen und nimmt man ferner an, sie seien gegen die dogmatische Constitution, so erhält man nachstehendes Ergebniß:

	Dafür	Dagegen
Cardinäle	42	4
Patriarchen	6	2
Primaten	6	2
Erzbischöfe	80	18
Bischöfe	359	47
Aebte und Ordensgenerale	40	1
	533	74

Viele hatten in der einschlägigen Generalcongregation noch ein bedingtes Votum abgegeben, bis zur öffentlichen Sitzung aber ihre Ansicht reformirt, da jenes Votum nur den Charakter eines Provisoriums hat und erst die Abstimmung in der feierlichen Sitzung als ein definitives Votum zu betrachten ist.

Wir haben obige Ziffern, wie bemerkt, dem „Osservatore romano" entnommen, müssen aber betonen, daß die von ihm gegebenen Ziffern keineswegs Anspruch auf Genauigkeit machen können, daß vielmehr die Zahl der opponirenden Bischöfe 88 betrug und dieselben sich vor ihrer Abreise von Rom das Wort gaben, fortan in Bezug auf die dogmatische Constitution vom 18. Juli nur auf Grund gegenseitiger Besprechungen irgendwelche Schritte zu thun.

Die erste feindselige Manifestation gegen diese Constitution ging vom Gemeinderath in Wien aus, welcher der Regierung dringend angemessene Repressalien empfahl. Aus Anlaß dessen erschien in der „Wiener Zeitung" vom 31. Juli 1870 eine amtliche Note, welche besagte, infolge der Promulgation des Unfehlbarkeitsdogmas habe die Regierung beschlossen, sich nicht länger mehr an das Concordat zu halten, sie werde der Römischen Curie darüber Mittheilung machen und einen Gesetzentwurf in dieser Richtung ausarbeiten lassen.

Am 20. Juli hatte Pater Hyacinth in der „France" und im „Journal des Débats" vom Concil an ein anderes Concil und an Gott appellirt.

Andererseits aber hatte Pius IX. die Genugthuung, unmittelbar nach der Publication des Unfehlbarkeitsdogma zwei Adressen zu erhalten, die eine von der Vorstandschaft des „Bündnisses der katholischen Jugend Italiens" in Bologna, die andere von der Vorstandschaft des nämlichen Bündnisses in Rom!

3) Das Concil und die Staaten.

Es ist an einer frühern Stelle bereits angedeutet worden, daß durch die Beschlüsse des Concils die Beziehungen zwischen Kirche und Staat wesentliche Veränderungen erlitten. Diese Veränderungen werden jedoch nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar durch die Erhebung der Lehren von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes zum Glaubenssatze herbeigeführt.

Ihren eigentlichsten Grund haben dieselben in der vielgenannten, aber gleichwol nicht hinreichend gewürdigten päpstlichen Encyclica vom 8. Dec. 1864 nebst dem Syllabus

von 80 verdammten sogenannten Irrthümern. Beide hat der Papst als oberster Lehrer der Kirche ex cathedra erlassen und sie sind, seine Unfehlbarkeit vorausgesetzt, ebenso gut obligatorische Glaubenssätze für alle kirchlich denkenden Katholiken als die Lehre von seiner persönlichen Unfehlbarkeit. Sie sind vom Papst an die ganze Kirche gerichtet und feierlich verkündet, sind von allen Bischöfen ohne Widerspruch angenommen, amtlich verkündet und noch durch besondere bischöfliche Schreiben den Gläubigen zur Nachachtung eingeschärft, als Norm ihrer kirchlich-katholischen Ueberzeugung und ihres Verhaltens hingestellt worden.

Allerdings trat die Verpflichtung der Gläubigen nicht erst ein mit der Sanctionirung derselben durch das Vaticanische Concil, sondern sie ist mit jener Verkündung bereits eingetreten. Uebrigens war vorauszusehen, daß diesen mit dem Ansehen der Kirche ausgestatteten Hauptdocumenten die Bestätigung durch das allgemeine Concil nicht entgehen, sondern ihnen noch ein erhöhter Nimbus verliehen werden würde. Denn die versammelten Bischöfe konnten unmöglich das widerrufen und als unrichtig und unkirchlich bezeichnen, was sie zuvor insgesammt angenommen und als kirchliche und göttliche Wahrheit, als kirchliches Gesetz und Recht amtlich verkündigt und den Völkern, dem Klerus und den Laien zur Nachachtung eingeschärft haben. Diese Bestätigung oder vielmehr unterwürfige Annahme war um so gewisser und unvermeidlicher, als ja durch Verweigerung derselben das allgemeine Concil sowol über den gegenwärtigen Papst als auch über eine ganze Reihe seiner Vorgänger das Verdammungsurtheil ausgesprochen hätte, indem es demjenigen, was von seiten des Papstes als kirchliche Wahrheit und als göttliches Recht verkündet worden, diesen Charakter versagt und damit den gegenwärtigen Papst sowie viele der frühern als Irrlehrer oder als Verderber der echten Kirchlichkeit gebrandmarkt haben würde.

Einige Beispiele werden genügen, um den Beweis zu liefern, daß Encyclica und Syllabus mit dem modernen Staate im principiellen Widerspruche stehen.

Vor allem ist nach dem Ausspruche des Papstes in der Encyclica die Annahme einer Gleichberechtigung der Religionen und Confessionen nichts als Wahnsinn (deliramentum) und muß als solcher behandelt werden. Die in den modernen Staaten gesetzlich gewährleistete Gleichberechtigung muß daher zunächst den Charakter einer nur vorläufigen nothgedrungenen Duldung annehmen, und es besteht daher die Pflicht, den Grundsätzen der römischen Kirche gemäß diese Gleichberechtigung möglichst zu beschränken, und sobald sich irgendwie die Möglichkeit darbietet, sie ganz aufzuheben.

Nach der Encyclica muß der Staat eine bestimmte Religion haben, und zwar die wahre, nämlich die katholische. Katholische Fürsten und Staatsmänner müssen pflichtgemäß danach handeln und das Gegentheil nach der Vorschrift des Papstes ausdrücklich verdammen, wenn sie nicht unkirchlich und unkatholisch denken und handeln wollen.

Die Encyclica räumt der Kirchengewalt ausdrücklich das Recht ein, über die Gläubigen nicht blos geistliche Strafen zu verhängen, sondern auch äußern physischen Zwang anzuwenden und äußere körperliche Strafen zu verhängen. Sie verlangt, daß gegen die Verletzer der Religion, d. h. der katholischen Kirche, Gewalt angewendet werde. Verletzer der katholischen Kirche aber sind alle, welche der hierarchischen Kirchengewalt widersprechen, dieselbe nicht anerkennen, sich ihr nicht unterwerfen.

Der Papst tadelt und verwirft in der Encyclica ausdrücklich durch den Volkswillen, „der sich durch die sogenannte öffentliche Meinung oder auf andere Weise kundgibt", oberste Gesetze zu bestimmen, „unabhängig von allem göttlichen und menschlichen Recht". Dieser letztere Passus kann im Hinblick auf die sonstige Theorie und Praxis der Römischen Curie und der ganzen Hierarchie nichts anderes bedeuten, als „unabhängig von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit oder Autorität". Damit wird es aber auch kirchlich verworfen, das Volk selbst als Factor der Gesetzgebung gelten zu lassen. Bekannt ist

ohnehin, daß den kirchlichen Hierarchen nichts widerwärtiger ist als die constitutionelle Verfassung, in der in der Regel den geistig Mündigen und Selbständigen die entscheidende Stimme zufällt. Der Encyclica ist das Volk zudem nichts als eine rechtlose unmündige Masse, welche ohne kirchliche Leitung, ohne „Bande der Religion und der wahren Gerechtigkeit" in ihren Handlungen kein anderes Gesetz zu befolgen vermag, als die ungezähmte Begierde ihres Herzens.

Die Encyclica hält es für eine ausnehmende Unverschämtheit (insignis impudentia), die höchste Autorität der Kirche und des apostolischen Stuhls dem Gutachten der staatlichen Gewalt zu unterwerfen und alle Rechte dieser Kirche und des Heiligen Stuhls bezüglich dessen zu bestreiten, was sich auf die äußere Ordnung bezieht. Die Kirche muß es also auch für eine Unverschämtheit halten, wenn der Staat, um seine Souveränetät, seine Gesetze und Rechte gegen willkürliches Eingreifen der Hierarchie zu schützen, verlangt, daß nicht ohne seine Genehmigung oder doch nicht gegen seine Autorität beliebige Anordnungen, Entscheidungen oder Forderungen des Papstes, „die sich auf die äußere Ordnung beziehen", verkündet und geltend gemacht werden.

Die Encyclica spricht ferner aus, daß man auch jenen Urtheilen und Decreten des Apostolischen Stuhls, die nicht die Dogmen des Glaubens und der Sitten, sondern nur überhaupt das allgemeine Wohl der Kirche, deren Rechte und Disciplin betreffen, Beistimmung und Gehorsam nicht ohne Sünde und ohne Beeinträchtigung des katholischen Bekenntnisses verweigern könne. Es ist nicht schwer einzusehen, daß in dieser Weise dem Papst die Oberherrschaft über jeden Staat gesichert und die eigentliche Souveränetät demselben zuerkannt ist.

Die Encyclica spricht ferner aus, daß die königliche Gewalt nicht allein zur Regierung der Welt, sondern ganz vorzüglich zum Schutz der Kirche verliehen sei, und daß nichts den Fürsten und Königen zu größerm Vortheil und Ruhm gereiche, als wenn sie die katholische Kirche nach ihren Gesetzen leben lassen und nicht erlauben, daß jemand ihrer Freiheit widerstehe — denn es sei gewiß, daß dies ihren Angelegenheiten förderlich ist, sich zu bemühen, wo es sich um die Sache Gottes handelt, nach seiner Anordnung ihren königlichen Willen den Priestern Christi unterzuordnen, nicht aber ihm den Vorrang zu geben.

Von den Bestimmungen des Syllabus mag nur die eine angeführt werden, welche den Katholiken mit dem Bannfluch belegt, sofern er mit Andersgläubigen in freundschaftlichen Verkehr tritt oder einen solchen auch nur in seinem Hause aufnimmt.

Die Sache hatte übrigens auch noch eine andere Seite.

Das ungebildete und blindgläubige, aber doch mit politischen Rechten ausgestattete Volk läßt sich von seiten der Hierarchie zu einem mächtigen Werkzeuge gestalten, um bestimmenden Einfluß auf die Staaten zu erlangen, indem alle politische Befugniß des gläubigen Volkes von den kirchlichen Gewalthabern für sich ausgebeutet und dieselbe gegen die Staatsautorität aufgeboten wird. Die Hierarchie kann bei der staatlichen Gesetzgebung durch das blindgläubige Volk bestimmenden Einfluß üben und äußerstenfalls den Staatsbehörden gegenüber für ihre Entscheidungen eine drohende Executivgewalt schaffen.

Das Volk, im modernen Staat mit politischen Rechten ausgestattet, wird in Schule und Kirche unaufhörlich belehrt, daß die Kirche und der Papst unmittelbar göttlich eingesetzt und unfehlbar seien und die Stelle Gottes vertreten, sodaß Gott selbst nur durch sie für die Menschen alles verleiht und wirkt, daß dagegen der Staat nur menschliches Machwerk sei, nur menschliche Autorität und keine Unfehlbarkeit besitze, also nothwendig geringer sei, weniger Autorität habe als die Kirche, und dieser sich deshalb unterordnen müsse.

In diesem Glauben nun schreitet das Volk zur Ausübung seiner politischen Rechte, wobei es der Klerus noch besonders dringend mahnt, Gott, d. h. der Kirche, dem Papst, mehr zu gehorchen als den Menschen, d. h. dem Staate. So muß dem Volke nothwendig jede Maßregel des Staates gegen die Ansprüche und Uebergriffe der Hierarchie als ein Ungehorsam, als eine Empörung des Staates gegen Gott selbst erscheinen. Eine Folge davon ist, daß es sich im Gewissen von der Verpflichtung gegen den Staat befreit wähnt und sich gegen denselben wendet, um nicht göttlicher Strafe zu verfallen.

Ganz unstichhaltig stellt sich der Einwurf dar, die Unfehlbarkeit des Papstes erstrecke sich ja nur auf religiöse Angelegenheiten, könne also in politisches Gebiet nicht eingreifen, den Staat in seiner Gesetzgebung nicht beeinflussen oder gar hemmen, noch auch die politischen Rechte des Volkes für sich ausbeuten und misbrauchen. Encyclica und Syllabus fordern ausdrücklich die Ausdehnung der Kirchengewalt auch auf das Zeitliche, und zwar Autonomie der Kirche nicht blos innerhalb des Staats, sondern Souveränetät neben dem Staate oder im Staate, ja sogar mehr als Souveränetät, da die Kirche unmittelbar göttlichen Ursprungs zu sein behauptet. Bei Bestimmung der Grenzen zwischen Kirche und Staat muß der Papst als Träger der unmittelbar göttlichen unfehlbaren Kirchengewalt diese Befugniß nothwendig sich selbst einräumen und nicht dem Staate. Denn nur die göttliche Autorität der Kirche kann bestimmen, was religiöser und kirchlicher Natur ist. So weit also der Papst die Grenzen seines Gebietes ausdehnt, so weit müssen sie auch als kirchlich gelten und jeder Einspruch des Staates und jeder Widerspruch und Widerstand des Volkes als religiöse Empörung. Solange also der Glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes besteht, ist der Staat seiner Souveränetät dem Papste gegenüber grundsätzlich als verlustig erklärt, und der Papst kann sie demselben thatsächlich dadurch nehmen und vollständig aufheben, daß er dem Volke Widerstand gegen den Staat zu Gunsten der Kirche zur Gewissenspflicht macht.

Solche Erwägungen lagen zu nahe, als daß sie wirklichen Staatsmännern hätten entgehen können; gleichwol hatten nicht alle den Muth, diese Frage öffentlich zu erörtern und in ihren Consequenzen praktisch zu verfolgen. Von allen europäischen Staatsmännern war der bairische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe der erste, welcher die einschlägigen Verhältnisse in das Gebiet der praktischen Thätigkeit zog und im Herbst 1869 den theologischen und juristischen Facultäten der Universitäten zu München und Würzburg eine Reihe von Fragen zur wissenschaftlichen Prüfung und Beantwortung vorlegte.

Die erste Frage lautete: „Wenn die Sätze des Syllabus und die päpstliche Unfehlbarkeit auf dem nächsten Concilium zu Glaubenswahrheiten erhoben werden, welche Veränderungen würden hierdurch in der Lehre von den Beziehungen zwischen Kirche und Staat, wie sie bisher in Deutschland praktisch und theoretisch gehandhabt wird, herbeigeführt?" Zunächst setzte die Juristenfacultät München an die Stelle des Wortes Deutschland das Wort Baiern, da die Principienfragen für alle Staaten dieselben seien. Dann erklärte sie, daß die Dogmatisirung des Syllabus und der päpstlichen Unfehlbarkeit an und für sich allein gar keine Veränderungen in den fraglichen Beziehungen herbeiführe, denn der gesetzgebenden Gewalt in der katholischen Kirche wohne nicht die Autorität inne, durch ihre Beschlüsse einseitig die geltenden rechtlichen Verhältnisse eines Staates zu verändern. Sollte daher das künftige Concil Beschlüsse fassen, welche mit den in Baiern geltenden Principien über das Verhältniß von Staat und Kirche oder über die rechtliche Stellung der letztern im Widerspruch ständen, so würde hierdurch allein der geltende Rechtszustand in keiner Weise alterirt. Gegenüber Versuchen aber, sich in Befolgung solcher Concilsbeschlüsse und mit Berufung auf dieselben einseitig über das geltende Recht hinwegzusetzen, wäre das Recht der Staatsgewalt, mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln einzuschreiten, unbestreitbar. Handle es sich aber um die Veränderungen, welche

durch die fraglichen neuen Dogmen im Verhältniß von Kirche und Staat mittelbar bewirkt werden würden, so erklärte die Facultät:

„Durch die Dogmatisirung der Syllabussätze würde das bisherige Verhältniß von Staat und Kirche principiell umgestaltet und beinahe die gesammte Gesetzgebung bezüglich der Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche in Baiern in Frage gestellt."

Das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes würde zuvörderst mit dem Fundamentalsatze der Unabhängigkeit und Selbständigkeit von Staat und Kirche in einen unlösbaren Widerspruch gerathen: der Staat würde seine Autorität nicht unmittelbar aus dem göttlichen Willen, sondern nur von der Kirche (dem Papste) ableiten dürfen, in deren (dessen) Händen sich eigentlich nach vermeintlicher Anordnung Christi beide Gewalten vereinigt fänden, und die Staatsgewalt hätte als bloßes Organ der Kirchengewalt deren Willen blindlings zu vollstrecken. Ist der Papst unfehlbar, so ist es auch Bonifaz VIII., der in der allgemeinen als dogmatisch geltenden Bulle Unam Sanctam vom 18. Nov. 1302, welche Leo X. auf der fünften lateranischen Synode bestätigt hat, die Unterordnung der weltlichen Gewalt, des Staates, unter die geistliche, die Kirche, als einen Satz hinstellte, den jeder Katholik bei Verlust der ewigen Seligkeit zu glauben hat. Derselbe Bonifaz erklärte es als ein göttliches Recht der obersten Kirchengewalt, die weltliche Gewalt einzusetzen und zu richten — und sprach dabei immer ex cathedra.

Welche einzelnen praktischen Wirkungen jenes Dogma auf die Beziehungen von Staat und Kirche äußern würde, liegt nach dem Facultätsgutachten außer aller menschlichen Voraussicht; nur so viel ließe sich jetzt schon mit Bestimmtheit behaupten, daß eine erneuerte Geltendmachung der Superiorität der Kirche über den Staat zu den unheilvollsten Wirrnissen und Kämpfen führen würde.

Den Satz, daß im Conflict der Gesetze beider Gewalten nicht das weltliche Recht, sondern das Kirchengesetz entscheide, ein Satz, der in der 42. Thesis des Syllabus enthalten ist, kann in dieser Allgemeinheit kein Staat anerkennen, weil damit dem Ungehorsam gegen die Staatsgesetze Thür und Thor geöffnet würde, wobei beispielsweise nur an die Widersprüche zwischen der weltlichen und kirchlichen Gesetzgebung bezüglich der Zinsen und Zehnten erinnert wird.

Derselbe Anspruch auf Unterordnung der weltlichen Gesetzgebung unter die kirchliche wird in der Thesis 57 erhoben, worin es heißt: „Die bürgerlichen Gesetze sollen und dürfen von der göttlichen Offenbarung und der Autorität der Kirche nicht abweichen. Unter allen Umständen muß aber daran festgehalten werden, daß jeder Unterthan die formelle Autorität der Staatsgesetze zu respectiren habe."

Bereits hat der Papst obige Thesen ins praktische Leben einzuführen gesucht, indem er in seiner Allocution vom 22. Juni 1868 das österreichische Staatsgrundgesetz vom 21. Dec. 1867 und die confessionellen Gesetze vom 25. Mai 1868 für null und nichtig erklärt und dadurch die größten Conflicte zwischen der Staatsgewalt und den kirchlichen Organen Oesterreichs angeregt hat.

Die These 54 lautet: „Könige und Fürsten sind nicht nur von der Jurisdiction der Kirche nicht ausgenommen, sondern sie stehen bei Entscheidung von Jurisdictionsfragen auch nicht höher als die Kirche, sondern vielmehr unter derselben. Andererseits nimmt die Kirche für sich vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit vom Staate in Anspruch (Thesis 19) und bestreitet der Staatsgewalt selbst das Recht, sich in Sachen der Moral einzumischen. Sie hat ihrer Ansicht nach (Thesis 24) die Macht, äußern Zwang anzuwenden; sie hat auch eine directe und indirecte zeitliche Gewalt.

Mit der Dogmatisirung der Unfehlbarkeitslehre würden die jura circa sacra in sich zusammenfallen, kein Regent wäre mehr in der Lage, z. B. Religionsgesellschaften in den

Staat aufzunehmen, darüber zu wachen, daß keine über ihren eigentlichen Wirkungskreis hinausgreife, den Religionsfrieden aufrecht zu erhalten.

Die Thesen 15, 77, 78 und 79 erklären, es stehe den Menschen nicht frei, jene Religion zu bekennen, welche er für die wahre hält, die katholische Religion müsse alle andern Culte ausschließen und Einwanderern dürfe die freie Ausübung ihres Cultus nicht garantirt werden. Solche Dogmen müssen in paritätischen Staaten die bedenklichste Beunruhigung der Gewissen und die gefährlichste Trübung des religiösen Friedens erzeugen. Auch von dem obersten Aufsichtsrecht des Fürsten über die katholische Kirche und von den bestehenden Amortisationsgesetzen könnte keine Rede mehr sein (These 41 und 26 des Syllabus). Ebenso wenig von weltlicher Gerichtsbarkeit, Besteuerung und Militärpflicht des Klerus (Thesis 30, 31 und 32).

Daß die bairische Staatsregierung die Befürchtungen, denen die Juristenfacultät München Ausdruck gegeben, für begründet erachtete und ihrerseits theilte, erhellt unter anderm auch aus dem Handschreiben des Königs Ludwig an den Erzbischof von München-Freising vom 21. Oct. 1869, welches die Hoffnung ausspricht, daß das bevorstehende Concil keine Lehren verkündigen werde, die mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit, mit dem Rechte des Staates und seiner Obrigkeiten und mit den wahren Interessen der Wissenschaft oder mit der rechtmäßigen Freiheit und dem Wohle der Völker in Widerspruch stehen.

Schärfer wurde die Anschauung des Ministeriums in einem Erlaß des Cultusministers an den infallibilistisch gesinnten Bischof von Regensburg ausgesprochen, welcher sich dahin äußerte, es werde kein Widerstreit der Concilsbeschlüsse mit der bairischen Staatsverfassung sich ergeben und diese nicht in die Lage kommen, die nach der Verfassungsurkunde erforderliche und hiermit ausdrücklich vorbehaltene Genehmigung des Königs zur Verkündung und Vollziehung jener Beschlüsse in Baiern zu verweigern. Es sei der lebhafte Wunsch der Staatsregierung, mit der katholischen Kirche in Frieden zu leben und den ihr angehörenden Staatseinwohnern das volle Maß ihrer Segnungen ungeschmälert zu erhalten.

In gleicher Weise aber müsse die Staatsregierung wünschen, daß die außerhalb der katholischen Kirche stehenden Staatsangehörigen nicht beunruhigt würden und daß insbesondere die bairischen Bischöfe nicht zu Beschlüssen mitwirkten, welche mit den Grundprincipien der bairischen Staatsverfassung, mit der allgemeinen Staatswohlfahrt, der Eintracht der verschiedenen Religionsgenossenschaften, und mit der garantirten Gewissensfreiheit in Widerspruch ständen.

Die bairische Regierung erachtete es mit Recht angemessen, ihre Bedenken gegen die künftigen Concilsbeschlüsse den übrigen Mächten, welche davon berührt werden konnten, darzulegen, dieselben glaubten jedoch im Hinblick darauf, daß das Material für die künftigen Beschlüsse zur Zeit noch nicht bekannt war, zu einem gemeinschaftlichen Vorgehen noch keinen Anlaß zu haben.

Bereits zu Anfang Januar 1870 aber machte die französische Regierung Miene, aus ihrer bisherigen Zurückhaltung herauszutreten und den katholischen Mächten zur Erwägung zu stellen, ob es angesichts der Richtung, in welche das Concil thatsächlich einzulenken begonnen, nicht angezeigt erscheine, sich in einer bisjetzt vermiedenen, unzweideutigen und gemeinsamen Kundgebung gegen das Fortwandeln auf einem Wege auszusprechen, welcher schließlich unvermeidlich die ernstesten Conflicte mit der weltlichen Autorität hervorrufen müsse.

Dagegen vertrat Oesterreich die Anschauung, daß, solange nicht formulirte Beschlüsse vorhanden, die weltliche Gewalt möglicherweise gegen Windmühlen kämpfe, daß aber, auch wenn solche Beschlüsse gefaßt worden, dieselben bis dahin zu ignoriren seien, wo der Versuch gemacht würde, ihnen praktische Geltung zu geben, dann aber einem derartigen

Versuche, wie, wo und von wem immer er unternommen werden möchte, eventuell mit der ganzen Autorität der staatlichen Gesetze zu begegnen sei.

Italiens Stellung gegenüber dem Concil und seinen Beschlüssen war von vornherein durch den Grundsatz des Grafen Cavour bestimmt: „Eine freie Kirche im freien Staat." Die consequente Durchführung machte es dem italienischen Staate zur Pflicht, sich den Beschlüssen des Concils gegenüber vollständig passiv zu verhalten.

Zu Anfang Februar 1870 erklärte der österreichische Reichskanzler, daß in der Lage, welche die österreichischen confessionellen Gesetze geschaffen, auch seit Eröffnung des Concils sich noch kein Anlaß geboten habe, mit der Curie auf specielle Zwecke gerichtete Verhandlungen zu eröffnen; übrigens sei der Botschafter in Rom beauftragt worden, der Curie zu bedeuten, daß die Regierung den durch die gedachten Gesetze gegebenen Standpunkt nicht zu verlassen gedenke, daß aber dieser Standpunkt kein der Kirche feindlicher sei. In dieselbe Zeit fällt übrigens der bekannte Antrag des Abgeordneten Rechbauer auf Regelung des Verhältnisses der Kirche zum Staat im Sinne des Mühlfeld'schen Religionsedicts, auf Einführung der obligatorischen Civilehe und auf gänzliche Abschaffung des Concordats. Die beiden letzten Anträge sollen nicht ohne Zustimmung der Minister eingebracht worden sein, wenn nicht gar ihrer Anregung ihre Entstehung verdanken, und vom Grafen Beust erzählte man, er habe dem Cabinet seine volle Unterstützung in der gegen das Concordat gerichteten Action zugesagt. Ende Februar warnte Oesterreich die Curie ausdrücklich vor einem Vorgehen, welches sich mit dem Inhalte der österreichischen Gesetzgebung in Widerspruch setze, und protestirte eventuell in aller Form gegen die betreffenden Beschlüsse. Was immer die Kirche befehlen möchte, erklärte Beust in einer Depesche an den Fürsten Metternich in Paris, österreichische Gerichtshöfe würden sich nicht zu nachsichtiger Behandlung derer verleiten lassen, welche die Gesetze brechen oder zum Bruche derselben auffordern; Rom solle sich hüten, der civilisirten Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Die österreichische Note wurde von Antonelli ad referendum genommen, d. h. er war darüber verstimmt und ließ sie unbeantwortet; aber sie blieb doch nicht ganz ohne Erfolg, denn die österreichischen Bischöfe schoben ihre Abreise von Rom auf, welche die Opposition wesentlich geschwächt hätte. Zu Anfang März gaben von der Regierung inspirirte französische Blätter dem Papste zu bedenken, daß ihn die fraglichen Beschlüsse rettungslos isoliren würden; sie aufzuzwingen habe er die Macht nicht mehr; es fehle ihm die materielle und moralische Stärke.

Zur nämlichen Zeit nannte die officielle „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" die ungeheuerliche Behauptung der persönlichen Unfehlbarkeit einen Koloß mit thönernen Füßen und meinte, die Unfehlbarkeitserklärung sei ein Mene Mene tekel, welches sich der Vatican selbst an seine Wände schreibe.

In den ersten Tagen des März 1870 that der französische Minister Graf Daru in Rom Schritte, welche dahin gingen, beim Concil einen Specialgesandten zu accreditiren, beziehungsweise die päpstliche Regierung zu ihrer Zustimmung hierzu zu veranlassen. Daran zu zweifeln, schien um so weniger Anlaß, als der Heilige Stuhl schon früher erklärt hatte, daß, wenn auch das apostolische Schreiben, welches das Concil einberief, des alten Gebrauchs der Specialvertretung der katholischen Mächte in der Kirchenversammlung keine Erwähnung gethan, hieraus doch nicht zu schließen sei, es werde denjenigen katholischen Mächten, welche um die Zulassung einer solchen ansuchen würden, diese in der Ueberlieferung begründete Forderung verweigert werden.

Zunächst glaubte man, es würde Oesterreich-Ungarn sein, welches der von Frankreich gegebenen Initiative folge. Man mußte sich jedoch zugleich sagen, daß dieser Schritt ein ziemlich verspäteter sei, und wenige Tage nachher erklärte die Regierung im Abgeord-

netenhause auf eine Interpellation, sie sei fest entschlossen, etwaigen Uebergriffen des Concils rückhaltslos entgegenzutreten.

Zur nämlichen Zeit hielt man es im Tuileriencabinet für die beste Politik, gewissen Beschlüssen des Concils einfach das Verbot der Kundmachung entgegenzustellen und das Weitere den protestirenden Bischöfen, den Ereignissen und der öffentlichen Meinung zu überlassen. Um die Mitte März kam man im französischen Cabinet dahin überein, den ordentlichen Gesandten in Rom mit den erforderlichen Vollmachten zu versehen, um auch als außerordentlicher Delegirter im Concil zu erscheinen. Ende März war es bereits öffentliches Geheimniß, daß die französische Regierung sich durch das Organ ihres Botschafters mit ihren bezüglichen Vorstellungen zuerst an den Papst und dann, da dieser Hrn. von Banneville an das Concil verwies, an die Legaten der Kirchenversammlung gewendet habe, daß indeß beidemal die Schritte erfolglos geblieben seien.

Damit fiel die Sache auch für die übrigen Cabinete in sich zusammen und es war nicht weiter mehr davon die Rede.

Jetzt zeigte sich recht klar, welch großen Fehler die Regierungen begangen hatten, als sie vor wenigen Jahren die Publication des Vorläufers der jetzigen Concilsbeschlüsse, des berüchtigten Syllabus errorum gestatteten. Dies war nur ein von der Curie ausgestreckter Fühler gewesen, um zu erproben, was die Bevölkerungen sich bieten ließen. Die Regierungen gingen sammt und sonders in die ihnen gestellte Falle, statt daß sie von dem Placet Gebrauch machten, das in den meisten andern Fällen überflüssig ist. Der Syllabus mit seinen zahllosen Angriffen auf jede Rechtsordnung und auf die gesammte Civilisation des modernen Staates wurde unbeanstandet, ja sogar mit Genehmigung der Staatsgewalt publicirt.

Hätte man gleich bei Berufung des Concils von dem kraft allgemeinen Gewohnheitsrechtes den Regierungen zustehenden Rechte Gebrauch gemacht und einen weltlichen Vertreter zum Concil gesandt, dann hätte sich ohne Zweifel die schon an sich ansehnliche Opposition der Bischöfe um diese weltlichen Vertreter geschart, und durch sie, hinter denen dann die Macht ihrer Staaten gestanden, würde die Opposition so mächtig geworden sein, daß eine Vergewaltigung derselben weder durch die neue Geschäftsordnung noch durch den erzwungenen Schluß der Debatten am 3. Juni 1870 hätte eintreten und damit auch das Zustandekommen staatsfeindlicher Beschlüsse hätte verhütet werden können. Fürst Hohenlohe hatte also doch richtig gesehen und es war nicht gut gewesen, daß man namentlich in Paris es beliebt hatte, auf das Concil und seine möglichen Gefahren mit souveräner Geringschätzung herabzublicken. Uebrigens war und ist die Lage Frankreichs in dieser Beziehung eine weitaus günstigere als die der übrigen Staaten. Denn befindet sich auch eine nicht zu unterschätzende Anzahl von Bischöfen mit der größten Mehrzahl des niedern Klerus in den Netzen der römischen Jesuiten, so sind doch noch nicht alle Elemente des Gallikanismus erstorben und es steht noch ein ansehnlicher Theil des Episkopats und des gebildetern Klerus auf Seite der Regierung. Aufgabe der französischen Regierung bleibt es also, die Verkündung jener staatsgefährlichen Concilsbeschlüsse zu hindern, die noch glimmenden Funken des Gallikanismus anzufachen, bei Besetzung von Bischofsstühlen ihre Anhänger zu bedenken, auf die Bildung einer Nationalkirche hinzuarbeiten und dem niedern Klerus eine allgemeinere Bildung zu verschaffen. Löst sie diese Aufgabe, so kann sie den aus den Concilsbeschlüssen sich entwickelnden Wirren ruhig entgegensehen.

Weniger günstig liegen die Dinge im cisleithanischen Oesterreich; hier liegt die Gefahr nahe, daß der Klerus sich auf die Seite der angeblich unterdrückten Nationalitäten stellt und so der Nationalitätenfrage eine noch größere Bedeutung gibt. Gelingt es aber Oesterreich, diese Frage zu lösen oder auch nur sie zu vertagen, so ist auch hier bei rich-

tigem Verständniß und bei kluger Benutzung der Umstände Grund zu Besorgniß nicht gegeben. In Ungarn dagegen ist bei der musterhaften Einmüthigkeit, mit welcher die ungarischen Bischöfe den Anmaßungen Roms entgegengetreten sind, nicht der mindeste Anlaß zu Besorgnissen gegeben.

Besonders schlimm scheinen die Sachen in Baiern zu stehen. Die bairische Regierung hat in Behandlung von kirchlichen Fragen seit Jahren eine lange Reihe von Fehlern begangen: sie hat die Publication des Syllabus unbeanstandet gestattet, sie hat die günstigste Zeit hindurch die Unterrichtsfrage ungeregelt gelassen, die zwischen Kirche und Staat bestehenden Verhältnisse nicht genau gesetzlich fixirt, sie hat die Hände in den Schos gelegt und den staatsfeindlichen Klerus immer mehr Boden in politischen Dingen gewinnen lassen, sie hat beim Auftreten dagegen in einzelnen Fällen nicht ausreichende Mittel angewandt; ihr Verhalten, halb Nachgiebigkeit, halb Widerstreben, konnte ihre eigene Macht nur schädigen; nahm sie hier und da einen Anlauf zur Energie, so stand sie jedesmal davon wieder ab, wenn sie auf Widerstand stieß. Selbst Fürst Hohenlohe beging einen Fehler, da er dem ersten Schritte nicht auch den zweiten folgen ließ, der in der Beschickung des Concils durch einen eigenen Gesandten bestanden hätte. Wie die Sachen jetzt stehen, liegt der Regierung die heilige Pflicht ob, keinem einzigen der Concilsbeschlüsse das königliche Placet zu verleihen. Wie wenig übrigens selbst der Theil des bairischen Episkopats, welcher zur Opposition gehörte, nach seiner Entfernung von Rom dem römischen Drucke zu widerstehen vermag, beweist die Thatsache, daß der Erzbischof von München-Freising sich nicht entblödete, einem ausdrücklichen, wenige Tage vorher ihm publicirten Verbote gegenüber die Concilsbeschlüsse über die Unfehlbarkeit durch das Pastoralblatt zu publiciren, was allein die bairische Regierung veranlassen könnte, dem Beispiele Oesterreichs zu folgen und das Concordat als aufgehoben zu erklären.

Wenn Antonelli in seiner Antwort auf die Note des Grafen Daru erklärte, daß für alle Fälle die Kirche nicht daran denke, sich in die politischen Fragen einzumischen, wenn er sich weiter bemüht zu entwickeln, daß man den 21 Canones von der Kirche eine Bedeutung und Consequenzen gebe, welche die Römische Curie ihnen niemals beimessen wollte, daß es wesentlich sei, in diesen Materien die theoretische und absolute Seite von der praktischen und relativen zu unterscheiden, daß die Kirche als eine geistliche und von Gott eingesetzte Genossenschaft die Pflicht habe, den Gewissen Lösungen für alle Probleme, welche das menschliche Leben bietet, zur Hand zu geben, daß sie aber darum keineswegs die Absicht habe, sich in die politischen Fragen einzumischen, und daß sie auf alle Fälle den Nationen gegenüber, mit welchen sie Concordate abgeschlossen hat, den Bestimmungen dieser Verträge stets treu bleiben werde, so genügt dem gegenüber die Bemerkung, daß der Syllabus fast in jedem Satze den Bestimmungen des bairischen Religionsedicts und der zweiten Verfassungsbeilage schnurstracks widerspricht.

4) Die Vertagung des Concils.

Obschon die bekannten 83 Opponenten auf dem Concil hoffen ließen, sie würden ihrer Fahne auch nach der Heimkehr in ihre Diöcesen treu bleiben, machte sich schon sehr bald eine Reihe der bedenklichsten Anzeichen für das Gegentheil bemerklich. So wurden im Pastoralblatte der münchener Diöcese, trotz des vorausgegangenen Verbots durch die Staatsregierung, die auf die Unfehlbarkeit bezüglichen Beschlüsse des Concils veröffentlicht, und dasselbe geschah seitens mehrerer anderer Bischöfe der ehemaligen Oppositionspartei. Das Publikum sah mit Staunen und Entrüstung bisher geachtete Männer ihrem Worte untreu werden.

Diese kläglichen Zustände veranlaßten eine Anzahl katholischer Theologen, meist Lehrer an deutschen Universitäten, Ende August in Nürnberg zusammenzutreten und zu be-

rathen, wie sich die Altgläubigen den Neuerungen der Kirche gegenüber zu verhalten hätten. Es betheiligten sich daran Geistliche aus München, darunter von Döllinger, Friedrich u. a., und beschlossen, Denkschriften auszuarbeiten, deren Gegenstand die Concilsbeschlüsse, besonders die päpstliche Unfehlbarkeit bilden sollten; zugleich erklärten dieselben, dem Vaticanischen Concil die Eigenschaft eines ökumenischen nicht beilegen und das neue Dogma nicht anerkennen zu können. Wenige Tage darauf versammelten sich viele deutsche Bischöfe in Fulda, und zwar darunter viele Mitglieder der Oppositionspartei, und beschlossen, es sei den Gläubigen die Annahme des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit dringendst zu empfehlen. Die ungarischen Bischöfe, sowie Hefele von Rottenburg blieben ihrer Fahne getreu und erschienen nicht. Von der ehemaligen Opposition gingen ins Lager der Infallibilisten über der Erzbischof von München (Scherr), der Bischof von Ermland (Krementz), der Bischof von Trier (Eberhard), der preußische Armeebischof (Namczanowski).

Nachdem der Papst das Concil bereits bis October 1870 vertagt hatte, nahm er aus den politischen Zeitverhältnissen, vorzugsweise aus der Besetzung Roms und des Restes des vormaligen Kirchenstaates durch die italienischen Truppen Anlaß, mittels einer Bulle vom 20. Oct. 1870 das Concil auf unbestimmte Zeit zu vertagen, obschon der Fortdauer von seiten der italienischen Regierung kein Hinderniß in den Weg gelegt werden sollte. In dieser Bulle erklärte der Papst ausdrücklich, die Väter des Vaticanischen Concils würden, solange die dermaligen Zustände fortdauerten, in Rom nicht die nöthige Freiheit, Sicherheit und Ruhe haben, um gemeinschaftlich mit dem Papste die Angelegenheiten der Kirche in vorgeschriebener Weise zu regeln; auch könne er nicht zugeben, daß in den schweren Tagen des Drangsals so viele europäische Bischöfe von ihren Diöcesen abwesend wären.

Das war also das Ende des Vaticanischen Concils. Die nürnberger Versammlung aber erklärte und hoffte, ein neues wirklich ökumenisches Concil werde die im letzten Vaticanischen Concil zum Dogma erhobenen Irrthümer wieder beseitigen. Das walte Gott!

5) Das Anticoncil in Neapel.

Es gibt leider Personen, denen es zur Nothwendigkeit geworden scheint, erhabene Dinge in den Staub zu treten. Zu diesen tiefernsten Momenten des modernen Staatslebens muß man unbedingt auch das Versammlungsrecht der Staatsbürger rechnen, und seine innerste Bedeutung sollte davon abmahnen, es zu Zwecken zu misbrauchen, welche vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht bestehen können.

Dieses Fehlers machte sich aber Graf Ricciardi schuldig, als er im März 1869 für dieselbe Zeit, in welcher das Vaticanische Concil in Rom tagen würde, ein Gegenconcil nach Neapel ausschrieb, welches die Interessen der Neuzeit gegenüber den Bestrebungen des römischen Concils vertreten und der Welt beweisen sollte, daß die Bildung der Gegenwart nicht gesonnen sei, sich die in Rom bereit gehaltenen Fesseln anlegen zu lassen. Das überschwengliche Lob, das Garibaldi diesem Gedanken in einem Briefe vom 12. Oct. 1869 an die Redaction des „Dovere" spendete, konnte demselben nur schaden; denn wie hoch man den General auch als Soldaten achten mag, Wissenschaften und höhere Politik sind Gebiete, auf denen er sich noch keine Lorbern pflückte. Und so kam es denn auch, daß sein Wunsch, es möchten am 8. Dec. in allen Städten des Landes Volksversammlungen zur Unterstützung des Anticoncils stattfinden, unerfüllt blieb.

Garibaldi sah in seiner sanguinischen Weise beim Anticoncil die Schüler Galilei's, Newton's, Kepler's, Voltaire's, Franklin's, der Hauptstützen der Wissenschaft, versammelt. Auch hierin täuschte er sich bitter, nicht ein einziger Name von wissenschaftlicher oder literarischer Bedeutung fand sich unter denen, welche sich in Neapel einfanden!

Aeußerer Umstände wegen — es fand am 8. Dec. eine Tagesvorstellung im Theater San-Ferdinando statt, das dem Anticoncil überlassen war — mußte dessen erste Sitzung auf den nächsten Tag verschoben werden.

Die Zahl der Anwesenden mochte etwa 700 Personen betragen, darunter ungefähr ein Dutzend Frauenzimmer. Der Eintrittspreis war auf 50 Centesimi festgesetzt. Ueber der Scene, auf welcher die Leiter der Unternehmung Platz genommen, prangte die vielsagende Inschrift: „Die im freien Gedanken verbrüderten Nationalitäten der civilisirten Welt." Ricciardi eröffnete die Versammlung mit einer phrasenreichen Ansprache, worauf eine Anzahl von Zustimmungstelegrammen aus verschiedenen Ländern verlesen wurden, darunter mehrere von sogenannten Freien Gemeinden und Maurerlogen. Aus je fernern Orten sie kamen, desto lebhafter wurden sie beklatscht.

Dann kamen die eingelaufenen Briefe an die Reihe. Natürlich fehlte auch einer von Garibaldi nicht, der dem Anticoncil die Formel zur Annahme empfahl: „Ich glaube an die Religion Gottes, aber ich will keine Priester." Ein Antrag, für ein Denkmal Hegel's in Berlin zu subscribiren, fand keinen Beifall.

In der zweiten Sitzung kam es zu Ausschreitungen, indem der französischen Republik ein Hoch ausgebracht wurde, was den anwesenden Polizeibeamten veranlaßte, die Versammlung für aufgelöst zu erklären. So blieben die auf die Tagesordnung gesetzten Fragen der Gewissensfreiheit, der Trennung von Kirche und Staat, der Nothwendigkeit einer von der Religion unabhängigen Moral und der Organisation einer internationalen Verbrüderung zum Behufe der Hebung des moralischen Wohles der Völker zum großen Theil undebattirt, nur die erste war theilweise discutirt worden, als die Auflösung erfolgte.

In einer Proclamation vom 18. Dec. 1869 vertagte Ricciardi die Verhandlung bis zum September 1870, zu welcher Zeit in der Schweiz eine Versammlung der Mitglieder der Freien Gemeinden stattfinden werde.

Zugleich veröffentlichte er das Programm des Comité des aufgelösten Anticoncils, welches nachstehende Punkte umfaßt: Freiheit des Gewissens gegenüber religiöser Autorität; Unabhängigkeit des Menschen vom Despotismus der Kirche und des Staates; Solidarität der Völker gegenüber der Allianz der Fürsten und Priester; Unabhängigkeit der Schule vom Klerus; Recht gegen Privilegium; keine andere Grundlage als die Wissenschaft; Freiheit und Souveränetät des Menschen im freien Staate; Nothwendigkeit der Abschaffung jeder Staatskirche; Emancipation der Frauen von allen durch Kirche und Staat ihnen angelegten Fesseln; Nothwendigkeit des Unterrichts ohne Dazwischenkunft der Religion.

Ein Protest Ricciardi's und Avezzana's gegen die Auflösung der Versammlung — nicht blos der Sitzung — blieb unberücksichtigt.

So endete ein Unternehmen, von dem kein Denkender einen bedeutenden Erfolg erwartete, kläglich genug. Man hatte verkannt, daß die Civilisation nicht mit dem Christenthum, sondern mit der degenerirten Kirche, mit dem Jesuitismus und der Verquickung geistlicher und weltlicher Macht in Widerstreit sich befindet und daß man mit Phrasen die Welt nicht besser macht.

Dem Concil im Vatican geschah mit der Auflösung des Anticoncils in Neapel sicher der geringste Gefallen, es konnte nur Gewinn daraus ziehen, wenn die Welt darüber klar wurde, wie unreif die Gedanken waren, die man von der Bühne herab kundgab. Das Anticoncil hat sich selbst gerichtet. Dr. A. von Volpi.

Berichtigung. In dem zweiten Artikel über das „Oekumenische Concil" muß S. 601 dieses Bandes statt: „Das 13. Concil, zu Leyden das erste" und „das 14. Concil, in Leyden das zweite", jedesmal für Leyden „Lyon" stehen.

Irland und die Agrarreform.

Zweiter Artikel.

1) Die Landfrage.

Swift schrieb im Jahre 1724: „Ueber Irland wissen die Leute in England wenig mehr als über Mexico, nur daß es ein dem Könige von England unterthanes Land sei, voll von Mooren, bewohnt von wilden irischen Papisten, welche von den zahlreichen, dorthin gesandten Truppen in Ordnung gehalten werden; und ihre allgemeine Ansicht ist, daß es besser für England sein würde, wenn die ganze Insel in die See versänke, denn sie haben die Tradition, daß es in Irland alle vierzig Jahre eine Rebellion geben müsse." Diese Schilderung der großen Unwissenheit, die in England über die Schwesterinsel herrscht, ist auch jetzt noch zutreffend, und so ist es denn wol kein Wunder, daß man eine so schwierige Frage wie die Landfrage, die Lebensfrage für Irland, in England sehr wenig verstanden und berücksichtigt hat. Und da Irland im englischen Parlament keine entsprechende Vertretung hat — denn von den 658 Mitgliedern des Unterhauses kommen auf Irland nur 165, welche in zwei feindliche, sich gegenseitig neutralisirende Parteien zerfallen — so war seitens der englischen Legislatur nur wenig für die Frage geschehen, die sie in den letzten Sessionen so sehr in Anspruch nahm.

Der englische Farmer ist ein Kapitalist, der seine mehrere hundert Acres enthaltende Wirthschaft ganz wie ein Industrieller seine Fabrik in Betrieb hat; er ist persönlich vom Besitz dieser Wirthschaft unabhängig. Er übernimmt das Gehöft vom Grundherrn contractmäßig, mit Wohnhaus und allen erforderlichen Baulichkeiten und Vorrichtungen versehen; es bleibt immer eine bloße Sache des Geschäfts, wenn er es wieder aufgibt. Der irische Farmer ist ein kleiner Bauer mit etwa 15 Acres, der Besitz seines Gehöfts ist ihm in jedem Sinne des Wortes eine Sache des Lebens und des Todes. Er oder sein Vorfahr hat diesen Acker urbar gemacht, das Haus, den Stall, die Scheune, den Zaun erbaut und sonst alles in der Wirthschaft hergerichtet. Der Grundherr hat blos den Boden hergegeben, wofür er zum üblichen Pachtzins berechtigt ist. Der Bauer blickt mit demselben Stolze auf seinen Besitz wie der Grundherr auf sein Eigenthum. Das irische Herkommen lehrt ihn, daß der im Besitz befindliche Pachter zum Besitz berechtigt bleibt, solange er seinen Zins zahlt. Der Grundherr ist danach nicht unbedingt Grundeigenthümer. Er kann über sein Eigenthum nicht nach Belieben verfügen; der Besitzer ist Miteigenthümer. Der Grundherr hat den Zins, der Pachter hat das Land.

Die Vorstellung des Eigenthums in der Farm hat sich dem alten Herkommen gemäß thatsächlich im Gemüthe der Bauern festgesetzt. Man spricht denn auch im gemeinen Leben von einem Pachter schlechtweg als dem Eigenthümer (owner) einer Farm, sagt, daß einer sein Pachtgut verkauft, daß einer eins geerbt hat. Und wenn der Pachter mit Stolz, mit inniger Anhänglichkeit auf Haus und Hof blickt, so ist das keineswegs eine oberflächliche Gefühlssache. Es ist Sache des tiefsten Herzens. Das Pachtgehöft vererbt sich, sowie auch der Viehstand, nach alter Weise zu gleichen Theilen unter den Söhnen. Ist das Gehöfte zu klein, oder sind zu viele Söhne da, so wird eine zu große Zerstückelung dadurch vermieden, daß die Familie mit einem Theile der Söhne das Abkommen trifft, daß sie dieselben ein Handwerk lernen läßt und dann später ein Geschäft etablirt, wofür sie den andern Brüdern ihren Antheil abtreten. Eine Hauptsache bleibt aber die Aussteuer der Töchter. Den Töchtern gehört in der Erbschaft sämmtlicher Hausrath und ein großer, der größtmögliche Theil der Baarschaft. Auf die Mehrung der Aussteuer

geht das beständige Sinnen und Trachten des Vaters. Nichts erregt so heftig den Stolz und die Eifersucht unter den Nachbarn. Ist es einmal bekannt, daß ein Pachter seinen Töchtern je 200 Pfd. St. mitgibt, so gilt er für einen wohlhabenden, angesehenen Mann, und seine Stellung unter den Junggesellen der Nachbarschaft, welche alles anwenden, um sich ihm zu empfehlen, ist eine sehr einflußreiche, beneidete. Die Brüder müssen nach Kräften zur Aussteuer der Schwester beitragen; oft wird die Aussteuer der Schwägerin der der Schwester beigefügt.

Die Fürsorge für die Familie macht dem Pachter sein Gehöft unersetzlich. Keine mit dem Betriebswerthe irgend in Verhältniß stehende Summe könnte ihn für den Verlust dieses Besitzes entschädigen; denn bei dem großen Begehr nach Land ist ja kein anderes Gehöft um eine mit dessen Betriebswerth irgend im Verhältniß stehende Summe zu bekommen. Wo zum Behufe der Auswanderung oder wegen sonstiger Verhältnisse Gehöfte von den Pächtern verkauft werden, zahlt man auch fortwährend verhältnißmäßig ganz enorme Summen für die Abtretung (good will).

Mit dem irischen Herkommen und den dadurch thatsächlich gestalteten Verhältnissen stand aber bisher das englische Gesetz, das Gesetz der Gerichtshöfe des Landes, in geradem Widerspruch. In diesem Conflict liegt der Schwerpunkt der Frage.

Das englische Gesetz erklärte nach englischen Principien das Eigenthum des Grundherrn für ein unbedingtes. Thatsächlich aber bestand ein solches unbedingtes Eigenthum fast nirgends in Irland. Im Norden des Landes, in der Provinz Ulster, wurde das Pachtbesitzrecht (tenant right) seitens der Grundherren anerkannt, sie hatten ihren Widerstand dagegen aufgegeben. In den andern Provinzen wurde es von den Grundherren nicht anerkannt, deshalb bestand hier der agrarische Krieg unter Rory vom Berge (Rory of the hills, wie die geheime Insurrection ihre gefürchteten Drohbriefe unterzeichnet); das Herkommen des Besitzrechts wurde durch das Herkommen des Grundherrenschießens (dropping landlords) ergänzt.

Das Herkommen des Pachtbesitzrechts schreibt sich von den alten irischen Institutionen her und ist außerdem durch die englische Landordnung (settlement) unter Jakob I., die einzige in positiv gerichtlicher Weise vorgenommene englische Landordnung in Irland, ausdrücklich anerkannt worden. Die alten irischen Tanisten (Adelichen, Häuptlinge) besaßen vollständiges Eigenthum nur an der Domäne, dem unter ihrer eigenen Bewirthung stehenden Grundstücke; über die Ländereien ihrer Bauern besaßen sie nur Oberherrlichkeit; die Bauern hatten ihnen gewisse Dienste zu leisten, hatten aber sonst freien Besitz ihres Gehöfts, welches sich nach dem Gesetz des Gavelkind zu gleichen Theilen unter Brüdern vererbte. Sir John Davies, der Commissar der Landordnung unter Jakob I., verfuhr nach diesen Principien. „Er kam", wie er in seinem Berichte sagt, „nach sorgfältiger und umfassender Untersuchung des irischen Landbesitzes zur Ueberzeugung, daß englische Vorstellungen auf irische Verhältnisse nicht anwendbar seien, daß weder der obere noch der untere Besitzer als ein freier Eigenthümer (freeholder) anzusehen sei, sondern daß beide ihre Besitzrechte haben." Er erließ eine Proclamation, daß alle Grundherren ihre Güter der Krone zu übergeben hätten, welche ihnen mit gültigen Titeln zurückgestellt werden sollten. Nachdem der Tanist dann seine Güter übergeben hatte, wurde zuvörderst untersucht, wieviel Land er selbst als freies Erbgut in Domäne innehabe und wieviel Land seine Insassen in Besitz und welche Abgaben und Dienste diese dafür dem Tanisten zu leisten haben. Die letztern wurden sodann abgeschätzt und in einen festen Pachtzins umgelegt. Das ganze Verfahren wurde zu Protokoll genommen, „um den Grundherrn zu verhindern, unter irgendeinem Vorwande mehr als den festgesetzten Zins zu nehmen". Schließlich wurde „dem Lord die Verwilligung über sein Land ausgefertigt, jedoch nicht von dem ganzen Landgute, sondern von denjenigen Grundstücken desselben, welche in des

Lords persönlichem Besitze befunden worden sind, und von denjenigen festen Geldsummen, welche ihm als Pachtzinsen für die übrigen Grundstücke zufallen. Aber diese Grundstücke, welche im Besitz der Insassen befunden worden sind, werden ihnen belassen, belegt mit festem Pachtzins, anstatt der irischen Auflagen". Die Jakobische Landordnung, die rechtliche Grundlage des englischen Irlands, stimmt also aufs genaueste mit dem gegenwärtigen irischen Herkommen überein. „Das Ergebniß war", wie Davies noch weiter erklärt, „ein höchst befriedigendes, sodaß anstatt fortwährender Mordthaten und Ruhestörungen weniger Verbrechen in ganz Irland begangen werden, als in einer einzigen Grafschaft im Westen von England; denn die Wahrheit ist, daß in Friedenszeiten der Ire mehr das Gesetz respectirt als der Engländer oder überhaupt sonst ein Volk."

Unter dieser Landordnung erfreute sich Irland in der That während einer Generation eines Friedens und Wohlbefindens, wie wol seitdem nicht wieder. Die Landordnung hatte jedoch einen sehr wesentlichen Mangel, der in verhängnißvoller Weise bald ihre heilsamen Wirkungen zunichte machte. Nach längern Berathschlagungen wurde entschieden, daß die irischen Gesetze von den Gerichtshöfen nicht anerkannt werden könnten, daß das englische gemeine Gesetz als das Landesgesetz in Irland zu bestehen habe. Zu gleicher Zeit unterließ man, die Gerichtshöfe auf die Landesordnung zu verweisen. Das englische Gesetz und die nach englischem Muster eingerichteten Gerichtshöfe geriethen daher in vollkommenen Widerspruch mit den nach der Landesordnung und dem Herkommen bestehenden Agrargebräuchen. Es war ein vollkommener Widerspruch, und aus diesem Widerspruch ist denn die mehr als hundertjährige Verwirrung entstanden, welche die irische Agrargeschichte ausmacht.

Schon unter Wentworth (Earl Strafford) wurde die Unsicherheit und Verwirrung im Landwesen allgemein. Dazu kamen die Feindseligkeiten zwischen den Protestanten und Katholiken, zwischen den englischen Ansiedlern und den Eingeborenen. Als daher der Bruch zwischen Karl I. und dem englischen Parlament eine Gelegenheit bot, brach die allgemeine Erbitterung in einem allgemeinen Aufstande aus, welcher, von den großen irischen Adelichen angeführt, ein Krieg der Einheimischen gegen die Colonisten, der Iren gegen die Engländer war. Es folgten die unerhörten Verheerungen, Massenmassacres, Massendeportationen unter Cromwell, der freilich seinen Plan, das ganze irische Volk in Leinster und Munster zu deportiren und diese Provinzen zu colonisiren, wie Jakob I. bereits Ulster colonisirt hatte, nicht auszuführen vermochte; allein das ganze Jahrhundert hindurch wüthete das englische Schwert in derselben unerhörten Weise mordend, plündernd und verheerend unter den Iren und ihrem Hab und Gut. Die unzähligen Confiscationen brachten fast das ganze irische Grundeigenthum an Engländer. Durch Cromwell's Landordnung vom Jahre 1652 wurden 7,708238 Acres irisches Grundeigenthum confiscirt. Durch die Landordnung Karl's II. vom Jahre 1662 kamen von den unter Cromwell verwirkten Ländereien 4,500037 Acres an neu ansiedelnde englische Protestanten, 3,900000 Acres an früher angesiedelte englische Protestanten, die Iren behielten 2,900000 Acres. Durch den Vertrag von Limerick vom 3. Oct. 1691 verwirkten die Iren schließlich abermals 1,723787 Acres und behielten nur 1,753000 Acres. Die englischen Protestanten besaßen an 10,000000 Acres urbares Land, von welchen Cromwell 4,560000, Wilhelm III. 1,211000 Acres verwilligt hatten, während die englischen Protestanten schon vor Cromwell 4,000000 Acres innehatten. Zu dieser beispiellosen Beraubung des Privateigenthums der Nation kamen dann die strengsten Penalgesetze, welche mit fast unglaublichem Raffinement jegliche Regung der unterdrückten Nationalität verpönten; sie kamen erst vom Jahre 1777 an, zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, allmählich in Wegfall. Allein, wenn es mit diesem ganzen Verfahren auf die Erdrückung des unterdrückten Volkes abgesehen war, so mislang diese Absicht gänzlich. Die neuen Herren der confiscirten Lande mußten

die Iren wieder als Bauern zulassen, und die agrarischen Dinge gingen immer wieder nach der altherkömmlichen Weise fort, ausgenommen, daß das Pachtbesitzrecht keine gesetzliche Anerkennung hatte. Im Volke blieb das irische Element das herrschende und absorbirte größtentheils das angelsächsische. Letzteres trug nur zur größern Widersetzlichkeit des irischen Elements bei. Gerade im größtentheils angelsächsischen und protestantischen Ulster ist das irische Pachtbesitzrecht zur Anerkennung gebracht worden. In dem der Abstammung nach vorwiegend angelsächsischen Tipperary, nicht im celtischen Connemara ist das Grundherrenschießen im Schwange. In den frühern Zeiten mußte sich der Grundherr auch in manchen Dingen mehr nach den Bauern richten als diese nach ihm. Während der Zeiten der Entvölkerung, welche die Cromwell'schen Verheerungen zur Folge gehabt hatten, war es nicht der Grundherr, welcher die Bauern auszuweisen suchte, sondern diese vermochten jenem oft Bedingungen vorzuschreiben unter der Drohung, ihn zu verlassen.

Die vielfachen Schwierigkeiten, welche die Pächter den Grundherren machten, führten denn schließlich zu dem System der Mittelleute (middlemen), ein System, welches viel Unheil gestiftet hat. Der Grundherr war oft nur zu bereit, seine zahlreichen Pächter einem Pachter zu überhändigen, der einen zwar niedrigen, aber sichern Zins für das Ganze anbot. Der Mittelmann war gewöhnlich ein scharfer Praktikant, der sowol mit den Verhältnissen der Pächter wie mit den Bedürfnissen des Squire genau bekannt war und beide auszubeuten verstand. Der Mittelmann überließ denn wol diejenigen kleinen Leute, welche ihm zu viel Mühe machten, einem zweiten Mittelmann, der nun die Presse gehörig ansetzte, und so ging es fort, bis oft fünf Pächter, Mittelmann, Unterpächter, Unterunterpächter u. s. w. zwischen dem Grundherrn und dem eigentlichen Landbauer standen, und dieser wenigstens den fünffachen Pachtzins des Mittelmannes zu zahlen hatte. Die Mittelleute waren es hauptsächlich, welche das Land mit kleinen Bauern besetzten, denen Kartoffelbau und Schweinezucht ein kümmerliches Dasein gewährten.

Obgleich das Land sich stets dichter bevölkerte und das dringlichste Verlangen nach Land bestand, so behauptete sich doch immer das alte Agrarherkommen bei den Pächtern. Die Grundherren sahen sich ihrerseits nicht veranlaßt, gegen das Herkommen einzuschreiten, weil der ergiebige Kartoffelbau und die infolge der europäischen Kriege hohen Getreidepreise die Pächter befähigten, hohen Pachtzins zu zahlen. Im ganzen blieb das Verhältniß zwischen dem Grundherrn und dem Pachter ein freundschaftliches.

Die fortwährenden politischen Parteikämpfe, welche während des Bestehens des irischen Parlaments die Grundherren untereinander und mit der Regierung führten, veranlaßten, daß die Grundherren besonderes Gewicht auf die Anzahl ihrer Insassen legten, denn es galt damals noch als selbstverständlich, daß die Insassen ihrem Grundherrn nach der Wahlstelle folgten.

Als jedoch vom Jahre 1816 an infolge des europäischen Friedens die Getreidepreise fielen und die Pächter nicht mehr im Stande waren, die bisherigen hohen Pachtzinsen zu entrichten, fingen die Grundherren an ihre juristischen Rechte zur Geltung zu bringen. Doch waren Aussetzungen immer noch selten. Es war die Emancipation der Katholiken, welche die Bauern gegen die Grundherren scharte, diese ihres politischen Einflusses bei den Bauern beraubte und sie daher veranlaßte, ihre Rechte schärfer zu betonen. Von dieser Zeit an kam das Aussetzen und Grundherrenschießen in Gang. Als infolge der Hungersnoth von 1846 und 1847 die große Auswanderung nach Amerika begann, wurde dies zur Consolidation der Gehöfte benutzt und das Pachtbesitzrecht von den kleinen Pächtern durch die Grundherren vielfach aufgekauft, welche dieses Recht insofern thatsächlich anerkannten.

Die Frage, was thatsächlich im Lande bestehe, das irische oder das englische Pachtbesitzrecht, wurde schließlich durch die Waffen entschieden. Hr. Scully stand auf feind-

lichem Fuße mit seinen Pächtern zu Ballicohu. Sie zahlten ihren Pachtzins, waren aber dem Gesetze nach (wie gewöhnlich) nur Miethsleute auf sechsmonatliche Kündigung. Er hatte das gesetzliche Recht, sie auszuweisen und, da sie sich zu gehen weigerten, sie auszusetzen, und er erklärte, er wolle sie aussetzen. Er sandte seine Aufkündigungen, verlangte seine Aussetzungsordres vom Gerichte und schritt nun am festgesetzten Tage persönlich zur Execution unter Escorte einer bewaffneten Polizeimannschaft. Es war bekannt, daß die Pächter sich der Aussetzung widersetzen würden. Die Pächter verbarrikadirten ihre Häuser und trafen alle Anstalt zum Empfange des Feindes. Die Polizei wurde mit Verlust mehrerer Mann an Todten und Verwundeten zurückgeschlagen. Hr. Scully selbst blieb am Leben, aber mit drei Kugeln im Leibe; er hat sich dem Bösen verschrieben, sagten die Iren, es ist unmöglich, ihn zu tödten. Die öffentliche Meinung in Irland sprach sich einstimmig gegen Scully aus. Er mußte schließlich ausverkaufen, die Pächter sind geblieben und sind auch vollkommen unbestraft geblieben. Es war ein vollständiger Sieg des Bauern. Dieser hat auch seitdem, was den thatsächlichen Zustand betrifft, das Feld behauptet. Der Grundherr hat zwar keineswegs ausdrücklich, doch durch sein thatsächliches Verhalten anerkannt, daß er seine juristischen Rechte nicht zur Anwendung bringen könne. Der verstorbene Graf Derby, der bekannte Führer der englischen Conservativen, selbst einer der größten und erfahrensten irischen Grundherren, hat auch ausdrücklich erklärt, daß der Grundherr das nicht könne.

Der Wohlstand hat in den letzten Jahren, namentlich auch unter den Pächtern, sehr beträchtlich zugenommen und ist noch in steter Steigerung begriffen. Dies macht das Pachtbesitzrecht um so werthvoller und gibt dem Pachter erhöhte Mittel zum Widerstande.

Der irische Pachter hat in der Regel von seinem Grundherrn blos den uncultivirten Boden seines Gehöftes erhalten. Er oder, was insofern sich gleichbleibt, sein Vorfahr oder der Vorgänger, von dem er den Eintritt in das Gehöft erkaufte, hat den Boden urbar gemacht, Haus und alle sonstigen Baulichkeiten errichtet, kurz die gesammte Aufbesserung vorgenommen. Der Grundherr trägt seinerseits nichts dazu bei. Dies geschieht jedoch nicht etwa aus Pflichtversäumniß seitens der Grundherren, sondern es liegt in der Natur der Sache: es ist eine Folge der Kleinwirthschaft. Nehme man z. B. ein Gut, wie es deren viele gibt, welches an 1000 Pächter hat, von denen jeder durchschnittlich 10 Pfd. St. Zins zahlt. Stellte der Grundherr auf jeder Pachtstelle die Baulichkeiten her, so würde ihm das auf je 200 Pfd. St. kommen, und wollte er für diese Auslage den Pachter mit 5 Proc. Interessen belasten, so würde das den Pachtzins verdoppeln, was der Insasse nicht annehmen könnte, und wollte er es nicht thun, so würde der ganze Pachtzins dadurch absorbirt werden. Der Insasse kann die Baulichkeiten auch viel billiger herstellen als der Grundherr, und ist außerdem mit einer viel einfachern Behausung für sich und das Vieh zufrieden, als dem Grundherrn zu liefern ziemen würde. Obgleich seit 1846 viel Consolidation der Gehöfte vorgenommen worden ist, so ist es doch mit Bezug auf die Aufbesserung beim alten geblieben.

Nun war aber in der Regel der Pachter vor Gladstone's Landreform nur Insasse auf sechsmonatliche Kündigung. Er hat alle zur Wirthschaft erforderliche Aufbesserung ausgeführt im Vertrauen auf das Herkommen, das ist auf das Besitzrecht. Das Gesetz würde ihn aber nach seinem bisherigen Stande nicht schützen, wollte der Grundherr nun von seinem extremen Rechte Gebrauch machen und nach sechsmonatlicher Kündigung, wenngleich der Pachtzins pünktlich entrichtet worden ist, diese ganze Aufbesserung, Wohnhaus, Stall, Scheune, Zaun, Drainage, Düngung, Fruchtbarmachung des Ackers, alles, was niet- und nagelfest ist, confisciren und ihn selbst auf die Straße setzen. Der englische Pachter ist freilich auch nur Insasse auf sechsmonatliche Kündigung. Ihn schützt im Grunde auch nur das Herkommen, daß der Grundherr von seinem Rechte keinen Gebrauch macht.

Der englische Pachter aber ist ein Kapitalist, im Vergleich zu dem kleinen irischen Bauer ein großer Herr. Für den irischen Bauer ist die Aussetzung Ruin. Dann aber, und das ist ein großer Unterschied, erhält der englische Pachter sämmtliche Aufbesserung, Wohnhaus und sonstige Baulichkeit und sämmtliche Reparatur derselben vom Grundherrn.

Das Schwert der Themis hing also stets wie ein wahres Damoklesschwert dem irischen Pachter über dem Nacken. Die Unsicherheit der Pacht war denn auch der allgemeine Gegenstand der Klage. Diese Unsicherheit legte alle Unternehmung lahm, war das wesentliche Hinderniß der Aufbesserung und des rationellen Betriebes. Die Pächter sind natürlicherweise nicht geneigt, den Werth ihrer Aufbesserungen in die Tasche des Grundherrn fallen zu lassen, anstatt in ihre eigene. Sie war die wesentliche Ursache des oft so barbarischen Betriebs, denn sie veranlaßte den Pachter, daß er aus dem Boden nur ebenso viel herauszuschlagen suchte, wie sich schnell herausschlagen ließ. Man möchte fast zweifeln, daß Aussetzungsfälle, wie die ebenerwähnten, überhaupt vorkamen. Allein eine Autorität, wie Richter Longfield vom Incumbered Estates Court sagt: Fälle, wo Pächter mit beträchtlichem Aufwande von Kosten und Arbeit Aufbesserungen gemacht und dann ausgesetzt und der Früchte ihrer Mühen beraubt worden, sind gar nicht selten. Oder, wenn nicht gerade Aussetzung, so erfolgt doch eine solche Zinserhöhung — auf Grund der vom Pachter selbst gemachten Aufbesserung! — daß der Pachter von seinem Lande nicht mehr Gewinn zieht als vorher. Natürlich hatten die Pachter keine Idee, auf diese Weise für ihren Grundherrn Geld zu machen. Jede Aufbesserung wurde von den Pächtern soviel wie möglich vermieden, weil sie zur Zinserhöhung führen konnte. Wenn die Zinserhöhung auch lange nicht den Werth der Besserung betrug, so vermied der Pachter diese dennoch, weil ihm Streitigkeiten mit dem Grundherrn daraus entstehen, weil die Nachbarn ihn überbieten konnten. Es ist dasselbe, was ihn alle Kundgebung von Wohlstand in der Wohnung, der Kleidung, vermeiden läßt. Er glaubte, daß seine Sicherheit in dem elenden Aussehen der Hütte, dem zerlumpten Zustande der Familie liegt. Manche Pachter widersetzten sich sogar der Aufbesserung, selbst wenn der Grundherr die Kosten bestreiten wollte. Manche suchten absichtlich durch fortwährenden Getreidebau den Acker zu erschöpfen, um den Werth desselben herunterzubringen; alles aus Furcht vor der Zinserhöhung, welche der Grundherr für den erhöhten Werth des Landes fordern würde.

Das Verhältniß hatte sich in den letzten Jahren dadurch noch besonders verschlimmert, daß die Pacht auf sechsmonatliche Kündigung so allgemein zur Regel geworden war. Vor der katholischen Emancipation vom Jahre 1829 wurden Pachtbriefe (Leases) auf längere Fristen viel häufiger verwilligt. Wo Pachtbriefe jetzt bestehen, lauten sie gewöhnlich auf 21 oder 31 Jahre. Die Grundherren geben sie jedoch nicht gern, weil sie gefunden haben, daß die Pächter dadurch unabhängig werden, sodaß sie selbst ihren politischen Einfluß einbüßen. Die Pächter nehmen sie ihrerseits auch nicht gern. In Ulster nehmen die Pächter nur selten einen Pachtbrief, es sei denn eine bloße Festsetzung des Pachtzinses ohne Präjudiz des Pachtbesitzrechts. In den andern Provinzen ist man jetzt noch mehr dagegen. Mit dem Pachtbriefe erfolgt gewöhnlich eine Zinserhöhung, und er verursacht wegen der hohen Stempeltaxe und der sonstigen Gebühren beträchtliche Kosten, die der Pachter zu tragen hat. Dann sind die Pachtbriefe, wie sie jetzt gegeben werden, gewöhnlich der Art, daß sie dem Inhaber durchaus nichts nützen, ihn vielmehr schwer benachtheiligen können. Um Sicherheit für die verwilligte Frist zu gewähren, müßte der Pachtbrief im ganzen frei von Bedingungen sein; die jetzigen Pachtbriefe aber enthalten eine Masse Clauseln über Bestellung und Betrieb des Gehöfts, über das ganze Thun und Lassen des Pachters, Clauseln, in denen sich der Inhaber nur zu leicht verfängt, indem die Schlußclausel besagt, daß im Falle des Bruchs der vorstehenden Clauseln der

ganze Pachtbrief hinfällig wird. Der Hauptpunkt aber ist, daß der Pachtbrief das dem Pächter unentbehrliche Recht, den Eintritt in seinen Pachtbesitz veräußern zu dürfen, gewöhnlich gänzlich untersagt. Der Inhaber eines solchen Pachtbriefes ist, wenn nicht schlimmer, jedenfalls nicht besser gestellt als der gewöhnliche Pächter auf sechs Monate ohne Pachtbrief.

Hinsichtlich des factischen Standes des Pachtbesitzes theilte sich Irland in drei Regionen. In der ersten Region, in Ulster, bestand der Pachtbesitz nach dem Herkommen, indem die dortigen Pächter dem Pachtbesitzrechte die Anerkennung der Grundherren verschafft haben. In der zweiten Region, den mittlern Grafschaften von Tipperary bis Ulster, bestand der Pachtbesitz gleichfalls nach dem Herkommen, das von den Grundherren nicht anerkannt, von den Pächtern aber mit Gewalt aufrecht gehalten wurde. Diese Region war ungefähr in demselben Zustande, in welchem Ulster während seiner agrarischen Unruhen im 18. Jahrhundert sich befand. Die Grundherren erkannten hier wenigstens an, daß sie durch Gewalt an der Ausübung ihrer Rechte gehindert wurden. Kein Grundherr wagte es, hier Aussetzungen vorzunehmen. Der Ernst der Lage war, daß augenscheinlich das ganze Volk sich vereinbart hatte, agrarische Verbrechen zu verheimlichen und in Schutz zu nehmen. Es gelang der Polizei nur selten, der Thäter habhaft zu werden, obgleich die That oft bei hellem Tage und in der Gegenwart zahlreicher Zeugen begangen wurde. War man ihrer aber auch habhaft geworden, so blieb das Schwurgericht gewöhnlich unwirksam; es zog bei agrarischen Verbrechen den leisesten Zweifel zu Gunsten des Angeklagten; es hielt äußerst schwer, eine Verurtheilung zu erlangen, zu welcher nach dem englischen Gesetz bekanntlich Einstimmigkeit der zwölf Geschworenen erforderlich ist. Noch vor einigen Monaten wurde dem des Mordes des Hauptmanns Lambert angeklagten Barrett, obgleich die Beweise ganz offenkundig zu sein schienen, zweimal vergeblich der Proceß gemacht; die Jury konnte beidemal nicht zum Entscheid gelangen. Die dritte Region ist der Süden und Westen, wo die Bevölkerung vorwiegend celtisch ist. Der Celte schießt nicht. Das Pachtbesitzrecht war hier sehr verdunkelt. Bei der allgemein herrschenden Aufregung waren auch hier Aussetzungen selten, allein es fand häufig Erhöhung des Zinses statt. Der Insasse war hier gänzlich in der Gewalt des Grundherrn; wenn dieser das extreme Recht der Aussetzung anwenden wollte, so hinderte ihn wenig daran. Es werden hier häufiger Pachtbriefe gegeben als in den andern Landestheilen; allein, wie bemerkt, die Pachtbriefe taugen nicht viel zur Sicherung des Insassen. Infolge der hier herrschenden großen Unsicherheit war das Landvolk denn auch noch unzufriedener als selbst in den andern Landestheilen. Es lagen hier auch mehr Truppen und in den Häfen mehr Kanonenboote als in den andern Theilen des Landes. Das Land war seit längerer Zeit factisch fast im Belagerungszustande.

Lord Clarendon, der englische Minister des Auswärtigen, erklärte im Winter 1870 in einem öffentlichen Meeting, das Benehmen der irischen Grundherren sei frevelhaft (felonious). Das Wort war jedenfalls zu stark; das Uebel liegt im ganzen im bisherigen System, nicht an den Personen. Es trifft jedenfalls nur einzelne Individuen; allerdings waren noch in den letzten Wochen vor dem Durchgange von Gladstone's Landbill Aussetzungen nach bezahltem Zins wieder vorgekommen. Andererseits gibt es unter den Grundherren manche vortreffliche Leute. Mehrere hatten sich ausdrücklich für das von den Pächtern verlangte feste Besitzrecht erklärt und verwalteten ihre Güter danach. Wo dies geschah, war Wohlstand und Friede unter dem Landvolke, gerade wie in Ulster. Lord Erne sagte: „Ich denke nicht, daß wir irgendeine Abänderung des Pachtbesitzrechtssystems nöthig haben; ich habe es seit langer Zeit angenommen.“ Lord Granard erklärte, daß das Herkommen des Pachtbesitzrechts auf ganz Irland ausgedehnt werden und Gesetzeskraft erlangen sollte. Lord Portsmouth erklärte, daß nach seiner Erfahrung das Resultat war, „gut bestellte Ländereien

mit stattlichen Wohnungen, erhöhter Zins, pünktlich bezahlt, eine ergebene und zufriedene Bevölkerung". Lord Portsmouth besitzt ausgedehnte Güter in der Grafschaft Wexford; das Besitzrechtsystem war daselbst so fest eingeführt wie in Ulster. Lord Portsmouth gibt Pachtbriefe auf 31 Jahre, jedoch nicht anstatt des Besitzrechts, sondern als Zugabe zur Garantie, daß während dieser Frist der Zins nicht erhöht werde. Der Grundherr behält sich vor, nach Ablauf dieser Frist den Zins nach Abschätzung zu erhöhen, bei welcher aber von den Besserungen des Pachters abgesehen werden soll (d. h. es sollen nicht, wie üblich war, die vom Pachter selbst vorgenommenen Besserungen als Grund angenommen werden, ihm einen höhern Zins aufzulegen); es wird aber sonst die Erneuerung des Pachtbriefes zugesichert. Die Pächter errichteten hier denn auch mitunter beträchtliche Baulichkeiten, kurz vor Ablauf des Pachtbriefes, weil sie der Erneuerung desselben sicher waren, ohne das ihre Besserungen dabei eine Schwierigkeit machten. Lord Portsmouth trägt dagegen weder zu den Baulichkeiten noch zu den sonstigen Besserungen und deren Reparatur etwas bei. Die Pachtgehöfte sind von sehr verschiedener Größe, von 5—150 Acres. Man gestattet gegenwärtig nicht, daß die Gehöfte in kleinere als zu 25 Acres getheilt werden, hat jedoch die vorhandenen kleinen bestehen lassen. Die kleinen Pächter stehen sich übrigens nach Verhältniß ebenso gut wie die großen. Es sind theils Protestanten, theils Katholiken, ohne daß dies einen Unterschied machte. Lord Portsmouth ist ein Absentee (nicht persönlich im Lande wohnhaft); dennoch hat die Einrichtung hier solchen befriedigenden Erfolg. Andere gute Grundherren haben die Großwirthschaft nach englischem System in musterhafter Weise eingeführt. So Hr. Pollock, ein schottischer Kapitalist, welcher in der Zeit nach der Hungersnoth das Besitzrecht von vielen kleinen Pächtern aufkaufte. Die Sache hat Erfolg gehabt, weil Hr. Pollock reichliches Kapital zur Verfügung hatte und sich persönlich dem landwirthschaftlichen Betriebe widmete. Hr. Pollock hat aber einen ebenso entschiedenen Erfolg mit einem andern großen Gute gehabt, welches er nach irischer Weise verwaltet, indem es von mehrern hundert kleinen Pächtern besetzt ist, welchen er das Besitzrecht verliehen hat. Die Pächter nehmen sämmtliche Besserungen selbst vor, sind gegen Aussetzung gesichert und dürfen ihr Besitzrecht verkaufen. Dagegen suchten andere gute Grundherren gegen das Besitzrecht Widerstand zu leisten, zwar nicht durch Aussetzungen, sondern auf gütlichem Wege, indem sie nach englischer Weise die Besserungen auf ihren Gehöften aus eigenen Mitteln ausführen, auf Wohnhäuser, Ställe, Scheunen und sonstige Anlagen große Summen verwenden. Es hat sich aber gezeigt, daß ein solches Verfahren sich nicht rentirt, daß es wegen der Kostspieligkeit selten vollständig durchgeführt wird und dabei die Pächter keineswegs zufrieden stellt. Die Bauern finden sich nicht in ihren hübschen Häusern zurecht, gebrauchen ihr Empfangzimmer als Scheune und beschweren sich darüber, daß das Schwein nicht im Wohnhause zugelassen werden kann. Graf Derby erklärte, er habe aus Erfahrung gelernt, daß man auf solche Weise das ganze Einkommen von Gütern auf Generationen hinaus anlegen könne, ohne Nutzen zu schaffen. Als einen der musterhaftesten unter den selbstbessernden Grundherren rühmt man den Lord Fitzwilliam in der Nähe von Dublin. Er ist ein entschiedener Gegner des Besitzrechts. Er nimmt keine Aussetzungen vor, läßt jeden im Besitz, gestattet jedoch nicht den Verkauf des Rechts, sondern kauft es zum vollen Werthe von jedem, der ausziehen will. Alle Aufbesserung wird dann von ihm ausgeführt. Der Zins ist sehr niedrig, 25 Proc. niedriger als auf Lord Portsmouth's Gütern. Pachtbriefe werden nicht gegeben, um Controle über den Pachter zu behalten. Obgleich keine Aussetzungen stattfinden, so wird doch derjenige, welcher ein großes Gehöfte schlecht bewirthschaftet, mit einem kleinern versehen, während der gute Wirth eines kleinern Gehöftes zu einem größern befördert wird. Trotz aller dieser patriarchalischen Fürsorge sind die Wirthschaften hier lange nicht so vorgeschritten wie auf Lord Portsmouth's Gütern, und die Pächter

lange nicht so zufrieden. Besonders günstige Erfolge hat bei ähnlichem Verfahren der große Gutsbesitzer Lord Beßborough erzielt, ein Mann von großen Mitteln und großer Einsicht. Ob aber diese Verwaltungen sich bezahlt machen, ist mindestens sehr zweifelhaft. Man muß jedenfalls in Abrede stellen, daß sie musterhaft sind, da minder begüterte und minder einsichtige Grundherren nicht im Stande sein würden, sie zum Muster zu nehmen, und es auch nicht eben wahrscheinlich ist, daß sie selbst in gleich aufopfernder Weise auf die Länge fortgeführt werden können. Es ist keine Frage, daß in finanzieller wie jeder andern Hinsicht der Grundherr sich am besten steht, wenn er den Pachter gar nicht bevormundet, weil er seine eigenen Interessen gewöhnlich am besten versteht.

Die Frage des Pachtbesitzrechts war im Norden, in der Provinz Ulster, praktisch gelöst. Der Norden war im friedlichen und gedeihlichen Zustande, weil das Recht hier anerkannt war. Der Insasse in Ulster hatte danach 1) das Recht, im Besitze zu bleiben, solange er den stipulirten Pachtzins entrichtet, und 2) das Recht, den Eintritt in den Pachtbesitz (the good will) einem andern zu verkaufen. Das Besitzrecht wird gleich jeder andern Werthsache gewöhnlich ganz mercantilisch verhandelt. Der Preis repräsentirt den Werth der Baulichkeiten und sonstigen Aufbesserung und den Werth des Besitzes, hängt jedoch keineswegs von diesen Werthen an sich ab, sondern von dem, was in einer Gegend eben üblich ist. Er richtet sich auch nicht nach der Höhe des Pachtzinses; er kann hoch sein bei hohem Zinse, niedrig bei niedrigem oder umgekehrt. Es ist schwer zu sagen, was eigentlich den Preis bestimmt; es scheint fast, daß man ihn für gleichgültig hält, wenn man nur nicht mehr gibt, als in der Gegend üblich ist, indem man als sicher annimmt, daß man die angelegte Summe beim Ausziehen wieder zurückerhält. Der Preis ist aber gegenwärtig überall ein sehr hoher, mitunter ganz so hoch wie der des Eigenthumtitels des Grundherrn; 20—30 Pfd. St. pro Acre ist das Gewöhnliche, oft wird 40 Pfd. St. gegeben. Die Bewerbung um Landbesitz ist einmal so groß. Im ganzen sind in Ulster Besitzrechte gegenwärtig an 20 Mill. Pfd. St. angelegt.

Die Stellung des Pachtbesitzers in Ulster ist demnach ganz der altirischen Anschauung gemäß die eines Miteigenthümers. Der Grundherr hat das Recht, gegen den Eintritt eines neuen Pachters Einsprache zu thun, wenn er gegen denselben vernünftigerweise etwas auszusetzen hat, sowie das Recht, bei solchem Eintritt den Zins zu erhöhen, wenn seit Eintritt des letzten Pachters Zinserhöhung in der Nachbarschaft im allgemeinen stattgefunden hat. Er kann die Zerstückelung des Gehöftes und die Wiederpacht von einzelnen Theilen desselben untersagen, und er kann den Pachter gegen volle Bezahlung des Besitzrechts expropriiren, wenn dessen Land in der Nähe seiner eigenen Wohnung liegt und er es nachweislich für seine eigene Wirthschaft braucht, wenn er Land angekauft hat, um ein großes Gehöfte zu bilden, und ein Mann im Wege steht, auch wenn der Pachter ihn gröblich beleidigt hat. Das Pachtgehöfte vererbt sich; doch hat zur Verhinderung der Zerstückelung der Grundherr das Recht, die Erbfolge auf denjenigen zu beschränken, den der Pachter zu seinem Nachfolger ernennt. Das System gewährt dem Grundherrn jedenfalls den Vortheil vollständiger Sicherheit für den Pachtzins; denn im Falle der Nichtzahlung desselben erzwingt der Grundherr nöthigenfalls den Verkauf des Besitzrechts und entnimmt den schuldigen Zins aus dem Erlös. Wird ein Pachter zahlungsunfähig, so übernimmt der Agent des Grundherrn gewöhnlich die Abwickelung des Geschäftes, verkauft das Besitzrecht, deckt sich vorweg und zahlt den andern Gläubigern nach Maßgabe der Schuldposten den Saldo aus.

Das Besitzrecht beruht auf allseitigem vollkommenen Vertrauen; dennoch war es bisher vom positiven Gesetze und von den Gerichten nicht anerkannt worden. Es stand namentlich in geradem Widerspruch mit dem bisherigen Verfahren im irischen Landgerichtshofe, wo die Güter nach englischem Gesetz als absolutes Eigenthum, mithin gewissermaßen das

Recht, so viel Pachtbesitz zu confisciren, täglich in öffentlicher Auction versteigert worden ist. Allein die Pächter unternahmen fortwährend ohne alles Bedenken die kostspieligsten Bauten, ohne allen gerichtlichen Schutz, sogar ohne einen Pachtbrief zu besitzen. Bei der Größe der betheiligten Interessen ist es freilich auffallend, daß das ulster Pachtbesitzrecht bisher der positiven Garantie entbehrt hat; eben diese Größe war jedoch wol die beste Garantie. Eine offene Verletzung des Herkommens müßte ganz Ulster in die heftigste Rebellion versetzt haben, kam jedoch seitens der Grundherren thatsächlich gar nicht vor. In den letzten Jahren haben einige Grundherren jedoch Versuche gemacht, dasselbe unter der Hand allmählich zu untergraben, namentlich durch Aufkauf des Rechts, doch mit geringem Erfolg.

Die Devon-Commission des englischen Parlaments vom Jahre 1843 (so genannt nach ihrem Vorsitzenden, dem Grafen von Devon) sagt in ihrem Berichte, welcher wegen der sehr umfassenden und sorgfältigen Untersuchungen, auf denen er sich gründet, für eine der größten Autoritäten in Bezug auf das irische Agrarwesen gilt, über das ulster Herkommen: „So sehr dieses Herkommen gegen die üblichen Vorstellungen vom Eigenthum verstößt, so muß man doch anerkennen, daß die Provinz, wo es herrscht, im Vergleich mit den andern Provinzen sehr gediehen und emporgekommen ist."

Mit der Geschicklichkeit im Mysticiren, welche dem Führer der englischen Conservativen (D'Israeli) eigen ist, bemerkte derselbe in einer Debatte über das irische Landgesetz, es wisse niemand, was das ulster Besitzrechtsherkommen eigentlich sei. Die zunächst Betheiligten, die Pächter, haben unzähligemal Definitionen dieser in der That einfachen Sache gegeben, unter andern eine in einem großen Pächtermeeting zu Magherafelt in der Grafschaft Derry, welcher wir, da D'Israeli die Sache für so schwer verständlich erklärt, noch anführen wollen: „Das Herkommen des Pachtbesitzrechts, welches in dieser Grafschaft seit mehr als 200 Jahren besteht, beruht auf dem Umstande, daß die Pächter aus eigenen Mitteln das Land urbar gemacht und alle darauf in Baulichkeiten, Zäunen, Entwässerung, Fruchtbarmachung und Wegen befindliche Aufbesserung hergestellt haben ohne Beitrag aus den Mitteln der Grundherren, und daß diesem Herkommen zufolge die ursprünglichen Pächter und ihre Nachfolger seit der Festsetzung des Herkommens fortwährenden und ununterbrochenen Besitz ihrer Gehöfte mit dem Rechte, ihre Interessen in denselben einem andern Pachter, welchen der Grundherr als solchen anerkennt, und unter dem Pachtzins, welchen der Grundherr mit ihm vereinbart, zu verkaufen, gehabt haben."

Während denn nun der verhältnißmäßig so blühende Zustand Ulsters den Beweis lieferte, daß hier das Problem des irischen Agrarwesens thatsächlich schon seit langer Zeit befriedigend gelöst war durch das dem einheimischen Boden entsprossene Institut des Pachtbesitzrechts, war durch die Vorenthaltung dieses Instituts in den andern Provinzen die tiefste Verwirrung, ein chronischer Kriegszustand, angestiftet worden. Die britische Gesetzgebung ist aber erst mit Gladstone's Landbill an die Lösung dieses Problems näher herangetreten; 1835 und 1836 wurden Bills zur Reform der irischen Agrarverhältnisse im englischen Parlament eingebracht. Im Jahre 1843 wurde vom Unterhause die bereits erwähnte Devon-Commission unter dem Grafen von Devon eingesetzt, deren fünf mit Irland vertraute, sehr thätige Mitglieder alle Theile des Landes bereisten, überall nicht nur von den Grundherren, Landagenten und Geistlichen, sondern namentlich auch von den Pächtern eidliche Aussagen aufnahmen und in ihrem Berichte ein sehr umfassendes, höchst authentisches Material zur Beleuchtung der Sache lieferten. Allein die gestellten Anträge auf Compensation der Pächter für Auslagen permanenter Natur wurden durch die Einwirkung der im britischen Parlament so stark vertretenen Grundherreninteressen verworfen, jedes andere praktische Resultat hintertrieben. Erst im Jahre 1860 kam es zu einer irischen

Landacte, welche aber ganz vom Grundherreninteresse dictirt war und das gerade Gegentheil von dem, was das irische Landvolk verlangte, aufstellte. Der Pachtbesitz nach dem Herkommen wurde für abgeschafft und das ganze Verhältniß des Insassen zum Grundherrn ausschließlich auf das Princip des Contracts gestellt. Eine durchgreifende Ausführung dieses Gesetzes wäre auf eine enorme Confiscation des irischen Pachtbesitzes herausgekommen.

Zur Ordnung dieser Wirren war nun Gladstone's großes Werk, seine trotz der 300 dagegen aufgestellten Amendements in der letzten Parlamentssitzung unversehrt durchgeführte Landacte, sicherlich ein unermeßlicher Fortschritt.

Es ist hier nicht unsere Absicht, auf die sehr complicirte Acte selbst näher einzugehen; es wird am gerathensten sein, das Urtheil des Erfolgs abzuwarten. Es ist in der Acte der große Punkt gewonnen, daß bei Aussetzungen der Insasse nicht nur für gemachte Aufbesserung, sondern auch für den Besitz an sich Entschädigung erhalten soll. Zwar dürfte die Compensation, so groß sie auch ist, in vielen Fällen keineswegs für den Besitz entschädigen. Bewirkt das Gesetz, wie es wol wird, im allgemeinen eine größere Sicherheit des Pachtbesitzes, so wird das den gegenwärtig schon so hohen Antrittspreis eines Gehöftes noch bedeutend erhöhen; der ausgesetzte Pachter wird also wol die gesammte Compensationssumme für das Eintrittsgeld bei einer neuen Pacht geben müssen; und da in den meisten Fällen ein geeignetes Gehöft sich nicht ohne großen Zeitverlust finden lassen wird, so dürfte der Compensirte jedenfalls zu Schaden kommen. Vielleicht dürfte also das Princip der Compensation hier überhaupt nicht genügen, und es wäre am einfachsten und besten gewesen, das ulster Herkommen, das die Bill als solches legalisirt, auf das ganze Land auszudehnen, womit der gehässige Unterschied, den die Bill zwischen Ulster und andern Provinzen macht, weggefallen wäre; was dem einen recht ist, ist doch dem andern billig. Es würde damit nur gesetzlich anerkannt worden sein, was bereits überall thatsächlich besteht, und was, im einheimischen Boden mit tiefer historischer Wurzel ruhend, überall gedeiht, wo man es nur frei gewähren läßt.

Inzwischen hat die englische Regierung, noch lange bevor sie die Landbill auszuführen vermag, in Irland ein Zwangsgesetz anwenden müssen, das den strengsten Maßregeln der continentalen Reaction kaum etwas nachgibt. Noch immer ist also Irland nicht erobert, sondern soll erst erobert werden. Noch immer wandert der irische Patriot in die Ferne und gedenkt trostlos der grünen Heimat, deren Reichthum ihren Söhnen verschlossen bleibt.

2) Kirche und Schule.

Bei der Reformation unter Heinrich VIII. wurde das gesammte Eigenthum und Vermögen der Kirche von den Katholiken an den neuen Glauben übertragen, obgleich die große Masse der Nation in dem Glauben der Vorväter beharrte. Drei Jahrhunderte lang blieb die nationale Religion verpönt. Confiscation des Eigenthums und jede erdenkliche Zwangsmaßregel wurde mit der ganzen Macht Großbritanniens gegen das arme, hülflos preisgegebene Volk angewandt; allein dieses Verfahren führte zu keiner Bekehrung zum evangelischen Christenthume, das Volk stand unwandelbar fest. Es ist dies die erhebende Seite der langen, überaus traurigen Geschichte. So beispiellos auch die Reihen der einheimischen Bevölkerung durch Hungersnoth und Massenauswanderung gelichtet worden waren, ergab der letzte Census, der vom Jahre 1861, selbst dann noch ein kaum von dem früherer Zeiten abweichendes Verhältniß der Bekenntnisse. Es gehörten zu den protestantischen Dissenters 76661 Personen, 1,4 Proc. der Bevölkerung, zur schottisch-presbyterianischen Kirche 523291, 9 Proc., zur Anglikanischen Staatskirche 693357 Personen, 11,9 Proc., zur römisch-katholischen Kirche 4,505265 Personen, 77,7 Proc. der Bevölkerung.

Die Anglikanische Staatskirche bezog aus öffentlichen Mitteln bis zum Jahre 1868 ein jährliches Einkommen von 613984 Pfd. St., nämlich 364225 Pfd. St. aus den Zehnten, 204933 Pfd. St. aus verpachteten Ländereien, 32152 Pfd. St. als den Pachtwerth der von der Geistlichkeit selbst occupirten Ländereien, 12674 Pfd. St. aus anderweitigen Einkünften. Das kapitalisirte Vermögen der Staatskirche berechnete sich auf 16,000000 Pfd. St., nämlich Kaufwerth des Zehnten zu $22^1/_2$ Jahren Austrag 9,000000 Pfd. St., Ländereien 6,250000 Pfd. St., Fonds 750000 Pfd. St. Außerdem bezog noch Trinity College, die sogenannte Landesuniversität, welche jedoch ausschließlich unter der Staatskirche steht, aus den ihr von Elisabeth und Jakob I. verwilligten Ländereien jährlich 38000 Pfd. St.

Die presbyterianische Kirche hatte das Regium Donum, eine von Karl II. verwilligte Staatsunterstützung von circa 40000 Pfd. St. jährlich, welche im Jahre 1869 40547 Pfd. St. betrug.

Die Katholiken erhielten für ihre Kirche nur die Verwilligung für das für den Unterricht der Priester bestimmte Royal College zu Maynooth bei Dublin, welche von 1795—1845 aus 8000 Pfd. St. jährlich, seit 1845 aus 26360 Pfd. St. jährlich bestand.

Nach der Kopfzahl der Bekenner erhielten also Staatsbeiträge für kirchliche Zwecke die Anglikaner 17 Sh. 8 P., die Presbyterianer 1 Sh. $6^1/_2$ P., die Katholiken von 1795—1845 $^1/_2$ P., seitdem $1^1/_2$ P. pro Kopf.

Dieses vom Lande so lange erduldete Verhältniß war jedenfalls ein äußerst ungerechtes, weshalb denn auch Gladstone die Reihe seiner beabsichtigten Maßnahmen zur Abhülfe der in Irland herrschenden Misstände mit dieser Frage anfing und im Jahre 1869 seine „Acte behufs Abschaffung der Kirche von Irland und behufs Verfügung über die Besitzungen derselben" siegreich durchführte. Durch die Acte wurden die irische Staatskirche als solche abgeschafft, die kirchlichen Körperschaften und Domkapitel aufgelöst, die Sitze der irischen Bischöfe im britischen Oberhause aufgehoben und die Consistorialgerichtshöfe geschlossen. Den gegenwärtigen Inhabern der Temporalien wurde ihr lebenslängliches Interesse darin reservirt und zu dem Behufe aus dem Kapitalvermögen der Kirche von 16 Mill. für die Bischöfe, sonstigen geistlichen Würdenträger und die Pfarrgeistlichkeit 4,900000 Pfd. St. und für die Laienbeamten der Kirche 900000 Pfd. St. ausgesetzt. Ferner wurde den Presbyterianern der vierzehnfache Betrag des jährlichen Regium Donum und außerdem die Summe von 15000 Pfd. St. für den Bau ihres neuen College in Belfast, zusammen die Summe von 700000 Pfd. St. verwilligt, und ebenso wurde dem Maynooth College der vierzehnfache Betrag seiner jährlichen Staatssubvention, zusammen die Summe von 400000 Pfd. St. verwilligt. Im ganzen wurde somit ein Betrag von 9 Mill. Pfd. St. entnommen; der verbleibende Rest von gegen 7 Mill. Pfd. St. wurde dem Parlament zur weitern Verfügung gestellt und für Irrenhäuser, Hospitäler, Reformatorien und dergleichen Anstalten bestimmt.

Obgleich die Iren zur Erhaltung der fremden Kirche gezwungen waren, haben sie doch trotz ihrer Armuth für ihre eigene Kirche durch freiwillige Beiträge sehr anständig vorgesorgt. Ueberall im Lande haben die Katholiken stattliche Kirchen, Kapellen, Klöster, Schulen, Seminarien. Die Hälfte der Kosten dieser Gebäude ist durch bloße Pennybeiträge der ärmsten Klassen zusammengebracht worden. Diese Kosten belaufen sich seit dem Jahre 1800 auf 5,690995 Pfd. St. Die jährlichen Unterhaltungskosten der Bischöfe und der regulären und säculären Geistlichkeit der Katholiken belaufen sich auf 762030 Pfd. St.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß Land und Kirche, in andern Ländern gewöhnlich conservative Mächte, in Irland seither revolutionär, oder doch der Regierungsgewalt gegnerisch waren. Da die Aristokratie sich dem Volke fremd hält oder ganz ab-

wesend ist, steht der irische Priester schon durch seine höhere Bildung an der socialen Spitze im Volke. Er hat den Einfluß, welchen ihm sein dem strenggläubigen Volke so heiliges Amt verleiht, im ganzen nicht nur zum Besten seiner Heerde, sondern seines Volks angewandt. Er ist im besten Sinne Volkstribun. Das ganze Verhalten der katholischen Geistlichkeit ist sowol in der Beichte wie in der Predigt ein durchaus nicht specifisch katholisches, mystisches oder ascetisches, sondern ein einfach, aber kräftig moralisches; der Beichtvater ist seinem Beichtkinde überall, am Krankenbette, in der Gefängnißzelle, in jeder entlegenen Hütte, in jeder Noth und Trübsal der vertraute Freund, der Rathgeber und Tröster, und so ist denn auch in politischen Dingen der irische Priester der natürliche Führer und Leiter des Volks.

Infolge der Abschaffung der protestantischen Staatskirche in Irland hat die katholische Geistlichkeit als solche keinen weitern Grund zur Beschwerde, da sie nun auf gleichen Fuß mit der bisher bevorzugten protestantischen Geistlichkeit gestellt ist. Sie wird aber keineswegs, weil sie somit selbst befriedigt ist, ihrer Führerschaft in nationalen Angelegenheiten entsagen. Da die katholische Kirche in Irland eine durch freiwillige Beiträge unterhaltene Anstalt ist, so ist sie im ganzen vom Volke abhängig und kann sich mit dessen Forderungen nicht in Widerspruch setzen. Der Priester gehört ja außerdem zum Volke; die meisten Priester sind Pächterssöhne; Brüder, Verwandte gehören meistens dieser Klasse an; der Priester hat fast ausschließlich Umgang mit dem Volke. Die Gutsbesitzer haben es unterlassen, die Priester zu sich heranzuziehen. Wann wäre jemals ein Priester zur gutsherrlichen Tafel geladen worden?

Die Priester haben größtentheils die Leitung des Schulwesens. Die Volksschule steht dem gesetzlichen Princip nach unter der Verwaltung derjenigen Geistlichkeit, welche in einem Bezirke am zahlreichsten ist bei strenger Sicherung der Gewissensfreiheit und Regierungsinspection. In einigen Bezirken gibt es gesonderte, ausschließlich protestantische und ausschließlich katholische Schulen, mehrere sind auch gemischte, namentlich sind es die obern Bezirksschulen, die industriellen und landwirthschaftlichen Schulen. Außerhalb Ulsters stehen mit Ausnahme einzelner protestantischer Schulen sämmtliche Volksschulen (National schools) unter der Verwaltung der Priester, welche in den Schulbehörden zahlreich vertreten sind. Die Schulbehörde schreibt vor, welche Bücher beim säculären Unterrichte gebraucht werden sollen; für den Religionsunterricht werden besondere Stunden festgesetzt, sodaß die protestantischen Kinder sich, ohne Anstoß zu geben, entfernen können. Da es jedoch in den katholischen Gegenden gewöhnlich keine protestantische Kinder gibt, welche die Volksschule besuchen, so können die Katholiken sich meistens nach eigenem Gutdünken einrichten. Trotz aller Einwendungen, welche sowol seitens der Ultrakatholiken wie seitens der Ultraanglikaner gegen das irische Nationalschulsystem gemacht werden, hat es guten Fortgang; die Schule wird zahlreich besucht, die Jugend erhält eine gute allgemeine Schulbildung. Selbst in den abgelegenern, schwach bevölkerten Gebirgsgegenden, wo es manchmal gar schwierig wird, zur Schule zu gehen, haben die Schulen mehrere hundert Schüler. Das Schulgeld ist 1 oder 2 P. wöchentlich. Keinerlei Zwang findet statt, der Schulbesuch ist durchaus freiwillig; die Schüler kommen oder bleiben weg nach Belieben. Des Sommers bleiben die Bauerkinder oft wochenlang bei der Feldarbeit; an Regentagen strömen sie dann wol scharenweise zur Schule.

Während die Frage, ob der Unterricht gemischt (für Schüler verschiedenen Bekenntnisses) oder gesondert sein soll, in der Schule durch die Verhältnisse wesentlich in letzterer Beziehung entschieden ist, bleibt sie hinsichtlich der akademischen Anstalten noch zu entscheiden und macht gar erhebliche Schwierigkeiten. Die Frage ist bereits seit einer Reihe von Jahren wiederholt im britischen Unterhause zur Verhandlung gekommen, und

es haben selbst die Führer der gegenwärtig am Ruder befindlichen liberalen Partei in dieser Beziehung bedenkliche Schwankungen gezeigt. Die Queen's University, welche in Belfast, Galway und Cork Zweigcollegien hat, wurde vor 24 Jahren eigens zum Behufe des religionsfreien Unterrichts gestiftet und hatte trotz der Anfeindungen der Zeloten aller Parteien, welche sie die gottlose Universität nannten, einen recht günstigen, wenn auch keinen brillanten Erfolg; dennoch versuchte im Jahre 1866 das sonst so freisinnige Ministerium Russell eine Bill einzubringen zur Abänderung der Verfassung dieser Universität dahin, daß derselben gesonderte Collegien verschiedenen Glaubens affiliirt werden könnten; eine Bill, welche dem Princip der Religionsfreiheit im Unterrichtswesen einen äußerst verderblichen Schlag versetzt haben würde. Die Bittschrift der Landesuniversität Trinity College in Dublin, ihre Privilegien so zu erweitern, daß sie zur Anwendung des gemischten Unterrichts befähigt werde, welche ihr Vertreter Fawcett seit mehrern Jahren im englischen Unterhause eingebracht hat, wurde im Jahre 1867 von Monsell, Bruce (jetzigem Staatssecretär des Innern) und Chichester Fortescue (jetzigem Staatssecretär für Irland) durch Gegenanträge zur Stiftung getrennter von dem Trinity College zu affiliirender katholischer und presbyterianischer Collegien beseitigt, welche dann gleichfalls verworfen wurden. Im Jahre 1868 erklärte Bright ausdrücklich, in Irland seien nur Lehranstalten getrennten Glaubens möglich.

Die im Jahre 1591 von der Königin Elisabeth gegründete Universität Dublin, das Trinity College, ist im Besitz sehr beträchtlicher Mittel und eines hohen Prästigiums, sodaß es vielfache erhebliche Vortheile mit sich bringt, hier zu studiren oder studirt zu haben. Die der Universität von Elisabeth und Jakob I. vermachten Ländereien brachten im Jahre 1866 einen Reinertrag von 31370 Pfd. St., ihre Einkünfte aus ihr anderweitig vermachten Ländereien und aus sonstigen Quellen betrugen weitere 22497 Pfd. St. Sie wurde in diesem Jahre von 1218 Studenten besucht. Sie war von jeher exclusiv protestantisch (anglikanisch), sodaß sie thatsächlich die Universität eines der Anzahl nach nur kleinen, jedoch des herrschenden Theils der Bevölkerung war. Sie hat nun angesichts der umfassenden in Irland bevorstehenden Reformen der ihr selbst bevorstehenden Reform dadurch zuvorzukommen gesucht, daß sie ihrerseits um Aufhebung der bei ihr gegen den Eintritt von Nichtanglikanern bestehenden Hindernisse anhielt, zuletzt im August 1869 durch Hrn. Fawcett. Fawcett brachte dann abermals am 1. April 1870 einen Antrag um Gewährung gemischter akademischer Erziehung in Irland, sodaß die im Trinity College gegen den Eintritt von nicht zur Anglikanischen Kirche Gehörenden bestehenden Hindernisse beseitigt werden möchten. Bei dieser Gelegenheit wurde von Gladstone, abweichend von den erwähnten frühern Kundgebungen seiner Collegen, die Richtigkeit des Princips der gemischten Erziehung in Irland anerkannt, eines Princips, von dem keine liberale Regierung abgewichen sei; er erwies sich jedoch nicht geneigt, diesmal auf den Antrag einzugehen, weil dadurch der von ihm beabsichtigten umfassenden Vorlage über akademische Erziehung in Irland vorgegriffen werden würde. Dieselbe soll die dritte große Reformmaßregel Gladstone's in den Angelegenheiten Irlands sein.

3) Die Auswanderung.

Während aber das Gras wächst, stirbt das Pferd. Die Heilcur kommt gar spät, nachdem das Land im wörtlichsten Sinne stark verblutet ist. Es hat durch die Auswanderung einen unersetzlichen Theil seines kräftigsten Blutes verloren. Irland hatte im Jahre 1841 8,175124, 1846 8,250000 Einwohner, 1861 5,798976, 1868 5,532343 Einwohner, eine Abnahme von über 32 Proc., während England und Wales inzwischen um 36, Schottland um 22 Proc. zugenommen haben. Die Auswanderung von 1841—51 betrug 1,240737 Personen, die von 1847 allein 215444. Sie ging größten-

theils nach Amerika. Vier Fünftel waren unter 35 Jahren, junge, rüstige Arbeiter. Was Irland, was Großbritannien einbüßte, gewannen die Vereinigten Staaten. Und diese reißende Ausströmung nimmt noch immer in steigendem Maßstabe zu. Statt der gefahrvollen mehrwöchentlichen Fahrt in den gebrechlichen, krankheitsschwangern Seglern der frühern Jahre, bringt jetzt eine neun- oder zehntägige Fahrt in geräumigen Dampfschiffen nach der neuen Heimat; statt in der unbekannten Fremde, kommt der Wanderer jetzt in der wirthlichen Wohnung der Freunde, der Verwandten an. Die Auswanderung aus Irland betrug von 1851 bis Ende Juli 1869 1,917077, von 1841—69 zusammen 3,157814 Personen.

Sobald der Ire sich in Amerika einigermaßen zurechtgefunden hat, ist es seine angelegentlichste Sorge, den Aeltern oder Geschwistern entweder das Passagegeld, um gleichfalls hinüberzukommen, oder anderweitige Unterstützung zu senden; denn so gebietet es das innige, warme Familiengefühl, dem der Ire nie untreu wird. Man hat fortwährend die rührendsten Beispiele wahrhaft heroischer Aufopferung dieser Art unter den ärmsten Personen. Soweit man hat in Erfahrung bringen können, betrugen die Rimessen irischer Einwanderer in Amerika an Verwandte in Irland im Jahre 1848 400000 Pfd. St., 1849 540000 Pfd. St., 1850 957000 Pfd. St., 1851 990000 Pfd. St., 1852 1,404000 Pfd. St., 1853 1,430000 Pfd. St., zusammen 5,700000 Pfd. St. Seitdem müssen diese Beträge noch sehr beträchtlich zugenommen haben.

Die fast allgemeine Verbreitung der Verbindungen mit Amerika unter den Iren ist eine sehr erstaunliche und sehr bemerkenswerthe Thatsache. Man trifft selten eine Familie, die nicht Angehörige in Amerika hätte. Das Volk ist denn auch überall von amerikanischen Ideen durchdrungen, was auf die Gesinnung, namentlich mit Bezug auf England, wesentlich einwirkt.

Die Iren in den Vereinigten Staaten sind hauptsächlich in den Staaten Neuyork, Pennsylvanien, Illinois, Ohio, Wisconsin und Michigan verbreitet. Der amerikanische Census von 1860 gab die Zahl der in Irland gebürtigen Personen zu 1,611304 an, eine Zunahme von 751000 gegen 1850. Ihre Zahl wird sich gegenwärtig auf nahe an 3 Millionen belaufen, ungerechnet die Personen irischer Abstammung. Die große Mehrzahl der irischen Einwanderer sind Arbeiter, deren sehnige Arme größtentheils die Kanäle, die Eisenbahnen, die sonstigen Bauten ausgeführt, unermessene Strecken gelichtet und urbar gemacht haben. In den blutigen Schlachten des amerikanischen Bürgerkriegs standen sie mit in erster Reihe und bewährten aufs neue die altbekannte Bravour. Viele gelangen zu Amt und Würden und haben eine hervorragende Stellung im politischen Verkehre. Der Vorwurf, den die Engländer wol den Iren zu machen pflegen, ihre Armuth entspringe aus ihrem Mangel an Fleiß, beantwortet sich schlagend durch den Wohlstand, zu dem sie so schnell in Amerika gelangen, wo man wahrlich auch arbeiten muß, wenn man zu etwas kommen will. Swift bemerkt übrigens schon, man wirft den irischen Bauern Trägheit vor, bedenkt aber nicht, daß sie nichts zu thun haben.

Die Iren haben eine sehr bedeutende Stellung in Argentinien erlangt. Sie haben hier die Schafzucht eingeführt und zu einer solchen Entwickelung gebracht, daß Argentinien jetzt in der Wollerzeugung mit Australien concurrirt. Die irischen Oekonomen besitzen hier an 30 Mill. Schafe und gehören mit zu den größten Gutsbesitzern. Mancher zählt seine Morgen Landes zu Tausenden, seine Schafe zu Hunderttausenden. Mit wenigen Ausnahmen haben alle mit dem Spaten und der Schaufel angefangen. Sie sind besonders zahlreich in den Bezirken Lujan, Mercedes, Pilar, Areco, Lobos, in deren jedem ein irischer Priester angestellt ist. In der Stadt Buenos-Ayres gibt es viele irische Arbeiter und Dienstmägde, welche dort sehr beliebt sind. In Australien ist das irische Element gleichfalls ein sehr mächtiges und entwickelungsfähiges.

Auch auf dem Continent von Europa haben Iren oder Männer irischer Abstammung sich vielfach ausgezeichnet. Wir erinnern hier nur an Zeitgenossen, wie Feldmarschall Nugent in Oesterreich, Marschall O'Donnell, Herzog von Tetuan, Premier von Spanien, Marschall Neil, Marschall Mac-Mahon, Odilon Barrot in Frankreich, Namen, deren Glanz wol hinreicht, um die Manen ihrer Voraltern, die unter Cromwell schmachvoll aus Irland vertrieben wurden, zu sühnen.

Inzwischen werden die irischen Angelegenheiten immer mehr eine britische Reichs- und besonders mehr eine englische, als eine speciell irische Sache. Es ist immer von großer Bedeutung für die Macht Englands, ob das Gewicht Irlands dafür oder dagegen in die Wage fällt. Die Frage, wie der Mehrbedarf an Lebensmitteln am besten zu decken sei, wird für England immer dringlicher und hierbei kommt die fruchtbare Schwesterinsel in erster Linie in Betracht. Irland war früher ein Hauptfeld für die Rekrutirung der englischen Armee, jetzt hat es fast aufgehört Rekruten zu liefern, wie England jetzt auch kaum einen Mann mehr aus dem schottischen Hochlande erhält, das früher gleichfalls ein wichtiges Rekrutirungsfeld war. Die englische Landbevölkerung nimmt täglich an Zahl ab. Es fragt sich also, ob die englische Stadtbevölkerung im Falle der Noth hinreichende Mannschaft stellen kann.

Inzwischen wandelt sich diese fruchtbare Schwesterinsel, im Süden von Ulster wenigstens, immer mehr in eine Einöde. Der Mangel an Bevölkerung auf dem Lande ist auffallend. Ueberall üppiger Graswuchs, nur zu häufig von Binsenwuchs durchzogen, dem Zeichen der fehlenden Drainage. Die einzelnen Getreidefelder zeigen mit ihrer schweren Saat nur, welcher Ergiebigkeit das Land fähig. Die Felder prangen selbst im Winter in tiefem Grün; überall der Rinder und Schafe dichtgedrängte Heerden, nirgends ein Mensch! Gelangt man endlich in ein Dorf, so findet man die Hälfte der Hütten als dachlose Ruinen.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 18. Sept. 1870 starb zu Dresden die Herzogin Marie Friederike Auguste Amalie zu Sachsen.

Dieser Name steht in den Annalen des deutschen Dramas als derjenige einer Dichterin verzeichnet, welche zu einer Zeit, da in Deutschland das bürgerliche Schau- und Lustspiel von dem französischen Melodrama in den Schatten gestellt zu werden anfing, es verstand, durch glückliche Wiederbelebung eines echt deutschen dramatischen Genre diesen frivolen Beeinflussungen von jenseit des Rheins eine gesunde Reaction entgegenzusetzen. Mit einem nicht gewöhnlichen dramatischen Talent und einem feinen Verständniß für die ästhetischen Bedürfnisse der Zeit nahm die Herzogin Amalie die Iffland-Schröder'schen Anfänge auf dem Gebiete des Familienschauspiels wieder auf, suchte aber im Gegensatze zu jenen theilweise veralteten Vorbildern ihren auf diesem Wege hervorgebrachten Erzeugnissen einen den modernen Anschauungen mehr angemessenen Inhalt zu geben. Ihre dramatischen Producte dürfen keinen Anspruch machen auf eine besondere geistige Bedeutung, aber sie entschädigen für diesen Mangel durch den würdevollen Ernst ihrer Gesinnung. Große Sittenreinheit, echte Gemüthstiefe, einnehmende Herzensfrische und eine gewisse derbe Polemik gegen die hohlen Traditionen und Anmaßungen eines weltmännischen Aristokratenthums, dazu ein echt deutsches Stimmungscolorit und eine rührende Einfalt der Lebensanschauung — das sind die geistigen Ingredienzen, aus welchen sich das bunte dramatische Mosaik unserer erlauchten Dichterin zusammensetzt. Diese cultur- und zeitgeschichtliche Bedeutung gibt der Verstorbenen ein Anrecht auf einen ehrenvollen Platz, wenn auch nicht unter den gefeierten Geistesfürsten unserer Nation, so doch unter den

edeln deutschen Charakteren, welche durch ein redliches Streben und Kämpfen, von sittlichem Ernste und von dem Bewußtsein ihrer Mission getragen, sich zu tapfern Anwälten der Menschenwürde und des Menschenwohls machten.

Amalie, Herzogin zu Sachsen, Tochter des Prinzen Maximilian, Herzogs zu Sachsen, aus dessen erster Ehe mit der Prinzessin Karoline Maria Therese, Tochter des Herzogs Ferdinand von Parma, wurde am 10. Aug. 1794 geboren. Sie verlor ihre Mutter bereits im zehnten Lebensjahre. Neben den vortrefflichsten Naturanlagen verdankte sie den von ihr erreichten hohen Grad geistiger Bildung einer vorzüglichen Erziehung, deren Frucht unter anderm eine seltene linguistische Gelehrsamkeit — die Herzogin sprach alle romanischen Sprachen — und bedeutende musikalische Kenntnisse waren. Während der Napoleonischen Kriege, welche gerade in die schönsten Jugendjahre der Prinzessin fielen, litt sie auf das tiefste durch die ihrem theuern Sachsen auferlegten schweren Prüfungen. Die Siegesbotschaften der Schlacht bei Leipzig trafen sie in Prag, wo sie mit ihrem Oheim, dem nachherigen Könige Anton, verweilte, und von wo sie erst nach einem mehr als anderthalbjährigen Aufenthalte zurückkehrte, als der entscheidende Würfel bereits bei Waterloo gefallen war. Nach einem in Florenz bei ihren beiden dort vermählten jüngern Schwestern gemachten längern Besuche, welcher ihre künstlerische und menschliche Bildung vervollständigte, finden wir sie im Jahre 1825 in Begleitung ihres Vaters in Spanien am Hofe ihrer königlichen Schwester Maria Josepha, der Gemahlin König Ferdinand's VII. von Spanien. Inzwischen dauerte das innige Verhältniß zu ihrem Oheim Anton fort, und nach dem im Jahre 1837 eingetretenen Tode ihres Vaters wurde sie von demselben förmlich adoptirt. Bis in die tiefste Seele wurde sie erschüttert durch die Wirren des Jahres 1848. Es scheint, als wenn die blutigen Scenen, welche die damaligen politischen und socialen Umwälzungen im Gefolge hatten und welche das edle Herz der Herzogin tief verletzten, ihre eigentliche Lebenskraft gebrochen haben. Sie hat seitdem, abgesehen von einer 1852 nach Italien gemachten Reise, sich einem stillen, zurückgezogenem Leben gewidmet, und ihre sonst so ergiebige Muse verstummte von diesem Moment an gänzlich. In der Mitte der funziger Jahre traf sie das Unglück zu erblinden. Dank der geschickten Hand des Ophthalmologen Dr. Coccius in Leipzig wurde ihr das Augenlicht wiedergegeben. Während des Krieges von 1866, einer schweren Prüfungszeit für ihr Sachsenland, zeigte die Herzogin eine fast männliche Fassung und Besonnenheit. Sie mußte sehen, wie ihr Bruder, der König Johann, das Land verließ, wie die gesammte königliche Familie ihm nach Oesterreich folgte — aber sie selbst harrte in Dresden standhaft aus, unerschüttert durch die Schrecken des Kriegs.

Die geistige Natur der Herzogin Amalie war eine ungemein ausgiebige. Außer im Drama war sie in der Musik productiv. Wir besitzen von ihr eine musikalische Posse unter dem Titel „Die Siegesfahne", welche 1834 in Dresden mit großem Beifall aufgenommen wurde, mehrere Opern, unter denen „Il Figlio pentito", „Il Marchesino" und „La Casa disabitata", zu denen sie selbst den italienischen Text schrieb, die vorzüglichsten sein sollen, und ein von Kennern sehr gerühmtes Stabat mater. Ihre dramatischen Werke erschienen zum Besten des dresdener Frauenvereins in der Arnoldischen Buchhandlung unter dem Titel „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne" (6 Bde., 1837—42; 3. Aufl., 1858). Die Herzogin debutirte mit einem romantischen Drama: „Der Krönungstag" (1829), welchem sie „Mezru, König von Bactriana" (1830) folgen ließ, letzteres ein Sujet aus Tausendundeine Nacht. Diese beiden Erstlingsdramen zeigen uns die erlauchte Dichterin noch völlig in den zauberhaften Irrgärten der Romantik gefangen. Es ist die alles vermögende Phantasie, welche in diesen Dramen mit unumschränkter Souveränetät das Scepter führt. Die „mondbeglänzte Zaubernacht" liegt über ihnen breit ausgegossen und die Realitäten des Lebens sind auf ein Minimum beschränkt. Erst mit ihrem Schauspiele „Lüge und Wahrheit" (1833 in Berlin aufgeführt) betrat die Dichterin den ihrem Talent angemessenen Boden, den sie von nun an nicht wieder verlassen und auf dem sie manche wohlverdiente Lorbern errungen hat, den Boden des bürgerlichen Familienstücks. Auf Grundlage ihrer gesammelten Werke lassen wir hier ein Verzeichniß ihrer übrigen, theils mit großem Beifall aufgenommenen Schau- und Lustspiele folgen. 1) Schauspiele: „Der Oheim" (43 mal in Dresden aufgeführt), „Die Fürstenbraut", „Der Zögling", „Vetter Heinrich", „Der Pflegevater", „Pflicht und

Liebe", „Der Siegelring" und „Regine"; 2) Lustspiele: „Die Braut aus der Residenz" (30 mal aufgeführt), „Der Landwirth" (38 mal aufgeführt), „Der Verlobungsring", „Der Unentschlossene", „Der Majoratserbe", „Das Fräulein vom Lande", „Die Unbelesene", „Die Stieftochter", „Kapitän Firnewald", „Die Heimkehr des Sohnes", „Folgen einer Gartenbeleuchtung" und „Der alte Herr". Unter den Schauspielen der Herzogin zu Sachsen verdienen „Lüge und Wahrheit" und „Der Oheim" wegen vortrefflicher Composition und frappanter Charakterzeichnung hervorgehoben zu werden. Von ihren Lustspielen möchten „Der Majoratsherr" und „Das Fräulein vom Lande" als die lobenswerthesten zu bezeichnen sein, weil sie neben großer Bühnenkenntniß eine seltene Feinheit in der Erfindung und eine sich künstlerisch steigernde Spannung documentiren. Ueberall aber beweisen diese Dramen gründliche Kenntniß des menschlichen Herzens und neben einer leichtbeweglichen Phantasie ein moralisch und ästhetisch strenges Gewissen. Auch sind ihre Gestalten wie ihre Situationen ebenso wahr wie interessant, halten sich gleich fern von Sentimentalität wie von Nüchternheit und wissen stets die glückliche Mitte einer echt poetischen Stimmung zu treffen. Sechs dieser Schauspiele wurden von Mr. Jameson ins Englische übersetzt (London 1846). Ein Anonymus folgte mit einer Uebersetzung ins Englische von sechs andern derselben nach (London 1848).

Am Schlusse dieser Zeilen können wir das Bedauern nicht unausgesprochen lassen, daß die Dramen der Herzogin Amalie, welche doch immerhin den Rang eines mittlern geistigen Werthes in Anspruch nehmen dürfen, gegenüber so manchen absolut schlechten theatralischen Producten der neuesten Literaturperiode, fast gänzlich von den deutschen Bühnen verschwunden sind. Es ist wahr, sie sind in vielen Beziehungen veraltet; neue Zeiten sind hereingebrochen, neue Lebensanschauungen mit ihnen. Aber Eins lebt in den dramatischen Dichtungen der Herzogin zu Sachsen, dem keine Zeit entwachsen sollte, eine edle Sittenreinheit — und dieses Eine, meinen wir, sollte genügen, ihnen einen dauernden Platz auf den Repertoires der deutschen Theater zu erhalten.

Mitten unter den Vorbereitungen zu dem Plebiscit, das dem deutsch-französischen Kriege von 1870 voranging, starb am 8. Mai 1870 der Akademiker Villemain, einer der namhaftesten literarischen Vertreter des alten Frankreichs. Er hatte schon lange vor seinem Tode zu den Vergessenen gehört. Kein Wunder! Hatte er doch den Zusammensturz des ersten Kaiserreichs, das Erstehen der Restauration, ihr rasches Welken und schließlich den nochmaligen Fall des legitimen Königthums unter dem Sturme der Julibewegung mit angesehen, und hatte doch sein schriftstellerisches Talent in diesen ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die besten Werke geschaffen.

Abel François Villemain war geboren zu Paris am 12. Juni 1790. Er verlor frühzeitig den Vater; seine Mutter ließ ihm eine sorgfältige Erziehung geben. Wunderbar schnell reiften die Geisteskräfte des Knaben, der sich mit seltenem Eifer und raschem Erfolge die classische Literatur des eigenen Vaterlandes und der Alten aneignete. In dieser Schnelligkeit der Entwickelung erinnert er an den ihm im Jahre 1869 vorausgegangenen Genossen Sainte-Beuve. Mit Vorliebe wirkte er schon als zwölfjähriger Knabe bei der Aufführung lateinischer und griechischer Stücke mit, die eigentlich in der Regel nur Sache der vorgerücktern Schüler war. Nachdem er das Studium der Rechte, dem er sich später zugewandt, vollendet hatte, griff er wieder zur Literatur zurück. Eine am Grabe seines alten Lehrers Luce de Lancival gehaltene Rede gab ihm Gelegenheit, sein Rednertalent leuchten zu lassen; er wurde zum Lehrer der Rhetorik am Collége Charlemagne ernannt. In dieser Stellung schrieb er, kaum 22 Jahre alt, sein „Lob Montaigne's" (1812), eine Rede, die von der Akademie gekrönt wurde und viel Aufsehen machte. Schon in dieser ersten Arbeit trat sehr deutlich das Streben hervor, den hohlen Bombast und Schwulst, der während des Kaiserreichs in der Literatur eingerissen war, durch eine feinere, geschmackvollere, präcisere Schreibart zu verdrängen. Dieses Streben verfolgte Villemain seitdem sehr energisch. Seine folgenden Schriften, seine Rede über die Vortheile und Nachtheile der Kritik (1814) und die über Montesquieu (1816), die gleichfalls von der Akademie gekrönt wurden, haben in dieser Beziehung wahrhaft reformatorisch gewirkt. In den höhern Kreisen der französischen Gesellschaft gab es noch viele, die einen edeln und glänzenden Stil zu schätzen wußten; doch schien

dieser unter den Wirren der Revolution, in dem Donner der Napoleonischen Schlachten gänzlich verloren gegangen zu sein. Villemain zuerst verstand wieder die den Franzosen so unschätzbare Kunst, schön zu reden. Der Gehalt seiner Schriften ist an sich nicht sehr hoch anzuschlagen; aber Villemain wußte ihn geschmackvoll auf goldenen Schalen zu credenzen. Dies muß der deutsche Leser sich in Erinnerung bringen, wenn er die Erfolge begreifen will, die Villemain's Feder weit mehr als sein Geist seinerzeit bei dem französischen Publikum davontrug.

Nach den genannten Preisarbeiten schrieb Villemain noch einige kleinere Aufsätze, die von der Kritik respectvoll besprochen, von den Parisern begierig gelesen wurden. Gleichzeitig wirkte der junge Gelehrte als Docent an der Sorbonne, die ihm schon 1816 einen Lehrstuhl eingeräumt hatte. Die aristokratische Welt erschloß ihm ihre Salons; neben dem Grafen von Narbonne war es besonders auch die Fürstin von Vaudemont, in deren Sälen er viel verkehrte. Viel Aufsehen machte auch seine „Geschichte Cromwell's" (1819), die freilich ebenfalls, bei Lichte besehen, mehr stilistischen als wissenschaftlichen Werth hat und in der allerlei gar nicht zur Sache gehörige Abschweifungen und Zwischenbetrachtungen angebracht waren. Diese gefielen freilich am meisten. Kaum wurde durch den Tod Fontane's ein Sitz in der Akademie frei, als Villemain's Aufnahme unter die „Unsterblichen" vorgeschlagen und durchgesetzt wurde (1819). Bald darauf ernannte ihn der Minister Decazes zum Maître des Requêtes beim Staatsrathe (1820) und betraute ihn mit der Leitung der Abtheilung für Literatur im Ministerium des Innern (1821). Gestützt auf diese Stellung und auf seinen einflußreichen Namen, wagte er es im nächsten Jahre, im Bunde mit einigen gleichgesinnten Collegen von der Akademie, gegen das sehr drückende Preßgesetz, das damals in Frankreich bestand, Sturm zu laufen, mußte jedoch diesen kühnen Schritt mit dem Verluste seiner sehr einträglichen Staatsrathswürde büßen. Seine Vorlesungen an der Sorbonne setzte er jedoch unter fortdauerndem Zudrang und Beifall des Publikums fort; da er nach oben misliebig geworden war, so wurde er nun nach unten um so populärer; ja seine Vorlesungen, die oft zu stürmischen Kundgebungen Anlaß gaben, waren eine Zeit lang eine Art von Stelldichein für die Bourbonenfeinde, ein neutraler Boden, aus dem der wachsende Widerwille gegen die verhaßte Regierung Nahrung zog.

Da brach die Julirevolution herein, unter deren Stürmen der morsche Bourbonenthron zusammenstürzte. Das Bürgerkönigthum, das sich auf seinen Trümmern erhob, zog mit vielen andern Misliebigen und Zurückgesetzten auch Villemain wieder in den Vordergrund des politischen Lebens. Ludwig Philipp überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen und ernannte ihn erst zum Pair von Frankreich, dann zum Unterrichtsminister, und zwar sowol unter dem Cabinet Soult als unter dem Cabinet Guizot. Dennoch brachte er nichts Rechtes zu Stande, der große Moment fand in ihm nur einen kleinen Staatsmann. Lange trug er sich mit weitaussehenden Planen zur Verbesserung des Schulwesens, besonders des Secundärunterrichts, stieß jedoch überall auf unvorhergesehene Hindernisse und konnte zu keinem Abschlusse kommen. Prächtige Perioden bauen ist leichter als gute Gesetze geben, es gehört dazu eine wesentlich verschiedene geistige Fähigkeit. Diese Verirrung in ein Arbeitsfeld, das er nicht bewältigen konnte, rächte sich bitter an ihm. Trübsinn kam über ihn, und in einem Anfall von Geistesstörung stürzte er sich eines Tages vom Fenster auf die Straße herab, glücklicherweise ohne sich ernstlich zu beschädigen.

Nur langsam erholte er sich, nachdem er sich nicht nur von der Regierungsthätigkeit, sondern vom öffentlichen Leben überhaupt zurückgezogen hatte. Fortan lebte er nur noch der Literatur; von den Spätfrüchten, die er seitdem in stiller Muße zeitigte, sind besonders zu nennen: „Souvenirs contemporains", „Châteaubriand", „Tableau de l'éloquence chrétienne". Auch aus diesen wie aus allen seinen Schriften spricht kein schöpferischer, freiwaltender, fruchtbarer Geist; das ist alles künstlich gezüchtet und gestützt, Eigenes und Fremdes, Naheliegendes und Herbeigeholtes zu einem zierlichen Ganzen verbunden; mit Einem Worte, wenn man einen solchen Aufsatz liest, so glaubt man sich nicht in einem natürlichen Garten, sondern in einem Park im versailler Stile zu ergehen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Garibaldi als Romanschriftsteller.

Von Rudolf Gottschall.

Die Herrschaft des Mönchs oder Rom im 19. Jahrhundert. Von General Garibaldi (2 Bde., Wien, Pesth, Leipzig, A. Hartleben's Verlag, 1870).
Cantoni der Freiwillige. Geschichtlicher Roman von General Giuseppe Garibaldi (2 Bde., Wien, Pesth, Leipzig, A. Hartleben's Verlag, 1870).

Die Helden der romanischen Nationen sind in eine Epoche unheilvoller Verdunkelung getreten. Der mächtige Kaiser der Franzosen sieht seine Heere und sich selbst in deutscher Gefangenschaft — und sein nicht minder berühmter Gegner, Giuseppe Garibaldi, hat sich entschlossen, als Anführer französischer Francs-Tireurs und romanischer Freischaren das besiegte Frankreich gegen die deutsche Kriegsmacht zu vertheidigen. Er sieht nicht ein, daß er damit die Sache des verhaßten Feindes zu der seinigen macht und durch Fortsetzung des ungerechtesten Krieges, den je der Herrscher eines mächtigen Staates vom Zaune gebrochen hat, ein Mitschuldiger des Franzosenkaisers wird.

Seltsame Ironie des Schicksals! Sollte der Held von Aspromonte sich verhärten bis zur Unempfindlichkeit gegen die himmelschreiende Inconsequenz, welche in seinem jetzigen Auftreten als französischer Bandenführer liegt? Führt er nicht Krieg gegen diejenige Macht, welche alles das für Italien ausgeführt hat, was Italien selbst zu vollbringen zu schwach war? Hat Preußen ihm nicht bei Sadowa Venetien erobert und aus dem Programm Napoleon's, „Frei bis zur Adria!", das in Villafranca und Zürich scheiterte, eine Wahrheit gemacht? Hat Preußen mit den deutschen Staaten im Bunde nicht bei Weißenburg und Wörth, bei Metz und Sedan den Italienern ihre Hauptstadt, Rom, erobert, während Garibaldi selbst in dem Kampfe um dieses Ziel bei Aspromonte wie bei Mentana kläglich gescheitert ist? Hat Preußen und Deutschland nicht den Kaiser Napoleon III. bei Sedan gefangen genommen und das second empire gestürzt, dessen zweideutige Politik auf Italien lastete und die selbständige Gestaltung des neuen Staates verhinderte? Und gegen dieses Preußen und Deutschland, welchem Italien alles verdankt, was seine heißblütigsten Patrioten wünschen konnten, greift der große Volksheld dieses Italiens zu den Waffen!

Das Auftreten desselben ist um so schwieriger zu erklären, je weniger man von einem Manne wie Garibaldi annehmen darf, daß irgendwelche äußere Veranlassungen oder persönliche Rücksichten ihn zu diesem verhängnißvollen Schritte bestimmten. Ueber solchen Verdacht ist der Einsiedler von Caprera erhaben, welcher Reiche erobert, aber nicht für sich, und dessen große Uneigennützigkeit ihn in Eine Reihe stellt mit den gefeiertsten Tugendhelden der Geschichte. Auch nicht einmal jene Gesinnung des Cato, welche im Lapidarstil römischer Classicität durch den Vers ausgedrückt wird:

Victrix causa Diis placuit sed victa Catoni

konnte den italienischen General bestimmen, für die besiegte „Große Nation" ins Feld zu rücken.

Wir können zur Erklärung dieser grausamen Inconsequenz, welche selbst auf den reinen Charakter des italienischen Lafayette einen Schatten zu werfen droht, nur zweierlei anführen. Wenn die „Philosophie des Unbewußten“ auch Rasseninstincte anerkennt, die mächtiger sind als Erwägungen irgendwelcher Art, so ist es der Instinct des Romanismus, welcher die Völker des westlichen und südlichen europäischen Festlandes gegen das siegreiche Germanenthum zu den Waffen ruft. „Timeo Danaos et dona ferentes“ — ruft dieser Instinct den Italienern zu gegenüber der Freigebigkeit, mit welcher die deutschen Siege ihr Land, trotz eigener Niederlagen, überschütten.

Selbstverständlich ist hierbei nicht von festen Ueberzeugungen die Rede, die Ueberzeugungen Garibaldi's sind anderer Art. Er will im Jura, in den Vogesen, in den Gebirgen der Auvergne, indem er die französische Republik vertheidigt, für die italienische kämpfen, die ja schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine Tochterrepublik der französischen war. Wie Lafayette seine Sporen in den Kämpfen der nordamerikanischen Republik, so hat sich Garibaldi die seinigen in den Kämpfen der südamerikanischen Republiken verdient. Er ist ein Republikaner de pur sang, nicht blos aus principieller Ueberzeugung, sondern seinem sittlichen Charakter nach; er ist aus dem Holze, aus dem die Geschichte die Catonen und Aristides schnitzt. So war seine Allianz mit dem Königthum der Piemontesen mehr ein Zugeständniß an die Macht, welche ein einheitliches Königthum zu gründen vermochte, als irgendeine begeisterte Huldigung für das silberne Kreuz im rothen Felde. Und umgekehrt hatte die Politik Cavour's und seiner Nachfolger, die Politik der barschen Soldatenkönige, deren Wiege unter den Granitfelsen und auf den Eisbergen Savoyens stand, allen Grund, die Grillen eines Capitano zu schonen, der seine Ueberzeugungen den nächsten Interessen des Vaterlandes opferte, und selbst zu seinen fortwährenden Staatsverbrechen ein Auge zuzudrücken. Niemals war der General Giuseppe Garibaldi ein Unterthan der Krone Savoyens; er war stets nur ihr Bundesgenosse, und zwar unter fortwährenden Vorbehalten. Jetzt kämpft er für die Republik Frankreich, weil er glaubt, damit für die Republik Italien zu fechten.

Giuseppe Garibaldi ist keine Sphinx, welche der Weltgeschichte ihre Räthsel aufgibt. Man muß sein letztes Auftreten verurtheilen, aber man wird die Motive desselben nur in einer politischen Ueberzeugungstreue suchen dürfen, die mit politischer Kurzsichtigkeit eng gepaart ist.

Doch so durchsichtig auch der Charakter des merkwürdigen Mannes ist — man wird alles mit Freuden begrüßen, was uns über seine Weltanschauung nähere Auskunft zu geben vermag. Hierzu gehören vor allem seine beiden Romane, die im Grunde nur Geständnisse und Memoiren in romantischer Einkleidung sind. „Die Herrschaft des Mönchs“ und „Cantoni der Freiwillige“ sind diese Werke, in denen der alte General das Schwert mit der Feder vertauscht, und zwar nicht mit der Feder des Diplomaten oder Publicisten, sondern mit derjenigen des belletristischen Schriftstellers.

Und nun, ihr Catonen und Aristides, hört das Bekenntniß des Eroberers von Sicilien und Neapel, und zweifelt nicht länger, daß dieser Jünger euerer würdig sei — ein Bekenntniß, welches man dem Literaten von Fach verdenken und bei ihm als Verleugnung jeder höhern Aufgabe ansehen würde, während es im Munde eines alten lorbergekrönten Helden einen rührenden Eindruck macht. Garibaldi hat diese Romane, wie er in der Vorrede sagt, nicht blos geschrieben, um Italien an viele seiner Heldensöhne zu erinnern, es lag ihm auch daran, „von seiner Arbeit einen ehrlichen Gewinn zu ziehen“; der Cincinnatus von Caprera findet auf der Felseninsel kein Land für seinen Pflug — so spannt er den Pegasus vor die literarische Pflugschar, um sich redlich sein täglich Brot zu verdienen. Der gefeiertste Mann Italiens, der Königreiche verschenkt hat, schreibt Romane, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben!

Fügen wir nur gleich hinzu, daß der künstlerische Werth dieser Romane sich auf dem Nullpunkte befindet. Von irgendwelchem organischen Plane mit weitreichendem Zusammenhange, von genialer oder auch nur spannender Erfindung ist in ihnen keine Rede; Garibaldi ist ein Kind gegenüber den Altmeistern moderner Romantechnik; seine Darstellungsweise erinnert an altägyptische Reliefs, er kennt nicht die Kunst der Perspective, und seine Figuren folgen einander wie im Gänsemarsch der Reliefsestzüge. Seine Phantasie ist nicht allzu reich; sie wird nur durch das eigene Erlebniß befruchtet und behagt sich besonders im Ausmalen von Freischarenzügen und Freischarenkämpfen. Bisweilen tritt Garibaldi selbst in Action und führt sich in seinen Roman ein, wie Cäsar sich einführt in die Commentarien de bello gallico. Er theilt Reden mit, die er in Venedig gehalten hat, und schildert in dem Roman „Cantoni" die Vertheidigung Roms gegen Oudinot und die französischen Legionen mit einer Fülle von Detailzügen, er gibt gleichsam einen Beitrag zu seiner Selbstbiographie und widmet seinen jugendlichen Kameraden manche begeisterte Huldigung. Er zeigt dabei einen hellenischen Sinn für Körperschönheit und liebt es, seine Helden mit den Helden Homer's oder gar mit dessen Göttern zu vergleichen. Die enge Verwandtschaft zwischen Freischärlern und Briganten wird von dem General nicht in Abrede gestellt; ja einer seiner Helden, Orazio, „ist ein Brigant", doch hatte er früher der römischen Republik mit Ehren gedient und im Kampfe bei Velletri einen neapolitanischen Offizier gefangen genommen. Nicht alle Briganten sind Mörder, nicht alle Auswürflinge der Gesellschaft, wie sie die Priesterherrschaft hervorruft, verlaufene Miethlinge des Klerus, es gibt darunter auch wilde Naturen, von denen man mit Unrecht behauptet, sie lebten von Plünderung, die sich blos in die Ebenen zurückziehen und ein umherschweifendes Leben führen, um den Demüthigungen zu entgehen, welchen der Bürger täglich unterworfen ist. Für diese „wilden Naturen" hegt Garibaldi eine gewisse Sympathie, wie er selbst bekennt; sein Orazio kämpft zusammen mit seinen besten Freiheitshelden gegen die päpstlichen Söldner in dem alterthümlichen Schlosse, welches ein Nachkomme Lucull's unter der Regierung Nero's erbaut hatte.

Es ist interessant, daß Garibaldi selbst die enge Verwandtschaft des Freischärlerwesens und des Brigantaggio zugibt und in seinem Roman schildert. In der That sind die Grenzen zwischen diesen Kämpfern des freien Italiens und der päpstlich-bourbonischen Reaction sehr fließend; beide begegnen sich auf einem Gebiete, wo die Politik aufhört und das profane Räuberwesen anfängt, wie dies nach der Auflösung geschlagener Banden, gleichviel zu welcher Fahne sie geschworen hatten, in der Regel der Fall zu sein pflegt.

Nächst den Helden der Freiheit, als deren glänzendster Vertreter uns im zweiten Roman Cantoni entgegentritt, sind es die Frauen, denen der General seine Feder widmet. Der weiblichen Schönheit singt er manchen Hymnus, und er weiß auch die Schönen zu sortiren, nicht blos eine Engländerin von einer Italienerin, sondern auch eine Römerin von einer Venetianerin zu unterscheiden. Natürlich sind diese Frauen alle mehr oder weniger fahrende Heldinnen, Abenteurerinnen von Beruf oder durch Schicksalstücke, entweder Opfer der Priester oder kühne Freischärler- und Banditenbräute, wie Körner's Hedwig oder Rinaldino's Rosa. Offenbar ist aber die Lieblingsheldin des Generals die schöne Engländerin Julie, auf welche er alle seine Sympathien für das freie, meerbeherrschende Albion übertragen hat. Julie ist Besitzerin einer Jacht, und Garibaldi theilt mit ihr die Liebe für die grünsilberne „Amphitrite" und gefällt sich in der Darstellung eines von ihr erlebten Seesturms, die er mit allen satten Farben der Marinemalerei ausstattet. Die schöne Prinzentochter Irene, welche dem Fürsten der Campagna von Rom in die Wildniß folgt und mit ihm zusammen im Kampfe für die Freiheit fällt, die sanfte Clelia, die Bildhauerstochter, die Perle von Trastevere, die wahnsinnige Camilla, welche durch das Verbrechen der Priester in Irrsinn gestürzt worden, sind außer-

dem in dem ersten Roman die Heldinnen; in dem zweiten, der noch chronikartiger abgefaßt ist, folgt die Geliebte Cantoni's, Ida, in Männerkleidern den Colonnen und erlebt dann allerlei Abenteuer mit den Jesuiten, bis sie zuletzt im Kampfe gegen die „Soldaten Bonaparte's“, im Kampfe für die Freiheit Roms auf dem Gefilde von Nomenzio fällt, denn während der erste Roman nur „den kleinen Krieg“ der Freischärler darstellt, namentlich die Vertheidigung des Schlosses im Walde, hat der zweite mehr historischen Wurf und gibt eine interessante Schilderung der Vertheidigung Roms und der spätern Kämpfe Garibaldi's.

So wie diese Helden und Heldinnen der Freiheit von ihrem General verherrlicht werden, ebenso verabscheuungswürdig schildert er die Priester, von dem Cardinal Pandulfo, der sein böses Gelüsten nach der Bildhauerstochter grausam büßt, indem er am Fenster seines Palazzo aufgehängt wird, bis zu dem Jesuiten Gaudenzio im zweiten Roman, der als ein Inbegriff aller Schändlichkeiten erscheint. Die geheimen Folterkammern der Klöster, die auch in dem deutschen Klosterromane des 18. Jahrhunderts sowie neuerdings in den Romanen von Meißner und Schücking eine große Rolle spielen, werden mit ihren Opfern, mit ihrem unterirdischen Märtyrerthum in der gewohnten romanhaften Weise unheimlich düster beleuchtet, nur daß Garibaldi sich auf die thatsächliche Wahrheit und auf die Untersuchungen stützt, die er selbst als commandirender General in Rom hat anstellen lassen.

Obgleich die Schilderungen in diesen beiden Romanen die Frische und Lebenswahrheit haben, wie man sie von den Kapiteln einer Selbstbiographie erwarten darf, so liegt doch der eigentliche Schwerpunkt der Romane für uns in den Reflexionen und Betrachtungen, welche uns die Weltanschauung dieses merkwürdigen Mannes enthüllen. Eine Ader der Landsknecht- und Flibustiernatur lebt in Garibaldi neben der Begeisterung, welche der Apostel der Humanität zur Schau trägt. Und diese beiden Elemente bestehen wie Oel und Wasser unvermischt nebeneinander.

Krieger von Profession und mit Leidenschaft, wie auch seine Romane beweisen, ist er zugleich ein Friedensprediger, welcher den Oelzweig höher als den Lorber preist. Freude an der Schönheit der Natur spricht aus seinen Dichtwerken. Wir sahen den General an einem prachtvollen Herbstmorgen des Jahres 1867 auf der Isola-Madre im Lago-Maggiore; er schien ganz hingegeben an die Reize des herrlichen Sees, der wie eine prangende Muschel die Kleinodien der Borromeischen Inseln umschließt; auf den Stock gestützt, noch leidend an der Wunde von Aspromonte, wanderte er durch die südlichen Laubengänge der idyllischen Insel und schien nicht auf die Klänge der Garibaldi-Hymne zu hören, die von Stresa herübertönten; wir sahen ihn bald darauf in den stürmischen Sitzungen des genfer Friedenscongresses, wo er mit seinen Obersten einstimmte in die Friedenshymne der Redner und gleichsam die Tauben mit dem Oelzweige in alle Lande flattern ließ. Gleich darauf hörte man von dem Treffen von Mentana! In den Romanen finden wir dieselben salbungsvollen Lobreden auf den Frieden, wie sie allerdings kein Fachsoldat in Deutschland, Frankreich oder Italien halten würde.

Wir hören den genfer Friedensprediger wieder, wenn Garibaldi das Glaubensbekenntniß des Einsiedlers von Caprera in seiner „Herrschaft des Mönchs“ mittheilt: „Der fortwährende Kriegszustand, in welchem Europa erhalten wird, zeigt nur zu deutlich, wie schlecht regiert es ist! Würde jede Nation auf natürliche und edle Weise regiert, so würde der Krieg aufhören und die Völker ihre gegenseitigen Rechte verstehen und achten lernen, ohne auf leidenschaftliche oder selbstmörderische Weise zu den Waffen zu greifen. Ein Bund der europäischen Nationen muß durch Vertreter jedes Landes zusammengehalten werden, deren erster Ausspruch sein muß: «Der Krieg wird für unmöglich erklärt.» Die

zweite Basis muß ein Gesetz sein, nach welchem die Streitigkeiten, die sich zwischen Nationen ergeben, von jetzt ab durch den internationalen Congreß geschlichtet werden. Auf diese Weise wird der Krieg — diese Geisel und Schmach der Menschheit — für immer ausgerottet werden. Dann wird natürlich auch die Nothwendigkeit, eine bezahlte Armee zu erhalten, wegfallen, und die Söhne des Volkes, welche jetzt unter dem erdichteten Namen von Patriotismus und Ruhm zur Schlachtbank geführt werden, werden zu ihren Familien, auf den Acker und in die Werkstatt zurückkehren, um wieder zur Fruchtbarkeit und allgemeinen Verbesserung ihres Vaterlandes beizutragen." Garibaldi macht sich hier, durch diese Lehren vom ewigen Frieden, des von Heinrich von Treitschke gerügten „schülerhaften Denkens" schuldig, doch wird sich der Einsiedler von Caprera wol mit dem Einsiedler von Königsberg zu trösten wissen, der auf seinem schattigen Philosophendamme ebenso „schülerhaft" dachte wie Garibaldi auf seiner sonnigen Felseninsel. Merkwürdig bleibt es nur immer, daß einer der ersten Krieger des Jahrhunderts den Glauben an den ewigen Frieden verkündet, während ein deutscher Kathedermann, der nie Pulver gerochen hat, sich als Kriegsfanatiker geberdet und alle Friedensapostel für Schwachköpfe erklärt. Aehnliche Stellen, in denen die Schlächtereien des Krieges verurtheilt werden, finden sich zahlreich in beiden Romanen, mitten in den lebendigen Schilderungen der Kämpfe und den begeisterten Lobliedern auf die Helden.

„Ich, der ich dies schreibe", sagt Garibaldi an einer andern Stelle, „bin von der Wahrheit der fortschreitenden Veredlung des Menschengeschlechts fest überzeugt. Ich bin ein entschiedener Gegner des Cynikers und Pessimisten und glaube mit ganzem Herzen und von ganzer Seele an das Gesetz des menschlichen Fortschritts auf verschiedenen Wegen, unter vielen Gestalten und mit vielen nothwendigen Unterbrechungen. Die Vorsehung hat gewollt, daß Glückseligkeit das letzte Ende dieses kummerbeladenen Planeten und der leidenden Menschheit sei; ihr Wille verwirklicht sich aber nur langsam, und nur durch die Unterwerfung der Menschen unter das höhere Gesetz des Rechts ist das Glück erreichbar. Wenn die Humanität nicht in derselben Weise fortschreitet wie die Wissenschaft, so liegt der Fehler nothwendig an den verschiedenen Regierungen, denn bei geeigneter Behandlung und umsichtiger Pflege werden selbst die wilden Thiere des Waldes zahm und gelehrig. Was ließe sich daher nicht selbst mit der tiefstehenden Klasse von Menschen beginnen!"

Ja, Garibaldi ist ein Schwärmer, ein Poet. Er schildert uns, wie auf seinem Felseneilande Gott verehrt wird, und zwar wie er verehrt werden soll in Reinheit des Geistes, ohne Formelwesen, Geldschneiderei oder Spott, unter dem Baldachin des blauen Himmels. „Die Gestirne sind die Kerzen, der Seewind macht Musik, und die grünen Rasen sind die Altäre."

Und in dem zweiten Romane ergeht er sich am Grabe eines Kriegsgefährten, des tapfern Daverio, in folgenden Ergüssen, in denen er sein eigenes religiöses Credo ausspricht: „Die azurne Wölbung, welche die Berge umgibt, ist die Unendlichkeit, und wer wollte wagen, hier eine Grenze zu ziehen? Er, der die Unendlichkeit mit Welten besäete und ihr Gesetze vorschrieb, er ist der Geist derselben, die Intelligenz, die Seele, die Unendlichkeit selbst. Und meine Seele, welche die Räume der Unendlichkeit zu durchdringen versucht, welche dieselbe nicht begreifen, aber sich denken kann, die sich als ein unendlich kleiner, aber doch wesentlicher Theil davon fühlt, ist sie nicht selbst Verstand, Geist, Intelligenz, mit Einem Worte: ein Ausfluß des Unendlichen? Ja, ich glaube an die Unsterblichkeit der Seele, und ich gefalle mir in dem Gedanken, daß meine Mutter, mein Vater und meine Freunde, die Märtyrer einer heiligen Sache, immer noch in geistigem Verkehr mit mir stehen."

Und an einer andern Stelle sagt er: „Vergebens bemühen meine Feinde sich, mich zu einem Atheisten zu stempeln. Ich glaube an Gott. Ich gehöre der Religion Christi an, aber nicht der Religion der Päpste. Ich bestreite, daß es Mittelspersonen bedarf zwischen Gott und dem Menschen. Das Volk muß gelehrt werden, daß es nicht genug ist, ein freies Land zu haben, sondern daß es auch lernen muß, die Rechte und Pflichten freier Männer üben. Pflicht! Pflicht! — das ist das Wort. Unser Volk muß seine Pflicht gegen die Familie, seine Pflicht gegen das Vaterland, seine Pflicht gegen die ganze Menschheit kennen lernen."

Mit diesem Protest gegen den Atheismus, mit diesem Glaubensbekenntniß des aufgeklärten Deismus, welches ein Voltaire und die meisten Freigeister des vorigen Jahrhunderts mitunterschrieben hätten, steht im Einklange der Priesterhaß, wie er den Anhängern der Aufklärung in gleichem Maße eigen war, und der in den Garibaldi'schen Romanen die durchgängigen „Parabasen" bildet. Sagt er doch von sich selbst, daß er die Priesterschaft als ein lügenhaftes, unheilstiftendes Institut hasse. „Sobald aber die Priester ihrer Böswilligkeit entsagen und aufhören wollen Komödianten zu sein, so ist er bereit, sie mit offenen Armen in einem edlern Berufe, einem neuen, aber ehrlichen Stande willkommen zu heißen und alle Menschen aufzufordern, ihnen ihre frühern Uebelthaten zu verzeihen und hier, wie in allen Dingen, im Geiste allgemeiner Duldung zu handeln. Obschon sie ihm als Priester zuwider sind, so bemitleide und liebe er sie doch als Menschen." Die Anschuldigungen, die Garibaldi gegen die Priester richtet, gelten zum großen Theile den italienischen Priestern, die er anklagt, die Fremdlinge ins Land gerufen zu haben, und als Verräther mit der Tonsur brandmarkt, welche zu persönlichen, angeblich religiösen Zwecken Italien zum „Land der Todten", zu einem Begräbnißplatze menschlicher Größe machten; er beschuldigt die Priester, das Monopol der Ausbeutung aller feierlichen Ereignisse und Umstände an sich gerissen zu haben, herrlich und in Freuden zu leben, während das elende Volk arbeitet und schwitzt. „Und ihr geduldigen Schafe, ihr arbeitet, ihr kämpft mit den Wogen des Oceans, und wenn ihr dem Priester nicht gebt was er beansprucht, wenn euer Weib sich nicht mit ihm über euere Abwesenheit tröstet, so fahrt ihr zur Hölle, elendes Gesindel." Die Folterung des Galilei erscheint ihm als die unvergeßlichste Schmach; doch auch den heutigen Priestern noch macht Garibaldi die Tortur und die geheimen Grausamkeiten der Kirche zum Vorwurfe, wie er alle Vertreter des Standes in seinem Roman als gemeine Lüstlinge schildert.

Ohne Frage ist es mehr noch als seine religiöse Ueberzeugung der Patriotismus Garibaldi's, welcher ihm diese Philippiken gegen das Priesterthum dictirt. In der That spricht sich die Vaterlandsliebe des Helden oft mit einem begeisterten Schwunge aus, der an die patriotischen Canzonen eines Leopardi erinnert. Hier erhebt sich auch der Stil des alten Generals zu einem hymnenartigen Schwunge. Ihn begeistert der große Gedanke Dante's, wenn es nöthig wäre, ein einiges Italien selbst mit Hülfe des Teufels zu errichten. Für Lügner erklärt er alle diejenigen, welche behaupten, es mangle in Italien an Männern. „Dieses unglückliche Land hat selbst in den Zeiten des härtesten Drucks und der tiefsten Erniedrigung geistige Kolosse hervorgebracht. Wer einen Beweis dafür zu haben wünscht, der suche ihn nicht in den Zeiten der Größe Italiens, wo es auf dem ganzen Erdkreise nicht seinesgleichen hatte, sondern in den trüben Zeiten, wo es, in hundert Theile gespalten und von verschiedenen zahlreichen fremden Heeren durchzogen, dennoch berühmte Männer wie die Dante, die Doria, die Montecuculi, die Filiberti und endlich den Großoheim des kleinen Bastards in die Wagschale warf, welcher heute seine Despotenmanie zu der niedrigen Tyrannei des Priesters im Herzen der Halbinsel gesellt hat."

Und die folgende Elegie, welche Garibaldi den südamerikanischen Waffengenossen widmet, scheint sich nach Rhythmen und Strophen zu sehnen — so begeistert ist ihr bilderreicher Schwung: „Wo sind die 73 Argonauten, welche den Ocean durchschifften, um nach Italien nicht ihre Schätze, denn daran waren sie arm, sondern ihre Schwerter zu tragen, mit welchen sie die Schlachten der Neuen Welt für die Freiheit der Nationen so ehrenvoll geschlagen? Wo sind sie? Fragt dies den römischen Ackersmann, wenn er die Spitze seiner Pflugschar in die Schädel stößt, welche die Schollen seines Feldes weiß färben, oder den berittenen Hirten, wenn er über die Hindernisse flucht, welche sich auf dem alten Janiculum bei jedem Schritt seinem Pferd in den Weg stellen. Wo ruhen ihre Gebeine? Sie sind überall umhergestreut, und kein Stein bezeichnet die Ruhestätte dieser Tapfern! Nichts deutet sie dem Wanderer an oder unterscheidet sie von den Millionen, welche seit ziemlich 18 Jahrhunderten auf dem Boden der Cincinnatus erstanden und entschwunden sind! Und inzwischen, armes Italien, errichtet an derselben Stätte, wo zerstampft und unbegraben die Gebeine deiner Tapfern ruhen, dein Vampyr, dein böser Genius, der schändliche Priester dem elenden Miethling, der dich unterdrückt, Monumente, spricht die Henkersknechte heilig und singt den Orgien der Lüge und des Blutes ein Tedeum. Ja noch schlimmer! Jeden Tag beugst du, brudermörderische Metze, dein Knie vor einem dieser Mörder deiner Söhne! Ja Montaldi, Masina, Daverio, Ramorino und so viele andere stolze und tapfere Söhne aller italienischen Provinzen liegen ohne Grabmal auf dem unglücklichen Boden der Wunderthaten und des Fluches."

An die Gesänge des „Childe Harold" klingen die kurzen Preisoden an, welche Giuseppe Garibaldi den beiden Schmerzensstädten Rom und Venedig singt: „Ein berühmter Schriftsteller hat Rom «die Stadt der Todten» genannt; aber wie kann in dem Herzen Italiens der Tod sein? Die Ruinen Roms, die Asche seiner unglücklichen Söhne sind allerdings begraben; dennoch aber sind ihre Ueberreste so von Leben durchdrungen, daß sie noch die Wiedergeburt der Welt herbeiführen kann. Rom ist noch fähig, die Bevölkerungen aufzurütteln, sowie der Sturm die Wogen des Meeres aufwühlt; denn war es nicht die Herrin des alten Weltreichs und ist seine ganze Geschichte nicht die von Riesen? Wer die wundervollen Monumente dieser Stadt in ihrem gegenwärtigen traurigen Zustande sehen kann und seine Seele nicht von Liebe zum Schönen und von Bewunderung für das Edle erglühen fühlt, wird bei seinem eigenen Tode nur ein unempfängliches Herz dem ursprünglichen Staube zurückgeben." An einer andern Stelle wird Rom die Niobe der Nationen, die alte Metropole der Welt, die Herrscherin, die Märtyrerin, der Ruhm der Erde genannt.

Der adriatischen Marmorstadt aber ruft Garibaldi zu: „O schön warst du in jenen Tagen, unglückliche Königin, als deine Dandoli, deine Falieri im Namen Venedigs die Meereswogen zu Gunsten der kühnen Seefahrer des Adriatischen Meeres geneigt zu machen suchten. Heil dir, Republik von neun Jahrhunderten, wahre Mutter der Republiken! Und doch, hättest du dich zur Zeit deiner Größe mit deinen italienischen Schwestern verbündet, anstatt sie zu hassen, so hätte der Fremdling uns nicht alle so niedertreten und zu Sklaven machen können wie jetzt!"

Der volle Haß des Italieners gilt dem Herrscher an der Seine, den er einen Nachfolger des Attila nennt, seine Thaten aber nur Caricaturen der Thaten des Attila, der Rom geplündert hat. „Um große Thaten, wenn auch übler Art auszuführen, bedarf es eines großen Herzens, das des Herrschers an der Seine aber ist klein. Wir sehen, daß er mit allem, was er thut, seinen Onkel nachzuahmen beabsichtigt; der Mangel an Genie und Energie aber läßt jeden solchen Versuch fehlschlagen. Attila verheerte die stolze Siegerstadt und verwandelte sie in einen Trümmerhaufen. Der moderne Attila hütete sich nach Jesuitenart wohl zu zerstören, denn er betrachtete die Beute als sein Eigen-

thum. ... Was am meisten demüthigend und entwürdigend ist, er hat die Beute, welche er aus Scheu vor der Entrüstung der Welt nicht sich anzueignen getraut, liegen gelassen und gesagt: «Behaltet sie, Feiglinge, mordet euch untereinander selbst, hütet euch aber, etwas gegen meinen Willen zu thun.»" Der italienischen Regierung aber macht es der General zum Vorwurfe, daß sie sich dem Befehl des Kaisers gefügt und Sbirrendienste für den Vatican verrichtet habe; er spricht seine Ueberzeugung aus, daß eine feigere Regierung als die italienische weder in der alten noch in der neuern Geschichte vorkomme.

Das Bild des Patrioten und Politikers Garibaldi tritt, wie wir sehen, in seinen Romanen im unzweideutigsten Lichte hervor; das Pathos seines Lebens spricht sich vollkräftig und rückhaltslos in denselben aus. Mit wenig Kunst trägt sich diese Begeisterung selbst vor; doch der Zusammenklang von Denken und Handeln, Empfinden und Schreiben macht stets einen erfreuenden Eindruck. So viel Idealismus bei einem alten Haudegen berührt wohlthuend in einer vielfach blasirten Zeit. Selbst die letzte unglückliche Episode, die den Helden von Marsala uns als Feind gegenüberstellt, darf uns nicht blind machen gegen die Vorzüge dieses edeln Charakters, eines der uneigennützigsten Vorkämpfer nationaler Freiheit, von dem das 19. Jahrhundert berichten darf.

Die provisorische Regierung in Frankreich von 1870.

Von H. Bartling.

Dritter (letzter) Artikel.

3) Gambetta.

Carnot oder Don Quixote, Mirabeau oder Münchhausen, wer ist's, der uns aus dem Januskopfe Léon Gambetta's entgegenschaut? Schwer fällt die Entscheidung. Was wußte die Welt vor dem Jahre 1859 von einem jungen Advocaten, der kaum seit einigen Monaten seine Studien vollendet hatte und dessen Name heute die Spalten aller politischen Blätter füllt? Nichts. Aber dieser Advocat muß doch jedenfalls irgendeine Ader von Größe in sich haben, denn er ist ja Minister des Innern und zugleich Vorstand der für die Provinzen delegirten Abtheilung des Kriegsministeriums in einem Lande, das 40 Millionen Einwohner zählt, in einem Lande, das seit Jahrhunderten sich rühmt, durch seine Intelligenz an der Spitze der Nationen zu stehen. Diese Frage muß sich die erstaunte Welt vorlegen bei dem Blicke auf die Ereignisse, die sich in Frankreich, speciell in und um Tours, den heutigen Sitz der Delegation der provisorischen Regierung, abspinnen! Ja, sagen wir es kühn heraus, Gambetta ist, nicht wie Kleber einst zu Napoleon sagte, „groß wie die Welt", aber groß wie Magnin! Und wer ist Magnin? Wer in den sechziger Jahren durch die Straßen von Paris wandelte, dem begegnete nicht selten ein Mann, der auf dem Kopfe einen polirten Stahlhelm trug, dessen Lenden mit einem gewaltigen Schlachtenschwerte umgürtet waren, der ein martialisches Aussehen hatte, von einem Gefährt herab gleich einem zweiten Demosthenes zum Volke redete, dem man lauschte als wenn eine Welt von seinen Worten abhinge, und der trotz alledem und alledem nichts weiter war als ein — Charlatan, nichts weiter bezweckte, als Aufsehen zu erregen und — Bleifedern zu verkaufen! Trägt nicht auch Gambetta in seinen Proclamationen, die täglich das gesammte Volk zu den Waffen rufen, einen Stahlhelm auf dem Kopfe? Hat er nicht in seinen Proclamationen, welche Tod und Verderben auf die Häupter derer herabrufen, die

den dreimal heiligen Boden des dreimal heiligen Frankreichs entweihen, seine Lenden auch mit einem zweischneidigen Schwert umgürtet? Sind seine Erfolge, die er mit allen seinen gewaltigen Decreten erreicht, nicht denen Magnin's gleich, der nach einer halbstündigen Rede nur ein halbes Dutzend Bleifedern an den Mann brachte? Doch leider ist's mit der Satire nicht abgethan, die ganze Sache hat eine ernsthafte, wehmüthige Seite. Wol muß der Philanthrop trauern, wenn er eine Nation so gesunken sieht, daß sie Hülfe sucht bei Männern gleich Bazaine und Palikao, unheilvoll mexicanischen, schamvoll chinesischen Andenkens; bei Männern gleich Gambetta, der zu seiner Unerfahrenheit in Geschäften noch eine Anmaßung und Willkür hinzufügt, die vielleicht nur von seinem persönlichen Ehrgeize übertroffen wird, einem Ehrgeize, den er in ein wildpoetisches Gewand zu kleiden weiß.

Was über Gambetta's Privatleben bisher bekannt geworden, ist nur wenig, denn kaum seit zwei oder drei Jahren hat er die öffentliche Aufmerksamkeit in weitern Kreisen auf sich gezogen. Léon Gambetta ist, wie die biographischen Notizen über ihn vermelden, zu Cahors am 30. Oct. 1838 geboren, also heute nicht älter als 32 Jahre. Seine Familie, die aus Genua stammt, ließ ihn Jura studiren, wo und wann ist uns unbekannt; im Jahre 1859 zog er in Paris ein, diesem Mekka der Franzosen, und ließ sich bei dem dortigen Barreau als Advocat einschreiben. Bis 1863 blieb er völlig im Dunkeln, doch in diesem Jahre trat er auf die politische Schaubühne, indem er einen thätigen Antheil an den Wahlagitationen nahm, wobei er sich durch seine rastlose Kühnheit neben seinen berühmtern Parteigenossen wie Jules Favre, Crémieux, Pelletan und andern auszeichnete. Was seinen Ruf als Advocat und als Parteimann anbetrifft, so stand Gambetta bis zum Jahre 1868 hierin weit hinter seinen politischen Freunden gleichen Standes zurück, und nur selten wurden ihm politische Processe von einiger Bedeutung in Paris und den Provinzen übertragen, aus denen er überdies nicht oft als Sieger hervorging. Doch gleich dem Marschall Mac-Mahon, den ein einziger Tag, eine einzige Waffenthat, die Erstürmung des Malakow, zu einem berühmten Manne machte, errang auch Gambetta an Einem Tage durch einen einzigen, vom juristischen Standpunkte aus betrachtet, unbedeutenden Proceß Ruf und sah seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt werden. Er vertheidigte nämlich in dem bekannten Processe wegen der Subscriptionen für ein Baudin-Denkmal den Chefredacteur und Géranten des „Réveil", Delescluze. Sei es uns gestattet, auf die Ursachen und die Debatten dieses Processes etwas näher einzugehen.

Man wird sich erinnern, daß am 3. Dec. 1851 die Abgeordneten Baudin, Esquiros und Madier den Versuch machten, im Faubourg Saint-Antoine einen Arbeiteraufstand gegen den Staatsstreich hervorzurufen, und daß sie mit Hülfe ihrer Anhänger eine kleine Barrikade an der Ecke der Rue de Sainte-Marguerite errichteten. Am Abend vorher hatten die Mitglieder der Bergpartei, die sich in der Wohnung Victor Hugo's versammelt hatten, gleichwie Gambetta in diesen Tagen, einen Massenaufstand des Volks decretirt, der, wie alle Welt weiß, ein höchst klägliches Resultat hatte. Die zu diesem Behufe verfaßte, aber unveröffentlichte Proclamation wurde von Baudin entworfen und von Victor Hugo, in dessen Besitz sie später überging, mit kleinen Abänderungen versehen. Dies wenig bekannte Document lautet wörtlich:

„Die Repräsentanten der Bergpartei rufen dem Volke wie der Armee die Artikel 68 und 110 der Verfassung ins Gedächtniß, deren Wortlaut der folgende ist: «Die constituirende Versammlung vertraut die gegenwärtige Constitution und die Rechte, welche sie heiligt, der Wacht und dem Patriotismus aller Franzosen an.» Das Volk, von nun an und für immer im Besitz des allgemeinen Stimmrechts, hat keinen Prinzen nöthig, um sich ihm in die Hände zu liefern, es wird ihn als einen Rebellen züchtigen.

„Es lebe die Republik! Es lebe die Constitution! Es lebe das allgemeine Stimmrecht.

„Thue das Volk seine Pflicht. Die republikanischen Abgeordneten werden an seiner Spitze marschiren."

Als am nächsten Morgen, am 3. Dec., die Nachricht in der Polizeipräfectur anlangte, daß ein Aufstand im Faubourg Saint-Antoine drohe, sandte man einige Detachements Soldaten in das genannte Quartier mit dem Befehle, aufs nachdrücklichste jeden insurrectionellen Versuch zu erdrücken. Doch die von Napoleon und seinen Anhängern gefürchtete Erhebung war eine harmlose; der Muth und die Ausdauer der Arbeiter waren in den Februar- und Junitagen gebrochen worden; die Bergpartei hatte all ihren Einfluß auf diese so leicht zu entflammenden Gemüther verloren. Es waren nur acht Volksrepräsentanten mit wenigen exaltirten Anhängern, die sich den anrückenden Soldaten auf der Barrikade entgegenstellten; sie hießen Baudin, Briller, Brückner, de Flotte, Dulac, Maigne, Madier und Schölcher. Sie winken den Soldaten, als diese auf die Barrikade losrücken; der Kapitän Petit, der das Commando hat, macht ein verneinendes Zeichen. Sieben der Repräsentanten steigen von der Barrikade herab und gehen den Truppen entgegen. Sie waren ohne Waffen, nur mit der Schärpe bekleidet, alle in Einer Linie. Die Soldaten machten instinctmäßig halt. Der Abgeordnete Schölcher nahm das Wort. „Wir sind Volksrepräsentanten", rief er; „im Namen der Constitution fordern wir euern Beistand, um den Gesetzen des Landes Respect und Geltung zu verschaffen. Kommt zu uns, vereinigt euch mit uns, es wird euer Ruhm sein!" „Still!" war die Antwort des Kapitäns, „ich will nichts von solchen Reden hören, ich gehorche nur den Befehlen meiner Obern; ziehen Sie sich zurück, oder ich lasse schießen." „Sie können uns tödten, wir weichen keinen Schritt zurück! Es lebe die Republik! Es lebe die Constitution!" antworteten die sieben Abgeordneten. Der Offizier commandirte: „Fertig und vorwärts!" Mehrere der Repräsentanten, die glaubten, daß ihre letzte Stunde geschlagen habe, entblößten ihr Haupt, um so den Tod zu grüßen; sie alle riefen nochmals: „Es lebe die Republik!" Doch der Kapitän gab kein Commando zum Feuern. Neun Reihen Soldaten marschirten gegen die Barrikade; sie schoben die Abgeordneten an die Seite, ohne ihnen das geringste Leid zuzufügen. Diese ihrerseits hörten nicht auf, die Truppen zu beschwören, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Indessen einige unter ihnen, etwas ungeduldiger als ihre Kameraden, bedrohten die Repräsentanten, stießen sie zurück und setzten ihnen das Bajonnet auf die Brust. Ein Unteroffizier legte sogar auf Brückner an, doch ein ruhiges und würdiges Wort brachte ihn zur Vernunft; er hob sein Gewehr und schoß es in die Luft ab. Unglücklicherweise glaubte einer der Aufständischen, die auf der Barrikade geblieben waren, daß das Militär ernstlich die Repräsentanten angreife; er legte deshalb an und feuerte. Ein Soldat stürzte schwer getroffen zusammen. Die Spitze der Colonne, die nicht mehr als vier Schritt von der Barrikade entfernt war, antwortete ihrerseits mit einer Salve. Baudin, auf einem umgestürzten Wagen stehend und ohne Unterlaß bemüht, die Soldaten durch eine Ansprache zu gewinnen, fiel, von drei Kugeln durch den Kopf getroffen, todt zusammen; mit ihm ein junger Arbeiter Namens Marcel. Baudin wurde auf dem Kirchhofe Montmartre begraben, wo auch Cavaignac und Godefroy ruhen.

Fast 16 Jahre war die Grabstätte des gefallenen Volksmannes unbeachtet geblieben, als es plötzlich der demokratischen Partei in den Sinn kam, durch demonstrative Besuche während des Todtenfestes an seinem und Cavaignac's Grabe dem herrschenden Régime unangenehme Stunden zu bereiten und es daran zu erinnern, daß sie ihm die Schuld des Mordes, wie man den Tod Baudin's nannte, beimesse; ja, um der Demonstration noch mehr Gewicht zu geben, lud man zu öffentlichen Beiträgen für ein auf dem Grabe zu errichtendes Denkmal ein. Die oppositionellen Blätter, und unter ihnen der „Réveil",

redeten dieser Subscription eifrig das Wort. Die erste größere Demonstration, von der die Polizei die große Unvorsichtigkeit beging Notiz zu nehmen, fand am 2. Nov. 1868 statt, und wenige Tage darauf erschienen die schon erwähnten Subscriptionseinladungen, theils im „Réveil", „La Tribune" und „La Revue politique". Einige der Demonstranten auf dem Kirchhofe sowie die Géranten und Redacteure der genannten Journale wurden vor das correctionelle Tribunal der Seine gestellt, angeklagt wegen Ruhestörung und gehässiger Manöver gegen die Regierung. Gambetta vertheidigte, wie schon oben bemerkt, den mitangeklagten Redacteur des „Réveil", Delescluze. Das Plaidoyer, welches er hielt, war nur kurz, leuchtete aber neben denen seiner Collegen Crémieux, Arago und Laurier, welcher letztere augenblicklich neben Gambetta gleichfalls eine hervorragende politische Rolle spielt, durch tollkühne, heftige Angriffe gegen die Regierung sowie durch überrothe republikanische Färbung hervor.

„Ist es möglich", fuhr er in seiner Rede fort, nachdem er einen heftigen persönlichen Ausfall gegen den öffentlichen Ankläger gemacht hatte, „daß es für eine Nation, in einer civilisirten Gesellschaft, einen Augenblick geben kann, wo der Staatsstreich ungestraft bleibt, wo man aus Staatsgründen, unter dem Vorwande des öffentlichen Wohls, das Gesetz verletzen, die Constitution umstoßen und gleich Verbrechern jene behandeln darf, die mit Gefahr ihres Lebens Gesetz und Constitution vertheidigen? Denn, merken Sie wohl auf, ich will mich hier nicht lange bei den kleinlichen Seiten dieses Processes aufhalten, indem ich mich auf die kindischen Aussagen Ihrer Agenten einlasse. Jene Aussagen, ich habe sie gelesen, und obgleich noch jung, habe ich doch schon einige Kenntniß von Polizeirapporten. Nun wohl, nachdem ich die Anklageacten geprüft, nachdem ich die Rapporte der aus der sogenannten Brigade der öffentlichen Sicherheit erborgten Zeugen untersucht und miteinander verglichen habe, ist ein Gefühl der Furcht für die Regierung über mich gekommen. Fängt etwa die Polizei an, die Sicherheit ihrer Vernunftschlüsse und Anschauungen zu verlieren? Denn alles, was man hat entdecken und aufspüren können, faßt sich in folgende Phrase zusammen: «Einige Personen sind um ein Grab versammelt, die einen hörend, die andern untergeschobene Reden haltend, von denen man auch nicht ein Wort mehr wiederfinden kann, und dann noch so einige Gelegenheitswendungen, mit denen man Abwesende beschuldigt. Außerdem aber nichts! nichts!» Sie sprechen von verführerischen Reden! Wird man sie hier produciren? Mitnichten: es sind Aussagen der Polizei, die nicht controlirt wird und auch nicht controlirt werden kann. Das ist nun Ihre ganze Anklage. Es ist übrigens nicht das Gesetz von 1858, auf das es in diesem Processe ankommt, es handelt sich hier, man hat es ja schon bemerkt, nur um Charles Delescluze. Wenn Sie die Ursache der Verfolgung wissen wollen, so müssen Sie solche in der hervorragenden Persönlichkeit von Hrn. Delescluze suchen: da ist das Stichwort, das wahre Stichwort der Debatte. . . ." Nachdem Gambetta nachgewiesen, daß bei Männern wie Delescluze, Quentin, Peyrat, Challamel-Lacour keine Verabredung nöthig sei, um die Gräber ihrer Freunde zu besuchen, und deshalb die Anklage auf „Manöver", ein Wort, von dem Crémieux bereits gesagt, daß es nichts bedeute, aber sich mit großer Leichtigkeit auf alles anwenden lasse und eine bedauernswerthe Elasticität in Criminalfällen besitze, in sich zusammenfalle, fuhr er fort: „Es ist also noch nicht genug, daß Sie die Republikaner aus der Republik verjagt haben! Sie wollen denselben auch noch ihr menschliches Gefühl zum Verbrechen machen. Nein! die einzige Wahrheit ist die: Sie kennen die Gefühle der Männer, die hier angeklagt sind, Sie wissen, was sich hinter ihren Schmerzen birgt, die nicht blos Schmerzen von Freunden, sondern Schmerzen von Patrioten sind. Und deshalb, aus Furcht, daß das Beispiel dieser Braven, von denen Sie wissen, daß ihr Gewissen niemals schläft, das öffentliche Gewissen wach rufe, sagen Sie zu sich selber: Wir müssen das Heraufbeschwören jener Gespenster, wir müssen jenen

schrecklichen Rückblick auf die Vergangenheit kurz und bündig verhindern. Aus diesem Grunde leiten Sie einen Proceß ein gegen jene, welche durch die bloße Bedeutung ihres Namens schon beweisen, daß sie alle Zeit für dieselben Principien gelebt und gekämpft haben und unerschütterliche Vertheidiger ein und desselben Banners geblieben sind. Von Delescluze, in der That, haben Sie recht, wenn Sie auf sein langes strafrechtliches Sündenregister hinweisen; ich aber sage Ihnen, das gerade gereicht ihm zur Ehre, und kein besseres Zeugniß für den Heroismus seiner Ueberzeugungen haben wir als diese endlose Liste von politischen Verurtheilungen. Seit 1834 stand Delescluze mit seiner Ueberzeugung bei dem Volke, seit dieser Zeit ist er stets desselben Weges gewandelt, immer von den Gegnern getroffen, niemals niedergeworfen. Und wenn Sie ihm vorwerfen, unter allen Regierungen, selbst unter der Republik gegen die Reactionäre angekämpft zu haben, so wissen Sie vielleicht nicht, daß Sie damit seiner Ergebenheit wie seinem Scharfsinn ein hohes Lob spenden. Sie zeigen ihn uns seit 1834 für dieselben Interessen kämpfend, für die radicale Vollendung der französischen Revolution, für ihre ganze und ungetheilte Durchführung, die dem Interesse aller Bürger zugute kommt. In jener Epoche, seit seinem ersten Auftreten begegnete er dem Widerstande der Monarchien, und dieser hat niemals aufgehört; aber was er damals verkündigte, das war der große revolutionäre Gedanke, der Gedanke der politischen und socialen Emancipation, voller Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit; sehen Sie, was er schon 1834, zwei Jahre vor Strasburg, sechs Jahre vor Boulogne, gethan! und Gott weiß es, daß es nicht Habsucht noch persönliches Interesse war, die ihn auf dem Wege der Wahrheit und des Kampfes vorwärts trieben. Sehen Sie, das ist ein ganzer Mann, er ist es, den man anklagt, dem Meuchelmorde das Wort geredet zu haben. Er hat also kein französisches Herz im Busen, er, der seit 40 Jahren seinem Vaterlande sein Leben und seine Ergebenheit gewidmet, und dafür nichts anderes eingeerntet hat als Kummer und Noth? Und wissen Sie, was man ihm noch vorwirft: eine Lobrede auf die Mörder des Generals Bréa geschrieben zu haben. Wenn man die Vertheidigung eines Lebens wie das von Delescluze zu führen hat, so schuldet man ihm die ganze Wahrheit, man schuldet sie ihm und vor allem der Obrigkeit, weil ich weiß, welche Anklagen, welche eigenthümlichen Vorurtheile sich über einen Menschen verbreiten, der allezeit kämpft, und weil ich ferner weiß, wenn er besiegt ist, welch monströse Legenden sich durch Anhäufung von Verleumdungen gegen ihn bilden. So geschieht es denn nicht selten, daß ein Gerechter, ein Märtyrer mit dem Rufe eines Verworfenen zur Grube fährt, und das nennt man dann fein säuberlich: die Meinung der «ehrlichen Leute» bilden. Nun wohlan, ich, der ich zur Stunde entschlossen bin, das Gute zu thun, die Wahrheit wieder aufzurichten, ein Andenken, das uns theuer ist, wieder zu befestigen, ich bin glücklich, ich bin stolz, daß sich mir die Gelegenheit dazu darbietet."

Jetzt geht Gambetta als echter republikanischer Lobredner auf die Einzelheiten der Delescluze'schen politischen Carrière ein und hebt dann aufs neue an: „Hat wol je ein ähnlicher Proceß (wie der gegenwärtige) die Menschheit aufgeregt? Nein niemals! Gehen Sie zurück bis in die Zeiten von Athen, bis in die Zeiten von Rom, suchen Sie, ob es einen Proceß gibt, der mit dem verglichen werden kann, den Sie gegen uns eingeleitet haben? Was mich anbetrifft, so spreche ich es aus mit der ganzen Energie meiner Kräfte, die mein Herz pulsiren machen, daß ich vergebens mein Gedächtniß befragt, vergebens die Geschichte durchforscht habe, und daß ich niemals, niemals einem ähnlichen Zweikampfe zwischen dem Recht und dem Despotismus, zwischen dem Gesetz und der Gewalt begegnet bin; niemals habe ich sie so offen, so ungerecht, in diesem ewigen Drama, aus dem sich die Geschichte der Menschheit bildet, im Kampfe miteinander gesehen.... Erinnern Sie sich nur, was der 2. December besagen will! Rufen Sie sich ins Gedächtniß zurück, was an diesem Tage vorging! Die Thaten von damals, von denen uns Ténot

so herzzerreißende Episoden berichtet, werden aufs neue wieder begangen. Sie haben jenen Bericht gelesen, jenen Bericht, der nur Thatsachen erzählt, aber durch diese einfache Erzählung schon ein Rächeramt ausübt; Sie wissen wie viel Blut, wie viel Schmerzen, welche Thränen, welche Angst dieser Tag geschaut; doch was man hier besonders erwähnen, auf was man hier den Finger legen muß, das ist die Verwirrung, welche dieses Attentat in die Gewissen geworfen; hierin allein ruht seine wahre Verschuldung, hieraus allein können Sie abwägen, bis zu welchem Grade Sie uns Schutz und Hülfe schulden, wenn wir hingehen, um das Andenken derer zu ehren, welche in der Vertheidigung des Gesetzes und der Constitution gefallen sind und die man erwürgt hat. Ja am 2. December haben sich um einen Prätendenten Männer geschart, die Frankreich bis dahin nicht kannte und die weder Talent noch Ehre, weder Rang noch Stellung hatten, Menschen, die zu allen Zeiten die Helfershelfer von Gewaltthaten sind, Menschen, von denen man nur wiederholen kann, was Sallust über den Schwarm urtheilte, der Catilina umgab, was Cäsar selbst sagte, als er das Bild seiner Mitschuldigen entwarf: «Ewiger Auswurf der geordneten Gesellschaft: Aere alieno obruti et vitiis onusti.» Mit solchen Geschöpfen säbelt man seit Jahrhunderten die Institutionen, die Gesetze nieder, und das menschliche Gewissen ist ohnmächtig dagegen anzukämpfen, ungeachtet des großartigen Erscheinens eines Sokrates, Thrasea, Cicero, Cato, ungeachtet der Denker und Märtyrer, welche im Namen der geopferten, verletzten Moral, im Namen des unter den Hacken der Soldaten zertretenen Rechts protestiren. Und nun die Frage, hat Napoleon mit seinen Spießgesellen Frankreich gerettet, ist der Staatsstreich etwas anderes als ein Betrug? Er stellt die Morny, Arnaud, Maupas Männern wie Michel de Bourges, Charras, Berryer, Ledru-Rollin gegenüber, die im Augenblick der Gefahr Frankreich zu Hülfe eilten." „Wo waren", so fuhr er fort, „Cavaignac, Lamoricière, Changarnier, Leflô, Bedeau, alle unsere Feldherren, die Ehre und der Stolz unserer Armee? Wo waren Thiers, Rémusat, wo waren alle die autorisirten Repräsentanten der orleanistischen, der legitimistischen, der republikanischen Partei? wo waren sie? zu Mazas, zu Vincennes: alle die Männer, welche das Gesetz vertheidigten, auf dem Wege nach Cayenne, auf dem Transport nach Lambessa, alles geschändete Opfer eines wahnsinnigen Ehrgeizes. Sehen Sie, meine Herren, so rettet man Frankreich! Nach allem diesen glauben Sie noch das Recht zu haben auszurufen, daß man das Land gerettet habe, einzig weil man die Hand gegen dasselbe erhoben? Auf welcher Seite war das Genie, die Moral, die Tugend? Alles ist unter dem Attentat zusammengestürzt!" Und dann heißt es am Schlusse der Rede: „Doch es gibt etwas, das unsere Gegner richtet! Hören Sie! Seit 17 Jahren sind dieselben die unumschränkten, discretionären Meister Frankreichs — das ist ja ihr Stichwort —! Wir wollen nicht untersuchen, was sie aus den Schätzen, dem Blute, der Ehre, dem Ruhme des Vaterlandes gemacht haben, wir wollen nicht sprechen von seiner compromittirten Integrität, noch was aus den Früchten seiner Industrie geworden, ohne zu erwähnen, was alle Welt weiß, die finanziellen Katastrophen, die in diesem Augenblicke selbst wie Minen unter unsern Füßen aufspringen; doch wodurch die Staatsstreichler am besten gerichtet werden können, das ist das Zugeständniß ihrer eigenen Gewissensbisse; niemals haben sie gewagt es öffentlich auszusprechen: «Wir wollen den 2. December feiern, wir wollen ihn unter die ersten Festtage Frankreichs versetzen, wir wollen aus ihm einen nationalen Jubeltag machen!» Alle Régimes, die einander folgten, haben den Tag ihrer Geburt verherrlicht; sie haben den 14. Juli, den 10. August gefeiert; die Julitage von 1830 sind gleichfalls Feiertage gewesen, gleich dem 24. Februar; nur der 18. Brumaire und der 2. December haben es niemals gewagt, sich als Geburtstage eines Régime hinzustellen. Nun wohlan, diesen Jahrestag, den Sie nicht wollen, werden wir für uns beanspruchen, wir werden ihn zu dem unserigen machen, wir werden ihn alle Zeit, für

immer feiern; in jedem Jahre wird er der Erinnerungstag unserer Todten sein, bis zu dem Tage, wo das Volk wieder Meister des Landes geworden ist und die große nationale Sühne auferlegen wird im Namen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit." Indem Gambetta sich zu dem Präsidenten wandte, der mit den Achseln gezuckt hatte, fügte er hinzu: „Sie zucken mit den Achseln! doch ich fürchte Ihre Verachtung sowenig wie Ihre Drohungen. Als Sie gestern Ihr Requisitorium schlossen, sprachen Sie die Worte aus: «Wir wollen warnen!» Was? kaiserlicher Advocat, Magistrat, Mann des Gesetzes, Sie wagen zu sagen: Wir werden Maßregeln nehmen? Sind das nicht Drohungen? Wohlan! Hören Sie mein letztes Wort: Sie können uns treffen, aber entehren, niederwerfen können Sie uns nicht."

Diese höchst charakteristische Rede, die wir hier fast ganz wiedergegeben haben, ist der Haupttitel Gambetta's, wenn nicht der einzige, zu seinem Ansehen und seiner heutigen Machtstellung. Wir richten dieselbe nicht; sie war damals an ihrem Platze, und indem sie den Staatsstreich mit seinem rechten Maße maß, indem sie kühn, ja verwegen die Machthaber angriff, verschaffte sie zu gleicher Zeit dem jungen Sprecher einen Ruf und einen Einfluß, der sich nur durch die Empfänglichkeit des französischen Volks und den Mangel an kühnen Männern erklären läßt, der jenseit der Vogesen unter dem zweiten Kaiserthum herrschte; und wahrlich die Zahl „fünf" in der Opposition einer Repräsentantenkammer eines Volks von 40 Millionen zeigt deutlich, daß die republikanische Partei trotz allem, was sie heute von sich sagen und schreiben läßt, doch noch gewaltig in Frankreich in der Minderheit ist.

Bei den allgemeinen Wahlen von 1869 präsentirte sich Gambetta sowol in Paris als in Marseille als Candidat irréconciliable der Opposition, hielt in den Volks- und Wahlversammlungen eine Menge rothgefärbter Reden, die denselben Charakter an sich tragen wie das mitgetheilte Plaidoyer. Es bedarf keiner Erwähnung, daß er in Paris wie in Marseille, Städten, wo in gewissen Quartieren das rothe Element und vor allem Todfeindschaft gegen den Bonapartismus herrscht, als Sieger aus den Wahlkämpfen hervorging. Im Jahre 1869 wurde Gambetta nach Toulouse berufen, um das demokratische Journal „L'Emancipation" vor dem correctionellen Gericht zu vertheidigen. Dort, wo der kaiserliche Procurator seine Entlassung eingereicht hatte, weil er vom Minister mehrfach getadelt worden war, zu nachsichtig in Preßprocessen aufgetreten zu sein, fand Gambetta unter den jungen Studenten der Rechtsschule den rechten Boden für seine Ideen, und so wurde ihm denn auch nach der Vertheidigung des Journals eine glänzende Ovation zutheil. In der letzten Kammer ist er fast gar nicht als Abgeordneter erschienen, da ihn ein heftiges Augenleiden von Paris fern hielt. An dieser Stelle mag eine Anekdote erwähnt werden, die berichtet, Gambetta habe sich als Jesuitenzögling ein Auge ausgestoßen, um den Priesterrock zu vermeiden; wir erwähnen dieselbe, glauben aber, daß sie nur eine französisch-theatralische Erfindung ist, um den Helden noch etwas martialischer zu machen und ihm die nöthige Folie zu verleihen. Wenige Zeit vor der Niederlage von Sedan von seinem Augenleiden genesen, wurde er durch den Sturz des Kaiserthums an die Spitze der Geschäfte erhoben. Gambetta war der erste, der in einer noch vor Palikao und seinen Schergen zitternden Kammer die Absetzung Bonaparte's vorzuschlagen wagte. Er proclamirte die dritte Republik von den Stufen des Parlamentsgebäudes, gerade wie Lamartine 1848 unter dem Geschrei und dem Toben des Pöbels; er zog mit seinen Glaubens- und Parteigenossen nach dem Hôtel-de-Ville und that dort ganz dasselbe, was schon andere vor ihm 20 Jahre früher auch gethan hatten. Wie Gambetta ferner gehandelt und noch handelt, besonders seit er aus den Wolken herab in Tours herniederstieg, ist in aller Mund. Jedermann kennt seine Proclamation, durch welche er den Wahlerlaß der Delegation vernichtete sowie seine zwei Decrete nach dem Fall von Metz, eins noch fulminanter, marktschreierischer, magninhafter als das andere. Das

Decret, durch das er allen waffenfähigen Männer von 21—40 Jahren ohne Ausnahme befiehlt, sich unter die Fahnen zu begeben, ist nur eine anderweitige Illustration seiner Tendenz, um milde zu sprechen, Zuflucht in extremen Mitteln zu suchen, so oft Schwierigkeiten auftauchen, ohne sich um die Consequenzen zu kümmern, anstatt sich zu bemühen die Mittel dem Zwecke anzupassen. In seiner letzten Proclamation vergißt Gambetta, der sich anmaßt, die militärische Organisation in den Provinzen zu leiten, daß Frankreich mehr Menschen unter den Fahnen hat, als es bewaffnen und organisiren kann. Was aber Gambetta am besten versteht, ist, wenn Städte sich ergeben, Armeen in die Flucht gejagt sind, zu decretiren, daß die armen Maires ins Gefängniß geschleppt, Generale abgesetzt oder füsilirt, oder, wenn er sie nicht erreichen kann, mit den gemeinsten Schimpfreden und Anklagen von Verrath überhäuft werden. Napoleon, der selten ein wahres Wort gesprochen, hat recht, wenn er an den Hauptmann Damer auf Cane bei Dorchester schreibt, daß augenblicklich Männer wie Gambetta mit der Anarchie Frankreich mehr Schaden zufügen als die deutschen Zündnadelgewehre. Wahrhaft schmerzlich ist es, wenn man ein Volk wie das französische betrachtet, das aus tausend selbstgeschlagenen Wunden blutend, sich nicht anders zu erheben weiß, als sich widerstandslos in die Arme eines jungen, unerfahrenen Advocaten zu werfen, der auf seine klaffenden Wunden kein anderes Heilpflaster zu legen versteht als Worte und abermals Worte.

4) Rochefort.

La fusion des langues serait la suppression de la guerre.
La suppression de la guerre serait la fin du despotisme.
Rochefort.

Wenn wir auf den Gegenstand unserer folgenden Skizze die allerdings schon etwas sehr abgenutzten Worte unsers großen Schiller anwenden: „Von der Parteien Haß und Gunst zerrissen, Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte", so wollen wir damit keineswegs andeuten, daß wir daran denken, den modernen Vauban der innern Befestigungen von Paris und Minister ohne Portefeuille mit dem großen Soldaten Wallenstein, diesem Moltke des Mittelalters, zu vergleichen. Mit der Citation der Schiller'schen Worte wollten wir nur bekunden, daß wir einigermaßen in Verlegenheit sind, eine Skizze jenes Mannes zu entwerfen, der seit einigen Jahren fast die ganze europäische Presse beschäftigt, dem Hofe der Tuilerien manche unangenehme Stunde bereitet, und den plötzlich die Wogen der Revolution und die Gunst des Pöbels auf einen Posten geschleudert haben, wo er sich jedenfalls in der allerunbehaglichsten Stellung befindet, die er je in seinem Leben eingenommen; diese unsere Verlegenheit wird noch dadurch vergrößert, daß wir Henri Rochefort persönlich kennen und diese persönliche Kenntniß nur unser Urtheil über ihn beeinträchtigen kann, denn kein Zeuge ist weniger glaubwürdig oder vertrauenerweckend als ein Augenzeuge, bemerkte einst ein kluger Richter in einem englischen Gerichtshofe. Wer hätte dieses Urtheil, das uns auch für unsern Fall zu passen scheint, nicht hundertfach im gegenwärtigen Kriege bestätigt gefunden? Wir wollen in der nun zu entwerfenden Skizze ohne genaue chronologische Ordnung das berichten, was wir über einen Mann wissen oder erfahren haben, der, nachdem er manche sich widersprechende Phasen in seinem Leben durchlaufen, vom Schicksal dazu bestimmt ist, an der Seite eines anerkannt tüchtigen Militärs und gegenüber einem der größten Strategen der Neuzeit in dem blutigen Drama, das in und um Paris jetzt in Scene geht, eine Rolle zu spielen. Freilich besitzen wir nicht das Geschick, einen Mann, der nie die Grenzen der Mittelmäßigkeit überschritten, zu einem genialen Wesen, zu einem Mann von großen Eigenschaften, tiefem Geist und Charakterstärke herauszustaffiren. In Rochefort's ganzer Carrière, die kaum seit einem Jahrzehnt der Oeffentlichkeit angehört, spiegelt sich deutlich

der dem französischen Volke eigene Charakterzug der Unbeständigkeit, des Wankelmuths und der Sucht nach allem Neuen ab; er gelangte zu seiner volksthümlichen Berühmtheit, wenn dieses Wort hier statthaft ist, hauptsächlich dadurch, daß er den Gaumen des Pöbels, hoch und niedrig, zu kitzeln wußte, daß seine Opposition gegen das Kaiserreich in Schlagwörtern, Gassenhauern und Invectiven der allerniedrigsten Art bestand; er verdankte ferner seine Berühmtheit einer Menge von kleinen Theaterdichtungen, in denen er sich, durch die Noth getrieben, zum Schriftsteller par excellence des Demi-Monde machte, und ferner, daß, als er einmal die Bahn der socialistischen Volksbeglücker betreten, er kein Mittel scheute, um die Gunst der Volksmenge zu buhlen. Doch fern liegt uns Rochefort's Privatcharakter anzugreifen und ihn, wie es vielfach seine politischen Gegner gethan, als ein Ungeheuer oder einen durch und durch verkommenen Menschen darzustellen. Im Gegentheil, wir wollen gleich am Anfang bemerken, daß er viele gute Eigenschaften besitzt, soweit wir ihn kennen und nach dem, was wir an verschiedenen Orten über ihn gehört haben, von seinen Freunden wie von seinen Feinden, daß er ein mit gesundem Mutterwitz, mit Ausdauer und Arbeitskraft ausgerüsteter gutmüthiger Mensch ist, dessen Familienleben ein höchst achtbares genannt werden muß, daß er mit fast abgöttischer Liebe an seinem einzigen Kinde, einer Tochter, hängt, für deren Ausbildung ihm kein Opfer zu schwer ist, ein Mann treu, anhänglich und dankbar gegen seine Freunde und Wohlthäter, freigebig bis zur Thorheit.

Graf Henri de Rochefort-Luçay wurde zu Paris im Juli 1832 geboren, und wie es scheint, von ziemlich begüterten Aeltern. Seine Kindheit bietet eben nichts Merkwürdiges dar; er war ein schwaches, nervöses, krankhaft furchtsames Kind, das in der Familie wenig Hoffnung erweckte. Als er das erforderliche Alter erreicht hatte, wurde er in das Collége Saint-Louis gebracht und zwar zur selben Zeit, als Duruy, der bekannte Mitarbeiter an Napoleon's „Julius Cäsar", dort als Professor der Geschichte eintrat. Seine Erziehung hatte bis dahin lediglich in den Händen seiner Mutter gelegen, einer charakterfesten, sittenstrengen, aber höchst freisinnigen Frau, der man es nachsagt, daß sie in dem Herzen ihres Sohnes die ersten Keime zu seinem starren Republikanismus gelegt und ausgebildet habe. Im Collége nun soll er ein einigermaßen fleißiger, anstelliger Schüller gewesen sein, der sich besonders dadurch hervorthat, daß er mit einem außerordentlichen Gedächtniß für Verse begabt war; wir selbst können aus eigener Erfahrung versichern, daß Rochefort die Dichtungen fast aller modernen Dichter seines Landes auswendig weiß, besonders die von Victor Hugo und Lamartine. Dieses ausschließliche Gedächtniß für Poesie scheint ihn seinerzeit zu dem Glauben gebracht zu haben, daß er zum Dichter berufen sei, wenigstens versuchte er sich während seiner Schuljahre mehrfach als solcher, worüber uns einige nicht ganz uninteressante Anekdoten aufbewahrt sind. Als unser Held nämlich eines Tages in seiner Klasse eine rhetorische Aufgabe zu bearbeiten hatte, ließ er sich dazu verleiten, dieselbe statt in Prosa in Versen abzufassen. Doch als der Tag der Abgabe seiner Arbeit hereinbrach, schämte er sich seiner Vermessenheit, sowie er auch gleicherweise einige Furcht vor etwaigen Zornesausbrüchen seines Lehrers hatte. Dies vermochte ihn dazu, einen seiner Mitschüler, der ein etwas dumm-gutmüthiger Mensch war, zu bewegen, einen Tausch mit ihm einzugehen und sich so zum Autor der Verse zu machen. Doch die Sache schlug über Erwarten günstig aus! Die Verse wurden für ausgezeichnet erklärt und mit Nr. 1 censirt. Kaum aber hatte der vermeintliche Autor das ihm nicht gebührende Lob vernommen, als er sich auch schon ehrlich erhob und offen erklärte, daß das Gedicht nicht sein Machwerk, sondern das seines Mitschülers Rochefort sei. Von diesem Tage an wurde unser junger Poet zum officiellen Dichter der Anstalt und galt für einen der besten Schüler, der stets dazu berufen wurde, an den öffentlichen Preisbewerbungen theilzunehmen.

Inzwischen brach die Februarrevolution herein, und hier zeigte es sich zum ersten mal, daß die Saat, welche die republikanischgesinnte Mutter vielleicht unbewußt gesäet, im schnellen Heranreifen war, denn obgleich Rochefort kaum 16 Jahre alt war, fand die Republik in ihm doch schon einen ausgemachten Republikaner. Von ihm ging die Idee aus, unter seinen Mitschülern ein Journal zu gründen, bei dem natürlich Feder und Tinte den Setzer und Drucker ersetzten, das den Namen „Collége" trug und dessen Prospectus er mit folgender Phrase eröffnete: „Wer es sich einfallen läßt, selbst Kindern befehlen zu wollen, ist ein Tyrann, weil er sich ganz allein das Recht anmaßt zu strafen und zu belohnen, welches Recht sich in keinem Naturgesetze verzeichnet findet." Bald darauf bot sich ihm noch eine andere Gelegenheit dar, seine republikanischen oder besser gesagt revolutionären Gesinnungen ans Tageslicht treten zu lassen. Wie wir gesehen haben, fungirte Rochefort als officieller Poet des Collége. Als nach den furchtbaren Junitagen Monseigneur Sibour an die Stelle des vor einer Barrikade getödteten Erzbischofs von Paris trat, lud der neue Kirchenfürst, um seinen Amtsantritt festlich zu begehen, die fleißigsten Schüler aller pariser Collegien zu einem Frühstück ein; Rochefort befand sich unter den Geladenen. Der Vorsteher des Collége Saint-Louis, um die Blicke des Prälaten auf seine Anstalt zu lenken, gab seinem Poeten den Auftrag, eine Festcantate zu dichten. Rochefort gehorchte, doch bis zur Stunde des Vortrags weigerte er sich standhaft, selbst einem seiner intimsten Freunde das Gedicht zu zeigen. Der festliche Tag brach herein; die Schüler der verschiedenen Collegien begaben sich in den erzbischöflichen Palast in feierlicher Procession, und das Dejeuner nahm seinen Verlauf. Beim Dessert erbat der Vorsteher für seinen Schüler das Wort. Rochefort erhob sich schüchtern, doch ruhig, und las eine Cantate vor, in welcher er sich begnügte, Monseigneur dazu Glück zu wünschen, daß er die Söhne der Mörder des Generals Bréa adoptirt habe. Der Kirchenfürst fiel vor Schreck und Wuth fast in Ohnmacht und der Eindruck, den das Gedicht auf die ganze Gesellschaft machte, war ein eiskalter, erstarrender, der Director des Collége hütete sich in Zukunft wohl, einen solchen revolutionären Schüler mit der Composition von Festcantaten zu beauftragen! Im übrigen, so berichtet ein Freund Rochefort's, hatte der Vorsteher der Anstalt eine seltsame Meinung über ihn, eine so seltsame, daß er eines Tages zu seiner Mutter sagte: „Madame, ich beobachte Ihren Sohn seit langer Zeit, doch ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht herausgefunden habe, ob er ein Dummkopf oder ein großer Charakter ist."

Rochefort verließ das Collége 1850 und machte noch in demselben Jahre sein Baccalaureatsexamen. Von seinem Vater zum Studium der Medicin bestimmt, ließ er sich unverzüglich in der Ecole de Médecine immatriculiren; doch seine ihm von Kindheit an anhaftende Nervosität sowie seine schwache Körperconstitution machten ihn für ein solches Fach geradezu unbrauchbar. Um diese Zeit hatte Rochefort sein erstes Duell mit einem jungen sardinischen Offizier, den er wegen eines Liebeshandels herausforderte; obgleich fast ganz unbekannt mit den Regeln der edeln Fechtkunst, ging er doch als Sieger aus dem Duell hervor. Dafür wurde er für ewige Zeiten aus der Familie verbannt, der die Dame seiner ersten Liebe angehörte, für die er den Waffengang gethan. Seinen ohnehin nur schwach betriebenen Studien wurde am Ende des Jahres 1850 durch den Tod seines Vaters ein plötzliches Ende gemacht. Der Begräbnißtag des alten Grafen Rochefort brachte der trauernden Familie noch die schreckliche Gewißheit, daß sie sich am Bettelstabe befinde. Der junge Henri war nur die einzige Stütze der Seinen, und von diesem Augenblick an beginnt für Rochefort ein Leben jahrelanger Entbehrungen, tiefer Demüthigungen, fast übermenschlicher Thätigkeit. In dem großen Unglück, in dem er sich befand, legte er sich zuerst die Frage vor, was er gelernt habe, und da fand es sich denn,

daß aus ein wenig Latein und Griechisch sein ganzer Wissensreichthum bestehe. Er machte sich deshalb auf, um Privatstunden zu geben, und nach langem, vergeblichem Suchen fand er auch wirklich zwei Schüler, deren Unterricht ihm monatlich 40 Frs. einbrachte; doch von einer so geringen Summe konnte die arme Familie nicht leben. Rochefort entschloß sich, um eine Anstellung nachzusuchen, und erhielt auch eine solche durch einen der Familie befreundeten Mann, einen Hrn. Merruau, Abtheilungschef in der pariser Communalverwaltung; sein Gehalt belief sich auf 100 Frs.; für Paris allerdings herzlich wenig, doch mit Hinzuziehung des Verdienstes durch seinen Privatunterricht durfte er hoffen, Mutter und Geschwister vor dem Hungertode zu schützen. Der heutige Minister trat in sein Amt am 1. Jan. 1851 und zwar als Hülfsschreiber im Bureau des Brevets. Obgleich die Mutter unsers Helden, die allen Nachrichten zufolge eine charakterfeste und sehr sparsame Frau gewesen sein soll, mit dem Verdienste des Sohnes recht haushälterisch wirthschaftete und ohne je Schulden zu machen den ganzen Hausstand aufrecht erhielt, kann man sich doch leicht denken, daß für den jungen Ernährer der Seinen von einem Taschengelde keine Rede sein konnte. Rochefort selbst hat es oft erzählt, daß er wochenlang nur mit einem Sou in der Tasche in Paris umherspaziert, daß es ein Festtag für ihn gewesen sei, wenn er das Café des Variétés hatte betreten können, um eine halbe Tasse Kaffee zu trinken und Domino zu spielen. Nach ungefähr 18 Monaten wurde er zur Verwaltung der Wegebauten versetzt und kurze Zeit darauf in das Stadtarchiv, von wo aus er zum Commis im Bureau des Vérifications befördert wurde.

Ueber diese raschen Beförderungen, die mit stetem Wechsel der Verwaltungsbranche verbunden waren, sind wunderliche Gerüchte verbreitet; am glaublichsten erscheint, daß Rochefort sein Avancement nicht etwa seinen besondern Fähigkeiten oder seinem Fleiße als Arbeiter zu danken gehabt hätte, sondern vielmehr dem Widerwillen seiner Vorgesetzten, einen obstinaten und hyperrepublikanischen Beamten in ihren Bureaux zu haben. In seiner neuen Stellung als Rechnungsbeamter hatte er die Aufgabe, die Rechnungen der Communen an der Seine zu verificiren; doch statt zu thun, was seines Amtes war, trieb er mit echt französischer Leichtfertigkeit literarische Studien während seiner Bureaustunden und setzte seinen Namen blindlings unter jede einlaufende Rechnung. Aber dieses blinde Vertrauen in die Rechenkunst der Maires sollte ihm eines Tages übel zu stehen kommen. Die städtischen Rechnungen nämlich werden, nachdem sie von den städtischen Beamten geprüft, wie alle andern öffentlichen Abrechnungen an die Oberrechnungskammer eingesandt, und da fand es sich denn einst, daß auf einer der Rechnungen, die Rochefort verificirt und mit seinem Namen gezeichnet hatte, sich ein Irrthum von 25000 Frs. vorfand. Vor seinen Chef berufen, gestand er ganz offen seine Sorglosigkeit und versprach in Zukunft eine größere Aufmerksamkeit auf seine Pflichten zu verwenden; ob er aber sein Wort gehalten, das vermögen wir nicht zu sagen. So verliefen etwa fünf Jahre, während deren er seine Zeit zwischen geistigen Arbeiten für seine Ausbildung, Lektüre, dem heimlichen Verfassen von Theaterstücken und seinen Berufspflichten theilte. Doch seine Thätigkeit, die seit dem Tode des Vaters eine rastlose geworden war, suchte sich noch andere Felder. Zuvörderst strebte er sich zu einem tüchtigen Fechter auszubilden, und mit seltener Ausdauer übte er sich jahrelang in dieser Kunst, in der er nach und nach einen hohen Grad von Gewandtheit erlangte. Ferner suchte er sich einen andern Zweig des Wissens und der Kunst zu eigen zu machen, einen Zweig, zu dem ihn wahrscheinlich innere Neigung trieb. Er machte sich zu einem Bilderkenner, der in wenigen Jahren in dem bekannten Hôtel-des-Ventes zu Paris eine hervorragende Rolle spielte. Seinen ersten Unterricht in der Beurtheilung von Oelgemälden erhielt er durch einen „Erneuerer alter Gemälde", bei dem er als Knabe oft ganze Tage verbracht hatte. Dieser Gemäldereiniger und Auffrischer war ein Kenner allererster Klasse, der sich darin gefiel,

seinen jungen Freund in alle Geheimnisse dieser schwierigen Kunst einzuweihen. Zu seiner fernern Ausbildung durchlief er in seinen Erholungsstunden alle Museen und Galerien von Paris und schwang sich so nach und nach zu einem von den Bilderhändlern und Liebhabern im Hôtel-des-Ventes sehr gesuchten Sachverständigen auf. Diese seine Studien und Erfahrungen als Kenner von Oelgemälden waren auch die Veranlassung zu dem einzigen Werke Rochefort's, das neben einigem literarischen Werth viel Interessantes darbietet, und zeigt, daß unser Held ein nicht zu verachtender Menschenkenner und Entdecker von Uebelständen ist, die er den Muth hat offen darzulegen, zu bekämpfen und was noch mehr sagen will, für die er Besserungsvorschläge von praktischem Werth macht; das erwähnte Buch trägt den Titel „Les Mystères de l'Hôtel-des-Ventes".

Wir erwähnten schon, daß Rochefort mit einem Naturfehler behaftet war, nämlich mit großer Nervosität und einer Neigung zu Schwindel und Ohnmachten. Um sich hiervon zu heilen, wandte er ein recht praktisches Radicalmittel an, er verließ nämlich sein Bureau, das in der obersten Etage des Hôtel-de-Ville lag, stets nur durch das Fenster und kletterte dann bis zu dem großen Haupteingange hinunter; durch solch ein Radicalmittel gelang es ihm nach und nach, wenigstens theilweise, dem ihm angeborenen Uebel zu steuern.

So erscheint Rochefort, ehe er Journalist, Demagoge und Volksbeglücker wurde. Armuth, Arbeitsamkeit und Nachdenken, diese drei ersten Stufen, die, mit Kühnheit erklommen, nicht selten zur Popularität führen, hatte Rochefort nun hinter sich; so begegnen wir denn seinem Namen im Jahre 1856 zum ersten mal in der Oeffentlichkeit, und zwar zusammen mit dem von Commerson, Chefredacteur des „Tintamarre", auf dem Theaterzettel der Folies dramatiques, der beide als die Autoren eines Stücks ankündigte unter dem Titel „Un Monsieur bien mis", Vaudeville in Einem Act. Man erzählt, daß das Stück einigen Erfolg gehabt haben soll; nach unserer Ansicht aber ist es kaum des Drucks, viel weniger noch einer Aufführung werth. Während so das erste Kind seiner Muse auf dem Theater erschien, wurde ihm ein anderes in einem Winkel von Versailles geboren, die Frucht einer jener pariser Ehen, die weder die Kirche geweiht, noch die Mairie als gesetzlich erklärt hat. Es schwebt über der Mutter des Kindes ein gewisses Dunkel, ein Dunkel, das Rochefort selbst nie aufgeklärt; nur Eins ist bekannt, daß die Mutter bald nach ihrer Niederkunft aus Versailles verschwand und so die Sorge für die neugeborene Tochter dem Vater allein überließ. Rochefort nahm seine Pflichten als Vater ernst, was ihm vom Standpunkte der pariser Verhältnisse aus nur zum Ruhme anerkannt werden muß. Obgleich sein karges Einkommen kaum hinreichte, Mutter und Geschwister zu ernähren, war er doch gezwungen, aufs neue Geld herbeizuschaffen, um die Amme für sein Töchterchen zu bezahlen; Credit hatte er nicht, deshalb suchte er durch eine bis aufs Aeußerste getriebene Sparsamkeit die ihm nöthige Geldsumme herbeizuschaffen, was ihm denn auch gelang. Aber, wenn er einmal sein Kind umarmen wollte, dann mußte er vier Meilen, nach Choisy-le-Roi, wo die Amme wohnte, zu Fuß wandern, denn eine Eisenbahnfahrt oder gar eine Fahrt im Fiaker erlaubten ihm seine Mittel nicht. Nach einiger Zeit erhielt der arme geplagte Vater von der Amme einen Brief, der ihm ankündigte, daß sein Kind schwer krank daniederliege. In seiner Bekümmerniß lief er zu einem Freunde, einem jungen Mediciner, den er bittet mit ihm nach Choisy-le-Roi zu eilen. Lassen wir über diese Begebenheit einen langjährigen Freund Rochefort's sprechen, der genau in alle Vorkommnisse des Lebens unsers Helden eingeweiht ist. Er erzählt uns Folgendes: „In Choisy-le-Roi angekommen, constatirt der junge Arzt, daß das Kind in der That krank ist, aber nur infolge gänzlichen Mangels an Sorgfalt und guter Nahrung. Rochefort, bis ins Herz von den Leiden seines Kindes getroffen, bricht der Amme gegenüber in kaum zu beschreibenden Zorn aus und schickte sich an mit dem-

selben ohne weiteres auf- und davonzulaufen, doch die zur Klasse der sogenannten Engelmacherinnen gehörende Amme überreicht dem Vater eine auf imaginäre Ausgaben basirte Rechnung von 100 Frs. Rochefort, der nicht einen Sou besaß, wurde leichenblaß und beugte sein Haupt verzweiflungsvoll. Der junge Mediciner, von Mitleid für den armen Vater ergriffen, zahlte die verlangte Summe, und unser Held konnte so sein Töchterchen mit fortnehmen. Da aber der Freund selbst arm und auf die von Haus kommenden Gelder zur Fortsetzung seiner Studien angewiesen war, so mußte Rochefort monatlich 25 Frs. zu erübrigen suchen, um seine Schuld abzutragen. In Paris angekommen, nahm er das Kind zu sich in seine Kammer, und da ihm keine Mittel mehr zu Gebote standen, um es ferner einer Amme zu übergeben, so ernährte er es mit der Saugflasche. In der Nacht wachte er mit der Zärtlichkeit und Sorgfalt einer Mutter, und wenn das Kind schrie, erhob er sich, wiegte es, und wenn es sich nicht beruhigen ließ und er besorgen mußte, daß die Nachbarn von dem Geschrei der kleinen Creatur erwachen würden, dann eilte er in die Straße hinab und trug sein Töchterchen oft stundenlang in seinen Armen auf und ab."

Im Jahre 1858 hatte er das Glück, seinen Namen zum ersten mal in einer Zeitung gedruckt zu sehen, und zwar in einem Artikel in der „Presse théâtrale", dessen Redacteur Giaccommelli er durch einen Freund vorgestellt worden war. Giaccommelli, als ein schlauer Italiener, suchte nach jungen unbekannten, aber strebsamen Mitarbeitern, denen es vorläufig mehr um die Ehre als um Zahlung zu thun war. Rochefort's Verbindung mit diesem Journal war nur von kurzer Dauer. Er konnte sich nicht dazu verstehen, unausgesetzt Lobeserhebungen für die Schauspieler und Sänger zu schreiben, welche den Leserkreis der „Presse théâtrale" ausmachten, und da er trotz wiederholter Mahnungen seitens des Chefredacteurs, der durch die Artikel des neuen Mitarbeiters eine Menge Abonnenten verloren hatte, bei seinem selbständigen Urtheil beharrte, so erhielt er endlich seinen Abschied unter dem Vorwande „seiner Unfähigkeit". Da Rochefort die Ueberzeugung hegte, daß der Journalismus sein wahrer Beruf sei und daß hier ihm eine Zukunft gesichert sei, glänzender, gewinnbringender als in den engen und dumpfen Schreibstuben der Kanzlei, entschloß er sich nach seinem unfreiwilligen Abschiede von der „Presse théâtrale", sich einen Wirkungskreis bei einem andern Journal zu suchen. Inzwischen bot man ihm eine Stelle als Mitarbeiter am „Dictionnaire de la conversation" an, für welches er den Artikel „Claireville" schrieb, der noch heute mit seinem Namen gezeichnet ist. Endlich, nach vielfachen Bemühungen, gelang es ihm 1859, beim „Charivari" einzutreten, und zwar durch die Vermittelung des Hrn. Lange-Lévy, eines der Eigenthümer des Blattes, der ihn an Taxile Delord*) empfohlen hatte. Der junge Literat wurde von dem nun bereits verstorbenen Chefredacteur Louis Huart mit der Theaterkritik beauftragt, mit der er diesmal bessern Erfolg hatte als in der „Presse théâtrale", denn der „Charivari" kümmerte sich sehr wenig um den Zorn und Unwillen der Acteurs. Durch sein bescheidenes, sanftes Wesen gewann sich Rochefort bald die Freundschaft der sämmtlichen Mitarbeiter des Journals, besonders die des talentvollen Caricaturenzeichners Cham (Amédée de Noé), der sich ihm in engster Freundschaft anschloß. Die Sympathien und die Achtung, welche die Redaction ihm zutheil werden ließen, wurden, wenn es möglich gewesen wäre noch infolge eines Duells vermehrt, das er mit einem der Mitarbeiter am „Gaulois", einem Hrn. Dell'Bricht, hatte und aus dem er mit einer kleinen Schmarre hervorging, die erste in einer längern Reihe, die er sich noch im Laufe der Jahre erwarb.

Während er so am „Charivari" die ersten Stufen zu seiner spätern literarischen Popularität erklomm, zog über seinem Haupte ein Gewitter zusammen, das sich auf schlimme

*) Taxile Delord, bekannt wegen seiner „Geschichte des zweiten Kaiserreichs".

Weise entladen sollte. Hr. Charles Merruau, der, wie erwähnt, während der Republik sein Protector gewesen und der inzwischen zum Generalsecretär der Stadt ernannt worden war, ließ ihn eines Tages zu sich zu rufen und gab ihm, wie das Giaccommelli gethan hatte, seine Entlassung, und zwar nicht wie jener infolge seiner „Unfähigkeit", sondern wegen schlechter „Handschrift". Wenn man indeß jemals die Schriftzüge Rochefort's vor Augen gehabt, so muß man sich wundern, welch einen Maßstab Hr. Merruau an die Schreibkunst seiner Untergebenen anlegt, denn Rochefort steht als Kalligraph viel höher denn als Schriftsteller und Politiker, indem er eine wirklich schöne Handschrift besitzt.

Die Entlassung aus dem Amte war ein harter Schlag für ihn, um so mehr, als seine Einnahme beim „Charivari" kaum mehr als 80 Frs. den Monat betrug. Doch kaum war er drei Tage seines Amtes entlassen, als ihm ein Brief zuging, direct aus dem Cabinet des Seinepräfecten Haußmann kommend, der ihn einlud, unverzüglich vor dem Pascha von Paris zu erscheinen. Unser Held zerbrach sich den Kopf über die Bedeutung dieser so unerwarteten Einladung und über das Geheimniß, das möglicherweise dahinter stecken könne. Der Einladung gehorchend, begab er sich zu Sr. Excellenz dem Seinepräfecten, und wer malt sein Erstaunen, als er aus dem Munde des gewaltigen Mannes erfährt, daß dieser keineswegs den Beschluß seines Generalsecretärs gutheiße, daß er ihn, Rochefort, nicht aus der Verwaltung entlassen wolle, und ihn, um ihn für den gehabten Schreck zu entschädigen, zum Unterinspector im Departement der Schönen Künste, mit einem Gehalt von 3000 Frs. ernenne. Halb betäubt von seinem unerwarteten Glück kam Rochefort in seine Wohnung zurück und suchte lange Zeit vergebens eine Aufklärung über die so räthselhafte ihm widerfahrene Gnade. Endlich nach vielem Hin- und Hersinnen dämmerte ein Licht in seinem Geiste auf, er hatte das Räthsel gelöst. Im „Charivari" nämlich hatte er sehr häufig den Generalsecretär Merruau angegriffen, aber Hrn. Haußmann, den Präfecten, stets nur gelobt und gepriesen; er hatte so zu gleicher Zeit die Ursache zu seiner Entlassung und zu seiner neuen Anstellung aufgefunden. Nicht sobald aber war er sich hierüber klar geworden, als er sich auch schon als starrköpfiger Republikaner hinsetzte, um, als Literat, der beim „Charivari" nur 80 Frs. den Monat verdiente, dem Hrn. Haußmann mitzutheilen, daß er nach reiflicher Ueberlegung zu der Ansicht gelangt sei, auf die Ehre einer Anstellung als Unterinspector der Schönen Künste verzichten zu müssen, da es ihm gerathener scheine, für die Zukunft frei und unabhängig zu bleiben. Gezwungen, sich neue Hülfsquellen zu eröffnen, warf er sich mit aller Kraft, mit Ausdauer und Zähigkeit auf die Fabrikation von kleinen Theaterstücken, von denen einige einen vorübergehenden Erfolg hatten. Wir erwähnen unter ihnen nur einige, die weniger schlecht als der Ueberrest sind, und schließen damit Rochefort's literarische Thätigkeit ab. Im Jahre 1860 schrieb er unter Mitwirkung von Charles Deulin den Text zu einer kleinen Operette in Einem Act, aufgeführt auf der Bühne der Bouffes parisiens am 18. April 1860. Ferner „Une martingale", Vaudeville in Einem Act, unter Mitarbeitung von Clairville und Cham, Théâtre des Variétés am 6. April 1862; „Nos petites faiblesses", Vaudeville in zwei Acten, Mitarbeiter Clairville und Gastineau, Théâtre des Variétés, 18. Nov. 1862; „Les secrets du grand Albert", Komödie in zwei Acten mit Couplets, Mitarbeiter Eugène Grangé, Théâtre des Variétés, 31. Jan. 1863; „Sortir seule", Komödie in drei Acten, Mitarbeiter Eugène Grangé, Théâtre du Gymnase, 21. Febr. 1863; „La viellesse de Brididi", Vaudeville in Einem Act, Mitarbeiter Adolphe Choler, Théâtre des Variétés, 1. März 1864; „Les mémoires de Réséda, souvenirs contemporains", Mitarbeiter E. Blum und A. Wolf, Théâtre du Palais-Royal, 4. Mai 1865; „Sauvé mon Dieu", Vaudeville in Einem Act, Mitarbeiter Pierre Véron, Théâtre du Gymnase, 26. Aug. 1865; und endlich „La foire aux grotesques" und „L'homme du Sud", für das Theater des Palais-Royal, welche

beiden Stücke einen größern Erfolg als die andern gehabt haben sollen, die aber, gleich den andern, kaum die Höhe der Mittelmäßigkeit erreichen.

Durch das gewerbmäßige Abfassen von Theaterstücken ersetzte er reichlich den Ausfall, den seine Amtsentsetzung in seiner Einnahme hervorgerufen hatte, doch war Rochefort durchaus nicht so kurzsichtig, nicht einzusehen, daß ihm das wahre Talent fehle, etwas Bedeutendes für die Bühne zu schaffen, und daß sein wahrer Beruf im Journalismus liege. Ebenso wurde er sich klar, daß der „Charivari“, wo die Illustration und nicht der Text die Hauptrolle spiele, nicht das rechte Feld für seine Fähigkeiten und sein Wirken sei. Er nahm daher mit Freuden das Anerbieten Aurelian Scholl's an, sich als Mitarbeiter beim „Nain jaune“ zu betheiligen, einem Blatte, das jener in Concurrenz mit dem „Figaro“ gründete. In diesem jungen Journal debutirte Rochefort in der Tageschronik, und der Erfolg, den er darin errang, machte allgemeines Aufsehen in Paris und steigerte die Anzahl der Abonnenten in wenigen Wochen zu einer unerwarteten Höhe. Der Redacteur des „Figaro“, Villemessant, bekannt durch die Ereignisse der letzten Zeit, dem die Concurrenz des „Nain jaune“ eine unangenehme wurde, suchte den neuen Stern, der am politischen Horizont von Paris aufgegangen war, durch alle möglichen Mittel und Versprechen zu sich herüberzuziehen, und erreichte denn seinen Zweck auch dadurch, daß er Rochefort ein monatliches Honorar von 500 Frs. bewilligte für die Lieferung eines einzigen wöchentlichen Artikels. Auch hier beim „Figaro“ war sein Erfolg ein großer, und er wagte es jetzt zum ersten mal, seine Feder für die Politik zuzuspitzen. Der erste Gegenstand seiner Angriffe war die tugendhafte, keusche Isabella von Spanien, die er allerdings etwas sehr unsanft mitnahm, was ein der Königin sehr ergebener Spanier*) übel nahm und ihn zum blutigen Zweikampfe herausforderte, den er diesmal, dem kühnen Hidalgo gegenüber, gut bestand.

Der Erfolg unsers Helden wuchs von Tag zu Tag und sein Name erhielt eine gewisse Geltung in Paris. Als daher Milliaud „Le Soleil“, eine neue Concurrenz des „Figaro“, gründete, war nichts natürlicher, als daß er den Hauptmitarbeiter des alten Blattes für sein Unternehmen zu gewinnen suchte. Er zögerte daher nicht, Henri Rochefort durch seinen Chefredacteur Eugène Charrette wahrhaft glänzende Anerbietungen zu machen, die in 1000 Frs. Prämie und 1500 Frs. monatlichem Honorar für zwei Artikel in der Woche und einem Contract von einem Jahre bestanden. Da Rochefort's Uebereinkommen mit Villemessant seinem Ende nahte, so acceptirte er das Anerbieten der Redaction des „Soleil“, zu dem er einen großen Theil seiner Leser vom „Figaro“ mit hinüberzog. Was wir noch über den spätern Herausgeber der „Lanterne“ aus dieser Epoche seines Lebens zu berichten haben, ist ein beständiges Sichselbstverkaufen an den Meistbietenden. So geht er vom „Soleil“ am Ende seines Contracts wieder zum „Figaro“ über, da ihm dort 3000 Frs. Prämie und 2000 Frs. monatliches Honorar gezahlt werden für zwei Artikel in der Woche, die kaum einen andern Werth haben, als daß sie voller Invectiven und Narrenspossen sind. Wol zahlt das französische Volk jetzt noch nachträglich einen hohen Preis für jene Presse, der sie die Taschen gefüllt und deren Schreiber für ihr Geschwätz buchstäblich mit Gold überschüttet wurden. Wenn der deutsche Schriftstellerstand gegenüber solchem leichten Gewinst etwas unwillig werden sollte, so möge er sich damit trösten, daß die Mühen, mit denen er zu kämpfen hat, doch ein gutes Mittel sind, von seinem Stande Literaten fern zu halten wie Rochefort und Genossen, die mit ihrem inhaltlosen Geschrei und ihren steten Verdächtigungen nicht wenig zur Entnervung und Entartung des Volks beigetragen haben.

Gerade um die Zeit seines angehenden Triumphes verlor Rochefort plötzlich seine

*) Es war der bekannte Paladin Ezpaleta!

Mutter, an welcher er mit zärtlicher Liebe und echter Sohnestreue gehangen; dieser Schlag, der ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel getroffen, machte ihn monatelang zu jeder geistigen Arbeit unfähig. Als er aufs neue unter den schon oben erwähnten Bedingungen wieder für den „Figaro“ zu schreiben anfing, überließ er sich mehr und mehr der Politik. Seine politischen Widersacher, die ihn mit Worten und Gegenangriffen in den Blättern nicht zum Schweigen bringen konnten, und von denen er manchen durch Enthüllungen und Anspielungen auf ihr Privatleben höchst lästig wurde, griffen häufig zur bekannten Ultima ratio in literarischen Händeln, dem Duell. So wurde er zuerst von Prinz Achille Murat gefordert wegen einer satirischen Anspielung auf die Beziehungen, in denen dieser Verwandte des Kaisers zur schönen Cora Perl stand. Er trug eine leichte Verwundung davon; doch dieses Duell mit einem Prinzen vermehrte nur noch seinen Ruf in der pariser Welt. Wenige Zeit darauf war es Rochefort, der sich seinen Gegner suchte, und zwar in der Person Paul de Cassagnac's, von dem er sich in einem Artikel des „Pays“ beleidigt glaubte. Er sandte diesem Heißsporn des zweiten Kaiserthums seine Zeugen, es wurde ein Duell auf Pistolen vereinbart, und zwar ein Duell auf zehn Schritt Distanz, vier Kugeln für jeden Duellanten und das Recht zu zielen. Dieser Zweikampf lief nicht so unblutig ab wie die vorhergehenden, denn Rochefort erhielt einen gefährlichen Schuß in die rechte Seite; doch sein gutes Glück war ihm auch diesmal hold; er genas bald und erschien ungeschwächt wieder auf der Scene. Aber nicht blos Journalisten und Privatpersonen aus dem feindlichen Lager traten ihm gegenüber, nein, auch die Minister, denen er nachgerade ebenfalls unbequem geworden war, fingen an ihn zu bekämpfen. Der „Figaro“, der bis dahin nur ein literarisches Blatt gewesen, empfing infolge einiger scharfen Ausfälle Rochefort's eine officielle Verwarnung. Der bekannte Redacteur Villemessant, dem es sowol um die Erhaltung seines Leserkreises sowie um die seines demokratischen Mitarbeiters zu thun war, wandelte sein Blatt schnell in ein politisches um, indem er dadurch dem Unglück vorzubeugen suchte, dem bonapartistischen Jeffreys, dem Richter Delesvaux zu verfallen, dessen vor weniger Zeit durch die pariser Blätter bekannt gewordener Selbstmord noch im Gedächtniß aller sein wird. Doch die Manöver des alten fuchsschlauen Villemessant halfen wenig, denn Rochefort, der sich nun frei und ungebunden glaubte, fuhr gewaltig gegen den Imperialismus los, sodaß der Minister des Innern der Redaction eines schönen Tages zu verstehen gab, sie müsse, wenn es ihr um die Existenz des Blattes zu thun sein, Henri Rochefort aus der Zahl der Mitarbeiter streichen. Gegen einen solchen Machtspruch war natürlich nichts zu machen, und Redacteur wie Mitarbeiter fügten sich.

Von diesem Augenblick an tauchte in Rochefort der Gedanke auf, selbst ein Journal zu gründen, denn es war seiner Natur zuwider, durch seine starren republikanischen wie antibonapartistischen Gesinnungen Blättern zu schaden, denen er seine Feder lieh. Während er sich mit dieser Idee trug, begegnete er eines Tages seinem alten Freunde und Mitarbeiter Pierre Véron, der ihm den Rath gab, es gleich Alphonse Karr zu machen und „Wespen“ herauszugeben, aber politische. Dies entsprach Rochefort's Absichten, und deshalb zögerte er auch nicht lange, den Rath zu befolgen. Auf diese Weise wurde die „Lanterne“ ins Leben gerufen. Doch Idee und Titel waren wol gefunden, aber zur Gründung des Blattes fehlte es noch am Besten, an Geld und an der ministeriellen Autorisation. Rochefort that viele vergebliche Schritte, um das nöthige Kapital aufzutreiben; erst nach langen, endlosen Bemühungen wurden seine Anstrengungen mit Erfolg gekrönt. Es war diesmal wieder Villemessant, der seinem alten Mitarbeiter, den er nur sehr ungern verloren hatte, aus der Noth half, indem er ihn mit dem Administrator des „Figaro“, Hrn. Dumont, bekannt machte und diesen bewog, die nöthigen Gelder vorzustrecken. Um dem Geldmann mehr Vertrauen zum Unternehmen einzuflößen, betheiligte er sich selbst

daran, und so wurde eine Gesellschaft unter den drei erwähnten Personen gegründet, an der Rochefort zur Hälfte, Dumont und Villemessant jeder mit einem Viertheil sich betheiligten. Noch war die Hauptschwierigkeit zu beseitigen, nämlich den Minister des Innern zu einer Concessionirung des zu gründenden Blattes zu bewegen. Rochefort gab sein Gesuch ein, doch die Antwort war eine kategorische Weigerung. Das war es gerade, was er unter den damaligen Zeitumständen wünschte, denn die voraussichtliche Votirung des neuen Preßgesetzes mußte ihm, auch gegen den Willen des Ministers, das Recht zur Gründung seiner „Lanterne“ bringen, und er hatte dann eine Reclame zu machen und den Vortheil, sich als politischer Märtyrer herauszustaffiren. Er spricht sich in seiner ersten „Lanterne“ über seine Absichten selbst ganz klar und offen aus, und der ungeheure Erfolg, den sein Blatt eine Zeit lang hatte, beweist, wie richtig er calculirt hatte und wie genau er seine Landsleute kannte. „Eines schönen Wintermorgens“, so berichtet er, „sah ich mich plötzlich ohne ein Journal, dem ich meine kleinen Ideen über unsere großen Männer hätte anvertrauen können. Zwar war mir das Recht verblieben, über die Organisation des Schlittschuhläufer-Clubs zu discutiren, oder die Durchschnittszahl der in Federn schwebenden Carrossen, die zwischen 4 und 6 Uhr täglich in den Champs-Elysées herauf- und herunterfahren, zu berechnen; aber da ich eine unerhörte Heftigkeit in meiner Polemik gezeigt hatte, so wurde es mir verboten, fernerhin noch irgendeine Anspielung auf Hrn. Rouher zu machen, es sei denn, daß ich seine Uneigennützigkeit preise, und niemals Hrn. Pinard mehr zu nennen, es sei denn, daß ich von seinem schönen Wuchs spräche. Auswärtige Berichte behaupteten gar, der Minister des Innern habe Hrn. Villemessant, meinem Chefredacteur, den deutlichen Wink gegeben, daß der «Figaro», wenn er mich ferner ohne Maulkorb herumlaufen ließe, sehr bald diese Unklugheit mit dem Leben werde bezahlen müssen. Niemals habe ich auch nur ein Sterbenswörtlein von diesen angeblichen Zuflüsterungen geglaubt, deren Consequenzen für den, der sich zu solchen verstiegen hätte, leicht übel hätten ausschlagen können. Und in der That, nehmen wir einmal den Fall an, daß ich morgen an Hrn. Rothschild folgenden Brief richtete: «Herr Baron! Wenn Sie nicht diesen Abend zwischen 8 und 9 Uhr in der Rue Laffitte unter den elften Pflasterstein zur linken (vom Boulevard aus gezählt) die Summe von 55000 Frs. in guten Bankbillets niedergelegt haben, so werden noch vor Ende dieser Woche Ihr Hôtel, Ihre Geschäftsbureaux, Ihre Kassen und Sie selbst in die Luft fliegen und Asche sein.» Es ist doch ganz klar, daß man mich sofort verfolgt haben würde wegen Drohungen mit Bedingungen, ein Vergehen, das nach Art. 305—308 des Strafgesetzes verboten ist. Nun aber, nehmen Sie einmal einen Minister an, der einen Chefredacteur zu einer Besprechung zu sich rufen läßt und ihm folgende Rede hält: Sie haben einen Schreiber, der mir nicht ansteht. Ich gebe zu, daß er niemals die Velocipèden auf der großen Heerstraße angefallen...., aber nichtsdestoweniger paßt er mir nicht. Wenn er fortfährt noch ferner bei Ihnen zu politisiren, so wundern Sie sich nicht, wenn nächstens Ihr Journal eines plötzlichen Todes erbleicht. — Man kann es doch nicht in Abrede stellen, daß dies, gleich wie im ersten Fall, auch Drohungen mit Bedingungen sind, verboten und bestraft nach Art. 305—308 des Strafgesetzes. Hr. Pinard war seinerzeit zu sehr Procurator gewesen, um dies nicht genau zu wissen. Es beruhten daher alle diese Gerüchte, um welche sich die «Correspondance Havas», man muß ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, so bemühte, auf nichts Ernsthaftem, um so mehr, als, wenn ich gegründete Beweise gehabt hätte, ich geglaubt haben würde, gegen meine Bürgerpflichten zu fehlen, wenn ich nicht klagend gegen den Herrn Minister aufgetreten wäre. Es ist wahr, daß ich an den Staatsrath ein Gesuch um Autorisation zur gerichtlichen Verfolgung hätte einreichen müssen, und die Einstimmigkeit, mit der man mir diese Autorisation würde versagt haben, läßt noch heute Thränen der Rührung in meine Augen treten.

Nun aber geschah es, daß ich durch den Schwindelgeist getrieben mich eines ungeheuerlichen Schrittes — wird Gott ihn mir vergeben? ich glaub' es nicht — schuldig machte. Ich ließ mir nämlich einen Bogen Kanzleipapier holen und schrieb an den Minister des Innern, ihn um die Erlaubniß bittend, ein politisches Journal gründen zu dürfen. Ich hatte in meiner Petition die allerhöchsten Ergebenheits- und Lobesphrasen eine über die andere gehäuft: «Respectueux dévouement», «L'honneur de votre réponse», alles stand darin, ja es scheint mir, als ob ich auf meinem vor Staunen aschgrau gewordenen Papier das Wort «Excellence» gemalt hätte; behaupten will ich es nicht, doch glaub' ich es. Meine Berechnung, eine allerdings recht niederträchtige, war doch in derselben Zeit ganz einfach. Man wird, so sagte ich mir, mein Gesuch ohne weitere Umstände zurückweisen. Ich werde meinen Kameraden mein Misgeschick erzählen, diese werden es in ihren Journalen wiederholen, und diese meine Lage als politisches Opfer wird meinem Blatte, das ich erst nach der Votirung des Preßgesetzes gründen will, eine Menge Leser zuführen, welche es ohne diese Machinationen niemals gehabt haben würde. Der Minister des Innern hatte ein sehr einfaches Mittel, mich in den Grund zu bohren, und das war, mir ohne Zögern mein Gesuch zu gewähren."

Man kennt den ungeheuern Erfolg, den die „Lanterne" in Frankreich hatte, man weiß, daß mehr als 120000 Exemplare davon allwöchentlich verkauft wurden und dem Redacteur gleichfalls wöchentlich einen Reingewinn von 10000 Frs. abwarfen; man erinnert sich auch ferner ohne Zweifel des Kampfes und der Maßregeln, zu denen sich die kaiserliche Regierung gegen Rochefort und seine „Lanterne" verleiten ließ, sowie daß er, zu verschiedenen malen zu mehrmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, nach Belgien flüchtete und sein Werk in Brüssel fortsetzte. Mannichfach waren die Anekdoten, die in den öffentlichen Blättern cursirten über die Mittel, die Rochefort anwenden mußte, um sein Journal über die streng bewachte französische Grenze zu bringen, doch wir glauben, daß wir nicht nöthig haben, dieselben hier zu wiederholen. Als Napoleon im Januar 1870 das Ministerium Ollivier berief und es schien, als ob er den Weg der Freiheit und des Friedens betreten wollte, da begann auch für Rochefort eine neue Lebensepoche; er wurde nun eine politische Persönlichkeit. Schon in dem vorhergehenden Jahre war unter der Flut von Broschüren, die ihn zum Gegenstande hatten, auch eine erschienen unter dem Titel „Rochefort als Deputirter". Und in der That wurde er bei den allgemeinen Wahlen im Mai 1869 im siebenten pariser Wahlkreise aufgestellt. Da er jedoch mehrfach bestraft und landesflüchtig geworden war, zweifelte man lange Zeit an der Gültigkeit einer etwaigen Wahl. Seine Anhänger jedoch erblickten in seiner Wahl ein neues Mittel, um Napoleon zu kränken, und dies war auch wol eine der Hauptursachen, weshalb er, obgleich er mit Jules Favre concurrirte, eine so große Anzahl von Stimmen erhielt, die ihn nahezu als Sieger aus dem Wahlkampfe hätten hervorgehen lassen. Nach seiner Niederlage im siebenten Wahlbezirke wurde er im ersten gegen Carnot, dem Candidaten der gemäßigten Republikaner, aufgestellt und gewählt. Nach seinem Eintritt in die Kammer nahm er seinen Sitz neben Raspail und hielt sich von der republikanischen Linken ebenso fern wie von der monarchischen Rechten. In den Versammlungen, gleich nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt, proclamirte und acceptirte er vom Volke das imperative Mandat und verpflichtete sich, seinen Wählern regelmäßig Rechenschaft von seinem Thun in der Kammer zu geben, sowie stets bereit zu sein, sich ihre Befehle einzuholen. Um das „imperative Mandat" praktisch zur Ausführung zu bringen, eröffnete Rochefort zu La Villette Volksversammlungen, in welchen er die Gründung eines Journals decretiren ließ, das den Namen „La Marseillaise" trug und dessen Gérant wie Mitarbeiter durch Abstimmung erwählt wurden. Es konnte nicht ausbleiben, daß ihm der Hauptposten des Redacteur-en-Chef votirt wurde, als Mitarbeiter figurirten Flourens,

Arnould, Ducasse und andere Volksbeglücker aus Belleville und Villette. Wegen seiner Theilnahme an den Demonstrationen beim Begräbniß Victor Noir's, der bekanntlich von Pierre Napoleon erschossen wurde, versetzte man ihn am 22. Jan. 1870 mit Zustimmung der Kammern in Anklagezustand und verurtheilte ihn zu sechs Monaten Gefängniß und 3000 Frs. Geldbuße. Am 7. Febr. im Gefängnisse von Sainte-Pélagie eingesperrt, erließ er beim Ausbruche des Krieges einen Protest gegen denselben, der ihm zur höchsten Ehre gereicht, der aber leider unter dem betäubenden Geschrei nach Krieg und Sieg ungehört verhallte. Obgleich seine Haftzeit schon im Anfange August abgelaufen war, hielt das Ministerium Palikao es dennoch nicht für gerathen, den gefürchteten Volksmann und unversöhnlichen Feind des Bonapartismus in Freiheit zu setzen, und erst der Sturz des Kaiserthums öffnete ihm die Thüren seines Kerkers, aus welchem er als Mitglied der provisorischen Regierung hervorging. In dieser Stellung hat er jedenfalls viel dazu beigetragen, den Ausbruch von Pöbelemeuten, die von seinen Genossen und Anhängern, wie Flourens, Blanqui und andern, unaufhörlich angeschürt wurden und die in den letzten Tagen des Monats October eine so drohende Gestalt annahmen und fast mit einer Ueberwältigung der Regierungsmänner geendigt hätten, zu verhüten. Die Leitung des Barrikadenbaues innerhalb der Hauptstadt war ihm anvertraut. Doch ist er bald wieder aus der provisorischen Regierung ausgetreten — mußte sich doch ein Feuilletonist von Profession am Staatsruder eines großen schiffbrüchigen Staates unbehaglich fühlen!

5) Leflô. Arago. Pelletan. Garnier-Pagès. Jules Simon. Picard. Fourichon. Dorian. Magnin. Ferry. Glais-Bizoin.

Gleichwie in unsern biographischen Skizzen über die Heerführer Frankreichs, wollen wir auch diesmal, um unsere Arbeit zu vervollständigen, einige biographische Notizen über die weniger bedeutenden oder weniger allgemein bekannten Mitglieder der Regierung hinzufügen, Notizen, die in keiner Weise über eine encyklopädische Form hinausgehen und durchaus keinen Anspruch darauf machen, den zu behandelnden Gegenstand auch nur annähernd erschöpfen zu wollen. Wir beginnen mit Leflô.

Adolphe Charles Emmanuel Leflô, der das Portefeuille des Krieges innehat, ist ein Soldat aus der Schule Cavaignac's, doch mehr Politiker als Militär. Inwieweit er, mit Ausnahme seiner politischen Ansichten, durch administrative wie strategische Kenntnisse geeignet ist, dem so außerordentlich schwierigen Posten eines Kriegsministers während dieses durch und durch unglücklichen Krieges vorzustehen, ist schwer zu sagen. Niemals während seiner Laufbahn hatte er eine Hand in der Verwaltung, niemals commandirte er in einer Schlacht einen Heereskörper von einiger Bedeutung, niemals errang er andere Lorbern als die eines lauten, etwas zu derbkräftigen Ausdrücken geneigten Sprechers, der bis wenige Zeit vor dem Staatsstreiche nie recht wußte, zu welcher politischen Partei er sich schlagen sollte. Leflô wurde am 2. Nov. 1804 zu Lesneven im Departement Finistère geboren und trat 1820 als Zögling in die Militärschule von Saint-Cyr, aus der er 1825 als Unterlieutenant hervorging. Er verblieb fünf Jahre in verschiedenen Garnisonen Frankreichs und avancirte Ende 1830 zum Oberlieutenant, als welcher er zur Armee von Afrika versetzt wurde. Im Jahre 1837, während der Belagerung von Konstantine, finden wir ihn als Kapitän wieder, wo er sich beim Sturm ausgezeichnet haben und verwundet worden sein soll. Er gehörte nämlich mit seiner Compagnie der dritten Sturmcolonne an, die, aus zwei Bataillonen formirt, zu gleichen Theilen aus allen vier die Belagerungsarmee bildenden Brigaden zusammengesetzt war und unter dem Befehl des Obersten Corbin stand. Diese Colonne kämpfte auf der rechten Seite der Bresche, wo der Angriff, der auf der Linken und im Centrum große Fort-

schritte machte, nur langsam sich entwickelte. Man drang nur unter großen Verlusten in den engen Gassen der Stadt vor, und eine Menge Offiziere, sowie Sappeure und Soldaten fielen in diesem mörderischen, von seiten der Araber mit seltener Zähigkeit unterhaltenen Kampfe.*) Doch die Franzosen, damals ungestümer als heute, trieben den Feind, einen nach dem andern, aus den Häusern und Straßen, dem entgegengesetzten Ende der Stadt zu, als plötzlich eine Mine aufsprang, welche den größten Theil der auf dem rechten Flügel kämpfenden Franzosen verschlang, indem sie den flüchtigen Feind zu hitzig verfolgten. Unter den bei dieser Gelegenheit Verwundeten und Verbrannten befand sich auch Kapitän Leflô, dem nach der Uebergabe des Platzes als Belohnung für seine Bravour und seine Wunden eine Beförderung zum Bataillonscommandanten angeboten wurde, was er jedoch ausschlug, um auf diese Weise das Kreuz der Ehrenlegion zu erhalten, das denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Während der großartigen Expedition gegen Medeah unter den Herzogen von Orleans und Aumale sehen wir auch Leflô wie viele andere seiner Waffenbrüder sich auszeichnen. Die erwähnte Expedition wurde von dem Marschall Valée unternommen, um der Macht des Emirs einen Hauptstoß zu versetzen. Schon im December des vergangenen Jahres, 1839, hatte man den erwähnten Feldzug durch eine Occupation von Scherschel eingeleitet. Im April 1840 kamen die beiden Söhne des Königs in Algier an und stellten sich an die Spitze einer Armee von 9000 Mann. Dieselbe setzte sich am 25. April in Bewegung, am 27. kam es zu einem kleinen Gefecht auf den Höhen von Affrun, doch hielten die Kabylen hier nicht stand. Zwei Tage darauf wurden die Araber vom 17. leichten Infanterieregiment und einigen Escadrons Chasseurs-à-Cheval aus der Schlucht von Ued-Djer mit beträchtlichem Verluste verjagt. Doch während Marschall Valée die gangbarste Bergstraße nach Medeah zu aufsuchte, wurde Scherschel von zahlreichen Arabermassen angegriffen, die dreifach den Franzosen überlegen waren, sowie zu derselben Zeit die ganze feindliche Cavalerie eine Bewegung nach Osten zu machte, um den Sahel von Algier zu gewinnen. Der Generalgouverneur gab daher sofort Befehl, daß die Armee sich auf die Schiffa zurückziehe und dort concentrire. Am 2. Mai nahm man Stellung an der Farm von Muzaïa, während das 9. Expeditionscorps auf Scherschel rückte, wo es durch drei aus der Provinz Oran herbeigezogene Bataillone verstärkt wurde. Die Araber, die Scherschel besetzt hielten, zogen sich bei der Annäherung der Franzosen zurück. Am 10. Mai setzte sich die Hauptarmee in Bewegung, um auf der gewöhnlichen Heerstraße, die sich durch den berühmten Col de Mazaïa hinzieht, nach Medeah vorzudringen. Am 12. Mai des Morgens in der Frühe brach die 1. Division, die vom Herzog von Orleans commandirt wurde, auf, um die schwierigen Positionen zu nehmen, welche den Engpaß beherrschen. Die regulären Bataillone des Emirs und eine große Anzahl Kabylen lagen auf diesen Höhen, welche durch mächtige Steinaufwürfe vertheidigt wurden. Der Angriff fand durch drei Colonnen in tiefer Aufstellung statt; die erste führte der General Durier, die zweite der Oberst Lamoricière, und die dritte stand unter dem braven Changarnier. Diese letztere war dazu bestimmt, die steilen Höhen an der Seite der Bergstraße zu stürmen und gerade auf den Paß loszugehen. Der Kampf war hier ein schwieriger, mörderischer, und der Weg mit einer Menge von Hindernissen besäet, welche die Wegnahme der steilen Höhen zu einem glänzenden Bravourstück machten. Es war besonders ein Bataillon des 2. leichten Infanterieregiments, zu dem die Compagnie des Hauptmanns Leflô gehörte, welches die Ehre des Tages davontrug; im Tagesbefehl nach der Erstürmung des Passes wurde Kapitän Leflô vom Marschall Valée als einer der Muthigsten unter den Muthigen genannt. Wenige Wochen darauf, am 21. Juni, wurde er zum Bataillonschef unter den Zuaven befördert

*) Vgl. S. 312 dieses Bandes.

und erhielt den Grad eines Oberstlieutenants nach einer glänzenden Campagne von 18 Monaten; der October 1844 brachte ihm das Patent als Oberst im 32. Infanterieregiment.

Leflô war noch in Algerien an der Spitze seines Regiments, als die Februarrevolution hereinbrach. Ihre Folgen waren sehr günstig für ihn; die neue Regierung beförderte ihn Ende März zum Brigadegeneral und berief ihn nach Paris, wo er die Mission empfing, sich nach Petersburg als außerordentlicher Botschafter der jungen Republik zu begeben. Es hat den Anschein, als ob der republikanische General keine große Gnade vor den Augen des Kaisers Nikolaus gefunden habe, denn kaum war er auf seinem Posten angekommen, als er auch schon nach seinem Heimatsdepartement zurückschrieb und sich bemühte, als Abgeordneter in die Constituante gewählt zu werden, was ihm auch bei den Wahlen am 7. Sept. 1848 gelang; doch nahm er an den legislatorischen Arbeiten nicht eher theil als nach seiner Rückkehr im März 1849. Er nahm seinen Sitz in der Kammer auf der Rechten, stimmte gegen die Clubs, war ein eifriger Vertheidiger der Expedition gegen Rom und ein Anhänger der Politik Louis Napoleon's. Als er später von demselben Departement in die Legislative gewählt wurde, gehörte er zu der der Republik feindlichen Majorität, aus welcher er als Quästor hervorging. Nachdem diese Majorität aber feindlich gegen die Politik des Präsidenten der Republik auftrat und sich von ihm lossagte, blieb Leflô ihr ein treuer Anhänger. Am 17. Nov. 1851 vertheidigte er mit seinen Collegen Baze und Banat den von ihnen als Quästoren am 6. Nov. eingebrachten Antrag, der Versammlung das Recht zu geben, über die Armee zu verfügen, ein Antrag, der mit 408 gegen 300 Stimmen verworfen wurde. Die Discussionen, welche der Abstimmung vorausgingen, boten das Schauspiel eines grenzenlosen Tumults, eines Tumults wie auf einem polnischen Reichstage und ähnlich demjenigen, der am Tage nach der Schlacht von Sedan stattfand. Alle Ränge und Farben waren untereinandergemischt; Thiers, Charras, Vitel, Leflô, Lasteyrie stimmten für den Antrag, Saint-Arnaud, Crémieux, Michel (de Bourges), Jules Favre u. a. dagegen; es war ein sinnverwirrendes Chaos.

Während des Staatsstreichs war General Leflô einer der ersten, die arretirt wurden, und zwar im Quästurgebäude selbst. Es war des Morgens gegen 6 Uhr, als er, noch im tiefen Schlafe liegend, vom Polizeicommissar Bertoglio aufgeweckt wurde, der ihn mit seinem Mandat bekannt machte. Leflô springt wüthend aus dem Bette, fluchend wie ein alter Grenadier, Louis Napoleon mit den gröbsten Schimpfworten überhäufend. „Zum Donner", rief er aus, mit der Faust auf seinen Nachttisch schlagend, „Napoleon will einen Staatsstreich machen? Wir werden ihn in Vincennes füsiliren. Und was Sie anbetrifft, Commissar, so werden wir Sie nicht erst lange nach Cayenne schicken, sondern Sie mit Ihrem Auftraggeber zugleich erschießen lassen." Der Commissar antwortete einfach, daß aller Widerstand unnütz sei, daß man sich im Belagerungszustande befinde, und daß er, Leflô, die Consequenzen desselben kennen müsse. Als der General in den Wagen stieg, versuchte er noch den Obersten Espinasse vom 42. Regiment mit seinen Soldaten anzureden, doch dieser, ein ergebener Bonapartist, verwies ihn zum Schweigen. Man transportirte den Gefangenen nach Mazas, wo er bereits Lamoricière, Charras, Thiers u. a. im Zimmer des Gefängnißdirectors vorfand. Nach kurzer Gefangenschaft wurde er durch das Decret vom 9. Jan. 1852 verwiesen, ihm im folgenden Jahre aber eine Pension von 4000 Frs. bewilligt. Leflô zog sich zuerst nach Belgien zurück, mußte aber hier neuen Machinationen der Napoleonischen Regierung weichen und ging, um diesen auszuweichen, nach Jersey. Am 8. Sept. 1857 erschien in der „Gazette de Lyon" ein Artikel, der behauptete, daß Leflô, der arm und Vater einer zahlreichen Familie sei, die belgische Regierung gebeten habe, ihm, da der Aufenthalt in England zu theuer sei, zu erlauben, aufs neue seinen Wohnsitz in Belgien nehmen zu dürfen. Die Regierung

dieses Landes conferirte darüber mit dem französischen Gesandten, und kurze Zeit darauf erhielt der Exilirte einen Paß und die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Er betrat sein Vaterland im Jahre 1859 nach einer Verbannung von fast sieben Jahren, lebte dann bis zum Sturze des Kaiserreichs in tiefer Zurückgezogenheit, aus welcher ihn erst seine alten Freunde und Parteigenossen wieder hervorriefen, um ihn an die Spitze des Kriegsministeriums zu stellen. Sein Name ist indeß während der letzten Ereignisse nur sehr selten genannt worden.

Emmanuel Arago, Minister ohne Portefeuille, Sohn des berühmten Astronomen, wurde am 6. Aug. 1812 zu Paris geboren. Nach Beendigung seiner Studien im Collége Louis-le-Grand folgte er dem Beispiel seiner Verwandten Jacques und Etienne und trat als Schriftsteller, besonders als Theaterdichter auf. Kaum zwanzig Jahre alt, gab er, 1832, einen kleinen Band Gedichte heraus, die jedoch nur einen sehr geringen poetischen Werth haben. Zu gleicher Zeit war er Mitarbeiter an verschiedenen Komödien und Vaudevilles in Gemeinschaft mit Marie, Aycard, Monnais und Rochefort-Luçay, Vater des jetzigen Ministers, unter seinem Vornamen Emmanuel. Sämmtliche Stücke, größtentheils kleine Komödien, hatten nur einen ephemeren Werth, sowie es auch den Anschein hat, als ob sein Antheil an den Dichtungen nur eine sehr geringe gewesen sei. Wir erwähnen unter den besten dieser Art nur: „La demande en mariage", Komödie (1830); „La nuit de Noël ou les superstitions" (1832); „Mademoiselle Aïssé", Komödie (1832); „Un pont neuf", Komödie (1833) und „Un antécédent", Komödie (1834). Wohl fühlend, daß sein Beruf nicht die Poesie sei, am allerwenigsten die Fabrikation von leichten Theaterpossen, nahm er seine der Literatur zu Liebe unterbrochenen Studien wieder auf, besuchte die Rechtsschule zu Paris und wurde nach einer glänzenden Dissertation im November 1836 als Advocat beim Barreau von Paris installirt. Arago gewann bald Ruf, mehr wol durch seine offen zur Schau getragenen demokratischen Gesinnungen, durch die Wärme und die Ueberzeugungskraft, mit der er politische Angeklagte vertheidigte, als durch seine Fachkenntnisse. Im Jahre 1838 fungirte er als Vertheidiger in dem berüchtigten Proceß von Hubert und Genossen, in welchem das Bürgerkönigthum versuchte, gleich dem zweiten Kaiserreich, das Volk von Paris mit erfundenen und künstlich arrangirten Verschwörungen zu schrecken. Seinen Hauptruf als Advocat gewann er 1840 in den Assisenverhandlungen gegen die geheime Gesellschaft Les Saisons, in welchen er die Vertheidigung von Barbès und Martin Bernard führte, die er alle beide durch seine feurigen und geschickten Plaidoyers vom Tode rettete. Wenige Jahre darauf, kaum 34 Jahre alt, wurde er von seinen Collegen mehreremal hintereinander in den Aufsichtsrath des Advocatenstandes gewählt. An der Februarrevolution nahm er einen sehr thätigen Antheil. Er war es, der am Morgen des 24. Febr., als die Abdankung des Königs öffentlich bekannt wurde, aus den obersten Fenstern des Hotels in der Rue Lepelletier, wo sich die Redactionsbureaux des „National" befanden, und wo sich eine Menge republikanischer Delegirter aus allen Quartieren versammelt hatten, in einer schwungvollen Rede gegen diese Abdankung protestirte, indem er die Abschaffung der Monarchie und die Nothwendigkeit einer provisorischen Regierung nachwies. Von der Versammlung erwählt, der Proclamation einer Regentschaft in der Deputirtenkammer entgegenzutreten, eilte er mit seinen Freunden Sarrans dem Jüngern, Chaix und Duméril nach dem Palais-Bourbon. Nachdem sie gemeinschaftlich die Place de la Concorde, die mit Truppen bedeckt war, überschritten hatten, kamen die Delegirten gerade in dem Moment vor dem Gitterthor des Sitzungsgebäudes an, als sich von einer andern Seite her die Herzogin von Orleans näherte. Arago drang, der erste von allen, in das Innere des Gebäudes und suchte Odilon Barrot auf, um ihn zur republikanischen Partei herüberzuziehen. Lamartine in seiner

„Geschichte der Revolution von 1848“ spricht sich in folgender Weise über den soeben erwähnten Vorfall wie über den jungen Arago aus: „Ein junger Mann, ungeachtet seiner Jahre hochgeschätzt unter den im Alter mehr vorgerückten Republikanern, Emmanuel Arago, Sohn des Bürgers, der diesen Namen zu einem berühmten gemacht, bemühte sich, Odilon Barrot zur republikanischen Partei herüberzuziehen. Emmanuel Arago, kaum seit einigen Augenblicken aus dem Bureau des «National», von dessen Fenstern aus er das Volk angeredet hatte, herbeigeeilt, hatte durch seinen Namen wie durch seine Stimme Gruppen Kämpfender auf die Place de la Concorde gezogen. Aufgehalten am Ausgang der Rue Royale durch die dort aufgestellten Truppenmassen, verlangte er den General Bedeau zu sprechen. Der General, welcher zu Pferde herbeigeeilt war, ließ ihn als einen Parlamentär des Volkes passiren, der gekommen sei, um der Kammer Rathschläge und Informationen zu bringen, geeignet, einen Waffenstillstand herbeizuführen. Emmanuel Arago verhandelte in der That mit den Deputirten aller Farben im Bureau, als Odilon Barrot, durch seine Freunde herbeigerufen, hereintrat. Emmanuel Arago und seine Parteigenossen, Redacteure vom Journal «La Réforme», vermochten nicht Odilon Barrot zu gewinnen. Seine Meinung konnte eine schwankende sein, doch seine Pflicht war entscheidend. Er war Minister.“ Als Arago hier seine Plane und Ansichten scheitern sah, eilte er mit seinen Begleitern nach dem Sitzungssaale, er drang in denselben in dem Augenblicke, als Dupin, von der Tribüne herab, die Abdankungsurkunde vorlas. Unser junger Republikaner, der auf den Stufen der Tribüne Posto gefaßt hatte, protestirte mit lauter Stimme, indem er die Rechte des Volkes geltend zu machen suchte. In unserer Skizze von Crémieux haben wir gesehen, wie diese sturmvolle Sitzung endigte, indem die Republik den Sieg davontrug und der Pöbel für eine kurze Zeit die Oberhand in der Kammer behielt.

Wenige Tage später, am 27. Febr., erhielt Arago die Mission, als Commissar der Regierung nach Lyon zu gehen. Nachrichten waren in Paris eingelaufen, daß die zweite Stadt Frankreichs wiederum einmal der Herd blutiger Emeuten sei. Die neue Regierung gab daher ihrem Abgesandten die ausgedehntesten Vollmachten und den Auftrag, nach bestem Ermessen zu handeln und baldmöglichst Ordnung und Frieden wiederherzustellen. Unter diesen Umständen ließ er es nach seiner Ankunft in Lyon seine erste Sorge sein, die durch die Revolution erhitzten Gemüther des Arbeiterstandes, der schwer durch die Einstellung aller Arbeit litt, zu besänftigen. Er befahl dem departementalen Generaleinnehmer, aus den öffentlichen Fonds 500000 Frs. zu nehmen, um die Forderungen der Ingenieure und Conducteure der öffentlichen Werkstätten zu zahlen. Diese aus den öffentlichen Kassen genommene Summe sollte theils durch öffentliche Beiträge, theils durch eine außerordentliche Steuer wieder ersetzt werden. Durch diese energische, aber zu gleicher Zeit auch umsichtige Maßregel rettete Arago die zweite Stadt Frankreichs von fernern Aufständen und der Anarchie. Wie es jedoch in Frankreich an der Tagesordnung ist, selbst die allerergebensten und uneigennützigsten Patrioten mit Verleumdungen zu überhäufen und ihren guten Namen anzutasten, so geschah es auch hier. Arago wurde öffentlich angeklagt, die 500000 Frs., die er den hungernden Arbeitern gezahlt, in seinem Interesse verbraucht zu haben; ja, in der Kammersitzung am 19. April 1849 schämten sich selbst Deputirte nicht, ihn öffentlich der Unterschlagung anzuklagen. Doch die Majorität der Kammer, gerechterweise entrüstet über solche Anklagen, rettete seine Ehre durch ein Vertrauensvotum. Am 10. Mai durch ein Decret zum außerordentlichen Gesandten in Berlin ernannt, reiste er dorthin am 25. ab und traf an seinem Bestimmungsort am 27. Mai ein. Hier nahm er sich mit großer Wärme der polnischen Sache an, doch dürfte Vapereau in seinem „Dictionnaire des contemporains“ doch wol irren, wenn er es Arago's Thätigkeit und Energie zuschreibt, daß Mieroslawski aus seinem Gefängniß befreit wurde. Noch vor seiner Abreise nach Berlin war der lyoner Generalcommissar

im Departement der Ostpyrenäen zum Deputirten in die Constituante gewählt worden, an deren Sitzungen er jedoch nicht eher theilnahm, als bis er, nach der am 10. Dec. erfolgten Wahl Louis Napoleon's zum Präsidenten der Republik, seine Entlassung nahm und nach Paris zurückkehrte. Er gehörte zu denen, die energisch die Expedition gegen Rom bekämpften und von Anfang an feindlich gegen Napoleon gesinnt waren. Als die Legislative berufen wurde, wählte ihn das Departement der Ostpyrenäen wieder, und er gehörte als Deputirter bis zum Staatsstreiche zu den thätigsten Mitgliedern der Bergpartei. Nachdem Napoleon den Kaiserthron bestiegen, zog sich Arago gänzlich vom politischen Leben zurück, doch hatte er während des Staatsstreichs das Glück, weder von einer Verhaftung noch von einem Verbannungsurtheil getroffen zu werden, dadurch wurde es ihm möglich gemacht, sich mit erneutem Eifer seinem Berufe als Advocat zu widmen. Als 1867 während der internationalen Ausstellung Berezowski sein Attentat auf den Kaiser von Rußland ausübte, wurde Arago zu dessen Vertheidiger erwählt und bewährte ebenso wie im nächsten Jahre in dem Proceß wegen des Baudin'schen Denkmals, in dem er den Géranten des „Avenir national", Peyrat, vertheidigte, seinen alten Ruf aufs glänzendste. Als nach der Berufung des Ministeriums Ollivier die neuen Wahlen angeordnet wurden, stellte ihn die demokratische Partei als ihren Candidaten in seinem alten Wahldepartement, den Ostpyrenäen, sowie in dem Departement du Var auf, doch weder in dem einen noch dem andern siegte er, ebenso wenig wie in den partiellen Wahlen im November 1869 in Paris, und erst nach dem Falle des Kaiserreichs erschien er wieder auf der politischen Bühne.

Pierre Clément Eugène Pelletan, Minister ohne Portefeuille, wurde am 29. Oct. 1813 im Dorfe Maine Bertrand, Departement Charente-inférieure, geboren. Seine Mutter war die Tochter des in Frankreich sehr bekannten Pamphletärs und Anhängers Napoleon's I., J. Jarousseau, von dem das Werk über die Gewissensfreiheit: „Le pasteur du désert", und ein im Jahre 1815 erschienenes Pamphlet zu Gunsten Napoleon's unter dem Titel „Voulez-vous être heureux, lisez cet ouvrage" herrühren. Pelletan verlebte einen Theil seiner Jugend in der kleinen Stadt Royan, wo sein Vater Notar und Friedensrichter war. Nachdem er die Schule zu Pau und Poitiers besucht hatte, ging er im October 1833 nach Paris, um die Rechte zu studiren. Doch das trockene Studium der Pandekten und des Code Napoléon sagten ihm weniger zu als die verlockenden Gefilde der schönen Literatur. Er änderte deshalb seinen Studienplan und hörte an der Sorbonne und dem Collége de France Philosophie, Geschichte, Staatsökonomie und Literatur. Nach Beendigung seiner mit großem Fleiß betriebenen Studien durchwanderte er während eines Jahres den Norden Frankreichs, Belgien, Deutschland und Italien und trat nach seiner Heimkehr in die von Sarrans gegründete Wochenschrift „La nouvelle Minerve" als Mitarbeiter ein. Im nächsten Jahre ging er zur „Presse" über, welchem Blatt er bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, ein getreuer Mitarbeiter geblieben ist. Er debutirte hier unter dem Namen „Un inconnu" und führte ein ganz neues System in der Kritik ein, ein System, dem sich später auch Sainte-Beuve und Gustave Planche theilweise anschlossen: anstatt ein Buch einzig vom Gesichtspunkte der Form aus zu betrachten, schälte er dessen Idee heraus und discutirte sie. So ließ er in einer langen Reihe von Artikeln in der „Presse" sowie in der „Revue des deux Mondes" unter dem Namen „La Generais" und dem Titel „Les livres illustrées" (1843) und in der Chronik „Les salons des écrivains" die Kunst, die Poesie, die Staatsökonomie vor uns Revue passiren und machte gleichsam einen Gang durch das Reich der menschlichen Gedanken. Durch diese seine mannichfachen Arbeiten eignete er sich eine Feinheit des Stils und eine Schärfe in der Beurtheilung an, die kaum von Frankreichs größtem Kritiker Sainte-Beuve übertroffen wurde. „Ich

habe", so sagte er an einer Stelle in seinen Werken, „meine Ausbildung mit der Feder in der Hand vollendet."

Pelletan gehört zu den wenigen Franzosen, die aufrichtige Republikaner sind und das Wohl ihres Vaterlandes anstreben; vor allem aber war er ein treuer Freund und unermüdlicher Beförderer des wissenschaftlichen Fortschritts. Seit langer Zeit Freund Lamartine's, folgte er diesem nach dem Hôtel-de-Ville und unterstützte ihn dort in seinem schweren Unternehmen, die Aussöhnung der verschiedenen Parteien herbeizuführen. Lamartine wünschte seinen geistreichen Freund im Ministerium des Auswärtigen anzustellen, doch Pelletan wies dieses Anerbieten mit den Worten zurück: „Ich kann nicht durch die Thür eines Amtes in die Republik eintreten." Während der Wahlen zur Constituante präsentirte er sich als Candidat in Rochefort, unterlag jedoch gegen Baroche, der die Empfehlung Crémieux' für sich hatte. Er gründete darauf im Verein mit Lamartine und Laguéronnière den „Bien public", Organ des gemäßigten Republikanismus, das aber nach der Wahl Louis Napoleon's zum Präsidenten aufhörte zu erscheinen. Hierauf nahm Pelletan wieder seine Rolle als Kritiker in der „Presse" auf und betheiligte sich nach dem Staatsstreiche an der Redaction des „Siècle", bei dem er den ersten Platz unter den Mitarbeitern einnahm. Er plaidirte dort für die Amnestie, trat mit Entschiedenheit gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe für politische Verbrechen auf und ließ sich mit dem spätern Senatspräsidenten Troplong in eine beachtenswerthe Polemik über das Autoritätsprincip ein. Als der „Siècle" von seiner bislang verfolgten politischen Bahn abzuweichen schien, verließ er denselben und kehrte zur „Presse" zurück. In den Jahren von 1850—51 ließ er in der „Presse" eine Serie von Artikeln erscheinen, die später in einem Bande unter dem Titel „Professions de foi du XIX siècle" vereint wurden. Dieses Buch, das in Frankreich Epoche machte, wurde von Michel Chevalier, ungeachtet des darin vorwaltenden Mysticismus, als ein Markstein in der Philosophie bezeichnet. In derselben Zeit that sich Pelletan durch die Polemik hervor, die er gegen den „Univers" über die Inquisition und das Leihen gegen Interessen unterhielt. Unter den in der „Presse" veröffentlichen Essays verdient noch hervorgehoben zu werden sein „Lettre à un homme tombé", in welchem er die von Lamartine aufgegebene „Doctrin des Fortschritts" vertheidigt. Vielfach wurde er in den Jahren von 1857—63 durch Regierungsmaßregeln von der Mitarbeiterschaft an politischen Zeitschriften verdrängt, bis sich ihm endlich Ende 1863 eine neue Bahn für seine Wirksamkeit aufthat durch seine Wahl zum Abgeordneten. Dieselbe, zum ersten mal wegen Formfehlers für nichtig erklärt, wurde im December 1864 erneuert. Er nahm seinen Sitz in der Kammer auf der äußersten Linken und betheiligte sich vielfach durch leider etwas zu poetisch gehaltene Reden an den verschiedenen Debatten. Unter seinen Kammerreden sind besonders die bemerkenswerth, welche er am 20. März 1866 „über die moralische Lage der Gesellschaft", über den Luxus und die Literatur hielt, ferner die große am 9. März 1868 während der Debatten über das Preßgesetz und am 25. März desselben Jahres über das Versammlungsrecht.

Nach der Promulgation des neuen Preßgesetzes gründete er in Gemeinschaft mit Glais-Bizoin, Lavertujon und Hérold die Wochenschrift „La Tribune", bei der er als Chefredacteur fungirte. Pelletan nahm ferner einen hervorragenden Antheil an den theils literarischen, theils politischen Conferenzen, welche die liberale Partei in Paris und den Provinzen im Monat Februar 1869 organisirte. In demselben Jahre wurde er in Paris wiedergewählt, unterlag aber im Departement des Bouches-du-Rhône dem Regierungscandidaten. Wie wir gesehen, ist die literarische Thätigkeit des jetzigen Ministers von weit älterm Datum und auch von größerer Bedeutung als sein politisches Wirken. Unter den mannichfachen Werken dieses gelehrten und hochgebildeten Mannes heben wir nur hervor: aus dem Jahre 1840 seinen literarisch-philosophischen Roman „La lampe

éteinte"; seine „L'histoire du brahmanisme" (1846); „Décadence de la monarchie française" (1860); „La comédie italienne" (1862); „La tragédie italienne" (1862). Ferner seine „Historie des trois journées de Février" (1848); „Les voix philosophes" (1857), in welchem Werke er die Allianz des Despotismus mit der Philosophie im 19. Jahrhundert gegen die Natur nachzuweisen sucht; und dann die Biographie seines Großvaters: „Le pasteur du désert ou le principe de la liberté de conscience.."

Louis Antoine Garnier-Pagès, Minister ohne Portefeuille, wurde zu Marseille am 18. Juli 1805 geboren. Seine Mutter, die in erster Ehe mit einem Chirurgen in der Marine Namens Garnier verheirathet war, verehelichte sich nach dem Tode desselben in ihrer Armuth und Verlassenheit sowie mit dem Wunsche, einen Erzieher für ihren einzigen Sohn, den am 21. Juni 1841 gestorbenen berühmten Redner Louis Garnier zu finden, aufs neue mit einem ehemaligen Professor der Rhetorik am Collége von Sorèze, Namens Pagès, der zu Marseille ein kleines Pensionat hielt. Aus dieser zweiten Ehe wurde Louis Antoine geboren, der, während sein älterer Bruder unter Kummer und Sorgen, denn die Aeltern waren nach und nach gänzlich verarmt, in Paris wissenschaftlichen Studien oblag, in den Kaufmannsstand trat und sich die Aufgabe setzte, während sein Bruder nach Ruhm strebte, den zerrütteten Wohlstand der Familie wieder zu heben. Beide Brüder, innig verbunden, heißblütige Südländer, spielten eine bedeutende Rolle in den geheimen Gesellschaften unter der Restauration; beide kämpften auf den Barrikaden während der Julirevolution, und der jüngere war es, der in dem Quartier Sainte-Avoye, das er bewohnte, den Aufstand organisirte. Eifrig seinen Geschäften nachgehend und nur auf das materielle Wohl der Familie bedacht, wurde er durch den Tod seines Bruders aus dem Geschäftsleben in die politische Carrière gerissen, denn er fühlte sich berufen, den Namen, den sein Bruder zu einem berühmten in Frankreich gemacht und ihm als Erbe überlassen hatte, nicht der Vergessenheit anheimzugeben. Er verkaufte daher seine Charge als vereidigter Makler und trat, vom Wahlbezirke zu Verneuil, Departement de l'Eure, erwählt, in die Kammer, wo er auf den Bänken der Linken Platz nahm und sich bestrebte, seinem Bruder nachzueifern, der unter der Devise gekämpft hatte: „Ne perdez pas le positif, pour courir après l'idéal"; sein Hauptaugenmerk richtete Garnier-Pagès deshalb auch auf finanzielle wie administrative Fragen. Als Abgeordneter machte er sich zuerst durch seine Rede in der Zuckerfrage bemerkbar, in welcher er die gleiche Besteuerung des inländischen wie des Colonialzuckers eifrig befürwortete. Kurze Zeit darauf behandelte er in einer längern, gediegenen Rede die Conversion der Rente, vermochte aber, trotz seines klaren und überzeugenden Vortrags, mit seinen Ansichten nicht durchzudringen. Um diese Zeit hatte er eine Reise nach Spanien gemacht, die ihn befähigte, im Jahre 1844 während der Adreßdebatten in der Kammer, vereint mit Billault, eingehend über dieses Land und die demselben gegenüber befolgte Politik zu sprechen, und später, während der Verhandlungen, verhinderte er durch eine Interpellation die Regierung, eine neue spanische Anleihe an der Börse cotiren zu lassen. Im nächstfolgenden Jahre eilte Garnier-Pagès nach Algerien, um an Ort und Stelle die Colonisationsfrage zu studiren, und nahm dann, von dort zurückgekehrt, einen hervorragenden Antheil an den Discussionen über die Eisenbahnen, wobei es ihm gelang, die Dauer der Concessionen auf ein bescheidenes Maß beschränken zu lassen. Als er 1846 wieder in die Kammer gewählt wurde, war er einer der eifrigsten Beförderer der Reformagitation von 1847. Während des großen demokratischen Bankets zu Montpellier stellte er in einer langen Tischrede die Maxime auf: „Rien pour soi, tout pour la patrie!" sowie er in derselben Rede, als echter Radicaler, die Scenen während der Schreckens-

herrschaft nur schmerzliche Nothwendigkeiten zur Rettung des Vaterlandes nannte. Später gehörte er zu der kleinen Anzahl den Deputirten, die am 21. Febr. 1848 an dem von der Opposition in einem Restaurant der Rue de la Madeleine auf Antrag Lamartine's veranstalteten Banket theilnahm. Am 24. Febr. wurde sein Name in der Kammer gleichfalls unter denjenigen proclamirt, welche die neue Regierung bilden sollten. Er begab sich mit seinen Collegen nach dem Hôtel-de-Ville, wo er den Posten des Maire von Paris und des Polizeipräfecten im Seinedepartement erhielt. Nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, in dieser Stellung zu wirken; ungern verließ er sie, denn es war ihm aufrichtig um die Verbesserung der Lage der Pariser zu thun. Man übertrug ihm das Portefeuille des Finanzministeriums an Stelle des Bankiers Goudchaux, welcher, wenn man seine Entlassung nicht annehme, damit drohte, sich erschießen zu wollen, denn seine Kräfte seien erschöpft, sowie sein eigenes Haus Gefahr laufe, demselben Schicksal zu verfallen wie das von Laffitte.*) Dem Beispiele seines Vorgängers folgend, weist er alle Rathschläge erschreckter oder interessirter Geldmänner zurück, welche einen Staatsbankrott oder doch eine Zahlungseinstellung anriethen. Die Lage der Finanzen war allerdings eine traurige, schwierige. Um den Staat vor dem Bankrott zu retten, schlug Garnier-Pagès seinen Collegen vor, auf das Einkommen von Grundeigenthum eine Steuer von 45 Centimes per 100 Frs. zu erheben, welche Maßregel wesentlich dazu beitrug, die neue Regierung auf dem Lande unpopulär zu machen. Ferner setzte er die Vereinigung aller Banken in Eine durch, ebenso den Zwangscurs der Banknoten und die Ausgabe von 100-Francs-Billets, sowie er gleicherweise der Schöpfer der heute über ganz Frankreich verbreiteten Escompte-Comptoirs, der Docks und der Magasins genéraux des marchandises ist. Noch eine Menge anderer Projecte wurden von ihm entworfen, wie z. B. die Nationalanleihe, die Steuer auf Hypothekenforderungen, Verkauf der Krondiamanten und der Güter der Civilliste, Aufhebung der Getränke- und Salzsteuer, sowie gänzliche Freigebung des Schlächter- und Bäckergewerks; doch kamen leider alle diese Projecte nicht zur Ausführung. Selbst die größten Gegner Garnier-Pagès müssen zugestehen, daß er einer der ehrlichsten und fähigsten Finanzminister gewesen, die Frankreich in neuerer Zeit besessen, und daß es nur seinen fast übermenschlichen Anstrengungen zuzuschreiben ist, wenn sein Vaterland nicht schon während der 1848er Republik einer Finanzkatastrophe unterlag. Als nach den Junitagen das Ministerium, dem er angehörte, zurücktrat, nahm er seinen Platz in der Constituante und später in der Legislative für das Seinedepartement und beschränkte sich darauf, während der Sitzungsperiode nur an den Debatten über Finanzfragen theilzunehmen. Nach dem Staatsstreiche zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und schrieb während seiner Zurückgezogenheit eine „Geschichte der Revolution von 1848 in Europa“, ein achtbändiges Werk, das sich durch seine klare, wenn auch nicht stets unparteiische Auffassung und seinen Reichthum an historischen Documenten auszeichnet.**) Im Jahre 1857 trat Garnier-Pagès wieder als Candidat für die Kammer auf, unterlag aber seinem Gegner Ollivier, und erst sieben Jahre später, 1864, war es ihm möglich, im fünften pariser Wahlbezirke eine Stimmenmajorität für sich zu gewinnen und aufs neue in der Kammer aufzutreten. Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß er gleichfalls als Angeklagter in dem bekannten Proceß der „Dreizehn“ figurirte, der wegen unerlaubter Wahlversammlungen gegen verschiedene Mitglieder der Opposition im Jahre 1865 eingeleitet wurde. Bei den allgemeinen Wahlen, nach Berufung des Ministeriums Ollivier, wählte ihn sein alter Wahlbezirk wieder, bei welcher Gelegenheit er die Candidatur Raspail's zu bekämpfen hatte.

---

*) Vgl. Garnier-Pagès, Un épisode de la révolution de 1848 (Paris 1850).

**) Vgl. Étude sur l'histoire de la révolution de 1848, par Henri Martin (Paris 1864).

Jules François Simon-Suisse, Unterrichtsminister, wurde am 28. Dec. 1814 zu Lorient im Departement Morbihan geboren. Er repräsentirt die philosophische, wissenschaftliche Seite in der provisorischen Regierung, während in Jules Favre, Crémieux, Gambetta der Juristenstand, in Trochu der Militärstand vertreten ist. Jules Simon erhielt seinen ersten Unterricht auf der Schule seiner Vaterstadt und später auf dem Collége zu Vannes. Nach Beendigung seiner Studien wurde er als Lehrer am Collége zu Rennes und später 1832 an der Normalschule zu Paris angestellt. Als einer der fähigsten Schüler Cousin's trat er zuerst als Privatdocent der Philosophie an den Collegien zu Caen und Versailles auf, wurde aber 1839 als außerordentlicher Professor an die Normalschule zu Paris berufen. Nach dem Rücktritt Cousin's von seinem Lehramt an der Sorbonne bewirkte derselbe, daß sein Schüler seinen Lehrstuhl erhielt. Jules Simon docirte zwölf Jahre mit großem Erfolge an der Universität, doch ohne sich sklavisch an die Lehren seines Meisters zu binden. Louis Philipp, der den jungen Professor sehr hoch schätzte, decorirte ihn im Jahre 1845 mit dem Orden der Ehrenlegion. Die Ideen, die er theils in seinen Universitätsvorträgen, theils in verschiedenen periodischen Publicationen zu Tage gefördert hatte, bekundeten genügsam, daß seine Neigungen sowie sein Denken sich ebenso sehr dem öffentlichen Leben, als der abstracten Philosophie zuwandten. Die liberale Partei, die den gelehrten und freisinnigen Mann gleichfalls hochschätzte, stellte ihn im Jahre 1846 als ihren Candidaten im Departement des Côtes-du-Nord auf, doch unterlag er den Einflüssen des Klerus für ihre Aufgestellten Cormenin und Tastel; als aber die Revolution von 1848 hereingebrochen war, sandte ihn das genannte Departement, ungeachtet aller Opposition, in die Constituante. Dort saß er im Centrum und war einer der energischen Gegner der socialistischen Theorien und Bestrebungen, besonders in der Frage über die Organisation der Arbeit, wo er ganz auf der Seite Wolowski's stand und diesen in seiner Polemik gegen Louis Blanc unterstützte. Während der Junitage that er sich auf wahrhaft heroische Weise hervor, um unnützes Blutvergießen zu verhindern; er drang mit einigen seiner Freunde, die gleichfalls Deputirte waren, mit der größten Entschlossenheit in die aufständischen Quartiere, bei welcher Gelegenheit er mehrfach Gefahr lief erschossen zu werden. Nach Niederwerfung der Insurrection wurde er zum Präsidenten der Commission erwählt, die mit der Pflege der Verwundeten betraut war. In den Debatten über die Unterrichtsfrage bekämpfte er mit Nachdruck und Erfolg die Angriffe, welche Montalembert von der Tribüne herab gegen die Universität und die Philosophie schleuderte; 1850 war er Berichterstatter über das organische Unterrichtsgesetz. Am 10. April in den neuorganisirten Staatsrath gewählt, wurde er bei der Neuwahl des ersten Drittheils von der Legislative verworfen. Im Jahre 1852 protestirte er in seinen Vorträgen öffentlich gegen den Staatsstreich, wurde von seinem Amte suspendirt, als er sich aber weigerte, dem neuen Kaiserreiche den Eid zu leisten, gänzlich entsetzt. Jules Simon widmete sich nun ganz schriftstellerischen Arbeiten und ging 1855 und 1856 mehreremal nach Belgien, um in Brüssel, Lüttich, Antwerpen öffentliche Vorlesungen über Philosophie zu halten. Doch die allgemeinen Wahlen 1863, in welchen er als Candidat der Oppositionspartei im achten Wahlbezirke der Seine in die Kammer gewählt wurde, gaben ihn dem potitischen Leben zurück. Während der ganzen Legislaturperiode stritt er mit seinen Freunden und Parteigenossen Jules Favre, Pelletan und Picard muthig in allen großen Fragen, besonders in Debatten über das Preßgesetz und das Vereinsrecht. In demselben Jahre, in dem er in die Kammer gewählt wurde, nahm ihn die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften fast mit Einstimmigkeit in ihren Schos auf. Jules Simon ist ein Pädagog erster Größe und ein Philosoph, der zu Frankreichs bedeutendsten Männern in dieser Wissenschaft gehört. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Reform und Hebung des Volksunterrichts sowie auf Verbesserung

der Lage der Arbeiterinnen. Alle seine Schriften, und deren Zahl ist nicht gering, zeugen von ausgedehnten Studien und tiefem Nachdenken. Als seine Hauptwerke, über die wir uns in dieser kurzen Notiz jeglicher Kritik enthalten müssen, gelten „Études sur la théodicée de Platon et d'Aristote“ (Paris 1840); „Histoire de l'école d'Alexandrie“ (Paris 1844); „Le dévoir“ (Paris 1854) und „La religion naturelle“ (Paris 1856).

Louis Josephe Ernest Picard, Finanzminister, gehört zu den bedeutendsten Advocaten von Paris und ist unstreitig einer der besten Kenner des Finanzfaches unter den französischen Deputirten. Als Redner sowol in den vielfachen politischen Processen, in denen er plaidirte, als auf der Tribüne näherte er sich in mancher Hinsicht seinem großen Collegen Jules Favre, besonders in seiner Schärfe und Spitzfindigkeit. Obgleich niemals zur äußersten Linken gehörend, war er doch einer der erbittertsten Gegner des zweiten Kaiserthums. Picard, am 24. Dec. 1821 zu Paris geboren, wurde, nachdem er seine Studien im Collége Louis-le-Grand und auf der Rechtsschule vollendet hatte, im Jahre 1844 beim pariser Barreau als Advocat eingeschrieben und im Juli 1846 zum Doctor der Rechte promovirt. Er trat zuerst nicht als selbständiger Advocat auf, sondern war mehrere Jahre hindurch Vorstand der Etude des vielbeschäftigten Anwalts Louvin, den er nicht selten vor den Gerichtshöfen vertrat und dessen Schwiegersohn er später wurde. Als Mitglied des Aufsichtsraths am „Siècle“ trug er 1857 viel dazu bei, daß dieses Blatt die Candidatur Ollivier's befürwortete und mit durchsetzen half. Im Juni 1856 wurde er selbst in die Kammer gewählt, und zwar vom vierten pariser Wahlbezirke. Als Abgeordneter fügte er sich mit noch andern Oppositionsmännern den Consequenzen des Kaiserreichs, indem er den vorgeschriebenen Eid leistete. Während der Legislaturperiode von 1859—63 that er sich als gewandter, schlagfertiger Redner hervor, besonders in den Debatten über die Conversion der Rente und die Verwaltung der Stadt Paris, in welchen er am 19. März 1861 und am 15. März 1862 bedeutende Reden hielt und das fehlerhafte Finanzsystem und die noch fehlerhaftere und schlechtere Verwaltung von Paris, sowie das Bevormundungssystem gegenüber der Presse angriff. Bei den Neuwahlen 1863 wurde er von seinem alten Wahlbezirke wiedergewählt, nahm auch in der Kammer seinen alten Sitz auf den Oppositionsbänken wieder ein und sein kaustisches Angriffsverfahren gegen die Regierung wieder auf. Doch als er später bemerkte, daß sich Ollivier immer mehr und mehr der Regierungspartei näherte, trennte er sich von diesem im Jahre 1864 und schloß sich enger als zuvor der Opposition an, unter welcher wir ihn während der Debatten über das Preßgesetz und das Vereinsrecht einen hervorragenden Antheil nehmen sehen, sowie er gleichfalls ein tapferer Fürsprecher für die Stadt Paris war, um ihr einen wählbaren Municipalrath zu geben. Im Jahre 1868 war Picard einer der Directoren des neugegründeten Wochenjournals „L'électeur“, des Organs von Jules Favre, dessen erste Nummer bekanntlich gleich mit Beschlag belegt wurde, was nicht wenig zu seiner schnellen Verbreitung beitrug. Im Jahre 1868 wurde er in Paris und im Hérault gewählt; er nahm für letztern Wahlkreis an und gehörte zur Linken, mit einer sichtbaren Annäherung an das linke Centrum.

Martin Fourichon, Marineminister, ist zu Saint-Malò am 10. Jan. 1809 geboren, in welcher Stadt seine Aeltern dem Handelsstande angehörten. Da er schon als Knabe eine große Neigung zum Seemannsstande zeigte, sandten ihn seine Aeltern, als er kaum 13 Jahre alt war, auf die Seemannsschule zu Brest, aus der er 1824 als Aspirant hervorging. Nach dreijährigem praktischen Dienst erhielt er das Patent als Fähnrich, 1833 wurde er zum Lieutenant befördert, 1843 zum Corvettenkapitän und 1848

zum Fregattenkapitän auf der Fregatte L'Algérie.*) Sein schnelles Avancement hat er seiner unausgesetzten Thätigkeit sowie seinen hervorragenden theoretisch-nautischen Kenntnissen zu danken. Der Marineminister Arago sandte ihn als Gouverneur nach Cayenne, auf welcher Station er im Februar 1853 zum Contreadmiral ernannt wurde. Kurze Zeit darauf erlangte er den Grad eines Major-Generals der Marine zu Brest und wurde als solcher mit dem Commando der Flotte im Stillen Ocean beauftragt, von welcher Stellung aus er an die Spitze der algerischen Marine gestellt wurde. Von hier zurückberufen, empfing er mit dem Grade eines Viceadmirals am 19. Aug. 1859 den Befehl über die Flotte im Mittelmeere. Seine anerkannte Diensttüchtigkeit veranlaßte den Marineminister, ihn in das permanente Comité für Marineangelegenheiten zu rufen, zu dessen Präsidenten er am 13. Febr. 1864 emporstieg. Beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges 1870 erhielt er das Commando über das Blokadegeschwader in der Ostsee, von welchem wenig glorreichen Posten ihn der demokratische Staatsstreich am 4. Sept. ablöste, um ihm das Portefeuille des Marineministers zu bringen. Seine Berufung zu diesem Posten ist jedenfalls in dem Wunsche der Männer des 4. September zu suchen, sich durch Herbeiziehung eines in der Marine beliebten und geachteten Mannes auch die Sympathien dieses Theils der Armee zu sichern, der mehr als ein anderer den Orleans geneigt ist und unter gewissen Umständen, da eine beträchtliche Anzahl derselben zur Vertheidigung nach Paris berufen ist, der Republik verhängnißvoll werden konnte.

Pierre Frédéric Dorian, Minister der öffentlichen Arbeiten, von dem die durch Ballonpost aus Paris kommenden Briefe melden, daß er eine außerordentliche Thätigkeit in der Fabrikation von Kanonen und Kriegsmaterial entwickele, ist am 24. Jan. 1814 geboren; Ingenieur seines Zeichens, war er lange Zeit Hüttendirector und Maire zu Unieux, als welcher er im Jahre 1863 als Candidat der Opposition für die Deputirtenwahlen aufgestellt und vom zweiten Wahlbezirk der Loire gewählt wurde. Von diesem Minister kann weiter nichts berichtet werden, als daß er ein tüchtiger Fachmann ist und im Jahre 1869 wiedergewählt wurde, ohne daß es die Regierung für nöthig gehalten hätte, ihm einen officiellen Candidaten gegenüberzustellen.

Josephe Magnin, Handelsminister, wurde am 1. Jan. 1824 zu Dijon geboren und ist ein Sohn des im Departement Côte-d'Or wohlbekannten Volksrepräsentanten, der theils in Dijon, theils im Departement lange Zeit hervorragende Posten als Hüttendirector einnahm und als Mitglied in den Gemeinderäthen und den provinzialen Landständen fungirte. Magnin, gleich seinem Vater Ingenieur und Hüttendirector, war ebenfalls im Conseil général wie im Municipalrath von Dijon thätig und später Präsident des Handelsgerichts der genannten Stadt. Im Jahre 1863 stellte ihn die liberale Partei als ihren Candidaten auf, doch unterlag er dem Candidaten der Regierung. Als letzterer, Hr. Vernier, später in den Staatsrath berufen wurde, trug die Oppositionspartei im neuen Wahlkampfe den Sieg davon, und Magnin trat in die Kammer, in welche er 1869 wiedergewählt wurde. Magnin that sich als Abgeordneter hauptsächlich durch seine Arbeiten in den Commissionen hervor, zuweilen aber auch auf der Tribüne. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf administrative und finanzielle Fragen und wußte, obgleich auf der Linken sitzend, in den großen Debatten über die Steuern und Anleihen auf die Majorität einzuwirken. Im December 1869 ging er aus der Linken als einer der Secre-

*) Vapereau in seinem „Dictionnaire des contemporains" irrt, wenn er sagt: „Il fut envoyé en Algérie"; Fourichon wurde 1848 nicht nach Algier gesandt, sondern auf die Fregatte L'Algérie versetzt. Vgl. Annuaire de l'Armée de 1848.

täre der Kammer hervor. Magnin gehört den gemäßigten Republikanern an, jedoch mit einer starken Neigung zu der Partei, an deren Spitze sich der ehemalige Kammerpräsident Schneider gestellt hatte und die sich hauptsächlich aus großen Industriellen und Kapitalisten rekrutirte.

Jules Ferry, Minister ohne Portefeuille, ist Jurist und Schriftsteller. Er wurde am 5. April 1832 zu Saint-Die im Departement der Vogesen geboren und trat 1851 als Advocat beim Barreau von Paris auf, wo er sich in kurzer Zeit so bemerkbar machte, daß er 1855 mit der Eröffnungsrede beim Wiederbeginn der Gerichtsperiode beauftragt wurde. Mehrere Jahre hindurch ein fleißiger Mitarbeiter an der „Gazette des Tribunaux", trat er 1865 zum „Temps" über, wo er sich durch eine äußerst oppositionelle Behandlung der Tagesfragen hervorthat; 1864 war er einer der Mitangeklagten im Proceß der „Dreizehn" gewesen. Im Jahre 1868 veröffentlichte er im „Temps" eine Serie von Artikeln, in denen er die mangelhafte Municipalverwaltung von Paris angriff und die Welt mit den bis dahin verheimlichten Deficits in den Finanzen der Stadt bekannt machte. Durch diese seine Angriffe zog er sich eine Menge Verwarnungen zu und ward endlich gezwungen, seine Polemik in den Zeitungen einzustellen. Um diese jedoch bis zum Ende durchzuführen, gab er eine Broschüre heraus, die in Paris wie in ganz Frankreich ungeheueres Aufsehen hervorrief. In seinen „Comptes fantastiques d'Haussmann, lettre adressée à Mrs. les membres de la commission du Corps législatif chargés d'examiner le nouveau projet d'emprunt de la ville de Paris" — so lautete nämlich der Titel seines Buches — geiselte er mit Schärfe und Freimuth, in einem Stile würdig eines Paul Louis Courrier, des Seinepräfecten verschwenderische und fehlerhafte Verwaltung. Das zweite Kapitel der Broschüre: „Voltaire et Haussmann", und das achte: „Haussmann devant la cour des comptes", sind kleine Meisterwerke von Satire und Invectiven. Ferry trat 1863 als Candidat der liberalen Partei auf, zog jedoch seine Candidatur zurück, als ihm Garnier-Pagès gegenübergestellt wurde, und erst 1869 konnte er als Abgeordneter in der Kammer erscheinen und gesellte sich als solcher der äußersten Linken bei. Jules Ferry hat neben seiner Broschüre auch noch ein anderes Buch geschrieben: „La lutte électorale en 1863", jedenfalls das über diese Materie am besten geschriebene Werk und ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Machinationen des zweiten Kaiserreichs.

Alexandre Glais-Bizoin, Minister ohne Portefeuille, ist ein Demokrat und Republikaner von altem Schrot und Korn. Geboren am 9. März 1800 und Advocat seit 1822, gehörte er alle Zeit zu den eifrigsten Gegnern der Restauration. Nach der Julirevolution zum Conseiller général in seinem Departement ernannt und vom Arrondissement Loudéac zum Deputirten erwählt, saß er ohne Unterbrechung für seinen Wahlbezirk in den verschiedenen Kammern unter dem Julikönigthum bis 1848. Gleichwie gegen die Restauration, so war er auch gegen die Orleansdynastie feindlich gesinnt; er gehörte beständig der äußersten Linken an und reclamirte unter allen Ministerien die volle Ausübung der Principien der ersten Revolution. Als Redner ist er unbedeutend, doch sucht er das, was ihm an Redefertigkeit abgeht, durch witziges Tirailliren von der Tribüne herab zu ersetzen, um dadurch seine Gegner zu ermüden. Unmittelbar vor dem Ausbruche der Februarrevolution unterzeichnete er die von Odilon Barrot in der Kammer eingebrachte Anklage gegen Guizot; nach Vollendung der Revolution wurde er vom Departement Côte-du-Nord in die Constituante gesandt. Als Präsident des demokratischen Vereins im Palais-Royal stimmte er größtentheils mit der Bergpartei, gehörte zu den Feinden Louis Napoleon's und den Anhängern von Louis Blanc und Genossen. Nach der Präsi-

dentenwahl am 10. Dec. trat er noch entschiedener als zuvor gegen den Bonapartismus auf, zog sich aber ins Privatleben zurück, als er nicht in die Legislative gewählt wurde. Das Jahr 1863 brachte ihn wiederum als Oppositionsmann für das Departement Côte-du-Nord in die Kammer, doch 1869 unterlag er gegen den officiellen Candidaten, den General La Motterouge; er wurde jedoch im November 1869 während einiger partiellen Wahlen von der republikanischen Partei in Paris durchgebracht und so von den Bänken der Opposition nach dem Sturze des Kaiserreichs in die provisorische Regierung berufen. Auch als Schriftsteller hat sich Glais-Bizoin hin und wieder versucht; so sind von ihm zwei Komödien erschienen: „Une vraie bretonne ou un cas pendable", sowie „Le vrai courage ou un duel en trois parties", die nicht ganz ohne dichterischen Werth sind. Im Monat Juni 1868 gründete er in Gemeinschaft mit Pelletan, Hérold, Lavertujon die demokratische Wochenschrift „La Tribune française", deren Director er war.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Pflanzengeographie.

Von Dr. M. J. Schleiden.

Zweiter Artikel.

In dem ersten dieser Aufgabe gewidmeten Artikel habe ich versucht, eine Uebersicht des Thatbestandes zu geben, welcher der wissenschaftlichen Pflanzengeographie zu Grunde liegt, für welche sie die erklärenden Ursachen und die leitenden Naturgesetze aufzusuchen und zu begründen hat. Diese Uebersicht konnte nur eine skizzenhafte sein, und ich muß wünschen, daß es mir gelungen ist, zur Rechtfertigung im Leser die Ueberzeugung zu erwecken, daß eine wirklich vollständige Darlegung des Thatbestandes zur Zeit noch unerreichbar ist, auf der andern Seite aber die gegenwärtig erreichbare Vollständigkeit mich in eine Masse von Einzelheiten verwickelt hätte, deren Vorführung ebenso sehr die Grenzen des mir zugemessenen Raumes als die Geduld des Lesers überschritten haben würde.

Eine gleiche Beschränkung werde ich mir aber auch in diesem zweiten Artikel, welcher der Entwickelung der Ursachen, von denen die Vertheilung der Gewächse auf der Erde abhängt, gewidmet ist, auferlegen müssen. Ich muß zufrieden sein, wenn es mir gelingt, dem Leser einen klaren Einblick in den großen Umfang, die außerordentliche Schwierigkeit und den innern Zusammenhang der Untersuchungen, die der Lösung der genannten Aufgabe zuführen, verschafft zu haben.

Schon im ersten Artikel machte ich darauf aufmerksam, daß die meisten und bedeutendsten Pflanzengeographen mit der Entwickelung der klimatischen Bedingungen des Pflanzenlebens beginnen und darauf die hieraus abgeleitete Vertheilung der Pflanzen auf der Erdoberfläche folgen lassen. Viele beschränken sich ganz darauf; bei einigen wie bei A. Decandolle folgen dann noch anhangsweise (300 Seiten zu 1000) einige andere Betrachtungen, deren richtige Einordnung ihnen gewiß eine andere Stelle anweisen sollte. Es liegt hier jedenfalls ein großer methodischer Fehler vor. Selbstverständlich muß erst die Thatsache festgestellt sein, ehe man zur Erklärung derselben schreitet, damit man nicht wie die Weisen des Harun Al-Raschid*) scharfsinnige Erklärung für Dinge erfindet, die

---

*) Harun Al-Raschid gab seinen Weisen die Frage auf: wie es komme, daß ein Eimer mit Wasser, in den man einen zehnpfündigen Fisch gethan, nicht schwerer sei als ohne den Fisch. Jeder fand eine sehr tiefsinnige Erklärung, keiner kümmerte sich um Constatirung der Thatsache. In der nächsten Sitzung lachte Al-Raschid die Weisen aus und zeigte ihnen durch die Wage ihre Thorheit.

gar nicht vorhanden sind. Immer muß die Untersuchung des Thatbestandes derjenigen der angenommenen Ursachen, aus denen derselbe abgeleitet werden soll, vorangehen, denn man geräth sonst auch auf der andern Seite leicht in Gefahr, den Theil des Thatbestandes, der aus den angenommenen Ursachen sich nicht ergibt, zu ignoriren, wofür die ganze neuere Physiologie ein sehr schlagendes Beispiel liefert. Endlich kommt man bei jenem methodischen Misgriff auch leicht in Gefahr, Hauptursachen als Nebendinge und höchst untergeordnete Bedingungen als entscheidende Hauptsachen zu behandeln, wofür eben die Pflanzengeographie in ihrer bisherigen Bearbeitung als Beispiel gelten kann. Ja selbst im allergünstigsten Falle wird die Darstellung ungeordnet und unklar, weil es die Gedanken sind.

Wenn ich im Folgenden unter den Ursachen der Vertheilung der Pflanzen auf der Erde zuerst die klimatischen Bedingungen hervorhebe und darstelle, so geschieht das zum Theil im Anschluß an die bisherige Behandlungsweise, von der ein Bild zu geben ich mir ja vorgesetzt habe. Noch jetzt werden jene Verhältnisse ganz allgemein, wenn nicht als die einzigen, doch immer als die überwiegend wichtigsten Ursachen der Vertheilung der Pflanzen hingestellt. Ich hoffe aber, daß daraus für meine Darstellung kein Nachtheil erwachsen wird, da ich am Schlusse der Betrachtung über die klimatischen Bedingungen nachzuweisen versuchen werde, daß sie überall gar keinen Einfluß auf die ursprüngliche Vertheilung der Gewächse auf der Erde haben, sodaß die wirklichen Ursachen dann ganz rein hervortreten können.

Das erste einleitende Kapitel in der großen Pflanzengeographie von A. Decandolle ist benannt: „Die Pflanze, betrachtet in ihrem Verhältniß zu den äußern physikalischen Bedingungen.“ Darunter werden Licht, Feuchtigkeit und vor allem Wärme genannt. Das läßt dann in dem weitern Verfolge eine ganz interessante pflanzenphysiologische Untersuchung erwarten, wobei vielleicht die Beantwortung der sich aufdrängenden Fragen vorzugsweise aus der Natur des Standortes der Pflanzen abgeleitet wird. Eine Pflanzengeographie sollte man dahinter am wenigsten vermuthen, da der Boden, auf den es doch wol hierbei vorzüglich ankommt, nicht einmal genannt wird. Indessen kommen alle Hauptsachen, wenn auch am unrechten Orte und nur sehr beiläufig, später nach. Abgesehen nun davon, hat Decandolle die Abhängigkeit der Pflanzen von klimatischen Einflüssen sehr gründlich und umfassend behandelt; daß dabei noch immer viele Fragen unbeantwortet bleiben, liegt an dem noch nicht genügend fortgeschrittenen Zustande der Pflanzenphysiologie und Meteorologie. Zweien Wissenschaften haben wir die Sätze zu entlehnen, mit denen wir unsere Aufgabe lösen sollen, und das macht die Lösung, auch abgesehen von der Unfertigkeit jeder einzelnen der beiden Disciplinen, unendlich schwierig. Das Leben der Pflanze, wie wir es nennen, entwickelt sich aus dem Conflict zweier ganz verschiedenen Stoff- und Kräftegruppen. Das eine ist der Keim, der Same der Pflanze. In ihm haben wir eine ganz bestimmte Combination von Stoffen und Kräften, die, in Thätigkeit versetzt, das Spiel von Erscheinungen, das wir Pflanzenleben nennen, hervorrufen. Aber dieses Inthätigkeitversetzen geht nicht von innen aus, sondern erfordert eine Einwirkung von Stoffen und Kräften der Außenwelt. Absolut davor geschützt, bleibt der Keim absolut ruhend und unverändert, wie wir das annäherungsweise bei Samen sehen, die Jahrtausende vollkommen gegen äußere Einwirkungen abgeschlossen bewahrt wurden und dann, in günstige Lage gebracht, sich dort noch vollkommen normal entwickelten. Der Keim ist gleichsam eine sehr künstliche Maschine, die nicht arbeitet, wenn sie nicht von außen mit Brennmaterial und Feuer versorgt wird. Aber diese äußere Einwirkung muß auch der eigenthümlichen Combination der Stoffe und Kräfte, die wir Keim nennen, gemäß sein, sonst treten wol Veränderungen ein, die aber dahin führen, den Keim zu zerstören, er wird keimungsunfähig, fault, wie eine Maschine zerstört wird, wenn wir

das Feuer unter ihr schüren, statt es in den bestimmten Heizraum zu bringen. Wenn endlich die äußern Agentien normal auf den Keim wirken, so entwickelt sich derselbe gleichwol nicht allein durch diese bestimmt, sondern nach dem Gesetze, welches ihm durch die Combination der eigenen Stoffe und Kräfte gegeben ist. Die äußern Einflüsse können die Entwickelung wol beschleunigen oder verlangsamen, aber im wesentlichen nicht abändern. Den Gang einer Dampfmaschine können wir durch stärkere Heizung wol beschleunigen, aber nie können wir dadurch einen Dampfhammer zu einer Spinnmaschine umändern, sowie dort keine klimatische Verschiedenheit den starren harten Eichbaum in die zarte weiche Flachspflanze umwandeln kann. Aber hier müssen wir unser Gleichniß fallen lassen; weiter ausgesponnen, würde es auf falsche Ansichten führen.

Da, wie erwähnt, von den beiden Wissenschaften, die bei der vorliegenden Aufgabe zusammenwirken sollten, keine noch den wünschenswerthen Grad der Vollendung erreicht hat, so bleibt nichts übrig, als beide sogleich in Verbindung miteinander vorzuführen und die Anforderungen zu bezeichnen, die jede an die andere macht. Zugleich wird uns ein flüchtiger historischer Ueberblick zeigen, wie beide von den Anfängen einfachster Beobachtung an miteinander gewachsen sind. Schon auf den untersten Stufen der Civilisation konnte dem Menschen die Abhängigkeit der Pflanzenwelt von Wärme und Feuchtigkeit nicht entgehen, mochte nun der Jäger seinem Wild von den sonnendürren Flächen in die feuchtern Flußthäler nachziehen oder der Nomade aus den der Winterstarre verfallenden Zonen in wärmere, seinem Vieh Nahrung bietende Gegenden herabwandern. Sobald aber der Ackerbau den Menschen an den Boden fesselte und er anfing, einem bestimmten Stück der Erde durch Cultur seinen Unterhalt abzugewinnen, da wurde ihm schnell der mächtige Einfluß von Regen und Sonnenschein klar, deren Wechsel sein Glück oder Unglück bedingten und die er abergläubisch in der Zeit der Noth durch Opfer oder Gebet den höhern Mächten abzuringen suchte. So finden wir schon in den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts die schädlichen oder günstigen Wirkungen dieser beiden Factoren des Pflanzenwuchses erwähnt und verfolgen darin die immer ausführlicher werdenden Versuche, die Normen ihres Wechsels zu erforschen und sich so vom Zufall unabhängig zu machen. Die unvermeidliche Uebergangsstufe der Astrologie machte sich auch hier geltend, man schrieb den Planeten und vor allem dem Monde eine Macht zu, die sie nicht hatten, und klammerte sich endlich an eine periodische Wiederholung derselben Erscheinungen, was noch jetzt den Bauer, trotz der stets sich wiederholenden Täuschungen, im Hundertjährigen Kalender Rath suchen läßt. Die ersten wissenschaftlichen Versuche finden wir bei den alten Astronomen, welche die Neigung, den höhern oder niedern Stand der Sonne*) zur Erde, zum Maßstabe ihres erwärmenden Einflusses wählten. Daher stammt das jetzt in ganz allgemeinem Sinne gebrauchte Wort Klima, welches Neigung bedeutet. Lange blieb die Sonnenhöhe oder wie wir jetzt sagen, die Breite, das einzige Maß für die Vertheilung der Wärme an der Erde, wovon man sich auch die Vertheilung der Vegetation zwischen Aequator und Polen abhängig dachte.

Erst Alexander von Humboldt hob hervor, daß keineswegs alle Orte, die auf demselben Breitenkreise liegen, auch gleiche Mengen Wärme erhalten oder gleiche mittlere Jahrestemperatur haben. Indem er auf der Erde nun die Orte, die der Beobachtung zufolge wirklich gleiche mittlere Jahrestemperatur zeigen, durch Linien verband, die er Isothermen nannte, zeigte sich, daß diese um so mehr von den Breitenkreisen abweichen, je mehr man sich vom Aequator den Polen nähert, woraus folgte, daß die Sonne durchaus nicht die einzige Ursache für die Wärme eines Ortes sei. Nun stellte sich dabei auch heraus, daß die Polargrenzen der Pflanzen sich schon viel näher an die Isothermen als

*) D. h. der Abstand der Sonne vom Horizont um Mittag zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen.

an die Parallelkreise anschlossen. War damit nun der Blick für ganz neue Beobachtungen geschärft, so zeigte sich auch bald, daß, je mehr man diese Spur verfolgte, um so mehr auch die Verhältnisse sich verwickelter darstellten, als man anfänglich gedacht. Leicht konnte man sich sagen, daß für die sogenannten einjährigen*) Gewächse die Wintertemperatur eine ganz gleichgültige sei, daß sie nur durch die Wärme des Sommers bestimmt werden könnten. Aber auch für die ausdauernden Gewächse zeigte sich die Verzeichnung der mittlern Jahrestemperatur als unzureichend, denn, um nur ein Beispiel anzuführen, im südlichen England halten Myrte und Camellia den Winter im Freien aus, aber es reift dort keine Traube, während im mittlern Deutschland schöner Weinbau sich findet, wo jene Pflanzen im Winter erfrieren. Man sah sich dadurch genöthigt, Linien gleicher Sommerwärme (Isotheren) und gleicher Winterkälte (Isochimenen) zu construiren und ihren Zusammenhang mit der Vegetation zu erforschen. Aber die Fortschritte in der Pflanzenphysiologie ließen auch das bald als ungenügend erscheinen; man wurde zu immer größerm Specialisiren getrieben, man construirte statt Jahresisothermen jetzt Monatsisothermen, und ist endlich so weit gekommen, einzusehen, daß zum Verständniß der Vegetationserscheinungen mindestens noch Tagesisothermen nothwendig sind.

Um das eben Gesagte zu verstehen, müssen wir die Pflanze in ihrer Natur genauer betrachten. Sie ist ein organischer Körper, dessen Wesen im Wachsen, in ununterbrochener Entwickelung, besteht. Solange sie lebt, bildet sie fortwährend neue Theile, bald schneller, wie im Sommer, bald langsamer, wie im Winter, bald überall, wie etwa zur Zeit der Laubentwickelung, bald nur an einzelnen Stellen, an den Wurzeln, in der Blüte, oder der Frucht. Jede dieser Entwickelungen fordert nun immer einen ganz bestimmten Einfluß äußerer Agentien, der Witterung, insbesondere der Wärme.**) In unserm veränderlichen Klima stirbt die Pflanze durch Frost in einem ausnahmsweise harten Winter, wird der Eintritt der Blüte durch kühle Witterung verlangsamt***), wird die Fruchtreife durch kaltes Spätjahr unmöglich gemacht. Jeder bestimmte Abschnitt der Vegetation hängt davon ab, daß die Pflanze in der vorhergehenden Zeit eine bestimmte Wärmemenge empfangen hat, und diese Wärmemenge kann sich auf kürzere oder längere Perioden, die aber für jede Pflanze auch eine bestimmte untere und obere Grenze haben, vertheilen. So versuchte ein früherer Brockenwirth vergebens, neben dem Brockenwirthshause Kartoffeln zu ziehen, weil die Summe aller Tagestemperaturen zwischen je zwei Wintern niemals groß genug ist, die Kartoffeln zur Reife zu bringen, während sie auf den winterfreien südamerikanischen Andenplateaux noch reift, aber fast das ganze Jahr dazu in Anspruch nimmt. Allerdings verlangen gewisse Phasen der Entwickelung bei vielen Pflanzen eine bestimmte Höhe der Temperatur, die eintreten muß, wenn es überhaupt zur Blüte oder Fruchtreife kommen soll, aber diese Endtemperatur für sich allein kann noch nicht eine solche Phase, wie z. B. die Blüte, hervorrufen, wie schon einfach daraus hervorgeht, daß ein Rosenstock, den wir im Frühjahre in ein Treibhaus von der Temperatur des Tages, an dem die Rose zu blühen anfängt, versetzen, deshalb noch keineswegs sogleich blüht, sondern die Temperatur zunächst nur benutzen kann, Knospen zu bilden. Ueberhaupt sind die von uns gewöhnlich gemachten Abschnitte: Winterruhe, Belaubung, Blüte, Fruchtreife, Laubfall, ganz willkürliche Einschnitte in einen stetigen Entwickelungsproceß, von dem

*) Richtiger Einsommerlichen.

**) Daß die Wärme hierbei, wenn nicht allein, doch vorzugsweise Beachtung verdient, wurde schon von Réaumur ausgesprochen, und später von Quetelet und Dove weiter begründet.

***) Im preußischen Litauen erhält man in vielen Jahren keine Kirschen, weil die durch rasche Frühlingswärme entwickelten Blüten von Nachtfrösten zerstört werden. Man bedeckt daher früh den Boden um die Bäume herum dick mit Laub, damit er längere Zeit gefroren bleibt, und bewirkt dadurch, daß die Bäume später blühen, wenn die Zeit der Nachtfröste vorüber ist.

jeder Moment seine eigenen Einflüsse verlangt, wenn der ganze Gang der Entwickelung nicht gestört sein soll. Man hat, nachdem schon Linné in seiner „Philosophia botanica" (1. Aufl., S. 276) auf die Wichtigkeit solcher Untersuchungen aufmerksam gemacht hat, besonders seit Boussingault angefangen, diese Verhältnisse genauer zu beachten; später haben viele Forscher sich dafür bemüht. Ich nenne hier von den vielen bedeutenden Forschern nur die hervorragendsten: Quetelet in Brüssel und K. Fritsch in Wien. Man bezeichnet diese Arbeiten mit dem Ausdrucke: Pflanzenphänologische Untersuchungen. Indem man eine große Anzahl Exemplare derselben Pflanze, z. B. der Linde, an verschiedenen Orten und viele Jahre nacheinander (nach Fritsch wenigstens fünf) beobachtet, und etwa den mittlern Tag der Belaubung und der Blüte feststellt, für jeden der dazwischenliegenden Tage dann die Temperatur notirt, dann diese sämmtlichen mittlern Temperaturen zusammenzählt, erhält man für jedes Exemplar eine Wärmesumme, welche nöthig war, um dasselbe von der Belaubung zur Blüte überzuführen*), oder was dasselbe ist, man nimmt die mittlere Tagestemperatur in der fraglichen Periode und multiplicirt mit der Zahl der Tage. Aus allen den gewonnenen Wärmesummen nimmt man dann wieder das Mittel und sieht dieses als die Norm für die fragliche Pflanzenart an. Die Schwierigkeiten, welche sich diesen Untersuchungen entgegenstellen, sind zahllos. Wir haben hier bestimmte Perioden zu beobachten, und gleich von vornherein gerathen wir in Verlegenheit bei Bestimmung des Anfangs- und Endpunktes dieser Perioden. Bei einjährigen Pflanzen scheint der erste Anfangspunkt noch leicht festzustellen durch die Zeit der Aussaat. Aber auch das ist täuschend, denn ganz abgesehen von der Wärme, kann die Trockenheit, der Mangel an Feuchtigkeit im Boden den Eintritt der Keimentwickelung um Wochen verzögern. Der wirkliche Anfang des Keimes ist aber im Boden schwer mit Genauigkeit zu beobachten. Wann aber sollen wir unsere Beobachtungen bei ausdauernden Pflanzen beginnen? Häufig nimmt man den ersten frostfreien Tag als Anfang. Aber ein Tag Wärme genügt lange nicht, um die Vegetation im ganzen Baum zu beleben, und es können darauf wieder Wochen niedrigerer Temperatur folgen, die denselben in der vollkommenen Winterruhe erhalten. Deshalb halten andere für besser, mit der Temperatur von 5 Grad anzufangen, da viele, wie z. B. Sachse, beobachtet haben wollen, daß bei niedern Wärmegraden die Vegetation gar nicht merklich fortschreitet. Dagegen kennen wir freilich Pflanzen, wie das gemeine Kreuzkraut und die Vogelmiere, die schon bei 1 Grad sogar blühen können. Fritsch und Göppert meinen, daß die Wärme des Spätherbstes, des Januar und Februar keinen erheblichen Einfluß auf die Frühjahrsentwickelung der Pflanzen habe. Dagegen hängt nach Spring die Belaubung der Bäume im Frühjahr viel mehr von der Entwickelungsstufe der Laubknospen im Herbst als von der Frühlingstemparatur ab. Man könnte nun meinen, daß die Bestimmung mittlerer Perioden, z. B. von der Belaubung zur Blüte und von dieser zur Fruchtreife, leichter sei als die Bestimmung des ersten Anfangs. Aber wer irgend aufmerksam die Natur beobachtet, weiß, daß zwei Bäume gleicher Art dicht nebeneinanderstehend sich oft um mehrere Tage verschieden belauben. Jeder Baum zeigt, daß die Blätter an den verschiedenen Zweigen zu verschiedener Zeit hervortreten, daß die Belaubung selbst überall kein bestimmter Moment, sondern eine Entwickelungsperiode von Wochenlänge ist. Ganz dasselbe gilt für das Eintreten der Blüte und Fruchtreife. Wo soll man also bei diesen Vegetationsphasen beginnen, wo enden? Wir bedürfen also, um nur zu annähernd richtigen Werthen zu kommen, sehr großer Beobachtungsreihen, in der Hoffnung, daß bei großen Reihen die Fehler nach

*) Für die Nothwendigkeit der Berechnung dieser Wärmesumme im Gegensatz zur bloßen Angabe der Wärme des letzten Tages einer Periode, wie einige vorgeschlagen, hat sich auch ganz bestimmt einer unserer ersten Meteorologen, Dove („Zusammenhang der Wärmeveränderungen mit der Entwickelung der Pflanzen", S. 131) ausgesprochen.

verschiedenen Richtungen einander aufheben, und daß wir so ein brauchbares Mittel erhalten. Und wenn wir endlich ein solches Mittel erlangt haben, so gilt das doch nur bei Ueberschlägen im großen und ganzen für das ideale Ding, das wir Art nennen, und das in der Wirklichkeit nie und nirgends vorhanden ist. Die einzelne wirkliche Pflanze weicht immer von dem angeblichen Gesetze ab. So z. B. hat Quetelet nachgewiesen, daß sich die Linde genau bei derselben Temperatur, im Mittel am 5. April und 28. Oct. bei 9°,37 C. belaubt und entlaubt; aber manche Jahre muß die Linde wochenlang im August oder September mittlere Temperaturen weit unter dem angegebenen Maße aushalten, ohne deshalb ihre Blätter abzuwerfen. Dadurch werden wir denn nothwendig darauf geführt, daß die Sonnenwärme, so wie wir sie als Lufttemperatur zu messen pflegen, für sich allein völlig ungenügend ist, die Vegetationserscheinungen zu erklären.

Bekanntlich hängen wir unsere Thermometer so auf, daß sie vollständig gegen die directen Sonnenstrahlen und soviel möglich auch gegen reflectirte Wärmestrahlen geschützt sind. Damit bestimmen wir für die Pflanzen aber höchstens annäherungsweise die Temperatur, welche dieselben etwa unter einem vollkommen bedeckten Himmel in einem recht schattigen Nadelholzwalde, oder im Schatten einer sie vollständig deckenden Wand erhalten. Die meisten Pflanzen wachsen aber nicht so, sondern den directen Sonnenstrahlen ausgesetzt, und wie ganz anders dann die Sonne wirkt, zeigt uns jedes in der Sonne aufgehängte Thermometer. Versuche, die A. Decandolle in dieser Beziehung anstellte, zeigen auffallende Unterschiede bei derselben Pflanzenart, je nachdem sie in der Sonne oder im Schatten vegetirte. Stets waren die in der Sonne wachsenden Pflanzen mit einer geringern Temperatursumme zufrieden, oder die directen Sonnenstrahlen wirkten mehr als die bloße Lufttemparatur, wie die folgende Uebersicht zeigt:

Product der mittlern Tagestemperatur der Vegetationszeit und der Zahl der Vegetationstage von der Zeit der Aussaat bis zur Fruchtreife

	bei der Cultur in der Sonne	bei der Cultur im Schatten
Kresse (Lepidium sativum)	1313	1465
Bittere Schleifenblume (Iberis amara)	1754	2219
Schwarzkümmel (Nigella sativa)	1896	2434
Flachs	1272	1580

Aus diesen Thatsachen folgt dann unmittelbar, daß die Einwirkung der Sonne eine mächtigere sein muß, wo sie, wie in höhern Breiten, 18—20 Stunden über dem Horizonte bleibt, als unter den Tropen, wo ihre Wirkung auf 12 Stunden beschränkt bleibt. Ist nach Decandolle die mittlere Temperatursumme, welche die Gerste zu ihrer Vegetation von 123 Tagen im Mittel bedarf = 1701 Grad, so verlangt sie in Upsala bei den langen Tagen nur 114 Tage und 1589 Grad.

Bei der directen Einwirkung der Sonnenstrahlen ist es aber durchaus nicht nur die Wärme, die in Betracht zu ziehen ist, sondern auch ganz wesentlich das Licht. Wir können die Pflanze von der einen Seite auch als chemischen Apparat betrachten, in welchem fortwährend unter Bildung und Auflösung chemischer Verbindungen aus unorganischen Stoffen organische Stoffe bereitet werden, von denen dann die Thierwelt, welche die unorganischen Stoffe sich nicht aneignen kann, lebt. Nun wissen wir lange, daß das Licht unabhängig von der Wärme einen sehr wesentlichen Einfluß auf die chemischen Processe ausübt. Trockenes Chlorgas und Wasserstoffgas in einer Flasche gemengt, kann man lange Zeit im Dunkeln aufbewahren, ohne daß eine Veränderung eintritt. Am gewöhnlichen Tageslicht verbinden sich beide Gase allmählich zu Chlorwasserstoffsäure (Salzsäure), und den directen Sonnenstrahlen ausgesetzt, geht diese Vereinigung plötzlich mit einer Detonation vor sich. Wie die verschiedene Intensität des Lichtes in verschiedener Weise bei

Zersetzung chemischer Verbindungen thätig ist, zeigt uns täglich der Vorgang bei der Daguerreotypie und Photographie. Eine der Haupterscheinungen des Chemismus der lebenden Pflanze, die Ausscheidung von Sauerstoff, wächst nach Cloëz und Gratiolet ganz genau mit der Intensität des Sonnenlichtes. Die Vegetation wird daher, abgesehen von der Wärme, auch entschieden beschleunigt werden, wo der Lichteinfluß ein längerer oder intensiverer ist; das erste findet in hohen Breiten, das zweite wegen der durchsichtigern Atmosphäre auf hohen Bergen statt. An beiden Orten ist der Erfolg derselbe, daß die Vegetation beschleunigt und schneller zu Bildungen getrieben wird, die sonst erst später auftreten. Daher bleiben an den Pflanzen die Stengel und Blattbildungen zurück und die Pflanzen sind nur niedrig, die Blüten treten aber früh auf, sind meist verhältnißmäßig groß und von lebhaften Farben, der bekannte Charakter der Alpen- und Polarpflanzen. Ich erinnere an die niedrige großblumige Gentiane (Gentiana acaulis) der Alpen und an den feurig goldgelben Mohn (Papaver nudicaule) der Polargegenden. Dasselbe Verhältniß macht sich wahrscheinlich geltend, wenn man die obern Grenzen der Baumvegetation und des Getreidebaues in den verschiedenen Gegenden der Erde vergleicht:

Mittlere Temperatur	unterm Aequator	in der Schweiz
der obern Baumgrenze	+9°,8	+1°,2
der polaren Baumgrenze	3,0	
der obern Getreidegrenze	+12°,8	+5°,3
der polaren Getreidegrenze	unter 0°,	

Sowenig nun unsere Temperaturablesungen am beschatteten Thermometer die Wärme, die den der Sonne ausgesetzten Pflanzen zugute kommt, messen, sowenig brauchbar ist sie für die im Waldschatten wachsenden Pflanzen. Ist dieselbe für jene zu niedrig, so ist sie, wie Dove nachgewiesen, für diese wegen der eigenthümlichen feuchten Kälte im Waldesschatten zu hoch. Eine weitere Betrachtung hat sich an die verschiedene Einwirkung der Sonnenwärme auf die Luft und den Boden geknüpft. Im Sommer ist die Luftwärme meist höher als die Bodenwärme; die wärmesuchende Pflanze entwickelt sich also vorzugsweise nach oben. Im Winter ist es umgekehrt und die Entwickelung der Pflanze wird vorzugsweise in die Tiefe nach den wärmern Erdschichten gerichtet sein. Bei langen Wintern und hoher Schneedecke wie auf den Alpen und in den Polargegenden werden daher die Pflanzen besonders stark entwickelte Wurzeln, unterirdische oder doch am Boden kriechende Stämme gewinnen, wie wir es in der That bei den Alpen- und Polarpflanzen wahrnehmen. Zum Beweise, daß durch begünstigende äußere Einflüsse die einzelnen Theile der Pflanze sich allein oder doch besonders stark entwickeln können, ohne daß die ganze Pflanze daran theilnimmt, erinnere ich nur an das bekannte Experiment, daß man eine Rebe in ein Treibhaus oder geheiztes Zimmer leitet und daß diese dann anfängt sich zu belauben, während draußen der Boden noch fest gefroren ist, blüht, wenn draußen die Laubentwickelung kaum vollendet ist, und auch ihre Früchte viel früher reift als der im Freien gebliebene Theil des Weinstocks.

Diese Bemerkungen mögen hier genügen, um zu zeigen, in wie mannichfacher Weise die Pflanze vom Einfluß der Wärme bedingt wird und daß wir, um diesen Einfluß für alle oder doch für eine größere Menge der Pflanzen bemessen zu können, noch ganz andere, genauere und vielfacher abgeänderte Reihen von Temperaturbeobachtungeen zu Grunde legen müssen, als wir zur Zeit besitzen.

Ich wende mich nun zu einem zweiten Factor der Vegetation, nämlich der Feuchtigkeit. Es gehört nur wenig Aufmerksamkeit auf die Naturerscheinungen dazu, um auch hier im allgemeinen die Abhängigkeit der Vegetation von den Feuchtigkeitszuständen der Atmosphäre zu erkennen, aber auch hier muß man die Untersuchungen außerordentlich

specialisiren, um ganz bestimmte Resultate zu erhalten. Daß viele Pflanzen bei einem Uebermaß der Feuchtigkeit zu Grunde gehen und andere bei zu großer Trockenheit absterben oder in ihrer Entwickelung gestört werden, ist gewiß. Wir haben unsere Culturpflanzen schon in übermäßig nassen Sommern auf den Feldern faulen sehen und der Mais gab im schweizer Rheinthal in diesem Jahre 1870 nur einen sehr kümmerlichen Ertrag, weil es bis zum Juli gänzlich an Regen gefehlt hatte. In der gemäßigten Zone, wo es verhältnißmäßig selten an Feuchtigkeit fehlt, ist der Einfluß derselben allerdings nicht so auffallend. Jedoch in den subtropischen Gegenden, wo ohne wesentliche Temperaturänderung die Vegetation beim Eintritt der Regenzeit sich plötzlich wie mit einem Zauberschlage belebt und zur üppigsten Fülle entfaltet, kann er auch dem blödesten Auge nicht entgehen. Aber auch überall bedingt die Feuchtigkeit des Klimas so gut Grenzen der Vegetation gewisser Pflanzen, wie die Wärme. Für die Steinkresse (Allysum calycinum) z. B., einer in Centraleuropa weit verbreiteten Pflanze, ist nach A. Decandolle das Klima der Bretagne zu feucht; auf der andern Seite ist die Pflanze nach Süden begrenzt, wo in den Monaten ihrer Vegetation weniger als fünf Regentage sind und monatlich weniger als 27 Millimeter Regen fällt. Auch bei Betrachtung der Feuchtigkeit müssen wir die Beschaffenheit des Bodens und der Luft unterscheiden. Wie wichtig die letztere für viele Pflanzen ist, erfährt sehr bald der Pflanzensammler, dem die meisten der gefundenen Farrnkräuter sowie die Leinblattarten (Thesium) schnell in der Hand welken und unbrauchbar werden, während sie sich in der vollen geschlossenen Botanisirbüchse tagelang frisch erhalten. Umgekehrt ist die Vegetation der Cistrosen, wie Webb und Berthelot am Pic von Teneriffa nachgewiesen, vorzugsweise durch eine trockene Atmosphäre bedingt. Nach J. D. Hooker reifen die europäischen Obstbäume in der Ebene von Sikkim ihre Früchte im kühlern und trockenern Winter, wenn sie der feuchtwarme Sommer, den sie nur selten ertragen, nicht vorher zu Grunde richtet. Wo die Dürre die Grasvegetation auf weniger als drei Monate beschränkt, da treten die klimatischen Bedingungen der Steppenflora ein, deren ganze Vegetation sich auf einen kurzen Frühling zusammenzieht. Dagegen ist dann wieder die Vegetation der eigentlichen Sumpfpflanzen an einen ganz mit Wasser durchtränkten Boden gebunden, und selbstverständlich können die untergetauchten Pflanzen, wie z. B. Hornblatt (Ceratophyllum) nicht leben, wo es an Wasser von genügender Tiefe fehlt. Diese Beispiele genügen zu zeigen, welche Anforderungen auch hier der Botaniker noch an den Meteorologen zu machen hat, Anforderungen, die zu erfüllen er zum Theil noch nicht einmal hat anfangen können. Wir bedürfen genauer Tabellen über die Luftfeuchtigkeit, über die Zahl der Regen, über die Höhe jedes einzelnen Regens und Messungen der Bodenfeuchtigkeit, für deren Ausführung wir noch nicht einmal eine Methode haben.

Die letzte Bemerkung führt uns auf eine neue Bedingung für die Vegetation der Pflanzen, nämlich zur Betrachtung des Bodens. Dem Boden entnimmt die Pflanze zunächst ihre Nahrung und schon deshalb muß er von großer Bedeutung für die Vegetation und durch seine Verschiedenheiten für die geographische Vertheilung der Pflanzen sein. Für die Ernährung der Pflanze kommt zweierlei in Betracht, dasjenige, was er selbst der Pflanze gibt, und dasjenige, dessen Uebergang in die Pflanze er nur vermittelt. In erster Beziehung ist es seine chemische Zusammensetzung, in der zweiten sind es seine physikalischen Eigenschaften, die wir ins Auge zu fassen haben. Man hat in frühern Zeiten wol auch seinen geognostischen Charakter als wichtig hervorheben wollen, aber keine einzige Thatsache hat diese Meinung gerechtfertigt; auch ergibt sich die Richtigkeit dieser Ansicht schon daraus, daß es keine bedeutende geognostische Formation gibt, unter deren Gliedern nicht die drei wichtigsten bodenbildenden Felsarten: kalk-, sand- und thonhaltige Gesteine, vorkämen. Ich würde mich viel zu sehr in specielle pflanzenphysiologische Untersuchungen

verlieren, wenn ich alle die einzelnen Bodenbestandtheile, die auch von der Pflanze aufgenommen werden, hier in Betracht ziehen wollte. Ich kann um so mehr davon absehen, als dieselben zur Zeit noch für die Frage nach der Vertheilung der Gewächse auf der Erde nicht wohl zu verwerthen sind. Es sind vorzugsweise nur drei Bestandtheile, welche im großen entscheidend sich geltend machen: Kalk, Kieselerde (Sand) und Kochsalz. Zuerst wurde die ganze Frage durch Liebig von physiologischer Seite angeregt, indem er die Pflanzen nach den vorwiegenden Bestandtheilen ihrer Asche in Kalk-, Kiesel- und Alkalipflanzen eintheilte. Ihm kam dann von botanischer Seite Unger entgegen und theilte die Pflanzen in bodenstete — solche die einer bestimmten Bodenart ausschließlich eigen sind, in bodenholde — solche, die zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise und besonders üppig auf einem bestimmten Boden vorkommen, und endlich bodenvage Pflanzen, die an gar keinen bestimmten Boden gebunden zu sein scheinen. Hauptsächlich kam dabei Kalk-, Sand- und Thonboden in Betracht. Wie jeder neue Gedanke, wurde auch dieser wol anfänglich zu enthusiastisch aufgefaßt und zu sehr ins einzelne durchgeführt. Dies erregte Widerspruch bis zum völligen Leugnen der Berechtigung dieser ganzen Lehre. Aber wer, der sieht, wie gewisse Steinbrecharten (Saxifraga aizoon, longifolia u. a.) aus den Drüsen an den Rändern ihrer Blätter große Mengen kohlensauren Kalkes ausscheiden, kann nur einen Augenblick zweifeln, daß die Pflanzen nur auf einem Boden gedeihen können, der reich an Kalk ist? Nach und nach ist man von anfänglichen Uebertreibungen zurückgekommen, hat aber das Richtige festgehalten und tiefer begründet. Die meisten Angaben bei den Schriftstellern über den chemischen Gehalt des Bodens sind ganz vage und oberflächliche Angaben. Bogenhard hat zuerst in seiner „Flora von Jena" nachgewiesen, wie eine Bezeichnung des Bodens in dieser Hinsicht ohne wirklich ausgeführte Bodenanalyse völlig werthlos sei. Es gibt sehr wenig Gebirgsarten, die so vollständig rein und gleichförmig sind, daß sie nicht stellenweise ihrem sonstigen Charakter zuwider Kalk, Sand oder Thon beigemengt enthielten; auch können kleine Diluvialmassen fast überall vorkommen und einem kleinen Areal einen der ganzen Umgegend fremden Charakter aufprägen. So verhält es sich z. B. mit der auf den Kalkplateaux in der Umgegend von Jena öfter vorkommenden gemeinen Heide, die sonst durchweg sandstet ist. Die chemische Analyse weist aber in jenen Stellen im Boden einen großen Gehalt an Sand und Kieselerde nach. Eine ganz kalkstete Pflanze habe ich früher schon erwähnt, es ist der schöne Frauenschuh, eine Orchidee. Ein anderes sehr auffallendes Beispiel bietet eine Distel dar, die den Kalkgebirgen der Schweiz angehört und dann wieder an den Kalkbergen bei Jena sich findet (Carduus defloratus). Ich beschränke mich darauf, hier noch als sandstete Pflanzen die Sandnelke (Armeria vulgaris) neben der schon erwähnten gemeinen Heide anzuführen, und bemerke noch, daß der gemeine Huflattich (Tussilago farfara) immer einen Thongehalt im Boden anzeigt. Zu den allerbodenstetesten Pflanzen gehören die sogenannten Salzpflanzen, die immer nur da wachsen, wo der Boden sich durch einen Gehalt an Kochsalz auszeichnet, also am Meeresstrande (z. B. die Strandnelke, Statice Limonium, und Strandaster, Aster tripolium), an starken Salzquellen oder in den asiatischen Salzsteppen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man, wenn einmal die chemischen Analysen der Pflanzenaschen und des Bodens weiter fortgeschritten sind, viel mehr noch wird specialisiren und interessante Resultate erlangen können.

Da wo der Boden nur als Vermittler bei der Ernährung der Pflanzen auftritt, kommen theils auch wieder seine chemische Zusammensetzung, theils seine physikalischen Eigenschaften in Betracht. Die Pflanze braucht als wesentliche Nahrungsmittel für ihre organischen Bildungen drei unorganische Verbindungen: Wasser, Kohlensäure und Ammoniak, welche alle in der Atmosphäre befindlich den Pflanzen gewiß zum größten Theil — und wahrscheinlich sogar ausschließlich durch die Pflanzenwurzeln — also durch den Boden zugeführt werden.

Jeder Boden hat die Fähigkeit, der Luft Wasserdunst, Kohlensäure und Ammoniakgas zu entziehen, wenn auch in verschiedenem Grade, was theilweise von der feinern Zertheilung der Bodenbestandtheile herrührt. Am ausgezeichnetsten besitzen aber diese Eigenschaft die Bodenarten, die wir deshalb auch zu den fruchtbarsten zählen müssen, nämlich solche, die eine gewisse Menge Thonerde enthalten (Weizenboden), und solche, die eine größere Beimischung von Humus besitzen (Gartenerde). Insbesondere zeigt der letztere Boden einen großen Einfluß auf Reichthum und Ueppigkeit der Vegetation, wofür uns eins der glänzendsten Beispiele der Boden des Tieflandes im tropischen Südamerika ist. Aber auch noch in anderer Beziehung wird der Boden wichtig, nämlich durch seine Erwärmungsfähigkeit. Am Mackenzie in Nordamerika geht der Getreidebau (Gerste) bis zum 65° nördl. Br. Diese Grenze entspricht einer mittlern Juliwärme von 10 Grad, und dieselbe Monatsisotherme begrenzt den Getreidebau in Labrador, Neufundland, Island, Lappland hier in der Nähe des 70. Breitengrades. In demselben Breitengrade trifft diese Isotherme in Asien auf die Lena; hier hat der Getreidebau aber schon bei 62° nördl. Br. seine Polargrenze gefunden. Diese auffallende Erscheinung findet ihre Erklärung gewiß wesentlich darin, daß der Boden am Mackenzie im Sommer bis 11 Fuß tief aufthaut; an der Lena aber nur höchstens 3 Fuß, und daß die daher rührende Bodenkälte so störend auf die Vegetation wirkt. Auf den Kalkplateaux Thüringens unterscheidet der Bauer in seinen Feldern sogenannte „Naßgallen", Stellen, auf denen eine größere Thonbeimischung einen größern Wassergehalt hervorruft, welcher dann wieder durch schwierigere Erwärmung und Verdunstungskälte die Vegetation der darauf wachsenden Pflanzen wesentlich verlangsamt. Auch hinsichtlich der Erwärmungsfähigkeit zeigen die Bodenarten stufenweise Verschiedenheiten und gewiß ist, daß mit der größern Dunkelheit der Farbe des Bodens seine Erwärmungsfähigkeit bedeutend zunimmt. Ein hübsches Beispiel von der verschiedenen Vegetation auf verschiedenen Boden, wo neben der chemischen Natur auch wahrscheinlich die Farbe eine Rolle spielt, führt Schouw an: Die vulkanische Asche von Ischia trägt nur Wein, der Kalkboden auf Capri dagegen Oliven so allgemein, daß man jene Insel einen Weinberg, diese einen Oelberg nennen könnte.

Endlich haben wir hier noch an die Configuration des Bodens zu erinnern, an Flächen, Thal- und Bergbildung, an seine Neigung gegen die verschiedenen Himmelsgegenden, was alles eine entschiedene Einwirkung auf die Vegetation hat. Die Bemerkung ist leicht zu machen, daß bei westöstlichen Bergzügen die Nordseite eine ganz andere Vegetation zeigt als die Südseite. Es führt hierbei die Betrachtung des Bodens wieder auf die Atmosphäre und zwar auf ihre Bewegung zurück, die schließlich noch ein Moment der äußern Vegetationsbedingungen ist, das wir kurz besprechen müssen. Die Höhenzüge in ihren verschiedenen Richtungen gegen die Weltgegenden modificiren sehr wesentlich die Einwirkungen der Luftströme auf die Vegetation. Bewegte Luft befördert sehr bedeutend die Ausscheidung der Gasarten und des Wasserdunstes aus der Pflanze und fördert so den Stoffwechsel und damit die Entwickelung. Exponirte Pflanzen, z. B. Kiefern, zeigen einen ganz andern Wuchs, eine andere Verästelung und festeres Holz, als die im geschlossenen Bestand gewachsenen. Der Luftzug verhindert aber auch die Erwärmung des Bodens und der darüber ruhenden Luftschichten, weshalb viele Pflanzen, z. B. Buchen und Kastanien, nicht gut freistehend, sondern nur im geschlossenen Bestand oder in geschützter Lage gut gedeihen. Bekannt ist, welche Vortheile in dieser Hinsicht nach Süden geöffnete Thäler, welche alle rauhern Winde abhalten, darbieten. In Deutschland fällt die Polargrenze der edeln Kastanie ungefähr mit dem 50.° nördl. Br. zusammen. In Ascheberg am Plönersee in 54°,8 nördl. Br. habe ich selbst, freilich nur in außerordentlich günstigen Jahren, Kastanien von einem Baume gegessen, der dort in einem kleinen sehr geschützten nach Süden offenen Grunde steht. Viele Pflanzen zeigen aber auch dem Winde ausgesetzt, z. B. auf

Bergen, einen viel gedrungenern und niedrigern Wuchs, weil gleichsam ein Theil der Pflanze hinter dem andern Schutz sucht.

Aus den vorstehenden Erörterungen, ungeachtet sie nur die Hauptpunkte berühren konnten, wird man ersehen haben, wie unendlich verwickelt die äußern Bedingungen der Vegetation sind, die wir als Klima und Boden bezeichnen, und man wird sich nicht wundern, daß die Wissenschaft, die ja verhältnißmäßig noch so jung ist, noch nicht gar zu weit fortgeschritten sein kann und auf unendlich viele Fragen die Antwort schuldig bleiben muß. A. Decandolle hat in dieser Beziehung bisjetzt das umfassendste Werk geliefert und in seiner „Géographie botanique raisonnée" eine große Reihe von Aufgaben mit der zur Zeit möglichen Gründlichkeit erörtert. Aber nun müssen wir doch wol die Frage aufwerfen, was wir denn damit für den uns hier ganz allein beschäftigenden Gegenstand, die Frage nach den Gründen für die Vertheilung der Pflanzen auf der Erde, eigentlich gewonnen haben, ja was wir allein damit gewinnen können. Nehmen wir einmal an, die Meteorologie wäre bis zum höchsten Grade der Vollständigkeit und Genauigkeit durchgebildet, die Abhängigkeit der Vegetation von den klimatischen Bedingungen in allen Einzelheiten erforscht, so würden wir dadurch doch nie mehr erfahren, als die bloße Negation, daß eine Pflanze an dieser Stelle, wo sie die Bedingungen ihrer Entwickelung nicht findet, nicht wachsen kann. Aber auf die beiden Fragen, warum eine Pflanze an einer bestimmten Stelle, wo sie alle Bedingungen ihres Lebens finden würde, doch nicht wächst und zweitens warum die Pflanze an dem Ort, wo die Möglichkeit ihres Gedeihens gegeben ist, nun auch wirklich wächst; — und diese beiden Fragen umfassen die eigentliche Pflanzengeographie — auf diese beiden Fragen bleiben die klimatologischen Untersuchungen jede Antwort schuldig. — Ganz besonders schlagend ist hierbei die erste Frage. In ganz Südeuropa wächst die historisch gewiß aus Amerika eingeführte Opuntia ganz wie eine wilde einheimische Pflanze und verbreitet sich als solche.*) — Ganz Centraleuropa ist auf den ödesten Plätzen bedeckt mit dem Erigeron canadense, das bekanntermaßen aus Amerika eingeführt ist. Auf den Feldern um Berlin wie in den Weinbergen um Dresden ist die Galinsogea parviflora Cav. ein ganz gemeines Unkraut, und doch ist es seit kaum einem halben Jahrhundert aus Amerika eingeführt. Aber das auffallendste Beispiel zeigt uns die Umgebung von Buenos-Ayres. Hier hat sich seit der Ankunft der Europäer eine ganz europäische Flora angesiedelt, die dort sogar viel besser gedeiht als die einheimische, und letztere daher allmählich ganz verdrängt. Unsere Mariannendistel und die spanische Artischoke bilden dort in den Pampas fast undurchdringliche Buschwälder, da sie sich dort viel üppiger als in ihrer Heimat entwickeln. Warum haben die so überaus günstigen klimatischen und Bodenbedingungen diese Pflanzen dort nicht ursprünglich hervorgebracht, warum müssen sie erst vom Europäer dorthin verpflanzt werden? Die Antwort darauf ist sehr leicht. Der deutsche Bauer weiß sehr wohl, daß, wenn er auch den vorzüglichsten Boden hat und ihn aufs sorgfältigste pflügt und düngt, er doch selbst im allergünstigsten Jahre kein Körnchen Weizen gewinnt, wenn er nicht vorher gesäet hat. Die Frage, warum wächst diese Pflanze hier? ist ganz identisch mit der Frage, wo kam der Same her? Und dieser Same muß nothwendig von einer andern ähnlichen Pflanze kommen.

Das Ebengesagte führt uns nun zunächst auf die Verbreitung der Gewächse. Jede Pflanze streut in irgendeiner Weise ihre Samen um sich her aus. Wenn auch, wie das

*) Wenn wir in den Verhandlungen einer „botanischen Gesellschaft" noch in unsern Tagen die ergötzliche Phrase finden: „Warum sollte das sonnige Wallis nicht fähig gewesen sein, auch die Opuntia vulgaris hervorsprießen zu lassen", so zeigt das nur, daß es auch unter den Botanikern noch gedankenleere und unwissende Schwätzer gibt.

alte Sprichwort sagt, „der Apfel nicht weit vom Stamme fällt", so entfernt er sich doch von ihm. Dazu kommt, daß das Ausstreuen der Samen bei vielen Pflanzen noch auf besondere Weise gefördert wird. Die vom Winde geschüttelte Kapsel streut ihre kleinen Samen weit umher (der Mohn), die größern, rundern Früchte rollen an einem Hange abwärts (die Aepfel), viele Früchte und Samen besitzen flügelartige Ansätze (der Ahorn), oder federartige Haarbüschel (der Löwenzahn), sodaß sie oft weit vom Winde fortgetragen werden. Freilich ist dieser letzte Umstand früher sehr überschätzt worden. Nach A. Decandolle z. B. kommen aus der Familie der zusammengesetztblütigen Pflanzen (wozu Löwenzahn, Salat u. s. w. gehören), bei denen sogenannte Federkronen an den Früchten am häufigsten sich ausbilden, von denjenigen Arten, die keine Federkrone besitzen 4,5 Proc. mindestens in zwei verschiedenen Gebieten vor, von denen, die Federkronen besitzen, aber nur 2,9 Proc., ein schlagender Beweis, wie unwesentlich im ganzen diese Apparate für die Verbreitung der Pflanzen sind. Dem sei aber wie ihm wolle, so wird sich doch jedesmal die nächste Generation um die Mutterpflanze herum ansiedeln, ebenso in der folgenden Generation und so fort, und so wird eine Pflanzenart allmählich den ganzen Boden in Besitz nehmen, so weit als sie noch die Bedingungen ihrer Existenz antrifft. Auf diese Weise verbreitete sich die spanische Artischoke von den menschlichen Wohnungen aus durch die Pampas von Buenos-Ayres. In letzterer Beziehung sind nun für die meisten Pflanzen die Grenzen nicht sehr eng gezogen. Denken wir z. B. an das schon erwähnte Berufkraut (Erigeron canadensis L.), das sich schnell fast über ganz Europa ausgebreitet hat, so könnte man fragen, weshalb denn überhaupt in Europa noch irgendeine andere Pflanze als diese wächst. Das führt uns denn zu einem wichtigen Gesetz im Leben der organischen Wesen, zum Kampf um das Dasein. Eine Pflanze breitet sich in der That so weit auf einem Boden aus, bis ihr von einer andern Pflanze eine Schranke gesetzt, die Stelle zur Existenz genommen wird. Hierbei kommt es nun nicht blos auf die allgemeine Möglichkeit der Existenz an, sondern auf die unendlich mannichfaltigen Combinationen der einzelnen Lebensbedingungen und ihrer gradweisen Abstufungen, wodurch, je nach ihrer verschiedenen Natur, bald diese, bald jene Pflanze begünstigt wird. Es werden z. B. 5 Samen der einen, 5 einer andern Pflanzenart auf einen kleinen Fleck nebeneinandergestreut; alle 10 keimen, aber die Samen der einen Art, gefördert durch eine größere Feuchtigkeit, den die andern nicht ertragen, oder durch bestimmte Bodenbestandtheile, die für die andern unbrauchbar sind, entwickeln sich schneller, überwuchern die andern, nehmen ihnen Luft, Licht und Bodenfeuchtigkeit weg, bis sie verkümmern und absterben. Und mit denselben beiden Pflanzen wiederholt sich in einer etwas andern Localität derselbe Kampf vielleicht mit dem entgegengesetzten Erfolge. So theilen sich die aus verschiedenen Samen hervorgegangenen Pflanzen in den Boden, je nachdem sie mehr oder weniger genau die speciellen Bedingungen ihres Daseins erfüllt finden, bald in größerer, bald in geringerer Individuenzahl die Flora des fraglichen Gebiets zusammensetzend.

Zu der hier geschilderten selbständigen Verbreitung der Pflanzen kommen nun in der Natur noch vielfach äußere begünstigende Umstände hinzu. Vögel z. B. genießen die Früchte, fliegen weiter und tragen die Samen mit ihren Abwürfen in die Ferne; so z. B. verbreitet die Drossel die Samen der Mistel. Die gemeine Kermesbeere (Phytolacca decandra) ist in Südamerika einheimisch; erst 1770 wurde sie in Bordeaux zum Färben der Weine eingeführt; von dort ist sie durch Vögel so weit verschleppt worden, daß sie jetzt über das ganze südliche Frankreich bis in die äußersten Pyrenäenthäler verbreitet ist. Manche Samen, besonders solche mit Haken oder Stacheln, hängen sich in die Haare der Thiere (Schafe, Ziegen) und werden so fortgetragen und an entfernten Orten abgeschleift. So z. B. haben bakonyer Schweine den Alant (Inula helenium) nach Neutitschin in Mähren getragen, wo diese Pflanze jetzt naturalisirt ist. Nicht minder wie

die Thiere trägt auch das bewegte Wasser zur Verbreitung der Pflanzen bei. So tragen die in den Alpen entspringenden Flüsse vielfach die Samen der Alpenpflanzen nordwärts nach Baiern und Oesterreich, wo sie sich, wenn ihnen die Verhältnisse zusagen, an den Ufern ansiedeln. Die Meeresströme tragen viele Samen oder Früchte, z. B. Cocosnüsse, die ihre Keimkraft beim längern Aufenthalt im Meerwasser sich bewahren, von Land zu Land, von Insel zu Insel. Der Golfstrom trägt zahlreiche Samen von Amerika an die Westküste von Europa. So fand man an der Küste von Irland häufig Samen von Guilandina Bonduc, die ihre Keimkraft vollkommen bewahrt hatten. Durch denselben Strom wurde ein Eriocaulon und eine Orchidee von Amerika nach Irland gebracht und siedelten sich dort freiwillig in passendem Boden an.

Bei jeder Pflanze einer Flora haben wir daher zunächst zu fragen, ist dieselbe einheimisch oder nicht und im letztern Falle, woher, wann und wie ist der Same an diesen Ort gelangt? So werden wir denn zuerst für die Bedürfnisse der Pflanzengeographie auf eine Geschichte der Pflanzenwelt verwiesen. Es ist aber von vornherein schon nicht leicht zu sagen, ob eine Pflanze in einer Gegend einheimisch sei oder nicht. Gewiß können wir es vorweg nur bei denjenigen Pflanzen annehmen, die eine gegebene Gegend ausschließlich besitzt. So ist das schöne Farrnkraut, die Dicksonia arborescens L. Her., gewiß auf Sanct-Helena einheimisch, denn es findet sich auf der ganzen Erde nirgends als auf dem Pic de Diane. Das pyrenäische Skrofelkraut (Scrophularia pyrenaica Benth.) ist sicher in den Pyrenäen einheimisch, denn es findet sich dort nur an zwei Stellen bei Saint-Béat und bei Eaux-Bonnes. So ließen sich Tausende von Beispielen anführen. Schwieriger ist schon die Sache bei den Pflanzen, die sich in verschiedenen Ländern zugleich finden, wo also die Frage entsteht, von wo sie ausgegangen sind. Diese Frage läßt sich aber nur stückweise nach sehr verschiedenen Grundlagen beantworten und wir werden im Verlauf noch öfter darauf zurückkommen. Hier will ich nur auf eine Quelle aufmerksam machen, die unendlich fern zu liegen scheint und doch uns häufig die entscheidendste Antwort gibt; es ist die Linguistik. Wir können gewiß eine Pflanze als einheimisch ansehen, die in der Sprache des Landes einen eigenen Namen hat, wenigstens muß die Pflanze schon damals vorhanden gewesen sein, als die Sprache noch im ersten Stadium der Entwickelung, in der Bildung von Stammwörtern begriffen war. So besitzen viele tropische Culturpflanzen in Asien einen Sanskritnamen, wodurch ihr Ursprung in Asien höchst wahrscheinlich wird, während bei andern ein solcher Name fehlt. So können wir Mais, Agave, Ananas und Cocospalme als einheimisch in Mexico betrachten, da sie einen eigenthümlichen aztekischen Namen führen.

Wollen wir aber sicher in der Frage nach dem Ursprung gewisser Pflanzen fortschreiten, so werden wir zunächst an den Menschen, „den Herrn der Schöpfung", und sein Eingreifen auch in die Ordnung der vegetabilischen Welt verwiesen.

Einige wenige Angaben mögen zeigen, wie bedeutend selbst in kurzen Zeiträumen die Natur durch die Macht des Menschen verändert werden kann. Seit der Entdeckung von Amerika sind 38 Pflanzen aus den Colonien in Europa angesiedelt, Nordamerika hat 158 Pflanzen aus Europa, 8 aus andern Welttheilen entlehnt. Unter den Tropen finden wir in Amerika jetzt 31 Pflanzen, die aus Europa stammen, und 42 sind aus Amerika in die alten Festländer übergegangen. Umgekehrt sind die Wirkungen nicht weniger auffällig. Seit im Jahre 1780 Ehrhart's „Flora der Stadt Hannover" erschien, sind durch Ausroden der Wälder, Austrocknen der Torfmoore und Sümpfe und Ausdehnung des Wiesen- und Getreidebaues 30 wildwachsende Pflanzen aus jener Gegend verschwunden. Es dauert wahrscheinlich nicht mehr lange, bis Sanct-Helena keine einzige einheimische Pflanze mehr besitzt, da dieselben besonders durch die Ziegenweide auch in den abgelegensten Orten schnell ihrer Vernichtung entgegengehen. Das Einwirken des Menschen in dieser

Beziehung ist theils ein bewußtes und gewolltes, theils ein unbewußtes und zufälliges. Bezeichnen wir jenes als Verbreitung der Nutzpflanzen, dieses als Verbreitung der Unkräuter.*)

Linné meinte noch in seinem „Handbuch der Pflanzenarten" 1753, daß man die Gesammtzahl der Pflanzen auf der Erde mit 10000 wol noch zu hoch anschlage. Jetzt kennen wir allein an Nutzpflanzen etwa 12000 und von gar vielen Nutzstoffen ist uns der Ursprung noch unbekannt; darunter sind 1100 Früchte, 50 Getreidepflanzen, 420 Gemüse und Salate und 260 Wurzeln und Knollen u. s. w. Unter den von Endlicher aufgestellten 279 natürlichen Familien sind nur 18, welche bisjetzt keine nutzbaren Gewächse geliefert haben. Den Nutzpflanzen müssen wir aber noch die nur der Schönheit und dem Schmucke des Lebens dienenden Pflanzen anreihen. Ich will hier nur auf einige in unserm Jahrhundert bei uns eingeführte Pflanzen aufmerksam machen, die schnell eine ungeheuere Verbreitung fanden, nämlich die Georgine, den Gladiolus, die chinesische Primel, die Camellia und die Fuchsia; dabei wollen wir nicht vergessen, daß unsere gewöhnlichsten Gartenpflanzen: Rosen, Astern, Nelken, Primeln, Aurikeln, Lilien, Hyacinthen, Tulpen u. s. w., alle fremden Ursprungs sind. Auch fast nur zur Zierde der Landschaft haben wir eine Anzahl Bäume vollständig bei uns einheimisch gemacht, so die Roßkastanie, Robinie**) und die Weymouthskiefer aus Nordamerika, die Platane aus dem Orient u. s. w. Unter den Luxuspflanzen wären die nur dem Wohlgeschmack dienenden Früchte und die nur des Duftes wegen aufgesuchten Blumen wol einer eigenen Bearbeitung werth. Um den Vorrang als köstlichste Frucht der Erde streiten sich jetzt noch die Mangustane (Garcinia mangostana L.) in Ostindien mit der Chirimoya (Annona cherimolia Mill.) in Südamerika, welche letztere Hänke das Meisterstück der Natur nannte. Nach Seemann besitzt den köstlichsten Wohlgeruch von allen Blumen der Palo de ;Paradiso (Curupita odoratissima S.), der auf dem Isthmus von Panama wächst, äußerst selten ist und doch leicht aufzufinden sein würde, da man seinen Geruch fast eine englische Meile weit bemerkt. Aus allen den einzelnen Thatsachen über die Veränderungen, welche der Mensch in der Vertheilung der Gewächse auf der Erde bewirkt hat, setzt sich uns dann eine Geschichte der Pflanzenwelt unter der Herrschaft des Menschen zusammen, und wie bei allen Thätigkeiten des Menschen wird sich auch hier eine bauende, bessernde, fördernde und eine störende, ja zerstörende Seite unterscheiden lassen. Die Urkunden zu einer solchen Geschichte liegen zerstreut in den Culturgeschichten der einzelnen Völker und Zeiten. Leider sind sie für die ältern Völker noch keineswegs alle bearbeitet. Vieles ist in neuerer Zeit von den Aegyptologen und Naturforschern für uralte Cultur der Aegypter geleistet. Von letztern erwähne ich hier nur das Werkchen von Unger: „Die Pflanzen des alten Aegyptens." Jedenfalls besitzen wir die meisten und gründlichsten Untersuchungen über die Griechen und Römer. Dafür sind Werke wie Dierbach's „Flora Mythologica", Fraas' „Uebersicht der Pflanzen der Classiker", Meyer's „Geschichte der Botanik", Wallroth's „Geschichte des Obstes der Alten", Magerstedt's „Obstbaumzucht der Römer" und im allgemeinen Lenz' „Botanik der Griechen und Römer", sowie die zahllosen sachlichen Commentare zu den alten Schriftstellern erwähnenswerth. Auch über die Pflanzen des Alten Testaments sind nicht minder umfangreiche Untersuchungen vorhanden, nur leider nicht immer unbe-

*) Das Wort „Unkraut" hat zwar botanisch keinen Sinn, ist aber hier seinem Ursprunge nach vollkommen am Platze. Die deutsche Sprache stellte eben dem Kraut und Geziefer (Nutzpflanzen und Hausthiere) das Unkraut und Ungeziefer (die nicht nutzbaren Pflanzen und wilden Thiere) entgegen.

**) Die erste Robinie, die nach Europa kam, erwarb Kaiser Karl VI. für einen hohen Preis für den Garten des Theresianums, wo sie noch jetzt etwa 150 Jahre alt steht, von ihr stammen alle europäischen Robinien ab.

fangen genug, um von Werth zu sein. Da die Alten überhaupt noch keine beschreibende Botanik kannten, so ist man bei den von ihnen genannten Pflanzen meist darauf beschränkt, dieselben aus der Vergleichung mit der gegenwärtigen Flora und den Beziehungen, in denen sie genannt werden, zu errathen. Häufig ist das unmöglich. Wir werden wol nie erfahren, welche Pflanze es ist, die Luther in seiner Uebersetzung der Bibel mit „Ysop auf der Mauer" bezeichnet, der wirkliche Ysop gewiß nicht, da der weder auf der Mauer wächst, noch einen Stengel darbietet, auf den man einen essig getränkten Schwamm stecken könnte, und ebenso wenig werden wir wol je erfahren, welche Pflanze unter dem Moly des Homer zu verstehen ist, vorausgesetzt, daß Homer damit überhaupt eine wirkliche durch den damaligen Aberglauben geheiligte Pflanze bezeichnen wollte. Daß es weder Allium magicum L. noch Allium moly L. sein könne, geht einfach aus den Worten Homer's: „milchweiß blühte die Blume"; hervor.

Die segensreichste Thätigkeit des Menschen knüpft sich jedenfalls an die Auffindung und Aneignung der wichtigsten Nahrungspflanzen; aber sie liegt ganz hinter der Zeit der klaren Geschichte zurück und die Erinnerung daran ist nur in sagenhaften Anklängen bewahrt. Wie spät die aus Vorurtheil und Unwissenheit sogenannte „älteste Urkunde des Menschengeschlechts", der Pentateuch, abgefaßt ist, geht am schlagendsten daraus hervor, daß der Besitz der wichtigern Nahrungspflanzen und der Ackerbau als etwas Alltägliches und Selbstverständliches in der angeblichen „Geschichte" der ersten Menschen behandelt wird, daß der Verfasser offenbar keine Ahnung davon hat, daß der Ackerbau eine relativ späte Entwickelungsstufe der Menschheit ist. In den uns erhaltenen wirklich alten Sagen aller irgend gebildeten Völker wird der Ackerbau, werden die Cerealien als ein nie hoch genug zu schätzender Gewinn angesehen, und da der menschliche Urheber natürlich schon im Dunkel der Vergangenheit unterging, beides als ein unmittelbares Geschenk der Gottheit aufgefaßt. So finden wir es bei den die Sonne verehrenden Parsen und Peruanern, so bei den phantastischen Indiern und Aegyptern, so endlich bei den hochcultivirten Griechen und, wie es scheint culturunfähigen, Nordamerikanern. Wie weit die Erwerbung der wichtigsten Nahrungspflanzen in der Geschichte der Menschheit zurückreicht, geht uns daraus unzweifelhaft hervor, daß dieselben, ich nenne hier besonders Bananen*), Weizen, Gerste, Mais, nirgends mehr wild gefunden werden oder daß doch wenigstens bisjetzt keine Spuren andeuten, aus welchen wildwachsenden Pflanzen sie etwa durch die umwandelnden Einflüsse vieltausendjähriger Cultur entstanden sein könnten.

Die wichtigern Nahrungspflanzen begleiten von den ältesten Zeiten an die gebildetern Volksstämme auf ihren Wanderungen durch die Welt, bis zum Jahre 1492 in die sogenannte östliche und westliche Halbkugel geschieden, dann aber um den ganzen Erdkreis herum. Die ansässigen Nationen aber holten sich gewisse Culturpflanzen aus der Ferne oder gaben dafür eigene im Tausch zurück. Wie der Begriff des vom Besitz verschiedenen Eigenthums sich zuerst an dem Ackerbau entwickelt, so ist auch die Ausbildung der Staatenverhältnisse, der Eigenthums- und Rechtsordnungen, die Gesittung und der Handel, kurz die ganze Civilisationsgeschichte aufs engste mit der Geschichte der Nutzpflanzen verknüpft. Ich brauche hier nur an die tiefeinschneidende Bedeutung der Theepflanze, der indischen Gewürze (beide haben bekanntlich oft zu Kriegen geführt), des Kaffees, des Zuckerrohrs, des mit der Seidenbereitung verknüpften Maulbeerbaums, der Baumwolle, des Weinstocks, des Tabacks, und der Kartoffel zu erinnern. Eine weitere Ausführung dieser Verhältnisse würde hier nicht am Platze sein, ich verweise für interessante Beiträge auf Schouw: „Die

*) Die eßbare Banane (Musa sapientum L.) bildet niemals Samen und wird nur durch Wurzelableger fortgepflanzt.

Erde, die Pflanzen und der Mensch", und für eine zusammenhängende Darstellung auf K. W. Volz' „Beiträge zur Culturgeschichte".

Aber an den Tritt der Menschen, an seine bewußte Thätigkeit in Verbreitung der Culturpflanzen knüpfen sich noch Wirkungen, die er nicht beabsichtigte und auch kaum hätte verhindern können. Mit dem Korn, welches er einführte, brachte er auch die nie ganz davon zu trennenden Unkräuter mit. Kornblume, Klatschrose, Kornrade und viele andere Pflanzen sind mit den Cerealien gekommen, verbreitet und erhalten sich niemals auf anderm Standort als im Korn. So haben auch fast alle andern von fern her eingeführten Culturen ihre eigenthümlichen Unkräuter mitgebracht, die wir zum Theil jetzt schon ohne Bedenken als einheimische Pflanzen ansehen und sogar als solche ansehen müßten, wenn wir nicht ihre Einführung so ganz bestimmt datiren könnten. In so vielen Gegenden Deutschlands ist z. B. die Weinblume (deren cultivirte Wurzel die Rapontica ist) an wüsten Flecken wild zu finden, daß niemand ihr Heimatsrecht bezweifeln würde, wenn wir nicht wüßten, daß sie erst 1614 von den Franzosen aus Virginien geholt wurde. Mehrere Pflanzen, die sich als Flüchtlinge aus Botanischen Gärten völlig bei uns heimisch gemacht haben, wurden schon genannt. Diese Beispiele müssen genügen und ich will nur noch auf eine weitverbreitete, ursprünglich aber eingeführte Pflanze verweisen, weil sie in eigenthümlicher Weise die Geschichte der Cerealien theilt, obgleich nicht der Vortheil, sondern die uneigennützige Verehrung des Schönen den Menschen mit ihr verknüpft hat. Ich meine die Rose; wie bei den Cerealien kann niemand sagen, wo sie wild wächst, noch wie sie im wilden Zustande aussieht, wir kennen sie nur in ihrer Culturform; wer sie zuerst vom Felde in seinen Garten holte, um sie zu pflegen, wir wissen es nicht, aber schon die ältesten Zeiten bewundern ihre Schönheit, alte Dichtungen und Sagen leiten auch ihren Ursprung von den Göttern ab. Ziehen wir uns aus der Geschichte, deren Inhalt und Umfang wir hier nur skizzenhaft andeuten konnten, das Endresultat, so lautet es so, daß gegenwärtig Tausende und aber Tausende von Quadratmeilen mit Pflanzen bedeckt sind, deren Samen nicht die Natur, sondern der Mensch dahin gebracht hat.

Aber wie schon bemerkt, hat die Cultur auch ihre Kehrseite. Der geordnete Ackerbau selbst beginnt seine Thätigkeit damit, auf einem gegebenen Areal die natürliche Pflanzendecke möglichst vollständig zu vernichten. In den bevölkertsten Theilen des östlichen China hat es der künstliche Pflanzenbau so weit gebracht, daß man, außer einigen Wasserpflanzen in den Reisfeldern, auf Strecken von vielen Quadratmeilen auch nicht ein einziges wildwachsendes Pflänzchen finden kann, und ein englischer Landwirth Mr. Coke setzte, aber vergebens, eine bedeutende Belohnung aus für ein einziges Unkraut, das man auf seinen Weizenfeldern fände. Aber wenn in diesen Fällen auch der Boden, so wie der Mensch ihn in seiner Herrschaft entläßt, sich gleich wieder mit der einheimischen wilden Vegetation bedeckt, so ist es doch anders in den Fällen, wo der Mensch durch tiefere und umfassendere Eingriffe in den Haushalt der Natur den Charakter ganzer Länder umwandelt. Es ist eine schon lange ausgesprochene Erfahrung, daß, je älter die Cultur in einem Lande ist, desto ärmer dasselbe auch an Wald und Wasser ist und daß Witterungsextreme, glühende Hitze mit starrender Kälte, verderbliche Dürre mit wolkenbruchähnlichem Regen abwechselnd, immer mehr platzgreifen. Die sämmtlichen Sitze der ältern Culturvölker von Persien bis zur Iberischen Halbinsel zeigen uns in mehr oder weniger weit fortgeschrittener Weise die Umwandlung zur Steppen- und Wüstennatur. Die Wälder und damit die nachhaltigen Wasserläufe verschwinden, an die Stelle dauernder Wiesen treten flüchtige Frühlingsvegetationen, reiche durch gleichförmige Wärme und Feuchtigkeit bedingte Floren verschwinden und machen der armen, einförmigen, immer weiter von Osten hervorrückenden Steppenvegetation Platz. Was der Mensch aus den Händen der Natur als Paradies empfangen, läßt er als Wüste hinter sich, und es ist in der That seine Sünde, die ihm

aus dem Paradies vertrieben hat. Eine schöne Arbeit über die Umwandlungen der Natur durch den Menschen hat uns der Amerikaner Marsh in seinem Buche „Man and nature" gegeben und einen Theil dieser Aufgabe habe ich in meinem kleinen Werke: „Für Baum und Wald, eine Schutzschrift", zu lösen gesucht.

Ich hätte noch Tausende von Beispielen beibringen können, wie der Mensch durch sein Thun die ursprüngliche geographische Anordnung der Pflanzen auf der Erde gestört und verändert hat, ich habe mich aber lieber begnügt, nur die Hauptresultate einer solchen zeitlichen Geschichte der Pflanzenwelt anzudeuten, um noch Raum zu gewinnen für die eigentliche und wichtigste Aufgabe der erklärenden, nicht blos beschreibenden Pflanzengeographie, eine Lehre, die freilich erst in ihrem Entstehen begriffen ist und außer der unantastbaren Richtigkeit ihres Princips nur noch wenig Resultate aufzuweisen hat, die auch wegen der unsaglichen Schwierigkeit und Weitläufigkeit der Untersuchungen nur sehr langsam fortschreiten wird. Wenn wir von den Veränderungen absehen, die der Mensch in der Pflanzendecke der Erde bewirkt hat, so bleiben doch immer noch als eigentliche Aufgaben der Pflanzengeographie die beiden Fragen stehen: Warum wachsen Pflanzen nicht überall da, wo die Bedingungen ihrer vollkommenen Entwickelung gegeben sind, und warum wachsen Pflanzen an Stellen, wo die Möglichkeit ihres Gedeihens gegeben wird, auch wirklich? Bei der Beantwortung dieser Fragen fällt die Pflanzengeographie schließlich mit der Geschichte der Pflanzenwelt im ganzen zusammen. Beantworte ich die Frage, wie überhaupt Pflanzen entstanden, so beantworte ich auch die Frage, weshalb sie an dieser bestimmten Stelle entstanden sind.

Hier muß ich mir nun zunächst den Weg rein machen und einiges über ein Wort sagen, welches viel Misverständniß in die Wissenschaft bringt und bei manchen viel Unwissenheit und Geistesträgheit verdeckt, das Wort Schöpfung. Seit Jahrtausenden hat dieses Wort die Bedeutung des Entstehens durch eine außer- oder überweltliche Macht außerhalb des naturgesetzlichen Zusammenhangs von Ursache und Wirkung. Dieser Begriff läßt sich philosophisch vollständig rechtfertigen. Aber ob man diese Rechtfertigung annimmt oder verwirft, so viel ist gewiß, daß der Naturforscher mit der Schöpfung nichts zu schaffen hat, er hat nur die gesetzmäßige Abfolge der Veränderungen des Geschaffenen zu erforschen; im endlosen Raume, in der endlosen Zeit führt ihn nichts auf eine Schöpfung, ein Entstehen, das außer der Zeitfolge, also nicht nach dem zeitlichen Causalgesetz erfolgte. Das Causalgesetz können wir so aussprechen: „Jede Veränderung, jedes Entstehen und Vergehen*) erfolgt nur aus zulänglichen, gleichzeitigen oder vorhergehenden Ursachen, die selbst wiederum Wirkungen anderer ähnlicher Ursachen, d. h. bedingte Ursachen sind." Unbedingte Ursachen können in der Natur nicht vorkommen. Schöpfung, d. h. Entstehen durch eine nicht zeitlich und räumlich bedingte Ursache, gibt es in der Natur nicht. Schöpfung wäre in der Natur ein Wunder; wenn ein Naturforscher also von Schöpfung spricht, so schlägt er sich selbst ins Gesicht, denn wer eine Natur, in der Wunder vorkommen, wissenschaftlich bearbeiten, d. h. in der absoluten Gesetzlosigkeit das Gesetz suchen will, ist ein Narr, so gut wie derjenige, der in einem Staate, wo Cabinetsjustiz vorkommt, auf eine andere Gerechtigkeit rechnet als diejenige, die er sich durch Bestechung gesichert hat. Wenn wir aber auch philosophisch den Begriff Schöpfung anwenden wollen, so kann derselbe sich doch immer nur auf das Ganze der in Raum und Zeit erscheinenden Welt beziehen, das Einzelne darin bleibt immer Resultat der naturgesetzlichen Entwickelung des Ganzen. Die Erde ist gar nicht geschaffen und kann gar nicht

*) Strenggenommen gibt es beides nicht; bestimmter müßte es heißen: Entstehen und Vergehen bestimmter Erscheinungsformen.

als geschaffen gedacht werden, sie ist eine naturgesetzlich entstandene Entwickelungsstufe eines Theils des kosmischen Nebels, aus welchem unser Sonnensystem hervorging. Noch weniger ist auf der Erde etwas geschaffen, alles auf ihr vom Stein bis zum Menschen ist vielmehr Folge der naturgesetzlichen Entwickelung der (auch nicht geschaffenen) Erde. Mit den confusen Köpfen, die noch von Schöpfung der Erde und auf der Erde in der richtigen Bedeutung des Wortes sprechen, habe ich es hier nicht mehr zu thun. Aber es gibt viele echte Naturforscher, die noch immer von Schöpfungsgeschichte, Schöpfung der Erde, wiederholten Schöpfungen, Schöpfungscentren u. dgl. sprechen. Diesen will ich hier zu bedenken geben, ob sie nicht besser thun, das Wort, dem sie seinen echten Begriff*) doch nicht lassen wollen, zu verbannen, um jedes Misverständniß, jede Verworrenheit, die daraus entstehen kann, zu vermeiden. Ist doch gleich „Schöpfungsgeschichte" ein unmögliches Wort, da man „Schöpfung" (ein Entstehen außer der Zeitfolge) und „Geschichte" (zeitliches Geschehen) gar nicht zu Einem Worte verbinden kann. Ueber das Wort Schöpfungscentra und seine Bedeutung werde ich noch später zu reden haben. Wie man es aber nun auch damit zu halten gedenkt, so wird sich doch jeder echte Naturforscher unvermeidlich darauf einlassen müssen, das Erscheinen der organischen Natur an der Erde vom belebten Schleim des tiefsten Meeres, dem Bathybius**), an bis zum Menschen streng nach naturgesetzlicher Entwickelung zu erklären. Dabei kann es zunächst gleichgültig sein, wie weit er zeitlich mit seinen Erklärungen reicht, wie groß die Lücken sind, die er in seinen Untersuchungen noch unausgefüllt lassen muß. Es gibt ohnehin keine fertige Naturwissenschaft, die vielmehr in ihrem Wesen unendlich ist, wie Raum und Zeit, in denen sie sich bewegt. Ja gelänge es einmal der Naturwissenschaft, mit der ganzen Erscheinungswelt, soweit wir sie mit den besten noch zu erfindenden Fernröhren erkennen können, vollständig fertig zu sein, so würde das erkannte Gebiet doch nur eine Uranusbahn sein, in der wir Störungen wahrnehmen müßten, die aus ihr selbst und dem, was sie einschließt, nicht erklärt werden könnten und aus denen ein neuer und größerer Leverrier eine ganze zwar nicht sichtbar zu machende, aber nicht minder daseiende Welt ableiten würde, wie ja auch die Existenz des Neptun unzweifelhaft geblieben wäre, wenn auch kein Galle ihn durch sein Fernrohr hätte auffinden können. Und so würde sich die Arbeit des Naturforschers doch durch die endlose Zeit immer unvollendbar fortsetzen.

Außer der Tändelei mit dem Worte Schöpfung habe ich hier aber noch eine wirklich naturwissenschaftliche Frage zu besprechen, an die sich nicht minder Misverständnisse und Verworrenheiten knüpfen. Ich meine die sogenannte generatio originaria, d. h. die Entstehung organischer Körper aus dem unmittelbaren Zusammentreten unorganischer Stoffe. Ohne sich gerade mit Denken den Kopf zerbrechen zu müssen, glaubt man dadurch allen Schwierigkeiten entgehen zu können und läßt frischweg aus Boden, Feuchtigkeit und

*) „Worte sind nur Zeichen für Begriffe", sagt sehr richtig Bacon von Verulam.

**) Die neuern Untersuchungen über das Leben in großen Meerestiefen haben sehr merkwürdige Resultate geliefert. An den Stellen des Grundes, wo eine Bildung von Kreide (feinkörnigem Sand) vor sich geht, finden sich große Mengen eines organischen Schleims, in demselben zeigen sich feine Körnchen, und von diesen stetige Uebergänge bis zu höher organisirten Körperchen, die man nach ihren Formen als Cyatholithen, Discolithen, Coccosphären bezeichnete. Man kann sich der Vermuthung kaum entschlagen, daß diese Körper sich allmählich aus jenem lebensfähigen Schleim hervorbilden. Huxley nannte alle diese Gebilde zusammengenommen Bathybius Haeckelii (Bathys die Tiefe, und Bios das Leben). Gümbel wies auch in dem Gestein der Kreideformation aus Palästina die Cyatholithen und Discolithen als wesentlichen Bestandtheil nach. Im Jahre 1866 hatte ich versucht, in meinem Buche: „Das Meer", zu entwickeln, wie wir uns die erste Entstehung der organischen Welt in der Bildungsgeschichte der Erde nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften zu denken haben, und diese meine Darstellung scheint durch die Entdeckung des Bathybius eine auffallende Bestätigung zu erhalten.

Sonnenschein Eichbäume und Palmen „hervorsprießen". Ich habe schon oben auf die kindliche Oberflächlichkeit dieses Geredes aufmerksam gemacht. Im ganzen Gebiete der organischen Welt gibt es kein Gesetz, welches durch eine allseitigere und vollständigere Induction begründet wäre als das sogenannte Harvey'sche Gesetz: „Alles Lebendige entsteht aus einem Ei." In unsere heutige physiologische Sprache übertragen würde es lauten: „Kein bestimmt als Thier oder Pflanze organisirter Körper entsteht anders als aus einem organisirten Keim, der sich in oder an einem ähnlichen organischen Körper entwickelt hat." Gegen eine so vollständige Induction könnte nur ein ganz unwiderleglicher, jede Möglichkeit einer andern Auffassung ausschließender Gegenbeweis geführt werden, und ein solcher ist bisjetzt nicht beigebracht worden. Wollte man aber auch alle Einwendungen gegen die bisher in dieser Beziehung angestellten Versuche fallen lassen, so würde man doch nur zugeben können, daß möglicherweise die niedrigsten Organismen, die weder Pflanzen noch Thiere, sondern nur der Ausgangspunkt für beide sind, auf diese Weise, d. h. durch Urzeugung entstehen können. Für alle wirklich als Pflanzen oder Thiere charakterisirten Organismen müssen wir uns aber nach andern Standpunkten für die Erklärung ihrer Entstehung umsehen, und dafür bietet sich uns gegenwärtig gar keine, nur irgend annehmbare und ernster Besprechung werthe Anschauungsweise dar als die Darwin'sche Descendenztheorie.*)

Aus dieser Descendenztheorie, nach welcher sich eine Form einer Pflanze infolge veränderter äußerer Verhältnisse allmählich im Laufe der Generationen aus einer andern Form, durch fast unmerkliche, aber nach und nach sich steigernde Abänderungen hervorbilden kann, fällt der Begriff der Art, wie man ihn bisher in der Pflanzenwelt annahm und anwendete, als nichtig zusammen.**) Eine zermalmende Kritik dieser Artbegriffe hat A. Kerner in seinem Büchlein: „Gute und schlechte Arten", gegeben.

Schon A. Decandolle weist in seiner Bearbeitung der Eichen die Unbrauchbarkeit des Artbegriffs nach, zeigte, wie man bei genügendem Material unvermeidlich auf die Ableitung der Arten voneinander oder von gemeinschaftlichen Stammältern in der Tertiärperiode hingedrängt werde, wie man die Tendenz zur Rassenbildung durch constant werdende Spielarten und die scheinbare Artenbildung durch Aussterben der Mittelglieder vielfach genau verfolgen könne, wie das Hooker ebenfalls für die Cedern gethan hat. In gleichem Sinne haben früher Forbes, in neuerer Zeit Heer und Gaston de Saporta in Bezug auf die tertiäre Flora gearbeitet. Nach Kerner's geistreich eingeleiteten und gewandt durchgeführten Experimenten lassen sich viele sogenannte gute Arten der Alpenpflanzen durch veränderten Boden und veränderte Luft- und Lichtverhältnisse ineinander überführen.***) Aehnliche Experimente hatte schon früher Wimmer in Schlesien an dortigen Pflanzen mit gleichem Erfolge durchgeführt und Weinmann führte eine Lobelia lutea L.†) durch Veränderung der äußern Einflüsse allmählich in Lobelia bellidifolia L. über. Aus diesen Anfängen erwächst nun der Botanik eine nothwendige und sehr umfassende Aufgabe für die nächste Zeit. Freilich müssen dazu die Botanischen Gärten aufhören, bloße Sammelsurien sogenannter guter Arten für die Herbarien der Schüler oder gar Culturgärten für Zierpflanzen zu sein, und müssen sich, was auch anderweitig nöthig ist, wenn sie ihre zum Theil hohen Unterhaltungskosten rechtfertigen wollen, in großartige pflanzenphysiologische Institute umwandeln, wozu schon von einigen tüchtigern Botanikern anerkennenswerthe Versuche gemacht worden sind. Wenn dann in denselben durch lange

*) Ueber diese Lehre gab ich in dieser Zeitschrift eine ausführliche Uebersicht in drei Artikeln („Unsere Zeit", Neue Folge, V, 1., 50 fg., 258 fg. und 606 fg.).

**) Vgl. darüber den zweiten Artikel der in der vorigen Anmerkung erwähnten Abhandlung.

***) Vgl. auch A. Kerner, Die Cultur der Alpenpflanzen.

†) Aus welcher Pflanze man sogar eine andere Gattung gemacht hatte.

fortgesetzte künstliche Culturen größere Reihen von Pflanzen in ihrer Verwandtschaft und Abhängigkeit voneinander aus möglichst vielen Familien aufgefunden sind, so wird man von ihnen die Gesetze ableiten können, nach denen die einzelnen Merkmale durch bestimmte äußere Einflüsse abgeändert werden und in welcher Richtung diese Abänderung geschieht. Damit aber wird der Blick der Botaniker so geschärft werden, daß er auch in der Natur ohne Versuche die Zusammengehörigkeit gewisser Formen erkennen kann. Kann man doch schon jetzt bei vielen sogenannten Pflanzenarten nicht zweifeln, daß sie nur durch Boden und klimatische Einflüsse entstandene Abänderungen voneinander sind, z. B. die Pflanzen, welche Kerner als Parallelformen des kalkreichen und kalkfreien Bodens zusammengestellt hat. Wie leicht ist es schon jetzt, wenn man nicht von Vorurtheilen blind gemacht ist, zu sehen, wie dieselbe Pflanze aus der sumpfigen Wiese bis zum dürren Sandhügel, von der Schneegrenze bis zum tiefen Thal, von Norden und Nordwest nach Süden und Südost, sich in einer Reihe von Formen darstellt, die durch die veränderten äußern Lebensbedingungen im Laufe der Zeiten auseinander hervorgegangen sind. Wer erkennt nicht schon jetzt, daß es das Licht und die Luftkälte sind, welche Alpen- und Polarpflanzen erzeugen, wie Dürre und starke Verdunstung schmalzertheilte Blätter und dichte Haarbekleidung hervorruft, wie auf feuchtem Standort die Blätter ganzrandig und glatt werden. Auch hängt das Fleischigwerden der Stengel und anderer Theile gewiß einerseits mit dem Salzboden, andererseits mit trockenem Standort (Cactus und Euphorbien) zusammen.

Wenn diese Untersuchungen bis zu einem gewissen Grade vollendet sind, so wird es uns möglich werden, gewisse ganz bestimmte Formenkreise für ganz bestimmte klimatische und Bodenbedingungen zu construiren, die wir gleichsam als natürliche Floren weitern Untersuchungen zum Grunde legen können.

Den so zu gewinnenden Resultaten müssen wir nun aber noch durch eine andere Reihe von Untersuchungen zu Hülfe und entgegenkommen, und das führt uns auf das Gebiet, in welchem sich gegenwärtig vorzugsweise die pflanzengeographische Thätigkeit bewegt. Die Flora eines jeden Gebiets, wie wir sie jetzt auf der Erde finden, zeigt sich aus verschiedenen Bestandtheilen gemischt. Ein Theil besteht aus entschieden einheimischen*) Pflanzen, einen andern, meist den bedeutendern Theil, hat die Flora mit einem oder mehrern Gebieten gemeinschaftlich, und für die Pflanzen dieses letzten Theils ist es nicht sogleich ersichtlich, ob sie einheimisch oder aus einer andern Flora eingewandert sind, denn wenn zwei Gebiete A und B Pflanzen gemeinsam besitzen, so können zunächst die Pflanzen ebenso gut von A nach B als umgekehrt sich verbreitet haben. Die Mittheilung von großen Zahlenreihen würde unser Lesere nur ermüden, ohne ihnen lebendige Anschauungen zu gewähren. Ich beschränke mich daher auf die Mittheilung eines Beispiels, die Flora von Abyssinien nach Richard darlegend: Die abyssinische Flora hat 80 Arten mit der Westküste von Afrika gemeinsam, 110 mit Ostindien, 4 mit Madagascar und den Mascarenhas, 95 mit Arabien und Aegypten längs des Nils und Nubien, 29 mit dem Cap und 125 mit Europa.

In einigen Fällen werden uns umfassende Beobachtungen auf sichere Schlüsse führen können. Nehmen wir an, ein Land A besäße 25 Pflanzen, die wir mit a, b, c bis z bezeichnen wollen. Dieselben Pflanzen fänden sich aber auch in den um A herumliegenden Ländern B, C, D u. s. w. Finden wir nun z. B., daß B nur die Pflanzen a bis k, C die Pflanzen h bis s, D endlich die Pflanzen p bis z mit A gemein hat,

*) Es ist bei diesem Worte immer festzuhalten, daß es nur eine relative, für die Gegenwart gültige Bedeutung hat, denn diese „einheimischen" Pflanzen können schon in einer frühern Erdbildungsepoche eingewandert sein.

während A die 25 Pflanzen alle zusammen besitzt, so können wir kaum etwas anderes annehmen, als daß A die Heimat der Pflanzen a bis z ist, von wo aus sich einzelne derselben in die verschiedenen umliegenden Länder verbreitet haben. In mehr oder weniger ähnlicher Weise müssen wir fortfahren, wobei unzählige Nebenumstände noch zu Hülfe genommen werden müssen, so z. B. die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit der Pflanzenwanderung nach Zusammenhang der Länder, relativer Meereshöhe derselben, Klima, die Natur der Pflanzen selbst, je nach dem sie hier oder dort üppiger entwickelt, hier oder dort geneigter zum Bilden von Spielarten sind u. s. w. So, indem wir jedem Lande das wieder nehmen, was es nur geborgt hat, kommen wir dann zur Herstellung gewisser natürlicher oder primitiver Floren, die eben das sind, was man mit einem umfassenden Ausdruck „Schöpfungsmittelpunkte" genannt hat.

Vereinigen wir nun beide soeben vorgeführte Untersuchungsweisen, deren erste uns von einer großen Anzahl abgeleiteter Formen zu einer sehr viel geringern Zahl von Stammformen, deren zweite uns von einer Menge von gemischten Floren zu bestimmten einfachen Stammfloren zurückführt, so wird unser Ueberblick über die Pflanzendecke der Erde schon ein viel einfacherer geworden sein; wir sind damit aber auch sehr weit in der Zeit rückwärts geschritten und bei Zuständen angelangt, die der gegenwärtigen Erdbildungsepoche vorhergingen. Dadurch werden wir dann aber auch abermals an ganz neue Quellen, ganz neue Forschungsmethoden verwiesen.

Wir kommen auf das Gebiet der Geologie, und wenn diese im weitesten Sinne eine Naturlehre der Erde ist, so ist die Pflanzengeographie selbstverständlich nur ein Theil derselben. Die Geologie liefert uns nur zwei wesentliche Gesichtspunkte, die mit der Geschichte der geographischen Vertheilung der Pflanzen, d. h. mit der Entwickelung der Ursachen, warum die Pflanzen gerade da wachsen, wo wir sie jetzt finden, im engsten Zusammenhang stehen. Es ist dies die Geschichte der an der Oberfläche der Erde vor sich gegangenen meteorologischen Veränderungen und die Geschichte der Geographie im engern Sinne des Wortes, d. h. die Geschichte der Veränderungen in der Vertheilung von Land und Wasser an der Oberfläche der Erde. So zeigen uns schon die der Jetztzeit nächst vorhergegangenen Zustände der Erde wesentliche Verschiedenheiten in dieser Beziehung. Die sogenannte Eiszeit führt uns eine (wol immer an verschiedenen Orten auch verschiedenen Zeiten angehörige) Ausdehnung der Gletscher vor, die auf sehr viel kälteres Klima an bestimmten Oertlichkeiten hinweisen, als wir es jetzt dort finden, was natürlich auf die Vertheilung der Gewächse von entschiedenem Einfluß gewesen sein muß. Ebenso liegt uns geologisch gesprochen eine Zeit, die jüngste Tertiärzeit, noch sehr nahe, in der nach den Bohrungen von Laurents die Sahara ein Meeresbecken und der Nordrand von Afrika mit Südeuropa durch Land verbunden war. Auch auf eine Landverbindung von Westeuropa mit der Ostküste von Nordamerika und einer Ablenkung des Golfstroms weit nach Westen werden wir nach den Untersuchungen von Oswald Heer geführt. Wie ich schon oben bei Betrachtung der meteorologischen Verhältnisse erwähnte, so arbeitet sich auch hier die Untersuchung der streng geologischen Verhältnisse und die der frühern Organismen in die Hände, bald liefert die eine Disciplin, bald die andere die entschiedenen Thatsachen. Die Verwerthung der in mannichfachen Resten, versteinerten Hölzern, Braunkohlen und Abdrücken von Pflanzen und Pflanzentheilen uns aufbewahrte Flora dieser frühern Perioden, die durch ihre Annäherung an die Jetztzeit von besonderer Wichtigkeit ist, wurde von Leopold von Buch angebahnt, von Franz Unger weiter fortgeführt und ganz besonders von A. Decandolle und Oswald Heer auf die Erklärung unserer gegenwärtigen Flora angewendet. Von Decandolle, indem er die Eichen der Tertiärzeit direct in seine Bearbeitung der jetztlebenden Eichen verwebte, von Oswald Heer, indem er

in dieser Zeit die unserer gegenwärtigen Pflanzenwelt zum Grunde liegenden Centralfloren aufsuchte und z. B. eine solche in einem mit noch wärmerm Klima versehenen spitzbergenschen Continent für unsere europäische Flora nachwies. Wenn Decandolle mit Recht hervorhob, daß schon für die Jetztzeit die zu gewinnenden Resultate ganz von der Fülle des zu bearbeitenden Materials abhängen und daher für die noch sehr mangelhaft untersuchten außereuropäischen Länder wesentliche Lücken aufweisen, so muß diese Schwierigkeit natürlich wachsen für eine Zeit, in der wir nicht botanisiren können, sondern von tausenderlei Zufälligkeiten abhängig sind, sowol in Bezug darauf, ob uns das Material überhaupt erhalten ist, als auch darauf, ob uns das wirklich vorhandene Material in die Hände fällt. Heer's genialen Arbeiten über die Tertiärflora wären unmöglich oder doch sehr mangelhaft gewesen, wenn nicht die kühnen Seefahrer der neuesten Zeit von ihren Polarreisen auch so bedeutende Mengen fossiler Pflanzen mitgebracht hätten. Kann doch jede durch Eigennutz hervorgerufene Eröffnung eines neuen Steinbruchs uns Material zuführen, das die bestehende Wissenschaft wesentlich fördert, ja theilweise vielleicht ganz umzugestalten geeignet ist. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch auf diesem Gebiete zunächst nichts vorliegt als vielversprechende Anfänge, die erst in späterer Zeit sich zu vollkommenern wissenschaftlichen Arbeiten entwickeln können.

Aber mit der Tertiärzeit sind wir lange nicht am Ende. Wenn wir dahin gelangt sind, unsere gegenwärtige Pflanzenwelt ganz auf die der Tertiärzeit als auf die Vereinigung ihrer Stammformen zurückzuführen und die gegenwärtige Vertheilung der Gewächse auf der Erde aus den damaligen meteorologischen und geographischen Zuständen abzuleiten, so müssen wir dann mit der Tertiärflora ebenso verfahren. Je weiter wir zurückkommen, um so spärlicher ist das Material, um so fremdartiger werden die organischen Formen, um so schwerer wird die Anwendung der Analogien. Man darf aber nicht glauben, daß diese Schwierigkeiten unüberwindlich seien; die Naturwissenschaft erfindet sich ununterbrochen bei jedem Fortschritt, den sie macht, auch neue Methoden, neue Beobachtungsmittel; es wachsen ihr gleichsam fortwährend neue vorher ungeahnte Sinne zu (man denke nur an die wägende Chemie, das Fernrohr, das Mikroskop, die Spectralanalyse u. s. w.), mit denen sie mehr als ihre Vorzeit wahrzunehmen im Stande ist. Ich will nur beispielsweise von allen den Schwierigkeiten, die sich zunächst dem Fortschritt auf dem Wege zu den Urzeiten entgegensetzen, eine hervorheben. Wir finden in der Steinkohlenperiode, im Muschelkalk, in der Kreide u. s. w. Pflanzenreste; wo sind diese Pflanzen gewachsen? Die Steinkohlenperiode zeigt uns einen Sandstein; in diesem finden wir noch Stämme derselben Pflanzen, welche die Steinkohle bildeten, aufrecht mit ihren Wurzeln offenbar an der Stelle, wo sie gewachsen sind. Wo die Stämme aufhören, beginnt die Masse in Kohle umgewandelter vegetabilischer Substanz, entstanden aus jenen Pflanzen, die auf dem Sande der Steinkohlenperiode wuchsen; darüber liegt vielleicht wieder Sandstein, ebenfalls noch mit aufrechten Stämmen in ursprünglicher Stellung; darauf folgt wieder Steinkohle und dieser Wechsel wiederholt sich an manchen Localitäten sehr oft. Daraus und aus der Natur der Pflanzen folgt, daß wir es hier mit flachen Inseln in einer sehr feuchten und warmen Atmosphäre zu thun haben, die mit üppigster Vegetation bedeckt waren, die dann langsam unter die Meeresfläche versenkt wurden, wo sich über den Massen pflanzlicher Reste Sand ablagerte, und daß auf diesem, nachdem sich die Inseln von neuem gehoben, abermals dieselbe Vegetation sich üppig entwickelte und so fort. Mit Einem Wort, die Flora der Steinkohlenformation wuchs auf dem Boden des Steinkohlensandes. Boden der Flora und Gebirgsformation der Steinkohle sind dasselbe. Sehen wir dagegen die Kreide an. Die gesammte Kreide ist eine auf dem Boden des Meeres gebildete Masse, fast ganz aus wohlerhaltenen oder zerbrochenen Schalen von Meerthieren bestehend. Dazwischen finden wir nun Reste von

Landpflanzen, z. B. die schönen großen Blätter der Credneria, die, offenbar nur zufällig in das Meer hineingeschwemmt, von der sich auf dem Grunde bildenden Kreide eingeschlossen wurden. Wo wuchsen nun diese Pflanzen? Offenbar nicht auf der Kreide, nicht auf den Formationen, welche die sogenannte Kreideperiode bilden, sondern auf den Gebirgsarten, die als Ufer das sogenannte Kreidemeer umsäumten. So werden wir schon durch Vergleich dieser beiden Formationen darauf geführt, daß es sorgfältiger und oft sehr schwieriger Untersuchungen bedürfen wird, um nur auszumachen, wo eine Pflanze, deren fossile Reste uns vorliegen, gewachsen ist, mit welchen andern Pflanzen sie also zu einer Flora zusammengehörte. Wol kann man hier den alten Spruch anwenden: „Die Kunst ist lang, doch kurz ist unser Leben." Aber die Wissenschaft ist auch nicht Sache des Individuums, sondern Angelegenheit der Menschheit, und sie geht über die Mängel und Irrthümer in ihrem Fortschritt zur einfachen Tagesordnung über.

Es ist nicht nur in einzelnen Fällen sich darlegende Thatsache, sondern geradezu Folge eines seit Humboldt unwiderleglich gewordenen Princips der Wissenschaft, daß, je höher und weiter wir unsern Ueberblick in irgendeinem wissenschaftlichen Gebiete nehmen, die Resultate um so sicherer werden. Jede einzelne Beobachtung ist unvermeidlich mit Fehlern behaftet, bei einer kleinen Anzahl von Beobachtungen können möglicherweise die Fehler alle nach einer Seite fallen und so sich zu einem ungeheuern Irrthum summiren. Aber bei einer großen Anzahl von Beobachtungen, bei weit übergreifenden Combinationen sagt uns die Wahrscheinlichkeitsrechnung, daß sich, wenn nicht alle, so doch die meisten Fehler, als nach entgegengesetzten Seiten von der Wahrheit abweichend einander aufheben werden, daß also die Fehler im Resultat verschwinden, je größer der Ueberblick ist, den wir nehmen. Fragen wir nun einmal nach dem Gesammtresultat, welches uns die Untersuchung aller fossilen Floren darbietet, so stellt sich uns wol für immer unwiderleglich für die Pflanzen- (wie für die Thier-) Welt das Ergebniß so, daß die Pflanzenwelt mit den einfachsten, oder wie wir zu sagen pflegen, am niedrigsten organisirten Pflanzen anhebt, und sich allmählich im Verlauf der Tausende, Millionen oder Milliarden von Jahren zu immer höhern Bildungen entwickelt. Die ältesten Pflanzenformen, die wir finden, sind niedere Meerespflanzen, dann folgen Landpflanzen und zwar zuerst Kryptogamen (Farrnkräuter), dann die niedrigsten Phanerogamen, nämlich Nadelhölzer und Sagopalmen (Cycadeen), dann allmählich einfachere Monocotyledonen und Dicotyledonen, die erst in der Jetztzeit ihre höchste Entwickelung erreichen. Die allerniedrigsten Gebilde konnten uns wegen ihrer leichten Vergänglichkeit keine Reste hinterlassen. Aber der Gesammtüberblick gibt uns das Recht, die Reihe rückwärts zu verlängern, sodaß wir auf die einzelligen Organismen und zuletzt auf den lebendigen Schleim als den ersten Ausgangspunkt aller Organisation geführt werden. Wie von diesen einfachen Anfängen aus unter der Herrschaft ewig wechselnder äußerer Lebensbedingungen, nennen wir es hier allgemein Klima, Boden und geographische Vertheilung von Land und Wasser, sich allmählich immer neue Gestalten heranbildeten durch die den veränderten Lebensbedingungen sich anpassenden Spielarten bestehender Formen, ist die Aufgabe einer kaum begonnenen Forschung, deren Endresultat die Beantwortung der Frage einschließt, warum wir gegenwärtig gerade diese Pflanzen haben und warum sie gerade an diesem bestimmten Ort wachsen.

Ueberblicken wir nun noch einmal den zurückgelegten Gang unserer Betrachtungen, so zeigt sich uns folgendes Gesammtresultat. Der Ausgang (und erste Artikel) war ein Ueberblick über die gegenwärtige Vertheilung der Gewächse auf der Oberfläche der Erde. Hier ergab sich, daß es an einer Untersuchung derselben, in der wünschenswerthen, ja nothwendigen Vollständigkeit und Gründlichkeit fast überall fehlt. Eine weitere Ausführung dieses Abschnittes hätte zwar eine große Menge unverbundener und unverbindbarer

Einzelheiten mehr geben können, wäre aber immer nur eine sehr flüchtige Skizze des in der Wirklichkeit so reichen, lebensvollen Bildes geblieben. Der vorliegende zweite Artikel stellte sich die Aufgabe, die Ursachen zu untersuchen, von denen die gegenwärtige Vertheilung der Pflanzen bedingt ist. Hier trat uns zuerst die allgemeine in den Vordergrund gestellte Lehre von den klimatischen Bedingungen der Vegetation entgegen. Darin können wir überhaupt nur ein Kapitel der Pflanzenphysiologie erkennen. Dasselbe leidet an doppeltem Mangel, einerseits ist die Untersuchung des Vorkommens und Verhaltens bei den allermeisten Pflanzen nicht genügend, andererseits sind die meteorologischen Beobachtungen noch viel zu lückenhaft und nicht genug ins Einzelne eingehend. Abgesehen davon erklären die klimatischen Bedingungen aber bestenfalles nur die Möglichkeit des Wachsens einer bestimmten Pflanze an einem bestimmten Ort und theilweise die Unmöglichkeit des Vorkommens an andern Orten, geben aber keine Gründe an die Hand dafür, daß die Pflanze wirklich an dem gegebenen Orte wächst. Das wird vielmehr nur dadurch erklärt, daß wir nachweisen, wie der Same dorthin gekommen ist, was uns auf eine Geschichte der Pflanzenwelt führt. Hier kommt dann zuerst die eigentliche Herrschaft des Menschen in Betracht. Diese bietet uns zur Zeit zwar schon viel Material, aber noch lange nicht genügend und vollständig dar. Wir mußten uns dann an die ohne Zuthun des Menschen vor sich gehenden Wanderungen der Pflanzen wenden, wovon wir bisjetzt nur einen Theil der Resultate, sowie nur theilweise die Vermittelung kennen, durch welche diese Wanderungen vollbracht werden. Zu dem eigentlichen Erklärungsgrunde der Vertheilung der Pflanzen in der Entwickelungsgeschichte der irdischen Vegetation fanden wir endlich nur die Descendenztheorie brauchbar. Pflanzen verbreiten sich natürlicherweise durch Ausstreuung ihrer Samen ins Unbegrenzte; die Samen kommen aber dadurch auch in veränderte äußere Verhältnisse, wodurch viele am Keimen verhindert, viele schon gekeimte Pflanzen vernichtet werden; aber es finden sich bei der Neigung der Pflanzen, durch ihre Samen Spielarten zu bilden, auch einige Samen, die selbst sowie die daraus hervorgehenden Pflanzen geeignet sind, auch unter den veränderten Verhältnissen sich gesund zu entwickeln. So wird die Pflanze, indem sie fortwandert, auch allmählich eine andere. Der Same, aus dem eine Thalpflanze aufgeht, ist, wenn auch durch die Vermittelung zahlreicher immer tiefer hinabsteigender Generationen, von einer Alpenflanze geliefert worden oder umgekehrt. Diese Veränderung ist durch eine große Zahl von Versuchen genügend festgestellt; für die Pflanzengeographie bedürfen wir aber einer vollständigen Zurückführung aller Pflanzen auf ihre Urformen, die zuletzt endlich rückwärts auf die zuerst entstandene belebte Materie hinleitet. Natürlich können wir einen großen Theil dieses Weges nur an der Hand der Geologie zurücklegen und sind dabei gegenwärtig noch durch die Unvollständigkeit des von dort uns gebotenen Materials gehemmt. Wir sehen aus dem allen, daß die Pflanzengeographie ein sehr wesentlicher Theil der Naturgeschichte unsere Erde ist, daß sie aber als Wissenschaft erst in ihren ersten Anfängen steht, und können unsere Darstellung mit der geistreichen Inschrift über dem Eingang eines sächsischen Gymnasiums schließen: „Praesens imperfectum — perfectum futurum."*)

*) „Das Gegenwärtige ist unvollkommen, das Vollkommene liegt in der Zukunft." Die Worte sind einfach die vier Hauptzeiten des lateinischen Zeitwortes.

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Der Roman, welcher, vom praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet, dem Lesebedürfniß der Gegenwart am meisten gerecht wird und die Aufgabe erfüllt, mit geringen Mitteln und ohne Beeinträchtigung des häuslichen Comforts die Phantasie zu beschäftigen und zu zerstreuen, bleibt nach wie vor das Schoskind unsers Publikums und der belletristischen Production; ja selbst ein Theil der vornehmen Kritik, welche sich dem Drama und der Bühne gänzlich entfremdet hat und hervorragenden lyrischen Begabungen nicht den geringsten Antheil schenkt, schreibt umfassende Studien über mittelmäßige Romane, wobei es ihr in der Regel nicht viel besser geht als den Droschkenkutschern und den Aepfelfrauen, die sich in die Lektüre eines derartigen Dichtwerks vertiefen — auch sie verwechselt das stoffartige Interesse mit dem künstlerischen Werthe.

Und in wie vielen Gestalten findet der Roman jetzt eine Verbreitung, welche einem „Werther" und „Wilhelm Meister", einem „Agathon" und „Titan" versagt ward! Da ist zunächst der Feuilletonroman, den jetzt, nach französischem Muster, einige unserer ersten Zeitungen bringen und welcher das pecuniäre Verdienst unserer Romanschriftsteller verdreifacht. Hier wird die Spannung von einer Nummer zur andern, stets auf den nächsten Tag verwiesen, und das weibliche Lesepublikum, das mit den großen Leitartikeln nichts anzufangen weiß, findet namentlich in lauen Zeiten seine Rechnung „unter dem Strich". Für die Romanschriftsteller selbst ruft aber diese neue Form manche ergötzliche Verlegenheit hervor. Nicht immer werden fertige Romane den Zeitungsredactionen übergeben; ist nur ein erster Band vollendet, so wandert er in die Druckerei, und die übrigen gehen dem Abschlusse entgegen, während der erste die Bekanntschaft mit dem Setzkasten und der Druckerschwärze macht. Darf man indeß den naiven Selbstgeständnissen deutscher Romanschriftsteller trauen, so überlassen sie sich mehr der Inspiration, als der vertrauensvolle Leser glaubt, und wissen oft bei dem Anfange selbst noch nicht, wohin die ganze Geschichte auslaufen wird. Das findet sich dann bei dem Schreiben; einer gutgeschulten Phantasie darf man schon wie einem zuverlässigen Roß die Zügel über den Nacken werfen und es ihr überlassen, selbst den Weg zu finden. Solange man seine Kapitel im Schreibpulte liegen hat, ist die Sache überhaupt sehr leicht; stößt man bei dem Fortgange der Handlung auf Schwierigkeiten, so ändert man das Vorangehende in einer Weise, welche diese Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, schiebt hier oder dort ein anderes Motiv ein, macht sich die Vorgeschichte so zurecht, daß alle Consequenzen zwanglos und natürlich aus den Voraussetzungen folgen. Wenn aber ein erster Band bereits abgedruckt in den Feuilletons von Nummer zu Nummer fortschreitet wie ein unwiderrufliches Schicksal, dann bildet dieser der Oeffentlichkeit hingegebene Theil des Romans eine verhängnißvolle Hemmkette für die Fortsetzung. Der Romanschriftsteller ist inzwischen zur Ueberzeugung gekommen, daß diese oder jene Stütze seiner Handlung am unrechten Platze steht oder besser durch eine andere ersetzt würde, wenn er für die spätern Kapitel bequem weiter bauen soll. Doch das gedruckte Feuilleton ist unabänderlich! Was bleibt ihm da übrig, als gelegentlich Charaktere auf den Kopf zu stellen oder selbst einige schauerliche Mordthaten zu verüben, die seine blutscheue Phantasie sich erspart haben würde, wenn er noch an den ersten unwandelbaren Kapiteln hätte ändern können?

Eine andere Form der Propaganda bilden die „Romanzeitungen". Die von Otto Janke herausgegebene hat manches tüchtige und gediegene Werk veröffentlicht. Hier werden die Gerichte auf größern Schüsseln vorgesetzt als in den Feuilletons, halbe oder ganze Bücher auf einmal, sodaß die Phantasie mehr im Zusammenhange bleibt und nicht jeden Tag von neuem die gefallenen Maschen aufheben muß. Freilich, der unheimliche Zwang des gedruckten Worts macht sich bei Werken, die unvollendet den Spalten der Zeitung anvertraut werden, auch hier geltend.

Die dritte Form, eine Form volksthümlicher Verbreitung, ist der Lieferungsroman, der durch die Colportage Absatz sucht. Für diesen Roman ist ein Stoff geboten, der das unmittelbarste Interesse in Anspruch nimmt, und eine Behandlungsweise, welche

die pikantesten Gewürze nicht spart. Zeitgeschichtliche Stoffe wählen sich die erfolgreichen Führer dieser Richtung, die Retcliffes; denn es fanden sich alsbald mehrere, die unter der Firma dieses Pseudonyms ihre Fabrikate losschlugen. Der erste Meister hatte vor seinen Schülern eine lebendige, bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte Phantasie und eine überraschende Kenntniß zeitgeschichtlicher Anekdoten und Persönlichkeiten voraus, sodaß sich in Bezug auf ein stoffartiges Interesse, welches auch den widerstrebenden guten Geschmack, trotz des raffinirten grausamen und sinnlich üppigen Phantasiekitzels, zu fesseln wußte, nicht mit ihm concurriren ließ. Der Krimfeldzug, der ostindische Aufstand, der italienische Krieg gaben den Stoff zu den Mustern des Lieferungsromans, der eine ausnehmende Verbreitung fand und in den vornehmsten Kreisen so behaglich durchgekostet wurde, wie in denjenigen, welche in erster Linie an ihm seine Wohlfeilheit schätzen. Die Nachahmer blieben freilich hinter dem Vorbilde zurück; doch die Persönlichkeit des Autors verschwand so hinter dem Stoffe, daß es auf den Namen desselben gar nicht mehr ankam, daß oft mehrere fabrikmäßig unter Einer Firma arbeiteten. Neben der Firma Retcliffe tauchte die Firma „Pittaval" (nicht zu verwechseln mit der bewährten alten Firma „Der neue Pitaval") auf, welche bald den deutschen Krieg, bald die Geschichte der Maria Stuart zum Gegenstande ihrer belletristischen Lieferungen machte. Allerlei galante Geschichten, Tornister- und Coulissengeschichten wählten diese leichtgeflügelte Form, um ihren zweifelhaften Inhalt rasch an den Mann zu bringen, und dem großen Kriege mit Frankreich folgt der Lieferungsroman auf dem Fuße, um die Turcos und Zuaven, den gefallenen Kaiser und alle Leichen der Weltgeschichte poetisch einzubalsamiren.

Wir wollen hier nur einige der hervorragendsten Romane des Jahres 1870 näher ins Auge fassen.

Ein Roman von Karl Gutzkow hat stets ein vorwiegendes Recht auf nähere Beachtung, da dieser Autor seit seinem ersten Auftreten durch seine geistige Feinspürigkeit und sinnvolle Erfassung der verschiedensten, in der Zeit liegenden Tendenzen und ihrer Wandlungen sich hervorthat. Wie er bereits in seiner Jugend einen pädagogischen Roman: „Blasedow und seine Söhne", verfaßt hat, so ist er auch neuerdings wieder mit einem solchen aufgetreten: „Die Söhne Pestalozzi's. Roman in drei Bänden" (Berlin, Otto Janke). Es war ein kühner Griff, die Geschichte Kaspar Hauser's zur Grundlage der Handlung des Romans zu machen, allerdings nicht, ohne daß das Thatsächliche derselben nach dem Rechte der freien Erfindung wesentlich umgewandelt worden wäre, namentlich durch die Vermeidung eines tragischen Abschlusses. Selten waren Ereignisse so ergiebig für die Psychologie und Pädagogik wie die Abenteuer des räthselhaften Findlings, welche lange Zeit hindurch die allgemeine Theilnahme beschäftigten. „Hier sah man", wie der Pädagoge Lienhard mit Recht ausrufen durfte, „den Urmenschen, die Tafel, die noch des Lebens verworrene Runenschrift nicht bekritzelt hat mit den Vorurtheilen von Jahrtausenden, einen reinen, unentweihten, vom Leben, von der Schule, vom Staat, von Kirche, Haus, Gesellschaft noch — unvergifteten Begriff." Mit 17 Jahren war es noch der Mensch, der in der Krippe liegt, der mit den beiden Worten „Pferd" und „Mann" alles bezeichnete, Thier und Menschen, Himmel und Erde.

Wir erwarten nach der romantischen Entdeckung dieses der Welt verheimlichten Urmenschen, daß der pädagogische Roman uns Schritt für Schritt aufweisen werde, wie das weiße Blatt seines Geistes und seiner Seele nun allmählich sich mit den Schriftzügen der Bildung anfüllt. Der geheimnißvolle Versteck, aus welchem dieser Urmensch an das Licht tritt, erinnert uns ja an das unterirdische Pädagogium Jean Paul's in der „Unsichtbaren Loge", nur mit dem durchgreifenden Unterschiede, daß dieser Kaspar Hauser, Waldner mit Namen, das Opfer einer an den Mord grenzenden Intrigue ist, während Jean Paul's Zögling nur durch die Sonderbarkeiten einer liebevoll berechnenden Weisheit zu so langer Abgeschiedenheit von der Welt verdammt wird. In der That erinnert die Entwickelung Gustav's in dem Jean Paul'schen Roman, sowol in der Unter- wie in der Oberwelt, an einen pädagogischen Cursus, der uns über die Reformen im Erziehungswesen, wie sie dem Autor der spätern „Levana" schon bei seinem Erstlingsromane vorschwebten, keinen Zweifel läßt. Der Gutzkow'sche Roman vermeidet allerdings den Schein solcher Absichtlichkeit; aber er läßt auch gerade da eine unwillkommene Lücke, wo das Interesse

an den Einwirkungen der Bildung am lebhaftesten sein muß. Wir hätten nicht blos in einem Rückblicke aus spätern Jahren, sondern in nächster Nähe des Findlings erste Erziehung gern mit durchgemacht, gerade von dem Augenblicke an, wo sich dem Jünglinge die Wunder der fremden Welt öffnen. Was er allmählich aufnimmt und ablehnt, wie er sich so vieler überlieferten Weisheit gegenüber verhält, das zu erfahren war vorzugsweise verlockend für das pädagogische Interesse. Welche Fülle von Bemerkungen, welche radicalen Reformtheorien ließen sich an solche Darstellung knüpfen!

Doch Gutzkow führt uns den Helden erst wieder vor, nachdem er fünf Jahre lang eine Pestalozzi'sche Bildung genossen, am Landaufenthalt sich erquickt und in Gertrud eine wohlgesinnte Lehrerin gefunden hat. Wohl unterscheidet sich dieser Waldner auch dann noch von den andern Sterblichen durch Züge von Naivetät, welche der Dichter mit vieler Feinheit hervorhebt; aber die große Umwandlung des „Ingenu" in den Frackmenschen liegt doch bereits hinter ihm — und es ist nur noch das Trümmergestein der frühern Urwüchsigkeit, aus welchem der Dichter den Charakter aufbaut. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser der „Levana" als praktischer Pädagog bei der Behandlung eines solchen Stoffes den Hauptnachdruck auf den innern Bildungsgang des Zöglings gelegt haben würde, während Gutzkow sich mehr darin behagt, die geistigen Richtungen der Lehrer und darin die verschiedenen Theorien der neuen Pädagogik zu zeichnen. Dieser Hauptjünger Pestalozzi's, Lienhard Nesselborn, der im Kampfe mit den „Schulmodulativen" liegt und diesen Ausgeburten einer beschränkten Staatsweisheit im Interesse seiner Anstalt allerlei Zugeständnisse macht, dieser Schulrath Bösendorf, der salbungsvolle Gegner jeder Emancipation des Schulwesens, diese verschiedenen Studienköpfe der einzelnen Lehrer, von dem Humoristen bis zu dem Hausfactotum und dem freundschaftlichen Dioskurenpaar — das sind Zeichnungen und Schattirungen, wie sie dem feinspürenden Talente eines Autors zusagen, der in dem Auseinanderblättern der Sibyllinischen Bücher des Zeitgeistes und in der Erkundung der feinsten Nuancirungen ihres geistigen Inhalts eine besondere Virtuosität besitzt. Hierzu kommt ein gesunder Humor, der die kleinen Misèren eines solchen Erziehungsinstituts, die pikanten Abenteuer der unternehmungslustigen Töchter des Directors mit anschaulicher Lebenswahrheit schildert. Und dann die Erzieherin Gertrud, eine echt Gutzkow'sche Frauengestalt, von erstaunlicher Klugheit, Entschlossenheit und Selbstgewißheit, eine ins Sittliche übersetzte Lucinde, altklug bis in die Fingerspitzen, eine jener gescheiten Personen, bei denen uns im Leben oft unheimlich zu Muthe wird. Dem Autor selbst erscheint sie hinlänglich liebenswürdig, daß zwei Lehrer ihr Herz an sie verlieren; doch denkt er auch wieder billig genug, um ihre Hand dem alten Grafen zuzuwenden und sie so nicht zur Braut, sondern zur Stiefmutter des Findlings zu machen, den sie ja von Haus aus mit ihrer überlegenen Weisheit bemuttert hat.

Neben den Pestalozzi'schen Charakterköpfen und genrebildlichen Scenen des Nesselborn'schen Instituts bewegt sich nun die eigentlich romanhafte Handlung, in deren Erfindung der Dichter kecker und resoluter als in manchem frühern Werke zugegriffen hat, um uns in die nöthige Spannung zu versetzen. Die Vorgeschichte des Findlings schwebt in düsterster Beleuchtung. Er ist der Sohn einer Gräfin Jadwiga aus einer ersten Ehe, die, zu einer zweiten übergehend, bei der Scheidung das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, verleugnet, um ihr beträchtliches Vermögen ganz für die neue Ehe zu retten. Sie will ihr Kind nach Amerika bringen lassen, doch ein Theilnehmer des Verbrechens bringt es in einen Versteck, wo er dasselbe in ihrer Nähe aufzieht. Die Gräfin findet in ihrer zweiten Ehe ausreichende Buße für ihre Schuld. Dennoch erscheint das Verbrechen durch den dämonischen Charakter dieser Jadwiga nicht hinlänglich erklärt. Auch hier müssen wir uns mit einer Perspective aus der Zeitferne begnügen; aber wenn irgendetwas, so mußten wir die dunkle Stunde, Minute nach Minute, schaudernd miterleben, in welcher die Furien diese moderne speculirende Medea dazu antreiben, ihr eigenes Kind zu opfern und über den Instinct der Mutterliebe den an und für sich unwahrscheinlichen Sieg davontragen. Im übrigen sind die Sensationsmotive diesmal von dem Autor erfolgreich ausgebeutet; die unheimlichen Helfer der dämonischen Gräfin treten in düsterer Beleuchtung auf; die Mordversuche auf Waldner fesseln unsere Theilnahme. Die Charakteristik ist durchweg scharf und treffend, der ganze Roman so geist- und gedankenreich, wie man es

von Gutzkow erwarten darf, und minder schwerflüssig in stilistischer Ausführung als andere Werke des Autors; namentlich sind die Verbindungslinien der Handlung mit leichter Hand gezogen.

In dem neuen Roman „Götter und Götzen" (4 Bde. ,Berlin, Hausfreund-Expedition) schildert uns Max Ring den Gegensatz zwischen einem edeln künstlerischen und humanen Streben, welches „den Göttern" huldigt und der rücksichtslosen Pflege der materiellen Interessen, welche um „die Götzen", namentlich um das „goldene Kalb" herumtanzt. Der Autor lenkt dabei als wohlwollende Vorsehung die Begebenheiten in einer, der höhern Tendenz des Romans entsprechenden Weise, sodaß die armen Künstler glücklich werden und die reichen Millionäre zu Grunde gehen. Dies ist nun in der Regel auf Erden nicht der Fall; das Werk von Ring muß daher von einer „realistischen", das Leben abschreibenden Einseitigkeit freigesprochen werden.

Max Ring hat schon in seinen „Stadtgeschichten" gezeigt, daß er Begebnisse aus den Kreisen des höhern Bürgerthums mit Schick und in fließender Form zu erzählen weiß. Weder die Charaktere noch die Fabel selbst dürfen auf den Reiz der Neuheit Anspruch machen; dennoch hat die Gruppirung, da sie von einem durchgehenden Grundgedanken beherrscht wird, künstlerische Bedeutung und die lebendige Phantasie des Autors zeigt sich in einer Menge wohlerfundener oder mit poetischen Wucherzinsen dem Leben entlehnter Detailzüge. Diese Bankiers und Bankierssöhne gemahnen uns zwar so bekannt und man darf eine Prämie aussetzen auf eine, in einem Roman vorkommende Balletttänzerin, welche in neuen, noch nicht dagewesenen Pirouetten tanzte oder bei einem Souper und in einer Orgie sowie in dem System der Ausbeutung sich anders benähme als ihre Vorgängerinnen, deren Photographien bereits dutzendweise in unsern Romanen zur Schau gestellt sind, wie denn selbst in den „Söhnen Pestalozzi's" einige Exemplare dieser Species nicht fehlen; aber ein komisches Abenteuer, wie die Einsperrung des Bankierssohnes in sein Zimmer an dem Abende, an dem er die hohe Aristokratie und ein verehrungswürdiges Publikum aus der Coulissenwelt zu einem glänzenden Fest eingeladen hat, muß eine sehr belustigende Wirkung ausüben, welche nicht getrübt wird durch die allzu große Verbrauchtheit des komischen Motivs. Aehnliche Anekdoten finden sich vielfach in dem Roman zerstreut. Auch der Charakter des frühern Kunsthändlers und spätern Millionärs Fleckel, der sich von bescheidenen Anfängen zu einer industriellen Großmacht emporzuschwingen weiß, ist frisch aus dem Leben gegriffen, und sowenig der Autor beabsichtigt, mit diesem Bilde einen vielbesprochenen öffentlichen Charakter der Jetztzeit zu decken, so hat er doch alle diejenigen Züge, welche den unglaublichen Erfolg und die imponirende Macht eines großartigen Finanzmannes charakterisiren, aus der Biographie eines berühmten Zeitgenossen entlehnt. Gegenüber diesem Glücksritter steht der brave Geschäftsmann Weller, der in dem lieben Gott seinen „stillen Socius" verehrt und sein großes Vermögen für wohlthätige Zwecke und Institute zur Förderung des Gemeinwohls verwendet.

In die ideale Welt der Kunst hat Max Ring die eigentliche Romantik seines Romans verlegt, eine geheimnißvolle Vorgeschichte, eine verborgene vornehme Schutzgöttin, welche die Liebe des jungen Künstlers begünstigt, diese schwärmerische Liebe selbst, welche ihr Ziel erreicht, aber nur kurze Zeit durch die Hand des kranken Mädchens beglückt wird. Wenn Max Ring in seinem letzten Roman die Ausschreitungen der neuesten musikalischen Richtung und ihrer Vertreter in pikanter Weise darstellte, so führt ihn der Stoff von „Götter und Götzen" ungezwungen zu einem Streifzuge in das Bereich einer andern Kunst, der Malerei, deren Verirrungen er bei Schilderung des „Internationalen Pantheons" und seiner Gemäldeausstellung mit feiner Satire geiselt. Die Vorschläge, welche der praktische Hr. Fleckel dem jungen Künstler macht, sind sehr charakteristisch für den Zeitgeschmack. Er weist ihn darauf hin, daß die Zeit vorüber ist, wo die poetischen Stoffe Mode waren, das trauernde Königspaar, die klagenden Juden auf den Trümmern von Jerusalem, die schwindsüchtigen bleichen Prinzessinnen und die abgemagerten Mönche auf Kirchhöfen; jetzt müsse man spielende Kinder, badende Mädchen malen oder Rococobilder, schöne Herzoginnen und Marquisinnen in Corset und Reifröcken, mit Schönheitspflästerchen im Gesicht, in möglichst pikanten Situationen, wie z. B. ein zärtliches Rendezvous auf der Schaukel, wobei sich die beste Gelegenheit findet, die gewagtesten

Stellungen, die reizendsten Füßchen und was damit zusammenhängt zu zeigen; bei Stoffen aus dem bürgerlichen Leben aber müsse man besonders die Mutterliebe berücksichtigen: „Es gibt nichts Dankbareres als Mütter zu malen, wiegende Mütter, betende Mütter, waschende Mütter, glückliche und unglückliche, arme und reiche Mütter. Hier eine Mutter, die ihr Kind die Hände falten und den Abendsegen sprechen läßt, dort eine Mutter, die ihren sich sträubenden Buben mit dem Schwamme reinigt oder ihm das weißgewaschene Hemd über den Kopf zieht, wozu der Kleine nur ein allerliebst verdrießliches Gesicht machen muß. Das gibt eine reizende Situation, das gefällt und wird auch leicht verstanden. Sie glauben gar nicht, wie sehr die Kinderstuben in der Mode sind, das verkauft sich im Handumdrehen, wenn Notabene die Mütter schön sind und ein kleidsames Négligé tragen."

Aus dem modernen Leben schöpfen auch zwei Schriftstellerinnen, welche einem Weltblatte wie die „Gartenlaube" ihren Ruf verdanken und durch dasselbe in die glückliche Lage versetzt wurden, den Erzeugnissen ihrer Phantasie die weiteste Verbreitung gesichert zu sehen, die heutzutage dichterischen Erfindungen zutheil werden kann: E. Marlitt und Wilhelmine von Hillern. Durch „Goldelse" und das „Geheimniß der alten Mamsell" hat sich E. Marlitt, ein Fräulein John in Arnstadt, die Herzen des großen Lesepublikums im Sturme erobert, und sie erringt diese Erfolge theils durch ein Talent der Erzählung, welches uns mit großer Lebendigkeit mitten in die Ereignisse hineinführt, und ebenso anschaulich darzustellen wie innerer Empfindung Ausdruck zu geben weiß, theils durch die Wahl ihrer Stoffe, welche die beliebtesten Heldinnen deutscher Volksmärchen in unser modernes Leben übersetzen. Was erregt mehr unsere Theilnahme als die anziehenden weiblichen Gestalten der Volksphantasie, welche zu niederer Dienstbarkeit verurtheilt, gepeinigt von den Quälereien eines gemeinen Sinnes, sich durch edeln Stolz über ihr Geschick erheben und zuletzt durch die Macht der Liebe erlöst werden. „Aschenbrödel" — das ist der Grundton der Marlitt'schen Romane, doch nicht blos die Volkspoesie, auch eine Variante der Ueberlieferung, die sich bereits bei dem Lesepublikum eingebürgert hat, die englische Jane Eyre ist der Typus der Marlitt'schen Heldinnen. Namentlich erinnert die Felicitas in dem „Geheimniß der alten Mamsell" an die edle stolze Gouvernante Currer Bell. „Goldelse" ist ein mehr bürgerliches Mädchen, welches in adelichen Kreisen über die Achsel angesehen wird. Das Gegenbild zur „Goldelse" finden wir in der „Reichsgräfin Gisela", der Heldin des neuesten Romans der Marlitt (Leipzig, Ernst Keil). Diese ist ein vornehmes Mädchen, auferzogen in allen Vorurtheilen ihres Standes, absichtlich als eine Art „Aschenbrödel" in die Einsamkeit verwiesen, durch die Liebe zu dem männlichen Brasilianer sowol bekehrt wie zu frischem Leben gekräftigt. „Reichsgräfin Gisela" ist der langathmigste und anspruchsvollste von den bisherigen Romanen der Schriftstellerin; aber auch er besitzt die frische Lebendigkeit der Darstellung, welche die frühern Werke auszeichnet, und ist auch mit Sensationsmotiven nicht spärlich ausgestattet. Seine Tendenz ist, wie stets bei Marlitt, gegen das sociale Vorurtheil gerichtet, gegen die Ueberhebung der Kaste; nur tritt diese Tendenz hier sehr in den Vordergrund; sie wird öfter unmittelbar und heftig ausgesprochen und die Schilderung der aristokratischen Kaste hat einen gallenbittern Beigeschmack; es sind Schurken, Nullen und Närrinnen. Der Fürst selbst ist kein taciteischer Cäsar mit nervösen Paroxysmen, wie in Freytag's „Verlorener Handschrift"; er ist eine durchaus harmlose, aber auch nichtssagende Persönlichkeit. Die Charakterzeichnung des Brasilianers dagegen ist voll markiger und bedeutender Züge und beweist, daß es auch Frauen bisweilen gelingt, einen Vertreter des männlichen Geschlechts uns in glaubwürdiger Weise vorzuführen, während in der Regel die von Frauen geschilderten Männer auch nur Männer für Frauen sind, und mehr oder weniger an der Spindel sitzen, um das Werch des Familienglücks zu verspinnen und damit ihre Lebensaufgaben zu erschöpfen.

Daß die Frauen selbst keine andere Aufgabe haben als am häuslichen Herd und in der Ehe glücklich zu sein und glücklich zu machen: das ist das Thema, welches die geistreiche Tochter einer vielgenannten Mutter, Frau Wilhelmine von Hillern, Tochter der Frau Birch-Pfeiffer, in ihrem Roman „Ein Arzt der Seele" (4 Bde., Berlin, Otto Janke) behandelt. Die „Kunst des Fabulirens" hat die Tochter von der Mutter geerbt;

sie weiß die Ereignisse spannend zu gruppiren; sie erzählt fließend und lebendig, ohne Gezwungenheit und Manierirtheit und jene gesunde Naivetät, welche die Mutter in ihren eigenen Schöpfungen und Aneignungen nie verleugnet hat, ist auch der Tochter eigen. Selbst wo diese sich in geistige Probleme vertieft und sociale Fragen zu lösen sucht, was bei Frau Birch-Pfeiffer selten und nur dann der Fall war, wenn sich ein Bühneneffect damit verbinden ließ, bleibt ihr der ererbte Mutterwitz getreu und der praktische Sinn, welchem die Mutter so glänzende Erfolge zu verdanken hatte.

Freilich, die Art und Weise, in welcher Frau von Hillern hier das Thema der Frauenemancipation behandelt, läßt denn doch sehr begründete Einwendungen zu. Es handelt sich durchaus bei ihrer Heldin nicht um eine Emancipation der Liebe, um die Freigeisterei der Leidenschaft, um die Themata einer George Sand und der jungdeutschen Schule — dafür hat sie nur eine episodische Vertreterin geschaffen, die sie schließlich mit allen ihren Theorien den Hals brechen läßt; aber auch das vielbesprochene Recht der Frauen auf geistige Entwickelung, ihr „Recht auf Arbeit" wird in einer zweifelhaft schillernden Weise besprochen. Im Verlaufe des Romans selbst weiß sie uns für die gelehrte Heldin Ernestine, die Verfasserin wissenschaftlicher Preisschriften und polemischer Flugschriften, ein Interesse einzuflößen, welches sich unwillkürlich auch auf den Ernst ihrer geistigen Richtung überträgt. Und daß ihre Heldin eben fähig ist, wissenschaftlich Bedeutendes zu leisten: das scheint zu Gunsten jener Frauenemancipation zu plaidiren, gegen welche die Verfasserin eine Lanze bricht. Denn der Roman ist seiner ganzen Anlage nach eine fein durchgeführte Ironie auf alle jene weiblichen Bestrebungen der „Freien Bahnen" und der Genossenschaften, welche die Rechte der Frauen auf geistige Thätigkeit und Arbeit vertreten. Nicht aus freier Wahl widmet sich Ernestine, ein Charakter, der wie die Marlitt'schen einige Züge der Jane Eyre besitzt, wissenschaftlichen Studien; die Intriguen eines jesuitischen Onkels, der sie um ihr Vermögen prellen will, nöthigen ihr diese Lebensrichtung auf. Und zwar bleibt sie nicht frei von blaustrumpflicher Verschrobenheit und übertreibt ihren wissenschaftlichen Eifer in einer für ihre Gesundheit verhängnißvollen Weise. Dadurch wird aber die Stellung des Problems verrückt; man muß sich doch fragen, würde Ernestine nicht, wenn sie sich von allen diesen Extravaganzen freihielte, in solcher geistiger Thätigkeit eine berechtigte Befriedigung finden können? Die Verfasserin ist freilich, wie schon der Titel beweist, anderer Ansicht; ihr erscheint dieses geistige Streben der Heldin als eine Art von Krankheit, welche der Heilung bedarf; ja sie läßt ihre Ernestine sogar durch Ueberreizung der Gehirnfasern einem Nervenfieber verfallen. Und als sie gar ums tägliche Brot arbeitet, um das Recht der Frauen auf Arbeit durch die That zu beweisen: da erringt sie nur sehr klägliche Erfolge, hungert und friert. Es ist die höchste Zeit, daß der Rechte kommt, der sie erlöst und zu einer tüchtigen Hausfrau macht, welche auch das nachholt, was sie früher in Betreff der Kochkunst versäumt hat.

Die Fassung des Problems ist so eine einseitige; denn es handelt sich in dem Roman um ein Problem. Wäre es eine einfache Geschichte — man würde sich den Zusammenhang der Begebenheiten gefallen lassen, wie man ihn sich im Leben gefallen läßt. Mit dem Anspruche auf Allgemeingültigkeit beginnen die Bedenken der Kritik. Was sollen die zahlreichen Mädchen und Frauen machen, welche keinen „Arzt der Seele" finden? Das ist nicht blos eine psychologische, das ist eine gesellschaftliche Frage. Die Noth des Lebens wirft sie auf und sociale Einrichtungen müssen sie beantworten. Wir können nur hoffen, daß unsere Mädchen und Frauen, wenn sie sich wissenschaftlich beschäftigen, ihre Gehirnfibern nicht so überreizen wie Ernestine, und wenn sie sich durch Arbeit ihren Lebensunterhalt verschaffen müssen, etwas mehr Geschick dabei zeigen und bessere Erfolge davontragen als Ernestine und ihre Cousine Gretchen auf der „Strafstation", auf welcher der erstern die Nothwendigkeit des ehelichen Glückes bewiesen wird.

Die Gräfin Woronska, welche in dem Roman als Vertreterin der sinnlichen Emancipation dargestellt wird, welche das Recht der freien Liebe, das Bedürfniß des Wechsels und der Leidenschaft vertritt, ist eine jener slawischen Amazonen, welche uns zu den Emancipationsromanen eines neuerdings vielgenannten Autors, Leopold von Sacher-Masoch, hinüberführen. Die Heldinnen desselben haben jenen Zug sarmatischer Ritterlichkeit; sie lenken das Viergespann oder sitzen zu Pferde wie die Gräfin Woronska; sie

treten auf mit der Reitpeitsche oder mit einem jener elektrischen Hermelinpelze, deren wärmeathmende Atmosphäre so anregend auf die Nerven wirkt. Sacher-Masoch, ein kleinrussischer Turgeniew, so abhängig von dem Gedankenkreise Arthur Schopenhauer's wie der berühmte russische Autor, hat eine glühende Phantasie, eine lebendige Darstellungsweise, Talent für phantasievolle Stimmungsmalerei, z. B. für Nacht- und Mondscheinstücke, eine unerschrockene Beredsamkeit, heißblütigen Emancipationsdrang, Sinn für das Pikante. Doch die Summe dieser Vorzüge wird beeinträchtigt durch eine Vorliebe für das Absonderliche, Prickelnde, Ueppige, welche oft, abgesehen von der krankhaften Ueberreizung der Phantasie, die ihr zu Grunde liegt und von ihr wieder hervorgerufen wird, zu Geschmacklosigkeiten und Widerwärtigkeiten führt. In dem Roman „Eine geschiedene Frau" erreicht Sacher-Masoch die äußersten Grenzen dessen, was für dichterische Darstellung erlaubt ist. Wir sprechen hier nicht von den Nuditäten, für welche wir ja in Lucinde, Wally und hundert andern Romanen genugsam Vorbilder besitzen und für welche weniger irgendwelche sociale Tendenz als der ästhetische Zauber, der freilich bald von dem stoffartigen Reiz verschlungen wird, eine Rechtfertigung bietet. Aber es ist eine kühne Zumuthung, wenn der Autor uns noch einen Rest von Theilnahme für eine Heldin ansinnt, welche nach allerlei verzeihlichen Abenteuern so tief sinkt, daß sie mit einem körperlich ekelhaften Individuum, dessen abschreckende Eigenschaften uns noch dazu mit der Gewissenhaftigkeit eines Steckbriefes ausgemalt werden, ein inniges Verhältniß eingeht. Wir bezweifeln, daß in solchem Raffinement noch irgendwelche Lebenswahrheit enthalten sei, würden aber auch solche Lebenswahrheit aus dem Bereich der Dichtung ausschließen.

In seiner neuesten Novellensammlung: „Das Vermächtniß Kain's. Erster Theil: Die Liebe" (2 Bde., Stuttgart, Cotta), nimmt der Dichter einen großen philosophischen Anlauf; die Novelle ist hier nicht mehr die geschwätzig plaudernde Schwester des Märchens, wie bei einem Boccaccio und Bondelli; sie erzählt uns nicht blos das pikante Abenteuer; ebenso wenig begnügt sie sich mit irgendeiner psychologischen oder socialen Pointe; nein, sie marschirt hier in Reih und Glied mit den andern Novellen; alle zusammen bilden gleichsam eine Armee, die von einem strategischen Gedanken geleitet wird; die einzelne ist nur ein dienendes Glied der Gesammtheit; sie alle aber sollen vereint eine divina commedia des Erdenlebens darstellen, in welcher die erste Abtheilung, das Inferno, freilich die vorwiegende Rolle spielt. Den Prolog der ganzen, groß angelegten Sammlung spricht ein Wanderer, ein Mitglied jener eigenthümlichen und phantastischen altgläubigen Sekten der russischen Kirche, welche von der Ueberzeugung ausgehen, daß der Teufel die Welt beherrsche, daß jede Betheiligung am Staats- oder Kirchenwesen reiner Teufelsdienst sei, dem sich die Frommen durch Flucht und ruhelose Wanderung entziehen müssen. Der Wanderer hat kein Weib, kein Eigenthum; er erkennt weder den Staat noch die Kirche an, er vergießt kein Blut und leistet daher keinen Kriegsdienst, er arbeitet nicht. Aus dem Munde eines solchen Wanderers erfahren wir das Programm der Novellensammlung: das Vermächtniß Kain's sind die Liebe, das Eigenthum, der Staat, der Krieg, die Arbeit und der Tod. Die beiden ersten Bände behandeln „die Liebe", die auch zu diesem Vermächtniß gehört, mögen sich auch die Liebeslyriker aller Zonen darüber entsetzen; der Wanderer spricht darüber, als hätte er seinen Schopenhauer und die „Philosophie des Unbewußten" gelesen; die Illusion der Liebe wird uns mit der düstern Farbengebung eines Rembrandt'schen Pinsels geschildert: „Die Liebe ist der Krieg der Geschlechter, in dem sie darum ringen, eins das andere zu unterwerfen, zu seinem Sklaven, seinem Lastthier zu machen; denn Mann und Weib sind Feinde von Natur." Der Wahn, in dem Besitz des geliebten Weibes eine vollkommene Seligkeit zu finden, muß der beschämenden Erkenntniß weichen, daß die Natur diese Sehnsucht in uns gelegt hat, um uns zu ihrem blinden willigen Werkzeug zu machen, um für die Unsterblichkeit der Gattung zu sorgen. Das ist der Grund- und Leitton dieser Novellen, welche die pessimistischen Theorien in ein sarmatisches Gewand kleiden und mit Genrebildern aus dem osteuropäischen Volksleben diese Liebesgeschichten durchwirken.

Ohne Frage besitzt Sacher-Masoch ein ungewöhnliches Talent für lebendige Schilderungen; „Die Mondnacht" ist in ihrer Weise ein kleines Cabinetsstück und auch in dem „Don Juan von Kolomea" ist nicht nur das kleinrussische Volksleben meisterhaft geschildert, sondern auch die Schattenseiten der Ehe mit einer sprudelnden Fülle kleiner,

pikanter, oft genialer Züge. Es ist ein wilder, sprühender, kaustischer Humor, der die Erzählung beseelt. Ein stimmungsvolles Bild einer unverwüstlichen schwärmerischen Neigung, die alles entschuldigt, gibt der „Capitulant“. Die Beleuchtung der Winterlandschaft auf der Steppe kann man meisterhaft nennen; sie erinnert an das Schönste, was Petöfi und die Droste-Hülshoff in Versen, Adalbert Stifter und Turgeniew in Prosa auf diesem Gebiete geschaffen haben.

Mit den Erzählungen des zweiten Bandes begeben wir uns indeß in einen Kreis von Liebesabenteuern, welche alles poetische Behagen ausschließen; das Bild der Liebe, welches aus so grenzenloser Verkehrtheit, aus so unnatürlichen Verirrungen hervorgeht, mag der Philosoph mit in das Schuldbuch des unseligen Triebes schreiben. Der Dichter hat nicht das Recht, am wenigsten die Pflicht, um seinen Grundgedanken in prismatischen Farben schillern zu lassen, uns eine poetische Analyse aller krankhaften Gelüste der Menschennatur zuzumuthen. Der „moderne Plato“ ist ein höchst wunderbarer Jünger des atheniensischen Philosophen; eine unternehmungslustige Gräfin weiß ihm nicht anders beizukommen, als daß sie sich als Jüngling verkleidet und so einen innigen Freundschaftsbund mit ihm schließt. Der Reiz der körperlichen Berührung, der maskirten Weiblichkeit übt auf unsern Plato einen wunderbaren Zauber aus; als aber die Gräfin sich demaskirt, da wendet er sich gleichgültig von ihr ab. Eine Novelle von pikanterer Unnatur kann man sich kaum denken. Und doch wird sie noch von der folgenden, der „Venus im Pelz“, übertroffen; sie schildert uns die raffinirte Wollust, die im geheimen Zusammenhange mit den grausamen Gelüsten der Menschennatur steht.

Die Venus im Pelz, bei dem man sich indeß alle andern Kleidungsstücke hinwegdenken muß, ist eine echte Sarmatin, welche das Prügeln aus dem Grunde versteht, solch eine Duodezausgabe der östlichen Katharinen und Semiramis. Der Held des Stücks aber findet sein höchstes Genügen darin, sich zur Sklavin dieser imponirenden Schönheit zu machen und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung; ihm ist nur wohl, wenn er sich zum Schemel ihrer Füße machen kann und wenn sie ihn peitscht, daß ihm das Blut herunterläuft. Sie ist nicht minder raffinirt als dieser krankhafte Wollüstling, und peinigt ihn, wie in der Badescene, in einer empörenden Weise. Die Novelle enthält Schilderungen, denen gegenüber diejenigen des Louvet'schen „Faublas“ den Reiz der Naivetät für sich haben. Die Pointe ist freilich zugleich heiter und lehrreich. Der „Sklave“ wird in der Erwartung des Glücks, welches ihm die Prügel von zarter Hand bereiten sollen, am Schluß schmerzlich getäuscht, indem die Herrin die Peitsche einem glücklichern Liebhaber in die Hand drückt und dieser dann seinen Rivalen schonungslos zergeiselt. Die Moral der Geschichte ist aber, daß der Sklave, nachdem er zur Einsicht gekommen ist, wie rasch alles irdische Glück vergeht und wie gefährlich es ist, den Frauen die Herrschaft und das Prügelregiment zu lassen, den Stock umdreht und selbst seine spätere Gattin mit der Peitsche erzieht. Uns wird so klein- und großrussisch, so „knutenhaft“ zu Muthe bei dieser Art des geschlechtlichen Verkehrs, daß wir froh sind, von dieser slawischen Gesellschaft erlöst zu sein.

Auf die „Venus im Pelz“ folgt nun die „Madonna im Pelz“, der harmonische Abschluß dieser grell dissonirenden Erzählungen, der zugleich einen Protest gegen die Jünger Kain's und ihre Lehren enthalten soll. Das Glück einer Liebe und Ehe, die auf Gemeinsamkeit der geistigen Interessen beruht, wirft sein versöhnendes Licht auf die Irrthümer der Leidenschaft. Der Autor erscheint als Socialreformer und verläßt den anatomischen Secirtisch, um ein harmonisches Götterbild zu meißeln. Doch wir sehen nicht klar genug, wie sich dieser Epilog zu dem Prolog verhält, welche Vermittelungen den Widerspruch lösen sollen. Nur so viel ist einleuchtend, daß diese letzte Erzählung weder den pikanten Reiz, noch den poetischen Zauber der frühern athmet. Wir hoffen, daß die spätern Bände dieser novellistischen Theodicee die Extravaganzen der ersten vermeiden werden und das bedeutende Talent des Verfassers derartige sarmatische Parforcetouren der Phantasie unterlassen wird.

Der Roman von Robert Byr: „Sphinx“ (3 Bde., Berlin, Otto Janke), beschäftigt sich ebenfalls mit einer ungewöhnlichen Frauennatur; aber es wird uns schon etwas heimatlicher zu Muthe, weil wir es mit keiner „Sphinx im Pelz“ zu thun haben, mit keiner sarmatischen Zobelgöttin, sondern mit einem deutschen Mädchen. Die Heldin

des Romans ist ein Findelkind, „erzeugt in Ehebruch und Schande" und „gehegt in Verheimlichung und Liebe". Zu spät gibt uns der Autor den Schlüssel zu dem Räthsel des Charakters, oder vielmehr zu spät erfahren wir, daß es ein solches Räthsel gibt. Wir sind geneigt, die Verwüstungen, welche Natalie in der Männerwelt anrichtet, einer nicht gerade sphinxartigen Koketterie schuld zu geben. Ein Oekonom vernachlässigt aus Liebe zu ihr sein Weib; ein Priester nimmt sich um ihretwillen das Leben; sie heirathet einen schon dem Tode geweihten General und ergibt sich, als sie ihre einzige wahre Liebe zurückgewiesen sieht, in dämonischer Verzweiflung einem frühern Anbeter. Ein Duell und der Tod eines edeln jungen Mannes sind die Folge dieser Handlung. Das nach dem Tode der Schwererkrankten aufgefundene Tagebuch gibt uns eigentlich erst den Schlüssel zu dem eigensten Wesen der Heldin. In den beiden ersten Bänden kommt die Handlung des Romans nicht recht in Fluß; unsere Theilnahme zersplittert sich durch die zahlreichen Episoden, die oft mit gesunder Komik ausgemalt sind; erst mit dem dritten Bande des Werkes wird unserer Spannung lebhaft erregt. Robert Byr zeigt sich auch hier wieder als ein geistreicher Schriftsteller, wenn er auch in Einzelheiten zu weitschweifig ist und nicht immer einen werthvollen Inhalt mit graziöser Leichtigkeit zu behandeln weiß.

Der Roman von Karl Marquard Sauer: „Kinder der Zeit" (3 Bde., Hannover, Rümpler), ist durchweg pikant, fließend und lebendig geschrieben und erlahmt nur etwas gegen den Schluß hin. Ein echtes Kind der Zeit ist die frühere Balletratte Olympia, eine resolute Schönheit von sehr sicherer Welt- und Lebensauffassung, deren Abenteuer die Würze des Romans bilden und uns mit den Kreisen der theatralischen Welt, mit Theateragenten, Ballerinen u. s. w. sehr vertraut machen. Außerdem sind die „Kinder der Zeit" der Industrielle, Ferdinand Dombell, der jugendliche Liebhaber und Held, der erfolgreiche Dichter Poldenhofen, der Materialist Wolfhardt, der sich eine javanische Millionärin erobert hat, und der Mathematiker Leiderdorf, der zuletzt in slawischer Nationalität macht. Ein sehr edler Charakter ist der Dr. Perregrin, der im Gegensatz zu den „Kindern der Zeit" an seinen Idealen mit kindlicher Harmlosigkeit festhält. Eine geheimnißvolle Kindschaft und ein Mord geben die nöthigen Sensationsmotive für den Roman, der im Dampf einer ikarischen Fabrikidylle ein allzu behagliches Ende nimmt.

Von den neuern historischen Romanen, welche weder als Lieferungsromane Zeitgeschichtliches für fragmentarischen Genuß zurechtschneidern, noch als Memoirenromane die dickbändigen Schätze der Bibliotheken für das leichtere Nahrungsbedürfniß des Publikums gliedern, erwähnen wir namentlich zwei Werke, welche beide im Josephinischen Zeitalter spielen: „Im goldenen Zeitalter", Roman von Karl Frenzel (4 Bde., Hannover, Rümpler) und „Die Kinder Roms", Roman von Alfred Meißner (4 Bde., Berlin, Janke). Der erstere zeichnet sich aus durch den feinen, geistigen Duft, der über der wohlerfundenen, im ganzen einfachen Handlung schwebt, durch jenen Zauber der Humanität, der in den Träumen der Denker und Dichter und auch zum Theil der Fürsten jener merkwürdigen Epoche athmet. Es lag etwas in der Luft wie an einem warmen Märztage, wo die Ahnung des Frühlings aus den noch nicht ergrünten Fluren zu quellen scheint. In diesen geistigen Aether tauchen die Gestalten des Romans unter: der Kaiser, der liberale Aristokrat Graf Erbach und selbst die düstern Vorherverkündiger der Französischen Revolution. Die Erfindung bietet manches abenteuerlich Bewegte, namentlich vortreffliche Rococobilder aus Versailles: die Dubarry und die Marie Antoinette, der Salon im Pavillon von Luciennes und das Hoffest von Trianon — alles mit Feinheit, Lebendigkeit und Detailkenntniß ausgeführt. Der geistige Inhalt ist bedeutend wie fast immer bei Frenzel — nur die Liebe wird mit einer gewissen Kühle und in nicht überzeugenden Wandlungen geschildert. Der Roman Meißner's stellt mehr die Schattenseiten der Josephinischen Zeit dar, die Gewaltsamkeit der Reformen in der Aufhebung der Klöster und den Haß und Fanatismus, den sie bei den Opfern der Aufklärung hervorruft. Die Greuel des Klosterlebens werden uns mit einer Feder geschildert, wie sie Garibaldi in seinen Romanen führt. An durchgreifenden Romanmotiven fehlt es überhaupt nicht: der Gruftbrand, der Kassendiebstahl, der Schloßbrand und Gattinnenmord, die geheimnißvolle Entführung der Exnonne Marcelline, die Abenteuer des Alchemisten Pagomas, der sich zuletzt als Exjesuit entpuppt, halten die Spannung wach, aber die Haupthelden des Romans,

der Baron Eberstein, ein aufgeklärter Bureaukrat, ohne die Begeisterung des Grafen Erbach in dem Frenzel'schen Roman, flößt kein tieferes Interesse ein. Marcelline, welche eigentlich die Heldin des Romans ist und von Meißner auch mit einem gewissen poetischen Duft umgeben wird als eine Märtyrerin unbezwingbarer Verhältnisse, entbehrt doch zu sehr der psychologischen Vertiefung, obgleich sie in einzelnen Situationen, namentlich in der Klosterscene, in einer anziehenden Beleuchtung erscheint. Lebendige Phantasie und ein feiner, mit ironischen Lichtern spielender Humor charakterisiren die gelungenen Partien des Romans, doch scheint es uns, als ob Meißner's bedeutendes Talent sich es bei seinen Romanen oft zu bequem mache und eine größere Concentration seiner künstlerischen Fähigkeiten vermissen lasse.

Levin Schücking's neuester Roman: „Luther in Rom" (3 Bde., Hannover, Karl Rümpler), behandelt eine interessante Episode aus dem Leben des großen Reformators und stellt sie von Haus aus in die richtige historische Beleuchtung. Wenn uns Luther in der Hauptstadt des Katholicismus vorgeführt hat, so wollen wir die Eindrücke miterleben, welche die Weltherrscherin mit all dem Luxus und der Herrlichkeit der Künste auf das Gemüth des einfachen deutschen Mönchs macht. Und diese Eindrücke müssen derartig sein, daß wir die Keime der Reformation in ihnen wiederfinden, daß wir aus denselben uns die entscheidende That des revolutionären Augustiners erklären können, durch welche die europäische Welt aus ihren Angeln gehoben und Roms Macht in dem halben Welttheile gebrochen wurde. Große Gedankensymphonien können uns das nicht erklären, wohl aber die eigenen Erlebnisse und Abenteuer Luther's, wenn sie in glücklicher, zweckentsprechender Weise erfunden sind. Und hierin zeigt unser Autor eine große Feinfühligkeit. Wir begleiten Luther in ein von vielen Kirchenfürsten besuchtes Zauberfest, bei welchem nackte lebende Bilder aus der Mythologie, von willigen Schönen ausgeführt, eine Hauptrolle spielen. Und Luther, der sich in den Garten der Villa verirrt hatt, sieht diese Bilder nicht einmal in der ästhetischen Glorie, in welcher sie sich auf der Schaubühne dem Publikum zeigen, er sieht die Vorbereitungen und Nachwehen der plastischen Schaustellung und erhält so nur einen wüsten, keinen verführerischen Eindruck. Dann sehen wir Luther's Begegnung mit dem Herrn der Christenheit, der uns gleichsam in Schlafrock und Pantoffeln vorgeführt wird; wir begreifen vollkommen, wie ihm aller Respect vor dem Haupte der Kirche verloren geht, das gegen die theologischen Untersuchungen eine lebhafte Abneigung, dagegen desto größere Neugier in Bezug auf die Enthüllung der Privatgeheimnisse seiner lieben Römer verräth. Geistreich durchgeführt ist die Begegnung zwischen Luther und dem Maler Rafael, jener fühlt sich unsicher und unbehaglich in der verführerischen Welt der Schönheit, welche ein den Bildercultus so mächtig förderndes Genie erschafft. Andere abenteuerliche Erlebnisse, in denen der romanhafte Reiz des Werkes liegt, die Begegnungen des deutschen hochadelichen Egino, dessen Liebe zu einer Enkeltochter der Hohenstaufen, sein Aufenthalt in den Pönitenzzellen des Klosters, das verhängnißvolle Zusammentreffen in den unterirdischen Gängen — alle diese Erfindungen des Romandichters, welche Luther nur als Zuschauer miterlebt, dienen dazu, ihm das Treiben in der Ewigen Roma von seiner unheimlichen Nachtseite aus zu zeigen. Die Scheinehe mit dem Todten ist wol die grellste Partie des Romans, ein stark wirkendes Sensationsmotiv. Bedeutsam erscheint, daß die Enkelin der Hohenstaufen dem deutschen Mönche das Vermächtniß Friedrich's II., eine reformatorische Streitschrift des freigeistigen Kaisers, übergibt, welche den Funken zu seiner weltbewegenden That in die Seele des Mönchs wirft. Ein poetisches Bild ist Irmgard, sie gehört in die große Mignonrubrik des deutschen Romans. In der Charakteristik Luther's selbst hat sich der Autor aller modernen Zuthaten begeben; der deutsche Reformator erscheint mit seiner Glaubensfestigkeit, ja mit aller oft engherzigen Einseitigkeit derselben, welche die moderne Welt fremdartig gemahnt und hier und dort auch unsere Theilnahme für die begeisterten Ergüsse des Helden erlahmen läßt.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.



Seite

Seite

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





